Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus.

Stuttgart
Verlag v. W. Spemann

Erster Band.

(Oktober 1885 bis März 1886.)

Stuttgart.

Druck von Gebrüder Kröner.

—◆—

Inhalt.

Erster Band (Oktober 1885 bis März 1886).

I. Romane, Novellen, Plaudereien zc.

II. Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

III. Naturwissenschaft, Heilwissenschaft, Technologie zc.

IV. Geschichte und Kulturgeschichte.

V. Bildende Kunst.

VI. Litteratur.

VII. Artikel verschiedenen Inhalts.

VIII. Gedichte.

IX. Sammler.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

X. Voll- und Einzelbilder.

XI. Extrabeilagen.

Spruch.

Voll Gemeinheit ist die Welt,
Voll Gewaltthat, Trug und List;
Trotzdem, ob auch heißer Zorn
Oft das Manneslherz mir schwellt,
Bin ich doch kein Pessimist;
Denn in dreifach heil'gem Born

Halt' ich Herz, wie Geist, mir klar.
Vaterland und Haus und Kunst
Sind für mich der Hochaltar
Zu dem Dienst des Idealen.
Was drum schert mich Erdendunst,
Wenn solch ew'ge Sterne strahlen?

Oskar von Redwitz.

Wie entstand die deutsche Allerweltsnatur?

Von

Franz von Löher.

Schon früher beschäftigte uns in dieser Zeitschrift die Frage, wie lange wohl unsere Nation bereits auf deutschem Boden möge gewohnt haben, und wir kamen zu dem Schlusse, jedenfalls müßten es ein paar tausend Jahre vor Christus gewesen sein. Die Sache ist nicht bloß ein anziehendes Spiel für die Neugierde, es steckt ein größerer Wert dahinter. Zuerst für die richtige Auffassung unserer Volksgeschichte; denn, sind gewisse Grundzüge deutscher Haus- und Staatssitte so uralt, so sind sie auch stammfest und tief gewurzelt und mußten deshalb das ganze geschichtliche Leben der Nation durchherrschen. Wo aber in diesen nationalen Grundzügen etwas steckt, was gar nicht löblich ist, da mögen wir gerade aus dem Umstande, daß die Unsitte, weil so uralt eingewurzelt, daher so schwierig auszurotten, doppelt Pflicht und Anregung schöpfen, das Uebel beharrlich zu bekämpfen. In dieses Kapitel gehören Stammeshader, Eigensinn und Beschränktheit der Parteien, politische Zerfahrenheit. Allein nicht bloß für Geschichte und Gegenwart wertvoll ist die Erkenntnis vom Uralter der Germanen, sie eröffnet auch frohe Blicke in die Zukunft, sie trägt eine große Ermutigung in sich. So tief die Wurzeln gehen, so hoch wächst der Stamm, so weit breiten sich seine Zweige und Aeste aus. Nach dem Maßstabe ihrer bisherigen Dauer und Leistung darf man unserer Nation eine innere Stärke zuschreiben, die so leicht nicht zu brechen ist, und einen weltweiten Beruf, welchen sie erfüllen muß trotz schwerer Mühen und Gefahren.

Verflochten in diese Untersuchung, jedoch viel reicher an Bedeutung, ist die Frage nach den Ursachen jener Eigentümlichkeit des Deutschen, mit welcher er so gern fremder Meinung, fremder Sitte und Mode huldigt und sein eigenes Wesen dagegen zurücksetzt. Den Völkern rings um Deutschland fühlt er sich verwandt in Geist und Seele. Daher sein rasches Verständnis, seine weiche Empfänglichkeit für ihre Ideen wie für ihre Leiden und Freuden. Hat er sich einmal befreiet von seinen Mitgefühlen für Fremde, alsbald steckt er wieder tief darin.

Gibt aber der Deutsche sich leicht nach allen Seiten aus, so nimmt er selbst auch von allen Seiten ein. In seiner Kunst und Litteratur und Wissenschaft sind alle Völker, alle Zeiten vertreten. Die geistige Welt der Deutschen gleicht einem großen Meere, in welchem ringsumher aus allen Ländern und Weiten Bäche und Ströme einmünden.

In dieser Allerweltsnatur aber liegt auch die Ursache gewisser alter Schwächen des Deutschen. Unter den bedeutenderen Völkern besitzt gerade er das weichste Nationalgefühl. Es kostet ihm lange Ueberlegung, bis er seinen eigenen Vorteil kräftig wahrnimmt, und es kostet ihm etwas Selbstüberwindung, gegen den Uebermut der Fremden loszuschlagen und die übergroße Meinung von ihrem Rechte und ihrer Bedeutung von sich abzuschütteln.

Damit hängt zusammen, daß in allem, was der

Deutsche schafft, sei es im Staats- und Rechtswesen oder in Kunst und Poesie, gar leicht die feste Form und Haltung fehlt. Deshalb bedarf keiner mehr der äußeren Zucht und Schulung, als der Deutsche bei all seiner Willenskraft und unerschöpflichen Ideenfülle.

Woher nun diese so fest und tief sitzenden Eigenschaften? Bei keinem Volke der Erde zeigen sie sich in dieser Art und Stärke.

Die nachbarreiche Weltstellung Deutschlands genügt nicht, die Entstehung zu erklären; denn sie finden sich in der Mitte des deutschen Volkskörpers so gleichmäßig verbreitet wie an seinen Rändern. Auch durch geschichtliche Ereignisse kann jener Allerweltscharakter nicht allmählich gezeitigt sein. Er bekundete sich schon damals, als die Germanen eben erst mit der Römerwelt in Berührung traten, und gab seine Färbung der ganzen langen Epoche der Merowinger und Karolinger, als die Deutschen begierig die antike und christliche Kultur in sich aufnahmen.

Auffallend genug aber walten diese inneren Beziehungen nur zwischen ihnen und ihren indogermanischen Brüdern. Des Deutschen Seele verklärt sich vor dem griechischen Schönheitsideal, er begreift vollständig die mathematische Staats- und Rechtsordnung der Römer, es lächelt ihn an der Franzosen feine Geselligkeit, ja, er kann schwärmen mit des Inders riesigen Phantasiegebilden, mitfühlen mit des Slaven derber Brüderlichkeit und mit des Iren warmherzigem Dusel, aber er fühlt sich fremdartig angeweht von asiatischem Handelsgeist und stößt zurück die Despotenfaust des Magyaren und Türken.

Wir müssen also die Ursachen jener Eigentümlichkeit viel weiter zurück suchen, wir müssen — soweit das überhaupt denkbar — uns einen Einblick eröffnen in jene dunkle Zeit, wo das Werden und Sichgestalten des deutschen Nationalcharakters vor sich ging.

Da aber erhebt sich sogleich die vielleicht etwas kühne Forderung an unsere Leser, daß sie eine gang und gäbe Ansicht einmal beiseite setzen, den Lehrsatz nämlich, daß Europas Völker von Asien hergekommen. Entsetzt werden viele fragen: Wie, das wären sie nicht? Wir aber lassen hier die religiöse Begründung der Sache aus dem Spiele und halten uns bloß an die wissenschaftliche. Glaubte man doch früher auch, die hebräische Sprache, weil die des Alten Testaments, sei die älteste Sprache auf Erden; heutzutage wird das niemand mehr behaupten. Es gab aber noch einen anderen Grund für die allgemeine Vermutung der Herwanderung aus Asien. Wie klein, verschwindend klein nahm sich die europäische Halbinsel aus, gegenüber dem ungeheuren Asien, nur wie ein Zipfel an einem Riesenleibe! Als Unsinn erschien es, daß der kleine Weltteil seine Einwohner nicht von dem großen, — als etwas ganz Unmögliches, daß von diesem kleinen Europa Asien zwei seiner besten Völker empfangen habe. Man wagte früher eben noch nicht zu überschauen, wie in Wirklichkeit der räumlich so kleine Weltteil mit seiner Kultur und Politik fast alle Länder der Erde beherrscht.

Wissenschaftlich ist die Frage erst zu Anfang dieses Jahrhunderts erörtert. Weder in der Sage noch in der Geschichte fand sich für die Herwanderung aus Asien nur eine leise Andeutung, wohl aber in der Sprachverwandtschaft zwischen Germanen einer- und Iraniern und Indern andererseits. Allein gerade dieser sprachliche Beweis ist durch die Forschungen der letzten dreißig Jahre nicht bloß hinfällig geworden, sondern hat sich in sein Gegenteil verkehrt. Der Engländer Latham war der erste, der vor etwa vierzig Jahren den Ursitz der Indogermanen nach Europa verlegte. „Wenn wir," so folgerte er, „zwei Stämme derselben Sprachfamilie besitzen, die getrennt voneinander sind, und von denen der eine größeres Gebiet hat und mehr Spielarten zeigt, während der andere kleineren Umfang und größere Gleichartigkeit besitzt, so ist anzunehmen, daß der letztere vom ersteren stammt, und nicht das Umgekehrte." Weil Latham zwischen Sanskrit und dem Lettischen und Slavischen eine nahe Verwandtschaft entdeckte, glaubte er den fraglichen Ursitz im kleinrussischen Podolien und Volhynien zwischen dem oberen Lauf des Dnjestr und Dnjepr zu finden. Benfey bezeichnete als solchen Südrußland von der Mündung der Donau bis zum Kaspisee, Spiegel das südliche Europa zwischen dem 45. und 60. Breitegrad, Friedrich Müller den Südosten Europas, in welchem die Völker vom armenischen Hochgebirge in unvordenklicher Zeit eingewandert seien. Pictet setzte ausführlich auseinander, weshalb das alte Baktrien die Urheimat müsse gewesen sein. Pietrement suchte die ersten Sitze der Indogermanen in Sibirien, Pösche beschränkte sie auf die Rokitnowsümpfe in Weißrußland, und Reinisch dachte gar an das afrikanische Seenland unter dem Aequator. Während unter den Geographen Ritter und Kiepert und unter den Kulturhistorikern V. Hehn, und zwar letzterer mit einer Art von Erbitterung, die frühere Meinung vertraten, die Indogermanen seien von Centralasien her nach verschiedenen Richtungen ausgewandert, behauptete Peschel, die größte Wahrscheinlichkeit spreche für beide Abhänge des europäischen Kaukasus.

In der jüngsten Zeit ist für sämtliche Indogermanen der mitteleuropäische Stammbaum tiefer bewurzelt worden. Vor fünfzehn Jahren traten zuerst Cuno und Geiger dafür auf. Cuno erklärte: Weil die indogermanischen Sprachfamilien selbständige Arten derselben Gattung seien, so müßten sie entstanden sein in einem „großen, durchweg bewohnbaren, geographisch und klimatisch möglichst gleichartigen Raume, innerhalb dessen keine Völkerscheiden vorhanden, auf welchem also ein in sich gleichartiges Volk entstehen und wachsen konnte", und dieser Raum sei auf der Erdkugel nur im Osten Europas im Zusammenhange mit dem nördlichen Deutschland und nordwestlichen Frankreich zu finden. Der kundige Sprachgelehrte Geiger legte für jedermann die Gründe nahe, weshalb „die Urheimat der Indogermanen in Deutschland, vielleicht insbesondere im mittleren und westlichen zu suchen". Kollmann konnte nach ausgedehnten Untersuchungen der verschiedenartigsten Schädel zu keinem anderen Ergebnis gelangen, als daß die Germanen in ihrem Lande eingeboren (autochthon) seien, und Lindenschmit

legte an der Spitze seines „Handbuchs für deutsche Altertumskunde" ernstliche Verwahrung dagegen ein, daß „durch bloße Voraussetzungen und Annahmen, die im argen Widerspruch mit dem Befunde der Denkmale und greifbaren Thatsachen ständen, unsere älteste Kulturgeschichte vorschnelle Anordnung und Gliederung erhalte." Endlich hat O. Schrader in seinem jüngst erschienenen Buche „Sprachvergleichung und Urgeschichte" mit kritischem Auge alles das gesammelt und gewürdigt, was über diesen Punkt geäußert worden, und ist — entgegen seiner früher ausgesprochenen Meinung — zu dem Endurteil gekommen: „Die europäische Hypothese, d. h. die Ansicht, daß der Ursprung der indogermanischen Völker eher west- als ostwärts zu suchen, scheint weitaus die den Thatsachen entsprechendere zu sein."

Nur kurz sei hier auf die Thatsachen hingedeutet, auf welche sich die Verteidiger des mitteleuropäischen, insbesondere deutschen Anspruchs berufen. Vorzugsweise Deutschland sind die Bäume eigen, welche in sämtlichen indogermanischen Sprachen vorkommen: Birke, Buche, Eiche, Föhre, Fichte, Weide, Esche, Hasel. Bildung und Wandlung ihrer Namen, insbesondere die Stelle, von welcher die Buche bei ihrer Weiterwanderung ersichtlich ausging, weisen auf Deutschland zurück. Der erste Anbau von Gerste und Roggen, ursprünglich das Hauptgetreide der Indogermanen, sind nur zu suchen in einem nordeuropäischen Lande. Die Armut der indogermanischen Sprachen an gemeinschaftlichen Insektennamen läßt ein zwar gemäßigtes, aber doch frostiges Klima als die Urheimat erscheinen. Endlich besonders sind diesen Sprachen die Namen für solche Tiere gemeinsam, welche in Deutschland am gewöhnlichsten sind, wie Rind, Schaf, Schwein, Pferd, Hund — ferner Bär, Wolf, Maus, Dachs, Fuchs, Biber, Fischotter — ferner Wurm, Schlange, Aal — ferner Geier, Rabe, Star, Wildgans. Dagegen fehlen den indogermanischen Sprachen gemeinsame Ausdrücke für Tiger, Kamel und Elefant und es ist kaum denkbar, daß diese hervorragenden Tiergestalten Asiens bis auf die letzte Spur aus der Ursprache verschwunden wären, wenn sie darin einmal — und das wäre ja doch in einer asiatischen Urheimat der Fall gewesen — ihre Stelle eingenommen hätten, gleichwie es mit jenen anderen Ausdrücken für Bär und Wolf der Fall gewesen. Aehnlich, so scheint es, verhält es sich mit der Palme und anderen charakteristischen Pflanzenformen, die wohl im Zend und Sanskrit, nicht aber in den europäischen Sprachen vorkommen. Umgekehrt fehlen Wörter wie Lein, Auster, Pflug, Egge, deren Stamm den europäischen Sprachen gemeinsam, im Zend und Sanskrit, können also nicht erst aus diesen herstammen.

Halten wir nun Umschau in der Weltgeschichte, um uns die Richtung zu vergegenwärtigen, welche gewöhnlich die großen Völkerzüge einhielten. Allgemeinen Glauben fand noch vor dreißig Jahren die Ansicht: Alle Völker Europas seien in ferner Zeit vom Osten hergekommen, von Osten nach dem Westen habe sie ein unhemmbarer Trieb in Bewegung gesetzt. Woher aber solch geheimnisvoller Antrieb? Sollte es den Menschen nicht natürlicher sein, erwartungsvoll dem Aufgang der Sonne entgegenzuziehen, als dem Niedergange zu? Wo das mächtige Tagesgestirn glanzvoll aufgeht, dahin zu dringen, reizt die Neugier und der Wandertrieb; man will sehen, wo die Sonne herkommt, nicht wo sie bleibt. Deshalb ging auch wirklich die Wanderung der Regel nach vom Westen nach dem Osten hin, vom kleineren Lande nach dem größeren hin, so der Angriff der hellfarbigen Völker „vom Meere" auf Ägypten, von welchem die Inschrift zu Karnak redet; — die Wanderung der Thraker und Phrygier nach den kleinasiatischen Küsten; — das Erscheinen der Bastarnen bei den Makedoniern, als diese gegen die Römer kämpften; — der Zug von Kelten oder vielmehr Germanen nach dem Bosporus und Kleinasien; — die Wanderungen der Goten von der Ostsee nach den Ufern des Schwarzen Meeres; — die weite Verbreitung der Tadschiks von Iran nach Centralasien hinein und der Inder vom Pendschab nach dem Meerbusen von Kalkutta; — die Eroberungszüge der Griechen und Römer, welche das Morgenland in ihre Gewalt brachten; — das leise Vordringen französischer Kultur gegen Deutschland und das viel stärkere der deutschen gegen den slavischen Osten; — endlich die zweihundert Jahre lang dauernden Kreuzzüge; — und das seit dreihundert Jahren stets verstärkte Vordringen der Russen und anderen Europäer gegen Osten. Alles, was wir dagegen von großen Wanderungen wissen, die in der Richtung von Osten nach Westen erfolgten, beschränkt sich — da die vereinzelt aus Not nach Amerika Getriebenen keine Völkerzüge bilden, und ebenso viele Auswanderer über die Meere nach Süden und Osten gehen — auf die Versuche der Perser gegen Griechenland und auf den Hunnenstoß; denn die Züge der Germanen, Araber, Mongolen waren ein Ausschwärmen nach jeder offenen Seite hin. Sollte nun — jenem natürlichen und historischen Gesetz entgegen — gerade die erste große Völkerwanderung von Osten nach Westen erfolgt sein?

Ueberhaupt, stellt man sich auf die asiatische Seite und blickt von hier nach dem kleinsten Weltteil hin, so erscheint in der angeblichen Massenwanderung von Asien nach Europa manches gar zu wunderlich. Sollten denn wirklich sieben Stämme in weite Ferne gezogen und nur zwei in der Heimat sitzen geblieben sein? Und gerade die zwei, die am meisten entartet sind? Natürlicher wäre es doch gewesen, wenn die zwei Stämme, durch irgend eine uns unbekannte Ursache genötigt, von den sieben abgestoßen wären, und gerade deshalb, weil sie auf langer Wanderung durch allerlei Völker sich durchschlagen mußten, so viel von deren Kultur und Sitten, aber auch von deren religiösen Anschauungen in sich aufgenommen hätten.

Welche Straßen aber hätten von Hochasien her die Westwanderer ziehen müssen? Wie konnten sie durch das vorliegende Gebiet der Semiten hindurchkommen, ohne daß von deren fortgeschrittener Kultur, vom Ziegelbau, Erzguß und anderer Kunstfertigkeit bei ihnen etwas hängen blieb? Denn die Annahme, die Semiten wären damals noch ebensoweit in Ge-

sittung zurück gewesen, wie die Indogermanen, will doch nicht passen zu den ältesten Ueberlieferungen und Nachrichten, die uns Hamiten und Semiten als ein paar Weglängen voraus hinstellen. Noch weniger würde es mit aller historischen Beobachtung stimmen, wenn die Europäer, was sie etwa von semitischer Kultur angenommen, im Laufe der Zeit wieder hätten fallen lassen, um zurückzusinken in die Roheit. Sind also wirklich die europäischen Indogermanen vom fernen Osten herabgekommen, so sind sie einen Weg gezogen, der sie mit den Semiten nicht in Berührung brachte. Wo aber liegt dann die Bahn, auf welcher sie sämtlich an ihnen vorbei kamen? Diesen Weg aufzufinden, möchte nicht so leicht sein. —

Erwägt man nun die Reihe der Vermutungen, welche gegen die asiatische und für die mitteleuropäische Herkunft sprechen, und hält mit diesen Vermutungen zusammen, was nahezu als Beweis gelten darf — so ist zwar über das, was im Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten geschehen, noch keine untrügliche Gewißheit vorhanden, wohl aber ergibt sich für die Annahme, daß unseres Weltteils Herzmitte selbst Ursitz und Ausgangspunkt der indogermanischen Völker gewesen, eine viel größere Wahrscheinlichkeit, als für die Meinung, sie seien vom Südosten Asiens hergekommen. Die überzeugende Kraft der europäischen Hypothese beruht offenbar auch darin, daß keine durchgreifende Thatsache bekannt ist, welche sich nicht mit ihr vereinigen ließe, während so manche Bedenken die entgegengesetzte Annahme entkräften. Das gilt insbesondere auch in Bezug auf Verwandtschaft und nachbarliches Verhältnis der indogermanischen Völker. Jene viel größere Wahrscheinlichkeit könnte also nur vor neuen unumstößlichen Beweisen verschwinden, wie sie erst noch zu erforschen.

Gewiß ist die Sprache nicht das einzige Kennzeichen der Abstammung eines Volkes, sondern ebenso wesentlich spricht dabei mit sein körperlicher und geistiger Charakter und was daraus in Recht und Religion, in Staat und Sitte sich entwickelte. Wohl aber bleibt die Sprache uraltes Erbgut, das von des Geschlechtes Ursprung und Geschichte Zeugnis gibt. Je mehr Gleichartiges zwei Völker in ihrer Sprache haben, desto inniger waren sie in der Urzeit miteinander verwachsen, oder desto mehr hat das eine vom anderen empfangen. Jene innerliche Verwandtschaft findet ihren Ausdruck in Wurzelwörtern, im Organismus, in Geist und Klang der Sprache. Spätere Einwirkung bekundet sich vornehmlich durch die Menge und Bedeutung der Lehnwörter.

So besteht zwischen Griechen und Italiern eine nähere Sprachverwandtschaft, als zwischen beiden und den Kelten, Germanen, Slaven und Letten. Stärker gibt sie sich kund zwischen Griechen, Illyriern, Iraniern und Indern, und noch mehr ausgeprägt zwischen den beiden letzteren und zwar so sehr, daß die alte Zend- mit der Vedasprache beinahe eins ist. Wir schließen daraus, daß diese fünf Stämme von den anderen getrennt eine Zeitlang zusammensaßen oder wanderten, dann die Italier zuerst sich abzweigten, darauf die vier anderen näher miteinander verkehrten und schließlich nur die beiden letzten die Weiterwanderung gemeinsam fortsetzten, bis auch sie im fernen Osten sich trennten und die am meisten vorgedrungenen Inder im Gangesland sich in Farbe und Körpergestalt, in Phantasie und politischer Denkungsart am weitesten von der ursprünglichen Stammesnatur entfernten.

Die Germanen aber lebten, nach der Sprachverwandtschaft zu schließen, noch lange Zeit verwachsen auf der einen Seite mit Kelten, auf der anderen mit Slaven und Letten, und zwar mußte ihre Gemeinschaft mit den beiden letzteren noch fortdauern, als die Kelten sich bereits von ihnen abgesondert hatten. Denn mit der Sprache der Slaven und Letten hat die der Germanen nähere Verwandtschaft als mit der keltischen. Insbesondere zeigt sich das in der viel größeren Menge gemeinsamer Ausdrücke für Gegenstände des Ackerbaues, der Viehzucht, des Mineralreiches. Findet sich doch auch die germanische Form und Technik der Steingeräte wieder in allen Landen der Slaven, Finnen und Lappen.

Es treten aber in Deutschland noch andere Hinweise hinzu. Soweit jetzt alte Gräber aus den Zeiten vor und nach der Völkerwanderung auf deutschem Gebiete geöffnet sind, fanden sich noch längst nicht die Hälfte Langschädel darin, die viel größere Hälfte ist kurzschädelig, und zwar zeigen sich die Längschädel immer weniger, je weiter man nach dem Süden vorschreitet. Ganz dasselbe Ergebnis liefern die Zählungen und Messungen, welche Kollmann, Joh. Ranke, Virchow und andere an deutschen Schulkindern angestellt haben. Nirgends in Deutschland gibt es noch eine Mehrheit von blonden Langköpfen wie in Schweden. Auf der Linie zwischen Helsingborg und Genf nehmen Schwarzhaar und Breitschädel nach dem Süden hin beständig zu. Auf unserer Ostseite aber steht das Verhältnis noch weniger zu Gunsten blonder Langschädel. Zieht man eine Linie von Hamburg nach Triest, so läßt sich östlich derselben nicht mehr von Zu- oder Abnahme der Schwarzhaarigen und Rundschädeligen reden: Der germanische Typus befindet sich allerorten in der Minderheit. Die slavischen Forscher nehmen mehr und mehr deutsches Land als ihr ehemaliges Volksgebiet in Anspruch und weisen darauf hin, bis wie weit die slavischen Ortsnamen in Deutschland hinein sich finden, und wieviel Blondköpfe mit wenn nicht schön blauen, doch wenigstens grauen Augen bei den Slaven.

Diese Thatsachen sind zweifellos, und es sei noch eine andere beigefügt. Gleichwie in alten Familien durch einen unerklärlichen Vorgang plötzlich in einem jungen Sproß Gestalt und Natur irgend eines Urahnen auftritt, so blickt uns hier und da mitten in Deutschland ein unverkennbar halbmongolisches Gesicht an, und könnten wir in diesem oder jenem Thalwinkel, solange die Leute nicht sprechen, beinahe wähnen, unter den Rundgesichtern Irlands oder der Bretagne zu sein.

Wie ist das alles zu erklären? Woher kommen insbesondere die Ortsnamen keltischer und slavischer Herkunft nach Deutschland? Der Schluß liegt nahe:

Eine Lebensfrage. Von Carl Marr.

Es wohnten dort früher Kelten oder Slaven, und die deutschen Eroberer mußten die einheimischen Namen der Flüsse, Berge und Seen wie der Ortschaften annehmen, wenn sie darüber mit dem Volke, unter welchem sie sich niederließen, sich verständigen wollten.

Vielleicht gibt es noch eine andere Erklärung. Strabo, der unter Augustus lebte, schien es, daß Kelten und Germanen in Gestalt, Sitte und Lebensweise fast gänzlich übereinstimmten. Hätten römische oder griechische Schriftsteller damals sich darauf eingelassen, Slaven und Germanen schärfer zu beobachten, so würden sie auch zwischen diesen beiden in den Hauptsachen so viel Gemeinsames gefunden haben, daß sie sich gefragt hätten: Wo hört hier das eine Volk auf und wo fängt das andere an?

Wie entstand überhaupt mitten in der Gleichartigkeit des indogermanischen Urvolks eine Abartung? Wie konnten sich so viele verschiedene Völker daraus hervorbilden und ab- und ausscheiden? — Diese Frage zu beantworten sind wir zur Zeit noch auf Vermutungen angewiesen.

Alles, was lebt und sich bewegt, hat ein Streben sich auszugliedern und in dem Einheitlichen ein Mannigfaltiges zu werden. Sobald ein Glied sich hervorbildet, wächst auch mit ihm der Trieb, sich im kleinen eigenartig zu gestalten, während es zugleich vom organischen Gesetze des Ganzen sich nicht loslösen kann.

So hat in einer Familie jedes Kind seine besonderen Eigenheiten im Gesicht und Körper, in Gang und Gebärde und Charakter, in Fähigkeiten und Richtung thätig zu werden. Auch in der Sprache offenbart sich von früh an nicht bloß bei jedem Kinde etwas Eigenes in Klang und Tonfall, sondern auch in Laut- und Wortbildung, was nur die Erziehung allmählich mit der allgemeinen Gewöhnung in Uebereinstimmung bringt. So gab es auch von Anfang an in jedem Volke Ansätze zu verschiedenen Mund- wie verschiedenen Menschenarten. Gleichwie in einer Familie schöne und talentvolle Kinder aufwachsen neben minder begabten, gleichwie von Brüdern und Schwestern die einen mutig und kraftvoll, die anderen furchtsam und geduldig sind, so gab es vorzüglichere Geschlechter und Gemeinden mitten unter anderen.

Die Vorzüglicheren gewannen größere Geltung und die minder gut Ausgestatteten nahmen von jenen Art und Sitte an. Wellenförmig verbreiteten sich deren Einflüsse rings um sie her, bald in schwächerer bald in stärkerer Woge.

Wie nun die weitere Unter- und Abscheidung in allem einzelnen vor sich ging, entzieht sich, wie gesagt, unserer Einsicht; wahrscheinlich wirkten zwei Ursachen wesentlich mit, die Mischung mit einer anderen Rasse und die Verschiedenheit der Landesnatur.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß ganz Europa früher von Völkern niederer Art, die der finnischen, turanischen, mongolischen verwandt, bewohnt gewesen. Bewahrt doch die Sprache der Finnen und Lappen noch heutzutage die indogermanischen Eindrücke. Vor dieser Rasse aber war unser Erdteil wohl von einer andern noch minder vollkommenen, wie vor dieser von einer noch niedrigeren bewohnt, und so eröffnet sich eine Tiefsicht in immer rohere und ärmlichere Kreise, aus denen sich beständig vorzüglichere Geschlechter auf den Schultern der anderen und über dieselben emporheben. Diese stärkeren vermehrten und verbreiteten sich rascher, indem sie schwächere Nachbarn unterjochten und deren beste Männer totschlugen, die anderen zu ihren Knechten machten und die schönsten Weiber zu sich nahmen, und auf solche Weise dem Lande in immer weiteren Kreisen von ihrem Wesen mitteilten. Sie selbst aber nahmen, was nicht ausbleiben konnte, mehr oder weniger von der Unterjochten Wesen Kultur und Sprache an, und die Dichtigkeit dieser Mischung, in welcher gewöhnlich selbst wieder eine Abminderung der Eigenschaften der Sieger lag, bestimmte auch fortan deren größere oder geringere Tüchtigkeit.

Zur stärkeren oder minderen Kraft aber der Arme wie des Charakters kam die höhere oder schwächere Gunst der Landschaft hinzu. Es war ein großer Unterschied, ob ein reiner oder nebliger Himmel über den Häuptern stand, ob erfrischende Wald- und Seeluft Brust und Seele stärkten oder erdige Sumpfluft sie bedrückte, ob der Boden leicht nährte und der Schlaffheit Raum ließ oder ob er Arbeit, Fleiß und Nachdenken verlangte. Wie sehr die Landschaft auf Völkerbildung einwirkt, davon gibt das ganze atlantische Küstenland Europas ein merkwürdiges Beispiel. Wo immer sich Halbinseln ins Meer strecken, da erwuchs aus Ureinwohnern und Zuwanderern eine Volksart, die sich eigentümlich von den Bewohnern ihres großen Hinterlandes unterscheidet: so im spanischen Galizien, in der Bretagne, der Normandie, den drei friesischen Halbinseln, in Jütland, Kurland, Esthland, Finnland.

So mögen nun in dem Gebiete, welches von der Loire im Westen, der Weichsel im Osten, der Nordsee, Eider und Ostsee im Norden, endlich der Alpenlinie begrenzt wird, die Indogermanen sich in Urzeiten im ganzen gleichartig, im einzelnen mit allerlei Verschiedenheiten verbreitet haben.

Allerorten ertönten die Urlaute zu ihren jetzigen Sprachen und vielleicht noch andere, die untergegangen. Im Zusammenwirken der vorgedachten drei Ursachen — der Naturanlage, der Volksmischung, der Landesnatur — bildete sich, anfangs kaum merklich, nach und nach deutlicher im Südosten etwas wie griechisch-indische Volksart, etwas wie slavisch-lettische im Nordosten, etwas wie keltische im Westen, in der Mitte etwas wie germanische. So waren in den polnisch-litauisch-russischen Ebenen die einförmige und ungedeihliche Landesnatur, vornehmlich aber die turanische Beimischung, welche dort die Indogermanen, viel stärker als auf deutschem Boden, erfuhren, die beiden Ursachen, weshalb in den Slaven ein andersartiges Volk entstand, oder wie der fachmännische Ausdruck lautet, die Slaven sich differenziierten.

Von der germanischen Mitte, wo kräftigere Leute wohnten, erfolgte, wie es scheint, von Zeit zu Zeit ein Drang und Druck, der sich über das ganze Gebiet fortpflanzte und zur Folge hatte, daß die Völkerschaften in den umherliegenden Ländern in ihrer Sonderart sich verdichteten, und endlich, von eigener

Wißbegier und Abenteuerlust, vielleicht auch durch Nahrungsmangel getrieben, fortzogen.

Zuerst war es die griechisch-indische Gruppe, die sich in die mittleren und unteren Donaulande vorschob. Wo Theiß, Drau, Sau und die Balkanflüsse einmünden, hat vielleicht eine Dreiteilung stattgefunden.

Die einen zogen das offene Thal zwischen den letztgenannten Flüssen hinauf und gelangten nach Italien, wo sie über die lombardische Ebene sich ergossen, wurden aber, wie es scheint, später von nachdrängenden Scharen weiter und weiter die Halbinsel hinabgeschoben und verschmolzen dort mit den Ureinwohnern zu neuen Völkerschaften.

Die zweite Gruppe drang an den Strömen der Bosna, Trina oder Morawa hinauf in die Verzweigungen des Balkan und blieb im rauhen Berglande am meisten unentwickelt sitzen, unter allen Indogermanen am wenigsten berührt von der Kultur anderer Völker. Zu dieser illyrischen Gruppe gehörten im Altertum auch die Epiroten, Makedonier und Thraken, wie heutzutage Albanesen und Montenegriner.

Die aber von ihnen über die Bergpässe hinunter ans Meer gelangten, hatten den Vorteil des herrlichen, vielgestaltigen Landes, in welches von allen Seiten das Meer hineinbuchtet und spiegelt, und den noch größeren Vorteil, daß sie den semitischen Kulturvölkern am nächsten wohnten, am frühesten von ihnen Bildungszuflüsse aufnahmen. Bei ihnen konnte die edle griechische Kulturblüte gedeihen, während die Italier, im schönen Lande des Apennins, zwar ähnlich wie die Griechen sich entwickelten, jedoch langsamer und dürftiger.

Die dritte Masse verbreitete sich an der unteren Donau und rings um das Schwarze Meer und führte die Namen Gothen oder Gäten, oder Skyten, auch Massageten, Alanen, Sarmaten.

Immer weiter schoben sich die Spitzen der Wanderung nach Osten: alles zog mit, was sich unbefriedigt fühlte in dem Steppenlande im Norden des Schwarzen Meeres, wo nur der kurze Frühling lieblich, jede andere Jahreszeit menschenfeindlich ist. Der Gebirgsstock des europäischen Kaukasus wurde umwandert, jedoch nicht ohne daß Eroberer die fruchtbaren Thalgelände emporstiegen. Längs des langen Bergzuges in Vorderasien ging dann der Völkerzug weiter, häufig blieben im Gebirge Teile hängen; man erkennt die indogermanischen Spuren in Sprache und Charakter, Körperbau und Lebensart der Osseten, Armenier, Kurden, Perser, Tadschiks, Afghanen und Belutschen. Der äußerste Kernstamm gelangte durch das Kabulthal in das Fünfstromland des Indus, wo er, wahrscheinlich durch eine sehr schwache Uebervölkerung nicht gehindert, sich in seinem indogermanischen Charakter ausleben konnte, bis er in den Gangesländern und noch südlicher eine herbe Umbildung erfuhr.

Von den Indogermanen aber, die in ihren alten Sitzen beharrten, ging wahrscheinlich die älteste Auswanderung über die dänischen Inseln nach dem südlichen Schweden und verbreitete sich allmählich über die skandinavische Halbinsel, während die Urbevölkerung, die in dem großenteils armen Lande nur dünn verbreitet sein konnte, sich nach Jütland und in die entlegenen Thäler des Nordlandes zurückzog. In Skandinavien waren die Eroberer fern von den Welthändeln, fern von Einströmungen, es sei denn von Deutschland her; deshalb konnten sie ihre germanische Eigenart, die ohnehin von vornherein am wenigsten mit anderen Rassen gemischt war, auch am reinsten festhalten.

Die Kelten dagegen, gedrängt und umzingelt von den mehr und mehr ihre Kraft fühlenden Germanen, verloren sich nach und nach in Süddeutschland, zogen sich in die Alpenthäler zurück, gelangten auch in einzelnen Scharen über die Gebirgsjoche nach Italien, fanden aber ihr eigentliches Verbreitungsgebiet in Gallien, Spanien und Britannien. Die Ureinwohner gingen überall in Kelten auf: als Beispiele jedoch, wie einzelne zusammengedrängte Reste der Ureinwohner wohl ihrer Besieger Kultur, nur nicht deren Sprache annahmen, sind die Ligurer des Altertums und noch in der Gegenwart die Iberer in Spanien und die Walliser in England zu bezeichnen, während die Wallonen wohl ihre Sprache, aber nicht ihre Eigenart aufgegeben haben.

In Deutschland wurde auch im Süden der Westhälfte die keltische Art von der germanischen so zu sagen vollständig aufgesogen. Die Durchforschung jedoch und die statistische Zusammenstellung und Vergleichung des Befundes, welchen alte Gräber und Beobachtung der Lebenden liefern, ist noch nicht abgeschlossen. Dürfen wir nach den jetzigen Ergebnissen — zu denen natürlich die spätere Völkerwanderung nicht wenig beigetragen — Schlüsse machen, so lassen sich ungefähr folgende ethnographische Gebiete für Deutschland feststellen.

Im Flußgebiet des Rheins und der Weser, jedoch nur bis zur Schelde und Demer, der Lahn und dem mitteldeutschen Waldgebirgszug wohnten von jeher bis heutzutage die meisten Menschen von rein germanischer Bildung, nämlich Leute mit Langschädeln, blondem Haar, blauen Augen und weißrötlicher Hautfarbe. Südlich der bezeichneten Grenzlinie, also im Main- und Donaugebiet, mischte sich die germanische Eigenart mit einer anderen, welche am meisten der keltischen verwandt. Westlich von diesen beiden Teilen der deutschen Westhälfte enthält das französische Land bis zur Loire- und Alpenlinie vorwiegend germanische Bestandteile. In den südlicheren Gegenden sind die Reste germanischer Eigenart mehr und mehr überwuchert, jedoch nirgends so vollständig, wie in der Gascogne, während sich an der oberen Saone, der Isère und am Po das Germanische kräftiger bemerklich macht. Im Elbe-, Oder- und Weichselgebiet, also in der ganzen Osthälfte Deutschlands blickt, wie gesagt, von slavischer Eigenart fast allerorten etwas durch.

Selbstverständlich ist nun die Mischung in einigen Gegenden stärker, in anderen schwächer gewesen, je nachdem fremde Einwanderung oder der Stock keltischer oder germanischer oder slavischer Art stärker oder schwächer war. Auch in ganz Deutschland ist jetzt

— auch in Westfalen, Friesland und Holstein — kein einziger Landstrich mehr, dessen Bewohner bloß den rein germanischen Charakter im körperlichen wie im geistigen Wesen aufweisen könnten.

Unter seinen Merkmalen darf man mehr, als gewöhnlich geschieht, auf den seelenvollen und rasch wechselnden Ausdruck im Antlitz Gewicht legen. Nicht bloß inneres Vernehmen und Empfinden geht bei Leuten germanischer Art viel leichter und häufiger vor sich, sondern es zeigt sich auch blitzschnell in den Augen und Gesichtszügen. Wo immer man die deutsche Ostgrenze überschreitet, erscheint die Bevölkerung ein wenig schwärzlicher, nicht bloß, weil sie im Aeußeren etwas unsauberer oder lumpiger ist, sondern auch die Gesichter sind minder hell belebt. Auf westlicher Reise macht sich die Zunahme des Dunklen und Starren erst bemerklich, wenn man in die Nähe der Pyrenäen kommt — im Süden erst im neapolitanischen Gebirge, — in England und Dänemark nirgends, — in Skandinavien bei den Lappen. Auf seinen Reisen hat der Verfasser bei Arabern, Berbern und Spaniern, Magyaren, Bulgaren und Finnen, Hindus und Chinesen stets dieselbe Bemerkung gemacht. Je eintöniger das geistige Leben, um so starrer die Gesichtszüge, bis sie zuletzt die eherne Unbeweglichkeit des Negers und des Wilden annehmen. Merkwürdig genug ist die gleiche Thatsache in ihrer Abstufung auch bei Indianern, Mulatten, Mestizen, Zambos, spanischen, dann französischen Kreolen, dann den Amerikanern überhaupt wahrzunehmen.

Breit und groß ziehen sich die Folgen dieser uralten Vorgänge und Verhältnisse durch Deutschlands Geschichte und Gegenwart.

Wir können die Reiselust, welche den Deutschen einmal im Blute steckt, nicht von Eindrücken herleiten, welche eine tausendjährige Wanderschaft in unseren Voreltern zurückgelassen hätte. Gleichwohl ist Wanderlust und Wagemut ebensosehr ein Teil der vielgestaltigen Natur der Deutschen geworden, als das vorsichtige, breite, ruhig seßhafte Wesen. Denn von den Germanen gingen schon seit frühesten Zeiten so viele Völkerbildungen aus, und so sehr der deutsche Rest, zwischen all den Völkern eingekeilt, sich gewöhnen mußte, beharrlich seine uralten Wohnsitze zu verteidigen, ist es ihm doch zur anderen Natur geworden, nach allen Richtungen von Zeit zu Zeit sich zu dehnen und fühlbar zu machen, sei es in allerlei Anregungen, sei es in Auswandererscharen. Das bekundet nicht nur die Völkerwanderung allein, sondern auch im ganzen Mittelalter dauerte die Ausströmung nach dem slavischen Osten fort, und in der Gegenwart stellt Deutschland verhältnismäßig noch immer die meisten Ansiedler für die Fremde, sei es für England, Skandinavien und die germanischen Länder, sei es für Rußland, Ungarn, die Donaulande und den Orient, sei es über See nach Amerika, Kapland und Australien.

Weil aber der Deutsche mit so vielen Völkern verwachsen gewesen, fühlt er sich jedem unter ihnen innerlich verwandt. Von eines jeden innerstem Wesen schlägt eine Ader in seiner Brust. Er mag sich noch so viele Mühe geben, sich gegen fremde Einwirkung abzuschließen, sie sucht ihn dennoch heim und durchdringt ihn durch tausend Poren. Das befähigt ihn zum Großhändler der Wissenschaft und zum Schiedsrichter der Völker, macht ihn aber auch leicht zum wertvollsten — Völkerguano.

Ein altmodischer Kaufmann.

Von

J. P. Kniest.

Die neue Zeit gefiel ihm gar nicht, dem alten Kaufherrn Johann Jakob Armster.

Diese Hetzerei jetzt mit den Verladungen! Früher war alles hübsch gemütlich per Achse in das Inland gegangen. Jetzt erlaubten sich die Geschäftsfreunde Eilfracht vorzuschreiben, und zwar mit Dampfschiff und Eisenbahn! Das Dampfschiff wollte sich der alte Herr noch eben gefallen lassen, — besaß er doch selbst einige Aktien in demselben, die gute Zinsen trugen. Der Dampferkapitän, welcher wohl in das Kontor kam und sich nach etwa vorhandenen Frachtgütern erkundigte, war doch ein Mann mit einem bekannten, bürgerlichen Gesicht, ein früherer Schiffer. Wenn aber der Kerl mit der bunten Mütze und mit dem Schnauzbarte unter der Nase kam, der die Meldung zum Anfahren der Waren an den Bahnhof brachte und die vielen, zur Expedition nötigen Papiere forderte, dann kehrte sich dem Alten das Herz im Leibe um und er schimpfte mit den Fuhrleuten um die Wette über die Teufelserfindung der Eisenbahnen. Aergerlich schrieb er seinen Freunden dann, ihn mit Verladungen per Bahn ein für allemal zu verschonen, da doch bisher der Fuhrmann Kirchhoff noch immer früh genug die Waren abgeliefert habe. Wozu die Eile? Die Pfeife ginge einem ja dabei aus. Man könne ihm mit dem ganzen Kram „auf dem Buckel sitzen gehen!“

Nun, die Pfeife ging dem Geschäft in der That aus. Bei der Abneigung der Firma Johann Jakob Armster, den Errungenschaften der Neuzeit Rechnung

zu tragen, blieben die Aufträge allmählich aus. Prinzipal und junge Leute fanden bald nichts mehr auf dem Kontor zu thun und setzten vor lauter Langeweile die Drehböcke in quiekende Bewegung, verdrießlich und gähnend an den Federn kauend.

„Laßt andere sich mit der Ungemütlichkeit plagen. Der Verdienst war so wie so schwach. Die übliche Provision wird immer mehr beschnitten und die modernen großen Umsätze und langatmigen Kredite können mir nicht passen," brummte der alte Herr. „Ich gebe die Geschichte auf und sehe in aller Ruhe der Entwicklung des Treibens als Rentier zu. Extra viel Reichtum besitze ich freilich nicht, aber doch genug, um anständig leben und noch an Zinsen etwas zurücklegen zu können. Was sagst Du, liebe Frau?"

Und die gab ihm recht, denn sie war's müde, die üble Laune ihres Eheherrn und das ewige Gestöhne über die neue, schlechte Zeit noch länger zu ertragen. Leid war ihr freilich das Eingehen des Geschäfts um ihres einzigen Sohnes willen, der in dem großen Reederei- und Importhause von Wagener & Co. arbeitete. Jedoch sie fand sich darein, denn Vater und Sohn waren sehr verschiedene Naturen und würden als Associés wohl schwerlich an demselben Strange haben ziehen können. So bedächtig und langsam von Entschluß der Alte war, so feurig und voll Energie war der Sohn. Sie zweifelte daher nicht daran, daß er eine glänzende Carriere machen werde, und zwar in dem Wagenerschen Geschäft, dessen Inhaber keine Erben als nur die einzige Tochter besaß. Richtige Kaufmannsfrauen spekulieren immer für sich ein bißchen. Auch Frau Armster that dies.

Es war dem alten Johann Jakob doch schwerer geworden, als er gedacht hatte, sein altes Haus an der Hauptstraße der Stadt, in welchem er an die vierzig Jahre gewohnt und gehandelt hatte, zu verlassen. Die neue, moderne Villa in der Vorstadt, zwischen Gemüsefeldern an der noch ungepflasterten Straße, gefiel ihm gar nicht. Die neuen Goldtapeten an den Wänden, der Geruch von Kalk, Farbe und frischem Holze waren ihm zuwider. Das helle Arbeitszimmer, in welches die Sonne so freundlich hineinschien, dünkte ihm ungemütlich. Er dachte stets mit Sehnsucht an sein altes dunkles Kontor mit den verräucherten Wänden und uraltertümlichen Pulten, in welchem es roch nach den viel tausend Pfeifen guten Kanasters, die er dort verqualmt hatte, an die Diele, wo ein so kräftiger Duft aus Pfeffer, Kaffee, Thran und Heringen sich zusammenbraute. Der finstere Hof, in welchen nicht Sonne noch Mond hineinblickte, war ihm lieber als der vorstädtische Garten, in welchem die Blumen, welche die Frau Gemahlin pflegte, blüheten, in dem die Vögel von den Zweigen des Gebüsches sangen. Der Alte ging daher auch alle Tage, morgens und nachmittags, in die Stadt und wanderte durch die Straße, in welcher sein vormaliges Haus stand. Dann sah er bis an die Giebelspitze hinauf, ließ seinen Blick auf den hübschen pausbackigen Engeln, die, im steineren Weinlaub versteckt, die beiden Ausluchten zierten, ruhen und schüttelte das graue Haupt. Ob vor wehmütigen Gedanken an das verlassene Geschäft, ob in gerechten Bedenken über das emsige Aus- und Einlaufen der vielen Makler, Agenten und Arbeiter durch die reichverzierte große Bogenthür, über welcher die Inschrift prangte: „Bedenk', o Mensch, das Ende!" war nicht festzustellen. Und dann pflegte er seinen Stock recht unsanft auf das Pflaster zu stoßen, wandte sich um und ging in seinen Klub, um die Zeitungen zu studieren, die wenig Politik, aber desto mehr Aufforderungen zu Gründungen aller Art enthielten. Er schüttelte abermals sein Haupt und faßte den Entschluß, seine Dampfschiffaktien zu verkaufen, denn er erachtete es für zu weit aussehend und gefährlich, sie in die große Gesellschaft zu geben, die sich für Fluß- und Seedampfschiffahrt aus verschiedenen bestehenden Unternehmungen zusammensetzen wollte. —

Die Zeiten gefielen Herrn Johann Jakob Armster durchaus nicht. Die Welt jagte nach schnellem und großem Gewinn: sie litt am Gründungsfieber. Freilich, das paßte ihm schon, der Diskonto stand hoch, denn er diskontierte an der Börse mit seinem Vermögen. „Man beachte die Zeichen der Zeit und sei vorsichtig," sagte er sich. Er drehte die Wechsel, welche ihm der Geldmakler zur Auswahl vorlegte, fortan noch öfter um als bisher und ärgerte sich, daß ihm derselbe nicht einmal, sondern wiederholt sagte: „Habe Eile, Herr Armster!"

„Ich aber nicht, Verehrtester. Vorsicht ist besser als Nachsicht."

„O, das heilige Grab ist wohl verwahrt. Die Leute sind alle gut und verdienen Geld wie Heu."

„Eben darum werde ich bedenklich. — Nun, ich nehme die 50 000 Thaler, 3 Monat. Meinetwegen notieren Sie ein halb Prozent niedriger. Ich ziehe vollständige Sicherheit vor."

„Der alte Schwarzseher!" brummte der Makler in den Bart und entfernte sich.

Als in dem hellen Arbeitszimmer seiner Villa Herr Armster die besagten Appoints in sein Portefeuille legte zu den übrigen, da ruheten seine Blicke behaglich auf den Accepten und Indorsos der ersten Firmen der Stadt, welche er auf den Wechseln sah.

„Alles auf Nummer Sicher, liebe Frau," sagte er. „Wir können ruhig schlafen. Bestelle jetzt Haut Sauternes statt Cerons beim Weinhändler. Es kann drauf stehen. Der Diskont ist darnach. Vergiß auch nicht, den Malaga für dich und den Portwein für Johannes. Der arme Junge kommt ja keinen Abend vor zehn Uhr nach Hause und sieht aus wie der Tod von Ypern. Es ärgert mich doch, daß wir ihn zu Wageners gegeben haben. Der hastet sich da ja ab, als ob das Heil der Welt an Tabak und Baumwolle hinge. Arbeiten habe ich mein Lebtag gern mögen, aber mit Gemütsruhe. Heiliger Himmel, der Mensch kommt jetzt nicht zu sich selbst. Ich lobe mir die gute, alte Zeit, wo die verfluchten Eisenbahnen mit ihrem höllischen Gepfeife noch nicht erfunden waren."

„Ereifere dich nicht, Armster. Stecke dir liebe eine Pfeife an und schreib' dir etwas ab. Das wird dich beruhigen."

Die gute Frau holte das schwere, bleierne Tintenfaß herbei, legte das philosophische Buch, in welchem an die hundert Papierzeichen die Lieblingsstellen des alten Herrn bezeichneten, und einen Schreibbuchfolianten zurecht. Und bald saß Herr Johann Jakob, mit Abschreiben emsig beschäftigt, vor seinem alten Bureau. Das liebte er über die Maßen und war dabei der Friede und die Gemütlichkeit selbst. Seine Frau machte es ebenso. Sie aber schrieb handschriftliche Predigten ab, denn für Jean Paul, für welchen sie in jungen Jahren geschwärmt hatte, hielt sie sich jetzt zu alt. Und Claudius, ihren Seelenfreund, besaß sie gedruckt und mit Goldschnitt gebunden.

Schade, daß das Abschreiben so abgekommen ist. Es war doch eine gute Zeit, in welcher noch nicht so viel produziert und gedruckt wurde und man die Werke der litterarischen Größen so eifrig studierte und extrahierte, daß ein großer Bestand des Büchervorrates aus Selbstgeschriebenem, d. h. Kopiertem, bestand. Der deutschen Hausfrau war ihr Rezept zu einer guten, haltbaren, schwarzen Tinte fast soviel wert wie das eines feinen, seltenen Gebäcks. Frau Armster machte keine Ausnahme. Sie fabrizierte die beste Gallentinte und buk ganz allein in der Hansestadt die echten Nürnberger Lebkuchen. Ein Geschäftsfreund des Alten, welcher zur Küchlerzunft gehörte, hatte ihr's einst in einer schwachen Stunde verraten.

* * *

Das war ein lustiges Jahr!

Die ganze Welt lebte in dulci jubilo. Das Geld lag sozusagen auf der Straße, und es gab eine Menge Leute, die es aufnahmen, ohne viel und skrupulös darnach zu sehen, ob die Goldstücke blinkten oder vom Schmutze der Gosse starrten.

Die Aktiengesellschaften wuchsen wie Pilze aus der Erde. Stand heute der Kurs al pari, morgen war er schon 5 Prozent höher und das Rad bewegte sich noch immer, so daß die glücklichen Käufer der Papiere bald wieder mit Gewinn losschlagen konnten.

Herrliche Zeiten!

Jedermann verdiente, lebte und ließ leben. Der eine schwelgte in Champagner und feierte opulente Feste mit seinen Freunden und Bekannten, der andere legte seinen über Nacht erworbenen Reichtum in edlerer Weise an, indem er den Künstlern und Handwerkern zu thun gab, die ihrerseits dann wieder das lustige Jahr von ganzem Herzen segneten.

Die Kaufleute machten die kühnsten und gewagtesten Spekulationen, die bei den stets steigenden Preisen der Waren einschlugen und zu immer neuen Waghalsigkeiten reizten. Geld war in Hülle und Fülle vorhanden, die Wechsel diskontierten sich leicht, wenn auch der Diskonto fortwährend stieg. Was machte das denn aus? Hohen Zins vermochten die brillanten Geschäfte ja zu tragen. Vorsicht war zu einem leeren Begriff geworden.

Herr Johann Jakob Armster aber, welcher nach wie vor die Börse besuchte, fühlte sich etwas unbehaglich, wenn er an seinem Pfeiler stand und in das wilde Treiben um ihn her hineinblickte. Die Zeitungen erregten sein größtes Mißfallen. Von Politik sprachen sie gar nicht mehr: Geld, Geld, Aktien, Kurse hieß die Losung! Er machte ein ernsthaftes Gesicht mitten in der lustigen Welt, die ihn gar verspottete und meinte, solch' ein alter Perückenstock von Anno Tobak vermöge die Zeit nicht mehr zu verstehen. Vollends als es bekannt ward, daß er nichts mehr diskontieren wolle und alles Geld der fälligen Wechsel auf die Bank gäbe, da wurde hinter seinem Rücken viel gelacht und über den Herrn Sicherheits-Kommissarius gewitzelt.

Auch Johannes lächelte über die Aengstlichkeit des Vaters und suchte ihm die Schrullen auszureden. Der Alte aber sagte ziemlich erregt:

„Das verstehst du nicht, mein Sohn. Wenn's einem am besten schmeckt, dann soll man aufhören zu essen, — das ist eine alte Regel. Die Welt ist mit Blindheit geschlagen und merkt das aufsteigende Unwetter nicht. Ich habe viel erfahren und beachte die Zeichen der Zeit."

„Aber, Vater, ich gewahre nichts Bedenkliches."

„Das kann man dir auch nicht übel nehmen. Du bist noch ein Kiek-in-die-Welt."

„Herr Wagener, der doch gewiß auch ein richtiges Urteil hat, sagt, es gehe flott vor dem Winde. Man müsse die Konjunktur ausnützen."

„Ein Schiff, das mit dem Winde unter vollen Segeln läuft, ist in der größten Gefahr zu kentern, wenn der Wind sich ändert und urplötzlich aus entgegengesetzter Richtung zu blasen anfängt. Was verdient ihr jetzt an Tabak, Johannes? Verzeihe die indiskrete Frage. Da ich aber kein aktiver Kaufmann mehr bin, so darfst du sie beantworten. Ich mißbrauche das Geschäftsgeheimnis nicht."

„Zwanzig bis dreißig Prozent, Vater."

„Dann wahrt euch. Ihr schwindelt und schraubt die Preise so in die Höhe, daß kein Händler und Fabrikant gut bleiben kann, wenn der Rückschlag infolge der natürlichen Ueberproduktion über kurz oder lang eintritt. Nimm Gelegenheit, deinem Herrn Prinzipal in aller Bescheidenheit und mit schuldiger Ehrfurcht auf diesen Umstand aufmerksam zu machen."

... Die Gelegenheit fand sich bald. Johannes war eines Nachmittags allein mit dem Chef im Comptoir. Selbiger war in sehr guter Laune, da er eben ein glänzendes Geschäft abgeschlossen und einen Brief an ein befreundetes Haus in Mexiko vollendet hatte, in welchem er dasselbe aufforderte, für gemeinschaftliche Rechnung von Tabak zu kaufen, was nur irgend aufzutreiben sei; auf den Preis komme es weniger an, als auf schleunige Absendung der Ware. Für den ganzen Betrag der Einkäufe sei Kredit auf London eröffnet.

Die Sonne schien freundlich in das altertümliche Zimmer herein und warf einen hellen Strahl zwischen Prinzipal und Commis, welche sich gegenüber saßen. Der erstere zündete sich eine echte Havanna an und blies den blauen Rauch behaglich in Ringen in die Luft. Johannes rückte hin und her, blickte dann auf und dann wieder nieder auf seine Arbeit. Endlich traf er den Blick Wageners.

„Haben Sie mir etwas mitzuteilen, Johannes?"

„Mein Vater läßt Sie grüßen, Herr Wagener. Ich soll Ihnen sagen, daß er dem Wetter nicht mehr traue. Es wäre freilich noch nicht Zeit zu reffen, aber er meint, man solle doch auf die Segel achten und auf das Barometer obendrein. Ihm gefalle trotz des hellen Sonnenscheins die Luft nicht ganz."

„Ihr Alter, lieber Johannes, nehmen Sie's mir nicht übel, ist ein Mann, der die Gegenwart nicht versteht, so einer, der das Gras wachsen hört und von großartigen Kombinationen nicht die blasse Ahnung hat. Hoffentlich werden Sie nie ein solcher Schwarzseher werden. Was zu weit geht, das geht zu weit. Diese übertriebene Aengstlichkeit, nicht mehr diskontieren zu wollen! Die ganze Börse hat gelacht und mit vollstem Recht."

„Vater weiß es, meint aber, wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Wir sind noch längst nicht am letzten. Es freue sich, was da atmet im rosigen Licht. Kaufet die Zeit aus, heißt es!"

„Das sagt Vater auch, aber er setzt immer hinzu: es ist böse Zeit."

„Lustige Zeit ist's! Was sollte denn passieren? Der Diskont ist noch mäßig. Ueberall und in allen Artikeln ist gute Frage. Jedermann verdient. Nein, nein, nur nicht ängstlich. Sehen Sie mal hier, Johannes. Wie gefällt Ihnen der Riß? Sie haben wohl schon gehört, daß ich heute mit mehreren Freunden unserer Gemeinde ein Geschenk gemacht habe. Ein neues, schönes Gebäude für Gemeindezwecke. Das Haus wird sich hübsch neben der Kirche machen. Die Pastoren sind glücklich, daß wir allen Vereinen, die sie in der letzten Zeit gestiftet haben, ein Heim schaffen. Der Grundstein soll in diesen Tagen gelegt werden. Gott segne das Werk, welches wir in seinem Namen beginnen."

Johannes kam nicht weiter zu Wort. Zu gern hätte er seine Meinung noch geäußert.

Der Chef fuhr fort zu sprechen: „Ich fühle mich etwas abgespannt und bedarf der Erholung. Die nächsten Schiffe können vor vier Wochen nicht eintreffen. Es wird wenig bis dahin zu thun geben. Das Portefeuille ist gefüllt und die Zahltage sind gesichert. Führen Sie die Geschichte weiter. Ha, mir wird's gut thun, herauszukommen! Ich gehe morgen mit Frau und Tochter an den Rhein. Wie freue ich mich schon in Gedanken der Freiheit. Hier haben Sie die Schlüssel zum Geldschrank. Die Wechsel, welche Sie für die nächste Zeit zur Diskontierung bedürfen, habe ich indossiert. Vorkommende Tratten schicken Sie mir zum Accept nach."

Johannes stellte noch einige geschäftliche Fragen, die der Chef beantwortete. Er schloß mit den Worten:

„In vier Wochen ist das fünfzigjährige Jubiläum unserer Firma. Ich lade Sie mit Ihren Eltern schon heute dazu ein. Wir wollen es auf unserem Gute feiern. Für Sie habe ich eine Ueberraschung im Sinne. Grüßen Sie zu Haus und hinterbringen Sie Ihrem Vater nicht meine etwas abfälligen Aeußerungen über ihn. Ich möchte den guten Alten nicht betrüben und ärgern. Jetzt muß ich nach dem Rathause. Wir müssen die Häfen der Stadt wieder vergrößern. Alle Anstalten für den Verkehr werden zu klein. Morgen mit dem ersten Zuge reisen wir ab. An den Bahnhof brauchen Sie nicht zu kommen. Alles Nötige ist ja besprochen. Wenn Sie nur das Ruder festhalten, läuft das Schiff schon seinen Kurs."

Die Last des Geschäftes lag für die nächsten Wochen auf den Schultern des jungen Johannes Armster. Zu schwer drückte sie nicht, denn es war wenig zu thun, wie Herr Wagener richtig vorausgesehen hatte, da keine Zufuhren eintrafen. Verkäufe wurden auch nicht abgeschlossen, da die Limiten, welche der Chef zurückgelassen hatte, nicht zu erreichen waren, obgleich sie nicht allzu hoch lauteten. Das Gerücht von bevorstehenden großen Zufuhren, von vergrößerten Anpflanzungen der Produkte, machte die Käufer weniger willig, zuzugreifen.

Herr Johann Jakob Armster stand noch regelmäßig an seinem Börsenpfeiler und widerstand jeglicher Versuchung, bei dem hohen Diskont Wechsel, auch allerbeste, zu nehmen. Die fälligen Summen wurden einkassiert und ein für allemal auf der Bank deponiert. Das war eine Disposition, von welcher ihn kein Engel vom Himmel abgebracht haben würde. Hatte er bisher wohl mal ganz eigentümlich gelächelt, wenn er in das tolle Treiben rechts und links hineinschaute, so setzte er gegenwärtig fast permanent eine sehr bedenkliche Miene auf. Und wenn er durch die Straßen der Stadt ging und die stolzen Kaufmannshäuser mit ihren hohen Giebeln, auf ihrem festen Sockel von Granit und Quadern, betrachtete, dann traf man ihn mehr als einmal kopfschüttelnd. Die in den Hausthüren feiernd stehenden Küpergesellen sahen ihm lachend nach und Jan sagte zu Christian:

„Du, dar geit de ole Armster! Wat ward de Mann wackelig, he schuttelt mit 'n Kopp hen und her, as wenn he de bebende Gicht harr. De argert sik, dat he kin Geschäft mehr hett und dat Geld nich mit Schepeln (Scheffeln) innimmt as use Koopmann. Töwt (wartet), Jungens", sagte er zum Schluß sich an alle seine Gefährten wendend, „wi willt 'r ook von profiteern. De Meister schall dat Wäkenlohn wedder mal in de Höchde setten, sonst makt wi en lüttgen — Streik."

„So schallt wesen (sein), Jan", rufen alle, wenden sich um und schlagen fröhlich mit ihren Hämmern auf die Fässer los, daß es dröhnt und donnert.

Der Diskonto stieg.

* * *

Der Wagenersche Speicher lag am Wasser. Das alte finstere Gebäude mit seinen verwitterten braunen Mauern, den zahlreichen Luken, die bis an das mit schön grün angelaufenem Kupfer gedeckte Windehaus reichten, sah heute festlich aus. Aus den Giebelfenstern weheten die Flaggen der seefahrenden Völker und Stämme, neben den zahlreichen bunten Namen- und Signalflaggen. Das große Portal an der Straße schmückte ein mächtiger Kranz von Eichenlaub, welcher die Inschrift „Hoch Wagener & Co." umgab. Eine

große goldene Fünfzig schwebte wie ein Wirtshausschild darüber.

Heute war Jubiläumstag. Während im Comptoir die Gratulationen bis zur Börsenzeit angenommen wurden, hatte der Chef des Hauses in dem bekränzten und geschmückten Unterraume des Speichers ein Festmahl für die Küper und Arbeitsleute des Geschäftes herrichten lassen.

An langen Tischen saßen die Leute mit ihren Frauen und den erwachsenen Söhnen und Töchtern. Der ehrwürdige Küpermeister präsidierte der Gesellschaft. Als er sich erhob, um mit wenigen kernigen Worten auf das Wohl der Firma einen Spruch auszubringen, antwortete ein dreimaliges brausendes Hoch der Anwesenden, welche den dargebotenen Speisen und Getränken alle Ehre anthaten. Eine fröhliche Stimmung herrschte, und Scherzreden gingen hin und her, launige und schelmische Lieder erklangen.

Nur des Küperparliers, Ludwig Tölle, und des Hauptes der Arbeitsleute, Gerhard Dreier, wollte sich anfangs die Freude nicht so ganz bemächtigen. Sie waren in ein Gespräch über die Zeitläufte geraten, die ihnen beiden — ernst angelegten Leuten — einigen Stoff zu weiser Besprechung und Eröterung gaben.

„Gerhard", sagte Tölle, und legte Messer und Gabel hin und that einen herzhaften Trunk, „dar is so watt in'r Luft, wat mi nich gefallen deit. Du weeßt, ick bün en olen Suldat und mit den olen Blücher na Frankrik henwesen. Gerhard, wenn — de Dod meihen (mähen) woll, du, verstah mi recht, wenn en Bataille in Sicht was, denn steeg mi jümmer so wat von 'n Likenduft (Leichengeruch) in de Näse. Hüte rod, morgen dot. Verstah mi recht, Gerhard, wenn ik de Näse so in uset (unser) Geschäft stecken doh, denn — ik kann mi nich helpen — denn is't mi, as weer ik noch achter den verdammten Franzmann her: dar is wat in'r Luft und nicks Godes nich!"

„Ach, wat, Ludwig", entgegnete der Hüne von Arbeitsmann, „bange maken gelt nich, et is en lustige Tid (Zeit). Mak di man kine Sorgen. Wi sünd midden in de säben fetten Jahren, de magern kamt noch längst nich. Kumm, stöt an, wi willt den Olen noch mal extra leben laten. De ward all uphören to schaffen, wenn dat Lif (Leib) em weh deit. Ludwig, Wagener weet genau, wat he to dohn und to laten hett."

„Du hest god snacken, Gerhard. Du krigst in dinen Huse achter de Stadtmur kin Woort von de Welt to hören. Du weeßt von Gott nicks Böses nich. Du kikst nich von hüt up morgen. Du verglikst (vergleichst) de Verhältnissen nich: Gerhard, de Diskont stiggt. Und denn geit de Schandal (Skandal) bald los."

„Ik weet nicks von den Diskont, oder wo dat Dings sunsten heeten (heißen) deit. Wenn de Räknung (Rechnung) man alle Wäke stiggt, denn bün ik dicke tofrä (zufrieden). Aberst verklar mi dat mal mit den Diskont."

„Kiek, dat is mit den Diskont bi den Koopmann just as bi di mit de Smär (Schmiere). Wennt der nich in Ordnung is, denn will dine Kaar (Karre) nich loopen. Wenn't mit den Diskont nich mehr will, denn klemmt sick de Maschine, steit still und brickt tosam (zusammen). Aberst du häst kine Insichten und leider Gottes anner Lüde (Leute) ook nich. Dar seet ik nölich uppen Stool (Stuhl) vor de Taalbank (Zahlbank) ins Kantoor. De Ole weer so frundlich und so snaksch (komisch). Dar faat't (faßte) ik mi en Hart (Herz) und sä (sagte), Herr Wagener, sä ik, de Sticken (Wagebalken) is gistern dalkamen, sä ik, de dummen Jungens harr'n (hatten) em to stark belastet, sä ik. Herr Wagener, sä ik, hangen Se nich to väl an eenen Haken, sä ik. Wat will he (er) darmit seggen, Ludwig? fragde he. O, ik meene man so, sä ik. Und he dreihde sik lachend um und sä, laat he mi man for mine Hakens sorgen, Ludwig. Schöne Sorgen, dacht ik. Gistern harr ik wedder 100 Fatt (Faß) Tobacke an den Wöhler (Wühler) in'r Nöstadt aftoleevern. Und an den Haken dar hengt all annere 500 Fatt" . . .

. . . Es war ein Glück, daß die beiden Ehrenmänner aus ihrem Gespräch durch einen allgemeinen Aufstand aufgestört wurden. Alles stürzte an die offenen Luken und an die Fenster nach der Wasserseite. Man schwenkte unter mächtigem Hurrahrufen die Tücher und Hüte dem Dampfer entgegen, welcher, festlich geschmückt, eine zahlreiche Gesellschaft nach dem Landgute am Strom führte, wo Herr Wagener seinen Verwandten und Freunden das Jubiläumsfest bereitet hatte.

Wir überlassen die Leute im Speicher ihren Freuden und gönnen ihnen von Herzen das Tänzchen, welches bald improvisiert wurde. Dreier und Tölle waren von der Lust angesteckt und hatten ihre Konversation von früher ganz vergessen. Letzterer stimmte am lautesten in den Ruf ein: „Zier, Zier, wo is Zier? Zier vor't Brett. Zier schall us eens singen."

Zier war ein vielseitiger und lustiger Arbeitsmann, mit unverwüstlicher Laune und einer hübschen Stimme begabt. Alltags arbeitete er bis zum Feierabend im Schweiße seines Angesichtes. Dann zog er sich einen guten Rock an und ging auf musikalischen Erwerb aus. Er funktionierte als Diener eines Gesangvereins, holte die Notenhefte zusammen und rühmte sich stolz, am besten Takt halten zu können, wenn er den Taktierstock des Direktors trug, den er an Ort und Stelle zu legen hatte. Sonntags läutete er die Glocken und setzte die Bälge der Orgel in Bewegung.

Zier also trat vor und sprach: „Ich erkläre mir bereit." Dann sang er eine bekannte Opernarie, und als das Auditorium ihm bewundernd zugejauchzt hatte, sagte Tölle:

„Zier, du bist en ganzen Baas. Du singst doch nich gar uppen Theater mit?"

„Allerdings, man hat mir entdeckt. Noch ziehe ich aberst den sogenannten Inkognito in'n Chor vor, dat Herr Wagener meinen Namen nich uppen Zädel (Zettel) süht. Dat mochte em nich passen und mi ook nich, dat he mi nich den Looppaß gift, von wegen meine tein (zehn) Kinners nich" . . .

... Der Dampfer zog seine Bahn. Herr Johann Jakob Armster hatte seinen Gedanken, die von Tage zu Tage dem Zeichen der Zeit eifriger nachspürten, heute Ferien verstattet. Er stand, feierlich mit weißer Halsbinde und Frack angethan, mitten unter einer Gruppe feiner Damen auf dem Decke, den jüngeren Komplimente machend, den älteren gegenüber in verbindlichen Redensarten unerschöpflich. Die Frau Gemahlin, welche sich mit dem Geistlichen unterhielt, hätte wahrlich Ursache gehabt, eifersüchtig zu werden. Aber sie wußte ganz gut, daß bei solchen Gelegenheiten das hessische Blut sich nicht verleugnete: Herrn Armsters Vater war aus Kassel eingewandert. Johannes befand sich auf der Kommandobrücke, vor sich hinsinnend, — man glaubte, er trüge eine Tischrede mit sich herum; nur dann und wann richtete er ein paar Worte an den neben ihm stehenden Kapitän, der ihm diese und jene Stelle des Flusses zeigte, an welcher demnächst umfassende Strombauten vorgenommen werden sollten. So sehr auch Johannes sich sonst für dergleichen Dinge interessierte, heute ließen sie ihn kalt. Er dachte an die schöne Helene Wagener, seine Jugendgefährtin, die viel umworbene Tochter des Prinzipals. Ohne daß er ihr je mit einem Worte seine Liebe gestanden hätte, wußte er doch, daß er Gegenliebe fand. Er hatte Helene sehr selten in den letzten Jahren gesehen. Weder Wageners noch die Eltern gaben Gesellschaften oder Bälle und pflegten auch keinen intimen Verkehr miteinander. So war eine Aussprache der beiden verhindert worden. Heute, bei dem großen Feste, hoffte Johannes eine Gelegenheit zu finden, Helene allein zu sehen. Er wollte und mußte sich ihr erklären. Sein Herz schlug höher und schneller bei dem Gedanken an die schöne Jugendgespielin; er empfand ein geheimnisvolles Sehnen, wenn er sich die in der Fülle der Gesundheit und im Liebreiz des Erblühens prangende holde Helene vergegenwärtigte. Johannes' Augen glänzten, ein Lächeln strahlte über sein Angesicht.

„Sehen Sie Ihren Sohn an, Herr Armster," sagte eine ältere Dame. „Was hat er? Er strahlt ja vor Freude. Ist er verliebt?"

„Was weiß ich, verehrte Frau," antwortete der Alte. „Er hat mir die Geheimnisse seines Herzens nicht offenbart. Ich glaube auch nicht, daß er deren hat. Ohne Zweifel freut er sich über die Gehaltserhöhung, welche ihm heute Morgen geworden ist. Er ist ein praktischer Mensch, durchaus nicht sanguinisch. Wissen Sie, Art läßt nicht von Art."

„Hoffentlich aber bei Ihrem Sohne doch ein ganz klein wenig," erwiderte die Dame lachend. „Es wäre doch geradezu schlimm, wenn sich die Aengstlichkeit des Vaters allemal forterbte oder gar potenzierte."

„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, Verehrteste" ...

... Das etwas verfängliche Gespräch, welches Herrn Johann Jakob Armster leicht auf seine Leibthemata hätte leiten und seinem Rufe als höchst unterhaltsamer Mann einen empfindlichen Stoß hätte versetzen können, wurde zum Glück durch einige kräftige Kanonensalven unterbrochen, die von der reich beflaggten Villa auf der Uferhöhe herüberschallten. Der Dampfer näherte sich derselben sehr rasch und legte bald an dem Stege an, welcher zu dem Garten führte, durch dessen festlich bekränzte Pforte die Festversammlung sich dem Hause näherte, wo an der Freitreppe Herr Wagener und Frau sie bewillkommnete.

In dem mit Bildern der Vorfahren, mit altertümlichen Schreinen und Stühlen, mit allerlei blankem und buntem Gerät geschmückten Saale gruppierte sich die Gesellschaft um den Herrn des Hauses, welchem der Geistliche der Stadtgemeinde, der er angehörte, Worte herzlichen Glückwunsches aussprach. Ihm antwortete der Inhaber der jubilierenden Firma mit schlichten Worten des Dankes gegen Gott, der so reich gesegnet hatte; er pries mit großer Anerkennung das Vertrauen, welches der Firma in so langen Jahren von allen Seiten entgegengebracht sei, welches nicht zum wenigsten zum prosperieren derselben beigetragen habe. Zum Andenken an den heutigen Ehrentag habe er beschlossen, der Gemeinde eine neue Schenkung zu machen: eine Kapelle für das im Bau begriffene Gemeindehaus zu stiften. „Gott segne das ganze Werk und lasse es wachsen und gedeihen zum Heile des gegenwärtigen Geschlechtes und vieler kommenden."

Der Prediger nahm aus den Händen des Kaufherrn die Urkunde über die Schenkung entgegen, die er namens der Gemeinde mit Dank acceptierte. Er überreichte seinerseits ein Glückwunschschreiben des Rates der freien Stadt, nebst dem üblichen Weinzettel für fünfzig Flaschen vom Besten, aus dem Stadtkeller zu entnehmen oder dort zu vertrinken. Orden und Titel hatte die kleine Republik nicht an ihre Bürger zu vergeben, und sie verlangten auch nicht darnach. Choralgesang schloß diesen Teil der Feier, dem eine allgemeine Gratulation und ein so lange währendes und teilweise herzhaftes Händeschütteln folgte, daß Herr Wagener nach dessen Beendigung äußerte: „Es war genug des grausamen Spiels. Gott sei Dank, daß nicht alle Tage Jubiläum ist. Man würde ja lahm werden. Ich bitte die verehrten Herrschaften, noch einen kleinen Spaziergang im Garten zu machen und sich auf das Zeichen mit der Glocke im Palmenhause einzufinden, wo der saftigere Teil des Festes sein wird. Indes, vorerst trinken Sie ein Gläschen Portwein oder Madeira und stoßen Sie an auf fröhlichen Verlauf des Jubiläums. Prosit Ihnen allen!"

Die Gesellschaft zerstreute sich in den weitläufigen Anlagen des Gutes und erfreute sich an den schattigen Laubengängen, am kurz gehaltenen smaragdgrünen Rasen mit seinen Gruppen schlanker Tannen und Fichten und den Beeten voll edler Koniferen. Man bewunderte die Teppichbeete in der Nähe des Hauses und pries den weiten Ausblick durch die Gruppen hoher Eichen und Buchen hindurch auf den stolzen, von Seglern und Dampfern belebten Strom, und in das Land hinein bis zu den fernen, blauen Höhenzügen am Horizont. Zu bald erklang die Glocke, welche zum Festmahl rief.

In den weiten hohen Räumen des Palmen-

hauses war die Tafel gedeckt, rings umkränzt von den malerischen und seltsamen Gestalten tropischer Bäume, die der Reichtum des Kaufherrn in den Palast von Glas und Eisen aus den heißen Ländern des Südens in die matten Sonnenstrahlen Norddeutschlands versetzt hatte. Im Hintergrunde befand sich eine Flaggendekoration, in deren Mitte das große Wappen der freien Reichsstadt prangte. Auf den Tischen glänzte der Schatz des Hauses an Silber, Porzellan und Krystall auf schneeweißem Damastgewebe. Was Küche und Keller vermochten, ward heute gegeben. Die festlich gezierte und bewegte Tafelrunde, die alten würdigen Herren und Damen in steifer und reicher Toilette, die fröhliche Jugend in Kraft und Anmut strahlend, bildete den schönsten Schmuck des tropischen Gartens, in welchem die balsamischen Düfte der fremden Blumen sich mit den Wohlgerüchen der heimischen Rosen, Nelken und Reseden mischten. Ein unsichtbares Musikkorps spielte die Melodie eines Dankliedes, in welches die Gesellschaft aus den neben jedem Couvert liegenden Blättern sang. Jetzt stand der Geistliche zu einem kurzen Gebete auf, und dann erhoben sich aller Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Gute Reden begleiteten die wacker schaffenden Leutchen bei der Arbeit. Der Trinkspruch auf die Jubelfirma ward mit großer Begeisterung begrüßt. Die Musik blies einen Tusch, und wieder sang die Versammlung ein Lied, das ernst begann und launig endete. Man war allgemein der Ansicht, daß der Hauspoet seine Sache vortrefflich gemacht habe. Der Frage nach dem Verfasser wich Herr Wagener mit dem bedeutsamen Wort „Geschäftsgeheimnis“ aus. Man mußte sich also zufriedengeben, um so mehr als es ja dem Jubiläum eines „Geschäftes“ galt. Das Gespräch wogte hin und her und war schon so lebhaft, daß es einiger Zeit bedurfte, ehe es Herrn Wagener gelang, durch wiederholtes Klopfen an das Glas sich die allgemeine Aufmerksamkeit zu erobern. Er erhob sich und sprach in kurzen Worten nochmals seinen Dank gegen Gott und Menschen aus, die seinem seligen Vater und ihm selbst es ermöglicht hatten, die Firma zu einer so geachteten und in beiden Hemisphären bekannten zu machen.

Da wandte er seine Blicke nach der Seite der Tafel, wo Johannes Armster saß, und fuhr fort:

„Habe ich so auf Dankkonto schon eine große Summe in der Vergangenheit unserer Firma zu stellen gehabt — es sind ja viele Freunde hier, deren Schuldner wir sind — so habe ich doch auch gegenwärtig einen recht erheblichen Posten gleicherweise einzutragen, und zwar zu Gunsten meiner jungen Mitarbeiter, welche davon gefälligste Vormerkung zu machen belieben. Vor allen aber schulde ich Dank meinem jugendlichen Comptoirchef, Herrn Johannes Armster, für seine ungewöhnliche und aufopfernde Treue und Hingebung in Diensten der Firma. Er hat sich freilich seit kurzem etwas bedenklich der ängstlichen Kante zugeneigt, als der echte Sohn seines Vaters, unseres alten verehrten Freundes, des Herrn Johann Jakob Armster; er drehte öfter als ich wünschte das Steuer des Geschäftes dem sicheren, gefahrlosen, glatten Wasser kleineren Risikos zu. Aber nichtsdestoweniger ist er ein Mann am Ruder, wie ich ihn mir nicht besser wünsche. Von heute ab zeichnet Herr Johannes Armster als Prokurist der Firma Wagener & Co. Möge des Höchsten Segen sein ferneres Wirken für dieselbe begleiten und möge es mir vergönnt sein, ihn dereinst noch enger uns liiert zu sehen. Er lebe hoch!“

Ein brausendes Hipp, Hipp, Hurrah! erklang. Hochgerötet von Aufregung trat Johannes bescheiden, aber festen, männlichen Schrittes vor den Prinzipal mit seinem Glase, um in Erwiderung der freundlichen Worte und für die verliehene Würde und Vertrauensstellung seinen Dank abzustatten. Auch der Alte stand bald neben Herrn Wagener. Er drohte zwar mit dem Finger und lächelte gar eigen, stieß dann aber kräftig an und trank ebenso tapfer sein Glas leer.

Während die drei miteinander beschäftigt waren, flüsterten die Tischnachbarn sich gegenseitig zu und erörterten eifrig die Frage, was Herr Wagener mit der Andeutung einer noch näheren Liierung gemeint haben möge? Die älteren Herren waren der Ansicht, daß er auf den künftigen Associé hingedeutet habe, die Damen aber waren anderer Meinung und deuteten, wenigstens mit den Augen, nach der Richtung hin, wo Helene Wagener saß, die verlegen auf den Blumenstrauß in ihrer Hand niederblickte.

Ein fröhliches Lied lenkte das Interesse bald auf andere Themata. Toast auf Toast erfolgte. Auch Johannes klopfte an das Glas, sah aber in demselben Augenblicke seinen Vater das gleiche thun. Er überließ in schuldiger Ehrfurcht das Wort dem Alten, welcher anhob:

„Verehrte Festgenossen! Mir und meiner Frau ist heute große Ehre und Freude widerfahren: unserem Sohne ist eine Anerkennung von seinem geschätzten Herrn Prinzipal geworden, für welche wir alle drei von ganzem Herzen dankbar sind. Du hast sie verdient, mein Sohn, sonst würde Herr Wagener sie dir nicht gegeben haben. Du kannst stolz darauf sein, ohne unbescheiden zu erscheinen, denn in solchen Dingen sind nur die Lumpe bescheiden. Suche die Auszeichnung immer neu und immer mehr zu verdienen. Dies ist mein Wunsch für dich und für die Firma. Dann ist alles gut beraten. Daß Johannes mein Sohn ist, verehrter Freund Wagener, daß, da nach dem alten Sprichworte der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, er von meiner Art auch etwas haben wird, das lassen Sie sich gütigst nicht verdrießen. Besäße er selbst brutto zuviel Vorsicht, was aber leider nach meiner unmaßgeblichen Meinung nicht der Fall ist, so ziehen Sie die Tara der guten Absicht davon, und es wird gewiß ein ganz erwünschtes Netto herauskommen. Möge also das, was von dem alten und dem jungen Armster gut ist, der Firma zu Heil und Segen gereichen. Möge in Sturm und Wetter das Schiff dicht und fest bleiben und der junge — vielleicht etwas vorsichtige — Steuermann eine tüchtige Hilfe dem kühnen — vielleicht zu wagehalsigen — Kapitän sein. Wenn Blitze

zucken, wenn Donner rollen, wenn auch die Erde bebt, dann möge die Firma feststehen wie ein Fels, der wohl zittert und bebt, aber nicht fällt. Ich habe viel erlebt; ich habe Häuser fallen sehen, deren Fundament ein ungeheueres Vermögen war; ich habe Katastrophen erlebt, die einem die Haare zu Berge trieben . . . Aber, ich will nicht weiter reden, sonst schimpfen Sie am Ende noch auf den alten Armster. Also: segne und behüte Gott allezeit die Firma Wagener & Co.! Handel und Schiffahrt hoch, die sie groß und reich gemacht haben!"

Herr Armster hatte das letzte ernste Wort beim Festmahl gesprochen. Fortan belebte der Champagner die Geister und feuerte an zu Scherzen und Gesängen, bis die Cigarren der älteren Herren die Damen und die jüngeren Herren fortscheuchten. Lassen wir die Alten noch beim Weine sitzen — ihr heiteres Lachen bezeugt, daß sie sich recht wohl dabei fühlen. Folgen wir der Jugend in den von den letzten Strahlen der Abendsonne vergoldeten Park.

Fröhlich kreisten auf den sammetgleichen Rasenflächen um die glatten Stämme der hohen Buchen die schlanken Gestalten der jungen Herren und Damen im anmutigen und übermütigen Spiele. Der ferne Donner und das gelbliche Leuchten der Blitze eines heranziehenden Gewitters störte sie nicht.

Johannes und Helene hatten sich bald zusammengefunden. Als sie im Verlaufe des Spieles einem Tannendickicht nahe kamen, benutzten sie die Gelegenheit, unbemerkt der Gesellschaft zu entfliehen. Sie wanderten nebeneinander durch die Laubengänge den Abhang nach dem Flusse hinunter, wo sie das am Strande befindliche Boot bestiegen, um den Sonnenuntergang auf dem Wasser zu genießen.

Schwarze Wolken lagerten am Horizont, seltsam zerrissen. Dunkelrot leuchtete die schon tief gesunkene Sonnenscheibe hindurch und warf zauberische Reflexe auf das still dahinflutende Wasser. Johannes' kräftige Arme führten die Ruder, pfeilschnell schoß das Schiffchen mit dem Strome dahin. In den Wellen spiegelte sich in vielfarbigem Widerschein der von Augenblick zu Augenblick schöner werdende, in den verschiedenartigsten Lichterscheinungen prangende Abendhimmel.

Helene saß am Steuerruder. Johannes legte die Ruder hin und ließ das Boot treiben. Er sah die Geliebte herzinnig und treu an und richtete leise an sie ein paar Worte. Sie blickte nieder, errötete, sann nach und sagte dann sanft aber fest: „Ja!" Johannes ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Dann sprach er ernste, männliche Worte, die vom Herzen so traulich zum Herzen klangen, daß Helene des gewiß wurde, sie habe mit ihrem „Ja" sich die Pforte zu einer glückseligen Zukunft geöffnet. Johannes war beseligt — er schwieg und konnte nur wieder und wieder die Braut ansehen. Er wußte, daß er alles ihr sein, alles ihr opfern könne. — Sie beschlossen, ihre Verlobung noch geheim zu halten.

Die schwer niederfallenden Regentropfen hatte das glückliche Paar nicht bemerkt, nicht geachtet hatte es auf den stärker rollenden Donner, auf die heller leuchtenden Blitze. Erst das Brausen des Sturmes, das Herabprasseln der Schloßen scheuchte die beiden aus ihrer Seligkeit. Johannes warf seinen Ueberrock über die Geliebte und ergriff mit voller Kraft die Ruder, um das nächste Haus am Ufer zu gewinnen. Jetzt ging's gegen den Strom. Die Wellen spritzten ins Boot. Das Wetter entlud sich in aller Gewalt. Johannes vertraute seiner Kraft, und Helene fühlte sich sicher in der Hut des starken Mannes. Sie gewannen endlich nach hartem Kampf das Ufer und flüchteten in die Fischerhütte am Strande, wo sie von den Leuten freundlich aufgenommen und mit trockenen Schuhen und Strümpfen versehen wurden.

„Dat Wär (Wetter) ward bald voräwer gahn," meinte der Fischer. „Et ward na gentsid (jenseits) wegträcken und kinen Schaden dohn."

Indes tobte das Gewitter mit ungeschwächter Kraft fort. Es war ganz finster geworden. In Wageners Villa und im Palmenhaus gegenüber hatte man Licht angezündet. Gespenstig sahen die Gebäude aus den Bäumen hervor, wenn der grelle Wetterschein sie beleuchtete.

Johannes stand am Fenster und sah in den Aufruhr der Elemente hinein. Ein gewaltiger Schlag, wie ein Kanonenschuß erfolgte, ein Feuerstrahl fuhr nieder vom Himmel auf die Villa hin. Der Erdboden zitterte, die Fenster der Fischerhütte klirrten.

„Mein Gott, dat hett inslan!" rief der Fischer.

Johannes bebte. Helene hatte ihr Angesicht mit den Händen bedeckt. Gleich mußte die Feuersäule drüben aufsteigen. Aber es blieb dunkel.

„Et is en koolen (kalter) Slag wesen und hett ook woll man en Boom drapen (getroffen)," tröstete der Fischer. „Wi willt dat Beste hopen (hoffen). Indes dunkt mi, dat det Wär sicke bedaart (bessert). Et klart je ook all up."

Der Mann täuschte sich nicht. Die Gewalt des Gewitters hatte sich mit dem harten Schlage gebrochen. Es ward wieder hell. Die Wolken zerteilten sich und bald erschien im Westen wieder der rote Dämmerschein der untergegangenen Sonne. Es war wieder still geworden, nur leise rauschte der Luftzug im hohen Uferschilf, durch welches die Vögel huschten.

Johannes und Helene bestiegen wieder das Boot, welches der hilfsbereite Fischer schon ausgeschöpft hatte.

„Goden Abend," rief er ihnen nach. „Gröten Se Herrn Wagener von us und bestellen Se em use besten Wunsche to't Jubilei."

Rasch erreichten sie das jenseitige Ufer und klommen die vom Regen aufgerissenen und ausgewaschenen Wege zur Villa hinauf. Dort fanden sie große Aufregung. Der Blitz war in das Haus gefahren und hatte das Dach beschädigt und einen Teil des Giebels herabgeschlagen. Das Gebäude hatte bis in seine Grundfesten von dem harten Schlage gebebt. Doch war sonst kein Schaden an Gut und Leben geschehen. Bei der Abschiedsbowle im Palmenhause ward die Episode bald vergessen.

An Bord des Dampfers, welcher abends die Gesellschaft heimführte, beichtete Johannes den Eltern und bat um ihren Segen. Der alte Armster war etwas sehr schwierig und sagte:

„Du hast die Zeichen der Zeit nicht beachtet, mein Sohn. Ich sehe Schrecken, Leid und Not herannahen. Die Schatten schreiten schon voraus. Glücklich dann, wer allein steht und nicht für andere zu sorgen hat. Indes, da die Ehen im Himmel geschlossen werden, so will ich nicht widerstreben und dir den reichsten Segen des Höchsten wünschen."

Die Mutter lächelte und sprach:

„Väterchen, du bist und bleibst ein Schwarzseher. Aber selbst, wenn du recht hättest, Goethes Wort bleibt doch wahr:

. . . . Das Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.

Johannes, liebster Junge, du hast wohlgethan. Gottes Segen euch lieben Beiden!"

„Bleib' mir mit den Klassikern vom Leib, Frau. Die Herren kennen das Leben nicht."

„Hast du denn mit Herrn und Frau Wagener schon gesprochen, Johannes?"

Johannes verneinte und sagte, daß die Verlobung noch Geheimnis bleiben solle. Auch der Respekt vor dem Prinzipal . . . .

„Na, du bist mir aber ein schöner Prinz, mein Junge. Nun, Mutter und ich wollen dich nicht verraten, wir schweigen. Wie doch der Wein der Menschheit die Zungen löst! Das Alter wird gesprächig und die Jugend schwatzhaft. Sei ganz außer Sorgen, Johannes. Ein alter Geschäftsmann wie ich plaudert nicht. — Siehst du noch nicht die Lichter der Stadt? Es wird kalt und ist spät geworden. Was werden die Nachtwächter sagen, wenn sie den alten Armster so spät auf der Straße mit Weib und Kind erblicken. Gut, daß ich mir Erlaubnis genommen habe, das Thor nach Mitternacht passieren zu dürfen, sonst hätten wir in der eigenen Vaterstadt wohl noch im Gasthofe absteigen müssen. O diese Jubiläen! Das dicke Ende kommt doch immer nach!"

* * *

Der Diskonto stieg noch immer.

Herr Johann Jakob Armster war längst nicht mehr der einzige ängstliche Diskontant. Wenn auch nur wenige gleich ihm alle flüssigen Gelder auf die Bank gaben, so sahen sich doch alle die Wechsel jetzt ganz genau an und stießen manchen zur Seite. Die Geldmakler hatten ihre liebe Not. Indes der, welcher mit Herrn Armster zu verkehren pflegte, brachte das Seinige auch nach Numero Sicher, weil er im stillen dem Alten nicht ganz unrecht geben konnte. Daß weniger bedeutende Häuser durch das Zurückweisen von Wechseln in Verlegenheit kamen, läßt sich denken, es ward ihnen täglich schwerer, die zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten nötigen Mittel aufzutreiben. Eigentliche Verluste waren noch nicht vorgekommen, doch stieß die Realisation von Waren auf immer größere Schwierigkeiten.

Das Gerücht behauptete, daß Wagener & Co. einem bedeutenden Geschäftsfreunde, welcher in derartige Verlegenheit gekommen war, für eine große fällige Zahlung Prolongation hatten bewilligen müssen. Man sprach davon, daß die Einlösung der längst diskontirten Wechsel der Firma nicht allein unangenehm gewesen sei, sondern ihr auch ein Opfer auferlegt habe.

„Johannes, es wetterleuchtet schon," bemerkte der Alte seinem Sohne, als er von dem Vorfalle hörte, „gebt auf das Schiff acht, damit nicht eine plötzliche Böe es über den Haufen wirft."

„Du bist wirklich zu ängstlich, Vater. So etwas kommt im kaufmännischen Leben doch öfter vor. Uebrigens geht Herr Wagener jetzt sehr vorsichtig zu Werke und hat neue Unternehmungen nicht mehr eingeleitet. Unser Portefeuille ist wohl gespickt."

„Was wird's euch helfen, wenn ihr nicht mehr diskontieren könnt? Der Fall kann über Nacht eintreten. Ich habe mehr erlebt als ihr jungen Leutchen ahnt. Gott verhüte etwas Schlimmes, aber die Luft ist nicht rein. Ich bin nicht abergläubisch, doch als der Blitz neulich in das Wagenersche Landhaus fuhr, da hat's mich heiß und kalt überlaufen."

„Ich halte den Vorfall für ein gutes Omen, lieber Vater. Ein paar Schornsteine und die Giebelspitze hat das Wetter abgeschlagen, aber in seinen Fundamenten ist das Haus fest geblieben."

„Ich hoffe und wünsche alles Gute, Johannes. Aber, aber — ich fürchte. Die Verhältnisse sind überspannt. Ich ahne einen fürchterlichen Zusammenbruch."

Herr Johann Jakob Armster zog seinen Schlafrock an, setzte sich in den Sorgenstuhl vor dem altmodischen Bureau, in welchem er seine Papiere und Wertsachen verwahrte und an dessen Schreibplatte er seine Studien trieb. Er zündete sich die lange Pfeife an und offerierte seinem Sohne eine Cigarre.

„Zünde dir eine an, Johannes, und dann setze dich zu mir."

Dann öffnete er ein geheimes Gefach im Bureau, hob eine kleine eiserne Geldkiste heraus, öffnete sie und sagte:

„Für Leben und Sterben, Johannes. Siehe, hier ist das Bankbuch. Es steht eine große Summe darin: die eine Hälfte meines Vermögens. Die andere Hälfte ist sicher belegt in Häusern und Grundstücken. Dies Paket enthält die Dokumente darüber. Die disponible Hälfte auf der Bank betrachte ich durchaus als anvertrautes Kapital, dessen Zinsen ich zum allgemeinen Besten oder zur Linderung der Leiden meiner Mitmenschen anwende. Ich würde, wenn Not an den Mann ginge, die ganze Summe eventuell auf Einem Brette opfern. Der Rest ist genügend, um Mutter, mich und dich vor allem Mangel zu schützen. Gib mir das Versprechen, wenn ich mal sollte geschieden sein, wenn auch nicht in meiner Weise, so doch in meinem Geiste, mit dem Vermögen zu schalten. Mir gereicht's zur Beruhigung, wenn du mir die Hand darauf gibst."

Johannes reichte dem Alten die Hand, meinte aber, der Vater sollte doch nicht an den Tod denken; er erfreue sich ja noch voller Kraft und Gesundheit.

„Der Mensch, er sei alt oder jung, gesund oder krank, sollte jeden Augenblick bereit sein, abgerufen zu werden. Man würde nicht so toll auf Erden wirt-

schaften, wenn jeder sich als Haushalter betrachten wollte. Christen sind Haushalter, von denen Gott in jedem Augenblicke Rechenschaft fordern kann. Die Welt schilt mich einen ängstlichen Mann. Mag sein, daß ich's bin. Laß dich auch so schelten, es macht nichts aus und gereicht dir zur Ehre, wenn Aengstlichkeit mit Gewissenhaftigkeit zusammenfällt. Vor Gott weiß ich meine Handlungen zu rechtfertigen." —

.... Der Alte hatte seine Dokumente wieder sorgfältig verschlossen. Er drehte seinen Sessel um und blickte in die untergehende Sonne. Dann zündete er sich eine neue Pfeife an und fuhr fort zu sprechen:

„Träume sind Schäume, pflegt man zu sagen. Ich aber behaupte, sie sind manchmal — Offenbarungen. Auch die Alten glaubten dies, wie uns die heilige Schrift bezeugt. Mich beschäftigte vorige Woche ein böser Traum, den ich dir erzählen will: Lange hatte ich wach gelegen in Gedanken an die Zeiten, welche ich durchlebt habe, in Gedanken auch an die Gegenwart, die mit ihrem unheimlichen Rasen und Verlangen nach Gold und Geld, mit ihrem unsinnigen Hasten und Jagen von Begierde zu Genuß, von Genuß zu Begierde, mir, wie du weißt, gar nicht gefällt. Endlich kam der Schlaf. Mir träumte, ich sei drüben in Amerika, in der großen Stadt Newyork. Ich wanderte durch die langen breiten Straßen, ich bewunderte den Reichtum, der sich überall kundgab und brüstete; ich staunte über den riesigen Verkehr, welcher von einem Ende der Stadt zum anderen brauste, über das unruhige Getreibe der Menschen, die sichtlich nichts anderes bewegte als die Sucht und Leidenschaft nach Gold. Die Züge der Eisenbahnen, die Schiffe und Dampfer auf dem Fluß und in der Bai, sie spieen unaufhörlich tausende von Menschen aus und alle, alle die Menschen, zu Millionen anwachsend, ich sah sie Steine herzutragen zu einem gewaltigen Turmbau, der sich hoch in die Wolken hinein erhob. Immer höher wuchs der Turm, an welchen sich das Häusermeer rings herum anlehnte. Je höher er wuchs, desto stolzer ragte der Bau in den Himmel hinein. Immer lustig baute die Menschheit weiter. Da auf einmal wankte die Spitze, es rollte und donnerte im Grunde, und plötzlich fiel mit gewaltigem Krachen das stolze Gebäude zusammen, alles in Staub hüllend. Und als die Staubwolke sich verzogen hatte, da sah ich eine weite, weite Trümmerstätte, die stolzen Häuser waren mit gefallen, die sich an den Babelturm gelehnt hatten. Nur wenige standen noch aufrecht, arg beschädigt — Ruinen. Tausende von Menschen lagen tot und blutend unter den Trümmern, Millionen standen und rangen die Hände. Sie hatten alle ihre Habe verloren, die Reichen waren alle plötzlich arm geworden. Ein Schmerzensschrei erfüllte die Luft: Er ist dahin, dahin der König Dollar! Ich flüchtete an den Kai. Der Dampfer nach Europa lag zur Abfahrt bereit. Wenige blasse Passagiere befanden sich an Bord. Kapitän und Mannschaft schwiegen. Die Maschine setzte sich in Bewegung. Bald lag der Trümmerhaufen hinter uns. Der Sturm fegte unser Schiff vor sich her, wir hatten eine furchtbare Fahrt. Es war, als wenn der Boden des Meeres unter uns bebte. Die See kochte. Immer unheimlicher wurde die Fahrt, immer rasender. Teuflische Gewalten schürten die Feuer unter den Kesseln und spannten den Dampf in den Cylindern. Wir erreichten die Küste Europas, wir liefen in Liverpool ein. Die „Krisis" ist da, erscholl es von den bleichen Lippen derer, die uns ankommen sahen. Und wie ein Lauffeuer ging's ins Land hinein, und von Land zu Land: Die Krisis, die Krisis! Alles stürzte übereinander wie drüben in Amerika, herzzerreißender Jammer entstand. Verzweiflung ergriff die Menschen. Armut und Elend, Not und Tod raste von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus.... die Krisis!..... Ich erwachte in Schweiß gebadet. Gott sei Dank, ich hatte nur geträumt. Walte Gott in Gnaden über uns!"

Herr Johann Jakob Armster war still und nachdenklich zurückgesunken. Johannes hatte ihm in größter Spannung zugehört. Es ward ihm unheimlich bei den Worten seines Vaters. Die Situation war ja allerdings kritisch genug. Er dachte mit Bangen an die nächste Zukunft. Was würde sie bringen? Wann würde er Helenen heimführen können? Ob je? Trat ein Ereignis ein wie es der Vater fürchtete und vorahnte, dann allerdings mußte auch in der alten Reichsstadt alles übereinander fallen. Es war die Frage, ob überhaupt irgend eine Firma in dem allgemeinen Zusammensturz würde stehen bleiben können.

Er suchte Trost bei der Mutter, die ihn küßte und sagte:

„Fürchte dich nicht, Johannes, glaube nur."

* * *

Wahrhaftig, der Traum des alten Armster war nicht Schaum, er war eine Offenbarung gewesen!

Plötzlich, nachdem schon lange ein verdächtiges Knistern, welches im Lärm des Tages, im Hoiho der Jagd nach dem roten Golde von den meisten überhört wurde, gewarnt hatte, stürzte der babylonische Turmbau der wilden Spekulation zusammen, zuerst jenseits des Oceans und dann in England, dann auf dem Kontinent, in den Handelsstädten Not und Verderben, Trübsal und Angst bringend. Tausende waren über Nacht arm geworden, tausende in die äußerste Verzweiflung gestürzt. Nicht wenige verloren den Mut, den Untergang ihres Vermögens zu sehen und gingen freiwillig in den Tod. Der blasse Schrecken war den Leuten in die Glieder gefahren; keiner traute dem anderen mehr. Gemeinsinn und kühle verständige Beurteilung des Unglücks verschwand. Jeder suchte sich allein zu halten, ohne auf den Nächsten Rücksicht zu nehmen und rechts und links Anlehnung zu suchen. Und so fiel alles über den Haufen; Handel und Industrie waren bankerott.

Auch in der Reichsstadt war die plötzliche Erschütterung des Vertrauens eine gewaltige. Was innerlich faul war in der Welt der Börse, stürzte sofort und brachte denen, die kreditiert hatten, die größten Verlegenheiten. Der Diskonto stieg auf eine ungeahnte Höhe und dennoch war für Wucherzinsen kein Geld zu haben. Kaum war genug vorhanden, um die Arbeitslöhne den kleinen Leuten auszahlen zu können.

Die Handelsherren, welche in großen Verbindlichkeiten steckten, machten schreckliche Tage und sorgenvolle Nächte ohne Schlaf und Erquickung durch.

Herr Johann Jakob Armster ging jetzt gesenkten Hauptes durch die Straßen der Stadt. Kaum wagte er aufzuschauen. Er konnte sie kaum zählen die Häuser, welche in Verlegenheit waren. Er wußte genau, welche in ihren Fundamenten wankten und stürzen mußten. Seinen Platz an der Börse suchte er noch täglich auf — aus Pflichtgefühl, aber mit wehem Herzen. Noch standen sie an ihren gewohnten Plätzen, die Chefs der bedrohten Häuser, aber mit bleichen Gesichtern. Wer wird morgen, wer wird übermorgen fehlen? Sicher fühlt sich keiner mehr. Eine Säule nach der andern wird stürzen.

Die Schwachen riefen nach Staatshilfe in ihrer Bedrängnis. Die Regierung des Freistaates sollte eingreifen, sie sei dazu verpflichtet. Weniger Einsichtige stimmten bei. Die Aussicht war zu verlockend. Aber die Besonneneren warnten, vor allen Herr Johann Jakob Armster.

„Kinder," sagte er, „verlaßt euch auf euch selbst. Das ist die beste und einzige Hilfe. Stützt einer den andern, daß das Ganze stehen bleibt. Bewilligt euch unter einander Moratorien, wenn ihr nicht zahlen könnt. Aber ums Himmels willen, verwickelt den Staat nicht in eure Angelegenheiten und laßt ihn und mit ihm die unbemittelten Mitbürger nicht Schaden leiden, wenn dem bedrohten Handelsstande in der Krisis nicht mehr zu helfen wäre."

Der Rat wurde befolgt und ihm verdankte die Börse, daß verhältnismäßig wenig bedeutende Fallissements erfolgten. Der altbewährte Gemeinsinn der Reichsstadt bewährte sich glänzend. Daß nicht doch hin und wieder große Verlegenheiten entstanden, ließ sich nicht vermeiden, daß nicht Häuser wankten, oder gar fielen, ebensowenig. Der Kredit war überall zwar erschüttert, doch gab es einzelne Firmen, welche ohne gerade als insolvent betrachtet zu werden, mit großem Mißtrauen angesehen wurden. Zu solchen gehörte das Haus Wagener & Co. Die Firma steckte in ungeheuren Verbindlichkeiten und hatte durch Beteiligung an vielen auswärtigen Bankerotten Schlag auf Schlag empfangen.

Eine dumpfe Schwüle lag auf dem Wagenerschen Comptoir. Der Chef brütete über Briefen, Abrechnungen und Büchern und stellte — stets eitle und vergebliche Berechnungen an, wie die nächsten Zahltage zu machen seien. Johannes kombinierte ebenfalls an seinem Pulte, aber auch ohne Rat zu finden. Der sonst so mutige und nervenstarke Wagener war nicht wiederzuerkennen. Er zitterte, wenn die Thüre des Comptoirs sich öffnete und irgend ein Unbekannter oder der Briefträger eintrat. Er fürchtete eine neue Hiobspost, wie deren so viele die letzten Wochen gebracht hatten.

„Es ist aus, Johannes," sagte er, schwer aufatmend, „wir können die Geschichte nicht mehr halten. Gott gebe nur ein ehrenvolles Ende, daß niemand bei uns verliert. Es thut mir leid um Sie. Ich hatte mir die Zukunft so schön gedacht. Sie mein Associé. Nun, wie Gott will. Aber hart ist's, so gestürzt zu werden und das Wohl so vieler, das Wohl von Weib und Kind mit in den Sturz verflechten zu müssen."

„Verzweifeln Sie nicht, Herr Wagener," entgegnete Johannes. „Sie können das nicht verantworten. Behalten Sie kaltes Blut und Vertrauen. Noch kann sich alles zum Guten wenden. Die Aktiva überwiegen die Passiva noch um ein bedeutendes. Die Situation kann sich über Nacht ändern."

„Was hilft alles? Das Portefeuille voller Wechsel ist nichts wert. Niemand diskontiert mehr. Die Waren sind unverkäuflich und sinken immer mehr im Preise. Wir haben in vierzehn Tagen die Rimessen gegen den Vorschuß auf den unglückseligen mexikanischen Tabak nach London zu machen. Wer schafft uns Geld? Niemand hat's. Die Mittel für den Bau des Gemeindehauses und der Kapelle fehlen. O Gott, wo soll's hinaus? Der Geldmakler sagt: ‚Für die Zahltage müssen Sie selbst sorgen, ich vermag's nicht mehr.' Johannes, der Entschluß ist schwer, aber notwendig: ich gehe zum Anwalt und bringe ihm den schwersten Auftrag, den ein Kaufmann geben kann."

„Das darf nie und nimmer geschehen," rief Johannes ganz außer sich, „ich bitte, ich beschwöre Sie, teurer, lieber Herr Wagener."

„Still, still, Johannes, es klopft."

Die Thür öffnete sich und hereintraten Ludwig Tölle und Gerhard Dreier. Beider Mienen waren sehr ernst. Tölle begann:

„Herr Wagener, wi hefft en Anliggen. Wi mochten Se gerne alleen spräken."

Im Privatcomptoir fuhr Tölle fort:

„Nehmen Se's nich for ungod, Herr Wagener, dat wi darvon anfangt. Aberst de Dickkoppen (Sperlinge) doht et von de Däker (Dächer) fleuten, und dar könt wi nich glikgultig bleiwen. Se sünd, — nu, Herr Wagener, ik mag't nich utspräken, Se verstaht us all: wi wollen Se use Sparkassenböker bringen. Gerhard und ik, wi hafft us so'ne fifdusend Daler tosam spart. Dohn Se us den Gefallen und nehmen de Böker hen — et is ähr Geld!"

„Nä, nä, dat kann ik nich annehmen, Kinners," entgegnete mit Thränen im Auge Wagener, „ik bün Jo (Euch) von Harten dankbar for den goden Willen, aberst —"

„All Bott helpt," sagte Dreier.

„Nä, Kinners, nä, ik draf't nich dohn. Et weer gegen Ehre und Gewäten (Gewissen), Ji mittoriten (mitzureißen), wenn Gott en Unglück tolett."

„Nehmen Se't doch, Herr Wagener," bat Tölle, „use Kinner sünd grot und wi hefft noch starke Füste (Fäuste) us to holpen, wenn de Mammon ook fleuten geiht."

„Wi biddet us det as en Leefde (Liebe) von Se ut, Herr Wagener," sagte Gerhard Dreier. „Wi wollen Se so geern vergellen (vergelten), wat Se us und use Kinners sid lange Jahren to gode dehn hefft."

Wagener stürzten die Thränen aus den Augen.

Die beiden Leute ließen nicht nach mit Bitten, und doch konnte und durfte er ihnen den Willen nicht thun. Er erinnerte sie an den Spruch, der mit großen goldenen Buchstaben über der Hausthür stand:

„Das Gewissen rein, ist besser als Silber, Gold und Edelstein.“

Aber sie verstanden ihn nicht und noch weniger, daß er ihr Anerbieten nicht annehmen wollte.

Kopfschüttelnd entfernten sie sich wieder. Als sie in ihrer, mit bunten Bildern und mit Geburtstags- und Willkommenskränzen gezierten Speicherkammer waren, sagte Dreier:

„Ludwig, et is doch woll wat mit den Diskont nich upper Rieg (in Ordnung). De Maschine will nich mehr. De Ole will doch nich in'n swarten (schwarzen) Rock na'n Rathuse gahn?“

„Ik sage, he werd sik dörkrabbeln, oder der leewe Gott schickt am wen, de de Kaare (Karre) utem Drack schufft (schiebt), as du to seggen plaggst, Gerhard.“

. . . Obgleich Herrn Wagener die paar tausend Thaler der beiden braven Leute nicht hätten helfen können, so that ihm ihre treue Anhänglichkeit doch wohl, und er zeigte heute an der Börse ein etwas zuversichtlicheres Gesicht als bisher, sowenig Ursache dafür auch vorhanden war.

Gott hatte es gnädig gefügt, daß dem hart bedrängten Manne die kleine Erquickung zu teil geworden war. Nachmittags erhielt er die Nachricht von der Insolvenz eines Hauses, welches ihm bedeutende Summen schuldete und dessen Wechsel, die längst diskontierten, er am nächsten Zahltage einzulösen hatte.

Totenbleich saß er an seinem Pulte, kaum eines Gedankens noch mächtig. Jetzt ist der Sturz seines Hauses besiegelt, nichts vermochte mehr, ihn aufzuhalten. Lange hatte er das Ereignis vorausgesehen, und, nun es da war, konnte er die Wucht des Falles nicht tragen. Verzweiflung erfaßte ihn, Selbstmordsversuchung trat heran.

„Es ist vorbei, Johannes,“ entrang sich unter Seufzern seiner Brust, „alles ist aus! Das Ende mit Schrecken ist da!“

Lange vergeblich redete Johannes dem niedergeschmetterten Manne zu. Kein Trost, kein Rat schlug an. Endlich bewegte er ihn, mit ihm zum Vater zu gehen. Es müsse ihm doch wohlthun, dem alten, erfahrenen Freunde sein Herz auszuschütten.

„Ach, Johannes, was soll's?“ entgegnete er. „Zu helfen und zu raten ist nicht mehr. Die dunkle Nacht bricht herein.“

„Kommen Sie, lieber Herr Wagener! Wissen Sie denn, ob nicht ein freundlicher Stern das Dunkel erhellt?“

In der Finsternis des Winterabends führte Johannes den gebrochenen Mann durch die ausgestorbenen Geschäftsstraßen der Stadt nach dem elterlichen Hause in der Vorstadt. Die zahlreichen Comptoirs am Wege schienen fast alle geschlossen zu sein. Nur hin und wieder blinkte durch die Ritzen der Fensterladen ein bleicher Schein, andeutend, daß Not und Sorge noch in den öden Räumen wachte. Auf der Thorbrücke drängte Wagener Johannes auf die Seite, wo der Widerschein der Gaslaternen unheimlich auf den gurgelnden Wellen des Stadtgrabens blinkte. Er brachte ihn glücklich hinüber.

Aus Armsters Villa vor dem Thor leuchtete ein freundlicher Schein. Ein heller Stern strahlte über dem Dach.

* * *

Herr Johann Jakob Armster saß vor seinem Bureau und las in der Zeitung. Die lange Pfeife war ihm ausgegangen; schon lange rauchte er trocken, ohne es zu merken. Die Nachrichten von allen Handelsplätzen der Welt lauteten traurig und schaurig. Noch immer stürzten altberühmte Häuser und begruben in ihrem Sturze Tausende von kleinen Existenzen; sogar Banken fielen, an deren solider Grundlage niemand je gezweifelt hatte. Noch immer drangen Jammertöne zum Himmel. Und doch schien es, als nähere sich die Katastrophe ihrem Ende. Die plötzlichen Fälle traten vereinzelter auf. Das unheimliche Rollen und Grollen ward leiser.

Der alte Kaufherr legte Brille und Blatt fort und starrte in das Feuer des Ofens. Er schüttelte das ehrwürdige graue Haupt und sagte vor sich hin: „Was mag daraus noch werden?“ Er dachte an die traurigen Zustände rund um ihn her in der alten Hansestadt. Wie war sie in ihrer Blüte geknickt! Wie manche stolze Firma lag am Boden, dahingestreckt zum Nimmerwiederaufstehen; andere, gesund wie eine Eiche an Wurzeln und Stamm, wankten und bebten vor der Gewalt der furchtbaren Stürme, die über sie hinwegbrausten: rettungslos mußten sie fallen, wenn ihnen nicht Stütze und Hilfe wurde. An der Börse hatte die geschäftige Fama über Wagener & Co. geflüstert, nicht ohne Grund. Der Alte wußte von der Verlegenheit, in welche die Firma geraten war. Johannes hatte Andeutungen gemacht. Wovon das Herz voll war, davon ging der Mund über. Herr Johann Jakob Armster war aufs tiefste ergriffen worden. Hatte er nicht die Pflicht zu helfen? Erheischte nicht Johannes' freilich noch geheim gehaltene Verbindung mit der Tochter des Hauses sein Eingreifen? Er hatte Wagener halb und halb erwartet. Da er nicht kam, beschloß er, zu ihm zu gehen. Er öffnete Bureau und Kassette und nahm sein Bankbuch aus der letzteren. Er zog die Klingelschnur und bat sich von seiner Frau, die erschien, Hut und Stock aus.

„Aber wohin, lieber Mann?“ fragte sie besorgt. „Es ist spät und finster. Du fühltest dich erkältet heute. Schone dich.“

„Beruhige dich, meine Liebe,“ entgegnete er. „Ich gehe einen Weg des Heils, ich thue einen Engelsdienst.“

Da ertönte die Hausglocke. Johannes und Wagener traten in die Thür. Bleich und gebrochen, hohläugig und schlaff erschien der sonst so starke Kaufmann. Mit zitternder Stimme sagte er:

„Lieber, alter Freund, darf ich um ein paar Worte unter vier Augen bitten?“

Johannes hatte sich entfernt, nur Frau Armster stand noch neben ihrem Manne.

Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, worauf sie sich fortbegab. Dann sagte er:

„Lieber Wagener, setzen Sie sich zu mir. Aber bitte, sprechen Sie noch nicht. Sammeln Sie sich und lassen Sie das klopfende Herz sich erst etwas beruhigen. Zudem liebe ich die Unterredungen zu zweien nicht. Sie wissen, ich bin ein alter Querkopf; lassen Sie mir den Willen und opponieren Sie nicht gegen den Dritten, welchen ich gebeten habe, zu erscheinen. Es ist ein stiller Gast; er sagt gar nichts, aber er belebt und ermutigt, wenn man ihn ansieht und sich mit ihm einläßt. Ich habe ihn in allen Lebenslagen erprobt und treu erfunden; in kritischen Lagen habe ich mich oft mit ihm befaßt, ich möchte ihn auch heute nicht missen. Es spricht sich so gut und vertraulich unter seinem Einflusse. Sieh' da, sieh' da, liebe Frau!"

Die würdige Matrone setzte eine schlanke Flasche und zwei Römer auf den Tisch.

„Erlauben Sie, lieber Freund, Ihnen den Herrn von Oberingelheim vorzustellen, einen Mann von bestem Rufe und voll Geistes. Sie kennen ihn ja. So, trinken Sie mal! Es wird Ihnen gut thun. — Und nun kann die Sache losgehen, hübsch zu dreien. Tres faciunt collegium! Sie sind mit Ihrem Latein zu Ende?"

„Ich bitte, Herr Armster. Sie verwunden mich mit Ihrem scherzhaften Ton. Mir ist fürchterlich ernst zu Mute. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Sachlage auseinandersetze. Sie sind ja Kaufmann und verstehen mich. Ihren Rat als solcher und als treuer Freund . . ."

„Der wird Ihnen nie fehlen, lieber Herr Wagener. Aber Rat hilft Ihnen nicht. That — Hilfe ist Ihnen not. Ich weiß, wo Sie der Schuh drückt; ich kenne Ihre Verbindlichkeiten. Verzeihen Sie meinem Sohne, daß er über geschäftliche Geheimnisse geschwatzt hat. Ich bin der Hauptattentäter, ich habe sie ihm abgezapft. Geld kann ich Ihnen nicht schaffen, das kann kein Kaufmann heute und morgen. Aber, sehen Sie hier!"

Armster ergriff sein Bankbuch, schlug es auf und zeigte dem erstaunten Wagener einen Saldo zu seinem — Johann Jakob Armsters — Gunsten von 150 000 Thalern.

„Auf Grund dieses Guthabens sage ich für Sie gut. Ich habe schon lange nicht mehr diskontiert, sondern alle Eingänge auf der Bank deponiert. Danken Sie der Vorsicht des altmodischen Herrn Johann Jakob Armster!"

„Sie wollten, bester Freund! Aber bedenken Sie!"

„Ja, ich will! Ich vertraue der Solidität Ihres Geschäfts; Johann Jakob Armster läßt sich nie auf faule Geschichten ein! Ich habe sogar vor, die 150 000 Thaler, sobald sie flüssig werden, in Ihr Geschäft zu geben, unter der Bedingung, daß Sie meinen Sohn zu Ihrem Associé machen, mein verehrter und lieber Herr — Bruder!"

„Herr Bruder?" fragte Herr Wagener erstaunt. „Wie soll ich das verstehen?"

„Haben Sie denn gar nichts bemerkt, und hat auch Ihre Frau Gemahlin nicht über gewisse Dinge mit Ihnen gesprochen? Frauen sind doch sonst so scharfsichtig. Sie selbst haben ja vor lauter Spekulationen und Sorgen keine Zeit für dergleichen gehabt. Ich kann Ihnen meinen Sohn allerdings als Associé gerade nicht sehr empfehlen. Er hält nicht dicht. Hat der junge Mann mir da gestanden — es war freilich nach dem Jubiläum, in etwas sehr animierter Stimmung — er habe sich mit Ihrem Fräulein Tochter ganz heimlich verlobt. Aus lauter Respekt hat er noch nicht gewagt, bei Ihnen anzuhalten — die Zeiten waren ja auch nicht darnach. So thue ich es denn für ihn. Schlagen Sie ein, Herr Bruder, und nehmen Sie den Jungen in Geschäft und Familie auf."

Wagener saß noch immer sprachlos da. Er war überwältigt. Der Herr von Oberingelheim aber wirkte still und kräftig auch das seinige. Im Herzen fühlte der arg geplagte Kaufmann wieder Zuversicht, die Hoffnung breitete vor seiner Seele wieder ihre heiteren Bilder aus und weitete und erleuchtete den Horizont. Er nahm sein Glas, stieß mit dem alten Armster an und umarmte ihn unter Thränen.

Wieder zog der Alte die Klingel. Er bat Frau und Sohn hereinzukommen.

Er sah sie bedeutsam lächelnd an und sagte:

„Ich habe deine Zukunft begründet, mein Sohn Johannes. Du wirst Associé der Firma Wagener & Co. und Schwiegersohn des Chefs. Dein Geheimnis verriet ich, weil's mir paßte und dein künftiger Schwiegervater, mein verehrter Herr Bruder, sonst sich vielleicht mit mir geschäftlich nicht eingelassen hätte. Mütterchen, bitte, noch einen vom Stamme derer von Oberingelheim! Wir wollen mit dem Herrn Bruder Brüderschaft trinken."

„Herr Bruder," fuhr er demnächst fort, sich an Wagener wendend, „wenn es dir recht ist, besuche ich dich morgen früh um zehn Uhr, damit wir alles Nötige und Geschäftliche besorgen können. Hinterher bitte ich um eine kleine Familienzusammenkunft mit dir, meiner verehrten Frau Schwester und meinem holden Töchterchen, — meine Frau und Johannes werden selbstredend auch erscheinen. Wir können dann, trotz der trüben Zeiten, die für alle Beteiligten so erfreulichen Ereignisse ein wenig diskontieren, nicht hoch, aber zu landesüblichem Zinsfuß, d. h. bei einem guten Glase Rheinwein. Den hast du doch wohl noch, Herr Bruder?"

* * *

Der Sturm war vorübergebraust. Viele Bäume lagen entwurzelt, manches stolze Bauwerk lag zertrümmert. Was noch stand, stand arg zerzaust und beschädigt da, aber es stand und wartete des neuen Ausschlagens, der bessernden Hand. —

Auch das Haus Wagener & Co. steht. Freilich ist's stark mitgenommen. Aber sein Kredit ist intakt. Dank dem Vorgehen des Herrn Johann Jakob

Armster, des Hauptsicherheits-Kommissarius der alten Hansestadt. Jetzt gaben dem Alten viele Leute recht und wünschten gleich ihm gehandelt zu haben, namentlich auch der Geldmakler, welcher einen großen Teil seines Vermögens eingebüßt hat. Indessen, bei dem wieder auf gewöhnlichem Niveau stehenden Zinsfuß, füllt sich des Alten Portefeuille von neuem mit gutem Papier: er diskontiert wieder.

Ludwig Tölle und Gerhard Dreier meinen:

„Herr Johann Jakob Armster verstund doch bäter dat rechte Ingriepen (Eingreifen)", während Herr Wagener, wenn er die beiden treuen Leute sieht, stets an das Scherflein der Witwe denken muß.

Den Zeitverhältnissen angemessen wird eine stille Hochzeit im Wagenerschen Hause gefeiert, auf welcher, außer dem Pastor, der alte Armster am meisten redet. Er behält auch das letzte Wort, als er sagt: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Und als die Handelswelt ein Cirkular der Herren Wagener & Co. empfängt, äußert mancher: Eine gute Acquisition; der junge Herr ist von guter, echter, alter Art: der wird der Firma Segen bringen.

Ja, Segen über Wagener & Co., Johannes und Helene — und Herr Johann Jakob Armster, der altmodische Kaufmann, in Ehren!

Johannisberg.

An das Haus J. K. in Johannisberg am Rhein.

Von

Otto Roquette.

Johannisberg, nun grüß dich Gott!
Zu dir komm' ich gefahren.
Vergangen ist mir längst der Spott
Und Reim aus jungen Jahren.
Da sang ich, nur „besternten Herrn"
Erzögst du Weinesgluten, —
Ich frag' auch heut noch keinen Stern,
Doch kenn' ich deinen Guten!

Man hat mir's wieder eingetränkt,
Das ich so schlimm gesprochen.
Ich wünscht', derweil man schenkt und schenkt,
Ich hätt' noch mehr verbrochen!
Ich kann die alte Sünd' auch nicht
Bereu'n, die ich begangen,
Da man zum Straf- und Hochgericht
Mich solcher Art empfangen.

Johannisberg, so sei gegrüßt!
Doch darum sei's nicht eben,
Daß du der Welt allein erziehst
Die Herrlichkeit der Reben.
Ich kam daher als fremder Gast,
Die Fremdheit war zerronnen,
Und herzerquickend war die Rast
Bei Freunden, schnell gewonnen.

Da liegt ein Haus im Sonnenglanz,
Die Rosen blühn ohn' Ende,
Der Rhein, tief in der Berge Kranz,
Schickt holder Kühlung Spende.
Da drinnen lebt sich's wohlgemut,
Und wer da hat sein Wesen
Ist lauter echtes rheinisch Blut,
Zu wackrem Thun erlesen.

Der Hausherr, thätig immerdar,
Die Herrin, gütig schaltend,
Großmütterlein und Enkelschar,
Ihr Dasein froh entfaltend.
Und gastlich öffnet sich die Thür:
Willkommen, wem's behaget!
Nur daß ihr alle nach Gebühr
Euch guter Art vertraget!

Der Arbeit viel gehört der Tag,
Der Gast soll's doch nicht spüren,
Die gute Feierstunde mag
Uns all' zusammenführen!
Ja, Feiertag erschien's im Haus
Dort am Johannisgrunde,
Und wer da wandelt ein und aus,
Der segnet jede Stunde.

So grüß' ich dich, vielliebes Dach,
Mit deinen Rosen und Reben:
Und sei dir Saal und Wohngemach
Beglückt mit frischem Leben!
Und weil's mein junger Mundschenk war,
Der mich verlockt gar sachte,
Soll er vertreten die Gefahr,
Die ich dem Keller brachte!

Wo deutsche Wasser südwärts fließen!

Von

Heinrich Noë.

Gerade dort, wo die Hochfläche des Brenner (denn einen Berg mag man wohl diese Höhe nicht heißen) gegen Norden hin abfällt, ist ein kleiner See in eine grüne Mulde von Lärchenwald und Rasen eingebettet. Auch ein Hauptschmuck des Bergsees fehlt ihm nicht, nämlich die kahlen Wände, Thonschieferabstürze, die sich im grünen Wasser widerspiegeln. Daß er einst weit größer war, deuten die Ränder der Mulde an. Uebrigens versteht sich das bei jedem Alpensee von selbst. Daß er in Zukunft noch kleiner werden wird, das nimmt selbst jener Reisende wahr, der sich das Hochgebirge nur aus dem Coupéfenster heraus anschaut. Denn es zieht hier der Schienenweg vorüber, und es ist die einzige Stelle in Tirol, von wo aus man im Waggon das schöne Bild eines solchen Wasserbeckens vor sich hat. Auch wer nur vorüberfliegt, sieht den milchigen Bach, der den Schlamm des Gletschers in ihn hereinträgt. Die Trübung senkt sich zu Boden und das zerschlämmte Gestein schnürt den See zusammen.

Jetzt habe ich aber immer noch nicht gesagt, wie der See heißt. In neuerer Zeit nennen ihn die Bücher den Brenner-, die alten Leute aber heißen ihn den Dornsee (S. 43). Diesen letzteren Namen wird wohl die Eisenbahn umbringen.

Stellt euch nun folgendes vor.

Es ist eine Vollmondnacht. Der böse Gletscher Kraxentrag, dort hinten im Vennathal, welcher einst die Nixen dieses Wassers vertreiben wird, funkelt unheimlich, halb Eis, halb Firnschnee. Der Fremdling, der in die Einsamkeit heraufgestiegen ist, meint, es müsse da alles lautlos sein inmitten der nächtlichen Bergwelt. Es ist aber nicht wahr.

Er hört eine gedämpfte Musik, ein wunderbares fernes Summen, wie Orgelklang aus weit entlegener Kirche. Das sind die Wasserfälle, welche die Bäche und Flüsse zusammensetzen und auf viele hundert Meilen weit hinaus wirksam schaffen an der Umgestaltung der Erde. Plötzlich tauchen im Süden zwei rote, ungeheuerliche Glotzaugen auf, und hinter ihnen vernimmt man ein wütendes Schnauben, wie das eines Drachen oder Lindwurmes.

Den roten Augen folgen gelbe und grüne Sterne.

Es ist die Eisenbahn, der Dampfwagen, der mit seinem Anhang an den Felswänden her zum Dornsee niederrasselt.

Um aller Heiligen willen, es gehört wirklich unbändige Frechheit dazu, sich auf dieser schiefen Ebene von den Dämonen des Dampfes über die Abgründe hinweg schleifen zu lassen!

So denkt sich einer, der einsam dort durch die Nacht geht. Er weiß aber noch nicht, daß die hölzernen Karren soeben einer noch viel schlimmeren Gefahr entgangen sind. Denn oben auf dem Brenner dort haust der König Elberich mit seinen Wichten und Elben. Daß diese den Zug durch ihr Reich haben gehen lassen, das dünkt mir wunderbar.

Uns nicht, werdet ihr sagen. Den Zwergen und Wichten ist das alles ein Greuel, was die Menschen in ihrer Findigkeit treiben, wie sie in die Berge hinein wühlen, wie sie die Wälder umhacken und Ochsen auf die Saatfelder führen, wie sie mit geweihten Glocken die Stille der Berge stören. Davor scheuen sie sich und bleiben in ihren Höhlen, wo die Schätze glänzen.

Brenner See

Ein anderer von uns schlägt in seinem Reisehandbuch im Namensverzeichnis das Wort Brenner auf. Er findet dort nichts angezeigt vom Reiche des Königs Elberich.

Er soll sich nur gedulden. Ich werde ihm davon erzählen, wenn wir nur einmal erst bis Gossensaß gelangt sind.

Schon sind die Wagen mit Dröhnen dort hinter der Bergecke verschwunden, und ein schrilles Pfeifen, gleich einem Freudengejohle, deutet die Lust an, daß sie der gefährlichen Wildnis entronnen sind.

Schweigend sind wir um ein halbes Stündchen weiter gepilgert. Das Ansteigen hört auf. Wieder glänzen rote Augen, diesmal aber gehören sie keinem Ungetüme an, sondern den Gaststätten der Brennerhöhe, von deren glatter Bedachung das Mondlicht abtrieft, wie wenn ein Silberfluß seicht über sie hinrieselte.

Es ist keine Täuschung, es muß so sein. Denn dort rechts, gerade über dem Hause, zuckt es jeden Augenblick an der hohen Wand lichtweiß in den Mondschein hinein. Wo das unten ab und hinausgeht, das späht unser Auge nicht aus. Kein Zweifel, die Flut rieselt über die Dächer hin.

Aber das Dach hält gut. Es schützt uns, während der Strahl der Lampe in den roten Traminer fällt.

Wir haben es uns auf breitem Stuhle bequem gemacht.

Es verdient wohl erzählt zu werden, wie es uns dort ergangen ist. Wir wußten aus unseren Büchern, daß der Silberfluß, der, wie eine lange Reihe von übereinander gelegten Schleiern, langsam, kaum hörbar, an der steilen, glatten Wand herabgleitet, nichts anderes ist, als der Ursprung des Eisack, der nach Süden hinabfließt, und dann mit der Etsch zusammen durch viele Felsenklausen breitwogig ins Land Italia wallt. Ich bin aber schon zu oft gewitzigt worden, und traue nicht mehr der Nüchternheit dieser Bücher. Sie sehen nicht alles, oder vielmehr, sie sehen nur einen äußerlichen Teil von dem, was vorgeht und sich zeigt. Dahinter aber steckt ein Getriebe, von dem sie nichts sehen oder nichts wissen wollen. Wie wäre es sonst gekommen, daß unser ganzes Sinnen und Trachten mit dem Silberflusse und den Wellen fortgerissen und hinabgezogen worden wäre zur Etsch, wo die Rosen blühen, zu den lombardischen Burgen und zu den alten Festen Dietrichs, des Berners? Sangen die Geister über dem Wasser und lockten sie uns?

Der Gefährte aber sagte, das sei alles Trug. Der Unhold, meinte er, der im Blute der Trauben verborgen sei, die dort unten im deutschen Süden wachsen, habe uns zu dem alten Helden hin den Weg gewiesen, sowie Wölfe oder Raben, Bären oder Hirsche Verirrten in alter Zeit durch dunklen Tann den Weg wiesen.

Mag es sein wie immer, unsere Gedanken zogen mit den Wassern südwärts. Es war, wie wenn wir die pergamentenen Blätter eines Heldenbuches, die unter unseren Händen knisterten, umschlügen und uns am Rande die Malereien betrachteten. Ihr Karmin und Meerblau blendete uns im Lichte der Lampe. Wir sahen des Ecken Ausfahrt, der vom heiligen Köln über den Brenner gezogen kommt. Die Königin Seburg vom Joch Grimm, das sich hoch über Fleims und Etschland erhebt, hat den Ecken gerufen, um Dietrich den Berner gefangen zu nehmen. Dann erblickten wir auch den großen Dietrich, wie er zum Rosengarten des Königs Laurin fährt, der so schön über Bozen glänzt, dunkelrot am Abend, wie der Wein in unseren Gläsern. Dann fanden wir in unseren Bildern Elberich, den König des Brenners selbst, wie er sich anschickt, Ortnit, dem König von Lamparten beizustehen, um die schöne Sydrat zu rauben.

Eine Stunde verrann nach der anderen, und wir gerieten immer tiefer hinab in die Weingelände am Eisack und an der Etsch. Wir sprachen von Runkelstein, Eppan, Boimont und der Salurner Feste, wo einst die schöne Hildeswit und der Riese Samson hausten. Wir gedachten Walthers von der Vogelweide und Oswalds von Wolkenstein. Das Land ist schön, sagte ich, und seine Herrlichkeit verdient in aller Welt ausgerufen zu werden. Bleibt mir aber vom Halse mit diesem höfischen Singsang. Es ergeht ihm wie anderem Gerümpel, welches uns deshalb anzieht, weil es alt ist. Es sollte einmal ein Neuerer solches zum Vorschein bringen — wie würde man über ihn lachen!

War es zum Dank für diese unromantische Auseinandersetzung — plötzlich läutete in kurzen Schlägen eine Glocke und ein Pfiff erscholl.

Einige Augenblicke später trat der Wirt herein und sagte: „Nach dem letzten Zug, meine Herren, schließen wir jedesmal, Ich bedaure. Gute Nacht."

Bald darauf lagen wir in unseren Betten, und wenn auch der Wasserfall fortsummte, so schien die Gewalt seines magischen Gesanges gebrochen zu sein. Wir sahen nichts mehr von Elberich und seinen Zwergen, sprachen und träumten nichts vom Wolkensteiner, sondern schliefen weit in den Vormittag hinein.

Am Morgen glänzte es thaufrisch und wir zogen neben dem jungen Eisack her, der langsam, unentschlossen, wohin er sich wenden will, über die Hochfläche dahinzieht, als ob er von dem Sturze, den er eben durchgemacht hat, noch betäubt wäre.

Es dauerte nicht ein Stündlein, und wir gelangten zum Wildbade Brenner, (s. u.) wo ein warmer Born aus dem Kalkgestein hervorbricht. Zur Linken gafften uns einige Pfarrersköchinnen und andere Jungfrauen an, welche sich mit Strumpfstricken die Zeit verkürzten. Zur Rechten aber gelangten wir an ein großes, modisches Haus, wo es viele Naturbewunderer gab und wo über dem Reichtum an blassen, doch schönen Damen der König Ortnit vielleicht seinen Raubzug nach Montebur eingestellt hätte.

Wir gerieten beim Anblicke all dieser Huldinnen wieder in eine reckenhafte Stimmung, gleich derjenigen, die uns gestern in die Zwinger und zu den Helden des Etschlandes geführt hatte. Darum nahmen wir nach dem Einzuge in diese Burg alsbald ein Bad, wie es stets Ritterbrauch gewesen ist, in guter alter Zeit. Aber die Umgebung fiel freilich wieder aus dem Stil!

Dafür aber hielten wir uns um so stilvoller. Alle die Helden, von denen uns gestern Bücher und wache Träume erzählt hatten, wußten nach dem Bade niemals etwas Klügeres zu thun, als sich zum Mahle niederzusetzen. So geschah es auch hier.

Draußen unter den Lärchenbäumen, in deren Schatten schaumig das Wasser vom Schlüsseljoch herabrauscht, setzten wir uns nieder und erholten uns schon am frühen Morgen von den Mühen des einstündigen Ganges.

Alsbald zogen wir unsere Straße weiter und gelangten im grünen Hochthal, stets im Angesichte des Schienenweges, zum einsamen Weiler Pontigl (S. 47). Da bot sich uns ein absonderlicher Anblick. Ein Brücklein lag zersplittert zwischen den Kalk- und Schieferfelsen des Eisack. Einige steil gelegene Aecker wurden emsig durch eingesetzte Tannenzweige befestigt, damit die gute Erde nicht über die abschüssige Lehne herabrutsche. Ein Haus, welches sonst auf ebenem Plane gestanden war, sah sich jetzt am Rande eines Abgrundes, der sich jäh vor der Thüre geöffnet hatte. In alle Häuser hinein kam man nur mehr über Stege. Die Lärchen steckten klafterhoch im Kalkgerölle. Bei einem Haus war die Hinterwand eingedrückt und Holzstämme vom Wald mit samt ihrem Astwerk schauten aus den Fenstern des oberen Stockwerkes. Der Bach, der auf der Westseite herabfließt, war zu einem tiefen Graben geworden, den Blöcke, Wurzeln, feuchte Erde, Felstrümmer ganz und gar ausfüllten. Aus einem Hause warf man das eingedrungene Geröll zum Fenster hinaus, weil die Thüre verstopft war. Am seltsamsten war es, daß die Bauern gar selbst ein Haus zu zerstören sich anschickten. Dieses war in Gefahr hinabzurutschen.

Ueberschüttung des Ortes Pontigl (S. 46.)

Brachen sie es mit eigener Hand ab, so waren ihnen doch wenigstens die Balken, Bretter, Treppen und anderes Geräte sicher. Allenthalben roch es von feuchter Erde und vom Harz der Fichtenzweige, die abgeschnitten worden waren, um die weitere Wut des Baches einzudämmen.

Während ich mir die Einzelheiten in diesem Gräuel der Verwüstung betrachtete, war mein romantischer Gefährte mit seinen Gedanken weit genug entfernt. Ich merkte es allerdings nicht an der Frage, die er aufwarf, denn die betraf gerade Pontigl.

„Woher," sagte er, „muß denn dieser wunderlich klingende Name stammen?"

„Nichts einfacher als das," entgegnete ich. „Da herinnen gibt es soviel wie gar keine deutschen Namen. Die Ortsbezeichnungen rühren fast alle von einem romanischen Volke her, welches einen großen Teil der mittleren Alpen bewohnte. Seit Jahrhunderten ist ihm die deutsche Sprache aufgedrängt worden. Ueberreste dieser Sprache findest du noch in Graubünden, in unserem tirolischen Gröden und Enneberg. Auch die Einwohner von Friaul sind mit ihrer Mundart nicht allzuweit davon entfernt. Diese Romanen haben sich allmählich bequemen müssen, deutsch zu reden. Aber ihre Heimstätten haben sie deshalb nur wenig umgetauft. Da hast du also Pontigl von ponticolo, das heißt, ein kleines Brücklein, ein Steg."

„Das mag alles wahr sein," sagte der Reisegefährte, „den romanischen Ursprung erkennt man ja sofort. Aber ich stecke noch immer in meinen Rittergeschichten. Dieses Pontigl kommt mir vor wie Monsalvatsch, es klingt wie Blancheflur und Percheval. Von Süden herauf tönt mir höfischer Sang entgegen." Mittlerweile waren wir an der Kapelle vorübergekommen, bei welcher der Weg von Schelleberg herab einmündet (s. u.).

„Dort unten sehe ich schon das Bräuhaus von Gossensaß," sagte ich, und so gelangten wir rasch aus dem Reiche der Aventiuren auf den Boden unseres Reisezieles. Auch erblickten wir die weißen Gletscher, die aus dem Thale Pflersch herausschauen (S. 41).

Ich wollte meinem Freunde nicht verraten, daß auch Pflersch, früher Vlers geschrieben, als Val Orso, Bärenthal, zu deuten wäre. Hätte er das gehört, so wäre er mir mitten nach zu den Waleisen, zu der Beafontane, zum König Pecheur oder in einen anderen Sagenwald hin abgesprungen. Wir blieben eine Weile auf der Staffel vor dem Barbarakirchlein sitzen. Ich mochte es aber machen, wie ich wollte, wir gerieten doch wieder in die Kreise hinein, die sich seit dem vergangenen Abend um die Gestalten unserer Einbildungskraft zogen.

Die Hämmer der Schmiede schweigen, aber die Wasser rauschen fort und erzählen von den Wolken am Seejoch und Hühnerspiel, und von den breiten Steinhalden, in welche der Gletscher lotrecht hinabzüngelt. Die Dichtung hat nie geschwiegen. Sie redet noch in unseren Tagen fort und erzählt von Gossensaß.

Vom deutschen Tirol ist Gozzensaz, der Goten Sitz, gerade die Mitte. Und ebenso verhält es sich im Widerschein des Wirklichen, in der Dichtung. Hier drängt sich bereits ein Schein vom Süden herein. In dem zertrümmerten Turme von Straßberg erblicken wir die erste jener Festen, die sich am Eisack ins Weinland und zu den Langobarden hinabziehen. Setze ich mir die Geschichte von Südtirol in ein Landschaftsbild um, so sehe ich blauen Bergduft, mit südlichem Anhauch, über einem wilden Wasser. An den Felsen hängt Mauerwerk, von verschollenem Volke errichtet. Weiter zurück erglänzt ein Gletscher und im Vordergrund sprüht der Schaum des Baches in Kastanienschatten hinein.

Jenseits des Brenner, im Norden, ist das Bild freilich etwas anders, und es müßten dunklere Töne aufgetragen werden. Am obersten Eisack sind nördliche und südliche Züge vorhanden, und so bliebe die Gegend von Gossensaß stets die vermittelnde Gestaltung. Die Sagenkreise von Tirol durchkreuzen sich da. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich jemand einen Begriff von Tirol zu machen imstande sei, der nicht den südlichen Hang der Brennerstraße gesehen hätte. Er muß die Stätten der heraufversprengten Goten, er muß die nach Süden eilenden Wasser beschaut haben. Ich bin nicht sonderlich romantisch gestimmt, aber ich glaube, daß die von Süden heraufversprengten Goten viel interessanter waren, als die von Süden oder von Norden her versprengten Neuhochdeutschen, die sich all=

Gossensaß.

täglich an der großen Table d'hote versammeln. Es soll deshalb auch von diesen nicht die Rede sein. Zur Lokalfärbung tragen sie nichts bei. Sie kauen die Artikel ihrer Zeitungen wieder. Sie sind zumeist langweilig.

In Gossensaß gibt es noch einige alte Schenken, verlassen und verstaubt. Wir wollten die Gletschernatur nicht mit Thee- oder Kaffeelöffeln genießen, wie die empfindsamen Gäste auf der Veranda dort, die jegliche Pause im Kannegießern oder Medisieren zum Gletscherschwelgen benutzen. Dort kehrten wir zu. Trüb brach das Licht durch die verbleiten Scheibchen eines Erkers ein. An der moderigen Mauer waren die Umrisse einer Freske halb deutlich, in welcher noch zwei Bergmannsschlegel unterschieden werden konnten. Sah man hinaus, so erblickte man an der jenseitigen Wand einen Erzklumpen mit zwei hämmernden Männern.

Partie aus dem Dorfe Gossensaß.

Alles das führte uns das Gossensaß vergangener Jahrhunderte vor die Augen. Denn die Wasser, die jäh abstürzen (S. 49), der Wald und die Erze, die silberhaltige Bleiblende des Berges machten in alter Zeit aus Gossensaß einen Knappenort. Man sieht nicht nur verlassene Straßen, sondern auch verlassene Schmieden und Schlackenhaufen. Die Hämmer dröhnten einst dort so laut wie die Wasser, und Funken schlugen aus den Essen empor.

„Soviel ist klar," sagte mein Genosse, „daß Tirol erst romantisch zu werden anfängt, wenn man die Scheide überschritten hat, von welcher aus die Wasser gegen Süden fließen. Berge, Wälder, Wasserfälle, Burgen, gibt es auch im Norden des Landes, mir kommt es aber vor, als wenn jenen Bildern Farbe und Hauch, als wenn ihnen die Blüte fehlte, die sich hier entfaltet hat. Das haben denn auch die Dichter gemerkt. Geht man über den Brenner herüber, so beginnt ihr Reich. Es fehlt viel, daß die Ufer des Inn so oft die heimischen und ausländischen Barden zum Sange begeistert hätten, als die felsigen Gestade des Eisack oder der Etsch. Und hier hebt es an."

Bei diesen Worten griff er in die Tasche und zog ein sauber eingebundenes Büchlein hervor. In demselben schlug er alsbald Adolf Pichlers „Schmied von Gossensaß" auf.

Wenn der Leser dieses schöne Gedicht nicht kennt, so möge er wissen, daß dort geschildert wird, wie der alte Bauer den Sohn in die Waldschmiede schickt. Die Schmiede war verzaubert, und der Zwerg hämmerte dem Knaben etwas zusammen, was ihn für immer an eine Schöne der Bergwildnis fesselte.

Nicht übel stimmte es zum Rauschen der Wasser draußen, als der Genosse laut folgende Verse ablas:

„Bald erreicht war so die Schmiede
Zum Verwundern flog vom Schlote
Noch in später Stund' ein Wirbel
Feuerfunken durch die Luft.
Auf die Schwelle trat er zögernd,
Doch erschreckt ließ er die Klinke
Wieder sinken. An der Esse
Stand ein Zwerglein, wie's die Mutter
Oft geschildert bis aufs Schurzfell.
Grau das Haar, in langen Strähnen
Floß der Bart hinab zum Gürtel,
Und es spielt ein schelmisch Lächeln
Um die rußbefleckte Wange.
Pustend blies es in die Kohlen,
Daß die Flamme züngelnd flog
Aufwärts, abwärts, wie ein Bild
In der Kirche zeigt die Hölle. . . . ."

„Wenn ich doch einmal in jene Zeit zurückpilgern soll," sagte ich, „die uns von den Dichtern und ihrer Kunst in so bunten Farben vorgeführt wird, so begnüge ich mich nicht mit jenen Bauern, die in die fabelhafte Waldschmiede laufen. Unter Elben, Riesen und Zwergen thu' ich's nicht. Da, lies einmal, was Spazzo im Ekkehard erzählt."

Damit hielt ich ihm das längst in Bereitschaft gehaltene Buch hin. Er las:

„Mußte dereinst in jungen Tagen ins Welschland hinunter reiten, da ging mein Weg durchs Tirol und über den Brennerberg, und war ein rauher steiniger Saumpfad, der über Kluft und Gefelse zog, also daß mein Roß ein Hufeisen einbüßte. Und war Abend

worden, so kam ich an ein Dörflein, heißt Gotensaß oder Gloggensachsen, so aus den Zeiten Herrn Dietrichs von Bern dort inmitten alter Lärchenwälder wie im Versteck steht. An den Rücken des Berges gelehnt war zu äußerst ein burgartig Haus, davor lagen viel Eisenschlacken und sprühte ein Feuer drinnen und ward stark gehämmert. Da rief ich den Schmied herfür, daß er mein Roß beschlage, und wie sich niemand rührte, that ich einen Lanzenstoß nach der Thür, daß sie sperrweit auffuhr, und that dazu einen starken Fluch mit Mord und Brand und allem Bösen: so stund plötzlich ein Mann vor mir mit zottigem Haar und schwarzem Schurzfell, und war ich sein kaum ansichtig, so war auch schon meine Lanze niedergeschlagen, daß sie zersplitterte wie sprödes Glas, und eine Eisenstange über meinem Haupte geschwungen, und an des Mannes nackten Armen sprangen Sehnen herfür, als

Es ziehen die Nebel durch's blühende Thal;
Laß ziehen das schwarze Gewimmel!
Es leuchten die Felsen im Sonnenstrahl
Und zeigen den Weg in den Himmel;

Die schleichenden Wolken
ereilen uns nicht,
Wir steigen hinauf zu dem
rosigen Licht
Auf unseren ewigen Bergen!

„Die Hölle" — Das älteste Haus — Der Tribulaun

im Pflersch-Thale.

könnt' er einen Amboß sechzehn Klafter tief in die Erde hineinschmettern."

Dieser Grobschmied erzählte dem Spazzo in seiner Weise die Geschichte Wielands des Schmiedes. So gelehrt war er freilich nicht in der vergleichenden Mythologie, daß er etwas davon gewußt hätte, wie dieser Grobschmied im Altnordischen, im Angelsächsischen und anderen verwandten Mundarten geheißen habe, er wußte weder etwas vom Galland, wie der Unhold bei den Franzosen heißt, noch von der Wölundarquida der Edda. Dafür aber teilte er ihm seine Lebensbeschreibung mit, von der sich freilich begreifen läßt, daß die Damen, welche sie mit anhörten, darüber erröteten. Die Wahrheit aber ist, daß sich alle solche Dinge an Ort und Stelle, in einem einsamen, moderigen Hause, viel besser lesen, als daheim aus einer gelehrten Scharteke. Darum klang es ganz gut, als der Genosse weiter las:

„Woher der Weland gekommen," sprach der Mann von Gotensaß damals zu mir, „ist hierlands nicht

bekannt. Sie sagen, in nordischen Meeren, im Land Schonen sei der Riese Vade sein Vater gewesen, seine Großmutter aber eine Meerfrau, die kam aus der Tiefe, wie er geboren ward, und saß eine lange Nacht auf der Klippe und harfte: jung Weland muß ein Schmied werden! Da brachte Vade den Jungen zu Mimer, dem Schmiedungsverständigen, der hauste im dunkeln Tann zwanzig Meilen hinter Toledo und lehrte ihn viel mannigfache Kunst. Wie er aber sein erst Schwert geschmiedet, hieß ihn Mimer selber weiter ziehen, auf daß er die letzte Meisterschaft bei den Zwergen erringe. Und Weland ging zu den Zwergen und gewann viel Ruhm.

„Da brachen die Riesen ins Zwergenland, daß Weland weichen mußte, und blieb ihm nichts als sein breites Schwert Mimung, das schnallte er über den Rücken und kam ins Land Tirol. Zwischen Eisack, Etsch und Inn aber saß dazumal der König Elberich, der nahm den Weland freundlich auf und wies ihm die Waldschmiede zu am Brenner, und Eisen und Erz und was sonst in des Gebirges Adern verborgen ruht, sollte all des Welands sein.

„Und dem Weland ward's wohl und fröhlich ums Herz in den Tiroler Bergen; die Wildwasser rauschten zu ihm heran und trieben das Radwerk, der Sturm blies ihm das Herdfeuer an und die Sterne sprachen: „wir müssen uns anstrengen, sonst glänzen die Funken, die Weland schlägt, heller denn wir."

So geht es weiter. Endlich wurde der König Elberich, der auf dem Brenner saß, von einem schlimmen Feinde bedrängt und er versprach dem Schmied, ihm die eigene Tochter zur Gemahlin zu geben, wenn er ihm diesen erschlüge. Der Schmied that es. Wie es aber von einem König der bösen Wichte nicht anders zu erwarten war, hielt er dem Schmied das Wort nicht, verweigerte ihm nicht nur die Tochter, sondern höhnte ihn und ließ ihm noch dazu die Sehnen am Fuß durchschneiden. Damit bekam der Schmied eine Aehnlichkeit mit dem Schmiede Vulkanus, welche dem vergleichenden Mythologen vielleicht als ein höchst glücklicher Zug erscheint, dem Weland aber nicht gefiel. Er rächte sich, indem er den Sohn des Elberich tötete, sein Gebein bleichte und aus dem Schädel mit viel Gold einen kunstvollen Becher machte, den er dem Vater schenkte. Noch schlimmer aber trieb er es mit der Königstochter, die sein Weib hätte werden sollen ... Dann aber heißt es weiter in der Erzählung:

„Da hub Weland ein Singen und Jodeln an, wie die Waldschmiede es nimmer gehört, seit ihm die Sehnen zerschnitten worden. Dann ließ er Schwerter und Schilde unvollendet und schmiedete Tag und Nacht und schmiedete zwei große Flügel und war kaum fertig, so kam Elberich mit Heeresmacht den Brenner herabgeritten. Da band sich Weland die Flügel an und hing sein Schwert Mimung an und trat auf die Zinne, daß die Leute riefen: ‚Sehet, der Weland ist ein Vogel worden!‘ Er aber rief mit starker Stimme vom Turm: ‚Bhüt' Euch Gott König Elberich! Ihr werdet des Schmiedes gedenken. Den Sohn hat er erschlagen, die Tochter hat ein Kind von ihm. Adje, ich lass' sie grüßen!‘ rief's und seine ehernen Flügel hoben sich und rauschten wie Sturmwind, und er fuhr durch die Lüfte. Der König griff seinen Bogen und alle Ritter spannten in grimmer Eil', wie ein Heer fliegender Drachen schossen die Pfeile ihm nach, doch Weland hob die Schwingen, kein Eisen traf ihn nicht, und flog heim nach Schonen auf seines Vaters Schloß und ward nicht mehr gesehen. Und Elberich hat seiner Tochter den Gruß nicht ausgerichtet. Sie aber genas noch in demselben Jahrgang eines Knaben, der hieß Wittich und ward ein starker Held, wie sein Vater."

„Zum Andenken an diese Geschichten," bemerkte ich, „soll irgendwo da in Gossensaß über einer Thüre eine geknickte, aus Erz geschmiedete Rose vorhanden und an einem Turm ein eiserner Adlerflügel mit der Inschrift angebracht

Blick auf Schloß Straßberg (S. 67).

Schloß Straßberg. — Mühle auf dem Wege nach Schloß Straßberg (S. 67)

sein: Hier flog der Schmied von dannen. — Ich habe aber niemals etwas davon gesehen oder erfragen können. Die Sache ist auch längst den Menschen aus dem Gedächtnis entschwunden. Heutzutage ist zudem wenig Geschmack an so gröblichem Unfug zu finden.

Dagegen hören es die Reisenden gern, daß dort drüben ein großes Hotel mit glänzendem Speisesaal, welches mit der Behausung Welands so viel Aehnlichkeit hat, wie der Bahnhofsportier mit dem kundigen Mimer, auf einer Höhe von 1080 m, wenige Schritte von der Station entfernt, aufgethan worden ist."

Während wir so sprachen, sahen wir draußen einige Reisende, die mit dem roten Buch unter dem Arm in rasender Eile, wie wenn sie von dem tobsüchtigen Grobschmied verfolgt würden, durch die Gasse liefen. Mein Genosse staunte über diese unanständige Hast.

„Das sind solche," bemerkte ich, „welche oben in Schelleberg, das 180 m über Gossensaß liegt, den Zug verlassen haben, um hier unten wieder einzusteigen. Denn der Schienenweg muß einen weiten Umweg gegen die Gletscher dort ins Thal Pflersch hinein machen, um dieses Gefälle zu überwinden. Wer im Eisenbahnwagen fährt, braucht noch einmal so lang, als wer zu Fuß von einem Bahnhof zum anderen herabsteigt. Jetzt fürchten sie sich aber gleichwohl, daß sie zu spät kommen. Sieh, dort oben bei der kleinen Kapelle, dort geht der Fußweg vorüber. Er ist übrigens leicht zu verfehlen, und es soll mehr als einmal vorgekommen sein, daß die unternehmenden Fußgänger hinter dem Zuge das Nachschauen hatten."

Ich schob meinen Ekkehard wieder in die Tasche. Es ging doch nicht an, daß wir an dem schönen großen Hotel Gröbner, welches sich um die Verpflegung der Sommergäste so sehr verdient macht, vorübergingen, ohne uns durch einen trefflichen Imbiß zu stärken.

Der Abend, den Spazzo bei seinem Grobschmied zubrachte, mag angenehm genug gewesen sein. Indessen hat das Phänomen des verfeinernden Fortschrittes auch manches Gute. Als hinter dem Schlackenhaufen die Lohe brannte, tranken sie die ganze Nacht Wein aus einem Ziegenschlauche inmitten der Bergriesen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Bozener Leitenwein bei Gröbner besser schmeckt.

Die Geschichte dieses Hauses ist bald erzählt. Es begreift sich leicht, daß, solange der Schienenweg besteht, nicht alle von den vielen Tausenden von Wanderern, die allsommerlich über den Brenner fuhren, gegen die Schönheiten dieses Gletscherthales blind geblieben waren. Bald bürgerte sich bei denjenigen, welchen es an Zeit gebrach, bis ins schöne Etschland hinunter zu fahren, die Uebung ein, wenigstens bis Gossensaß zu gehen, um sich von dort bequem Ferner zu betrachten. Man brachte dort dem Alten, der auf dem Eise thront, als Opfer eine Schale Kaffee, und fuhr mit dem Abendzug zufrieden nach Innsbruck zurück. Später wuchs auch die Anzahl jener Gäste, welche sich ansiedelten.

Jetzt gibt es in ganz Tirol keine Sommerfrische von solchem Zulauf mehr. Daran ist das Hotel noch mehr schuld, als der Feuersteingletscher und die Wasserfälle.

Leider kamen wir mit keinem der gebildeten

Naturbewunderer, welche in der Veranda Zeitung lasen, in nähere Berührung. Es zogen uns die Gletscher an, die im Westen des Thales so weit herabreichen.

Wir hatten dieselben schon einmal in einem schönen Bilde gesehen, das von einem kunstvoll angebrachten Rahmen umgeben war. Es war nicht auf Leinwand gemalt, sondern glänzte frei in der Luft. Das Bild war uns in der Hauptkirche zu Gossensaß erschienen. Als wir zwischen den verdüsterten Mauern nahe am Hochaltare standen, ließen wir uns die Flügelthüren des gegenüberliegenden Portals öffnen. Alsdann erblickten wir, während wir selbst von goldstrotzenden Idolen und Dämmerung umgeben waren, das Thal Pflersch und sein Eis unter der Sonne.

Während wir längs des Pflerscher Baches hinaufgingen, war er klar und sein Wasser glich an Helle einem Selenit-Krystall. In der Nachtkälte schmilzt nicht viel ab vom Ferner. Mit dem Mittag kommt die Welle milchig herab, und wer nicht daran denkt, wundert sich über das Chamäleon, das unter unbewölktem Himmel, vor seinem Angesicht, während er dahingeht, die Farbe ändert.

Straße in Sterzing (S. 68).

Wir waren noch nicht weit gelangt, als uns ein Bauer entgegenkam, welcher seltsame Gegenstände zum Kaufe anbot. Es waren dies nach seiner Behauptung „versteinerte Rehkrickel“ und „versteinerte Semmeln“. Die letzteren stammten, wie er sagte, aus einem verwunschenen Backofen, verwunschen wegen der Hartherzigkeit des Bäckers.

Diese Gegenstände brachten uns in Erinnerung, daß es mit den ewigen Bergen nicht weit her ist, und alles da herin einmal ganz anders ausgesehen hat. Denn das erstere waren hippuritenähnlich gestaltete Schalentiere, und das zweite Stein gewordene Meerigel.

Wir gingen eben wie überall auf einem Kirchhof. Denn im Archipelagus von Tirol war zur Zeit, als die Schieferberge ein Gewirre von Inseln bildeten, hier eine der zahllosen Meerengen und Fjorde, an deren Strand sich Panzerlurche in großen Schachtelhalmen herumtrieben, und in deren milchigem Wasser Kopffüßler ihre Fangarme spielen ließen. Als Niederschlag jenes Fjords ist der Tribulaun (S. 56) übrig geblieben.

Seither hat sich freilich alles verschoben, die Fjords sind eingetrocknet und zusammengeschrumpft, die Tiefen durchhöhlt und von Rinnsalen ausgewaschen, die Ufer zerbröckelt und zermalmt, Untiefen aufgefüllt, Ränder von Riffen zerklüftet und zu Thal geflößt. Die Umgestaltung geht aber immer fort. Das bringt schon der Gletscherbach fertig, der jetzt wie ein Wässerlein, das in die Marmorrinne eines Parkes gefaßt ist, dahin plätschert, zu anderer Zeit aber wie ein stierwütiges Ungetüm alles niederwirft. Die Bären, die einst diesem Thal den Namen gegeben, sind verschwunden, dieser Unhold aber ist geblieben.

„Laß nur einmal den Südwind über die Ferner gehen, dann löst sich das Eis und der Bach da gewinnt eine Kraft, welcher nichts widersteht.“

Der Gefährte antwortete nichts, denn schon hatte er sich daran gemacht, von dem Schaustück, welches uns gegenüberstand, eine Skizze zu entwerfen. Ich besitze dieselbe noch. Man sieht darauf folgendes (S. 55). Vom Garten des einsamen Häuschens am Bach schauen nur noch die obersten Ranken mit den roten Bohnenblüten aus dem Schutt. Zwischen den Blöcken liegt zertrümmerter Hausrat. Auf einer roten Thüre stehen die Kreidezeichen + C + M + B, die Buchstaben der heiligen drei Könige, die der Hausvater darauf schrieb, um den Herd zu feien. Aber die Magier aus dem Morgenlande haben ihn im Stiche gelassen, die Thüre ist zwischen zwei Schieferfelsen hineingedrückt. Vom Hause ist nichts mehr zu sehen, der Kamin ragt aus dem Geröll. Von der Mühle ist nur das Rad da; es ist zwischen die Gräser einer Wiese hinübergeschwemmt worden. Wo die Mühle war, dort ist ein Steinhaufen, mit Wurzelwerk von Bäumen untermengt, zwischen welchem Brennesseln gedeihen. Und gerade darüber ist der herabschielende Mattblink des Ferners, der alles

das verschuldet hat. — Das war ganz belehrend über das Treiben der Wasser, aber erfreulich däuchte es uns nicht. Dagegen sprachen wir zu einander kein Wort, als wir auf dem Brücklein vor der Gaststätte von Innerpflersch stehen blieben, ohne daß einer den andern hierzu aufgefordert hätte. Eine gemeinschaftliche Wirkung hemmte unsere Schritte. Uns schien das brennrote Auge eines mit Glut angefüllten Backofens zu betrachten, vor welchem die hellen Wasser vorüberjagten. Wir aber schauten in das Wolkenreich hinauf, aus welchem Wasserfälle herabstürzten, und auf die weiten, brennroten Felsflächen auf dem Feuerstein. All der glattgeriebene Fels dort oben war einmal Ferner gewesen. Dort aber, wo das Eis noch auflag, war es von grauen und blauen Klüften durchrissen, die alle so groß waren, daß man das mächtigste Münster hätte hineinwerfen können. Auf dem Brücklein durchzuckte uns einen Augenblick lang tiefgehende Ahnung vom Geiste dieser Bergwelt.

Altes Gerichtsgebäude in Sterzing (S. 67).

Gleich darauf saßen wir im Stübchen beim geistlichen Herrn. Es ist dies eine jener stillen, schier feierlichen Wirtsstätten, wie sie nur das Land Tirol kennt. Zu den Fenstern blinkt das Eis herein, und die Wellen des Baches summen durch den Traum des Sommers.

Wer an solche Orte geht, findet niemals große Gesellschaft. Still und stetig liegt die Welt dort unter dem Glanze, und es kommt jenes Stimmengewirre nicht vor, welches mit dem Lärm, der aus einem umgestürzten, mit Enten angefüllten Geflügelwagen ausgeht, verglichen werden kann, mit dem Lärm, den strickende Damen in den Verandas der Kurorte beim Nachmittagskaffee gern hervorbringen.

Nach kurzer Rast setzten wir unseren Weg fort, indem wir gleich außerhalb der Gaststätte durch ein Gerstenfeld anstiegen, welches in gelblicher Reife dastand.

Zum blauen Eis, welchem sich unsere Blicke zumeist zuwendeten, war das Zirpen der Grillen ein wunderlicher Gegensatz. Eine Eisfläche mit ihren Schründen und die lustige Sommerstimme dieses kleinen Lebewesens — doch was war diese Wahrnehmung anderes, als ein Sinnbild des viel größeren Gegensatzes, der sich zwischen einer Vergangenheit, in welcher das Eis viele Hunderte von Metern hoch auf dem heutigen Grunde von Gossensaß aufgelagert stand, und der Gegenwart, in welcher die Leute aus den Vergnügungszügen und zu ihrem Dejeuner hinüber ins Hotel eilen, aufgethan hat?

Wir nähern uns jetzt der „Hölle" (S. 55). Wohl hauste einst die Herrin von Niflheim in Bornen und Wassertümpeln, doch ist gewiß ihr dieser Sitz im stäubenden Wasser von Pflersch von keinem germanischen Stamme angewiesen worden.

Vielmehr konnte der Name, weil Goten, Bayern und Alemannen spät hier auftauchten, erst in christlicher Zeit gegeben worden sein, in Zeitläufen also, in welchen niemand mehr an das schwarzweiße Weib glaubte. Vom Rauch des Wassers, der sich aus der Tiefe des Sturzes erhebt, scheint vielmehr die Einbildungskraft der Menschen angeregt worden zu sein. Denn „Rauch" wie „Brand" bedeutet ursprünglich, in

Straße in Sterzing (S. 67).

allen Sprachen der Arier, nichts, was gerade mit dem Feuer zu schaffen hätte. Es bedeutet vielmehr das eine eine aufsteigende, das andere eine wimmelnde, heftige, wallende Bewegung. Rauch ist, was

stäubt, was in die Höhe geht. Und in der „Hölle“ thun das die hinabgeschmetterten Wasser. Vor dieser Hölle wird es dem sich Nähernden nicht heiß, sondern kalt. Denn die Wasser, welche als Rauch in die Höhe ziehen, waren kurz vorher noch in der Nacht der Gletscherspalten. Vom rechten Ufer des Pflerscherbaches aus ist der Einblick viel schöner als von der linken, auf welchem man den Fremdling gewöhnlich führt.

Mächtig dröhnten die Ambosse unter den Hämmern Welands, doch mächtiger noch der Felsboden unter diesem Schwall. Der Sturz ist nicht hoch, aber wasserreich und schön eingefaßt. Man sollte das Glück haben, ihn bei wechselnder Beleuchtung zu sehen. Rauscht er weißschaumig herab, wenn ihn ein Wolkenschatten überlagert, so verwandelt ihn alsbald ein Sonnenstrahl in eine Lichterscheinung, wie sie sonst nur von Feuerwerkskünstlern hervorgebracht wird.

Ueber dem Wasserfall geht eine glänzende Straße über die Berge, gleich der Gjallerbrücke, die mit gleißendem Erz belegt ist, über der Behausung der Hël. Es ist dies der Gletscher des Feuerstein. Dort oben ziehen Nebel durch den unvergänglichen Winter, wie in der Tiefe an Tagen der Weihnachtszeit. Alle Gattungen, in welche der gelehrte Witz der Alpinisten die Gletscherschrunde eingeteilt hat, zerreißen jene hellen Flächen: Randklüfte, Längen- und Querspalten, Gletschermühlen.

Auf dem Rückwege hatten wir Muße, hier und dort Haufen von Schlacken und taubem Gestein anzuschauen, die vom alten Bergbau herrühren, der hier in vergangenen Jahrhunderten auf silberhaltigen Bleiglanz betrieben wurde.

Zu Gossensaß litt es uns nicht länger, wir wollten in der Abenddämmerung noch Sterzing erreichen.

Kennen die verehrten Leser den Reiz einer verlassenen Straße in den Hochalpen, einer Straße, auf der es sonst unablässig knarrte von Rädern und

lärmte von Fuhrmannsgetümmel, eine Straße, die aber durch den Schienenweg menschenleer geworden ist und längs welcher nur mehr die stattlichen Herbergen an die alte Lustbarkeit und an den alten Staub erinnern?

Wenn er ein solches Prachtstück sehen will, so schlendere er mit uns von Gossensaß gegen Sterzing hinab (S. 58). Die Annehmlichkeiten eines Fußweges und die einer bequemen Straße finden sich da vereinigt. Keine der Plagen dieser letzteren. Staubfrei ist der Pfad, erfreut sind die überraschten Wirte, unter deren Dach wir treten. Die Wasser, die neben uns um die Steinblöcke wirbeln, die Vögel im Walddickicht, die einsamen Mühlen im Lärchengrunde, das Eis, welches durch Wipfel entgegenglänzt, fernes Geläute wirken ein. Keine abgehetzten Menschen, kein gequältes Lasttier ziehen die Gedanken von der inneren Welt ab, in welche uns die Eindrücke der äußeren hineinführen.

Gerade unter der alten Feste Straßberg führt dieser Weg durch, den einst Ungezählte zu Fuß, Roß oder Wagen durchpilgerten (S. 59). Wohl kam ihr vielleicht keine andere Bedeutung zu, als dem benachbarten Raspenstein, das bis auf den letzten Mauerbrocken verschwunden ist, seit es auf Befehl des jungen Königs Heinrich, Friedrichs des Zweiten von Hohenstaufen Sohn, abgetragen werden mußte. Ueberlieferung berichtet, daß die Herren alle miteinander in Geschäftsverbindung standen, die von Raspenstein, von Reifen- und Sprechenstein bis zur Jaufenburg im Passeier drüben, und noch weiter gegen Süden hinab. Daß sie gerade alle nur des Ausplünderns wegen da waren, läßt sich nicht sagen. Die Herren verdienten ein schönes Stück Geld mit dem „Beschützen" der Kaufleute, sowie heute die Beduinenscheichs jenseits des Jordan, oder mit dem Erheben von Zöllen an den Schranken, welche sie über die Straße spannten.

Von dem Wege zwischen Gossensaß und Sterzing ließe sich so viel erzählen, daß man eine Menge von Blättern anfüllen könnte. Man sieht im alten Flußbett des Eisack, der jetzt erst etwas geworden ist, seitdem er das Pflerscher Gletscherwasser in sich aufgenommen hat, den Schienenweg gelegt; man kommt im Engpaß an der alten Zollstätte der Bischöfe von Augsburg, man kommt auch an einem hochnotpeinlichen Halsgericht und an einer Kirche deutscher Ordensritter vorüber. Vielleicht aber ist man zufrieden, wenn man aus den Engen, an allen Denkmälern dieser Schwertbrüder vorüber, in den weiten, grünen Thalkessel von Sterzing gelangt.

Wenigstens ging es uns so. Heiter zogen wir durch den Zwölfturm in die erkerreiche Straße hinein. Sterzing überrascht immer wieder. Es ist gerade das Gegenteil von einer langweiligen Kurstadt mit modernen Villen und geradlinigen Häusern. Spitzige Dächer, vorspringende, turmähnliche Ausbaue, finstere Bogengänge, metallene Wirtshausschilder in allen Farben, fließendes Wasser, dunkle Höfe, hohe Fluren, Raumverschwendung in Hallen und Stiegengängen, Heiligenbilder und uraltes Getäfel an den Wänden — das ist Sterzing, die uralte Stadt des Silbers und des Gewerbefleißes (S. 61, 63, 64).

In dieses große Antiquitätengewölbe haben sich in neuester Zeit die Behaglichkeiten eingenistet, ohne die auch der romantische Wanderer kaum mehr fortzukommen vermeint. Wir gaben uns denselben mit all dem Vergnügen hin, welches der Lohn einer langen Wanderung ist. Soviel ist wahr: Nirgends im ganzen Lande ist das Problem, die Eigenschaften der alten, guten Herbergen in Tirol mit dem neumodischen Firnis so zusammenzubringen, daß sich der Fremdling gegenüber keinem Mißklang oder einer Störung befindet, so gelöst worden, wie in Sterzing.

Es ist merkwürdig, einem Orte, der einmal reich war, wie Sterzing durch seine Silberbergwerke, dem sieht man es noch nach Jahrhunderten an, nicht nur in Häusern, sondern auch in Gewohnheiten, wenn schon die Schätze nach allen Winden hin vertragen worden sind. In mächtigen, luftigen Häusern wohnt es sich anders, als in strohbedeckten Hütten. Marmor stützt die Gewölbe der Kirchen, kunstvolle Denkmäler führen den Spätlingen Erinnerung an die alten Bergherren vor Augen. Darum läuft auch jetzt alles hin, was in biderber Wohlfeilheit behaglich leben will.

Am nächsten Tage durchstreiften wir das weite Hochbecken. Wir gelangten in den Reifenstein (S. 65) hinauf, dessen getäfelte Stuben von meinem Freunde Adolf Oppel, der dort monatelang hauste, mit so liebevollem Fleiß abgebildet worden sind. Auch sahen wir die Schildereien, die sie später auf der Wartburg nachgeahmt haben. Aus den spitzbogigen Fenstern warfen wir manchen Blick nach Sprechenstein (S. 65) hinüber, welcher einsam von seinem Felsen in die hohe Eiswelt hinausschaut.

Von dem Felsen unter der alten Burg hat die Eisenbahn ein tüchtiges Stück weggenommen, das gesprengt werden mußte, um für die Schienen Platz zu machen. Dieser Anblick ist gewiß sinnbildlich für das ganze Bergland.

Dem Bedürfnis dieser unserer Tage mußte manch hartes und auch taubes Gestein weichen. Aber die alten Mauern stehen noch gleich den Felsen. Die neue Zeit schwirrt an ihnen vorüber, aber durchdringt sie nicht und bringt sie nicht zu Falle.

Bemoost.

Ein Stundenstein im Walde
Am Weg verwettert steht,
Den wirbelnd von der Halde
Gefall'nes Laub umweht.

Ich weiß noch gut die Zeiten,
Da's herbstlich auch getost,
Doch er nach allen Seiten
Noch blickte unbemoost.

Martin Greif.

Die Ausbildung der Blinden.

Von

L. Kotelmann.

Unter den verschiedenen Leiden der Menschheit nimmt, was die Verbreitung anbetrifft, das Blindsein einen besonders hervorragenden Platz ein, denn zu allen Zeiten und an allen Orten hat es zahlreiche Blinde gegeben.

Die ältesten Nachrichten über dieselben stammen aus China. Dort werden sie schon seit Jahrtausenden mit besonderer Sorgfalt unterrichtet, und da sie so die große Menge an Bildung überragen, sieht man sie als Propheten und Wahrsager an. Von einem Kinde geleitet, ziehen sie durch die Straßen der Stadt und, indem sie einer Guitarre klagende Töne entlocken, bieten sie den Anwohnenden ihre Dienste als Seher an. Werden diese Dienste, wie es nicht selten der Fall ist, benutzt, so reicht man ihnen einige Kupfermünzen als spärlichen Lohn, kaum genügend, ihr ärmliches Dasein zu fristen.

Wie China, so besitzt auch das benachbarte Japan eine große Zahl Blinder, von denen mehr als die Hälfte ihr Augenlicht durch die Blatternkrankheit eingebüßt haben. Daher konnte ein gebildeter Japanese gegen Professor Rein in Jeddo die Aeußerung thun, sie würden dem christlichen Abendlande stets dankbar sein, auch wenn ihnen dieses nichts weiter, als zwei Dinge gebracht hätte, die Schutzpockenimpfung und die Petroleumlampe. Die Blinden Japans ernähren sich, wie Nordenskjöld berichtet, indem sie das Kneten und Massieren der Badenden besorgen. Allabendlich hört man das Aufstoßen ihrer langen Bambusstäbe auf den Boden, das Pfeifen ihrer Flöten und den Ruf: „Amasan, der Knetende, Herr!" Sie pflegen sich das Haupt wie buddhistische Mönche zu scheren und werden deshalb auch wohl als Mönche oder halbe Heilige angesehen.

Wenden wir uns von China und Japan gen Westen, so tritt uns Aegypten von alters her als ein Herd verderblicher Augenkrankheiten entgegen. Bereits in dem dreieinhalb Jahrtausende alten Papyrus Ebers wird der ägyptischen Augenentzündung Erwähnung gethan, und wir hören, wie selbst Könige Mittel gegen dieselbe angaben. Es darf daher nicht verwundern, wenn uns auf den frühesten Denkmälern Aegyptens so außerordentlich viele Blinde begegnen, daß dies schon dem Aegyptologen Rosellini auffiel. Bei der großen Ansteckungsfähigkeit des Leidens und der noch größeren Unreinlichkeit des Volkes hat es sich von Jahrtausend zu Jahrtausend fortgeschleppt, und bekanntlich ward das Heer Napoleons nach der Schlacht bei den Pyramiden dadurch beinahe decimiert. Infolge desselben ist noch heute die Zahl der Blinden in Aegypten eine geradezu kolossale. Man schätzt sie auf ein Prozent der Bevölkerung, ja nach der Notice analytique der Gründer des Blindenasyls in Kairo kommt auf zwanzig sehende Aegypter immer ein blinder. Damit stimmt überein, was der treffliche Förderer des Blindenwesens, Frankl in Wien, angibt, er habe bei einem einzigen Spaziergang durch die Straßen Kairos gegen tausend Blinde gezählt.

In Aegypten stand bekanntlich auch die Wiege des jüdischen Volkes, und so ist es immerhin erklärlich, daß manche schwere Augenkrankheit von da nach Palästina verpflanzt ward. Der lange Zug durch die Wüste konnte dabei nur fördernd einwirken. Daher denn die große Anzahl von Blinden, die uns bereits im Alten Testamente begegnet. So war beispielsweise der Erzvater Isaak blind, auch Jakobs Augen waren schwer geworden, zu sehen, und in einem seiner Traumgesichte schaut der Prophet Jeremias, wie Blinde, von dem Blute der Leichen befleckt, zwischen den Trümmern Jerusalems irren. Noch häufiger aber hören wir von blinden Israeliten in späterer Zeit. Wie oft sind nicht im Neuen Testamente blinde Bettler erwähnt, die, an der Thür des Tempels sitzend, um ein Almosen bitten, und was die ersten Jahrhunderte nach Christo betrifft, so ist kein Teil der rabbinischen Heilkunde so reich, als derjenige über Augenkrankheiten.

Erheblich geringer als bei den bisher angeführten Nationen ist die Schar der Blinden in Nord- und Mitteleuropa. Am günstigsten liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung in Oesterreich. Dort ist erst von 1785 Einwohnern einer blind, in Schweden von 1418, in Frankreich von 1191, in Preußen von 1111, in England von 1037 einer. Dann folgen, nach der Prozentzahl der Blinden geordnet, Rußland, Norwegen und endlich Finnland. In dem zuletzt genannten Lande kommt ein Blinder auf 307 Sehende, was sich daraus erklärt, daß die Leute dort älter als anderswo werden, gerade im Alter aber die Blindheit besonders häufig vorkommt. Denn während von 5540 Kindern im Alter bis zu fünf Jahren nur eines blind ist, muß man auf ebensoviel Achtzig- bis Neunzigjährige 58 Blinde rechnen, auf mehr als neunzig Jahre alte aber sogar 142. Wenn man für die ganze Welt ein Durchschnittsverhältnis der Sehenden zu den Blinden von 1400 zu 1 annehmen wollte, so wären von den vierzehnhundert Millionen Erdbewohnern gerade eine Million blind.

Daß man bei dieser großen Anzahl von solchen, die des Augenlichtes beraubt sind, schon früh darauf bedacht war, in der einen oder anderen Weise für sie Sorge zu tragen, läßt sich von vornherein vermuten, und in der That reicht das erste Blindenasyl bereits bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf. Es war dies das von Welf VI. 1178 in Memmingen gestiftete St. Nikolaus-Spital. In der Regel wird freilich das Hôpital des Quinze-Vingt in Paris als das älteste Blindeninstitut angegeben, allein es ward erst etwa ein Jahrhundert später, im Jahre 1260, von Ludwig dem Heiligen für dreihundert auf seinem ersten Kreuzzuge in Aegypten erblindete Krieger errichtet. Die bisher erwähnten Spitäler waren freilich nichts weiter als Verpflegungsanstalten, die sich nur das leibliche Wohl ihrer Schutzbefohlenen angelegen sein ließen. Das Verdienst, auch die geistige

Ausbildung der Blinden gefördert zu haben, gebührt dem königlichen Dolmetscher Valentin Hauy in Paris, der 1782 daselbst die erste Blindenunterrichtsanstalt begründete. Von da aus haben sich dieselben über ganz Europa, ja über alle Teile der Erde verbreitet. Es ist besonders erfreulich, daß unser Vaterland auch in dieser Beziehung an der Spitze der Civilisation marschiert. Denn Deutschland besitzt die meisten Blindenanstalten, nämlich 35, England 26, Frankreich 13, Oesterreich-Ungarn 10, Italien 9, Belgien 6, Rußland, Schweden, Dänemark je 4, die Schweiz und Spanien je 3, Norwegen, Holland und Griechenland je 1. In ganz Amerika, Asien und Afrika befinden sich zusammen nur 6.

In diesen Unterrichtsanstalten für Blinde wird nun zunächst und vor allem das Lesen gelehrt. Der Leseunterricht beginnt, indem dem Schüler ein kleiner länglicher Holzklotz in die Hand gegeben wird. An der unteren Seite desselben befindet sich eine Kerbe, so daß sich oben und unten leicht feststellen läßt. Ist auf diese Weise der Klotz in die rechte Lage gebracht, so werden eine Reihe Stecknadelknöpfe an der Vorderseite desselben betastet, die zusammen die Form eines großen lateinischen Buchstabens bilden. Zugleich macht der Lehrer auf die charakteristischen Eigentümlichkeiten des betreffenden Buchstabens noch besonders aufmerksam. Nachdem so das Alphabet erlernt worden ist, werden die Buchstaben auf einem Lesebrett erst zu Silben und später zu Wörtern und ganzen Sätzen zusammengestellt. Ein solches Lesebrett ist nichts anderes als ein gewöhnliches Brett mit einer Anzahl breiter Furchen, in welche die einzelnen Klötze mit den Buchstaben hineingeschoben werden. So gelingt es ohne Mühe, den Schüler zu einer gewissen Fertigkeit im Lesen zu bringen.

Galt es bisher nur, die scharf hervortretenden Stecknadelknöpfe zu tasten, so wird die Aufgabe nunmehr eine schwierigere, insofern jetzt an die Stelle der Metallbuchstaben Buchstaben aus Papier treten. Man stellt dieselben her, indem man die Lettern der großen lateinischen Schrift aneinander reiht, ein dickes befeuchtetes Stück Papier über dieselben ausbreitet und nun vermittelst einer Handpresse die Buchstaben als Hautrelief aus demselben hervorpreßt. Der Druck bleibt so lange unter der Presse, bis das Papier getrocknet ist. Da das letztere immer nur auf einer Seite bedruckt wird, auch, wie bemerkt, sehr stark ist, so schwellen die Bücher der Blinden zu einem bedeutenden Umfange an und sind infolgedessen ziemlich teuer. Beispielsweise enthält die Bibel nicht weniger als 64 Bände und kostet 100 Mark. Trotzdem existiert eine ganze Blindenlitteratur. Sie umfaßt außer der Bibel Erzählungen und Anthologien aus deutschen Klassikern, Roons Geographie, Schusters historische Tabellen und eine Anzahl naturgeschichtlicher Werke. Auch eine eigene Zeitschrift für Blinde erscheint. Sie führt den Titel: „Erholungsstunden für Blinde, Monatsblatt zur Unterhaltung und Belehrung“ und wird in Bromberg verlegt.

War der soeben geschilderte Druck der sogenannte glatte Hochdruck, so existiert neben demselben nun auch noch der Stacheldruck. Beide unterscheiden sich dadurch, daß, während dort die einzelnen Linien der Buchstaben glatt hervorgepreßt sind, hier dieselben aus erhabenen Punkten bestehen. Der Stacheldruck findet sich im Gegensatz zu den Berliner insbesondere in den Breslauer und Stuttgarter Ausgaben.[1]) Vergleichende Untersuchungen beider Schriftformen haben nach Schmidt-Rimpler ergeben, daß das Berliner glatte Hautrelief verhältnismäßig am längsten gelesen werden kann. Wenigstens gab bei den Prüfungen, die auf Veranlassung des sächsischen Medizinalkollegiums in dem Berliner Blindeninstitute angestellt wurden, ein Zögling an, daß er glatten Reliefdruck 5—6 Stunden ohne Ermüdung zu lesen vermöge. Der punktierte Druck dagegen erregt bei manchem ein eigentümliches Kitzeln in den Spitzen der Finger, das bei längerer Einwirkung geradezu zur Nervenreizung führt. Doch tritt in der Regel bald eine Abstumpfung hiergegen ein, und daher kann auch diese Schrift ziemlich lange gelesen werden. Ja, für ältere Blinde, deren Tastsinn abgestumpft ist, verdient dieselbe sogar entschieden den Vorzug.

Alle diese Drucke lesen die Blinden nun von der Linken zur Rechten, indem sie mit den beiden Zeigefingern über die einzelnen Reihen hingleiten. Die Hauptrolle scheint dabei dem linken Zeigefinger zuzufallen, während der rechte mehr dazu benutzt wird, die kommenden Silben schon im voraus zu fühlen. Daraus erklärt sich denn die große Fertigkeit, zu der es einzelne Blinde im Lesen bringen, eine Fertigkeit, die sie den Sehenden kaum nachstehen läßt. Denn lesen beide zu gleicher Zeit vor, so wird man nur einen geringen Unterschied in der Schnelligkeit bemerken.

Aber die Blinden wollen nicht nur lesen, sondern auch schreiben, und daher wird gleichzeitig mit dem Lesen das Schreiben gelehrt. Es existieren eine ganze Reihe von Methoden hierfür. Eine der älteren ist die des Druckschreibeapparates von dem Direktor der Wiener Blindenanstalt, Klein. Die verschiedenen Buchstaben werden hier mit Stacheltypen in das Papier eingedrückt. In ähnlicher Weise schrieb bereits Therese von Paradies, die, 1759 in Wien geboren, in ihrem dritten Lebensjahre erblindete, aber sich trotzdem eine so hohe Bildung aneignete, daß sie an den Höfen von Frankreich, England, Belgien und Preußen das größte Aufsehen erregte. Sie führte mit diesen Lettern sogar eine ausgedehnte Korrespondenz. Die Stacheldruckschrift hat zwar den Vorteil, daß sie von Blinden und Sehenden gelesen werden kann, allein sie geht andererseits außerordentlich langsam von statten und wird deshalb heutzutage kaum noch irgendwo gebraucht. Um eine größere Schnelligkeit beim Schreiben zu erzielen, wenden die Blinden vielmehr meist eine Art von Stenographie an, bei der die Buchstaben durch erhabene Punkte dargestellt werden. Wie Herm. Schmidt angibt, rührt die Idee zu dieser Schrift von dem Franzosen Barbier her, im einzelnen ausgeführt aber und vielfach

[1]) Ein Blatt mit Stacheldruck der Stuttgarter Nikolauspflege ist diesem Hefte als Extrabeilage beigegeben. D. R.

verbessert wurde sie durch den Pariser Blinden Braille, der 1329 darüber eine eigene Abhandlung schrieb. Nach ihm heißt sie noch heute die Braillesche Punktschrift. Der Unterschied der Buchstaben liegt teils in der Zahl, teils in der Stellung der verschiedenen Punkte zu einander. Ein Punkt bedeutet A, zwei unmittelbar untereinander stehende B, zwei nebeneinander stehende C u. s. w. Mehr als fünf Punkte kommen nicht vor, um das Betasten derselben nicht zu schwierig zu machen. Nur wenn der Blinde sich einmal verschrieben hat, pflegt er sechs Punkte zu setzen, was bedeutet, daß der Buchstabe nicht gelten soll. Auf dem letzten Blindenlehrerkongreß 1879 in Berlin ward dieser Schriftform gegenüber der amerikanischen und der deutschen, die auf einer einfacheren Anordnung der Punkte beruhen, die Palme zuerkannt.

a b c d e f g h i j k l m

n o p q r s t u v w x y z

au eu ei ch sch ü ö äu ä

, ; : . ? ! ( ) „ "

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

Die Braillesche Punktschrift.

Man beschloß, sie ihrer erprobten Brauchbarkeit und internationalen Verbreitung wegen überall einzuführen, und so wird heute in allen Blindenanstalten das Schreiben mit der Brailleschen Punktschrift gelehrt.

Es ist dazu eine Schreibtafel erforderlich, die im großen und ganzen die Form einer Schiefertafel hat. Sie besteht aber aus Zink, das von zahlreichen, quer verlaufenden Furchen durchzogen ist. Auf diese Tafel wird das Papier gelegt und durch einen ringsherum gehenden Rahmen mit kleinen Stiften in seiner Lage erhalten. Uebrigens braucht dasselbe nicht weiß zu sein, sondern es kann sich bereits Schrift oder Druck darauf befinden. Vielfach benutzen deshalb die Blinden ausrangierte Schreibhefte oder wertlose Drucke, vorausgesetzt, daß das Papier nur hinreichend stark ist. Soll nun das Schreiben beginnen, so wird ein verschiebbares Messinglineal quer über die Tafel gelegt, das eine Anzahl viereckiger Ausschnitte von gleicher Größe enthält. In jeden dieser Ausschnitte kommt ein Buchstabe zu stehen. Zu dem Zwecke betastet der Blinde mit dem linken Zeigefinger das Viereck und sticht mit einem in der rechten Hand gehaltenen Stift die für den Buchstaben erforderlichen Punkte hinein. Beim Wenden des Blattes erscheinen dieselben dann als tastbares Hautrelief. Da die große Mehrzahl der Blinden mit

Tafel und Stift für Braillesche Punktschrift.

dieser Schrift vertraut ist, so pflegen sie auch in ihr miteinander zu korrespondieren. Ihre Briefe sind sehr umfangreich, da die Punktbuchstaben viel Raum fortnehmen. 24 Briefbogen werden nicht selten dazu verbraucht, und sie kosten deshalb viel Porto.

Anders liegt die Sache, will ein Erblindeter mit Sehenden, z. B. seinen Angehörigen, in Briefwechsel treten. Denn da diesen die Brailleschen Punktzeichen unbekannt sind, so muß er sich hier einer anderen, allgemein verständlichen Schrift bedienen. Diese Schrift ist die farbige von C. Heboldt, erstem Lehrer an der Provinzialblindenanstalt zu Barby in Sachsen. Der dazu nötige Apparat besteht aus einer Schreibtafel von weichem Blei, an dessen Stelle auch Kautschuk treten kann. Auf diese Unterlage wird das weiße Schreibblatt gelegt und darüber ein abfärbendes, gewöhnlich blaues Papier. Ueber das letztere kann man zum Schutz noch eine dünne Decke, z. B. ein Zeitungsblatt breiten. Sämtliches Papier wird durch einen Rahmen, wie bei der Brailleschen Schreibtafel in seiner Lage erhalten. Ueber die Tafel kommt nun wieder das erst genannte Messinglineal mit den gleichfalls bereits erwähnten viereckigen Ausschnitten zu liegen. Die Seiten dieser Ausschnitte sind durch eine Kerbe halbiert, so daß der Blinde daran einen Anhalt beim Schreiben besitzt. Hebold bezeichnet die vier Ecken mit den Zahlen 1, 3, 5, 7, die vier Halbierungspunkte mit 2, 4, 6, 8. Beim Schreibunterrichte wird nun dem Blinden gesagt, in welcher Richtung er innerhalb des Viereckes den spitzen Griffel führen muß. Bei dem großen lateinischen L z. B. — denn um diese Art von Buchstaben handelt es sich — zieht er von 3 nach 1 und von 1 nach 7, bei U von 3 nach 1, von 1 nach 7 und von 7 nach 5, bei O von 4 nach 2, von 2 nach 8, von 8 nach 6 und von 6 nach 4. Die Schriftzeichen drücken sich dabei von dem farbigen auf das weiße Papier ab und erhalten ganz ihre gewöhnliche Gestalt, nur daß die Rundungen etwas mehr eckig ausfallen. Auch pflegen Anfänger ziemlich große Buchstaben zu schreiben, und erst für Geübtere werden Messinglineale mit kleinen Ausschnitten gewählt. (Schriftproben umstehend.)

Heboldts Schreibtafel und Stift.

Wie beim Lesen und Schreiben der Blinden der Tastsinn benutzt wird, so auch bei einer ganzen Reihe anderer Lehrgegenstände, zunächst dem Rechnen und der Mathematik. Das Rechnen wird an der russischen Rechenmaschine gelehrt, wie sie in den meisten Volksschulen eingeführt ist (S. 75). Bekanntlich besteht dieselbe aus zehn parallelen Drahtstäben, an deren jedem sich zehn verschiebbare Kugeln befinden. Der Blinde zählt diese Kugeln durch Betasten und erreicht so dasselbe, was der Sehende mit den Augen ausführt. Für den Unterricht der Blinden in der Mathematik bestehen besondere Figurentafeln. Eine der besten ist von F. Richard, Oberlehrer an der Hamburger Blindenanstalt, angegeben. Die Richardsche Tafel enthält auf der

SPRICHWOERTER.
STILL VON MUND U
TREU VON HANDEN.
MACHT FREI REISE
IN ALLEN LANDEN.

Heboldtsche Blindenschrift, von einem Anfänger.

einen Seite erhabene Zeichnungen für die Lehre vom Kreise. An ihnen tastet der Blinde nicht nur, was ein Kreis ist, sondern auch, was ein Halbmesser, ein Durchmesser, eine Sehne u. dergl., und legt er ein Lineal an die Peripherie, so erhält er zugleich den Begriff der Tangente. Die andere Seite der Tafel mit einer Unzahl eingeschnittener Linien ist für die Aufnahme kleiner Messingstreifen bestimmt, aus denen der Blinde die verschiedensten mathematischen Figuren herstellt. Zu diesem Zwecke werden die Messingstreifen in die dünnen Furchen von ihm eingeklemmt. Man begreift kaum, wie er sich in diesem Gewirr von Linien orientiert, und doch gelingt ihm dies mit Hilfe der Hand ziemlich leicht. So wird es möglich, nicht nur alle Sätze der Planimetrie, sondern auch die der ebenen Trigonometrie den Blinden zu beweisen. In der Stereometrie dagegen macht man ihm die Form der verschiedenen Körper, wie der Kugel, des Kegels, der Pyramide, des Cylinders, durch Modelle klar, die entweder aus Holz oder aus Pappe angefertigt sind. Bei dem Beweise der stereometrischen Lehrsätze endlich werden Pappstücke als Ebenen, feine Drahtstäbe dagegen als Linien benutzt.

Russische Rechenmaschine (S. 74).

In dem mit dem mathematischen so eng zusammenhängenden physikalischen Unterrichte gibt man den Blinden die zu erklärenden Apparate in die Hand. Einzelne physikalische Instrumente sind auch für sie besonders eingerichtet. So existiert beispielsweise ein Thermometer für Blinde (S. 77). In einem Blechkasten befindet sich ein spiralförmiges Stück Metall, das, sobald es sich durch die Wärme ausdehnt oder durch die Kälte zusammenzieht, einen kleinen Stift in Bewegung setzt, den der tastende Finger des Blinden leicht fühlen kann. Zugleich liest der letztere die Zahl der Grade an einer Skala ab, auf der die Teilstriche erhaben angebracht sind. Nebengesetzte Punkte geben dabei die Zahl des Teilstriches an. In ganz ähnlicher Weise wissen Erblindete auch die Uhr zu betasten. Es genügt dazu jede gewöhnliche Taschenuhr. Sie öffnen dieselbe vorn, so daß das Zifferblatt frei liegt, und fühlen nun, in welcher Stellung sich die Zeiger befinden. Uebung macht auch hier den Meister, und so gibt die Mehrzahl ziemlich schnell über Stunde und Minute Auskunft.

Mathematische Figurentafel.

Bei der Unterweisung in den beschreibenden Naturwissenschaften erhalten die Blinden die Mineralien,

SPRICHWOERTER.

GUTER RAT. KOMMT NIE ZU SPAT. HEUTE R
OEN TOT. GELD REGIERT DIE WELT. BESSE
LEIN, ALS IN BOESER GEMEIN. MUSS IST
HAETE NOSS. NARREN UND AFFEN ALLES K

Heboldtsche Blindenschrift, von einem Geübteren.

Pflanzen, Skelette oder ausgestopften Tiere gleichfalls zur Untersuchung mit den Fingern. Statt der ausgestopften Tiere werden auch wohl gute Modelle benutzt. Namentlich jüngere Blinde lassen sich gern in dieser Weise belehren, und reicht die Hand zum Betasten nicht aus, so nehmen sie andere Körperteile zu Hilfe. Ein Blindenlehrer, der sich wunderte, daß seine Schülerin die Zahl der Staubfäden so genau anzugeben vermochte, fand bei näherer Untersuchung, daß sie dieselben mit der Zunge nachzählte. Sie hatte richtig gefunden, daß die letztere das empfindlichste Tastorgan des menschlichen Leibes ist. Denn während ein Kreis von 1½ Linien Durchmesser von der Zungenspitze als solcher noch wahrgenommen wird, muß der Durchmesser bereits zwei Linien betragen, um von dem Finger noch deutlich erkannt zu werden. Einzelne Blinde sind sogar imstande, vermittelst der Zunge Aufschlüsse über den Stoff und feinere Unterschiede in der Oberfläche der Naturkörper zu geben.

Mathematische Figurentafel.

Auch in den geographischen und historischen Lehrstunden für Blinde werden Unterrichtsmittel gebraucht, welche zum Betasten eingerichtet sind. So gibt es Himmelsgloben, auf denen hervorragende Knöpfe die einzelnen Sternbilder andeuten. In ähnlicher Weise erscheinen die geographischen Karten für Blinde als Hautreliefkarten. Die Gebirge sind durch Erhöhungen, die Flüsse durch Vertiefungen kenntlich gemacht, während punktierte Linien die Ländergrenzen angeben. Zur Bezeichnung der Städte dienen Knöpfe, die je nach der Einwohnerzahl größer oder kleiner gewählt sind. Uebrigens sind die Blinden auch imstande, sich selber Karten zu zeichnen. Dann stechen sie Punkte für die Städte, punktierte Linien für die Ländergrenzen durch das Papier und deuten die Flüsse durch einfache, die Gebirge durch doppelte Mastixstriche an. Trocknet dann der Mastix, so wird es möglich, die damit gezeichneten Linien zu betasten. Will man im Geschichtsunterrichte denselben auch ein äußerlich anschauliches Bild von hervorragenden Persönlichkeiten geben, so reicht man ihnen das betreffende Porträt als Hautrelief in die Hand. Ein derartiges Bild des Kaisers Wilhelm befindet sich in den meisten Blindenanstalten, und es ist überraschend, wie charakteristische Urteile die Zöglinge über den Bau der Stirn, der Nase und der übrigen Gesichtspartien bei demselben abgeben.

Thermometer für Blinde (S. 76).

Während die bisher angeführten Lehrgegenstände für beide Geschlechter gemeinsam bestimmt sind, wird den blinden Mädchen noch besonderer Handarbeitsunterricht erteilt. Sie stricken Strümpfe, häkeln gröbere und feinere Arbeiten aus Wolle oder Seide, verstehen geschickt zu filieren, sticken auf Stramin, vorausgesetzt, daß die Löcher nicht zu nahe stehen und, was das Auffallendste ist, sie nähen und flicken. Interessant dabei erscheint, wie sie die Nadel einfädeln. Sie nehmen dieselbe in den Mund und fühlen mit den Zähnen, in welcher Richtung das Oehr verläuft. Dann ziehen sie, ohne diese Richtung zu verändern, die Nadel mit der Linken hervor und schieben mit der Rechten den Faden hindurch. Etwas anders verfährt ein kleines blindes und zugleich taubstummes Mädchen in der Hamburger Blindenanstalt. Sie führt Nadel und Faden zu gleicher Zeit in den Mund, legt mit der Zunge den Faden vor das Oehr, nimmt dann die Nadel mit dem Faden vorsichtig heraus und bläst durch einen kurzen Windstoß mit den Lippen den Faden hindurch. Ohne Schwierigkeit unterscheiden die Blinden, ob sie es bei ihren Handarbeiten mit Wolle, Seide, Leinwand oder irgend einem anderen Stoffe zu thun haben. In der Regel reicht schon die Hand dazu aus; ist dies nicht der Fall, so befühlen sie das Zeug mit den Lippen. Vermittelst der letzteren wissen einzelne auch gewisse Farbenangaben zu machen. Blaue Wollfäden machen auf ihren Tastsinn, wie mir eine Blinde mitteilte, einen anderen Eindruck, als gleich dicke rote, was vermutlich davon herrührt, daß durch den einen Farbstoff die Wolle härter als durch den anderen wird.

Aber der Blinde will nach der Arbeit auch der Erholung genießen, und so haben wir noch der mannigfachen Spiele für ihn zu gedenken. Einzelne derselben nimmt er unverändert von den Sehenden herüber. Hierher gehört das Domino- und Würfelspiel, bei denen er die Zahl der Augen mit den Fingern austastet. Besonders eingerichtet für ihn sind dagegen das Schach- und das Damespiel. Das Schach- und Damenbrett des Blinden enthält wie jedes andere schwarze und weiße Felder, da er aber diese nicht sieht, so sind die schwarzen erhaben, die weißen ein wenig vertieft angebracht. In der Mitte eines jeden Feldes befindet sich ein Loch, in das die Figuren mit einem Zapfen hineingesteckt werden, um desto sicherer zu stehen. Die Form derselben, wie des Springers oder Turmes, unterscheidet der Blinde wieder mit der Hand, und zugleich gibt ihm diese Aufschluß darüber, ob er es mit einer weißen oder schwarzen Figur zu thun hat. Die letzteren tragen nämlich an ihrer Spitze einen kleinen Elfenbeinknopf oder irgend ein anderes Merkmal. Wie das Schach- und das Dame-, so existiert auch das Buzze-Puzzlespiel für Blinde. Die Zahlen auf den einzelnen Klötzen sind durch eingeschlagene Stecknadelknöpfe angegeben. Ebenso sind Erblindete imstande, Karten zu spielen. Die verschiedenen Blätter werden hier durch eingestochene Punkte kenntlich gemacht. Ein Teil der letzteren ist für die Unterscheidung der Farben Pique, Trefle, Coeur und Carreau bestimmt, während der andere Teil die einzelne Karte einer Farbe charakterisiert. Da die Punkte sehr fein sind, so werden sie von den

Schachbrett.

Damensteine.

Schachfiguren.

Umstehenden selten bemerkt, und diese wundern sich daher, wie die Blinden so geschickt die Karten erkennen. Waren die bisher erwähnten Spiele vorzugsweise für Erwachsene bestimmt, so gibt es auch einfachere für blinde Kinder. So hat man verschiedene Holzklötze, die entweder zu einem Kreuze zusammengesteckt oder zu den mannigfachsten Figuren aneinander gelegt werden. Ein besonders beliebtes Spiel aber, und zwar sowohl für jüngere wie für ältere Blinde, ist das Kegelspiel. Sie suchen dabei mit dem Fuß oder auch mit der Kugel in der Hand das Auflegebrett, machen sich im Geiste die Richtung zu den Kegeln klar und schieben so, wenn sie einige Uebung erlangt haben, mit einer Gewandtheit, welche bei den Zuschauern Zweifel an ihrer Blindheit erregt. Das Aufsetzen der Kegel besorgt gleichfalls ein Blinder.

Zu den Erholungen dürfen wir außer den Spielen auch wohl die Spaziergänge rechnen, die manche Blinde allein für sich unternehmen. Ein uns bekannter blinder Herr findet sich z. B. in allen Straßen Hamburgs und der Umgegend ohne Führer zurecht. Vor dem Zusammenstoß mit anderen schützt ihn sein feines Gefühl. Sobald er nämlich auf jemand zugeht, verdichtet sich die Luft zwischen diesem und ihm, und er empfindet den Zurückprall derselben mit den Nerven des Gesichtes. Besondere Dienste leisten ihm in dieser Beziehung, wie er angibt, die Nerven des Auges. Natürlich zieht er breite und geräumige Straßen den schmalen und engen vor. Von den letzteren fürchtet er am meisten diejenigen mit Kellerlöchern, vorspringenden Treppen und mit Wagen, welche unmittelbar neben das Trottoir geschoben sind. Wie weit sein Orientierungsvermögen reicht, davon gibt eine Eisenbahnfahrt Zeugnis, die er allein von Hamburg nach Husum in Schleswig-Holstein unternahm. Auf der Station Jübek erfuhr er, daß er hier fünf Stunden Aufenthalt habe. Er beschloß daher, zu Fuß auf der ihm völlig unbekannten Chaussee bis zur nächsten Station nach Ohrstedt zu gehen. Er kam auch glücklich dort an, aber der Zug war wenige Minuten vorher abgefahren. So marschierte er auch noch die letzte Strecke bis Husum, im ganzen vier Meilen, und erreichte auch diesmal richtig sein Ziel. Freilich war es ihm einmal begegnet, daß, als er einen auf dem Felde Beschäftigten nach dem Wege befragte und keine Antwort erhielt, er ein Pferd statt eines Menschen angeredet hatte.

Nach dem Gesagten wird es schwerlich noch überraschen, daß einzelne Blinde auch gewandte Schlittschuhläufer sind. Oft genug können sie kaum das erste Eis erwarten, um sich gleich den Sehenden auf dasselbe zu begeben und hier mit unermüdlichem Eifer zu tummeln. Sie behaupten, nicht öfter als die übrigen zu fallen und äußerst selten mit anderen zusammenzustoßen. Zum Teil bewahrt sie vor letzterem ihr feines Gehör.

Die letzte und schönste Erholung für Blinde aber bildet die milde Trösterin, die schon über so manches Leid hinweggeholfen hat, die Musik. Sie wird von fast allen Erblindeten gern geübt, und einzelne haben selbst Hervorragendes darin geleistet. So erregte vor etwa zwanzig Jahren der blinde Zakreis bedeutendes Aufsehen, der nicht nur ein vorzüglicher Violinspieler war, sondern auch eine Kapelle von sechzehn Blinden dirigierte, die in Wien vielbesuchte Konzerte gab. Ebenso ist der Organist der Berliner Domkirche, Musikdirektor Franz, blind, und in Hamburg pflegt ein gleichfalls blinder Herr Buchholz jeden Winter Orgelkonzerte zu geben.

Der Musikunterricht wird an Erblindete zwar auch in der Weise erteilt, daß sie Noten nach Art der Brailleschen Punktschrift benutzen, allein, da sie mit den Fingern nicht zugleich lesen und spielen können, so ziehen sie meist vor, das Gehör anzuwenden. Sie lassen sich eine Anzahl Takte so lange vorspielen, bis sie dieselben auswendig wissen und tragen sie dann aus dem Gedächtnisse vor. Bei der großen Uebung faßt ihr Ohr die Melodien meist außerordentlich schnell auf.

Uebrigens ist es ein weit verbreiteter Irrtum, daß dieselben besonders seelenvoll singen; sie pflegen vielmehr von den Sehenden in Bezug auf Ausdruck übertroffen zu werden.

Man sieht, wie thätig die Fürsorge für die Blinden gewesen und wie vieles nicht allein für ihre Belehrung, sondern auch für ihre Unterhaltung geschehen ist. Manche derselben sind denn auch mit ihrem Schicksale so gut wie ausgesöhnt und verbringen ihre Tage glücklich und zufrieden.

Ja es kommt nicht selten vor, daß namentlich ältere Blinde eine jede Hilfe bringende Operation ihrer Augen ablehnen, da sie sich in ihr Schicksal gefunden haben und eine Verbesserung desselben nicht weiter anstreben. Andererseits aber fehlt es auch nicht an solchen — und sie bilden wohl die Mehrzahl — die den Verlust ihres Augenlichtes als ein schweres Unglück empfinden. Der Grund hierfür liegt zum Teil schon darin, daß sie vielfach in ihrer äußeren Existenz bedrängt sind. Dazu kommt die große Abhängigkeit, in der sich die Blinden jederzeit von den Sehenden befinden. Ueberall brauchen sie deren Führung, überall deren Rat und Beistand, und in dieser Beziehung pflegen selbst die nächsten Angehörigen nur zu leicht zu ermüden. Statt freundlichen Entgegenkommens erfährt daher mancher Blinde Kälte, ja oft geradezu Härte. Und deshalb würden wir den Zweck dieser Zeilen dankbar für erreicht ansehen, wenn es uns gelungen wäre, die freundliche Teilnahme unserer Leser und Leserinnen für die wachzurufen, die statt des lichten Blaus des Himmels, statt des frischen Grüns des Frühlings, statt des funkelnden Glanzes der Gestirne ewige Nacht um sich sehen. Es gilt vor allem, sich der blinden Kinder anzunehmen, von denen einzelne oft in geradezu erschreckender Weise vernachlässigt sind. Vergessen wir aber über den jugendlichen auch die erwachsenen Blinden nicht. Nicht als ob wir dieselben bemitleiden sollten. Mitleid begehrt der gebildete Blinde nicht. Aber, was ihm wohlthut, ist ein freundliches Wort und ein liebevoller Sinn. Und so sei denn dieses alles in die ebenso kurze als schlichte Bitte zusammengefaßt, mit der wir gewiß bei unseren Lesern keine Fehlbitte thun: „Bewahren wir uns ein Herz auch für die Blinden!"

Die Herzfalte.

Ein Nachtstück.

Von

Ludwig Anzengruber.

Wenn man von der Stirnseite des stattlichen Gehöftes, das mit all seinen Wirtschaftsgebäuden auf dem in der Ebene aufragenden Hügel thronte, in die Gegend sah, wie sie so da lag im prangenden, nachmittägigen Sonnenschein mit grünen Matten und wogenden Feldern bis an die Berge hin, wo der kleine Fluß am Saume der Laubwälder dahinrauschte, über welche der dunkle Tann hinanstieg und die nackten Felszacken sich himmelan bauten, von der grellweißen Schneekuppe gekrönt, da mußte man in dem vollen Behagen, mit welchem das heitere, wärmende Licht und die lindfächelnde Luft Bild und Beschauer umwebten, fröhlich aufatmen: „Wie schön ist das!"

Der Inhaber des Hofes aber, der „Randinger auf'm Bühel", sah nicht in die Gegend, er blickte vor sich nieder, er hatte die Spitze seiner Tabakspfeife in den einen Mundwinkel geklemmt und blies aus dem anderen den Qualm zur Seite. Er saß auf der Bank vor seinem Hause, sie war breit und lang genug, um für mehrere Platz zu bieten und Randinger hat nicht immer allein da gesessen. Er saß da als übermütiger Bursche, als junger Bauer mit seiner Bäuerin, und die zwei Kinder, welche beide hatten, spielten zu ihren Füßen; bis zu seinem siebenunddreißigsten Jahre sagte er auf die teilnehmende oder neugierige Frage: Wie geht's? — „No, dank' der Nachfrag', gut, schon recht gut. Gott sei bedankt!" — Als sie ihm aber das Weib aus dem Hause nach dem Kirchhofe trugen und er mit dem kleinen Buben und Dirndel allein blieb, da hieß es schon: „Dank' der Nachfrag', leidlich, leidlich, g'rad nit schlecht, mein' ich!" — Doch als er später das erwachsene Mädel an einen Knecht verheiratet und, da er den Schwiegersohn nicht auf dem Hofe behalten wollte, dem jungen Paare eine kleine Wirtschaft gekauft hatte; als das für den Jungen der Anlaß wurde, zum erstenmal sich ungebärdig zu zeigen und von da ab dessen wilde Vergnügungssucht und Rauflust viel Auslagen und Verdruß verursachten, da ließ der Alte den Dank für die Nachfrage weg und sagte bloß: „No mein, wie soll's gehn? Es muß halt gut sein!"

Es war ein kirchlicher Festtag, der Randinger hütete das Haus, er war allein, denn eine oder die andere Magd, die auf ihrer Kammer saß und, die Nadel zwischen den rauhhäutigen Fingern, ihre oder ihres Liebsten Gewandstücke ausbesserte, ein oder der andere Knecht, der auf seiner Gewandtruhe hockte und sein oder seines Schatzes Schuhwerk flickte, die zählten nicht mit. Der Sohn war nach einem fernen Dorfe zur Kirchweihe gegangen, den Besuch seiner Tochter wünschte sich der Alte nicht, es war kein guter Wind, der jenen vom Hause hinweg- und diese herzuführte.

Es hatte die Leute groß wunder genommen, als der Randinger sein Kind einem Knechte zum Weibe gegeben. Anfangs dachte man, die Liebe zwischen den beiden jungen Leuten wäre wohl gar groß — vielleicht größer, als erlaubt — gewesen und der Alte habe sich ins Unvermeidliche gefügt, aber es ergab sich später kein Anlaß, der dieses Gerede bestätigt hätte, dagegen vollauf genügender zu einem anderen; man meinte, der reiche Bauer müsse „letz" (nicht recht gescheit) oder betrunken gewesen sein, als er die beiden Leute zusammengab, denn diese hausten arg und wirteten schlecht; der Mann trug das Bare ins Wirtshaus, und wenn das nimmer langte, verkaufte er das Kalb in der Kuh und das Getreide auf dem Halm; das Weib wollte auch nicht sparen, das wäre doch nur für ihn gewesen; und wenn dann die Zeit kam, wo dem Bauer die Gurgel trocken und der Bäuerin der Magen leer blieb, da wiederhallten die Wände der Schlafstube von Zank, Schimpfworten und auch manchem Schlag. Nach jeder derartigen Auseinandersetzung, und diese wurden immer häufiger, kam die Bäuerin mit verweinten Augen zu ihrem Vater gelaufen, klagen und — Geld fordern. Der alte Randinger hatte somit mehr als einen Grund, die Begegnung mit seiner Tochter zu scheuen.

Die Lotterwirtschaft, welche Tochter und Schwiegersohn führten und wovon kein Ende abzusehen war, machte ihm mehr Sorge als das liederliche Leben seines Buben; nächstes Jahr werden sie den unter die Soldaten stecken und ihn durch heilsame Strenge wieder zurecht und aufgleich bringen.

Der Alte blinzte pfiffig, er zog die Pfeife vom Munde weg, spitzte die Lippen und pfiff leise das Stücklein, das die Infanteriehornisten unterm Marschieren bliesen.

Als er die Pfeifenspitze wieder zwischen die Zähne

schob und dabei ein wenig zur Seite schielte, sah er am Fuße des Baumes, der über der Bank schattete, einen „Raupwurm“ kriechen, der aus den Zweigen gefallen war; doch ehe sich noch der Randinger entschließen konnte, aufzustehen und mit breiter Sohle das Geziefer in den Boden zu treten, kam aus einer Erdrille ein stahlblauer Raubkäfer herzugestürzt und machte sich über die willkommene Beute her.

Der Randinger hatte wenig Mitleid mit derlei Baumverderbern, Blatt- und Blütenverwüstern und fragte nicht danach, was für ein schönfarbiger Buttervogel oder seltener Käfer aus einem solchen etwa hätte werden können; er sah mit einem boshaften Interesse lange Zeit dem grausamen Vorgange zu, wie der Wurm unter den Freßzangen seines Feindes emporschnellte und sich krümmte, bis er zuletzt, ausgesogen, zu einem schwarzen Klümpchen einschrumpfte.

Der Randinger dachte nicht daran, und er hatte dermalen auch keinen Anlaß, es zu denken, daß das Schicksal den Menschen auch so unversehens anspringen könnte, wie der Raubkäfer den Wurm, und daß dann auch kein Aufbäumen und kein Niederkrümmen helfen würde, und daß etwa einer, beim Sinken der Sonne befragt, wie es ihm ergehe, nimmer wie am Morgen zu sagen vermöchte: „No mein, wie soll's gehn? Es muß halt gut sein!“ sondern jammernd eingestehen müßte: „Schlecht, o, so gar so viel schlecht, liebe Leut'!“

Während der Bauer dem Kampfe zwischen Käfer und Raupe zusah, war auf dem schmalen Steige, der durch die Kornfelder vom Dorfe herauf nach dem Hügel führte, ein langaufgeschossenes, derbknochiges, trotz seiner Jugend verblüht aussehendes Weib ganz nahe herangekommen; jetzt trat es auf den Alten zu. „Guten Abend, Vater.“

Der zuckte über die plötzliche Anrede erschreckt zusammen, dann zog er ein unmutvolles Gesicht. „Ah, du bist's wieder, Ursel?“

„Ja, Vater,“ sagte die Lange, sich auf die Bank niederlassend. „Au weh, wie mir die Knie zittern vor Aufreg'n, Gall' und Kränkung. O mein, bin ich a unglücklich's Weib.“

„Wann dir nit übel is (häufig für nicht wohl gebraucht), wärst heim geblieben,“ murrte der Alte. „Dein alt' Lied zu singen, hätt'st dir 'n Gang ersparen können; ich denk', davon kann' ich Text und Weis' jetzt schon auswendig.“

„No werd' du mir auch noch abgünstig,“ klagte das Weib. „Zu wem soll ich denn mein' Jammer und mei' Elend ausschütten, wann nit zu dir, 'm einzigen Menschen, den ich af der lieben, weiten Welt alleinig mehr hab'?“

„Ich wollt', du hätt'st noch ein' oder 'n andern, vergönnet's dir und denselb'n. Unterhaltlich is dein Geraunz von Anfang nit anz'hörn g'west, af d' Dauer wird's auch langweilig.“

„Das weiß ich ja, Vater, daß ich dich nit aufheitern komm' —“

„Nein, weiß Gott nit!“

„Was will ich aber thun? Ich hab' sonst neamd, nur dich, der Anteil nimmt und aushilft, und wann ich dich nit hätt', ich müßt' frei, da vom Fleck weg, 'm Wasser zugehn.“

„'s würd' dir schier drein z'naß sein. Laß die Dummheiten! Was 's Anteilnehmen anlangt, so kann ich mir vor dein' Gered' nit d' Ohren zustopfen, aber weg'n 'm Aushelfen — da sag' ich dir's nur gleich rund heraus, 's letzt' Mal vor acht Tagen, wo ich für euch tief g'nug in d' Taschen g'langt hab', das soll auch 's letzte Mal g'west sein. Verstanden? Mein Wort drauf!“

„Die Red' nimm z'ruck, Vater,“ bat die junge Bäuerin mit aufgehobenen Händen.

„Fallt mer nit ein,“ entgegnete trocken der Alte.

Eine dunkle Röte stieg der Frau ins Gesicht und sie fragte erregt: „Meinst du denn, die Gäng' zu dir da herauf fielen mir nit hart? Glaubst du, daß ich ohne Not, Vergnüg'ns halber herkäm', a finsters G'sicht z'sehn und harte Wort' z'hör'n?“

„Was kommst nachher?“

„O, du weißt's recht gut!“ schrie die Bäuerin, „und bei meiner armen Seel', wär's anders, wie's is, oder wüßt' ich mir sonst Rat, du sollt'st mich sobald mit kein'm Aug' wiedersehn! Aber mei' Mon prügelt mich ja jed'mal, wann ich sag', ich will nit herauf, und dösmal — g'rad' weil ich dir erst vor acht Tagen g'kommen bin — dösmal wollt' ich just nit, dafür hat er mich g'schlagen wie ein'n Hund!“ Sie warf ihr Halstuch ab, knöpfte ihre Joppe auf und streifte beide Aermel zurück; im Nacken, über den Brüsten und an den Armen zeigten sich blaue Flecken und rote Striemen.

Randinger betrachtete diese Merkmale thätlicher Mißhandlung mit dem prüfenden Blicke eines Sachverständigen, dann sagte er achselzuckend: „Ja, wahr is 's schon, arg hat er's dösmal g'macht.“

„Er schlagt mich z'tot, er bringt mich um, wann ich heut' unverrichter Sach' heimkehr', wann ich's nit bei dir durchsetz' —“

„Was durchsetz'?“ fragte der Bauer, die Stirne runzelnd.

„Daß d' uns vor der Schand' bewahrst —“

Der Alte machte große Augen. „Vor was für einer Schand'?“

„Morgen fruh kommt 's G'richt zu uns, pfänden.“

„Pfänden?!“ schrie Randinger, es riß ihn halb von seinem Sitze in die Höhe, dann sank er zurück und saß, die geballten Fäuste schüttelnd, und man hörte eine Weile nichts als das Geräusch seines schweren Atems.

Die Tochter barg das Gesicht hinter der Schürze und schluchzte.

Plötzlich umspannte der Bauer mit der Rechten beide Knöchel des weinenden Weibes, rückte ihm die Arme samt der Schürze hinweg und fragte leise: „Was macht's aus?“

Die Gefragte wandte scheu den Kopf ab und sagte zögernd: „Es sein halt af'm Haus — in all'm — aber ohne G'richt und Advokat — fünfzehnhundert Gulden.“

„Der Lump — der Schuft — der elendige

Lump," stieß der Alte keuchend hervor. „Nit nur sich richt't er z'Grund, auch andere möcht' er um das Ihre bringen! Aber zu der Hacken wird sich wohl auch noch ein Stiel finden und vor das Thor wohl auch noch ein Riegel!" Er erhob sich von der Bank, die Bäuerin folgte seinem Beispiele, und er fuhr, gegen diese gewendet, mit barscher Stimme fort: „Sag' du dein'm Lüderian von Mon, in einer Sach' von so schwer'n G'wicht da schickt mer nit 's Weib, und so z'wider mir sein G'sicht is, dösmal verlang' ich, daß er selber kommt; ich will ihm schon Bescheid sagen und manig's andere auch."

Randinger focht unter dieser Rede mit beiden Händen auf bedrohliche Weise der Bäuerin vor dem Gesicht herum, sie warf nun die Lippen trotzig auf und sagte: „'s g'schieht mir ja eh' a G'fallen damit, ich wollt' nur, du hätt'st mer gleich vom Anfang an solche Posten z'bestell'n geb'n und 's wär' all's unter eng (euch) zwei abg'macht word'n, da wüßt' wohl mein Buckel weniger zu erzähl'n wie jetzt."

„Ja, dir z'lieb', hätt' ich mir 'leicht Verdruß und Aerger aus dein'm Haus ins meine holen sollen?" polterte der Alte. „Ging' mir ein! Trag' du dein Kreuz, wie schwer du dir's selbst g'zimmert hast. Warst ja nur du in deinem Leichtsinn schuld, daß der Kerl in d' Familie kommen is!"

„Ich? Ich? Jesus, Maria! Ich wär' schuld?!" kreischte das Weib, und näher tretend, fuhr es mit gedämpfter Stimme fort: „Vater, versündig' dich nit gegen mich. Du weißt recht gut, wie alles g'kommen is. Vergangen hab' ich mich als blutjung's, dumm's, mutterloses Waiserl, da war niemand, der mich g'hüt't hätt', und auf'm Hof hab' ich nit viel Gutes g'sehn, nit von Knechten und Dirnen, noch vom eigenen Bruder; doch schon, wie ich damal von meiner Krankheit aufg'standen bin, wo für kein Kind mehr um ein'n Vater z'sorgen war, hab' ich dich g'beten, laß alles vergessen und vergeben sein, b'halt mich bei dir, ich will mich für künftig g'wiß rechtschaffen und brav halten. Aber nein, da hast du g'sagt, ich wär's meiner und deiner Ehr' schuldig, daß ich den Menschen nähm'. Nachher, in dem viel Wochen langen Brautstand, den 's g'braucht hat, damit ich mich nach'm Siechtum ein wenig wieder z'samm'klaub', hab' ich mein' Zukünftigen erst näher kennen g'lernt und — — b'sinn dich — 'n Tag vor der Trauung noch bin ich dir z' Füßen g'fallen und hab' die Händ' zu dir aufg'hob'n: Laß' mich ledig verbleiben, gib mich dem nit, ich fürcht' mir vor ihm. Auf das hast du ein' Lärm g'schlagen, als sollt's Haus d'rüber einstürzen, und g'droht, du schleifst mich an' Zöpfen in d' Kirch', wenn ich nit freiwillig ging', denn du leidest einmal kein' Schand nit. Heut' danket' ich Gott, wär' ich so leichtsinnig g'west, wie du mich machen willst, und dir heimlich aus'm Haus und vor der Ehr' davon-g'rennt, so weit mich meine Füß' g'tragen hätten."

„Halt's Maul mit dem albern' Weiberwaschen," brauste der Randinger auf. „Dös is allzeit dö nämlich Litanei, wann ein'm mit einer von euch übel ausgeht, was mer ihr gleichwohl gut vermeint hat. Ich hab als Vater nur mei' Pflicht g'than und thät' heut' nit anders, wann ich auch voraussähet, es käm' wieder, wie's g'kommen is, aber dadran darfst du mir kein' Schuld geb'n. Des (ihr) zwei paßt's nur z'gut z'samm', denn was a recht's Weib is, bringt auch ein' schlechten Mann aufgleich."

Die Bäuerin schlug, schrill auflachend in die Hände. „Herrgott, wie ein viehdumm Stück'l war's dann, wann ich kein recht's bin, mich mit dem vor ein' Wagen z'spannen! No, ich bedank' mich für d' gute Meinung und geh' jetzt und schick'n dir h'rauf und laß du ihn nit gar z'hart an, wie schlecht er auch sein mag, bin ja doch nur ich d'ran schuld!"

Der Bauer erhob drohend die Faust. „Laß dir raten, du — treib mit dein'm Vatern kein G'spött!"

„Bewahr', mir is nit zum Spotten, noch zum Spaßen," sagte das Weib, die dichten, dunklen Brauen zusammenziehend, „nur das sag' ich dir noch zur heutigen ‚Gut' Nacht', bisher hab' ich g'glaubt, es müßt' doch zwischen uns zwei a Z'sammenhalt sein, du wärst der eine und einzige af derer Welt, der noch a Herz für mich hätt' und viel Schläg' wär'n mir erspart g'blieben, hätt' ich mich nit g'weigert, mein'm Mon bei dir 's Wort z'reden; weil du mich aber jetzt selber von dir weg zu ihm hin verweis'st, so mag von heut' ab es gehn, wie's will, und werden, was mag, ich halt' mein' Rucken heil, und käm's amal dahin — ich wünsch' dir's nit —, aber käm's dahin, daß ich dir bei mein'm Mon 's Wort reden sollt', so werd' ich das auch bleiben lassen."

„Thät'st ganz recht, Ursel," höhnte der Randinger; „aber sei getrost, es kommt nit dahin."

„Gute Nacht." Die Bäuerin schwenkte sich auf dem Absatze des Schuhes und schritt rasch, ohne zurückzublicken, davon.

Der Alte sah ihr lange nach, dann wandte er sich kopfschüttelnd ab. „Du lieber Gott," seufzte er, „was ein'm d' Kinder für Kümmernis und Verdrießlichkeiten bereiten! Wüßt' mer zuvor davon, möcht' mer sich hüten, welche in d' Welt z'setzen." Er hob aufhorchend den Kopf; auf der Fahrstraße, die hinter dem Gehöft vorbeiführte, polterte ein Wagen heran, derselbe hielt vor dem rückwärtigen Thore; über den Hof kamen eilige, trappelnde Tritte; auf einen lauten, hastigen Anruf, „wo der Bauer sei?" antwortete aus irgend einem Gelasse maulfaul und undeutlich ein Knecht, dann stapften die Schritte näher heran, dröhnten in der Flur wieder, und Randinger, der neugierig unter das Thor trat, traf auf einen kleinen, kugelrunden Mann, der ihn schnaubend und prustend begrüßte: „Ah, da bist du ja! Grüß' Gott, Randinger! Wie geht's?"

„Grüß' auch Gott, Sedelmeier! Wie soll's gehn? No mein, es muß halt gut sein!"

„Jo, jo, wär' eh' recht, wann mer nur allweil so sagen könnt'; aber wie leicht, ohne daß mer ein' Gedanken dran hat, schickt's unser Herrgott, daß mer auch nimmer so sagen kann. Jo." Der kleine, dicke Mann trocknete sich die Stirne, an der ihm der Schweiß in großen Tropfen perlte, mit einem bunten Tuche. „Bleibst da heraust im Freien?"

„Jo, der Abend is schön."

„Schön wär' er freilich," ächzte Sedelmeier; „'m anschau'n nach wär' er freilich schön, aber was er ein'm bringt, dös kann grauslich sein."

„Dös schon," nickte phlegmatisch der Randinger.

Wieder wischte der Kleine mit dem Tuche hastig über das Gesicht. „Ich hätt' dir was zu sagen, Randinger."

„No, sag's! Oder is 's was Heimlich's? So gehn wir af d' Stuben."

„Beileib'! Mir is da af der Luft zum d'ersticken. Ich gäbet, weiß nit was, wann ich weit von da weg sein könnt'; aber eben, weil wir zwei sich gut leiden mög'n, so lang' mer denken, soll ich's sein, der dir's beibringt."

„Beibringt — was denn beibringt?" fragte Randinger ungeduldig. „Schneid' nit lang' h'rum, sag' h'raus, was 's gibt!"

„Nein, Randinger, das werd' ich mich hüten. Setz'n mer sich vorerst da nieder."

„No, so sitz' nieder."

Der Dicke sank auf die Bank. „Ruck' zu!"

Randinger nahm an seiner Seite Platz. „Ich hab' dich doch anfahr'n g'hört und der Weg über'n Hof bis zum Thor da wird dich wohl nit so schwach af'n Füßen g'macht hab'n? Warst wohl auch drent bei der Kirchweih' in Braunthal und hast z'viel umiburzt?"

„Dort war ich, hätt' ich aber auch z'viel g'trunken g'habt, dö G'schehniss' — mein lieber Randinger — dö hätten mich schon wieder nücht' g'macht, und ich bitt' dich nur, um Gotteswill' — daß ich'n Kopf beinander b'halt — laß du's Spaßen sein!"

„Und du laß 's auch sein," sagte zornig Randinger, „denn wann d' glaubst, mich mit solchen Reden fürchten z'machen, da kannst lang' warten."

„Du bist als alt der nämlich' Wildling wie in' Bub'njahr'n. Wann ich dich schon bedeut', daß ich 'n Sach vorz'bringen hab', wobei ich mich scheu', mit der Thür' ins Haus z'fallen — fürchtig, leicht fallet 's ganze Haus hinterher — so horch' d'rauf und mach' einem nit schwerer, was eh' schon schwer g'nug is."

„No, so heb' aber nur einmal an! Wen betrifft's denn, was d' vorz'bringen hast? Mich oder ein' andern?"

„Dich und ein' andern."

„No, also ich für mein Teil sitz' da, wer is der andere?"

„Dein Bub'."

„Der Himmelsakermenter! Ja, richtig, der hat ja dösmal auch wieder dabei sein müssen! No, nur frei h'raus, was is denn los mit dem saubern Vogel? Ich denk' mir's eh'. Lang' hab' ich's vorausg'sehn und ihm auch a öften (oftmal) prophezeit, daß nit just er bei jeder Rauferei der Stärkste sein würd', und ohne a solche geht's ja nie ab. Hat ihn doch mal einer gemeistert? Schon recht, warum laßt er sich ein und nimmt's mit jedem auf; aber es soll ihm wenig nutzen, daß er so schlau war, dich voraus z'schicken. Kommt er mir nur heut' heim!"

„Er schickt mich nit, Randinger, noch kommt er dir heut' heim."

„Oho, hätten s' ihn so arg zug'deckt, daß ihn eppa erst der Bader z'samm'flicken muß? No, Unkraut, denk' ich, wird nit verderben."

„Es is mit'm Messer hergangen, Randinger, und er is g'stochen word'n."

„Mit'm Messer, sagst d'? Himmelheiligkreuzdonnerwetter, g'nügt's den Raufteufeln nimmer, daß s' mit Fäusten und Schlagring' übereinand' herfallen, muß gleich g'stochen auch sein?! Schöne B'scherung dös! Schrecken und Ung'legenheit verursachen und Geldauslagen dazu! No, morgen lass' ich schon zeitlich einspannen und fahr' hinüber nach Braunthal — er liegt wohl beim Wirten? — und hol' mer den verdangelten Höllsakra heim, und von Glück mag er sagen, wann er mir so d'erbarmen kann, daß ich mich nit unterwegs noch an ihm vergreif'!"

„Randinger, stell' das wilde Reden und Fluchen ein, falt' du lieber die Händ' vor der Brust und bitt' unsern Herrgotten, daß er dir die Gnad' schenkt, dich ganz in sein' unabänderlichen Willen zu schicken, denn wann d' morgen dein' armen Buben heimholst, find'st ihn als ein', dem mer kein' hart' Wort mehr gibt, g'schweig' gegen ihn ein' Finger rührt."

Der Bauer zuckte zusammen, mit verglasten Augen starrte er den Sprecher an und stotterte: „Du willst damit doch nit sagen . . .?"

Der kleine Mann ließ den Kopf tief nach der Brust sinken.

„Du willst damit doch nit sagen," schrie jetzt der Randinger auf, „daß der Bub' hin is?!"

Sedelmeier nickte, ohne den Kopf zu erheben, und mit zitternder Stimme murmelte er: „Mitten ins Herz g'troffen — kein' Laut hat er mehr 'geben."

Da fuhr der Randinger blitzschnell mit beiden Händen nach dem Gesicht, die Ballen drückte er gegen die Augen und mit den Fingern wühlte er im ergrauten Haar.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Bub' — seine Freude — sein Stolz — einst seine Stütze — war hinweg — von der Scholle, über die er als Kind barfuß gelaufen — vom Hause, in dem seine Stimme und seine Tritte heute morgen noch gehallt — unfaßbar — liegen ohne Regen und Bewegen — hinweg aus aller Welt, wie nie gewesen! — Ein einsam Alter — schlimmer als das — die Tochter, sie ist nun die Erbin — der Schwiegersohn wird bald hier schalten — der Hof ist mit heutigem Tage siech geworden — auch er wird hinterher verderben und sterben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es dünkte dem im Schmerze fiebernden Manne von endloser Dauer, als ihm all das mit rasender Hast in sich verdrängenden, jagenden Gedanken und Bildern, jeder Gedanke ein Schrei, jedes Bild eine Wunde, durch das Gehirn schoß und doch zählte es nur nach Sekunden von dem Augenblick, wo er die Hände vor das Gesicht schlug, bis zu dem, wo er bewußtlos zurücksank und noch die Mauer des Hauses bersten zu hören vermeinte, und doch war es nur eine morsche Latte, die zufällig da lehnte, welche unter ihm zusammenknickte.

„Jesus, Maria!“ schrie der Sedelmeier. „Randinger, was is 's mit dir? — He, Leuteln, helft!“ Er wollte von der Bank hinweg nach Hilfe laufen; doch Randinger, der wieder zu sich gekommen war, hielt ihn zurück.

„Bleib,“ sagte er mit matter Stimme.

„Wie d' willst, Randinger. Aber ein' saubern Schrecken hast mir eing'jagt. No, weil d' nur wieder so weit bei dir bist. Hörst, Randinger, mußt g'scheit thun und dich recht z'samm'nehmen. No, sag' amal, wie is dir hitzt? Wie geht's denn?“

„Schlecht, o so gar so viel schlecht, Sedelmeier.“

„Glaub's, glaub's schon, Randinger, dir glaub' ich's wohl. Aber hitzt komm, laß dich af dein' Stuben führen und leg dich nieder. Ein' so schweren Schlag halt' ja keiner aufrecht aus, da thut Niederlegen gut.“

Randinger erhob sich und ließ sich willenlos fortführen. Das Gesinde hatte mittlerweile durch Heimgekehrte das traurige Ende des Bauernsohnes erfahren und trat scheu und stumm zurück, als der Alte an dem Arme des Freundes vorüberwankte.

Ein junger, kräftig gebauter Mensch, dessen sonst hübschem Aussehen die verwahrloste Kleidung und die verlebten Züge viel Eintrag thaten, war den beiden Männern nachgefolgt und vertrat ihnen, als sie eben zur Stubenthüre hineinwollten, den Weg.

Als der Bauer seiner ansichtig ward, zuckte er zusammen und winkte ihm heftig mit der freien Hand, fortzugehen.

Der Abgewiesene, es war Ursels Mann, der Schwiegersohn, stand eine Weile verblüfft, dann, als sich hinter Randinger und Sedelmeier die Thüre geschlossen hatte, wandte er sich an die Nächststehenden: „Was hat er denn, der Alte, wo er mich doch eigens zu ihm herb'stellt, daß er mich hitzt fortweist?“

„Ja, weißt d' denn nit, was af'n heutigen Braunthaler Kirchtag g'schehn is?“ fragte flüsternd ein Knecht.

„Dein Schwager is erstochen worden,“ raunte eine Dirne.

Der junge Bauer trat einen Schritt zurück, sah mit großen Augen dem Knechte, der Magd und anderen, die umherstanden, in das Gesicht, dann schlug er vor Erstaunen die Hände zusammen und lief eilig davon, seinem Weibe die Neuigkeit anzusagen. — Da konnte er freilich den Alten heute in Ruhe lassen und morgen und übermorgen — es eilte überhaupt nicht! Nun fällt Hab und Gut des „Randinger auf dem Bühel“ an seine Ursel, und die Aussicht auf dieses Beerben schafft einen solchen Kredit, daß man den Leuten durch Entlehnen eine Ehre anthut und sie durch Rückzahlen beleidigt.

Nachdem Sedelmeier den Randinger zu Bett gebracht, sagte er: „Sag's nur frei h'raus, was ich dir eppa noch z'G'fallen thun könnt'. Wär' dir am End' wohl leichter, wann ich bei dir wachen möcht'?“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Begreif's. Willst allein sein. Könnt'st beten, 's thät' dir gut, wärst gleich g'tröst'ter. Ei, du mein . . .“ Der kleine, dicke Mann stöhnte schwer seufzend auf. „No, gute Nacht alsdann.“

Randinger drehte das Gesicht der Wand zu, zum Zeichen, daß er nicht reden wolle oder könne.

Er hörte die Thüre schließen und die Schritte des Weggehenden verhallen. Er rückte den Kopf inmitten des Polsters zurecht und starrte nach der Decke; es lag etwas Vorwurfsvolles, etwas Anklagendes in diesem Blicke nach oben.

— — — „Warum grad' mir das?! Auf ein' Schlag alle Freud', alles Hoffen zernichten und ein'n für ein hilflos Alter in lieblose Händ' geben, die kratzen statt streicheln, verwüsten statt verwahren, so daß man vor den erblindenden Augen das liebe, alte Heim noch zerfallen sieht! Womit hab' ich das verdient? Wann einmal in meinem Leben wär' ich so schlecht g'west, daß ich nur vermeinen könnt', es zahlet' sich mir jetzt heim?“ — — —

Es wäre für den „Randinger vom Bühel“ besser gewesen, dem Rate seines Freundes zu folgen, die Hände vor der Brust zu falten und Gott um Verleihung der Gnade zu bitten, sich in das Unabänderliche schicken zu können, statt sich aufzubäumen. Es wäre ihm das Niederkrümmen erspart geblieben.

Mancher Mensch, der, unbekümmert um andere, nur seinen Gelüsten nachlebte, hat in seinem Herzen eine Stelle, die er einst in erbitterter Ratlosigkeit über eine Folge seines Handelns sich verhärten und einschrumpfen ließ, und die Falte schloß sich über dem Erlebnis zusammen, daß kein neues Empfinden daran rühren und ein Erinnern wecken konnte. Wenn aber später einmal unter einem rauhen Griffe des Schicksals das ganze Herz blutet, dann müßte es mit einem Wunder zugehen, wenn nicht durch ein Wort, einen Wink, einen Hauch plötzlich auch jene Falte aufbräche, deren Erguß die wildschlagenden Pulse sänftigt, indem er sie — stocken macht.

Ja, hätte der alte Mann nur gedankenlos, wie er es in seinem Kirchstuhle zu thun gewohnt war, die Gebete halblaut vor sich hin gemurmelt, es würde ihn verhindert haben, dem Geflüster zweier Mägde zu horchen, das der Wind nur allzu deutlich zum offenen Fenster hereintrug, dessen kurze geblümte Vorhänge er zuvor im Spiele über die Rahmen der Flügel geschlagen hatte.

— — — — — — — — — — —

„D' Schandarm war'n gleich zur Stell', er is in Eisen fortgeführt word'n.“

„G'wiß hat ihm unser Bauernsohn 's Mensch (Mädchen) abwendig g'macht?“

„Nein, mit seiner Schwester is er a Weil' 'gangen, hat's dann wieder mit andern versucht und sich nit weiter um d'selbe bekümmert. Darüber sein s' in 's Streiten 'kommen.“

„Warst du ganz nah' dabei?“

„Bewahr', bin auch froh, so was sieht mer doch nit gern. Ich bin in der andern Stuben mit mein' Seppel beim Wein g'sessen. Af amal wird neb'n af'm Tanzbod'n 's Streiten laut und d' Musi still, ich hör' unsern Bauernsohn resch und trutz reden, dageg'n hat der andere so g'wispert, als beißet er dabei die Zähn' übereinand', und wie er sagt: „I leid' amal nit, daß du mit meiner Schwester 's selbe Spiel

treibst, wie dein Vater mit mein's Vaters seiner!' da kriegt er ein' Schlag — du konnt'st aber keine drei zähl'n, sein auch schon die Leut' ausg'laufen und hab'n g'rufen, der Rehfuß-Simmerl hätt'n Randinger-Andreas erstochen."

— — — — — — — — — — — —

Da stöhnte es drinnen in des Bauern Stube so schmerzlich auf, daß die beiden Schwätzerinnen erschreckt nach den entgegengesetzten Enden des Hofes auseinander stoben.

In Randingers Erinnerung tauchte plötzlich mit einer bis in das Kleinste peinlichen Treue und Genauigkeit ein Bild wieder auf, das bis auf die letzte Spur verwischt geschienen.

Es war ihm, als empfände er die Sonnenwärme, höre den Lerchensang in der Luft, sähe das Fächeln der grünen Halme im lauen Winde, wie er das alles empfunden, gehört und gesehen an jenem Tage, wo er als junger Bursche mit federnden Schritten den Weg vom „Hofe auf dem Bühel" nach Braunthal durchmaß und vor heller Lebenslust hätte aufjauchzen mögen, wäre ihm das nicht durch den Gedanken an den Zweck seines Ganges verleidet worden; widerwillig genug hatte er sich die Zusage abringen lassen, einen letzten Besuch bei der sterbenden Rehfuß-Toni zu machen.

Gestern suchte ihn deren alte Mutter heimlich auf. Er wäre der letzte, dem sie um etwas käme; aber es wär' nimmer mit anzuschau'n, wie ungebärdig die Toni nach ihm verlange. Die Alte stieß die Worte aus keuchender Brust hervor und begleitete sie mit hastig ausdeutenden Gesten. Bald beschwor sie ihn mit aufgehobenen Händen, dem armen Hascher doch die letzte Freud' auf dieser Welt zu gönnen; bald bedrohte sie ihn mit geballten Fäusten, falls er ihrem Kinde, das sich um ihn zu Tode gegrämt habe, den Sterbtrost zu versagen gedächte. Nur einmal möchte er kommen und lieb sein zu der Dirn', wie er's früher — o, mein Gott, wie lang' das schon her ist! — gewesen. Er brauch' sich ja nur für die eine kurze Besuchstund' Zwang anthun, ein zweites Mal werde es nimmer vonnöten sein, obwohl die Kranke glaube, wenn sie ihn nur sehen, hören könnt', und er ihr gute Worte gäbe, sie käm' wieder auf; aber darüber mög' er ohne Sorg' sein, leben könne er sie nimmer machen, sie zehrt von Tag zu Tag sichtlich ab; aber das Sterben könne er ihr erleichtern durch die Erfüllung ihres letzten Wunsches, und das möge er thun, wenn schon nicht aus christlicher Nächstenliebe, so doch aus Furcht vor schwererer Heimzahlung seiner Sünden! —

Hui, was so 'ne Alte schwätzt, wenn der Tag lang und sie einem auffässig ist! —

Wie lieblich Braunthal da im Sonnenschein liegt, und der Wildbach, der durch die Klamm gischt, so frisch und brausend, nimmt mit seiner wehenden Kühle alle leidigen Gedanken mit hinfort, und das lustige Gegurgel seiner klaren Wasser verspottet und verwäscht alles Altweibergewäsch. Die Rehfuß-Toni war lange bevor krank und dahin, wo sie heute ist, hätte sie jeder andere auch gebracht. Der jetzige Gang zu ihr beabsichtige ein gutes Werk. Man sagt ja, daß die Versterbenden, die nach jemand verlangen, nicht früher „abzufahren" vermögen, bis der sich zeigt; und so ist es wohl recht und christlich, wenn man ein solch Begegnen nicht scheut, und man kann mit ruhigem Gewissen beschleunigen, daß wird, was für eins wie für das andere das Beste ist!

Hei, wie es da lustig längs den Wiesen schrillt und zirpt! Aber jetzt ein trübselig Gesicht gezogen, der Leute wegen, und ihrer Leute wegen schon gar.

Wie übel es in der kleinen, dumpfigen Kammer roch, in welcher nur das Krankenbett, ein Nachtkästchen mit Medizinflaschen darauf und eine Gewandtruhe stand. Durch das geschlossene Fenster mit den erblindeten Scheiben drang verblaßtes — welkes — Licht herein.

Er mußte die Truhe an das Bett der Kranken rücken. Wie elend diese aussah, gerade in den Sarg zu legen, das schmale Gesicht mit den hervortretenden Backenknochen, fahl bis in die Lippen hinein; die Augen mit den eingefallenen Rändern und den blauaderigen Lidern, die, halb geschlossen, die brennenden, dunklen Sterne verdeckten.

Wie abgezehrt waren die Arme und wie knöchern die Finger, die seine Rechte umspannten und sie über der Bettdecke festhielten. Die Kranke begann schweratmend mit heiserer Stimme zu reden und zu fragen. Er mußte sagen, wie leid es ihm sei, sie so wiederzufinden — wie es ihn reue, bös gegen sie gethan zu haben — versprechen, daß er mit ihr wieder gut werden wolle — und dann, dann mußte er ihr alles wiederholen, was er ihr vom ersten Begegnen an Liebes gesagt; alle Scherzreden, wie sie da und dort, auf dem Felde, unter der Hausflur, auf dem Tanzboden oder beim Kirchgange gefallen, alle Neckereien, alle Beteuerungen, alle Schwüre, von dem kleinsten, kleinen, der auf baldiges Wiedersehen zielte, bis zum heiligsten, den er zwar brechen gewollt, aber, wie sie es ja voraus gewußt habe, nun doch halten werde, nachdem er gesehen, wie wehe er ihr damit gethan.

Er erschrak, als er die hinfällige Gestalt mehr und mehr an Leben gewinnen sah und die heisere Stimme immer voller tönen hörte; endlich richtete sich die Kranke mit halbem Leibe empor, ließ sich aufs neue mit Wort und Handschlag alte Liebe und Treue versprechen und saß nun mit fröhlich blitzenden Augen und wies im eifrigen Geplauder hinter den lächelnd geöffneten Lippen die kleinen blanken Zähne. —

Den Teufel auch! Hätte sie etwa recht, daß ihr sein Anblick, seine Stimme, seine Freundlichkeit die Gesundheit zurückgäbe? Will sie nicht hinwerden, daß er mit einmal ihrer los und ledig würde, und mit ihr aller Unannehmlichkeit und Beschwernis, die er sich da einer dummen, gar nicht ernstgemeinten Liebelei halber auf den Hals geladen?! . . . Er redete immer verlorener, ward immer einsilbiger, endlich saß er verstummt und starrte die Bretter der Diele an. Es war ihm wie eine Erlösung, als Tonis Mutter in die Kammer trat und ihn fortgehen hieß. Es sei genug für heute, die Dirne möcht' sich sonst zu sehr

aufregen. Noch unter der Thüre verzerrte er sein Gesicht zu einem ungefügen Lächeln und nickte der Kranken „auf Wiedersehen“ zu, dann eilte er davon, so schnell ihn seine Beine trugen.

Er hatte auf dem Heimwege kein Auge für die sonnige Umgebung, er rannte dahin, gequält von dem Gedanken, wie er es anstelle, die ihm gleichgültige Dirne nochmals abzuschütteln, wenn sie leben bliebe, statt daß sie, wie er gehofft hatte, alle Vorwürfe, die man ihm ihretwegen machen konnte, mit in die Grube nahm. Inmitten der Straße zwischen Braunthal und dem „Hof auf dem Bühel“ blieb er mit einem Rucke stehen und horchte auf, er unterschied deutlich die schrillen Klänge des Zügenglöckchens, er hatte das Empfinden, daß das Geläute nur ihr gelten könnte. Er rückte den Hut, er lockerte den Knoten seines Halstuches und atmete aus tiefer Brust auf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Heute — Randinger — vernahmst du den Klang des Zügenglöckchens nicht, denn Braunthal liegt zu ferne von dem „Hofe auf dem Bühel“; heute vermochtest du auch nicht, dir selbst das Halstuch zu lüften, und es verschnürte dir den Atem in der Brust, als du hörtest, daß dein Junge, der mit einer aus der gleichen Sippe deinen einstigen Weg gewandelt, dort erschlagen läge von einem, in welchem vom Kind an der Groll gegen dich und die Deinen aufwuchs.

Du fragst: Warum gerade mir das?

Dies Unheil hat lange in weiten Kreisen dein Haus — und nur das deine — umschlichen und du hast ihm Thüren und Fenster offen stehen lassen, so mußte es endlich zu dir hineintreffen.

Du fragst: Womit du das verdient? Wann du einmal in deinem Leben so schlecht gewesen wärst, daß du nur vermeinen könntest, es zahlte sich dir jetzt heim?

Dich hat das Sterben eines Menschen erfreut, so begehrlich der nach Leben, warst du nach seinem Tode! Presse heraus, was in angstvoller Scheu im Tiefsten deiner Herzfalte sich noch versteckt halten will! —

Auf dem Nachtkästchen neben dem Bette der Sterbenden stand ein Fläschchen mit Tropfen, von denen sie sagte, die stillten ihr den Herzkrampf, und wenn sie fehlten, wäre es wohl mit einmal aus und vorbei. — — Dir zuckte die Hand nach dem Fläschchen — — du hieltest es schon mit deiner Faust umschlossen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

„Jesus, Maria und Joseph!“ ächzte der alte Randinger im Bette auf, „wahrt mir mein bissel Verstand!“ Zitternd, kalten Schweiß an der Stirne, raffte er sich empor und taumelte an das Fenster. Es war ein anderer Blick wie jener, mit dem er noch vor wenig Stunden nach der Stubendecke gestarrt hatte, mit welchem er jetzt in Kindsfurcht, verzagend und zerknirscht zu dem nächtlichen Himmel aufsah.

Unten im Dorfe schlug es vom Kirchturm die Stunde. Es war Mitternacht. Ein angeheiterter Wanderer, dem es Vergnügen machte, den Nachtwächter zu spielen, blieb auf der Straße vor dem „Hofe auf dem Bühel“ stehen und sang die Stunde ab; der Text, den er der eintönigen Weise unterlegte, war vermutlich ein Schelmenlied, eine Unfläterei, aber in dem Ohr des aufhorchenden Bauern verquickte sich der Wächterruf, der ihm aus früherer Zeit geläufig war, mit einem Gesangbuchverse, und ihm klang es, als sänge einer da draußen vor dem Thore:

„Christglaub'ge Seelen, laßt euch sag'n,
Der Hammer der hat zwölfe g'schlag'n!
Bei Gott steht euer Hab' und Herd,
Bei Gott jed' Sünd', die euch beschwert.
Hat zwölfe g'schlag'n!“

Randinger sank in die Kniee und faltete die Hände. Als es im Thale licht wurde, sahen die Leute, die zur Frühmesse gingen, ihn ihres Weges kommen, überwachten Gesichtes und mit schleichenden Schritten. Er schloß sich ihnen an und sagte zu dem ersten, auf den er traf: „Hast's wohl schon g'hört? Wirst dich g'wundert und g'fragt hab'n: Warum das mir g'schehn muß? Ja, ich hab' das auch g'fragt; aber der Mensch soll af derer Welt nit nach'm Verdientem noch 'm Unverdientem fragen; der Herrgott thut 'n Mund nit auf, und die Antwort, die ein'm aus ein'm selber h'raus wird, die fallt oft übel aus! Ja, ja, übel g'nug!“

Und er sagte das Gleiche zu dem zweiten und zu dem dritten, er sagte es allen, und nicht nur auf diesem Kirchgange, sondern auf jedem, den er nunmehr Tag für Tag that, denn er verabsäumte keine Messe. Die Leute horchten bald gar nicht mehr danach hin, sie meinten, es wäre nicht recht richtig mit ihm, und da er immer einen findigen Kopf bezeigt, so fehle es ihm wohl im Herzen. „s mittere Stüberl wär' eingestürzt und trüg' das Dach nimmer.“

Der Tafelberg und seine Bedeutung für Kapstadt.

Von

R. Marloth.

Wenn das von der langen Seefahrt ermüdete Auge am Horizonte endlich die flache Linie des Tafelberges erblickt, dann freut sich der Europa entflohene Wanderer, denn in einigen Stunden wird er ja wieder festen Boden unter den Füßen haben. Sein Erstaunen wächst mit der Annäherung an der Küste, und bewundernd wird er auf das herrliche Bild schauen, sobald die Anker in der Tafelbai gefallen sind. Es ist aber auch ein Anblick, Herz und Auge zu erquicken. Gerade nach Süden hin steigt die steile Felsenwand des Tafelberges auf, mit dem Devil's Peak zur Linken und dem Lion's Head zur Rechten ein halbkreisförmiges Thal bildend, darin sich die Stadt ausbreitet, dicht vom Ufer des Meeres aufsteigend. Die flachen Dächer der Häuser, die gewölbten Wipfel der Pinien und vereinzelt aufragende Palmen zeigen das südliche Klima an; die regelmäßigen Straßen verraten die ordnende Hand des Europäers, während die um-

gebenden Gärten und Haine, aus denen zahlreiche Villen hervorlugen, einladen, sich hier niederzulassen, um die Schönheiten des Tafellandes gründlich kennen zu lernen. Doch die Lieblichkeit des Bildes schwindet, sobald der Reisende die Stadt betritt. Für den Europäer sind schon unter gewöhnlichen Verhältnissen die ungepflasterten Straßen nichts weniger als anmutend, gerät der Unglückliche aber gar noch gleich in einen Südoststurm, dann dürften ihn die fast die Sonne verfinsternden Staubwolken, die Sandmassen und kleinen Kiesel, welche ihm ins Gesicht geschleudert werden, das eben noch so herrlich erscheinende Land wohl verwünschen lassen. Doch als Entschädigung bietet sich ihm dann auch jene berühmte, dem Tafelberge eigene Erscheinung, das „Tafeltuch", und hat er erst eines jener oben erwähnten Landhäuser erreicht, so kann er sich auch unbelästigt vom Staube der Stadt der Betrachtung dieses Schauspieles hingeben.

Mit nur seltenen Ausnahmen lagert nämlich vor und während des Südostwindes auf dem flachen Gipfel des Tafelberges eine weiße Wolke, deren vorderer Rand über die Kante des Berges hinüberhängt wie das Tuch eines Tisches.[1]) Schon von alter Zeit her ist dieses Tafeltuch den Seeleuten bekannt, und sie beachteten dieses Sturmsignal, um sich so viel als möglich in Sicherheit zu bringen. Da ist es denn auch nicht zu verwundern, daß allerlei Fabeln über die Entstehung dieser Wolke berichtet werden. So erzählt z. B. Kolbe,[2]) ein für die damalige Zeit sehr guter Beobachter, daß die Wolke im Anfang gewöhnlich die Größe eines Ochsen habe. Der Wind sei darin gefangen, er strebe, sich zu befreien, und dehne dabei die Wolke immer weiter aus, bis diese den Gipfel des ganzen Berges bedeckt. Geläng es dem Winde dann endlich, daraus hervorzubrechen und in das Tafelthal zu stürzen, so reiße er dabei Teile der Wolke mit hinunter. Heute freilich lächeln wir über solche Ansichten, denn nach unserer Kenntnis der meteorologischen Vorgänge ist die Erklärung sehr einfach. Der bei der weiten Reise über das Südmeer mit Wasserdunst gesättigte Luftstrom, welchen wir hier Südost nennen, wird durch das von Süden her allmählich ansteigende Tafelgebirge gezwungen, sich immer höher zu erheben, wobei infolge der Temperatur und des Höhenunterschiedes der Taupunkt der Luft sinkt, bis derselbe in der Nähe des Gipfels überschritten wird. Der überschüssige Wasserdampf verdichtet sich und bildet die Wolke. Diese Wolkenmassen, welche mit dem Winde natürlich immer weiter nach Norden geführt werden, überschreiten dann den Rand des Berges und senken sich in das Thal, wobei mit der abnehmenden Höhe und der zunehmenden Temperatur auch der Taupunkt wieder steigt, bis die ganze Wolke sich aufgelöst hat und so im Thale Licht und Sonnenschein herrschen läßt. Stundenlang habe ich schon diesem fesselnden Schauspiele zugesehen, wie sich die von der Sonne durchleuchtete weiße Masse niedersenkt, nach und nach in seine Zipfel oder krause Wölkchen auflöst und endlich in das Nichts hinüberschwindet.

Der Tafelberg ist nach Osten hindurch eine weite Sandebene, die Cape flats, von den inneren Gebirgen Südafrikas getrennt. Wie eine Insel erhebt er sich daraus, nach Süden einen Ausläufer bis hin zum eigentlichen Kap der guten Hoffnung sendend, auf den beiden anderen Seiten den Fuß im Ocean badend. Der untere Teil ist äußerst grobkörniger Granit, die beiden oberen Drittel sind alter, devonischer Sandstein mit zahlreichen Quarzeinschlüssen, aber keinen Fossilien. Im Norden, Osten und Westen steigen die Sandsteinfelsen fast senkrecht auf, nur in einigen Schluchten den Zugang gestattend, nach Süden dagegen fällt der Berg in mehreren Stufen ab, deren letzte allerdings auch noch steil und hoch genug ist, um nur an wenigen Punkten den Aufstieg zu ermöglichen. Dieses so umschlossene Plateau mißt an der Nordkante, an deren östlichem Ende sich der höchste Punkt des Tafelberges, Mac Lear's Beacon, 3840 Fuß hoch, befindet, eine halbe Meile, von Norden nach Süden etwa zwei Meilen. Es ist in seinem hinteren Teile von zahlreichen Kuppen, Hügelreihen und Schluchten unterbrochen, wobei die fast horizontale Lagerung der Schichten besonders auffallend ist. Dieselben streichen von Ost nach West und fallen unter einem Winkel von nur wenigen Graden nach Süden ein, dieselbe Schichtungsweise bis hin zum Kap der guten Hoffnung beibehaltend. Ist es nicht wunderbar, daß diese ganze, zehn Meilen lange und vielfach durchbrochene Felsenmasse von den unterirdischen Gewalten gehoben werden konnte, ohne auch nur an einer Stelle verschoben oder verbogen zu werden!

Es wird viel erzählt von den Gefahren des Tafelberges. Nun ja, so bequem und sicher wie etwa nach der Schneekoppe oder dem Rigi kann man es freilich nicht haben, denn mit Ausnahme des noch in der Ausführung begriffenen Reitweges, welcher mit einem sehr weiten Bogen von Süden her hinaufführt, sind alle Pfade, deren hauptsächlich vier benutzt werden, steil und führen stellenweise über Felsgeröll oder an Abgründen entlang. Doch von Gefahr kann dabei nicht die Rede sein, solange die in allen Bergen notwendige Vorsicht gebraucht wird. Daß ich trotzdem oft genug Damen getroffen habe, welche während der Besteigung die schützende und stützende Hand des Begleiters hielten, kann ich nicht in Abrede stellen, vermochte jedoch nur in wenigen Fällen einzusehen, daß die Gefährlichkeit des Weges die Ursache dieser Hilfsbedürftigkeit war. Eins freilich kann dem geübtesten Bergsteiger verhängnisvoll werden, das oft plötzliche Auftreten des Südostes. Wehe dem einsamen Wanderer, wenn er dort oben von dem erwähnten „Tafeltuche" eingehüllt wird. Nur durch eine genaue Kenntnis der Formation des Plateaus und der Benutzung eines Kompasses, den jeder Tafelbergbesteiger mit sich führen sollte, kann es ihm gelingen, ein Verirren zu verhindern und einen der wenigen Punkte zu finden, an welchem der Abstieg möglich ist. Stunden-, ja tagelang sind schon Leute umhergeirrt, auf und ab geklettert,

---

[1]) Eine Abbildung des Tafelberges findet man im Sammler dieses Heftes.

[2]) Peter Kolbe, Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung und der darauf lebenden Hottentotten. Leipzig und Frankfurt 1745.

immer wieder an tiefe Abgründe geratend, bis ihnen endlich durch das Zerreißen der Wolken ein freier Ausblick gewährt und so das Auffinden des Weges ermöglicht wurde. Doch auch manchem wurde die Tafeldecke zum Leichentuch. Nicht weit von dem vorderen Rande des Plateaus liegt ein Stein mit dem Namen Mac Gregor. Der Mann war des Morgens hinaufgegangen und mußte, von den Wolken überrascht, seinen Weg verloren haben. Man suchte zwei Tage lang nach ihm, aber erst als sich der Südost gelegt hatte und das Tafeltuch verschwunden war, fand man seinen Körper zusammengekauert neben jenem Stein, wo er ermattet niedergesunken und in dem kalten, feuchten Nebel erstarrt war. Ein anderer Fall ereignete sich im letzten Jahre. Ein übermütiger junger Bursche hatte sich von der übrigen Gesellschaft getrennt, trotzdem die nahenden Wolken schon bemerkt worden waren. Er kam nicht in der Stadt an. Am nächsten Morgen zogen zahlreiche Abteilungen aus, denselben zu suchen. Man spähte in allen Schluchten und an allen Abgründen des Berges; die Verwandten setzten eine hohe Belohnung aus, aber man fand ihn nicht. Erst einige Wochen später, als mehrere Herren zufällig von unten her in die Stiekwaterschlucht eindrangen, fanden sie die Leiche am Fuße einer steilen, etwa 100 Fuß hohen Wasserrinne. Der Unglückliche hatte wahrscheinlich den an der Westseite des Berges durch Casteelspoort hinunterführenden Pfad gesucht, war aber in jene höchst gefährliche, unwegsame Schlucht geraten und schließlich durch die Wolken verhindert, den Abgrund unter sich zu sehen, hinabgestürzt. Doch sei dem, wie ihm wolle, solange mehrere Personen beisammen sind und wenigstens eine von ihnen den Berg genau kennt, so lange bietet der Tafelberg nicht mehr Gefahren als z. B. der Brocken.

Fast das ganze Jahr hindurch, nur mit Ausnahme des regnerischen Winters, ist daher der Tafelberg auch das Ziel zahlreicher Bergsteiger. An Wochentagen freilich wird man nur selten Menschen dort oben treffen, an Sonntagen dagegen, und besonders am Weihnachts- und Neujahrsfeste, ist das weite Plateau belebt von größeren und kleineren Gesellschaften. Damen und Herren, welche gekommen, einen oder mehrere Tage in Gottes herrlicher Natur zu verbringen und frische Bergluft zu atmen. Unvergeßlich bleibt mir gewiß meine erste Fahrt auf den Berg. Geleitet vom Lichte des Vollmondes, welcher hier bei der reinen und trockenen Luft Südafrikas viel glänzender strahlt, als ich das in der dunstreicheren Atmosphäre Deutschlands je gesehen habe, wanderte ich mit mehreren Landsleuten hinauf, um den ersten Sylvesterabend, welchen ich in Afrika verleben sollte, dort oben zu feiern. Um ein tüchtiges Feuer gelagert, den gar bald gebrauten Punsch schlürfend, plauderten wir von den Lieben daheim und begrüßten das neue Jahr beim Klange heimatlicher Lieder. Still und schweigend erschien das große Plateau, die Stadt zu unseren Füßen, die Schiffe im Hafen, der weite Ocean darüber hinaus; nur ab und zu drangen aus der Ferne die Gesänge anderer froher Gesellen an unser Ohr, welche gleich uns die laue Sommernacht auf der Bergeshöhe durchschwärmten. Der stimmungsvollen, das Gemüt gefangen nehmenden Nacht folgte ein sonniger Tag, welcher uns die weite Rundsicht in voller Beleuchtung genießen ließ.

Doch es ist nicht allein der Ausblick von dieser hohen Warte, welcher ein Besteigen des Berges so lohnend macht, sondern auch die eigentümliche Tier- und Pflanzenwelt desselben. Größere Tiere freilich haben sich von dem zu belebten Tafelberge zurückgezogen, und nur selten begegnet man einem Springbock oder einer Abteilung Affen, Baboons genannt (Cynocephalus porcarius). Häufiger dagegen sind noch Vögel, von denen die kleinen Zuckervögel (Nectarivia), die Kolibris Südafrikas und die Paradiesfinken (Vidua serena) mit den sehr langen Schwanzfedern äußerst hübsch aussehen. Es ist ein Vergnügen, diese Tierchen zu beobachten, wie sie, von Busch zu Busch der zahlreichen Proteas fliegend, den Honig aus den Blütenköpfen derselben naschen. Reicher, viel reicher jedoch als die Fauna ist die Flora des Berges. Zwar findet sich das Dickicht des Urwaldes nur in einigen Schluchten, wo reichlicher, ununterbrochener Wasserzufluß das Gedeihen mächtiger Bäume gestattete, während der übrige Teil des Berges nur Buschwerk oder baumartiges Gesträuch trägt. Was aber der Pflanzendecke an Mächtigkeit der Entwickelung abgeht, das ersetzt sie dem Botaniker durch die Mannigfaltigkeit der Formen und dem Laien durch die Pracht der Blumen. Selbst um die Weihnachtszeit, wenn drunten am Fuße des Berges schon die Blumen verschwunden sind und das Grün der Abhänge dem mehr grauen Ton der dürren Sommerflora Platz gemacht hat, grünt und blüht es noch immer da oben. Die rosenfarbenen Watsonias, deren Blütentrauben von den Größenverhältnissen des deutschen Fingerhutes sind, bedecken die Wiesen, so weit das Auge reicht, die Disa grandiflora, jene Orchidee, welche den stolzen Namen „Pride of Table Mountain“ führt, erhebt ihre dunkelroten mehrere Zoll im Durchmesser haltenden Blüten am Rande der Bäche, und ihre kleinere Schwester, die Herschelia, schmückt die etwas trockeneren Stellen mit ihren kappenförmigen, himmelblauen Blumen. Die reichste Pracht jedoch entfalten die Ericen, denn gleich den heimischen Alpenrosen überziehen manche Arten derselben weite Strecken mit oft mannshohem Gebüsch, durch die zahllosen Blütentrauben ganze Abhänge in feuriges Rot, reines Weiß oder auch goldiges Gelb kleidend, je nachdem gerade die eine oder andere Art vorherrscht.

Doch nun zu dem zweiten Teile unserer Aufgabe: Betrachtung der Bedeutung des Berges für die Stadt. Da ist denn zuerst zu erwähnen seine Eigenschaft als Windschirm gegen Südost. Freilich genießt nur die obere Stadt diesen Schutz, die untere dagegen, sowie die Bai sind oft genug der vollen Heftigkeit desselben preisgegeben, so daß die auf der Reede liegenden Schiffe manchmal einen schweren Stand haben. So ereignete es sich Ende der siebziger Jahre, daß unsere Korvette „Hertha“ bei einem solchen Südost drei Anker verlor und auf das hohe Meer hinausgetrieben wurde, gerade am Nachmittag des Tages,

an dem der Gouverneur zu Ehren der Anwesenheit der „Hertha“ einen Ball gab. Es ist leicht erklärlich, daß die so geprüften Offiziere bei der Rückkehr des Schiffes am nächsten Morgen zu dem Schaden auch noch reichlichen Spott ernteten, besonders von seiten ihrer englischen Kameraden, welche gern diese Gelegenheit ergriffen, um der aufblühenden deutschen Marine ihre Glückwünsche auszusprechen.

Viel wichtiger jedoch als der Schutz gegen den Wind ist die Versorgung der Stadt mit Wasser. Der Tafelberg ist die große Vorratskammer, welche die reichlichen Wassermassen der Winterregen für den trockenen, fast regenlosen Sommer aufspeichert. Ohne den Tafelberg gäbe es für Kapstadt kein Quellwasser, ohne den Tafelberg würde Kapstadt überhaupt nicht sein. Das weite, vielfach zerrissene und abgestufte Plateau des Berges, welches etwa eine Quadratmeile groß sein mag, saugt das Regenwasser auf. Ein großer Teil desselben sammelt sich allerdings in oberflächlichen Bächen, die, der geringen Neigung der Gesteinsschichten nach Süden folgend, sich schließlich zu einem größeren Bache, den Houtbay Stream, vereinigen, welcher etwa drei Meilen südlich von Kapstadt in das Meer mündet. Ein anderer Teil des Wassers aber sickert in dem spaltenreichen Sandsteine tiefer und tiefer hinunter, bis er, auf der granitenen Unterlage angekommen, gezwungen wird, einen Ausweg ins Freie zu suchen. An der Grenzfläche der beiden Gesteine finden wir daher auch an der Nordseite des Berges eine Anzahl von Quellen, welche in der trockenen Jahreszeit jedoch nicht reichlich genug fließen, um den täglichen Bedarf der Stadt für sich und die Schiffahrt zu decken. Man war daher schon früher gezwungen, Reservoirs zu bauen, um dann das fehlende Wasser daraus zu entnehmen. Die beiden Reservoirs reichten aber schon seit längerer Zeit nicht mehr aus, denn besonders in trockenen Jahren wurde das Wasser in der zweiten Hälfte des Sommers so knapp, daß z. B. Häuser, denen ein täglicher Bedarf von 500 Litern zugesichert war, deren kaum zwanzig erhielten, und so nicht nur für die Hausfrauen, sondern vor allen Dingen auch für die im Hafen sich versorgenden Schiffe große Schwierigkeiten entstanden. Man baute daher ein mächtiges Reservoir, welches 3 Millionen Hektoliter fassen konnte. Doch schon am dritten Tage nach der mit großem Gepränge vollzogenen Eröffnung brach eine Wand, und die ganze Wassermasse stürzte durch die Straßen der Stadt. Der Stadtrat hatte, auf die Hilfe eines eigentlichen Ingenieurs verzichtend, übersehen, daß ganz ungenügendes Material, nämlich der beim Ausgraben in Fülle vorgefundene, aber poröse Thon, zur Ausführung der Wälle verwendet wurde. Das Wasser sickerte schon während des Füllens an dem Ausflußrohre entlang, und während man noch oben auf diese Errungenschaft des menschlichen Geistes oder vielmehr des hochwohlweisen Magistrats toastete, war der eine Seitenwall schon unterminiert. Der Scherz kostete der Stadt anderthalb Millionen Mark, und heute ist man damit beschäftigt, unter der Leitung eines tüchtigen Ingenieurs aus England den Fehler wieder gut zu machen, was beinahe noch eine Million Mark erfordern dürfte. Ist dieses Werk erst vollendet, dann dürfte auch für lange Zeit jedem Wassermangel vorgebeugt sein, besonders wenn die Aufsicht über den Tafelberg wirksamer gehandhabt wird, als das bisher der Fall war. Bei der langen Sommerdürre geschieht es nämlich nur zu leicht, daß teils durch Unvorsichtigkeit, teils aber auch durch Uebermut und Bosheit Bergbrände entzündet werden, welche weite Strecken desselben ihrer Pflanzendecke berauben und so den Boden den austrocknenden Sonnenstrahlen preisgeben. Gelingt es den Aufsehern, welche man jetzt endlich angestellt hat, diese Brände zu unterdrücken oder wenigstens wesentlich einzuschränken, und erweisen sich die Anpflanzungsversuche, welche man auf dem Berge gemacht hat, erfolgreich, dann werden auch die Quellen stetiger werden, und der Tafelberg wird in noch erhöhtem Maße das bleiben, was er bisher gewesen: der Wohltäter der Kapstadt.

An die Nacht.

Von

Karl Bartsch.

Dürft' ich des Herzens tiefe Wunde zeigen,
Sie würde leichter sich und schneller schließen;
So muß das Weh nach innen sich ergießen
Und still verbluten dieses Herz im Schweigen.

Nur wenn die Sterne ziehn den nächt'gen Reigen,
Darf sich der Klage leiser Strom ergießen,
Die Flut zurückgehaltner Thränen fließen,
Und sanfte Tröstung wird alsdann mein eigen.

Drum laß, o dunkle Nacht, dich Freundin nennen;
Mit lindem Hauche kühlest du die Schmerzen,
Die heiß und ruhlos in der Seele brennen.

Wenn mir zu Häupten strahlen deine Kerzen,
Lehrst du Vergessen meine Seele kennen
Und ew'gen Friedens Ahnung winkt dem Herzen.

Berlin und die Berliner

1832—1885.

Kulturhistorische Plauderei

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Stadtwappen von Berlin.

Im Jahre 1878 sagte Disraeli Earl of Beaconsfield — der Berliner Witzbold nannte ihn damals „B. A. Cohnsfeld" — von Berlin, es sei schöner gebaut als London; es sei eine Stadt von lauter Palästen. Freilich wohnte Disraeli im „Kaiserhofe" und verkehrte vorzugsweise bei Hofe und in dem vornehmen Viertel der westlichen Stadt.

Im Jahre 1810 dagegen schrieb die Frau von Staël in ihrem Buche „De l'Allemagne" von Berlin: „Die Stadt macht keinen Eindruck und sie hat keinerlei lebhafte Erinnerung in mir zurückgelassen." Und doch war Frau von Staël, die Tochter des berühmten Pariser Finanzministers Necker, von allen damals lebenden Französinnen und Franzosen am deutschfreundlichsten. Ja, Napoleon I., welcher Preußen niedergeworfen und mißhandelt hatte und Deutschland zu einem Anhängsel Frankreichs machen wollte, war so wütend über dies Buch, daß er es einstampfen ließ und die Verfasserin zwang, nach England zu flüchten; sie mußte ihre Reise über St. Petersburg bewerkstelligen, weil sie sich nicht einschiffen konnte in einem der anderen europäischen Häfen, auf welchen Napoleons freiheits- und verkehrsfeindliche Faust lastete. Sie floh mit ihrem Manuskript, dessen Rettung ihr glücklich gelungen war; und erst in England konnte dies Buch „De l'Allemagne" gedruckt und veröffentlicht werden.

Denkmal Friedrich Wilhelm III. Museum (S. 106). National-Gallerie (S. 106).

Und doch wußte die deutschfreundliche Französin von der jetzigen deutschen Reichshauptstadt nichts zu melden als: „C'est une ville, qui ne laisse pas de souvenir.“

Ob sie ganz unrecht hatte? Gewiß nicht! Die Entwickelung Berlins ist eine wellenförmige gewesen. Bald im Aufgang, bald im Niedergang. Im tiefsten Verfall war es unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege — dann während des Siebenjährigen Krieges, wo der Feind — nämlich Russen, Oesterreicher und Sachsen, und zwar die beiden letzteren schlimmer als die ersteren — darin hauste, endlich während der französischen Fremdherrschaft zu Anfang unseres Jahrhunderts, wo der ertötende Druck einer eisernen Hand auf ihm ruhte, so daß nur die Auserwählten merkten, wie jene glückverheißende Unterströmung wuchs, der endlich jene Erhebung der Verzweiflung und der Rache und doch auch der Ausdauer und des Patriotismus gefolgt ist, welche nicht nur Preußen und Deutschland, sondern auch Europa befreit hat.

Unter den Linden (S. 105).

Hotel de Rome.

Damals, 1815, wurde Preußen — zum Teil durch eigene Schuld — um die Früchte der Erhebung betrogen. Es bedurfte einer zweiten, noch weit großartigeren und ebenfalls von Frankreich provozierten Erhebung, des Krieges von 1870, in welchem alle Deutschen Schulter an Schulter fochten, um jene Unterlassungssünden wieder gut zu machen und der großen That den verdienten Lohn folgen zu lassen.

Und auch erst seit 1870 hat Berlin — früher eine Beamten- und Garnisonstadt und erst seit 1848 nach und nach einrückend in den Mittelpunkt des geistigen Lebens — jenen Aufschwung genommen, der ihm seine gleichberechtigte Stellung sichert mitten unter den europäischen Residenz-, Haupt- und Millionenstädten, und der dem Ausspruch des Earl of Beaconsfield als Voraussetzung gedient hat.

Ich erinnere mich, im Jahre 1862 in Berlin — wenn ich nicht irre, im Wallnertheater — ein Lustspiel, oder wenn ihr lieber wollt, eine Posse gesehen zu haben, welche den Titel führte: „Berlin wird Weltstadt“. Durch diesen stolzen Titel klang aber damals noch so ein wenig etwas, wie Ironie, durch — etwas von jener merkwürdigen „Selbstironie“, welche das Haupt der romantischen Schule, Meister Ludwig Tieck (ein geborener Berliner und von Friedrich Wilhelm IV., dem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“, wieder in seine Geburtsstadt, in welcher früher der Prophet nichts galt, in hohen Gnaden und Ehren zurückberufen), zur Zeit seiner Blüte erfunden. — Der Berliner glaubte damals, 1862, wirklich selbst noch nicht recht an die „Weltstadt“; und auch unmittelbar

Schauspielhaus (S. 105).

nach 1870 war ihm das Deutsche Reich und der Umstand, daß Berlin sein Centralpunkt werden sollte, im Grund genommen „ziemlich schnuppe". Jetzt ist das anders. Jetzt glaubt er wirklich an die „Reichshauptstadt" und fühlt sich stolz als Bürger dieser großen Metropole, welche aus allen Gauen Deutschlands Kräfte heranzieht, welche seinerseits wieder der Berliner liebenswürdig und vorurteilsfrei aufnimmt, ohne einen Schatten jenes banausischen Neides und jener schildbürgerlichen Mißgunst — jener Erbsünde aus den Zeiten der kleinstaatlichen Zersplitterung und des wirtschaftlichen Elends, deren Niederschläge wir selbst heute noch hin und wieder vorfinden.

Es lohnt indessen der Mühe, zwischen dem Niedergang von 1810 und dem Aufgang von 1870 eine Zwischenstation herauszugreifen, um zu sehen, wie es in Berlin damals aussah.

Wir haben dafür einen ausgezeichneten Gewährsmann, nämlich den Fürsten Pückler-Muskau, der uns nicht nur England (in den mit Recht auch heute noch gelesenen „Briefen eines Verstorbenen"), sondern auch das Berlin der ersten Hälfte der dreißiger Jahre in sehr anschaulichen Farbenskizzen gemalt hat. Man muß sich nur diese Skizzen erst mühsam zusammensuchen aus seinen verschiedenen Werken, die bei Hallberger in Stuttgart erschienen und zur Zeit zu einem sehr billigen Preise zu haben sind.

Fürst Pückler, der die Welt gesehen hat und also imstande ist, zu urteilen und zu vergleichen, bewundert den Gendarmenmarkt mit seinen beiden Kirchen und dem Schauspielhause (S. 105 f.). Bei diesem Anblick glaubt er „in Griechenland zu sein", aber er beschwert sich darüber, „daß auf diesem schönen Platze mitten in dem ansehnlichsten Stadtviertel und an dem Fuße eines der edelsten Tempel Thaliens ein abscheulich schmutziger Fisch- und Viktualienmarkt abgehalten wird, der fast die Passage hemmt und Auge und Nase auf das unangenehmste belästigt".

Schauspielhaus. Am Gensdarmenmarkt. Französische Kirche.

Was würde der Fürst sagen, wenn er hörte, daß Berlin selbst heute, 1885, noch keine ordentlichen Markthallen hat, weil die Staats- und die Stadtbehörden über die Breite des Eingangsthores nicht einig werden können? Und was würde der alte Reichs-Freiherr Karl vom Stein dazu sagen, der Urheber der preußischen Städteordnung?

Fürst Pückler, bekanntlich der größte Garten-, Park- und Landschaftskünstler Deutschlands, macht zu „Unter den Linden" (S. 103) folgende Bemerkung: „Die schöne Linden- und Rüsterallee, welche dieser breiten und imposanten Straße den Namen gibt, hat etwas gelitten, weil man zu einer gewissen Epoche die unglückliche Idee faßte, die ehrwürdigen alten Bäume auszuroden, um von Holland mit großen Kosten verschriebene Lindenpfähle dafür hinzupflanzen, die bis jetzt nur zwergähnliche Aeste getrieben haben."

So war's 1832. Heute, 1885, sind diese „Lindenpfähle" recht stattliche Bäume geworden, aber ein Teil derselben kränkelt, trotz aller Sorgfalt, welche man auf sie verwendet. Man findet die Ursache darin, daß die Bäume, welche den Schlaf so nötig haben wie die Menschen, durch das ewige Licht, sowie durch das ewige Geräusch ihrer Ruhe beraubt sind.

Pückler erfreut sich des alten Schlosses (S. 111), der neuen Wache, des Zeughauses (S. 107 f.), des Museums (S. 102) — jetzt das „alte" genannt, im Gegensatze zu dem hinzugekommenen neuen und der Nationalgalerie (S. 102) — und der sonstigen Kunstwerke Schinkels. Selbst die Bibliothek (S. 112), „die

Zeughaus (S. 106).

alten Commodes“ läßt er gelten; denn „man müsse doch auch etwas zur Herabstimmung haben“.

Aber die Bevölkerung von 1832 gefällt ihm nicht so gut, wie die Bauten. Sie bietet dem Weltmann Stoff zu allerlei spöttischen Glossen.

„Bei meinen zahlreichen Besuchen fiel mir zweierlei auf,“ sagt er. „Erstens, daß fast alle Damen, die ich zu Hause antraf, hinter einer Epheuhecke in ihrer Stube entweder saßen, oder auf- und abpatrouillierten, zweitens, daß alle Tische im Zimmer, ja selbst die Sofalehnen mit einer Menge Gerümpel, wie in einer Antiquarsbude, bedeckt waren.“

„Bei den Hübschen,“ sagt der Spötter, „nahm es sich noch ganz gut aus. Aber wenn eine Alte, die der Pique-Dame glich, hinter ihrem Epheugitter wie ein seltenes Tier paradierte und unter allen Merkwürdigkeiten ihres Appartements als die größte erschien, konnte ich mich manchmal kaum des Lachens enthalten.

„Als eine dritte Sonderbarkeit erschien es mir, fast immer an einer der Wände des Wohnzimmers alle lithographierten Portraits der königlichen Familie, gewöhnlich mehrere Dutzend an der Zahl, in eine unförmliche Masse aneinander gereiht, als Zeichen eines feurigen Patriotismus aufgehangen zu sehen. Aber was für ungetreue Portraits für getreue Unterthanen! Als ich das lithographierte Bild der schönen Prinzeß W. sah, hätte ich darauf schwören mögen, es sei von einem Blinden angefertigt worden; und mit den übrigen war es nicht besser beschaffen.

„An den meisten Damen, die ich besuchte, bemerkte ich übrigens heute eine große Unruhe. Namentlich liefen sie häufig an das Fenster. Die Ursache davon erfuhr ich erst bei der dritten oder vierten Visite: Der Hoffourier fuhr nämlich herum, um zu einem déjeuner dansant bei Hofe einzuladen. Es versteht sich, daß jede sich sehr glücklich fühlte, die dies beneidenswerte Los selbst traf. Wurde man aber übergangen, so wollte man doch wenigstens wissen, ob diese oder jene Bekannte in der Straße auch nicht, oder doch, dazu auserkoren sei. Hielt der Hofmerkur nun nirgends weiter an, so malte sich immer noch eine gewisse Zufriedenheit auf den Gesichtern der Schönen. Stand aber die Karosse irgendwo still, so war der Unmut nicht zu verkennen. Nun, dachte ich mir, große Residenzen sind doch auch nur größere Krähwinkel.

„‚Est-il possible?‘ ruft Frau von N., ‚da wird wahrhaftig die alte Schachtel mit ihrem ausrangierten Prinzenklepper wieder zu Hof befohlen. Nun, meine Tochter, an dich wird wohl diesen Winter die Reihe nicht wieder kommen!‘

„‚O M'ma,‘ erwidert diese, ‚ich liebe auch diese Frühbälle gar nicht und bin noch vom gestrigen Opernhausballe ganz fatigiert.‘

„‚Da hast du ja gar nicht getanzt.‘

„‚Eben deswegen, M'ma, es war so langweilig mit all dem Krethi und Plethi. Denken Sie sich, eine stellt sich hinter den Prinzen C. und sagt: ‚Sie Narciß.‘ Und der Prinz antwortet, sich halb umsehend: ‚Gänseblümchen, que me veux tu?‘

„Bei meinen Abendbesuchen fand ich jede Dame hinter einem runden Tische und einer enormen Astrallampe sitzen. Alle Vorbereitungen zum Thee waren sichtbar, nur die Gäste blieben gewöhnlich aus. Die meisten, welche kamen, schienen nur den Moment abzuwarten, wo sie sich mit guter Manier wieder aus dem Staube machen konnten.

„Eine junge Gelehrtin fand ich hinter ihrer Astrallampe eingeschlafen. Auf meine Frage ‚warum allein‘ verzog sie ein wenig das schöne Gesicht und sagte: ‚Mein Gott, ich wollte heute eigentlich gar keine Gesellschaft sehen, sondern den Abend „Klio“ weihen. Ich erwarte Ranke, den genialen Historiker und sanften Politiker. — Aber mein Herr, Sie kommen vom Lande, finden Sie nicht den Ton der Residenz höchst affektiert und unnatürlich?‘

„Zuweilen, ja, aber da liegt wohl die Schuld an mir selber.

„‚Seltsamer Mensch! Ich glaube, Sie sind noch bescheiden. Eine völlige Unschuld in grauen Haaren! Das ist ja rührend. Einen Mann, wie Sie, könnte ich heiraten!‘

„‚Gnädige Frau,‘ sagte ich erschrocken, ‚ich bin schon versehen.‘

„Am andern Tage war ich bei meinem Freunde X. zum Diner gebeten. ‚Sechs Personen, lauter alte Bekannte, lustige Gesellschaft,‘ hatte er mir geschrieben. Ich kam eine halbe Stunde zu früh und fand meinen Freund in Verzweiflung. Drei der Gäste hatten sich soeben entschuldigt, weil sie zu dem Prinzen A. nachträglich befohlen worden waren. Dann kam ein neues Billet, worin der vierte Eingeladene meldet, er sei soeben für heute zum Kronprinzen befohlen.

„‚Ach, mein schönes Fest,‘ jammerte der Wirt, ‚o meine böhmischen Fasanen, mein herrlicher Steinbutt. Es ist doch hart, daß man auch auf die Gäste nicht mehr zählen kann, die zugesagt haben. Unsere Prinzen sollten sich doch der armen Dinergeber erbarmen und, gleich uns andern, ihre Gäste vier Tage vorher einladen.‘

Schloßbrücke und Zeughaus (S. 106).

„Er erging sich weiter in melancholisch-pessimistischen Phantasien: ‚Ich habe lange darüber nachgedacht, was bei uns an die Stelle der früher so reichlich angewandten Stockprügel getreten. Jetzt weiß ich's: Es sind die Examina. Das sind Prügel nicht nur für die Examinierten, sondern auch für deren Eltern. Die unteren Klassen haben den Vorteil davon gezogen. Sie werden nicht mehr geprügelt und auch noch nicht examiniert, es müßten denn die Zunftzöpfe obenauf kommen. Sagte doch der alte Marschall Vorwärts, als das neue Lieutenantsexamen eingeführt wurde: Gott sei Dank, daß ich Generalfeldmarschall bin, Lieutenant könnte ich nun nicht mehr werden.‘“

Fürst Pückler wendet sich nun in seinem Briefe vom 1. Januar 1832, den er an die Gräfin Rantzau in Kopenhagen richtet, zum preußischen Hofe:

„Der Hof in Berlin,“ sagt er, „ist zwar zahlreich, aber auch so in sich selbst befriedigt und abgeschlossen, daß nur wenigen Fremden und Auswärtigen, und auch diesen nur selten, an seinen Vereinigungen teilzunehmen, gestattet wird. Anwesende Russen von Stande allein machen hiervon eine Ausnahme. Fremde anderer Nationen werden etwas weniger berücksichtigt, halten sich auch selten lange hier auf. Von den Vornehmen des Landes, die Berlin besuchen, nimmt man am wenigsten Notiz. Kein Prophet gilt in seinem Lande.“

Pückler spricht darauf von den Söhnen Friedrich Wilhelm des Dritten. Er spricht vom regen Geist und reichen Wissen des Kronprinzen (später Friedrich Wilhelm IV.), von der besonnenen Ruhe, der Einsicht und der echt deutschen Biederkeit seines Bruders, des Prinzen Wilhelm (jetzt Kaiser Wilhelm), von der chevaleresken glänzenden Liebenswürdigkeit des Prinzen Karl, an dem, „um mit Shakespeare zu sprechen, jeder Zoll ein Ritter ist,“ sowie der jugendlichen Kraft und heiteren Lebenslust des jüngsten aus dem Kreise der königlichen Familie (des Prinzen Albrecht).

Was „la société de Berlin“, d. h. die höheren Gesellschaftskreise Berlins von 1832 anlangt, so ist Pückler nicht sehr entzückt von derselben. Armut und Artigkeit sei ihr hervorstechender Charakter. Es war die Zeit vor dem Zollverein, von welchem erst unser Wohlstand datiert.

„Die allgemeine Armut,“ sagt Pückler, „trägt das ihrige dazu bei, das gesellschaftliche Leben monoton zu machen. Die diplomatische und die einheimische Gesellschaft harmonieren nur darin vollkommen miteinander, daß sie sich täglich mehr einschränken müssen. Man trifft einigen Luxus fast nur noch bei den Prinzen. (Der König lebte sehr einfach.)

„Sonst dominiert in der Gesellschaft das Spiel und das Tanzen. Kaum hat man sich versammelt, kaum sind die ersten Gemeinplätze gewechselt, so teilt und setzt sich die ganze bewegliche Masse in verschiedene Konglomerationen, die man Spieltische nennt. Konversation ist ziemlich unbekannt. In der neueren Zeit sind die Frühstücksbälle Mode geworden, die schon

um 11 Uhr vormittags beginnen und wenn es dunkel geworden ist, aufhören.

„Daneben gibt es noch eine ganz eigentümliche Vereinigung, wo die ganze Stufenleiter der ‚Gesellschaft‘, von der obersten bis zur untersten Sprosse, zusammenkommt. Es sind dies die Brühlschen Bälle (jetzt die Opernhausbälle; der Name des Grafen Brühl, des Intendanten, ist heute gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen). Es ist recht langweilig da, bis die Eßstunde schlägt. Dann bilden sich die häuslichen Tafeln. Auf dem letzten Balle dieser Art, dem ich beiwohnte, irrte unser heiterer Prinz Albrecht mit seinem Adjutanten von Saal zu Saal, ohne einen unbesetzten Tisch auffinden zu können. Ich mußte über Signor C . . . . . a lachen, der voll Enthusiasmus ausrief: ‚Und das nennen sie eine absolute Monarchie, wo des Königs Sohn keinen Tisch zu seinem Souper finden kann, weil seine guten Bürger sie bereits alle in Beschlag genommen haben. Wie anders läßt da ein konstitutioneller Orleans für sich sorgen!‘“

„Ja,“ erwiderte Fürst Pückler, „das wundert manchen Fremden, daß wir in Preußen alle nur eine Familie ausmachen — daß der König und sein Volk, der Vater und seine Kinder, gleichbedeutende Ausdrücke sind. Darum bedürfen wir auch, gottlob, keine Revolutionen und erfreuen uns eines gesunden Körpers, der nicht nöthig hat alle Jahre zur Ader gelassen zu werden.“

Das königliche Schloß (S. 106).

Die Bibliothek (S. 106).

Soviel über das Berlin von 1832, bei dessen Schilderung ich mich meist enge an die geistreichen Skizzen des Fürsten Pückler angeschlossen habe.

Es ist sehr interessant, das Berlin von heute mit dem Berlin vor fünfzig Jahren zu vergleichen. Damals, in dem Berlin von 1832, herrschte, wie Fürst Pückler sagt, „Armut und Artigkeit“. Heute, 1885, ist namentlich auch in den mittleren Klassen Wohlstand, ja Reichtum an die Stelle der Armut getreten. Die Artigkeit ist zwar geblieben, aber ihr ist ein bürgerliches Selbstbewußtsein zur Seite getreten. Damals hieß es noch: „Der Soldat muß sich fühlen können.“ Heute fühlt sich auch der Bürger. So unbequem dies manchem auch sein mag — er nimmt sich die Freiheit.

Und was hat den ersten Anlaß zu der Größe und dem Wohlstand Berlins gegeben? Ich habe es schon gesagt: Die freisinnige Zollvereinspolitik Friedrich Wilhelms IV., welcher schon 1818 sein bis dahin durch Schlagbäume im Innern zerstückeltes Land in ein einheitliches Wirtschaftsgebiet umschuf, an die Stelle der Binnenzölle die Grenzzölle setzte und für letztere einen Tarif einführte, welcher der erste liberale Akt der Zollpolitik war und das Vorbild wurde für ganz Europa.

Als die Kriegsperiode von 1792 bis 1815 vorüber war, da zeigte sich erst so recht, wie sehr Preußen darunter gelitten. Der Staat war erschöpft, das Land verarmt. Die Gemeinden waren mit Kriegsschulden überladen. Der König war sparsam. Damit gab er seinem Lande ein gutes Beispiel. Es begann sich allmählich von den Kriegsschäden zu erholen; und als der König starb, da vermachte er dem Lande die von ihm ersparten Millionen, obwohl sie sein wohlerworbenes Privateigentum waren.

Wie er 1818 durch den neuen Zolltarif die preußischen Lande zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet umgeschaffen hatte, so begann er durch Gründung des Zollvereins den deutschen Landen die nämliche Wohlthat zu erweisen; und so ist es gekommen, daß der Zollverein der Vorläufer und die Grundlage des Deutschen Reichs geworden.

Erst durch den Zollverein, durch den engen Verband mit dem übrigen Deutschland ist es Berlin gelungen, die natürlichen Vorteile seiner Lage nach all und jeder Richtungen hin vollständig zu benutzen.

Historisches Eckfenster. Das kaiserliche Palais (S. 125).

„Vorteile der Lage?“ fragt mich da einer spöttisch, „ist es ein Vorteil, in einer Streusandbüchse zu liegen?“

Nun, der Sand thut's freilich nicht. Aber betrachte dir doch einmal die Karte von Deutschland und du wirst, wenn du dir daneben noch einen genauen Plan der Stadt Berlin zur Hand nimmst, folgende sechs „natürlichen Vorteile“ ihrer Lage ohne Schwierigkeiten erkennen:

1) Die Spreeinsel „Kölln“ und bei ihr der bequeme Uebergangs- und Brückenort („der Berlin“). Berlin wurde infolgedessen ein rühriger Fischer-, Mühlen- und Schifferort, ein belebter Marktplatz und beliebtes Rendezvous der beiden kleinen benachbarten Landschaften Barnim und Teltow, die auf beiden Seiten der Spree liegen.

2) Der innere Ausbau der Flußgebiete der Havel und der Spree und die Konstellation ihrer Flußlinien. Die obere Havel zielt von Norden auf Berlin, die Spree aus Süden und Osten, die untere Havel aus Westen. Das Zusammentreffen dieser drei Schiffahrtsstraßen der Mittelmark bei Berlin erhob die Stadt zum natürlichsten allgemeinen Rendezvous und Haupte der Mark Brandenburg.

3) Die Position des Berliner Schiffahrts- und Verkehrsrayons in der Mitte zwischen den beiden benachbarten großen Strömen Oder und Elbe und in der Mitte des ganzen von diesen beiden Flüssen bewässerten Terrains. — Berlin kam dadurch bei einiger Nachhilfe der Kunst (vermittelst Kanäle und Eisenbahnen) mit allen Elbe- und Oderplätzen in bequeme und innige Verbindung und wurde das wichtigste Lebenscentrum beider Flußgebiete.

4) Die Richtung der Warthe-Netze und der unteren Weichsel. Diese durch Kunst (durch den Bromberger Kanal) zu einem Ganzen verschmolzene Wasserstraße zielt aus Osten geradewegs auf die mittlere Oder, auf den Herzpunkt der Mark und stellt sich als östliche Verlängerung der Havelspreestraße dar. Mit diesem ihm von der Natur verliehenen Arme reicht Berlins Einfluß weit nach Osten, nach Polen und Rußland hinein.

5) Die Stellung Berlins zu den beiden deutschen Meeren Nordsee und Ostsee und zu der ganzen Entwickelung der deutschen Küste. Da Berlin im Innern des Landes zu dieser ganzen Linie eine mittlere Stellung einnimmt, so erreicht es alle Ost- und Nordseehäfen gleich bequem und kann sie mehr oder weniger als seine Seehäfen betrachten.

6) Die centrale Lage Berlins in der norddeutschen Ebene, in dem Bevölkerungsgebiete der norddeutschen Völkerstämme. Infolgedessen erscheint Berlin als die Kapitale, Großstadt und Hauptverkehrsplatz des gesamten nördlichen Deutschland in Bezug auf Politik, Handel, Industrie, Fabrikwesen, sowie auf gesellschaftliches, auf wissenschaftliches und künstlerisches Leben und Streben.

Das Denkmal Friedrichs des Großen (S. 130).

Die Passage, Durchgang von der Friedrichstraße zu den Linden (S. 131).

Das neue Rathaus, Vorderseite nach der Königsstraße (S. 129).

Nun schiebe die Karte von Deutschland und den Plan von Berlin zur Seite. Nimm dir eine Karte von Europa zur Hand und einen Zirkel. Setze das eine Bein des Zirkels auf Berlin und ziehe, während dieses feststeht, mit dem anderen konzentrische Kreise, für welche Berlin den Mittelpunkt abgibt. Dann wirst du folgendes finden:

Ein um Berlin gezogener Kreis von etwa 1750 km Radius schneidet nur die äußersten Spitzen und Ausläufer Europas ab: Die iberische Halbinsel jenseits des Ebro, das nördliche Drittel von Skandinavien, Griechenland, Sicilien und das halbasiatische nördliche und östliche Gebiet Rußlands jenseits Uleaborg, Moskau und Charkow.

Innerhalb dieses europäischen Kreises wird die große Zone, die Berlin umgibt, markiert durch die Orte: Königsberg, Warschau, Krakau, Wien, München, Stuttgart, Karlsruhe und Aachen. Ein weiterer konzentrischer Kreis zieht sich über die von Berlin fast gleich weit entfernten Orte: Paris, Dover, Christiania, Stockholm, Riga, Brody, Genf, Pola und Mailand. Ein dritter in gleichen Verhältnissen über Dublin, Bukarest, Bordeaux und Neapel [1]).

Danach ist es denn, trotz all des Sandes, der ja nicht wegzuleugnen ist, dennoch begreiflich, wie Berlin nach und nach die Hauptstadt der Mark Brandenburg, der preußischen Monarchie, des Zollvereins, des norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches werden konnte (oder mußte?).

Es gibt Städte in Deutschland, welche von einem regierenden Herrn „gegründet“ und nach dessen Phantasie erbaut worden sind — nach Plänen, welche der

[1]) Siehe J. G. Kohl, „Ueber die natürlichen Vorzüge der Lage Berlins“ in der Volkswirtschaftlichen Vierteljahrsschrift von Michaelis und Fauser, Jahrgang 1866, Bd. III, Seite 1 u. ff. und „Berlin und seine Bauten“, herausgegeben vom Architekten-Verein zu Berlin (mit 600 Holzschnitten und 8 Kupfer- und Kartenbeilagen, Berlin 1877) I. Teil, im Eingang (ein vortreffliches und lehrreiches Buch!).

und jener für schön hält, welche aber der Lage und den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zwecken der Stadt nicht ganz entsprechen.

So ist Karlsruhe erbaut in der Gestalt eines Fächers und Mannheim in der eines quadratisch eingeteilten Schachbrettes.

Das Reichsbankgebäude (S. 128).

Berlin ist nicht so „gegründet", sondern gewachsen. Es bestand ursprünglich aus zwei verschiedenen Orten, welche durch die Spree getrennt waren: rechts vom Flusse die deutsche Schiffer- und Handelsstadt, genannt Berlin; links das slavische Fischerdorf, genannt Kuln oder Kölln. Kölln wird 1238, Berlin 1244 zum erstenmal erwähnt. Damals hatten schon beide eine deutsche Verwaltung, aber sie waren noch getrennt voneinander. Erst im Jahre 1307 kam die Vereinigung von Berlin und Kölln zu einer einheitlichen Gemeinde unter einem gemeinschaftlichen Rate zustande. Diese Ueberwindung des Dualismus führte zu einer Steigerung der früher getrennten und nunmehr vereinigten Kräfte.

Seitdem spielt Berlin eine Rolle in dem Bunde der Städte zwischen Elbe und Oder, der den Zweck hatte, sich der adligen Krippenreiter und Schnapphähne zu erwehren; und später in dem der „märkischen Städte", als deren Vertreter es im weiteren Städtebunde, in der deutschen Hansa, fungierte.

Der Reichstagsabgeordnete Dr. Alexander Meyer — ein „Berliner von Geburt und Gesinnung" möchte ich sagen — hat in einer seiner Berliner Skizzen, die sich durch Witz und Wissen gleich sehr auszeichnen, die Schwierigkeiten richtig geschildert, welche Berlin in seinem Wachstum zu überwinden hatte, um sich zu Zusammenhang, Einheit, Verbindung und Wegsamkeit durchzuarbeiten.

„Es ist eine eigentümliche Erscheinung," sagt er, „daß während im großen und ganzen Berlin im frischesten und fröhlichsten Aufschwung sich befand, ihr ältester und innerster Teil sich in rückläufige Bewegung versetzt sah. In dem Stadtteil Alt-Berlin ging die Bevölkerungszahl und der Grundwert zurück. Es fehlte an dem notwendigen Maße freier Bewegung. Die Jungfrau Berolina hatte sich allzu eng geschnürt und darüber war ihr Blut in Stockung geraten. Namentlich nach der Seite des Königsgrabens hin lag das Korsett in gesundheitswidriger Weise fest an.

Eine so seltsame Straße wie die Neue Friedrichstraße mag es in der ganzen Welt nicht wieder geben. Ziemlich einen vollen Quadranten bildend, zog sie sich von der Spandauerbrücke bis zur Stralauerbrücke in endlos scheinender Ausdehnung dahin, ohne mehr als einen einzigen Durchbruch, bei der Königstraße, zu haben. Wer sie entlang wanderte, um von dort nach den Vorstädten zu kommen, mußte sich wie ein Gefangener vorkommen. Und was hätte es auch geholfen, sie durchzubrechen! Wo irgend man ein Haus niedergerissen hätte, fand man den Königsgraben, an dessen Ufer kein Pfad und über dessen

Die Siegessäule auf dem Königsplatz (S. 130).

„Flut“, wenn man den allzu kühnen Ausdruck anwenden darf, keine Brücke führte.

Der Mangel an Durchbrüchen, an Wegsamkeit ist eine charakteristische Eigentümlichkeit der älteren Teile Berlins. Wenn es irgend einer Stadt nicht an der Wiege gesungen worden ist, daß sie jemals Weltstadt werden sollte, so ist es Berlin. Mehr als einmal hat man den Versuch gemacht, ihr die endgültige Grenze ihres Wachsens vorzuschreiben und an ihrem Rande Straßen gebaut, welche die Aufgabe zu haben schienen, sie einzuschnüren. Die Wilhelmstraße, die Lindenstraße zeigten dieselbe Eigentümlichkeit wie die Neue Friedrichstraße. Die Wilhelmstraße in ihrer ganzen großen Ausdehnung von den Linden bis zum Belle-Allianceplatz hatte noch vor fünfzig Jahren nur den einzigen Durchbruch der Leipzigerstraße. Erst beim Bau der Anhaltischen Bahn wurde die Anhaltstraße angelegt, erst vor zehn Jahren die Voß- und die Hedemannstraße; der Durchbruch der Zimmerstraße ist erst jetzt im Werke und die Reihe der Reformen kann auch damit noch nicht abgeschlossen sein. Bei der Lindenstraße hat die lebende Generation den Durchbruch dreier Straßen gesehen, der Neuenburger-, der Ritter- und der Oranienstraße. Und was das Merkwürdigste ist, man hat den Fehler, der Stadt eine allzu enge Grenze zu setzen, immer wiederholt. Was von der Neuen Friedrichstraße zu sagen ist, gilt auch von der Klosterstraße, die nur hundert Schritte davon entfernt ist; die Lindenstraße erhielt an der Alten Jakobstraße ihre Doublette. Und im Westen wurde der Fehler gar dreimal begangen; zuerst schloß man die Stadt durch die undurchbrochene Mauerstraße, kurz darauf durch die Wilhelmstraße und dann wieder nicht weit davon entfernt durch die Stadtmauer, vor welcher ein

Der Belle-Alliance-Platz mit der Friedenssäule (S. 129).

Der Potsdamer Bahnhof (S. 129).

düsterer, sandiger, völlig ungepflasterter Weg dahinführte, der zum Spott darüber, daß hier alle Kommunikation gehindert war, den Namen „Kommunikation“ führte. An der Stelle der prächtigen Königgrätzerstraße, welche dicht neben der Thorwache gelegen ist, hat vor nicht übermäßig langer Zeit ein Seiler im Schatten der Stadtmauer weltvergessen sein rückläufiges Handwerk ausgeübt, und wenn er jemals einen sterblichen Menschen bei sich vorüber ziehen sah, um auf diesem ungewöhnlichen Wege vom Brandenburger Thor zum Potsdamer Thor zu gelangen, so war es sicher ein Gymnasiast, der in Goethes „Wahr-

Das kronprinzliche Palais (S. 128)

heit und Dichtung" gelesen hatte, welche seltsamen Erscheinungen dem Dichter in seinen Kinderjahren hinter der einsamen Stadtmauer geworden waren und der nun ähnlicher Gesichte teilhaftig zu werden hoffte."

Vor zehn Jahren schon habe ich in meinem Essay: „Geschichte einer Berliner Straße" (wieder abgedruckt in meinem Buche: „Von Berlin nach Leipzig", Leipzig 1880) denselben Stoff behandelt. Ich habe an der Königgrätzerstraße und an den Wandelungen, die sie erlitt, während der zwölf Jahre, die ich dort wohnte, den ununterbrochenen Fortschritt aus der Abgeschlossenheit und Isolierung zur Einheit und Freiheit, von dem Wege- und Transportmangel zur Wegsamkeit ꝛc., nachgewiesen. Damals hatte Berlin noch keine Pferdebahnen im Innern. Der damalige Handelsminister Graf Itzenplitz konnte sich nicht entschließen, sie zuzulassen. Als ich 1875 aus dem Orient zurückkehrte, erzählte ich ihm, wie Konstantinopel längst, selbst in dem alten türkischen Stadtteil, in Stambul, eine Pferdebahn habe, welche, ohne Schaden zu thun, mitten durch Heiden und Christen, durch Pferde und Esel, durch Kamele und Hunde und andere mehr oder weniger vernünftige Geschöpfe hindurch fahre. Erst dann vermochte eine hohe preußische Obrigkeit sich dazu zu entschließen, Berlin nicht länger in der Kultur hinter Stambul zurückbleiben zu machen. Jetzt reicht die Pferdebahn bis in das Herz der alten Berliner City. Dazu kommt dann noch die quer durch die Stadt, der Spree entlang führende Stadtbahn, die freilich für den internen städtischen Verkehr noch nicht hinreichend fruktifiziert ist. So wie dies in London, hauptsächlich seit der „Untergrundbahn", geschehen, hat freilich Berlin noch nicht Zeit und Raum überwunden. Aber man kann doch bequem, schnell und billig fast überallhin gelangen. Nur muß man, namentlich für die Nachtfahrten, sich einem ge-

Das Finanzministerium (S. 128).

nauen Studium der verschiedenen Pferdebahnlinien und der Farben und Zeichnungen der Lampen, durch welche sie sich voneinander unterscheiden, unterziehen.

Auch der Selbsttransport der Fußgänger hat sich wesentlich gebessert, seitdem Kaiser Wilhelm der Stadt die Herrschaft über ihre Straßen und Plätze wieder zurückgegeben hat. Früher hatte solche der Fiskus; und er benutzte dieselbe hauptsächlich dazu, nicht zu pflastern. Denn er interessierte sich natürlich mehr für seine Finanzen, als für die Füße und die Hühneraugen seiner „lieben Berliner".

Kommen wir nun noch einmal auf unseren Hammel zurück, d. h. auf die Schilderung des Fürsten Pückler, mit der wir begonnen. Streicht man in dieser den Namen, so wird in diesem Bilde wohl niemand das heutige Berlin vermuten. Dies ist in der That etwas ganz anderes, als das Berlin von 1832, nicht nur an Umfang, sondern auch noch mehr an Inhalt. Fast nur der Opernhaus- oder Subskriptionsball ist heute ungefähr noch das nämliche, was es bereits in jener Zeit war.

Das deutsche Gewerbemuseum (S. 128).

Der 1832 so einfache Hof des Königs ist jetzt, 1885, als Hof des deutschen Kaisers einer der glänzendsten und jedenfalls der gesuchteste in Europa geworden. Welche Anzahl von deutschen und fremden Herrschern und Fürsten eilt nicht herbei, um dem Oberhaupte des Reiches an seinem Geburtstage die Huldigungen entgegenzubringen! Wie hat sich der so einsame und sparsame Haushalt Friedrich Wilhelm III. verwandelt! Die große Cour im alten Schlosse umfaßt jetzt „ganz Berlin" — tout Berlin — und dazu kommt noch das nicht in Berlin wohnhafte Deutschland und das europäische und nichteuropäische Ausland. Wer zählt die Völker, nennt die Namen?

Hier findet man namentlich alles Hervorragende, was Berlin selbst aufzuweisen hat. Es ist bekannt: je kleiner der Hof, desto enger sein Gesichtskreis in betreff der Einladungen. Der deutsche Hof in Berlin läßt nicht nur die zu, welche mit ihm im unmittelbarsten und direkten Zusammenhang stehen, nicht nur die Magnaten, oder wie sich Pückler ausdrückt, indem er wegen deren Zurücksetzung grollt, „die Vornehmen des Landes", sondern alles, was sich in Reichs-, Staats-, Provinz- und Gemeindeverwaltung, im Hof-, Staats-, Kirchen- und Militärdienst, in Kunst und Wissenschaft, im Reichs- und Landtag oder sonstwie hervorthut. Für die Damenwelt zieht die Hofetikette allerdings engere Grenzen. Was die tanzenden Herren anlangt, so sind die Jünger des Mars überwiegend.

Im übrigen aber sind diese Hofgesellschaften, was die Herren anlangt, der einzige, allumfassende Centralpunkt der Berliner Gesellschaft, und um die Fastnachtszeit trifft man da Bekannte, die man sonst das ganze Jahr nicht zu sehen kriegt. Sonst ist die Berliner Gesellschaft decentralisiert, aber keineswegs kastenartig abgepfercht. Nicht einmal die politische Gesinnung scheidet hier, wie dies ja in Mottenburg und Schildburg gewöhnlich der Fall ist. Auch bei dem Reichskanzler findet man Gerechte und Ungerechte, Schafe und Böcke, nicht nur Konservative und Reichs-nationalliberale, sondern auch Freisinn, Fortschritt und Centrum. Ja, der Reichskanzler hat sogar dazu beigetragen, die Gesellschaft, wie seine Gegner sagen, zu „demokratisieren", oder wie ich zu seinen Gunsten sagen möchte, zu „entzopfen". Er hat das Bier courfähig gemacht; und unter Umständen hat auch „Tiras, der Reichshund", Zutritt; und die lange Pfeife — natürlich aber nur des Reichskanzlers eigene lange Pfeife. Der Arzt hat sie ihm an Stelle der Cigarre empfohlen.

In der That hat die „Armut", von welcher Fürst Pückler spricht, dem Luxus Platz gemacht und zwar einem nicht immer geschmackvollen Luxus. Das Diner bei Hofe ist kurz. Desto länger ist das in der „Gesellschaft". Es hat endlos viel Gänge und zu jedem Gange andere Weine und zwar in der Regel eine Parallele oder eine Doublette verschiedener Weine zu dem einzelnen Gange. Von dem Standpunkte des Kenners scheint mir das eine Verirrung. So pflegt „der kluge alte Zecher" niemals zu trinken. Denn da beeinträchtigt eine Sorte die andere, so daß man nicht zu einem harmonischen künstlerischen Genuß

kommt; und der ewige Wechsel muß notwendig die Zunge „demoralisieren".

Die jours fixes und allwöchentlichen Empfangsabende, deren Trostlosigkeit schon der Fürst Pückler so ergötzlich schildert, wollen auch heute in Berlin noch nicht recht gedeihen, oder doch nur in kleineren Kreisen. Die Aufgabe ist schwierig für die Hausfrau in betreff der Verpflegung. Das eine Mal kommen zu wenig, das andere Mal zu viele. Und doch geht es bei uns im Norden nicht so wie im „Salon" der Italiener oder der Franzosen. Wir bedürfen Speise und Trank. Das liegt an unserem Klima. Der alte Varnhagen von Ense hielt zwar einen „Salon", in welchem früher die Rahel und dann die Ludmilla Assing die Honneurs des Hauses machten. Dieser „Salon" begann schon um 5 Uhr nachmittags und dauerte bis kurz nach sieben, höchstens bis acht. Hier sammelte Varnhagen den Klatsch zu seinen Tagebüchern, die man nach seinem Tode herausgab. Gereicht wurde nichts oder wenig. Ein witziger Orientreisender sagte: „Es war wie ein türkischer ‚Khan' (Karavanserai nennt's der Europäer mißbräuchlicherweise), „man hatte nichts als die vier Wände, aber keine Verpflegung."

Die sonstige Beschreibung Pücklers ist heute vollständig veraltet. Man sieht die Damen nicht mehr einsam hinter der Astrallampe oder hinter der Epheuhecke sitzen. In Berlin herrscht Licht überall. Die dunklen und halbdunklen Gemächer, woran früher die Berliner Wohnungen so reich waren, verschwinden. Es herrscht Licht auch bei Nacht, auf den Plätzen und den Straßen und im Innern der Häuser. Es

Der Kaiserhof (S. 131).

besteht ein rühmlicher Wettstreit zwischen den verschiedenen Beleuchtungs-, wie zwischen den verschiedenen Straßenpflaster-Methoden. Ueber das eine wie über das andere Thema ließe sich eine lehrreiche und unterhaltende Abhandlung schreiben, wozu uns die vortrefflichen und umfangreichen „Berichte der Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin" (Berlin, Julius Sittenfeld) das reichhaltigste Material an die Hand geben. Sie liefern zugleich dem, der die Kom-

Das Goethedenkmal (S. 130).

munal-Verwaltung von London, Paris, Wien und St. Petersburg studiert hat, den Beweis, daß die Administration von Berlin bei weitem die beste ist von allen europäischen Groß- und Millionenstädten. Sie beruht auf freier, freiwilliger und unentgeltlicher Arbeit.

Noch einen großen Vorzug hat Berlin: Das sind seine schönen großen Parks im Westen, Norden und Osten der Stadt, zu welchen hoffentlich auch noch ein solcher im Süden, am „Kreuzberg" hinzukommt. Denn dieser sogenannte „Berg", der eigentlich nichts ist, als eine sandige Düne, ist einer solchen Verschönerung nicht nur fähig, sondern auch äußerst bedürftig. Sehr gelungen sind die Parkanlagen, welche die städtische Verwaltung spreeaufwärts bis nach Stralau und Treptow geführt hat. Keine der genannten europäischen Großstädte hat eine aus dem letzten Lustrum herrührende neue Anlage von so viel wahrer landschaftlicher Schönheit aufzuweisen. Auch der „Tiergarten" wird immer schöner und wird nun auch von den Eingeborenen mehr geschätzt und gewürdigt, seitdem man durch ein-

fache Hebungswerke das im Sommer so unangenehme Stagnieren der Gewässer beseitigt.

Im Winter dagegen bilden die Teiche und Kanäle des Tiergartens, namentlich bei der Rousseau-Insel, den Centralpunkt des hier mit Geschmack und Eifer kultivierten Eissports. Hier kann man besser als irgendwo das Berliner „high-life" studieren, das so vornehm und doch nicht exklusiv ist. Von den erhöhten Teichrändern aus kann man das Ganze bequem überschauen und doch zugleich auch die Einzelheiten verfolgen. Und nun erst abends! Es ist ein wahrhaft feenhafter Anblick, wenn über diese bunte, bewegte, sich ohne Anstoß durcheinander tummelnde Menge die Fackeln ihr flackerndes rotes Licht — dieses „dunkle Licht", oder, wie der alte Corneille sagt, „cette obscure clarté" — leuchten lassen, und dieses Licht zugleich auch „in die Gebüsche und laublosen Baumkronen hineindringt, während die schmetternden Weisen der Trompetercorps weithin durch den stillen Tiergarten schallen." (Siehe die Weser-Ztg. vom 4. März 1885).

Im Gegensatze zu dieser Berliner „Eiszeit" hat man im Sommer Gelegenheit, den Reichtum der Stadt an Laub und sonstigem Grün zu bewundern. Friedrich Wilhelm IV. hat, wo er immer nur konnte, auf Plätzen und Straßen im Innern der Stadt, mit Sorgfalt und Beharrlichkeit junge Bäume anpflanzen lassen, die jetzt groß geworden. Dann hat die Stadt immer noch in ihrem Innern eine große Fläche und eine schöne Anzahl von Gärten. Wenn man mit der Stadtbahn quer durch Berlin fährt — man bediene sich dabei des hübschen Büchleins „Quer durch und rings um Berlin" von Emil Dominik, illustriert

Das Denkmal von Alexander von Humboldt (S. 130).

von H. Lüders u. a. (Berlin 1883) — hat man Gelegenheit, dies ländliche Grün der Großstadt zu bewundern. Jeder wißbegierige Tourist darf nämlich in Berlin zwei Dinge nicht unterlassen: erstens die Stadtbahn zu befahren, und zweitens den Rathaus-Turm zu ersteigen, beides wegen der Aussicht.

Bei Gelegenheit der Pücklerschen Farbenskizzen habe ich dem geneigten Leser schon einen Teil der

Das Denkmal von Wilhelm von Humboldt (S. 130)

älteren Berliner Bauten vorgeführt. Ich muß nun die anderen nachtragen, durch welche die Stadt erst ihren jetzigen monumental-architektonischen Charakter erhalten.

An die Spitze stelle ich die Palais des Kaisers (S. 113) und das des Kronprinzen (S. 121).

Der Kaiser hat sich dieses Palais in den Jahren 1834—1836 als Prinz von Preußen bauen lassen und sich, auch nachdem er den Thron bestiegen, nicht von ihm trennen mögen. Das Gebäude zeigt im Aeußeren und Inneren schöne Verhältnisse und gereicht dem Erbauer C. F. Langhans doppelt zur Ehre, weil die etwas verzwickte Gestalt des Bauplatzes große Schwierigkeit darbot.

Das Palais des deutschen Kronprinzen zeichnet sich durch ein schönes Treppenhaus aus. Sonst hat es einen ziemlich schlichten Charakter. Erbaut ist es schon 1687, und zwar durch den Architekten Nehring für den damaligen Feldmarschall von Schomberg.

Das Finanzministerium (S. 121) und die Reichsbank (S. 118) zeigen uns den Baustil der Behörden. Das erstere war ursprünglich ein Hotel. Vielleicht erklärt es sich daraus, daß seine Insassen so häufig wechseln. Es zeigt die Formen der hellenisierenden Renaissance und einen Portikus mit dorischen Säulen und liegt hübsch versteckt hinter dem Kastanienwäldchen. Das Reichsbank-Gebäude liegt in dem Centrum der großen Geschäftswelt. Es ist in der Zeit von 1869—1873 erbaut nach dem Plane des Geheimerat Hitzig. Seine Hauptfaçade ist im Renaissancestil gehalten und voll harmonischer und edler Wirkung. Im Inneren aber ist es leider winklig und dunkel.

Lassen wir nun ein Museum und einen Bahnhof folgen. Das „Deutsche Gewerbe-Museum" (S. 123)

erhebt sich östlich von der Königgrätzerstraße auf einem ehemals der königl. Porzellanmanufaktur gehörigen Grundstück. Es dient dem deutschen Kunstgewerbe und hat in der kurzen Zeit seines Bestehens zur Entwickelung desselben mehr beigetragen als die alte Porzellanfabrik. Nach dem Vorbild des South-Kensington-Museum angelegt, hat es sich unter der Protektion der deutschen Kronprinzessin aus bescheidenen Anfängen rasch zu einer Achtung gebietenden Stellung erhoben. Seine Sammlungen haben nicht ihresgleichen in Deutschland. Der Anhalter und der Potsdamer Bahnhof (S. 119) repräsentieren schöne und zweckmäßige Leistungen auf diesem eigentümlichen Gebiete moderner Architektur. Der erstere kostetete 18 Millionen Mark. Dafür hätte man manche Meile Eisenbahn bauen können.

Moderne Straßenarchitektur.

In Berlin nehmen die kirchlichen Gebäude einen bescheideneren Platz ein als die Eisenbahnbauten; und merkwürdigerweise fällt unter den ersteren die „Neue Synagoge“ (S. 130) am meisten in die Augen, sowohl durch die Originalität der Struktur, als auch durch die Opulenz der Ausführung.

Von den öffentlichen Bauten wollen wir zuletzt, aber nicht zum geringsten, des „Neuen Rathauses“ (S. 115) gedenken. Es liegt so recht in „dem Herzen der Stadt“. Erbaut wurde es von Wäsemann in der Zeit von 1861—1869. Der Bau, welcher ein ganzes Stadtquartier einnimmt, imponiert durch seine Massenhaftigkeit und zeigt dabei doch im einzelnen eine große Feinheit der Formen. Er ist ein würdiger Repräsentant des selbstbewußten Berliner Bürgertums. Man hat den kolossalen Bau aus laufenden Einnahmen bestritten — ohne eine Schuld zu kontrahieren. Auch das ist ein seltenes Beispiel.

Unter den öffentlichen Plätzen ist neben dem Lustgarten, dem Pariser-, dem Leipziger- und dem Wilhelms-Platz seit neuerer Zeit besonders der Belle-Alliance-Platz (S. 119) zu erwähnen. Er war früher sehr vernachlässigt und machte einen beinahe schäbigen Eindruck. Seitdem er durch Skulptur- und Gartenanlagen verschönert ist, hat er den — bekanntlich ebenfalls runden — Vendôme-Platz in Paris überholt. Die Viktoria auf diesem Platze erinnert an die Befreiungskriege, die Siegessäule auf dem Königs-Platze (S. 118), an die Campagnen von 1864 und 1866, sowie an den großen französischen Krieg von 1870. Sie ist ausgeführt in der Zeit von 1869 bis 1873. Während der Ausführung ist der Bauplan modifiziert worden, nach Maßgabe der neuen Ereignisse. Man kann die Plattform, 46,14 m hoch, ersteigen; aber die Aussicht vom Rathausturm ist interessanter.

Wie die Siegessäule dem Gedächtnis der Deutschen, so ist das Denkmal Friedrichs des Großen (S. 114) dem der preußischen Siege gewidmet. Teils in Rundfiguren teils im Relief umgeben ihn seine Feldherren, aber auch seine Gelehrten und Künstler. Nur die fürstlichen Personen haben den Hut auf; die anderen sind barhäuptig. Das Denkmal zeichnet sich aus durch Reichtum der Komposition und durch echten Realismus. Das ist wirklich „der alte Fritz“ wie er leibt und lebt im Gedächtnis des Volkes. Der Urheber ist Rauch, unterstützt von seinen Schülern Blaeser, A. Wolf, Genschow 2c.

Synagoge (S. 129).

Von den neuesten Bildsäulen gedenken wir derer von Goethe (S. 126), Alexander von Humboldt (S. 127) und Wilhelm von Humboldt (S. 128). Der Goethe von Schaper macht, mitten in dem frischen Grün des Tiergartens, einen außerordentlich erhebenden und harmonischen Eindruck; im Winter freilich muß er durch eine Bretterbude gegen die Unbilden der Witterung geschützt werden. Die Humboldts, an einem ungünstigen Platze aufgestellt, machen weniger Eindruck.

Einen großen Teil seiner jetzigen Schönheit, die Disraeli gepriesen, verdankt Berlin seinen Privat-

Das Krollsche Etablissement.

bauten, unter welchen in erster Linie zwei neue große Hotels zu erwähnen, das Centralhotel und der Kaiserhof (S. 125). Als Kaiser Wilhelm den letzteren alsbald nach dessen Vollendung in Augenschein nahm, wandte er sich an seinen Bruder Karl, dessen stattliches Palais schräg gegenüber liegt, mit den Worten: „Mon Frère, Vous êtes éclipsé.“ Noch großartiger ist das Centralhotel, das drei seiner Seiten der Dorotheen-, Friedrich- und Georgenstraße zuwendet und in der Nähe des Stadtbahnhofs liegt.

Schon einer älteren Zeit gehört das Krollsche Etablissement (s. oben) an der Westseite des Königs-Platzes an. Es weiß mit verhältnismäßig geringen Mitteln einen hübschen künstlerischen Effekt zu erzielen.

Die Fremden strömen vorzugsweise nach der Passage, in neuerer Zeit „die Kaiser-Galerie“ genannt (S. 115), zwischen Behrenstraße und „Unter den Linden“, erbaut von Kyllmann und Heyden. Zwei mächtige Portale führen in eine hohe glasgedeckte Galerie, welche in der Mitte einen Winkel bildet und Hotels, Cafés ꝛc., Sehenswürdigkeiten und alle möglichen und unmöglichen Dinge in sich vereint. —

Meine obige Schilderung ist in den Fußstapfen des Illustrators gegangen; und in dem Augenblicke, da ich sie schließe, fühle ich erst recht, wie vieles ihr mangelt. Ich begnüge mich, diejenigen, die sich genauer unterrichten wollen, auf die Werke von Max Ring und Ernst Friedel und das schon erwähnte Buch „Berlin und seine Bauten“, zu verweisen.

Zum Schlusse will ich versuchen, den „Berliner“ zu charakterisieren, indem ich eine Skizze, die ich vor zehn Jahren geschrieben, reproduziere.

„Berlin hat einen kosmopolitischen Charakter insoweit, als es zugleich echt deutsch ist, d. h. als es die Verschiedenheiten, Differenzen und Diskrepanzen der verschiedenen berechtigten und unberechtigten partikularistischen Eigentümlichkeiten der deutschen Einzelstämme und Einzelwesen in sich selbst überwunden und zu einer höheren Einheit verklärt hat. Diesen Reinigungsprozeß muß auch jeder einzelne in sich durchmachen, der von außen nach Berlin kommt, sich dort dauernd niederläßt und sich akklimatisieren will. Wenn ich sage: ‚er muß‘, so ist es nötig, sich gegen ein Mißverständnis zu verwahren. In keiner Stadt der Welt ist man duldsamer gegen fremde Eigentümlichkeiten.

„Trotzdem aber, daß man in Berlin weniger solche specifische Eigenheiten und Eigenschaften repudiert als irgendwo anders in Deutschland, pflegen sie sich bei dem Zugezogenen doch im Laufe der Zeiten zu mildern; und so erzeugt sich dann ein gemeinsamer Boden, auf welchem man sich frei, leicht und ohne Anstoß bewegen kann, während an anderen Orten die harten und hartnäckigen Absonderlichkeiten verschiedener Gattung sich aneinander stoßen und reiben. Das ist es, was ich unter dem ‚Reinigungs- und Akklimatisationsprozesse‘ verstehe. Er assimiliert, ohne zu absorbieren.

„Ich will jedoch damit nicht etwa sagen, daß der Berliner ein farbloses und indifferentes Geschöpf sei. Im Gegenteil, der Berliner — ich spreche hier von der Masse und namentlich von den mittleren und unteren Klassen — hat seine scharf hervortretenden charakteristischen Eigenschaften. Vor allem ist er fleißig und energisch. Etwas spöttisch und ‚schnodderig‘, aber nicht mißgünstig. Etwas ‚krakeelig‘ und streitbar, aber dabei dennoch gutmütig. Eine böse Zunge, aber ein gutes Herz. Mundfertig und disputiersüchtig im Frieden, gehorsam und tapfer im Kriege. Ein schneidiger Fortschrittsmann, aber seinem Könige treu und aufrichtig ergeben. Gut deutsch, aber doch noch etwas besser preußisch. Radikal in politischen und streng rationalistisch in religiösen Dingen. Voll Widerstandslust und Widerstandskraft gegen Büreaukraten, Pfaffen und Junker, nicht ganz ohne einen leisen Anflug von Chauvinismus. Sagen wir kurz: Er ist weit besser als sein Ruf.“

Von allen Autoren, die seitdem über Berlin geschrieben haben, ist dieser Ausspruch als richtig anerkannt worden. Einige, wie Friedel und Ring, haben mich genannt (andere nicht). Aus diesem Umstande leite ich das Recht her, den Satz hier zu wiederholen.

Im übrigen habe ich mich darauf beschränkt, zu schildern, was ich erlebt, gehört und gesehen, und ich spreche zum Schluß mit Montaigne: Je n'enseigne pas — je raconte.

Die Schwestern. Von Fritz August Kaulbach.

Der Herrgottsmantel.

Dorfgeschichte aus dem bayrisch-böhmischen Waldgebirge.

Von

Maximilian Schmidt.

I.

Einer gewaltigen Meereswoge vergleichbar, welche, plötzlich im Laufe erstarrend, als Scheidewand Bayerns und Böhmens Halt gemacht hat, erhebt sich an der Grenze beider Länder der mit frischen Waldungen bedeckte Hoch- und Mittelgebirgszug des Bayer- und Böhmerwaldes. Er zeichnet sich aus durch die schönen, weichen Formen seiner Berge, die von tannendunkeln Forsten eingeschlossenen saftiggrünen Thäler und seine noch teilweise mit Urwald bedeckten Bestände. Liebliche und anmutige Gegenden wechseln mit großartiger und imposanter Wald- und Gebirgsnatur und in ihrem Innern birgt diese Berglandschaft wahrhaft ungeahnte Waldesherrlichkeit. Ueberrascht blickt der Reisende, welcher mit dem pustenden Dampfroß auf der neu erbauten Deggendorf-Pilsener Bahn durch dieses prächtige Gebirgsland hindurcheilt, hinan zu den imposanten Gebirgskuppen, zu den immergrünen Forsten, welche durch ihre stille Größe und stumme Majestät zur Bewunderung hinreißen, zu den von einstiger Herrlichkeit erzählenden Burgruinen und hinab in die betriebsamen, malerischen Thäler.

Unter letzteren ist es vorzugsweise das herrliche Angelthal östlich des Ossagebirges, dessen beide Spitzen gleich den Ruinen einer gewaltigen Zauberburg ernst und kühn in die Lüfte ragen.

In jenem dem tiefen Thalgrunde entsteigenden, durch brausende Gebirgswasser zerklüfteten Felsengewände ist der Schauplatz des „Freischütz", dort wurden die Freikugeln gegossen, welche zu dem im nahen Städtchen Taus geführten Prozeß Veranlassung gaben, dessen Akten zu dem Libretto von Webers herrlicher Tondichtung benutzt wurden.

In jener sonst vom allgemeinen Verkehr so abgeschlossenen Gegend spielte der „böse Feind" von jeher und selbst bis in die neueste Zeit eine gewaltige Rolle.

Die Bewohner der kleinen, ärmlichen Dorfschaften oder zerstreuten Einöden, welche oft hoch oben an den Berglehnen, auf dem breiten Rücken des lang sich hinstreckenden und mählich abfallenden Ossagebirges oder in dessen Hochthälern liegen, sind meist rauh, ernst und verschlossen, wie die sie umgebende Natur. Der seltene Umgang mit Menschen aus fernen, fremden Gegenden hat ihnen die Zunge nicht gelöst. Der dortige Bauer kennt nur seinen Nachbar, den Einödbauer in einhalbstündiger Entfernung, mit dem er in freundlich trockener Weise verkehrt, und ist von Kindesbeinen an meist nicht über die Grenze seines Kirchsprengels hinausgekommen. Doch kennzeichnet ihn ein tiefer Zug von Religiosität, Ehrlichkeit und Gutmütigkeit. Mit Zähigkeit hängt er am Althergebrachten, er liebt seine heimatlichen Berge und die Scholle, die ihm bei seiner Arbeit den notdürftigen Lebensunterhalt gewährt. Diesen gewinnt er aus Landbau, Viehzucht und verschiedenen Gewerben. Zunächst ist es der Federnhandel, der nirgends sonst so eifrig betrieben wird, wie in diesen Gegenden.

Es sind meistens Deutsche, welche den östlichen Bergrücken des Osserausläufers bewohnen, die mit den auf dem westlichen Abhange ansässigen Bayern, welche viel Uebereinstimmung in Tracht, Dialekt, Sitten und Charakter mit ihnen haben, viel lieber verkehren, als mit den Czechen, von denen sie die scharfe Verschiedenheit der Verhältnisse und des Nationalcharakters natürlich trennt.

Es leiten übrigens viele dieser Deutsch-Böhmen, denen man für die Urbarmachung des Böhmerwaldes verschiedene Privilegien erteilte und welche man noch heute „die künischen Freibauern" nennt, ihre Abstammung aus der Oberpfalz her. Am Ossarücken und im Angelthale befindet sich dieses in geschichtlicher Beziehung merkwürdige Gebiet der „Künischen", d. h. der königlichen Freibauern. Diesen Namen erhielten sie, weil sie Distrikte bewohnen, die ursprünglich der königlichen Kammer gehörten. Sie wurden ähnlich den Choden bei Taus im elften Jahrhundert übersiedelt, damit diese rauhen Gebirgsbezirke mit Verteidigern gegen die Einfälle äußerer Feinde bevölkert werden. Sie genossen verschiedener Freiheiten und Begünstigungen, wie der freien Benutzung ihrer Gründe, der freien

---

Zum Dialekte. Im Bayer- und Böhmerwalddialekt sind Anklänge an die englische Sprache unleugbar, was wohl dafür spricht, daß die Waldbewohner in ihrer Abgeschlossenheit von der Welt teilweise noch die uralte Sprache zu bewahren gewußt, welche die Germanen auf ihren Eroberungszügen nach England verpflanzten. Der Verfasser konnte sich nicht versagen, in mehreren Fällen, insbesondere bei den volkstümlichen Gsangln, den Dialekt getreu wieder zu geben. Für die Aussprache mögen folgende Regeln beobachtet werden:

A und **an'** steht statt des unbestimmten Artikels, **ein** und **einen**, wobei das a hochtönig ist. **Da** steht öfters statt des bestimmten Artikels **der** oder statt **dir**, **aa** (ebenfalls hochtönig) statt **an**, **auch** oder **ä**. Die durch Apostroph gekürzten Wörter **mei'**, **dei'**, **sei'**, **scho'**, **no'**, **ma'**, **na'** (mein, dein, sein, schon, noch, man, nein) sind mit einem Nasallaut auszusprechen, ähnlich wie das französische **non**. Alles übrige erklärt sich wohl von selbst oder ist eigens angeführt.

Jagd und Fischerei, welche von den Kaisern Mathias, Ferdinand II. und Leopold I. bestätigt wurden. Sie waren nicht robotpflichtig und hatten das Recht, ihren Richter und einen Ortsvorsteher zu wählen, welch letzterer das Steuer- und Konskriptionsgeschäft führte.

Das ganze vom Osser bis vor Klein-Zdikau sich hinziehende Gebiet wurde in neun Gerichte geteilt, welche man „königlicher Waldhwozd" nannte [1]). Noch gegenwärtig, nachdem diese Vorrechte längst erloschen, bilden sich die Freibauern des Böhmerwaldes viel auf das ein, was sie einst besessen, und schauen auf die anderen Bauern mit vornehmer Geringschätzung nieder. Ihre Grundbesitzungen sind aber auch meist sehr ansehnliche Güter.

Die Grenze beider Länder zieht nicht selten auf der Schneide der Berge oder der Mitte des Gebirgsrückens hin. So zum Beispiel ist die eine Spitze des Ossa bayrisch, die andere böhmisch, ja manchmal sogar läuft die Grenzlinie durch die Mitte eines Dorfes und teilt dasselbe in zwei Hälften, so daß die Bewohner der einen Hälfte Unterthanen des Königs von Bayern sind, während die Bewohner der anderen dem Kaiser von Oesterreich gehorchen. Das stört aber das friedliche Einvernehmen der guten Dörfler nicht im geringsten, wenn es nicht durch persönliche Interessen gefährdet wird.

Ein solches Dorf liegt auf der Hochebene zwischen dem freundlich an der Angel gelegenen Städtchen Neuern und dem von dem fischreichen Freibach durchrauschten Wallfahrtsorte Neukirchen zum hl. Blut. Rittsteig ist es benannt nach einem uralten Saumpfade, der auf dem Kamme des Gebirges hinführt und sich, wenn auch nur dem Namen nach, zu einer Straße ausgebildet hat, denn die vielen und großen Steine, welche auf der Mitte des Weges liegen, die zu Tage liegenden Felsenkämme und die tiefen Furchen, die das abschießende Wasser gräbt, machen das Fortkommen mit einem Wagen sehr schwierig.

Die zerstreuten, aus Holz gebauten Häuser des Dörfchens liegen auf dem höchsten Punkte des Höhenzuges. Die Fluren, die es umgeben, sind jeglichem Temperaturwechsel ausgesetzt, die Sonne brennt das Gras aus, die Winde brausen darüber hin und der Regen wäscht den Boden aus und führt den wenigen Humus in die Tiefe. So wächst nur kümmerliches Gras, das den vierfüßigen Bewohnern des Ortes spärliche Nahrung gibt.

Wendet man den Blick von der nächsten Umgebung ab, so zeigt sich demselben ein herrliches Panorama. Dunkle Tannenforste umrahmen die Landschaft und heben sich ernst ab von dem helleren Grün der sich zu ihren Füßen schmiegenden Wiesen. Die sich sanft abdachenden Berghänge sind überall bewachsen und zeigen üppige Fruchtbarkeit. Dazwischen hingestreut liegen malerische Dörfer und Einzelnhöfe. Im Hintergrunde erheben der Arber und der Ossa ihre Riesenhäupter in die blaue Luft, während vorne das Thal der Angel sich öffnet, an deren Wasser zahlreiche Räder klappern, teils um Mühlen zu treiben, teils um das in den vielen Glasfabriken erzeugte Glas zu schleifen und zu polieren.

Aus dem Ganzen hervor aber leuchten, wenn von der Sonne beschienen, die weiten Gebäude des Schlosses Bistritz, dessen Eigentümer ein Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen ist. Dort herrschte während der herrlichen Sommermonate ein reges, freudiges Leben, während über dem stillen Gebirgsdörfchen, in welchem wir unsere Geschichte beginnen, den ganzen Tag über die Ruhe des Friedhofes gelagert schien.

Sobald aber Feierabend angebrochen, ist es auch hier lebendig. Die Dorfjugend kommt jubelnd und singend mit den heimkehrenden Herden nach Hause; Sensen und Sicheln werden gedengelt, d. h. durch Klopfen und Hämmern für den morgigen Tag geschärft. Die Inwohner besuchen sich gegenseitig und sitzen traulich auf der Gredbank beisammen, die Männer und Burschen ihre Pfeifchen schmauchend, die Weiber strickend oder Spitzen klöppelnd, eine Arbeit, welche hier zu Lande vielfach betrieben wird und im Handel durch die ganze Welt geht. Dabei fehlt es nicht an heiteren Gesängen mit Harmonika, Röhrlpfeiferl und Klarinettbegleitung, denn die Deutschen besitzen hier dasselbe musikalische Talent und die Vorliebe für die Musik, wie die nachbarlichen Czechen.

Ganz besonders schön wußte Karlitschek, ein junger, hübscher, etwa 24jähriger Bursche, die Klarinette zu blasen und Harmonika zu spielen. Sein väterlicher Freibauern-Hof, auf welchem nach dem Tode des Vaters die Mutter wirtschaftete und der „zum Balsentoni" benannt war, lag gleich jenseits des Schlagbaumes im Böhmischen. Aber nicht dort ruhte er nach der Arbeit des Tages aus, sondern herüben im Bayrischen, wo wenige hundert Schritte von ihm entfernt in einer armseligen Insassenhütte der Reichtum seines Herzens, „'s schwoarz Mirl" wohnte, deren Mutter eine Federnschleißerin war, während die neunzehnjährige Tochter für eine der geschicktesten Spitzenklöpplerinnen galt.

Das Mädchen hatte wegen seiner rabenschwarzen Haare und dunkeln Augen in der ganzen Umgegend obige Bezeichnung erhalten. Bei dem fast ausschließlich hellblonden Haare dieser Gebirgsbevölkerung waren Schwarzköpfe eine Seltenheit und sie mußten sich einen hierauf bezüglichen Spitznamen wohl oder übel gefallen lassen. Außerdem aber war Mirl auch ein schönes Mädchen von mittlerer Größe, und die Leute sagten, sie habe ein „feines Gesicht". Sie arbeitete den lieben langen Tag hindurch, und war es auch blutwenig, was sie mit ihrer prächtigen Arbeit verdiente, so reichte es im Vereine mit dem gleichfalls sehr mageren Verdienst des Federschleißens für sie und ihre an ärmliche Verhältnisse gewöhnte Mutter aus, um das kleine Hauswesen bestreiten zu können.

Der Vater, genannt der Federnsepp, hausierte als Federnhändler in der weiten Welt herum; er war auf dem besten Wege, es zu einer gewissen Wohlhabenheit zu bringen und trug einen schönen Erlös bei sich, als er vor zehn Jahren von seiner Wanderung nach Hause kam. Freudig schlug ihm das Herz, als er nach langer Abwesenheit wieder die liebe Heimat sah und vom

[1]) Das St. Katharinagericht, das Hammerer-, Eisenstraßer-, Seewiesener-, Haidler-, Kocheter-, Altstadler-, Neustadler- und Stachauergericht.

nahen Neumarkt aus den Wanderstab zum letztenmal ansetzte, um noch vor einbrechender Nacht über Plöß und Sankt Katharina das Dörfchen Rittsteig zu erreichen.

Im Plößer Einkehrhause „zur Stute" traf er Karlitscheks Vater, den Balsentoni, der ihn einlud, mit ihm im Gartenhause noch ein Glas zu trinken. Derselbe hatte hier eben einen Viehhandel abgeschlossen und trug eine schwere Geldkatze um den Leib. Deshalb war es ihm lieb, in dem Nachbarn einen Begleiter zu finden, denn es ging schon seit einiger Zeit das Gerücht, daß es in dem dichten Forste zwischen Plöß und Neuern, durch welchen die Straße führt, nicht ganz sicher sei.

Aus einem Glas wurden zwei und so dunkelte es bereits, als sich die beiden Männer guten Mutes aufmachten, um in ihre Heimat zu eilen. Doch sie kamen nicht nach Hause. Am anderen Morgen fand man beide ermordet und beraubt auf dem Waldpfade liegen, welcher von der Hauptstraße nach Sankt Katharina abzweigt.

Die ganze Umgegend wurde durch diese Botschaft mit Furcht und Entsetzen erfüllt, der Jammer auf dem Balsenhofe und im Häuschen des Federnsepp war unbeschreiblich. Die beiden Verunglückten wurden in Sankt Katharina zu gleicher Zeit beerdigt. Das gemeinsame Unglück ließ den sonst fühlbaren Unterschied zwischen dem künischen Bauer und dem Häusler vergessen und Hand in Hand folgten der vierzehnjährige Karlitschek und die neunjährige Mirl den Särgen der ihnen so gewaltsam entrissenen teuern Väter.

Wie die beiden Kinder damals ihre Hände fest und krampfhaft ineinander geschlungen hatten, so hatten sie sich auch in der Folge ihre treue Freundschaft bewahrt, und was ist natürlicher, als daß sich daraus das zärtlichste Verhältnis entwickelte.

Vergebens hatte man nach den Verbrechern gefahndet, die Bewohner der ganzen Umgegend wurden zu Streifzügen aufgeboten, aber diese wurden sehr unvollkommen ausgeführt. Keinem der Bauern war es ernstlich um Habhaftwerdung der Bande zu thun, denn jeder fürchtete, durch Brandbriefe gewarnt, die Rache der verwegenen Banditen.

Außerdem durften diese Streifen nur bis zur Grenzscheide ausgeführt werden. Streiften also die böhmischen Gendarmen mit den Bauern, so flüchtete sich die Bande einfach auf bayrischen Boden, und wurde sie hier verfolgt, so mußte sie sich für den Augenblick drüben sicher. Bis endlich die diplomatischen Verhandlungen eine gemeinsame Streife zuwege gebracht, hatten sich die Landstreicher ebenfalls diplomatisch empfohlen und anderwärts Posto gefaßt, jedoch nicht, ohne sich durch vielerlei Briefe von dem Verdachte, den Doppelmord begangen zu haben, zu reinigen.

So waren trotz des aus Klattau requirierten Militärs und des Aufgebotes sämtlicher wehrhafter Männer die verspäteten Streifzüge ohne Resultat geblieben. Man hatte sogar Verdacht, daß sich die Verbrecher selbst unter der Streifmannschaft befanden, man dachte sich dieselben, aber man nannte sie nicht. In dieser Beziehung hatte diese Gebirgsgegend eine starke Aehnlichkeit mit den italienischen Abruzzen, dort wie da florierte das Räuberleben in geradezu erschreckender Weise. Nicht nur im Böhmischen, auch im Bayrischen hausten solche Banden in den zerklüfteten Felsen des Keitersberges, am Hohenbogen und in anderen Waldungen, wo sich ihnen sichere Schlupfwinkel boten.

Banden von zehn bis zwanzig Mann kamen, meist mit geschwärzten Gesichtern, manchmal nachts in eine oder die andere Dorfschenke, um dort einige Stunden zu zechen. Mehrere Posten vor dem Hause verhinderten, daß sich jemand aus demselben entferne und Sicherheitsmannschaft herbeirufe, und wäre dies selbst der Fall gewesen, so gingen immer einige Stunden darüber hin und mittlerweile konnten sie ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigen und sich bequem wieder entfernen.

Diese Zustände liegen in nicht allzu weiter Ferne. Noch zu Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts blühte dieses Räuberleben besonders in der Umgebung von Kötzting und in der Nähe des Schauplatzes unserer Erzählung, welche zu Anfang der vierziger Jahre spielt. Der Eisenbahnbau hat diesem Uebel so ziemlich ein Ende gemacht, die arbeitslosen Leute fanden Verdienst und lenkten wieder in gesetzliche Bahnen ein, die arbeitsscheuen und geschäftsmäßigen Banditen konnten von der pflichttreuen und tapferen Sicherheitsmannschaft nach und nach aufgehoben werden und die bayrischen Gendarmen vollbrachten zur Ausrottung dieses Uebelstandes Thaten von höchster Tapferkeit. So kann sich der Tourist wieder mit Ruhe der Bewunderung dieser herrlichen Landschaft überlassen, so können die Dörfler nach der Arbeit des Tages wieder unbesorgt ausruhen vor der Gred und ihre heimatlichen Weisen hinaustönen lassen zu den dunkeln Forsten, welche die Abendsonne mit violettem Duft umzieht, während die felsigen Brüste [1] des Ossas gleich den Firnen des Hochgebirges glühend herableuchten und das bewundernde Auge fesseln.

Solch ein herrlicher Sommerabend ist es, an welchem Mirl und ihre schon bejahrte Mutter vor dem kleinen Holzhäuschen dem Scheiden der Sonne, dem Leuchten der Berge schweigend zusahen. So einfach und ärmlich dieses Heim auch war, so machte es doch einen unendlich wohlthuenden Eindruck auf den Beschauer. Es war, als ob die Zufriedenheit selbst aus den kleinen Fenstern guckte, welche, mit Geranien, Nelken, Reseden und Epheu verstellt, so zu sagen eine aus Blumen gebildete, lebendige Gardine hatten. Neben dem Häuschen befand sich ein kleines Gärtchen, dessen auffallendste Zierde eine riesige Sonnenblume, während der dasselbe umgebende Holzzaun von Kapuziner und Wicken überwuchert war.

Die Federnschleißerin sah, obwohl sie noch eine Frau in den fünfziger Jahren war, doch viel älter aus, und unter dem roten Kopftuche traten zu beiden Seiten an den Schläfen schon schneeweiße Haare hervor. Ihr geblümtes Brusttuch steckte in dem schwarzen Mieder, den dunkelblauen Kattunrock schützte eine

[1] Die Czechen der Gegend nennen den doppelspitzigen Berg „Die Brüste der Mutter Gottes" (Prsa Matky Bozi).

schon zu ziemlich hellem Blau ausgewaschene Leinenschürze, „'s Fürta" (Vortuch) genannt. Die bauschigen weißen Hemdärmel reichten nur bis zum Vorderarm. Ihr Gesicht war äußerst freundlich, doch standen in demselben mit großen Zeichen die Merkmale des Kummers und des Unglücks zu lesen, welche jener plötzliche Verlust des geliebten Mannes darin hinterlassen.

Mirl war in die malerische Tracht ihrer böhmischen Nachbarinnen gekleidet, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihr schönes, dunkles, in Flechten über den Kopf gewundenes Haar nicht wie jene mit einem Tuche verhüllte. Sie trug das böhmische Mieder, das kaum ein Viertel des Rückens bedeckt, mit Goldborten besetzt und an der Brust tief ausgeschnitten ist. Das weiche, feine Brusttuch ist so in das Mieder gesteckt, daß oben das fast bis an den Hals reichende Hemd sichtbar bleibt. Mittelst eines kreuzweise über die Schultern gezogenen weißen Bandes wird der aus starkem, rotem Zwirnzeug gefertigte Rock gehalten, welcher kaum über die Hälfte der Wade hinabreicht. Eine weiße Schürze und weiße Strümpfe vervollständigten ihren Anzug.

Mirl war nicht nur ein schönes, sondern auch ein herzensgutes Mädchen, dessen natürliche Heiterkeit meist den Trübsinn der Mutter verscheuchte.

Es war heute Sonntag. Karlitschek war mit seiner Mutter auf dem Markte zu Neuern und noch nicht zurückgekehrt. Das Mädchen wendete daher oft den Kopf nach der Richtung des Weges, auf dem der Geliebte herankommen mußte. Die Mutter dagegen blickte zu den beiden leuchtenden Ossaspitzen.

„Wie muß dös schön gwen sein," sagte sie, „wie no' die dritt' Spitz g'leucht' hat, wenn da „Wode" 's Rosenfest drin g'feiert hat in sein guldan Haus."

„Muada," versetzte Mirl lächelnd, „iatz thun wir nöt Federn schleißen und Sagmanln[1]) dazähln. Aba wie kommst heunt drauf, daß d' die dritt' Spitz sehgn möchst vom Ossaberg; von der hon i no niermals g'hört?"

„A dritte und die höchst' Spitz is vor uralters Zeit no' neben die zwoa andern gstandn," erzählte die Mutter. „Drauf hat a starka Ries' sei' Burg g'habt und der hat si' in seiner Gottlosigkeit vermess'n, 'n Himmi zu erobern. Felsen aaf Felsen hat er zurig'schleppt und aaffi bau'n hat er woll'n bis ans Himmig'wölb — da hat der ‚Thor' sched an' Deuta g'macht, a Blitz, a Dunner — und der Riesenbau is zamg'stürzt wie r a Kartenhäusl, d' Felsenstoa' san abikugelt über'n Berg, wiest es heunt no siehgst und ham den starken Riesen zamdruckt wie r a Maus. A so geht's allen, die si' vermessen gegen unsern Herrgott — und a so geht's vieln, die vermessen aaffi schaugn über eanan Stand, denn Haumuad (Hochmut) kimmt zum Fall!"

„Mei' Muaderl!" erwiderte Mirl lachend, „i hon mir's denkt, daß d' mir dös Mannl nöd umsunst dazählst. I bin der Ries', der Karlitschek der Himmi, i bin a arme Klöpplerin, er der vermögli Bauernsuhn und Haumuad moanst is 's, daß i aaffi schaug zu eam? Nenn's nöd a so. D' Liab gleicht ja alles aus — i hon a gean nöd z'wegn sein Reichtum, i hätt'n gean, waar's just a Bettelbua. Sitt daß ma Händ in Händ unsere Vodan begrabn, ham si' unsere Herzeln verbunden — neamd reißts ausananda — neamd; mir gaangs ans Lebn und grad so gaangs mein Buam."

„Meiz Leut! I hon ja nix dawider," entgegnete die Mutter; „i woaß selm nöd, wie's kemma is — alle Tag is da Bua in Hoa'gast umma kemma — ös habts als Kinda um enkern Vodan g'flennt, oans hat dös ander tröst und bal habts ös 's Load vogeß'n, habts g'spielt und sads älta worn und älta und so sads Liabsleut worn — in all'n Ehr'n, i woaß's."

„Ja," fiel Mirl lebhaft ein, „und sit da Zeit is d' Welt so viel schöner für mi, i bin nit arm, i bin reich, Muaderl, bin glückli, alles glanzt vor meine Aug'n, schöner no', als durt die Ossaspitz'n glanzen im letzte Sunnaschein."

„Siehgst es voglanzen!" sagte die Alte, „siehgst es, iatz sans scho' fahl, blasser werns und blasser, da Schattn steigt aaffi, schaug grad hin — aus is's mit'n Glanz! 's dauert alles nur a Weilal und nacha is's goa! Wenn d' Sunna owi is, wird's wieder finster."

„Aba d' Sunn kimmt wieder," antwortete Mirl beharrlich, „in etli Stund siehgst d' Felsen wieder leuchten grad wie voarhin — mit no' schönerer Pracht!"

„Dazwischen liegt d' Nacht," meinte die Mutter, „die Nacht — 's Unglück. — D' Nacht hat mir mein Seppn gnumma und sit der Zeit hon i koan Sinn mehr g'habt für all' die Pracht! I schaug mit andere Aug'n in d' Welt, wie du, mei' Deanl, und laß dir's sag'n, was i sehg. Mirkst denn nöd lang, daß uns die Valsin, 'n Karlitschek sei' Muada, nimmer leid'n kann? Mirkst denn nöd, daß 's an nix weniger denkt, als ihran Buam z' übergeb'n und in Leitum[1]) z' gehn? Siehgst nöd, wie sie si' zamputzt in nuiara Zeit grad wie r a jungs Weibats trutz ihre fünfavierz'g Jahr, mit oan Wort, daß sie 's Heiratn stärker im Sinn hat, als 's Uebergeb'n?"

„Dös hon i woltern alles übersehgn," erwiderte Mirl, ihre Arbeit weglegend, teils weil die Dämmerung nicht mehr gestattete, die Stecknadeln auf dem Klöppelkissen genau zu unterscheiden, teils weil sie über die Rede der Mutter erschrak.

„Ja, d' Liabsleut san halt alleweil blind!" fuhr die Mutter fort, „desto schärfa sehgn andere Leut und vor allem a Muada, die um ihra Kind b'sorgt is."

Und nun erzählte sie ihrer Tochter, wie die Valsenbäuerin noch zu Lebzeiten ihres Mannes den Multerer Hans, welcher auf dem Hofe Oberknecht war, nicht ungerne gesehen hätte. Der Hans war ein schöner, stolzer Bursche, der Bauer ein griesgrämiger Alter, und deshalb bevorzugte die noch jugendliche Bäuerin den ersteren in unverkennbarer Weise.

Sobald der Bauer dieses merkte, schickte er den Knecht, ohne irgend ein Aufsehen zu machen, aus dem Dienst und der Multerer Hans verdingte sich in der Gegend bei Neugedein. Als wenige Monate später der Raubmord an dem Valsenbauern verübt wurde, glaubte man allgemein, der Multerer würde sich jetzt

[1]) Sagmanln = Märchen.

[1]) Leitum = Austrag.

der verwitweten Bäuerin wieder nähern, aber man täuschte sich. Hans zog weit fort. Man hörte und sah nichts mehr von ihm und vielleicht dachte selbst die Balsenbäuerin nicht mehr an ihn. Da, nach mehr als zehn Jahren, erschien der Multerer plötzlich wieder, er hatte sich in der Fremde ein Stückchen Geld erspart und die Sehnsucht nach der Heimat trieb ihn, wie er sagte, wieder in den Böhmerwald zurück.

Seit sechs Wochen hielt er sich in Neuern auf und man sagte, er ginge mit dem Gedanken um, sich ein kleines Bauernanwesen zu kaufen und sich mit einem braven Mädchen zu verheiraten.

Gleich nach seiner Rückkehr hatte er die Balsenbäuerin besucht und wurde von dieser aufs freudigste bewillkommt. Mirls Mutter fiel es sofort auf, als die Nachbarin am nächsten Feiertag in neuer, fast jugendlicher Kleidung zur Kirche nach Sankt Katharina ging. Dort hatte sich auch Hans eingefunden und es traf sich wie zufällig, daß beide nach der Kirche im Wirtshause an einen und denselben Tisch zu sitzen kamen.

Karlitschek kam dem Wiedergekehrten mit unbefangener Freundlichkeit entgegen. Mit ihm verknüpften sich so viele Erinnerungen seiner Jugend, er hatte von ihm reiten, Peitschen knallen, Mundharmonika spielen und Klarinettblasen gelehrt und war ihm mit besonderer Liebe zugethan. Von dem zweideutigen Verhalten seiner Mutter zu Hans verstand und wußte er damals noch nichts und hatte auch jetzt noch keine Ahnung davon.

Auch die folgenden Feiertage trafen der Multerer und die Balsin immer wie zufällig in St. Katharina zusammen. Die Bäuerin kleidete sich immer sorgfältiger, legte sich immer weniger Zwang auf, ihre Neigung zu dem hübschen Manne zu verbergen, und der Wirt in Katharina glaubte keck im Spaße die Frage wagen zu dürfen, bis wann er sich auf die große Hochzeit herrichten solle.

Die Balsenbäuerin schlug ihn mit der Hand sachte auf den Mund und lachte, und der Multerer machte ebenfalls ein triumphierendes Gesicht.

So stand es acht Tage vor dem Beginn unserer Erzählung. Heute war Markt in Neuern. Karlitschek hatte seine Mutter in einem schönen Wagen dorthin gefahren.

Mirl horchte seit Stunden vergebens auf das Wagengerassel, welches die Heimkehr des Geliebten verkünden sollte.

Ueber der Erzählung der Mutter war es fast Nacht geworden. Mirl hatte aufmerksam zugehört, aber sie konnte den Glauben ihrer Mutter, daß ihrer Liebe deshalb Gefahr drohe, nicht teilen. Wohl war es ihr, als lege sich jedesmal bei Nennung des Multerers eine trübe Wolke auf ihr Herz. Sie konnte sich des Burschen noch gut erinnern; er hatte sie immer mit der Peitsche davongejagt, wenn sie zum Aehrenlesen auf die Balsenfelder kam, er nahm ihr sogar einmal den Aehrenbündel weg, weil er so groß war, und die Arbeit eines ganzen Tages wurde ihr dadurch zu nichte. Er hatte sie „Bettelpack“ genannt und von jener Zeit an ging sie niemals mehr aufs Aehrenlesen.

Dieser Mann hatte das kleine Mädchen dadurch um manchen Sparpfennig gebracht. So lieblos wie er war ihr niemand sonst begegnet, und jetzt, da die Mutter seiner erwähnte, stand er wieder im Geiste vor ihr, die Peitsche in der Hand, ihr den Aehrenbündel entreißend, sie beschimpfend und —

„Wer is 's? Was g'hoißt ma!“ rief jetzt eine Stimme hinter ihr, während zwei Hände sich über ihre Augen legten.

„Karlitschek!“ rief das Mädchen erfreut.

„Was g'hoißt ma?“ fragte der Bursche, ihr die Augen noch immer verdeckt haltend.

„Was magst?“ fragte Mirl lachend entgegen.

„An' Schmaz, wenn's d' Muada dalaubt,“ lautete die Antwort.

„Nimm dir'n!“ rief Mirl.

Das war rasch abgethan.

Der so unbemerkt Herzugekommene war ein kräftiger Bursche. Seinen Kopf mit dem gelockten, beinahe weißlichten Flachshaar bedeckte ein niederer, breitkrämpiger, schwarzer Filzhut mit einem Strauß aus künstlichen Nelken und Flieder. Sein übriger Anzug bestand aus einer dunkelblauen manchesternen Jacke, einem karmoisinroten Halstuch, dessen Enden unter dem Hemdkragen hervorstanden, einer grünseidenen Weste mit silbernen Knöpfen, schwarzledernen Kniehosen, in deren rechter Schlitztasche das silberbeschlagene Eßbesteck seinen Platz gefunden, blauen Strümpfen und Halbstiefeln, welche faltig über die halbe Wade hinabfielen.

Ein kleiner weißblonder Schnurrbart bedeckte des Burschen Oberlippe und aus seinen großen blauen Augen sprach ein gewisses Selbstbewußtsein, aber auch der Frohsinn der Jugend und in diesem Augenblicke die aufrichtige Freude und das Glück, sein Deanl umfassen zu können.

„I hon dein Wagn gar nöd kemma hörn und hon so sehnli glust darnach“, sagte Mirl.

„Glaub's wohl,“ entgegnete Karlitschek, sich lächelnd zwischen das Mädchen und deren Mutter setzend, „dös hat sei' eigne Bewandtnis. 'n Multerer Hans ham ma z' Neuern troffen und der hat uns 's G'leit geben bis auf Katharina. Da ham ma zurikehrt und wer is da gwen? der alt Richter Veri von Rittsteig mit sein Hergottsmantel! Der Alt' is z' Neuern am Kirta gwen und hat si' so matt ganga, daß er koan Schritt mehr weiter kann. So hon eams halt ghoaßen, daß i 'n mitnimm auf mein Wagl. I hon glei wieder weiter wolln, aber d' Muada hat a Antenbraten und a Flaschen Wein aufstelln lassen, — i woaß nöd, die laßt in neuerer Zeit ganz erschreckli viel aufgehn — und so war vor a Stund koa' Furtkemma. Mi aber hat's triebn zu dir hoam, Mirl. ‚Iß d' Anten,‘ hon i g'sagt; ‚i geh diaweil hoam und sag's 'n Veri seina Tochta, daß 's koa Angst nöd hat‘. ‚Is recht‘, sagt der Multerer Hans drauf, ‚i fahr dei' Muada und 'n Veri hoam‘. Da Muada is 's recht gwen und mir natürli aa. So krieg i no' a guate Nacht von meim Deanl. So, und iatz greints[1]) mi alle zwoa aus.“

Und ehe noch Mutter und Tochter eine Antwort gefunden, hatte er letztere wiederholt umschlungen,

[1]) Greinen = auszanken.

dann aber die Mundharmonika aus der Tasche genommen und an den Mund gesetzt. Nach einem einleitenden Akkorde sang er, wahrscheinlich durch den Genuß des Weines angeheitert, folgende Gsangeln, zwischen denen er lustig die Mundharmonika blies:

„'s Baml bleit, 's Bacherl klingt,
's Wulkerl fluigt, 's Vogerl singt,
Waa der am Glück koa' Diab
Da Bua ohne Liab?
Hearzerlo! Deanerlo!
Setz ma r uns hi am Bo',
Sog ma 's grod, lauma 's hean:
Hoſt mi denn gean?" [1])

Der Sänger wollte Mirl mit neuen Zärtlichkeiten überhäufen, aber die Mutter hielt es an der Zeit, ihnen Einhalt zu thun.

„Karlitschek," sagte sie, „'n Richter Veri seina Tochta sollst Botschaft thoa'."

„Jeß, auf dös hätt i iatz ganz vergessn!" rief der Bursche. „J bin heunt ganz z'wirrt im Kopf."

„Dös mirk i!" antwortete die Frau, „drum is 's guat, wennst gehst. Laß 'n Veri sei' Tochter nöd länger in Angst."

„Muaderl, gehts ös aaffi," bat der Bursche, „i hüat diaweil 's Mirl."

„Laß mi gehn," sagte das Mädchen, „glei bin i wiedr z'ruck. D' Godl braucht mi' eh ge!"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie einem kleinen Häuschen in der Mitte des Ortes zu, wo ihre Taufpatin, die schon an die sechzig Jahre alte, abgemagerte Tochter des Richters Veri, krank zu Bette lag und über das lange Ausbleiben ihres alten Vaters in nicht geringer Sorge war, welche nur durch Mirls Nachricht wieder glücklich von ihr genommen wurde.

Mirl ging in diesem Hause oft zu und ab. Sie brachte dem alten Manne und der kranken Godl dann und wann ein Häfchen Kaffee oder eine gute Mehlspeise, und wenn es sich gerade traf, daß der alte Veri gleich seiner Tochter krank und bettlägerig war, dann räumte sie ihnen die kleine Wohnung zusammen, besorgte ihnen die Wäsche und that nebst ihrer Mutter alles, was ihre eigenen, ärmlichen Verhältnisse ihnen gutes zu thun gestatteten.

Auch jetzt kam sie dem Wunsche der Kranken nach, die sie in „Gott's Nam'" bat, ihr die Milch heiß zu machen, damit sie eine warme Suppe bekäme und auch der Vater, sobald er zurück sei, seine gewohnte Abendmahlzeit vorfände.

Mirl erfüllte bereitwilligst diese Bitte, so schwer es sie auch ankam, Karlitschek auf ihre Rückkehr warten lassen zu müssen oder vielleicht heute gar nicht mehr zu sehen, denn die Mutter duldete den Hoa'gast nicht über das Gebetläuten hinaus.

Sobald die Abendglocke ertönt, schweigt plötzlich im Dorfe das lärmende Leben, alles begibt sich in die Häuser und meist zur Ruhe, um am nächsten Tage wieder frühestens bei der Hand zu sein.

Mirls Mutter, im Dorfe die Federseppin genannt, war ihrerseits froh, mit Karlitschek unter vier Augen ein Wort sprechen zu können. Sie unterbrach, nachdem sich die Tochter entfernt, sofort den Burschen, der ihr in seiner Fidelität ein lustiges Stückchen nach dem andern auf der Mundharmonika vorspielen wollte, indem sie sagte:

„Karlitschek, steck dei' Harmoni in d' Taschen und laß mit dir reden."

„Red's, Muaderl," antwortete Karlitschek lachend. „J spiel halt heut viel falsch, drum mögt's nix mehr hör'n."

„Du spielst nöd falsch, Karlitschek, nöd auf dein Instrument, nöd mit dein Herzen, dös woaß i. Du bist a braver Bua, bist mein Mirl herzli zuathan. 's gleich' Unglück hat enk schon als Kinder zamg'führt, ös seids enk guat gwen und habts enk gern kriegt, 's war nöd zu verhindern, aaf amal is 's gwen, wie 's is, und trifft mi amal a Schuld, so wär 's die, daß i di selm gern hon, als wärst mei' eigner Suhn."

„Nu," warf der Bursch dazwischen, „soll's ebba anders wern? Ah so, es moants —"

„J moan," fiel die Frau ein, als Karlitschek stockte, „daß der ganz Reichtum von mein Mirl ihr guater Ruaf und ihra Ehrbarkeit is, und um boad is 's gschehgn, wennst moanst, i kunnts länger dulden, daß d' unter meine Aug'n auf der Gred herauß 's Deanl umhalst, als verstehet si dös von selm."

„Ja, ja," meinte Karlitschek, „'s nachst Mal geh i halt eini in d' Stubn und wart, bis ös draußen sads. Ja, ja, Muader, ös brauchts dös nöd z' sehgn."

„Da schau her, so gscheid bist?" sagte die Federnseppin, über des Burschen Freimut unwillkürlich lächelnd. „So was schlag dir nur glei aus 'n Kopf. J därf's nimmer leiden, i leid's nöd."

„Nacha hol i mir's halt in mei Stubn ummi in'n Hof," erwiderte Karlitschek, „hol ma 's als mei Bäurin und nacha laß enk extra nöd zuaschaun."

„Wann holst es?" fragte die Mutter.

„Wann? No heunt mach i 's mit meiner Muada aus, daß 's mir 'n Hof übergibt und daß 's mir 's Mirl hoam bringa laßt als Schwiegertochter. Drauf geht mei Sinn von jeher und a so wird's, so wahr i will seli wern. Und ös, Muaderl," wandte er sich dann schmeichelnd zu der Alten, „kinnts ja eh nimmer ‚na' sagn, gelts?"

„G'wiß nöd," antwortete sie. „Wüßt i nöd, daß d' es im Sinn, wär i a schlechte Muada gwen, hätt' i 's so weit kemma lassen. Aber was nutzt mei ‚Ja'; dei Muada, Karlitschek, is anders g'sinnt. Vom Uebergebn redst? Kann sein, daß sie 's in Sinn ghabt no' vor etli Wochen. Moanst nöd, es kunnt iatz anders worn sein, sie kunnt si' g'wend't hab'n?"

„Wüßt nöd, wie so," erwiderte der Bursche sichtlich überrascht.

„So hast nix gmirkt?" fragte die Federnseppin. „Js dir nix aufg'fall'n die letztn Sunnta her, wenn 's aaf Katharina is in d' Kircha? Und aa nöd heunt?"

„Kunnt ma nix denken," antwortete Karlitschek. „Sagt's, was wißts, i bitt enk drum."

„No' so mirk auf! Sollt dir no' niermals der Gedanken komma sein grad in der letzten Zeit her, daß dei' Muada — sie is no' a guat zamg'richte Frau — no'-

---

[1]) Joseph Rank hat in seinem vortrefflichen Buche „Aus dem Böhmerwalde" viele solche Nationallieder gesammelt. Dieses Werk wurde bei vorliegender Geschichte öfters als Quelle benützt; ebenso H. Möchels empfehlenswerter Führer.

mal ihran Stand ändern, i moan, daß 's no'mal heiraten kunnt?"

„A Gspoaß!" rief der Bursche. „Dös kost mir dengerst an' Lacher! Wie kemmts auf so an' Gedanken?"

„Wie? Mit an' oanzigen Wörtl wern aa dir d' Aug'n aufgehn."

„Und wie hoaßt dös Wörtl?"

„Dös hoaßt Multerer Hans," entgegnete mit Nachdruck Mirls Mutter.

Karlitschek fuhr erschrocken auf. Unwillkürlich griff er mit der Hand an die Stirn, es war, als ob ein plötzlicher Windstoß von Gedanken durch seinen Kopf sause.

„Sakra!" rief er. Aber schon im nächsten Augenblick saß er wieder an der Seite von Mirls Mutter und sagte, als wollte er sich selbst beruhigen:

„Muaderl, da seids am Holzweg. Der Multerer Hans is a tüchtiger Knecht gwen auf unserm Hof, er muaß 's zu was bracht hab'n die Zeit über, wo er furt gwen is. Daß d' Muada große Stück auf eam halt, dessell ist gwiß, daß 'n gern wieder als Moar eindinget, dessell glaub i schier, ja, ja, aber weiter — na', weiter is gwiß nix dran."

„Tollpatsch!" versetzte die Frau. „Wollts 'n grad als Knecht oder Moar eindinga, lassets gwiß koa' Anten braten und koan Wein auftischen, dazu hätt' sie si' koa' nuis Gwand a'z'schaffen braucht und was alle Leut gsehn ham, wie liab und trauli daß 's mit dem Mann thuat, du, da Nachst, du bist es ganz alloa, der nix gsehgn hat."

„So was thuat ma mei' Muada nöd an," rief Karlitschek; „na', na', Herrgott, dös wär a zwidere Sach! Jeß, jeß, so was kann i gar nöd denken! Oes werds ja sehgn, ös habts enk g'irrt. I woaß gar nöd, wo mir der Kopf steht. Er muß alle Augenblick mit der Muada hoamg'fahrn kemma; g'hört hon i schon, wie's gsagt hat, er braucht heunt nimmer hoam z'gehn auf Neuern, er kunnt in unsern Hof übernachten. In der Knechtkammer, hat drauf der Multerer gmoant, steht ja von jeher a gfeierts Bett und da bleibt er heut Nacht."

„In der Knechtkammer?" fiel Mirls Mutter lachend ein. „Da wett i do' glei mit dir, daß die Knechtkammer enka schöne Stubn oben is, wo's die ersten Ehrengäst beherbergts, die zu enk kemma."

„Muada," rief Karlitschek, „werds dengerst nöd recht habn? Wenn dös der Fall, daß 'n in die schö' Stubn aafi thaat, Jeßes, nacha waar's fredi a so! Aber i glaub's nöd, i kann's nöd glaub'n!"

In diesem Augenblick tönte das Glöcklein von der Rittsteigkapelle zum Ave Maria. Die Witwe faltete ihre Hände zum Gebet und auch Karlitschek nahm den Hut ab. Beide waren aufs tiefste bewegt. Ueber die Wangen der Frau rannen ein paar Thränen nieder, Karlitschek aber stierte gerade vor sich hin; auf seinem frohen Lebenswege stellte sich ihm plötzlich ein diesen Frohsinn vernichtendes Ungeheuer in den Weg; seine Gedanken waren unklar, Furcht und Aerger und alle möglichen Empfindungen tobten in seinem Innern.

Man hörte jetzt Wagengerassel.

„D' Muada kimmt," sagte Karlitschek. „Wo d' Mirl so lang bleibt? I werd's holn."

„Geh liaba hoam," erwiderte die Witwe. „Sei gscheid, Karlitschek, und fang nix an! Vergiß nöd, was d' deiner Muada schuldi bist; sie hat ihren frei'n Will'n. Tratz s' nöd durch Grobheit, bring's durch d' Liab auf dei' Seiten, nacha kann ja alles wieder guat wern. Jetzt geh hoam, der Wag'n hat schon am Hof g'halt'n; 's Mirl werd i von dir grüaßen; guate Nacht!"

„Guate Nacht!" erwiderte der Bursche mit seltsam stürmischen Gefühlen. „I schrei enk's heunt no' zua, daß's unrecht ghabt habts. Guate Nacht!"

Und er eilte seinem Hofe zu. Fast hätte er einen eben des Weges kommenden alten, kleinen Mann zu Boden gerannt. Die Federnseppin hielt den Wankenden noch rechtzeitig auf.

„Vergelt's God tausendmal!" rief der Alte mit zitternder Stimme. Es war der Richter Veri, das Mannl mit dem Hergottsmantel.

II.

Der Richter Veri war ein altes, eisgraues Männlein. Er war auffällig durch einen uraltmodischen, grauen, vielkrägigen Tuchmantel, dessen oberster Kragen aus Samt bestand, der früher rot gewesen sein mochte, im Laufe der Jahre aber gleichfalls grau geworden war. So oft der Veri zur Kirche ging, trug er diesen Mantel, gleichviel ob Winter oder Sommer.

Dieses Kleidungsstück war einst Eigentum des kurbayrischen Oberst zu Pferd Joh. Bapt. von Walser auf Syrenburg, welcher 1702 als Befehlshaber der Bayern die Schanzen auf der Kampfheide verteidigte. Diese im spanischen Erbfolgekrieg zur Sicherung der Grenze gegen Böhmen angelegten Schanzen bestanden aus elf Redouten, geraden Linien und Verhauen, teilweise noch jetzt erhalten, und ziehen sich längs der Grenze in einer Länge von drei Stunden von Schachten bis Rittsteig hin. Man heißt deshalb die Strecke „die Kampfheide."

Die kurbayrischen Truppen konnten den andringenden Oesterreichern nicht widerstehen, wichen zurück, und so ging es auch an andern Orten Bayerns, welches hierauf zehn Jahre lang das Joch der Fremdherrschaft tragen mußte.

Bei diesem Rückzuge ließ der Kommandant, welcher in Rittsteig und zwar im Häuschen des Veri, damals das einzige mit Mauerwerk, sein Hauptquartier genommen hatte, seinen Reitermantel zurück.

Nachdem Veris Ahnherr dieses Kleidungsstück viele Jahre aufbewahrt hatte, ohne daß dasselbe requiriert wurde, konnte er es als sein Eigentum betrachten. Dieser Ahnherr war Scharfrichter der zwischen Furth und Cham gelegenen Herrschaft Runding, welche mit dem Blutbann ausgezeichnet war. Er wurde gelegentlich der Fremdherrschaft nicht nur zu Hinrichtungen wirklicher Verbrecher und Missethäter, sondern auch zu solchen von vaterlandstreuen, der Fremdherrschaft gefährlich scheinenden Patrioten gezwungen.

So traf es sich, daß er einmal bei fürchterlicher Kälte mit einem Delinquenten, dessen Verbrechen nur bayrische Treue zu seinem verbannten Fürsten war, zur Richtstätte fuhr. Der Scharfrichter hatte sich in seinen dicken Mantel gehüllt; der Delinquent aber, nur angethan mit dem leichten Armensünderhemde, schnatterte und wimmerte vor Kälte. Der Scharfrichter erbarmte sich desselben, wollte aber sein Gefühl für den Unglücklichen, der ein großes Kruzifix in den Armen hielt, nicht erkennen lassen, sondern sagte, seinen Mantel dem Delinquenten umhängend:

„I häng dir mein Mantel um, daß dei' Herrgott nöd erfriert!"

Der Verurteilte sah ihn mit einem dankbaren Blicke an und erwiderte:

„Der Hergottsmantel wird dir Glück bringen. Vergelt dir's Gott!"

Und er hüllte sich in das wärmende Kleidungsstück und war ruhig. Als man ihn, auf der Richtstätte angelangt, vom Karren steigen hieß und den Mantel zurückschlug, war er tot, zum Aergernis der schaulustigen Menge, die trotz der fürchterlichen Kälte das Schafott umstand, aber zur größten Beruhigung des Scharfrichters, der den Mantel von der Leiche nahm und seine nun selbst vom Frost beinahe erstarrten Glieder wieder darein hüllte. Er sagte sich von jenem Tage an von diesem blutigen Geschäfte los, selbst nicht Gewalt konnte ihn mehr dazu bewegen. Seinen Mantel aber nannte man seit jener Zeit den „Herrgottsmantel". Er blieb ein wertvolles Kleinod in der Familie, in welche mit ihm der Segen Gottes eingezogen schien.

So vererbte er sich herab bis zu dem letzten Besitzer, dem Veri. Beim „Scharfrichter" hieß es früher am Hause, jetzt sagte man abgekürzt „Richter" und deshalb ward der Alte der „Richter-Veri" genannt. Er war schon weit über achtzig Jahre alt, und da er trotz seiner kleinen Figur den bis zum Boden reichenden Mantel trug, so sah man von dem ganzen Manne nichts, als die mit einem großen Schirme versehene, einer Holzmütze ähnliche, dunkle Kopfbedeckung und den Mantel.

So lächerlich auch dem Fremden die Erscheinung sein mochte, die Einheimischen blickten mit einer gewissen Verehrung nach dem „Herrgottsmantel", denn sie hielten ihn für „a g'weihts G'wand" und wenn der alte Veri in der Kirche, sei es in Neukirchen zum hl. Blut oder in St. Katharina erschien, so machte man ihm gerne im Stuhle Platz und einer sagte zum andern:

„Ruck für 'n Herrgottsmantel."

Bei dem großen Hange zum Aberglauben, der in dieser sonst vom Verkehre der Welt abgeschlossenen Waldgebirgsgegend tief und allgemein wurzelte, konnte es auch nicht fehlen, daß dem Herrgottsmantel allerlei geheimnisvolle Kraft zugeschrieben wurde. So sagte man, daß die vom Teufel Besessenen kuriert würden, sobald man ihnen diesen Mantel unter gewissen Beschwörungen umwerfe, oder daß der verstockteste Sünder durch Bekleidung mit diesem Mantel in sich gehe und fromm werde, und dergleichen mehr. Inwiefern man hiefür Beweise wissen wollte, ist deshalb nicht von Belang, als ja das an Wunder gewöhnte Volk alles glaubte, was ihm unbegreiflich war, und der Schneider, welcher dem kurbayrischen Obristen einst diesen Mantel zugeschnitten, konnte sich im Grabe noch darüber freuen, was er für ein Zauberstück für die gläubige Menschheit zuwege gebracht hatte.

Aber zur Ehre des Richter-Veri sei es gesagt, daß er sein Kleidungsstück niemals Geldes halber zu einem solchen Humbug herlieh, im Gegenteile war es bekannt, daß der Versuch damit nur um „Gottslohn" gemacht werden dürfe, wenn der Mantel nicht ein für allemal seine Kraft verlieren sollte. Aber selbst hierzu bot Veri nur in besonderen Ausnahmsfällen die Hand. Er war bei dem Zolleinnehmer in Rittsteig als Amtsdiener verwendet, bis er wegen hohen Alters in Gnaden seines Dienstes enthoben wurde. Er bezog eine winzig kleine Pension, zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben, und diese teilte mit ihm noch eine kranke Tochter, welche sich nichts verdienen konnte. An dem Wenigen zehrten also zwei, und dennoch wäre es für die genügsamen Leute ausreichend gewesen, wenn nicht öfters Vater und Tochter zu gleicher Zeit das Bett hätten hüten müssen. In diesem Falle griff aber die Fedevnseppin und ihre Tochter, wie schon erwähnt, werkthätig ein und so richtete sich alles wieder zum Guten oder doch wenigstens zum Erträglichen.

Mirl hatte soeben die Milchsuppe für ihre Godl fertig, als ihre Mutter mit dem alten Veri zur Thüre hereinkam.

„Grein mi nur aus!" rief der Alte lächelnd seiner Tochter zu, die sich im Bette aufgesetzt hatte, „grein nur zua, daß d' an' solchen liaderlichen Vatan hast, der 's Lumpen no' anfangt in seine uralten Tag!"

„Ja Vata, wo bleibts denn in Gottsnam so lang?" fragte die Tochter.

„Glei sollst es hörn," erwiderte der Alte, den Mantel abnehmend, welchen Mirl an den Nagel zunächst der Thüre hing. Des Alten Kleidung bestand jetzt aus einer dunkeln Hose und einem Janker aus weißem Leinenstoff. Nachdem er auch die Mütze abgelegt, sah man, daß sein Kopf noch ganz mit dünnem Silberhaar bedeckt war. Sein freundliches Gesicht zeigte nur wenig Falten, seine Nase war spitz, außerdem hatte er einen kleinen Mund mit schmalen Lippen und kleine, noch frisch blickende Augen.

Er hatte sich in dem altmodischen, gepolsterten Lehnstuhl an den Tisch gesetzt und verzehrte mit großem Appetit die ihm von Mirl vorgesetzte Milchsuppe.

„Es geht halt nix über mei Milchsüpperl," sagte er zufrieden. „Wegen dem hon i der Balsenbäurin für dös Stückl Anten dankt, mit dem 's mir in Katharina aufg'wart' hätt'. I hon ihr justament schon gnua ‚Vergelts Gott' sag'n müassen, daß 's mi hat aufsitzen lassen auf ihra Wagl. Mei' liabe Zeit! der alt' Veri is vielleicht sei' Lebta no neamd so zur Last gwen, wie heunt der Balsin und 'n Multerer Hans."

„Ja erzähl mir nur d' Hauptsach, warumst di so lang verhalten hast," meinte die kranke Tochter.

„D' Hauptsach," erwiderte der Alte lächelnd, „is anemal 's End, also mei' glücklichs Hoamkemma,

denn da dran hon i schon zweifelt. I hon mei' Gangwerk überschatzt, hon schon denkt, i muaß im Wald Nachtherberg nehma, aber i hon mi dennerst glückli aaf St. Katharina gschleppt und bin ganz nobl hoamg'fahrn."

„Aber warum hast di in Neuern so lang verhalten? Dös ist schon recht leichtsinni von dir gwen," meinte die Tochter.

„Ja, ja," erwiderte der Alte lächelnd, „leichtsinni kannst es hoaßn, wennst erfahrst, daß a jungs, saubers Deanl schuld dran is. Ja, ja, lach nur, Mirl, mir g'falln halt die junga Deanln aa no' besser, wie die alten Weiber und was willst denn machen, wenn's durchaus a Verlanga nach mir hab'n, zumal wenn's in der ‚bayrischen Ecken' [1]) ang'siedelt san, da muaß ma' schon weg'n dem Nama sei' Best's thoa."

„Also seid's in Bayereck gwen?" fragte die Federnseppin.

„I selm anfangs nöd," antwortete der Alte, sein Brisilglas hervornehmend, zwischen den gestreckten Zeigefinger und den Daumen der linken Hand eine lange Prise Schmalzler streuend und diese mit einer gewissen Feierlichkeit in seine Nase verbringend. „I nöd," wiederholte er dann nach einem gedehnten, wohlgefälligen aaa!, „aber mei' Mantel. I bin in aller Fruah glückli nach Neuern kemma, hon mi beim Bader rasirn lassen, 's Amt in der Kircha g'hört, meine kloan Einkäuf' am Kirta b'sorgt und nacha in mein g'wohnten Einkehrhaus mei' Mittagssuppen zu mir gnomma. Den schwer'n Mantel hon i neb'n mi hing'legt und nach'n Essen hon i halt, wie's allemal der Fall, eingnaffezt [2]). 's muaß nett a lange Zeit dauert hab'n, und wie r i wieder aufwach, is mei' Mantel verschwunden. Der Wirt aber laßt mi nöd lang im Schrecken und sagt mir, mein Mantel hättens g'holt zum Woferlbauer am bayrischen Eck, wo die junge, oanzige Tochter vom Teufl b'sessen wär und wo ma' glaubt, daß der bös' Feind verschwindet, wenn der Herrgottsmantel über 's krank Deanl g'legt wäret. Dös Ding war mir gar nöd recht. Des wißts, i leid's nöd, daß mei' Mantel überhaupt zu solchen Sachen verwendt wird, und daß i no' niermals an a übernatürliche Kraft bei eam glaubt hon. Desto mehr freili glaubn die andern Leut dran und der Glauben macht seli! So ham's halt dös arme Deanl, dem woaß Gott was fehlt und wo sie si' einbilden, es is vom Teufl b'sessen, mit mein Mantel zuadeckt; 's Deanl is wirkli drauf ruhiger worn, is wieder zu eam kemma, und die Freud im ganzen Hof muß a g'waltige gwen sein. Der Bauer selm hat mir den Mantel wieder hertrag'n und si' halt recht g'rührt bedankt. So is 's schon spät worn, bis i mein Hoamweg antreten hon. Da greif i schon über Kohlheim draus, wo i in der Leonhardskapellen an' Vaterunser hon beten wolln, in d' Manteltaschen und ziag da zwanz Guldenzettel außa. Die warn vom Bayerecker Bauern und sollten für die Kur sein, die mei Mantel bewirkt hat. Na', Veri, denk i mir, so was laßt dir nöd nachsagn, daß d' di für so a Dummheit von die Leut zahle laßt und bin schnurstracks wieder z'ruck bis aaf Bayereck und hon dem Bauern sei' Geld wieder gebn. Er wollt's nöd nehma, aber i bin drauf b'standen. Dafür aber hon i a großmächtige Freud erlebt, 's krank Deanl, Juscha hoaßt's, is mir z' Füaßen g'falln und hat mein' Mantel küßt. Da hon i gsagt, muaß geschmatzt sein, Deanl, so schmatz mi, und wirkli hat sie's than."

[1]) Darunter versteht man die Burgruine Bayereck in der Nähe von Neuern auf dem am linken Ufer der Angel aufsteigenden, reich bewaldeten Bergvorsprunge. Der Sage nach rettete sich ein unschuldigerweise geächteter und seiner Güter beraubter Ritter aus Bayern mit den Seinigen mühevoll über das Gebirge nach Böhmen, wo er an der Ecke des Böhmerwaldes eine Burg erbaute. Die Bewohner der Umgegend, denen er seinen Namen nie entdeckte, nannten ihn nur den „Bayer an der Ecke" und seine Burg „Bayereck". Die neuen, am Fuße des Berges sich festsetzenden Ansiedler aber hieß man die „Neuerer", woraus später der noch bis heute geltende Name Neuern entstand. Nach einer andern Angabe war Bayereck eine Grenzfestung, welche von den Bayern gegen Böhmen erbaut und von ihnen lange behauptet wurde. Mit Gewißheit ist nur bekannt, daß die Burg im 16. Jahrhundert dem Heinrich Payereck von Janowitz gehörte und im dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstört und niedergebrannt wurde.

[2]) Eingeschlafen.

„Ja Vata, schamst di nöd!" rief seine Tochter verweisend.

„Na', i scham mi nöd!" entgegnete der Alte, vergnügt lächelnd bei der Erinnerung an das eben Erzählte. „Nacha ham's mir mit böhmischen Dalken aufg'wart und hätten mir gar viel Guats anthan, wär i nöd auf und davon. Z'erst aber hon eana no' an' Teufl aus'n Haus triebn, hon eana gsagt, daß 's a Dummheit is, a natürliche Krankat, 'n Krampf, 's Fiaba und halt so allerhand Sachen auf'n Teufel sei' Rechnung z' schreibn und oans für b'sessen z' halten, dös im Herzen braver ist, als der g'sundest Mensch, und daß mei Mantel aa koa' andere Kraft hat, als daß er mir warm macht, wenn's kalt, und no wärmer, wenn's warm is."

„Aber 'n Deanl hat er dengerst g'holfen?" fragte die Federnseppin.

„Ja no', was hilft nöd oft?" versetzte der Alte, wiederholt eine Prise nehmend. „'s Deanl hat a Nervenkrankat, da ham's ihr vürg'macht, der Herrgottsmantel machts g'sund, sie hat g'wart und g'wart drauf, hat förmli vibriert, und wie er endli kemma is, da is 's ihr leichter worn, sie hat si' einbild', es wird ihr besser, und besser is ihr worn. Dös is d' Nervenkrankat, die kenn i von meiner Tochter dort. No' also, dös Ding is guat, 'n Schmatz hon i kriegt, dös is d' Hauptsach, und nacha hon i mi halt schö' langsam hoamdrollt. Aber halt d' Füaß, aber halt d' Füaß! Hon schon denkt, i kimm nimmer eini auf St. Katharina, da bin i hing'falln auf d' Ofabank und da lieget i iatzt no', wenn si' nöd der Karlitschek, der brav Bua, um mi dabarmt hätt."

„Gehn ma hoam," sagte Mirl zu ihrer Mutter bei Nennung dieses Namens.

„Er is längst dahoamt," antwortete die Mutter, den Gedankengang ihrer Tochter erratend. Bleib nur da, der Veri erzählt uns vielleicht no' mehr."

„Ja freili!" versetzte der Alte. „Grad für di, Mirl, hon i no was hinten. I hon was g'hört, dös mir nöd recht taugn will. Lust's! I lieg auf der Ofenbank, der Karlitschek is furt und die Balsin sitzt mit 'n Multerer Hans ganz alloa in der Stub'n am kloan Tischl z'nachst 'n Ofen. Der Wirt, der Kalfakter, hat 's gern alloa lassen. I bin ja neamd gwen, alle ham's glaubt, der alt Krackler schlaft; 's war aber nöd wahr. I hon grad d' Aug'n zua g'habt und g'hört

hon i alles wohl und übel. I saget Enk nix davon, wenn's nöd mei liabe Mirl angaang, kurz, 's Heiraten ham's ausg'macht mitanand."

„So is 's wirkli wahr?" rief Mirl, erschrocken die Hände zusammenschlagend.

„Ja, ja, es ist schon a so!" versicherte der Alte und nun erzählte er des Längern und Breiten und betonte namentlich die auf die Uebergabe des Hofes bezüglichen Reden des Multerers und der Balsenbäuerin.

Als nämlich ersterer dieses Thema berührte, versicherte letztere, damit könne sie es halten, wie sie wolle, ihr verstorbener Mann hätte auf den künischen Balsenhof hergeheiratet, dieser sei ihr Eigentum gewesen und sie habe sich dasselbe auch vorbehalten. Sie könne nach Gefallen darüber verfügen und es dränge sie ohnedem nicht, nach dem Willen Karlitscheks zu thun, der keine andere Absicht habe, als das arme Federnseppenmirl als Bäuerin heimzuführen.

Der Multerer äußerte sich hierauf sehr mißfällig über dieses Verhältnis, verlangte aber ungeniert von der Bäuerin, daß sie ihm den Hof als Miteigentümer anheiraten müsse, da er sonst, im Falle der Bäuerin etwas Menschliches begegnen würde, von Karlitschek mit Schande und Spott davongetrieben werden könnte. Er selbst aber hätte gewiß nichts anderes vor, als seiner Zeit den Hof im besten Zustande dem Sohne der Bäuerin zu übergeben, vorerst aber wollte er vollständig ein künischer Freibauer werden.

„Und d' Balsin hat eing'willigt?" fragte die Federnseppin.

„In was willigt so a alts, verliebts Wei nöd alles!" erwiderte Veri.

„Mei' armer Karlitschek!" seufzte Mirl leise, doch nicht so leise, daß es die Mutter nicht gehört hätte, und sie drückte ihr teilnahmsvoll die Hand.

So nah dem geträumten Glücke, mußte das Mädchen aus dem schönen Traume erwachen!

Der alte Veri aber erzählte weiter, daß ihm endlich der Diskurs der beiden alten Liebesleute so zuwider geworden sei, daß er sich stellte, als erwache er, und so endlich die Heimkehr veranlaßt habe.

Die Bäuerin hätte ihm zwar noch den übrig gebliebenen Antenkragen zum „abfieseln" gegeben, wofür er aber in Anbetracht seiner Zahnlosigkeit danken mußte; das Gläschen Wein aber, welches sie ihm anbot, habe er dankbar angenommen. Er sei aber herzlich froh gewesen, als man sich zum Nachhausefahren richtete, und noch froher sei er jetzt, daß er sein Milchsüpplein in so lieber Gesellschaft habe verzehren können.

Die Federnseppin und Mirl verabschiedeten sich nun von dem alten Manne und seiner Tochter, versprachen, am andern Morgen wieder nachzusehen und verließen das Haus unter herzlichem Dank und Segenswünschen der Zurückbleibenden.

Schweigend hatten sie ihr Häuschen erreicht, Hand in Hand waren sie dahin gegangen. Von der schönen Stube des Balsenhofes leuchtete ihnen Licht entgegen, es war alles so, wie die Witwe es vorausgesehen.

Vor ihrem Häuschen angelangt, fanden sie einen Mann auf der Bank sitzend. Er hatte die Ellenbogen auf die Kniee und den Kopf in die Hände gestützt. Es war Karlitschek, welcher so mit sich beschäftigt war, daß er die Ankommenden gar nicht hörte.

„Karlitschek!" rief ihm Mirl schmerzlich entgegen.

Jetzt sprang der Bursche erschrocken auf und ergriff Mirls Hand.

„Muada," sagte er dabei sich an die Federnseppin wendend, „ös habt's leider Gottes recht g'habt, er is wirkli in der schön' Stub'n!"

„Und was thuast du no' da?" fragte ihn die Frau in freundlichem Tone. „Geh hoam, Karlitschek, und thua, wie i dir g'sagt hon."

„I mach koan Schritt in mein Hof, solang der Multerer drin is und i werd sorg'n, daß er koa zwoats Mal mehr eini kimmt."

„Karlitschek, was willst thuan?" rief Mirl erschrocken und unter Thränen aus. „Was hast vür?"

„Dös woaß i no' nöd," entgegnete der Bursche. Und mit der Faust nach dem beleuchteten Zimmer des Hofes drohend, setzte er hinzu: „Aber guat geht's nöd aus, dessel is g'wiß!"

„Wirst denerst koa Gwaltthat machen?" rief die Frau.

„I woaß 's nöd," entgegnete Karlitschek, „i kann nix denka heunt, die G'schicht kommt ma z'gach. Nur dös woaß i, daß i mir mein Hof nöd so mir nix dir nix wegschnappa laß."

„Karlitschek," rief Mirl, „wie 's aa wird, i g'hör dei', obst reich bist oder arm."

„I will aber nöd arm sein!" rief der Bursche; „i laß mir mei' Sach nöd wegstehln. Morgn werd i a Wörtl mit eam reden, an dös soll er denken! Und iatz gute Nacht!"

„Wo willst hin?" fragte Mirl in höchstem Grade beängstigt. „Karlitschek versprich mir's, fang nix an!"

Sie hatte sich an ihn geklammert, Karlitschek aber machte sich sachte von ihr los.

„Guate Nacht, liabs Deanl!" rief er, „guate Nacht, Muada!"

Und ohne noch auf die Zurufe der Frauen zu achten, war er davongeeilt, nicht in der Richtung seines Hofes, sondern querfeldein, dem dunkeln Ossagebirge zu, und bald war er in der Dunkelheit der Nacht verschwunden.

„Heilige Muada Gottes, steh eam bei!" rief Mirl, „laß koa Unglück geschehn!"

„D' Nacht wird ummi gehn," tröstete die Mutter; aber Mirl erinnerte sich wohl der Worte beim Verglühen der Ossaspitzen und sie sagte unter Thränen:

„Jetzt sehg' i mei Glück verblassen, wie 's Abendrot auf den Ossaspitzen."

„Laß's guat sein!" tröstete die Alte die Tochter mit deren eigenen Worten, „morgen in der Fruah leuchtens wieder aufs neu."

Aber jetzt war es Mirl, die mit angsterfülltem Herzen erwiderte:

„Muaderl, darzwischen liegt d' Nacht — 's Unglück!" — —

III.

Karlitschek stürmte in die Nacht hinaus. Erst wußte er gar nicht, wohin er wollte, allmählich aber schlug er von ungefähr die Richtung ein, in welcher der Donnerwinkel lag. Dort hatte der Bruder seiner Mutter, der künische Donnerhofbauer, Donnerbauerngirgl oder auch „Schnupfgirgl“ genannt, sein Besitztum. Von diesem hoffte er Hilfe, hoffte, daß er die drohende Gefahr von ihm abwenden werde. Er hatte sich schon als Freibauer gesehen, Mirl als sein geliebtes Weib, und jetzt sollte er einem ehemaligen Knechte die Regentschaft überlassen, sollte zusehen, wie der Fremde auf seinem Eigentum wirtschafte, sollte für alt und jung zum Gespötte dienen!

Er konnte, er wollte sich nicht in diesen Gedanken fügen. Seine Mutter hatte sich von jeher nicht viel Mühe gegeben, sich seine Liebe zu gewinnen, desto mehr war dies bei seinem Vater der Fall, und seinen Verlust konnte er nimmer vergessen. Doch war er auch der Mutter stets ein gehorsamer Sohn gewesen.

Seiner Mutter Bruder hatte nach dem Tode seines Vaters die Vormundschaft über ihn übernommen. Der Donnerbauer hatte einen Sohn, welcher mit Karlitschek im gleichen Alter war und Wendelin hieß. Die beiden waren gut befreundet.

Wendelin sollte demnächst seine Hochzeit halten. Juscha, die vermögliche Tochter des Woferlbauern am Bayereck war seine Braut, dieselbe, welcher der Richter-Veri mit seinem Herrgottsmantel von ihrer Krankheit geholfen. Diese Krankheit hatte bis jetzt die Heirat unmöglich gemacht.

Karlitschek hoffte zugleich mit dem Vetter Freibauer zu werden, ja er hielt das für ganz gewiß und deshalb sprach er auch mit seinem Deanl und deren Mutter in solch bestimmter Weise.

Und nun plötzlich diese Veränderung aller Verhältnisse! Das hätte ein weniger aufbrausendes Blut in Fieberwallung gebracht, was Wunder, wenn der sonst so heitere Bursche, nun so plötzlich enttäuscht, in eine ganz rabiate Stimmung verfiel. Daß es das beste sei, sich von zu Hause zu entfernen, das sagte ihm sein Klugheitsgefühl; er durfte mit dem Multerer nicht zusammenkommen, er wäre imstande gewesen, den Vernichter all seines Glücks zu erschlagen. Den Vetter, den Donnerbauern, wollte er angehen, das ihn bedrohende Unglück abzuwenden, zu ihm trieb es ihn jetzt mitten in der Nacht durch pfadlose Wälder, über Gebirgsbäche und Schluchten.

Der vom Balsenhofe südlich etwa eine Stunde entfernte Donnerwinkel liegt in dem schmalen, romantischen Thale, durch welches der Osserbach in felsigem Bette von der Höhe des Berges zur Angel herabstürzt. Der nächtliche Wanderer bemerkte nur zu bald, daß er, trotz seiner Terrainkenntnis bei Tag, im Dunkel der Nacht und in dem dichten Tannenforste, welcher kaum das Durchblicken der Sterne gestattete, auf Irrpfade geraten sei. Die vielen, die Ossahänge einschneidenden Schluchten mit über grobes Steingeröll rauschenden Wild- und Sturzbächen mehrten sich, so daß der nächtliche Flüchtling den Osserbach, welcher ihn in den Donnerwinkel geführt hätte, längst übersetzt hatte, ohne es zu wissen, vielmehr diesen in weiter Entfernung vermutete und erst zu spät einsah, daß er sich völlig verirrt habe. Er gelangte an eine tiefe, weite Schlucht, in welcher der Wildbach rauschte, und er hoffte, dieselbe am Rande aufwärts schreitend, nachdem sie enger geworden, übersetzen zu können. In seiner Erregtheit schritt er immerfort aufwärts; die Schlucht, es war die des Müllerhüttenbaches, wollte nicht enden. Nach Umfluß einiger Zeit mußte sie aber doch ihr Ende erreicht haben, denn plötzlich hörte Karlitschek den Wildbach hinter sich rauschen und bemerkte, daß er aus dem Schwarzholz hinaus in Urwaldsbestände gekommen sei.

Der inzwischen aufgegangene Mond beleuchtete diese schaurig schöne Waldwildnis mehr und mehr, je höher er seine Bahn zog. Zwischen und auf riesigen Felsblöcken ragten die Urwaldsriesen gen Himmel und standen mit ihren lang herabhängenden, grünen Bärten da, wie die Alten vom Berge. Hier erblickt man fürchterlich große Weißtannen und Fichten, neben ihnen, gigantischen Gespenstern gleich, kolossale, abgestorbene Stämme ohne Wipfel und Rinde, mit verrissenen, vertrockneten Aesten, „dürre Helme“ genannt, im Sturze durch gesunde Bäume aufgehalten oder hingestreckt am Boden liegend, mit meist lang herabhängenden, vom Winde zerzausten Bartflechten, im fahlen Lichte des Mondes schaurig anzusehen.

Karlitschek hatte im Gegensatze zu seinen Landsleuten das Fürchten nicht gelernt, er merkte recht gut, daß er in die Nähe des Schwarzen Sees gekommen sei und er sah ein, daß er einhalten müsse, länger durch das Chaos übereinander gestürzter Felsmassen und Verhaue zu klettern und sich der Gefahr auszusetzen, Hals und Bein zu brechen, und daß es besser sei, den zu dieser Jahreszeit ohnedies schon zeitig anbrechenden Tag abzuwarten.

So warf er sich zu Boden, stützte seinen Arm auf eine bemooste Rane (gefallener Stamm), die erhabene Ruhe dieser nächtlichen Urwaldsregion mäßigte allmählich auch das Toben in seinem Innern und er vermochte endlich seine Lage ruhig zu überdenken.

Und ruhig mußte er geworden sein, denn er vertraute jetzt auf die Hilfe der Himmlischen, insbesonders dem Muttergottesgnadenbilde von Klattau, welches dadurch berühmt wurde, daß es, von einem frevlen Steinwurf getroffen, zu großem Staunen des Volkes und zur Zerknirschung des Thäters blutete. Er drückte sein Vertrauen zur Muttergottes, schon im Einschlafen begriffen, aus, indem er folgenden Vers vor sich hinsprach:

„I hon a Vertraua
Af una liabe Fraua,
Alle Ta' und alle Stund,
So geh ich nöd z' Grund!“
(Ich hab ein Vertrauen
Auf uns're liebe Frau,
Alle Tag und alle Stund,
So geh ich nicht zu Grund.)

Und an sein treues Deanl, das schwarze Mirl, denkend, die er bei ihrer Mutter im traulichen Häuschen wohl geborgen wähnte, schlief er ermattet ein und träumte sicherlich von seinem Mädchen weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriminalpsychologie des weiblichen Geschlechtes.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen XIX.)

Von

Ludwig Fuld.

Vor den Schranken eines südfranzösischen Schwurgerichts stand vor kurzem ein 26jähriger Mensch unter der Anklage, einen ehrbaren Einwohner seines Dorfes mittelst Erschießens aus einem Hinterhalte meuchlerisch ermordet zu haben. Bekanntlich fragt der französische Richter, so oft er mit einer Kriminaluntersuchung betraut wird, regelmäßig ou est la femme, weil er durch eine erprobte und befestigte Tradition die Ueberzeugung besitzt, daß in Frankreich der deus ex machina, welcher auch bei den Verbrechen die Hand stets mit im Spiele hat, in der Gestalt der Krone der Schöpfung auftrete. In der That war dem auch so in dem Falle, welcher den jungen Menschen vor die Assisen führte. Während seiner militärischen Dienstzeit hatte er die Bekanntschaft einer Frau Aveline gemacht, einer im vierzigsten Jahre stehenden und seit mehr als 15 Jahren verheirateten Frau, dieselbe hatte bis dahin mit ihrem Manne in größter Eintracht und Harmonie gelebt und ihre Ehe wurde von den Bewohnern des Dorfes einstimmig als eine musterhafte bezeichnet. Als die 40jährige, aber immer noch hübsche Frau den schönen jungen Soldaten durch Zufall kennen lernte, fühlte sie sich von einer heftigen Leidenschaft für ihn ergriffen. Ihr ganzes Sinnen und Trachten, ihr Dichten und Streben ging dahin, sich mit dem Geliebten ihres Herzens zu vereinigen und die Fesseln zu lösen, welche sie an ihren nunmehr ungeliebten, ja gehaßten Gatten knüpften. Die leidenschaftliche Zuneigung wurde seitens des Gegenstandes ihrer Liebe zwar erwidert, doch blieb sein Gefühl weit hinter der Glut zurück, welche diese Liebe im Spätsommer kennzeichnete, und er scheute sich nicht, die Börse seiner Geliebten weidlich zu benützen. Mit jedem Briefe, welchen das leidenschaftliche Weib ihrem Geliebten schrieb, steigerte sich diese Glut, und aus jedem Worte, aus jedem Buchstaben dieser feurigen Ergüsse war das leidenschaftlichste Verlangen nach dem vollen, sicheren und ungestörten Besitz desselben zu entnehmen. Nachdem sie vergebens den Versuch gemacht hatte, sich ihres Gatten zu entledigen, nachdem das älteste aller von den Frauen zu einem solchen Zweck gebrauchte Mittel, das Gift, ebensowenig ein erfolgreiches Resultat hervorgebracht hatte, wie das neueste und modernste, das Dynamit, stiftete sie den jungen Soldaten zum Morde ihres Mannes an. Nur schwer entschloß sich derselbe zu diesem Verbrechen; endlich überwand er seine inneren Bedenken und es glückte ihm, den bedauernswerten Gatten mit einem Schuß niederzustrecken. Frau Aveline konnte diesen Augenblick nicht erwarten; jede Verzögerung, welche in der Ausführung der Unthat durch Zufälle oder neue Bedenken ihres Werkzeugs eintrat, dünkte sie schlimmer als die schlimmste aller Qualen und ging sie nicht nur so weit, zu der Madonna zu beten, sie möge ihren Mann doch sterben lassen, sondern sie stiftete auch in mehreren Kirchen geweihte Kerzen, damit die Heiligen das ruchlose Werk begünstigen möchten, eine Verirrung, die der berühmte Kriminalist Feuerbach zu Anfang unseres Jahrhunderts als sog. Totbeten behandelte. Wir können es uns nicht versagen, zur Charakterisierung des Grades, in welchem diese Frau von glutvoller Leidenschaft ergriffen war, einen Satz aus einem ihrer Briefe anzuführen. Sie schreibt darin, ihr Mann sei krank und es gehe ihm nicht gut, „wenn Gott es nur fügen wollte; ich habe so viel geweint, daß Gott unmöglich ohne Mitleid für meine Thränen sein kann". Auch nachdem die Untersuchung eingeleitet und sie verhaftet worden war, ließ jene Sehnsucht nach dem Geliebten nicht nach. Sie hoffte begnadigt zu werden und die Verbannung nach einer französischen Kolonie zu erlangen; hinter den Mauern des Kerkers wiegte sie sich in dem Traume alsdann, von jeder Fessel frei, lediglich dem Schlage ihres Herzens folgen zu können und das Glück zu erreichen, welches ihr das widrige Geschick bisher versagt habe. Mit diesem unendlichen Gefühle kontrastierte seltsam eine erstaunliche verbrecherische Verderbtheit. Sie schreibt unter andern, ihr Mann habe sie umarmt und geküßt und zu ihr gesagt, er fände sie schöner, als je; sie habe wie toll bei dem Gedanken gelacht, daß die Männer ihre Frauen dann am schönsten fänden, wenn sie ihre Neigung nicht mehr besäßen, und dabei überlegt, auf welche Weise er am sichersten beseitigt werden könnte. In der That, ein seltener Grad verbrecherischer Raffiniertheit.

Das psychologische Interesse, welches der vorstehend skizzierte Fall bietet, ist ein sehr großes. Derselbe zählt nicht zu den täglichen, jedes tieferen Inhalts entbehrenden Fällen, welche in unendlicher Fülle zu den Beschäftigungen des Kriminalisten gehören, sondern er nimmt durch die Eigenartigkeit der mitwirkenden psychischen Motive eine ganz besondere Stellung ein, auch wenn er nicht zu den causes célèbres gezählt wird, welche das Publikum beider Welten mit fieberhaftem Heißhunger verschlingt, denn seine Analyse ermöglicht uns eine Reihe wichtiger Blicke in das Leben der weiblichen Seele, welche nicht minder wegen ihrer Bedeutung für den ganzen weiblichen Charakter wie wegen ihres Interesses Aufmerksamkeit verdienen. In Frankreich ist demselben in weiten Kreisen gebührende Beachtung geschenkt worden und namentlich haben sich die Männer der Psychiatrie mit Eifer bemüht, die psychischen Verhältnisse aufzuklären.

Zuerst entnehmen wir den mitgeteilten Thatsachen einen Beweis für die Nachhaltigkeit und Dauer, mit welcher die stärkste aller Leidenschaften, die Liebe, das weibliche Leben beherrscht und leitet. Die gewöhnliche und mit der Ehrfurcht, welche man einem Naturgesetz schuldet, geglaubte Anschauung hält es für eine Unmöglichkeit, daß ein Weib noch im vierten Decennium des Lebens des Gefühls fähig sein kann, das man als glückliches Vorrecht der Jugend ansieht.

Man täuscht sich aber hierin ganz gewaltig. Freilich gehört es zu den Seltenheiten, daß die Leidenschaft erst in den Jahren erwacht, in welchen sie nach den Worten des Dichters flieht, allein zu den unbegreiflichen und monströsen Erscheinungen darf dies immerhin nicht gezählt werden. Es ist längst bekannt, daß das Weib dem Gesetze der Trägheit auf geistigem Gebiete in stärkerem Maße unterliegt, als der Mann. Das Trägheitsgesetz äußert aber auf den Gebieten, welche mit dem Gefühle zusammenhängen, eine weit intensivere Wirkung als auf denjenigen, welche von dem Verstande abhängig sind. Und da das Gefühl das weibliche Leben ganz überwiegend beherrscht, so ist es keine mit der weiblichen Natur unverträgliche Erscheinung, daß in den Jahren, in welchen man über die stürmischen Wallungen und Erregungen der Leidenschaft, und besonders der Leidenschaft par excellence hinaus zu sein glaubt, in welchen man wie von einem sicheren Eilande aus auf die Wogen des früheren Lebens zurückblickt, daß gerade in ihnen die Leidenschaft mit einer Wucht und Stärke ausbricht, welche mit der Gewalt einer entfesselten Naturkraft, eines angeschwollenen Bergstromes alle Dämme und Schranken zu überfluten droht, welche sich der Realisierung ihres Wunsches entgegensetzen. Hierfür ist der Fall, den wir zum Ausgangspunkte unserer Darstellung genommen haben, von typischer Bedeutung. Nicht nur im Frühling und Frühsommer blüht die Blume, von der die Dichter sagen, daß sie der Dichtung Stern und des Schicksals Kern sei, sondern auch im Spätsommer und im Herbste, und hat die Sommerhitze es nicht vermocht, sie hervorzuzaubern, so gelingt es in manchen Fällen der herbstlichen Wärme. Wir erinnern unsere Leser an die Schicksale jener merkwürdigen Frau der Revolution, an Manon Roland, welche als überreife Frau eine glühende Neigung zu dem Deputierten Buzot faßte, die von letzterem in gleichem Grade erwidert wurde, eine Neigung, welche so stark war, daß Buzot es nicht über sich gewann, die Hinrichtung der geliebten Frau zu überleben. Für den oberflächlichen Beobachter hat das Auftreten und die Aeußerung dieser späten Liebe etwas Unheimliches, ja sogar Krankhaftes. Die Festigkeit, mit welcher das in späten Jahren zur Liebe erwachte Weib an der Realisierung seines Wunsches hängt, macht mitunter den Eindruck einer fixen Idee, und in Frankreich hat man ernsthaft die Frage erörtert, ob nicht Frau Aveline unter dem Banne einer solchen gestanden habe. Es kann zugegeben werden, daß Störungen der geistigen Gesundheit im Gefolge einer mächtigen Leidenschaft auftreten können, wie ja überhaupt die Liebe, wenn sie das Ziel ihrer Wünsche nicht zu erreichen vermag, bald in dieser bald in jener Form häufig zu Geistesstörungen führt; allein es ist eine durchaus unstatthafte Generalisierung specieller Erscheinungen, wenn schon in dem späten Auftreten der Liebe das Zeichen einer psychischen Störung erblickt wird. Es mag sein, daß unter besonderen Umständen in dem fort und fort auf die Realisierung der Leidenschaft gerichteten Streben eine fixe Idee erblickt werden kann, allein notwendig ist dies nicht der Fall. Weil die späte Liebe ungemein heftiger Natur zu sein pflegt, begnügt sie sich nicht mit Schmachten und Schwärmen, sondern sie richtet die volle Kraft auf die Verwirklichung ihrer geheimen Ziele. Jedes Mittel erscheint dann statthaft, wenn es überhaupt nur dienlich ist. Eine Umnachtung der Sinne kann in gewöhnlichen Fällen nicht mit größerem Rechte behauptet werden, wie bei allen Verbrechen, welche eine starke Leidenschaft hervorruft.

Anders ist es mit der Erklärung jener widerspruchsvollen Handlungsweise in dem berichteten Falle, daß die Mörderin Gott, die Jungfrau und die Heiligen um Hilfe bei ihrem schwarzen Vorhaben anging, daß sie durch wohlgefällige Gaben sich ihre Gunst dabei zu sichern suchte. Auch dies ist keine sehr seltene Erscheinung. In Italien, Spanien, Portugal und Südfrankreich, wo die Bildung des Weibes außerordentlich gering und seine religiösen Begriffe ungemein anthropomorphistisch sind, wird die Madonna öfters seitens leidenschaftlicher Frauen und Mädchen angerufen, ihnen bei einer That beizustehen, welche die Beseitigung eines ihrer Neigung im Wege stehenden Hindernisses bezweckt. Wir können eine solche Handlung nicht völlig erklären, ohne in der Thäterin eine Art moralischen Wahnsinns anzunehmen. Denn sie weiß es, daß die That, zu deren Unterstützung sie die Madonna anfleht, eine Todsünde ist, und daß es schon eine Sünde ist, hierfür zu der Madonna um Beistand zu flehen. Auch der Kehlabschneider in den Abruzzen leidet an moralischem Wahnsinn, wenn er dem heiligen Dionysius drei Kerzen für den Fall gelobt, daß ihm die Beraubung und Ermordung des englischen Ketzers gelingt, und so scheint uns auch das auf dem Siedepunkte geschlechtlicher Leidenschaft befindliche Weib unter dem Einfluß des moralischen Wahnsinnes zu handeln, wenn es die Hilfe der Madonna für den Mord des Gatten anruft. Ob in solchen Fällen die Zurechnungsfähigkeit ausgeschlossen ist, bleibe dahingestellt. Wenn überhaupt bei vielen Verbrechen die Grenze zweifelhaft ist, wo der Kriminalist dem Psychiater das Feld zu überlassen hat, so gilt dies namentlich von den weiblichen Verbrechen, und unter ihnen besonders von denjenigen, welche durch die Liebe veranlaßt wurden.

Wenn wir uns an die vorstehenden Ausführungen halten, dann werden uns so manche Erscheinungen im Seelenleben der Frauenwelt, welche durch die methodische Massenbeobachtung zu unserer Kenntnis gebracht werden, weniger befremden und erstaunen, als ohne die Berücksichtigung dieser Momente. Die Statistik der Bevölkerungsbewegung zeigt, daß durchschnittlich im Gebiete des Deutschen Reichs 60 bis 65 Ehen jährlich geschlossen werden, bei denen der weibliche Teil das 40. und 45. Jahr bereits überschritten hat; bei einer Anzahl dieser Ehebündnisse ist der männliche Teil jünger als der weibliche. Sogar noch im höheren Alter registrieren wir Fälle, in denen das Weib das eheliche Band dem einsamen Leben vorzieht. Die Bevölkerungslehre nennt solche Ehen vom Standpunkte der Volksvermehrung aus mit Recht abnorme Ehen.

Ein sehr verbreitetes Vorurteil führt diese Ehen stets auf die niederste Spekulationssucht zurück, weil man es für unmöglich hält, daß ein Weib in diesem Alter noch von Liebe erfaßt werden könne. Aus den im Obigen skizzierten Fällen und ihrer psychologischen Bedeutung, welche typischen Wert besitzt, ergibt sich, daß diese psychologische Unmöglichkeit durchaus nicht vorhanden ist. Sogar in Ländern, in welchen die Frauen viel rascher verblühen als bei uns, finden sich ausweislich der Statistik Fälle von Eheschließungen in vorgerücktem Alter in keineswegs verschwindender Zahl; so in Italien. Es ist dies doppelt merkwürdig, weil die Italienerin sehr früh häßlich wird; während die deutsche Frau der höheren Klassen mit vierzig Jahren in zahlreichen Fällen noch eine Erscheinung bietet, welche das Schönheitsgefühl des Künstlers befriedigt, ist die Italienerin in diesen Jahren schon ungemein garstig. Allein das Gefühl scheint bei der Tochter der heißen Zone nicht mit dem Körper gleichen Schritt zu halten. Die leidenschaftliche Natur, die Fähigkeit, mit der Glut der Leidenschaft zu lieben, scheint in der zweiten Hälfte des Lebens noch in derselben Stärke vorhanden zu sein wie in der ersten. Und dies wird auch in Italien durch Kriminalfälle bestätigt, in welchen Frauen in vorgeschrittenem Alter aus plötzlich entfesselter Leidenschaft die schwersten Verbrechen begingen, welche dem Kriminalisten bekannt sind. Die Annalen der italienischen Fürstengeschlechter, insbesondere die der Mediceer, bieten hierfür Beispiele. Eine weitere Stütze gibt die Selbstmordstatistik ab. Zwar ist kein Teil derselben so unbestimmt und so wenig fundiert wie das Kapitel, welches sich mit den Motiven beschäftigt. Allein gleichwohl darf mit ziemlicher Zuversicht behauptet werden, daß das Motiv der Liebe nur zweimal verhängnisvoll und zahlreiche Opfer fordernd in das weibliche Leben eingreift, zuerst in dem Alter, welches, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, das klassische genannt werden darf, in den Jahren 18 bis 22, sodann in der Zeit vom Beginne des vierten Decenniums bis über die Hälfte, ja bis gegen das Ende desselben. Die Litteratur hat bei allen Völkern typische Beispiele hierfür in Prosa wie in Poesie geschaffen, und die statistische Beobachtung kann auf Grund ihrer Ergebnisse die psychologische Richtigkeit nur bestätigen, welche darin liegt, wenn der Dichter eine Frau in vorgerückten Jahren, welche noch einmal in voller Leidenschaft erglüht, ohne Erwiderung zu finden, sich selbst das für sie wertlose Leben nehmen läßt. Die griechische Mythe, welche Sappho den Tod in den Wellen suchen läßt, hat hiermit die Gesetze der empirischen Psychologie genau beobachtet, und wir wissen ja hinlänglich, welchen gewaltigen Einfluß die Alten der vesania amoris in dieser Beziehung zuwiesen, von der Homer schon sagt, daß sie „oft verleite zum Bösen zartgeschaffene Frauen, auch die sich des Guten befleißigt". Und trügen nicht die allerdings noch sehr schwankenden Resultate der Irrenstatistik, so scheint auch in dieser Hinsicht zweimal die Liebe mit verhängnisvollem Griffel sich in das weibliche Leben einzuzeichnen. Wie die Liebe in dem kaum zur frischen Blüte entfalteten Mädchen und in dem überreifen Weibe den Selbstmord veranlassen kann, so scheint sie auch ganz parallel und in denselben Perioden den Ausbruch einer Geistesstörung hervorzurufen; mit Absicht gebrauchen wir die vorsichtige Ausdrucksweise der hypothetischen Formulierung, denn die Statistik der Geisteskrankheiten und ihrer Motive berechtigt noch nicht zu Schlüssen absoluten Charakters.

Endlich beweist die Kriminalstatistik in unzweifelhafter Weise, daß die Liebe bei dem Weibe auch in späten Jahren von dirigierendem Einflusse ist. Wir sehen an dieser Stelle, welche weder für einen aus Fachmännern, noch auch nur lediglich aus Männern bestehenden Leserkreis bestimmt ist, davon ab, die Beweise hierfür in detaillierter Weise und an der Hand der Beobachtungen langer Jahre zu geben. Wir wollen nur hervorheben, daß die vierzigjährigen und älteren Frauen, welche aus Liebe und ihrer unvermeidlichen Begleiterin, aus Eifersucht Körperverletzungen begehen, im Gebiete des Deutschen Reichs in nicht unerheblicher Zahl vorkommen; wir begnügen uns zu erwähnen, daß die strafbaren Handlungen, welche mit der Liebe zum Manne zusammenhängen und nur durch ihre Berücksichtigung ein volles Verständnis finden können, in beträchtlichem Umfange von Frauen begangen werden, die im Alter zwischen 40 und 55 Jahren stehen.

Alle diese Thatsachen beweisen, daß die Leidenschaft während des ganzen Lebens von dem weiblichen Denken und Fühlen in dominierender Weise Besitz ergreift und daß sie nicht nur in derjenigen Periode zum ungestümen Ausbruch kommen kann, in welcher die herabwallenden Locken das im ersten Glanze der Jugendschönheit erstrahlende Gesicht umrahmen.

Wenn so der späte Ausbruch der Leidenschaft nur vermöge der besonderen Eigentümlichkeiten möglich ist, welche das Leben der weiblichen Seele kennzeichnen, wenn er einerseits darauf beruht, daß das Weib mit dem Gefühle, wir möchten sagen, mit der Liebe lebt, wenn er andererseits nicht ohne die Stabilität erklärt werden kann, mit welcher das Weib an allen Dingen überhaupt und denjenigen ganz besonders hängt, welche mit seinem Gefühle zusammenhängen, so bedarf es doch natürlich stets besonderer individueller Momente, um dieses späte Erwachen der Leidenschaft hervorzurufen. Solche individuellen Momente lassen sich bei einer immerhin abstrakten Erörterung nicht in genügender Weise darstellen. Es ist ersichtlich und ergibt sich teilweise aus den im Obigen mitgeteilten Thatsachen, daß ein solcher Ausbruch namentlich dann möglich ist, wenn das Weib in seinem bisherigen Leben Liebe, d. h. leidenschaftliche Liebe, nicht gekannt hat. Gerade diejenigen Frauen, welche, wie Manon Roland, in ihren jungen Jahren an Stelle der Liebe nur eine Freundschaft in mehr oder minder potenzierter Weise oder jenes Gefühl nur gekannt haben, welches Spinoza die intellektuelle Liebe nennt, empfinden in späten Jahren häufig das Erwachen der Leidenschaft in einem jede durch Gesetz und Ordnung festgesetzte Schranke übersteigendem Maße. Der Kriminalist ist in der Lage, dies beobach-

ten zu können. Nicht Haß und Liebe bilden die Motive, welche für die weiblichen Verbrechen maßgebend sind, sondern Hunger und Liebe. Es darf behauptet werden, daß das Weib zu einem Verbrechen entweder aus Not oder aus einem Grunde schreitet, welcher mit der Liebe zum Manne irgendwie zusammenhängt. Auch der Haß, welchem Empedokles in seinem angeführten Ausspruche eine so große Rolle vindizierte, kommt dabei zu seinem Rechte; denn er ist nur, wenigstens vom Standpunkte der Kriminalpsychologie, die Kehrseite der Liebe, und nicht mit Unrecht hat ein geistvoller Kenner des Seelenlebens gesagt, daß das Weib nur da hassen könne, wo es früher geliebt habe; wo dies nicht der Fall gewesen, da könne wohl von instinktiver Abneigung oder von Gleichgültigkeit, niemals aber von Haß die Rede sein.

Medeens Zaubertrank, die Panacee, konnte nur körperliche Jugend und körperliche Frische verleihen; die Jugend des Gefühls gleichfalls in unveränderter Weise zu erhalten, war er unvermögend. Das Weib besitzt in vielen Fällen diese merkwürdige Fähigkeit noch in späten Jahren, mit der Glut und dem Feuer der Liebe fähig zu sein, welcher der Mann nur während der ersten Jahrzehnte seines Lebens teilhaftig wird. Liebe ist eben die Grundlage der weiblichen Natur und sie bleibt ihm deshalb bis in die späteren Lebensjahre bewahrt; sobald das Weib sie eingebüßt hätte, wäre es seines Wesens verlustig, wie es der hellenische Dichter so schön in den Worten ausspricht, mit welchen Antigone die Natur des Weibes nicht nur im hellenischen, sondern auch in echt menschlichem, allgemein gültigem Sinne charakterisiert:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

Schillers Schädel.

Von

Heinrich Düntzer.

Einen äußerst peinlichen Eindruck machte es, als vor zwei Jahren ein bedeutender Forscher und Förderer der Schädellehre das Ergebnis seiner sorgfältigen, nach längeren Umwegen zur wissenschaftlichen Ueberzeugung gelangten Untersuchung dahin aussprach, daß Schillers in der Fürstengruft bei Weimar an ehrenvollster Stätte ruhender Schädel unecht, wahrscheinlich der des acht Jahre nach diesem gestorbenen Weimarischen Bürgermeisters Paulsen sei, der echte von Paulsens Nachfolger, dem Bürgermeister Schwabe verworfen und nebst den 21 anderen aus dem Kassengewölbe im Jahre 1826 heraufgebrachten Schädeln vermutlich in der nordöstlichen Ecke des seit 45 Jahren abgeschlossenen Jakobskirchhofes vergraben worden. Der Entdecker dieser leidigen Thatsache, Professor Hermann Welcker, ein Neffe des berühmten Archäologen, welcher so lange eine Zierde der rheinischen Hochschule gewesen, sprach selbst den Wunsch aus, daß sein Beweis wissenschaftlich widerlegt werden möge: aber die Wissenschaft fordere strenge Wahrheit und für sie sei es von hohem Werte, die Beschaffenheit von Schillers Schädel festzustellen, müsse man auch glauben, Goethe würde sich durch die Wiederaufnahme der Untersuchung so unangenehm verletzt gefühlt haben wie durch die neuere, so manche schöne, jahrhundertelang geglaubte Sagen zerstörende Kritik. Aber hier handelt es sich ja um etwas ganz anderes. Welckers Untersuchung schien so meisterhaft geführt wie glücklich dargestellt, besonders da sie den Leser selbst die Wege, die sie durchgemacht, wandeln ließ und nach allen Seiten hin Licht zu verbreiten, nichts unaufgeklärt zu lassen suchte.

Der um die Schädellehre, besonders auch um die der ältesten Völker hochverdiente Geh. Medizinalrat Prof. Schaaffhausen in Bonn hat schon im Jahre 1873 vor der Anthropologenversammlung in Wiesbaden einen Vortrag über Schillers Schädel gehalten, auf den sich auch Welcker bezieht. Nach dem Erscheinen des Welckerschen Werkes begründete er am 4. Februar 1884 in einer Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft zu Bonn seine abweichende Ansicht, wonach der Schädel echt ist, nur der Unterkiefer nicht dazu gehört. Welcker richtete an ihn im fünfzehnten Bande des „Archivs für Anthropologie“ ein Sendschreiben, dessen Nachschrift sich auf jenen Vortrag bezieht. Das „Supplement“ zu dem genannten Bande brachte dann eine eingehende, mit vier aufklärenden Abbildungen[1]) ausgestattete Beurteilung des Welckerschen Werkes und schloß mit einer Beantwortung jener Nachschrift. Ohne der hohen Bedeutung von Welckers Leistung irgend zu nahe zu treten, müssen wir gestehen, daß Schaaffhausen viele treffende Bemerkungen gegen dessen Verfahren gemacht und die Ueberzeugung wieder befestigt hat, daß in der Fürstengruft nicht der Schädel jenes Weimarischen Bürgermeisters ruht, sondern wie die sonst erhaltenen Knochenreste, die auch Welcker nicht anzweifelt, der Schädel des unsterblichen Dichters, des unzertrennlichen Freundes des neben ihm ruhenden Goethe.

Der Titel der Welckerschen Schrift: „Schillers Schädel und Totenmaske. Nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants“, deutet bestimmt an, worum es sich handelt. Sie gibt zunächst eine Vergleichung des Abgusses von Schillers Schädel nach der im Herbste 1827 von Goethe genommenen Form und der am 6. Mai 1805 von Ludwig Klauer über den Kopf des Verschiedenen gemachten Maske, woraus sich die Zusammengehörigkeit beider oder das Gegenteil, und in letzterem Falle die Unechtheit von einem von beiden, endlich die genaueste Kenntnis und Beurteilung von Schillers Schädel ergebe.

Wir fragen hier zunächst, wie steht es mit der Totenmaske? Sie war nicht allein über den noch mit Haaren und Haut bedeckten Kopf genommen, sogar das Tuch, womit man die herabhängende untere Kinnlade der Toten an die obere anzuschließen pflegt, war mit abgeformt. Auf diesen Umstand legt Schaaffhausen mit Recht großes Gewicht, da derselbe manche Abweichungen von dem Schädelabgusse erklärt. „Ein Querwulst auf dem Schädel der Klauerschen Maske

[1]) Von denen wir zwei in verkleinerter Nachbildung hier beigeben.

zeigt deutlich die Binde, die auch unter dem Kinn bis zum Kieferwinkel beiderseits sichtbar ist. Da man Spuren der Binde über den Ohren nicht sieht und über dem linken Ohr die Binde wie abgeschnitten aussieht, so muß man schließen, daß der Künstler, nachdem der übrige Kopf in Gips eingehüllt war, die Binde über und unter den Ohren wegschnitt und dann die Ohrgegend nachträglich formte.“ Auch möchte darauf hinzuweisen sein, daß Klauer in der unendlichen Verwirrung, die im Trauerhause herrschte, zu einem genauen Abgusse kaum die gehörige Zeit und Ruhe fand, besonders da die Abnahme eines Abgusses

Die ineinandergezeichneten Umrisse der Weimarischen Maske und des Schädels.

eine sehr verwickelte und schwierige Sache ist; auch wissen wir nicht, ob Ludwig Klauer (sein Vater war vor zwei Jahren gestorben) darin geübt war. Freilich nennt Welcker ihn sehr geschickt, ohne dies für die Zeit der Abformung Schillers beweisen zu können. Ein großes Verdienst hat sich Welcker durch die Entdeckung einer Totenmaske Schillers erworben, die größere Maße hat als die bisher bekannte, aus Schwabes Besitz stammende; er fand sie zufällig auf einem oberen Raume der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Bei genauerer Untersuchung ergab sich, daß beide aus derselben Form hervorgegangen, aber die letztere nicht aus Gips, sondern aus später gebranntem Thon gemacht worden und durch Zusammenschrumpfen sich verkleinert habe. Welcker ist demnach in vollem Rechte, diese, die er nicht recht bezeichnend Weimarer Maske nennt, zu Grunde zu legen; nur kann man an ein gewisses Wachsen des Gipses im Laufe von achtzig Jahren denken, da solches sonsther bekannt. Unaufgeklärt ist es, wie und wann diese Maske in den Besitz der Bibliothek gekommen. Auch steht nicht fest, für wen Klauer den Abguß gemacht, doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß nach H. Voß die Abformung für Gall erfolgt sein soll. Gall kam erst zwei Monate später nach Weimar, wo seine Vorlesungen über Schädellehre begeisterten Beifall fanden. Auf Schiller scheint damals nicht die Rede gekommen zu sein, auch schon deshalb nicht, weil dessen Witwe unter den Zuhörerinnen war.

Sehr förderlich wäre es gewesen, hätte Welcker seine Messungen und Beobachtungen am wirklichen Schädel anstellen können, obgleich man auch bei diesem immer ein gewisses Eintrocknen in so langer Zeit annehmen dürfte, wie es in einzelnen Fällen erwiesen ist. Da ihm aber eine solche Begünstigung nicht gestattet war, so hielt er sich an Abgüsse der Weimarischen Bibliothek, die sämtlich derselben Form entstammen, derjenigen, die Goethe sich hatte machen lassen. Schaaffhausen erhielt einen Abguß davon im Jahre 1864. Die vorhandenen Abgüsse weichen von einander ab, nicht allein in Bezug auf die Größe, sondern auch in sonstigen Beziehungen, auf welche Welcker bei seinem Beweise sich stützt.

Hiernach ist das Material zur Beurteilung der Zusammengehörigkeit der Maske und des Schädels, besonders wenn man auf den Unterschied von ein paar Millimeter Rücksicht nimmt, nichts weniger als zuverlässig. Die Maße der Maske sind durchgängig etwas größer, meist um zwei bis sieben Millimeter; die stärkeren mögen wenigstens zum Teil auf der Ungenauigkeit der Abgüsse beruhen. Die größte Abweichung liegt in der schrägen Stirnlinie des Schädels, aber die steilere Richtung der Maske kann durch die Binde, das Glattdrücken des Kopfhaares, auch dadurch veranlaßt sein, daß der vordere und hintere Teil der Form, da diese bei der Abhebung von der Leiche auseinander gebrochen werden muß, nicht richtig zusammengefügt worden. Wenn an der Maske das rechte, am Schädel das linke Ohr einige Millimeter tiefer liegt, so ist dies durch Verschiebung der Form leicht zu erklären; an Schaaffhausens Abguß ist die Höherstellung des linken Ohres kaum zu bemerken. Welcker behauptet, der Schädel weise mit seiner rechts tieferen Insertionslinie des Nasenflügels auf eine nach links gerichtete Nasenspitze, wogegen die Maske

Nachbildung der Photographie des Schädelabgusses.

eine nach rechts gehende Nasenspitze zeige. Schaaffhausen hat mit Recht bemerkt, die Richtung nach rechts könne durch das Auftragen des Gipses veranlaßt sein, und er hat Welckers Widerspruch dagegen sachlich widerlegt. Derselbe stellt der Behauptung Welckers, das rechte Nasenloch sei am Schädel nach unten hin tiefer ausgeschnitten, den Satz entgegen, daß nicht bloß nach seinem, sondern auch nach dem Weimarer und Marburger Abgusse es das linke sei, das noch keinen Millimeter tiefer sich zeige; den von Welcker aus seiner Angabe gezogenen Schluß einer Krümmung

Der Antiquar. Von K. Spitzweg.

der Nase nach links widerlegt er durch einen von diesem selbst angeführten Fall. Auch ist eine seitliche Abweichung von Schillers Nase nicht nachzuweisen. Die bei der Vergleichung der Umrisse des Schädels und der Maske sich ergebenden Bedenken wollte Welcker sich noch gefallen lassen, da sie teils auf Verschiebungen bei Zusammenfügung der Gußform, teils auf ungewöhnliche Abweichungen der Hautstärke zurückgeführt werden könnte: aber daß gewisse Asymmetrien, welche Schädel und Maske zeigen, bei ihnen gerade auf der entgegengesetzten Gesichtsseite sich finden, scheint ihm das Nichtzusammengehören beider zu beweisen. Um so entschiedener zieht er die auf der Maske sich findende Bildung vor, als sie ganz stimmt zu der bei Kant durch Schädel und Maske feststehenden. Aber wir möchten fragen, wenn eine solche Bildung des Schädels möglich ist, wie es das Vorhandensein des in der Fürstengruft ruhenden zeigt, mit dem Welckers Vermutung den Bürgermeister Paulsen beehrt, warum konnte dieser Schädel nicht Schiller angehören? Auf die Begründung der Verschiedenheiten in der Lage des Nasenrückens, der Nasenlöcher, des knorpeligen Teils der Nase, der Augenhöhlen, des Gaumens und der Ohröffnungen gehen wir nicht näher ein; sie stehen, wie wir gesehen, nichts weniger als fest.

Ausführlich hat Schaaffhausen zu begründen gesucht, daß der Unterkiefer nicht zum Schillerschädel gehöre, und seine Bedenken sind freilich von großer Bedeutung, wenn auch die Erklärung, wie es gekommen, daß Schwabe, als er nach dem fehlenden Unterkiefer suchte, nicht den wirklichen, zum Schädel gehörenden aufgefunden, keinen besondern Grad der Wahrscheinlichkeit hat. Manche einleuchtende Bemerkungen, die er hierüber, wie auch gegen sonstige Behauptungen Welckers macht, können wir hier nicht verfolgen.

Am schwächsten, offenbar weil von der einmal gewonnenen Ansicht beeinflußt, ist Welckers „letzte Umschau nach Gründen, welche die Aufrechthaltung der Annahme der Echtheit des Schädels vielleicht ermöglichen könnten“. Er gibt zu, daß wenn Schwabe ausdrücklich sage, unter den 23 Schädeln sei einer, den er für den Schillerschen erkannte, „ausgezeichnet durch seine Größe“, „bei weitem der größte“ gewesen, so halte es schwer anzunehmen, daß noch ein zweiter, ähnlich großer vorhanden gewesen. Er glaubt aber dies einfach durch die Annahme eines Irrtums beseitigen zu können. Daß man sich darin habe irren können, meint er, sei dadurch erwiesen, daß die „sorgfältigsten Vermessungen“, welche die drei Sachverständigen an dem Schädel und der Maske angestellt, unrichtig gewesen sein müßten; denn darauf hin hätten sie behauptet, die Maske sei unzweifelhaft über den von Schwabe ausgewählten Schädel gemacht, da doch die Maße, wie er erwiesen habe, nicht stimmten. Welche Messungen diese gemacht, ist ausdrücklich angegeben, und daß so tüchtige Männer nicht richtig zu messen verstanden, ist kaum glaublich; freilich auf eine Uebereinstimmung bis zum Millimeter kam es ihnen nicht an. Und was hat diese nur einige Entfernungen betreffende Messung mit dem Ausspruch von Schwabe zu thun, der nach dem Augenschein bezeugt, keiner der andern Schädel sei so ausgezeichnet gewesen durch seine Größe und durch edle regelmäßige Gestaltung, „keiner mit der Gestaltung des in Gips geformten Kopfes in Vergleichung gekommen“. Daß sich in Sachen des Augenscheines ein Mann, wie Bürgermeister Schwabe war, geirrt haben könne, scheint unglaublich. Welcker denkt sich, die Größe des zweiten Schädels, des wirklich Schillerschen, sei vielleicht darum unbeachtet geblieben, weil er infolge stärkerer Vermoderung nicht mehr sein vollständiges Gebiß gehabt, was dem andern zur Empfehlung gedient. Aber es handelt sich nur um die ungewöhnliche Größe des Schädels, und daß von den übrigen diesem keiner darin entfernt gleich kam, ist an sich wahrscheinlich, da unter so wenigen Schädeln kaum zwei von so ungewöhnlicher Größe sich befunden haben dürften. Und nicht Schwabe allein urteilte so, von den vielen auf seine Einladung gekommenen Personen aus Weimar und der Umgegend, die Schiller gekannt, war keiner, der nicht bei der Frage, welchen dieser Schädel er für den Schillerschen halte, nach seiner Erinnerung und Vergleichung mit der auf einem andern Tische stehenden Maske den von Schwabe ausgewählten, ohne dessen Bestimmung zu kennen, als den des großen Dichters bezeichnet hätte. Nicht dies allein, da man die Namen der Bestatteten kannte, wußte man, welchen Personen diese 23 Schädel angehört, und es lebten noch mehrere, welche diese gekannt; diese behaupteten sämtlich, daß keiner von ihnen einen so großen Kopf wie Schiller gehabt. Welcker selbst gesteht, daß außer Schiller nur Reichsfreiherr v. Thüna, Bürgermeister Paulsen und Rat Ridel in Betracht kommen könnten; die beiden letztern aber gehörten zu den in Weimar bekanntesten Personen. Zu der auffallenden Schädelgröße tritt ein zweiter bedeutender Umstand, die schön erhaltenen, gleichstehenden Zähne, von denen nur ein Backzahn fehlte. Nun wissen wir, daß Schillers Zähne vollständig erhalten waren, und wenn Welcker auf den Bericht eines früheren Bedienten von Schiller, des späteren Museumsschreibers Martin Färber, sein Herr habe sich in seiner Gegenwart einen Backzahn ausreißen lassen, nichts geben will, so ist dies eben Willkür. Besonders wichtig erscheint uns das Urteil eines so scharfen Beobachters wie Goethe, dem außer der Schädelform, der Breite nicht allein, sondern auch der Länge, besonders die erhaltene obere Zahnreihe, deren er sich genau erinnerte, die Beschaffenheit der übrigen Schädel und die Kenntnis der Personen, die dabei in Betracht kommen konnten, zu der festen Ueberzeugung brachten, er halte Schillers wirklichen Schädel in Händen. Daß Welcker diese thatsächlichen Verhältnisse, obgleich er sie mit anerkennenswerter Sorgfalt verzeichnet, sich möglichst vom Leibe hält, weshalb er auch gegen Goethe nicht gerecht ist, kann nicht wunder nehmen, da er wissenschaftlich die Unmöglichkeit, daß der so hoher Ehren gewürdigte Schädel der Schillersche sei, erwiesen zu haben glaubt. Daß dieses nicht der Fall sei, dürfen wir nach genauer Prüfung der vorgebrachten Bedenken und der manches richtig stellenden Gegenbemerkungen Schaaffhausens freudig aussprechen.

Tiergesellschaften.

Von
Friedrich Knauer.

Wir wandeln über die wohlduftende Wiese und Schritt für Schritt hastet das zahllose Volk hüpfender Schrecken vor uns auf. Wir blicken nach den Baumwipfeln und sehen Vögel aller Art ihr lautes Spiel treiben. Dort zieht ein langer Zug hineilender Wandervögel in die dämmerige Ferne. Vor uns

Hulocks (S. 175).

wirbelt eine dichte Wolke summender Mücken in tanzendem Reigen dahin. In wirrem Zickzack schießen muntere Schwalben durchs Luftmeer. Auf jenem Anger sucht eine schwarze Krähenwolke den Boden ab und fliegen immer neue Scharen zu. Zu unseren Füßen wimmeln Tausende von Ameisen in regem Eifer um deren Bau. Der Zweig dieses Strauches ist schier übersät von dicht aneinander klebenden Blattlausgeschlechtern, und in allen Größen und Farben gaukeln unstäte Schmetterlinge um uns her . . . Sollten wir da nicht glauben, der Gesellschaftstrieb, das Zusammenleben der Tiere in großen Mengen sei im Tierleben die Regel und eine Ausnahme davon ganz selten!? Und doch ist dem nicht so. Zahlreiche Tierarten leben nur paarweise oder höchstens in Familien und meiden ängstlich die Berührung mit anderen ihresgleichen. Ja, eine große Zahl von Tieren sucht nur eine verschwindend kurze Zeit des Jahres über die Gemeinschaft mit dem Weibchen und lebt den ganzen übrigen Teil des Jahres ein stilles, abgeschiedenes Einsiedlerleben. Und selbst, was uns bei oberflächlicher Beobachtung als ein geselliges Zusammenleben erscheint, stellt sich bei genauerer Betrachtung als ein ganz zufälliges oder erzwungenes Nebeneinanderleben heraus, dem die erste Bedingung gesellschaftlichen Zusammenlebens, *Anteilnahme an seiner Umgebung*, mangelt.

Die eine und andere Tierart hat sich in überraschender Menge vermehrt; da wird der Nahrung zu wenig, der Wohnraum zu enge; Hunderttausende drängen sich innerhalb enger Wohngrenzen dicht aneinander; dies zahllose Gewirre nebeneinander gedrängter Hungerleider mag nun auf den ersten Anblick als eine mächtige Tiergesellschaft erscheinen, ist aber in Wirklichkeit eine durch gleiche Umstände, dringenden Zwang zusammengeführte Schar, deren einzelne Individuen, wenn nicht die Liebe ins Spiel kommt, den anderen gegenüber ganz teilnahmlos bleiben.

Oder es naht die Zeit der Fortpflanzung, der Brutpflege. Das Männchen sucht das Weibchen, das Weibchen einen für die Abgabe der Eier geeigneten Platz. In weitem Umkreise bieten sich hier nur wenige passende Brutplätze. Diesen strömt nun alles zu, und

zahllos erscheint diese große Gesellschaft sich fortpflanzender Tierpaare. Aber vergeblich suchen wir nach einem Gefühl der Zusammengehörigkeit; kein Paar kümmert sich um das andere.

Hulmans (S. 177).

In der üppigen Grasprairie, in dem mächtigen Urwalde ist durch ein Ungefähr Feuer entstanden, gierig züngeln die Flammen in weitem Kreise dahin und immer näher drängt der sengende Hauch — oder nach langem Regen treten die Wasserfluten weithin über die Ufer und setzen Wald und Feld unter Wasser, da hasten in dichten Scharen die Bewohner des Waldes und der Grasfluren dahin, da drängen sie sich in überreicher Menge nach den geschützten Stellen, groß und klein, Freund und Feind in buntem Gewirre. Auch das ist eine große Tiergesellschaft. Aber die jetzt der Moment der Not friedlich und angsterfüllt eint, die stieben bald wieder auseinander, befehden sich gegenseitig, wenn die Gefahr wieder geschwunden.

Arge Mißernte, lange Zeit der Dürre hat den Tisch schlecht bestellt, schlimme Zeiten des Hungers sind hereingebrochen und viele Tausende von Tieren suchen vergeblich nach Nahrung. Da thun sich gewaltige Scharen gleicher Art — zwischen sie eingekeilt oft auch kleinere Scharen anderer Art — zusammen und wandern fruchtbareren Gebieten zu; erst wenn die Zeit der Not günstigeren Verhältnissen gewichen, kehren sie wieder ihrer Heimat zu. Auch diese Tiergesellschaften hält weniger das Gefühl der Zusammengehörigkeit als vielmehr der gleiche Drang, Stillung des Hungers, zusammen.

Höher steht schon der gesellige Moment, wenn Tiere, die sonst vereinzelt leben und Geselligkeit nicht lieben, zu gemeinsamer Abwehr oder zu vereintem Angriffe, gemeinschaftlicher Jagd sich vereinen. Sie hält das Bewußtsein aus gemeinsamem Handeln ihnen erwachsenden Nutzens wohl nicht für beständig, aber doch für den gegebenen Fall in etwas zusammen.

Meerkatzen (S. 178).

Viele unserer Wandervögel und auch noch andere Tiere leben einen Teil des Jahres vereinzelt, paarweise oder doch nur in Familien. Wenn aber die Zeit heranrückt, da sie aus diesem oder jenem Grunde

in andere Gebiete wandern müssen, da sieht man sie an einzelnen Orten in kleinen Scharen eintreffen und sich zu immer größeren Gesellschaften ansammeln, die dann gemeinsam die Wanderfahrt nach fernem Gebiete antreten.

Nicht wenige Tiere aber leben aus angeborener Anhänglichkeit und im Gefühle des ihnen aus dem Zusammensein sich ergebenden Vorteiles zeitlebens in geselligem Vereine, in größeren oder kleineren Gesellschaften, entweder indem jede Familie ihren eigenen Bau bewohnt und solche Familienwohnungen in enger Aneinanderreihung zu einer großen Siedelung, einem weithin sich ausbreitenden Tierdorfe werden, oder, wenn überhaupt keine Baue aufgeführt werden, indem einzelne Familien kleine Herden bilden, in deren Nähe andere solche Trupps lagern, die alle zu gewissen Zeiten in große Herden zusammentreten, oder endlich, indem ganze große völkerreiche Herden für immer beisammen bleiben. Solch innigeres gesellschaftlicheres Zusammenleben nimmt dann in den verschiedenen Fällen einen immer ernsteren, geordneteren gesellschaftlichen Charakter an, und wir begegnen einer ganzen Reihe unserer gesellschaftlichen Zustände und Normen bis ins kleinste Detail auch in den Tiergesellschaften wieder. Eine Gesellschaft scheidet sich strenge von der anderen, oder aber es tritt sogar ein gewisser geselliger Verkehr mit Tieren anderer Art zu Tage, den wir mit „Tierfreundschaften" bezeichnen könnten. Ueberläufer von einer Tiergesellschaft zur anderen werden zurückgewiesen, Abgefallene nicht wieder aufgenommen. Individuen, die sich durch große Kraft, besondere List, infolge des Alters gesammelte Erfahrung hervorthun, erhalten die Oberleitung solcher Tiergesellschaften; diese Anführer halten strenge Zucht, verlangen und genießen unbedingten Gehorsam, greifen zur Züchtigung. Weibchen und Junge werden zu gewissen Zeiten aus geschlechtlichen und Wachstumsgründen von den Männchen separiert. Zu alt und mürrisch gewordene Tiere werden von der Gemeinde ausgestoßen. Bei der Verteidigung gegen Angriffe werden die Jungen in Sicherheit gebracht und treten die Alten, in erster Linie die Männchen, in Aktion u. s. w. Also ein regelrechter

Tschelabas (S. 179).

Tierstaat mit genau bestimmten Rechten und Pflichten des Individuums. Er gelangt in dem Bienen- und Ameisenstaate zum vollkommensten Ausbau.

Welche Tiere nun in ganz besonderer Weise geselligen Verkehr pflegen und zu welcher Stufe gemeinsamen Zusammenlebens sie gelangt sind, möchte ich im

Brüllaffen (S. 179).

Folgenden in zwanglosen Schilderungen darthun. Die Wanderfahrt durch die verschiedenen Tiergruppen, freundlicher Leser, wird eine etwas lange, ich glaube aber nicht interesselose sein, und gewiß werden die sinnigen Bilder Friedrich Spechts dein Interesse in erhöhtem Grade wach zu erhalten verstehen.

Hyänenhunde (S. 182).

I.

In den ausgedehnten Bambuswäldern Hinterindiens und Bengalens, wo auch der Orang-Utang und der Königstiger zu Hause, wimmelt es von Affen. Hier lebt auch der **Hulock** (Hylobate Hulock) (S. 169), aus der Sippe der behenden **Langarmaffen** oder **Gibbons**, in Banden von mehr als 100 Stück, die bei der Annäherung des Menschen mit kaum glaublicher Schnelligkeit und Gewandtheit sich ins Bambusdickicht verlieren. Geht der Tag seinem Ende entgegen oder bricht die

Flughunde (S. 180).

Morgendämmerung heran, dann läßt eine solche Affengesellschaft im Chorus ihr furchtbares Geschrei erschallen, welches wohl eine Meile weit zu hören ist und in der Nähe auf die Dauer kaum ertragen werden kann.

Die Niederungen ganz Ostindiens beherbergen außer anderen Schlankaffen den Hulman (Semnopithecus entellus) (S. 171), der in kleineren oder größeren Trupps die Uferwaldungen bewohnt und von da aus die Pflanzungen und Gärten der Dorfbewohner brandschatzend heimsucht, ungefährdet, denn kein Hindu würde es wagen, diesem heiligen Affen ein Leid anzuthun. Jagt sie ein götterloser Europäer in die Flucht, so geht stets ein Anführer den Fliehenden voran, alle anderen in gewagtesten Sprüngen und Sätzen hinter ihm her.

Einen wirklich prächtigen Anblick bietet eine Bande der überaus lebhaften, heiteren Meerkatzen (S. 171), welche Affengattung die afrikanischen Urwälder in Massen bewohnt und von Zeit zu Zeit die Felder der Eingebornen plündernd überfällt. Mit welch sorgsamer Umsicht führt der alte, vielerprobte Führer seine Bande solch einem Getreidefelde zu! Von Baum geht es zu Baum. Immer wird prüfende Umschau gehalten. Beruhigendes Gurgeln deutet das Fernsein aller Gefahr, ein zitternder Ton Zweifel in die Sicherheit an. Endlich ist das ersehnte Ziel erreicht. Nochmals ein Sicherheit verheißendes Gurgeln des Führers und alle gehen an die Plünderung der heimgesuchten Pflanzung. Sogar die Jungen dürfen von der Brust der Mutter herab und frei sich ergehen. In wirklich vandalischer Weise wird nun mit den Früchten der Felder gewirtschaftet, Kolben um Kolben abgerissen, beschnuppert, gekostet und wieder weggeworfen. Mitten in diese allgemeine Sorglosigkeit und Plünderungssucht ertönt plötzlich der vibrierende Warnungston des Führers. Schnell ergreift jede Mutter ihr Junges, und halb noch mit geraubten Früchten beladen, stürzt die ganze Bande dem Walde zu, der Führer allen voran. In mächtigen Sätzen geht es über Dorn und Hecken. Endlich ist der erste Baum erreicht und bald ist die ganze Gesellschaft im Urwalde verschwunden.

In Banden bis zu 50 Stück bewohnt der Makak die dichten Urwälder der großen Sunda-Inseln. An den Flußufern besonders stoßen die Reisenden oft auf diese Affengesellschaften und sehen diese munteren Tiere in geselliger Weise sich belustigen.

Gesellig leben auch die Paviane, die anzugreifen für Menschen und Raubtiere ein großes Wagnis bleibt, weil sie sich immer gemeinsam verteidigen und jede Herde dieser Affen einige starke Männchen unter sich hat. Der Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas) z. B., der in den Küstengebirgen Abessiniens und des südlichen Nubiens daheim ist, lebt in Herden von weit über 100 Stück, von welchen die zehn und mehr gewaltigen alten Männchen mit ihrem

Wickelbären (S. 183).

langen Haarmantel besonders auffallen. In den Vormittagsstunden sieht man die Tiere in aller Gemächlichkeit hintereinander die Felswände entlang ziehen und nach Wurzeln, Kerfen, Würmern fahnden. Dann erklimmen sie höhere Bergkämme, die Männchen lassen sich in ernster Ruhe auf großen Steinen nieder, die Weibchen spielen mit den Jungen. Vor Eintritt des Abends begeben sie sich ans Wasser zum Trinken und suchen dann nochmals Nahrung. Dann ziehen sie sich in Felshöhlen zur Nachtruhe zurück, woselbst sie an trüben Tagen auch den Tag über verweilen.

In nächster Nähe dieser Pavianart lebt auch der Dscheläda (Cynocephalus Gelada), (S. 173) von dem man auf den abessinischen Gebirgen oft Tausende in langen Reihen sitzen sieht. Wie in einen Mantel gehüllt, sitzen ein paar alte Männchen da, die ab und zu gähnend Wache halten, während die anderen dicht aneinander gedrängt in der Morgensonne sich wärmen. Dann geht es unter Führung eines alten Männchens auf engen Pfaden in langem Zuge hinunter ins Thal; ein anderes Männchen beschließt den Zug. Unten angelangt, werden vorerst Wachen ausgestellt, dann erst geht die ganze Gesellschaft auf die Suche nach Wurzeln, Knospen, Früchten, Kerfen, Schnecken, Würmern. Mit den Gesellschaften der Mantelpaviane leben die Dscheladas in heftigem Streit, und kommt es zu mörderischen Kämpfen, wenn zwei solche Banden sich begegnen.

In weit kleineren Trupps lebt der Brüllaffe (Mycetes Caraya) (S. 175), welcher die dichten feuchten Urwälder Südamerikas bewohnt. Eine solche Gesellschaft zählt selten mehr als zehn Mitglieder und verläßt ihr bestimmtes kleines Gebiet selten; ein altes Männchen führt die Oberleitung. Da aber die Gebiete solcher Trupps enge aneinander stoßen und die Brüllaffen sämtlich gottbegnadete Schreihälse sind, so erscheint dem Zuhörer eine solche Brüllaffengesellschaft weit zahlreicher, als sie in der That ist. Am frühen Morgen, wenn die Nebel sich zu teilen beginnen, gehen sie ihrer Nahrung nach und treiben ihre geselligen Spiele. Beginnen dann die Sonnenstrahlen immer wirksamer zu werden, so wird das schützende Blätterdach einer mächtigen Wildfeige zum Ruheplatz erwählt. Nun ist auch die Zeit des Tageskonzerts gekommen. Ernst hin und her schreitend, beginnt das Oberhaupt der Familie plötzlich leise, dann immer heftiger einige abgebrochene Brülllaute auszustoßen, die dann immer erregter, immer rascher aufeinander folgen, um endlich fast ohne alle Pausen in ein andauerndes Brüllen überzugehen. Jetzt stimmen auch die übrigen Mitglieder der Familie in das Gebrülle ihres Vorsängers ein und weithin hörbar schallt dieser fürchterliche Gesang durch den Urwald hin. —

Wenn auch bei den Flattertieren das scharenweise Beisammenleben zunächst auf Rechnung des gleichen Wohnbedürfnisses kommt und passend gelegene Höhlen und Winkel eben von allen in der Nähe lebenden Tieren aufgesucht werden, so gibt es doch mehrere Arten, welche beständig in großer Gesellschaft beisammen leben, dieselben Schlafstellen aufsuchen, gemeinsam der Jagd obliegen, einander auch sonst hilfreich beistehen und zu gewissen Zeiten gemeinsame Wanderungen unternehmen. Recht auffallend muß es sein, wenn man auf den indischen Inseln die Wälder und Haine betritt und die wagerechten Zweige aller Fruchtbäume über und über mit Flughunden (S. 177) bedeckt sieht, welche, aufgejagt, ganze Wolken dahinhastender Flatterer bilden. —

Unter den Raubtieren leben die klügeren gesellig. Aber auch die anderen, die sonst vereinzelt oder paarweise leben, thun sich zeitweise zusammen. So lebt der Löwe einzeln oder paarweise, vereinigt sich aber nicht selten mit anderen Löwen zu größeren Jagdzügen, und berichten die Afrikareisenden über Züge von Löwen, die bis zu 20 Mitglieder stark hinter wandernden Antilopen- und Quaggaherden her waren. Ebenso ist es vom Wolfe bekannt, daß er die schöne Jahreszeit über vereinzelt lebt, sowie aber der Winter herankommt, in größere Meuten sich zusammenrottet; dann jagt er gemeinschaftlich, unterstützt seine Kameraden, ruft durch Heulen Succurs herbei. In Kriegszeiten wandern solche Wolfsmeuten weite Strecken

Seelöwen (S. 184). Walrosse (S. 184).

hinter den Kriegsheeren her und ziehen, wenn tiefer Schnee gefallen ist, immer in dieselben Spuren tretend, in langem Zuge hintereinander dahin.

Der Alpenwolf (Canis alpinus), in den Gebirgen Ost- und Mittelasiens, lebt in Trupps von 10—15 Stück, die unter der Führung starker alter Männchen stehen, jagt gemeinschaftlich und weiß der Beute durch Umzingeln die Flucht abzuschneiden. — Desgleichen leben und jagen die Schakale in Gesellschaft, während der Fuchs und seine nahen Verwandten der Jagd selbander obliegen.

Große Gesellschaften bildet der gefräßige Hyänenhund (Lycaon pictus) (S. 175), der in Meuten von 30—40 Stück die Steppen Afrikas bewohnt.

Unermüdlich, unter beständigem Gekläffe und Geheule jagen diese bunten Hunde hinter einer Antilope her, der Menschen und Tiere, die sie kreuzen, nicht achtend; werden die vordersten müde, so treten andere,

Bobak (S. 185).

die ihre Kräfte noch geschont haben, an die Stelle, bis das Opfer ermattet zu Boden stürzt und die Verfolger blutgierig über dasselbe herstürzen.

Die Hyäne Afrikas bildet nur kleine Gesellschaften. Sowie aber, dies besonders in den Urwäldern Mittelafrikas, eines dieser Tiere seinen schauerlichen Heulgesang beginnt, stimmen sofort alle die in der Nähe befindlichen Hyänen ein, die gefleckten mit ihrem fürchterlichen Lachen, die gestreiften mit schrecklichem Geheul, und vergebens sucht der müde Reisende solch gräßlichem Nachtgesang gegenüber die ersehnte Ruhe.

Der brasilianische Nasenbär bewohnt den Urwald in Gesellschaften von 8—20 Stück. Eine solche Bande zigeunert ohne bestimmten Aufenthalt durch den Wald, wählt ihr Nachtlager, wo gerade die Nacht sie überrascht, und zieht mit Beginn des Morgens wieder weiter. Dabei grunzt und pfeift jedes Mitglied dieser Wandergesellschaft immerwährend, so daß man die Annäherung der Bande schon von weitem gewahr wird. Auch der Wickelbär (Cercoleptes caudivolvulus) (S. 179) Nordbrasiliens liebt geselligen Verkehr mit seinesgleichen. Als echtes Nachttier verschläft er den Tag in hohlen Bäumen und geht erst mit Eintritt der Nacht auf Nahrungssuche aus; dann hört sie der nächtliche Wanderer unter beständigem Zwitschern und Kreischen in den Wäldern ihr Wesen treiben. —

In hohem Grade gesellige Tiere sind die Robben, die man in zahlreichen Herden beisammen trifft. Wer die Küsten des Stillen Oceans von der Beringsstraße an bis zum Japanischen Meere hinab und bis zu den Schildkröteninseln hin betritt, findet da zur Paarungszeit große Herden von Seelöwen (S. 181). Von weitem schon dröhnt ihm das mächtige Gebrüll der Männchen entgegen, in das sich das heisere Bellen der Jungen einmischt. Je näher man ihnen kommt, desto lärmender und unruhiger wird die ganze Gesellschaft, und endlich tollt und purzelt die ganze Herde, die kurz vorher noch so unternehmend und kampflustig schien, eilends ins Meer. In der Regel steht eine solche Gesellschaft unter Führung eines alten Männchens.

Nicht weniger zahlreich sind die Herden der Bärenrobbe, deren jede an 100 Stück und darüber stark sein kann. Jede dieser Herden steht unter der Herrschaft eines Männchens und bleibt von den anderen Gesellschaften abgesondert. Aber die einzelnen Herden lagern nahe nebeneinander, so daß gewaltige Haufen von vielen Tausenden den Strand bevölkern. Und ebenso schwimmen sie dicht nebeneinander, aber in getrennten zusammengehörigen Scharen im Meere herum.

Im Feuerlande, auf den Falklandsinseln und auf all den verschiedenen Inselgruppen an der Südspitze Südamerikas findet sich in zahlreichen Gesellschaften die Mähnenrobbe, die wie alle ihre Verwandten an den einmal erwählten Stand- und Fortpflanzungsplätzen mit großer Anhänglichkeit festhält und alljährlich in Gesellschaft weite Wanderungen unternimmt, um dieselben zu erreichen. Angelangt, sondert sich die Wanderschar in Familien von 10 bis 15 Stück und nur selten halten alle die auf einem felsigen Standplatze Lagernden zusammen, keinesfalls aber vereinigen sie sich mit den Familien eines anderen Landungsplatzes.

Dem Nordpolfahrer begegnen nicht selten schwimmende Eiskolosse, auf denen 20 und mehr Walrosse (S. 182) eng nebeneinander gelagert sind. Bietet die Landungsküste hinreichenden Platz, so vereinigen sich

Prairiehunde (S. 185).

diese mächtigen Robben zu großen Herden, in der Regel die Männchen einerseits, die Weibchen mit den Jungen andererseits getrennte Gesellschaften bildend. Gibt sich eine solche Herde dem Schlafe hin, so hält ein Mitglied oder mehrere Wache; dieses weckt bei drohender Gefahr mit lautem Rufe die schlafende Schar, die sich nun entweder zur Abwehr bereit hält oder aber auf die Flucht sich begibt. —

Wenn der Wanderer die nordamerikanische Prairie betritt, die viele Meilen weit mit ihrem dichten Grasteppich sich hinzieht, dann fallen ihm sofort die weithin aufgebauten „Dörfer“ des Prairiehundes (Cynomys Ludovicianus) (S. 183), eines Nagers aus der Familie der Zieselmurmeltiere, auf. Schleicht man sich heran, ohne eine der aufgestellten Wachen aufmerksam gemacht zu haben, so erblickt man, wohin das Auge reicht, ein reges, lustiges Treiben. Alle fünf bis sechs Meter weit erhebt sich ein Hügel, dessen Erdmasse wohl eine gute Wagenladung fassen mag. In den unterirdischen Wohnräumen solch eines Erdhügels haust je eine dieser Nagerfamilien. Ein festgetretener Pfad führt zur nächsten Hügelwohnung. Das kurze Krausgras zwischen den Hügeln bietet die nötige Nahrung. Fast auf jedem Hügel sitzt, wie ein Eichhörnchen, einer der Bewohner. Ab und zu wandert ein Inwohner zu seinem Nachbar auf Besuch. Bei der geringsten Störung verschwinden alle die Tausende wie auf Kommando und kommen erst wieder zum Vorschein, wenn ein und der andere Wachtposten durch anhaltendes Bellen anzeigt, daß keine Gefahr vorhanden ist. In den letzten Tagen des Oktober ziehen sich alle die Bewohner in ihre Höhlen zurück, verstopfen die Ausgänge und verschlafen den Winter. Sieht der Indianer im Frühjahre da und dort einen Eingang schon geöffnet, dann weiß er, daß die warme Jahreszeit nicht lange mehr auf sich warten läßt. Diese Tiere bieten uns auch einen ersten Fall freund- und kameradschaftlicher Beziehungen, wie sie zwischen manchen Tieren verschiedener Art gepflogen werden. In vielen dieser Erdhöhlen haust nämlich ganz friedlich neben der Prairiehundfamilie eine Erdeule. Ja sogar die Klapperschlange lebt mit diesen Nagern gemeinsam und auf freundschaftlichem Fuße. Diese Thatsache ist um so auffallender, als Erdeulen und Klapperschlangen die schlimmsten Feinde anderer Nager sind.

Aehnliche Tiersiedelungen wie die des Prairiehundes habe ich in Galizien in den Bauen eines anderen Nagers gefunden. Hier, durch Südrußland bis nach Sibirien und den Amur hin, bewohnt der Bobak (Arctomys Bobac) (S. 183), eine Murmeltierart, die unbewaldeten Ebenen und Hügel. Die kräftig gedeihende Kräuterdecke des Bodens bietet da vielen Tausenden reichliche Nahrung; da reihen sich denn auch Hügel an Hügel, äußere Merkmale der Behausungen zahlreicher Bobakgesellschaften. Sowie ich mich einer solchen Bobaksiedelung näherte, war auch schon da und dort das Bellen eines Umschau haltenden Alten zu vernehmen, und kopfüber purzelten alle in ihre Löcher, um erst nach und nach wieder zum Vorschein zu kommen. Da sieht man am frühen Morgen die Jungen mit den Alten aus den Höhlen hervorkommen, Tautropfen lecken, die Blätter abweiden, um die Hügel und auf ihnen lustig herumtollen. Während der Tageshitze verbleiben sie in ihren Bauen, gegen den Abend kommen sie wieder zum Vorschein. Zu Beginn des Sommers fangen sie an, Vorräte einzutragen, im August oder September sind sie damit fertig, und mit Eintritt des Spätherbstes machen sie sich zum Winterschlaf zurecht, nachdem sie vorher den Eingang in ihren Bau mit Steinen, Gras, Erde u. dgl. verstopft haben.

Das Alpenmurmeltier, ein nächster Verwandter des vorigen, habe ich in den Karpathen, wo es, wie in den Alpen und Pyrenäen, bis zum Holzgürtel vorgeht und am liebsten die Wiesen dicht unter dem bleibenden Schnee bewohnt, den Sommer

Alpenmurmeltier.

über nur vereinzelt oder paarweise in der Nähe seiner Sommerwohnungen getroffen. Wenn aber der Herbst heranrückt, dann geht es bis zu den obersten Alpenweiden, ja noch tiefer herab und baut sich eine geräumige Winterwohnung, in der dann die ganze Familie, oft an 15 Stück, Wohnung nimmt. Ein solcher Winterbau, deren ich mehrere ausheben gesehen, ist nicht schwer zu finden, da ihn der mit Heu, Steinen und Erde verstopfte Eingang verrät. Es hält nicht leicht, eine Gesellschaft weidender Murmeltiere anzuschleichen, da die Tiere äußerst scheu und vorsichtig sind und das erste, das Gefahr ahnt, die anderen durch ein helles Pfeifen warnt.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Harald und Theano.

Von

Felix Dahn.

Als ich vor einem Menschenalter (1854) die kleine epische Dichtung mit bange klopfendem Herzen von München aus Friedrich Rückert als Geburtstagsgabe nach Neuseß bei Koburg sandte mit der Bitte, strenge zu prüfen, ob der Verfasser dichterisches Talent habe oder nicht, hing von seinem Urteil die Entscheidung ab, ob ich noch weiter auch der Poesie leben oder mich ausschließend der Wissenschaft widmen würde. Sein Urteil fiel so günstig aus, daß es mich Zwanzigjährigen in Glückseligkeit berauschte. Ich führe hier, unter Weglassung der eingehenden Würdigung in dem begleitenden Briefe, nur die Verse an, in welchen er mir dankte:

„Diesmal brachte der Mai mir weniger Blüten im Garten,
„Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir reichen Ersatz!
„Duftige Blumen aus Nord und aus Süd! Harald und Theano,
„Liebliche Blüte, die noch reichere Früchte verheißt!" —

Ich beschränke mich darauf, in diesen Zeilen, die ja durchaus nicht eine „Selbstanzeige" sein, sondern nur zur Erklärung der hier wiedergegebenen Bilder meines lieben Freundes, des „Germanen-Gehrts", dienen sollen, Inhalt und Verlauf der Erzählung in aller Kürze anzugeben.

Schon diese meine früheste Dichtung enthält die Elemente, wählt die Geschichtsperiode, welche, wenn auch durchaus nicht alle, doch viele meiner spätern Poesien darstellen und schildern: die Zeit des versinkenden Römertums mit seiner großartigen, aber überreifen Kultur und des emporringenden Germanentums in seiner Rauheit, aber auch in seiner Heldenkraft und Reinheit, wobei griechisch-römische Götter, die christlichen Ideen und die Walhallreligion sich berühren und bekämpfen. Die Wahl dieser Stoffe gründet in der starken nationalen Begeisterung, welche schon den zum Jüngling heranwachsenden Knaben ergriffen und schon auf dem Gymnasium zu diesen Studien gedrängt hatte, denen ich seither immer treu geblieben bin. Aber auch ästhetische Ueberzeugung empfiehlt mir Stoffe und Zeiten mit großen Schicksalen, starken ungezügelten Leidenschaften und gefälligen, die Phantasie lockenden, das Schönheitsgefühl befriedigenden Lebensformen. Denn ich gehöre zu der veralteten Schule von Lessing, Schiller, Goethe und Vischer, welche in der Kunst das Schöne darstellen will, nicht das „Wirkliche", das Wahre nur, sofern es schön, das Häßliche nur, sofern es Mittel zum Zweck des Schönen! Künstler und Photograph sind mir verschieden, und die Kunst hat nicht die Aufgabe, die „Natur nachzuahmen" — wozu, da der liebe Gott sie schon Einmal gemacht hat? —, auch nicht „Probleme zu lösen" — das ist Sache der Wissenschaft oder des Staates —, auch nicht „das gegenwärtige Leben wiederzuspiegeln". Die Kunst stellt das Schöne dar! dies ist ihre einzige Aufgabe. Die Photographie eines halbfaulen Kohlstrunks oder die Darstellung verschiedener Formen der Unzucht oder der Verlauf eines Branntweinrausches können zu Ehren ihres Urhebers viel Beobachtungsgabe, Technik, Erfahrung und Freude am Scheußlichen beweisen, aber keine Künstlerschaft.

Doch zurück zu „Harald und Theano".

Die völlig frei erfundene Handlung spielt auf Cypern zu Anfang des vierten Jahrhunderts. Der römische Statthalter auf Cypern, Phalanthos, ein „Fürst des Schwelgens", hält zu Paphos einen höchst üppigen Hof; er hat den Dienst der amathusischen Aphrodite erneut. Als ein Bacchanal den Höhepunkt erreicht hat, verlangen er und die Genossen seiner Freuden, daß ihnen Lysania, die oberste Priesterin der Liebesgöttin, eine Schar von hundert jungen Priesterinnen zu Fest und Reigen zuführe, welche sie bisher in abgeschlossenen Räumen des Tempels geborgen hielt. Lysania gibt den Schlüssel nur für die Gegenleistung heraus, daß Phalanthos nicht länger die kleine Christengruppe schütze, welche sich auf der Insel unter Leitung eines greisen Missionars gebildet, und welcher Phalanthos' Schwester, die jugendschöne, hochsinnige Theano, sich bereits halb angeschlossen hat. Phalanth gibt sofort die Schwärmer Preis, welche Kaiser Galerius ohnehin zum Tode verurteilt hat; sie sollen

kämpfen mit kriegsgefangenen Germanen, welche Volero, der Feldherr, wohl demnächst nach Paphos einbringen wird; er ist mit der Flotte den Raubschiffen von Sachsen entgegengefahren, welche die nächsten Eilande und Küsten heerend heimgesucht haben. Die jungen Mädchen werden in den Saal geführt, die Lust des Festes steigert sich zu wildestem Taumel. Da stürzt mitten in den buntesten Wirbel bacchantischen Treibens herein Volero, der Feldherr, „blutbedeckt und bleich“ und ruft:

„Wehe, weh'!
„Ich bin zu Land geschlagen und zur See,
„Das Heer ist hin, die Flotte ging verloren
„Und die Barbaren stehen vor den Thoren!“

Der zweite Gesang führt uns zu den Christen in der Olivengrotte. Theano, angewidert von der Fäulnis der heidnischen Kulte, wie sie Phalanth und Lysania vertreten, lauscht des greisen Josephos Lehren, schwankt aber noch, ob sie wirklich das Christentum annehmen soll in der schroff asketischen, weltflüchtigen, weltfeindlichen Färbung, in welcher Josephos dasselbe predigt, jede Freude, jeden Lebensgenuß, auch die Liebe als sündhaft verwerfend und absolute Entsagung verlangend, namentlich von Theano, die er zur Missionarin bestimmt hat, das Gelübde der Ehelosigkeit. Die schöne Griechenjungfrau enthüllt ihr unbewußtes Liebessehnen. Da stürzt Asra, ihr junger (etwa sechzehnjähriger) Sklave, ein gefangener indischer Königssohn, der sich in hoffnungsloser, unbeachteter Liebe zu Theano verzehrt — der Name ward dem bekannten schönen Gedicht Heines entlehnt — in die Grotte und meldet, daß die Lanzenträger des Palanthos sogleich erscheinen und die Christen zu grausamem Tode fortschleppen werden. Die Krieger erscheinen, weisen Theanos Einsprache wie ihre Erklärung, als Christin das Los der Gefangenen teilen zu wollen, zurück und wollen die Verzagenden ergreifen. Verzweifelt ruft Theano nach einem Schützer, einem Helden, einem Mann. Da tritt aus einem Versteck im Hintergrund der Grotte der Führer der Sachsen hervor, welcher gleich nach der Landung allein durch das Land gestreift und in der kühlen Grotte entschlummert war. Der Christen Betgesang hat ihn geweckt und er hat ungesehen Theano und die fromme Schar beobachtet. Er ruft mit dem mächtigen Schalle seines Hifthornes die Genossen aus der Nähe herbei und schickt die Christen schützend auf seine Schiffe. Theano aber läßt er frei nach der Stadt zurückkehren, obwohl ihre unvergleichliche Schöne tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat, wie auch die Griechenjungfrau von der Kraft und Herrlichkeit des germanischen Helden ergriffen ist. Er erwidert einem jungen Freunde Hako, der geraten hatte, die holde Beute zu behalten:

„In diesen Augen . . . lebt ein Leben,
„Das, soll es mein sein, muß sich selber geben.
„Ich schwör's, daß ich den süßen Leib nicht stehle,
„Schenkt sie mir selbst ihn nicht samt ihrer Seele.“

Der dritte Gesang schildert nun, in breiter epischer Ausführung mannigfaltiger Bilder, das Leben der Germanen in ihrem Schiffslager, ihr staunendes Schwelgen in den Herrlichkeiten südlicher Natur und den seltsamen Eindruck antiker Kultur auf die Barbaren. Das obige Bild bezieht sich auf eine dieser Schilderungen.

Doch nah' vor Paphos' steilen Felsenwällen,
Die sich vom Strand hinauf zum Hügel zogen,
Da lagen in der sand'gen Bucht die schnellen
Germanenschiffe, an das Land gezogen,
Mit schmalem Kiel und scharfem Vorderbug,
Der eines Flügeldrachen Zeichen trug.

Zum Lager sind die Schiffe nun geworden:
Auf schlankem Speer das Segel steht gespannt
Als luftiges Zelt, und auf den dunkelbraunen
Verdecken steht die Schar aus fernem Norden,
Und glanzestrunken blicken sie mit Staunen
Weit in das schöne, schimmervolle Land.
Und vor den Schiffen rings auf sonnigem Strand,
Da wogt und braust ein wildes Freudenleben.
Hier hat ein Schwarm in einem Lorbeerhain
Apolls, des Deliers, Marmorbild gefunden:
Den Bogen spannt der schöne Gott soeben,
Und messend blickt sein Auge nach dem Pfeil: —
Flugs werfen sie um seinen Hals das Seil
Und schleifen jauchzend ihn zum Lager ein.
An einen Oelbaum wird er festgebunden,
Sie setzen ihm, im letzten Sieg geraubt,
Den Römerhelm aufs lockenvolle Haupt:
„Nun wehr' dich, griech'scher Schütze, ziele gut!" —
So rufen sie in wildem Uebermut,
Und rasch auf hundert Schritt in hohem Bogen
Kommt trümmernd ihre Wurfaxt angeflogen:
Der schwere Hammerstein mit scharfer Spitze
Trifft rasch und sicher, wie der Götter Blitze,
Und Glied für Glied vom Rumpfe splitternd kracht,
Und hoch frohlockend lacht der Schwarm der Sachsen.

Darauf wird ein Ausfall der Römer zurückgeschlagen und die Stadt Paphos erstürmt; nur die Akropolis bleibt zunächst noch in der Hand des Phalanthos. Die Sieger verbreiten sich über die eroberte Stadt, was wieder Anlaß zu allerlei bunten, die Gegensätze griechisch-römischer Kultur und germanischer Rauheit und Einfalt hervorkehrenden Schilderungen gibt. Oben aber auf der Hochburg wird ein verräterischer Plan geschmiedet. Der Fall derselben scheint unvermeidlich, sowie die Germanen den schon vorbereiteten Sturm beginnen. Der Führer der Lanzenträger, der in der Grotte die erste Begegnung Haralds und Theanos beobachtet und die Liebe in beiden erwachen gesehen, rät Phalanth, durch Theano als Friedensbotin den Führer der Germanen allein und womöglich ohne Waffen nach der Burg laden zu lassen: die Hand Theanos soll angeblich den Preis für den Abzug der Sieger bilden. Begeistert übernimmt die Jungfrau den Auftrag, die Ihrigen zu retten. Sie sucht Harald in der Mondnacht in dem Arestempel auf, in welchem er sich einquartiert hat. Die Liebe beider kommt zu voller Erklärung und Harald bewilligt hochherzig auf der Geliebten Fürbitte Phalanths Friedensbitte. Auch der Einladung verspricht er am kommenden Tage zu folgen, und zwar ohne Waffen. Vergebens warnen ihn ein alter, weißbärtiger Held und ein junger Freund vor der Ablegung der Waffen; sie werfen die Runenlose und das Götterzeichen droht Verderben. (Siehe obige Abbildung.)

„Mein Sohn" — fiel Hilge warnend ihm ins Wort —
„Geh' nicht allein an jenen falschen Ort!
Schon mancher Recke war nicht hinzuraffen
In offnem Kampf, da schlug ihn Meuchelmord. —
Die Axt ist angewachsen, wie der Arm;
Du bist verstümmelt, ist die Waffe fort,
Und leicht wehrlosen Mann trifft jeder Harm.
Laß mich zuvor die Götterzeichen fragen,
Nichts sollen gegen unsern Stern wir wagen."
Er sprach's und zu dem Eschenbaum er schritt,
Der grünend in des Tempels Vorhof stand;
Den Gabelzweig sein Opfermesser schnitt,
Und dünne Stäblein schnitt er, zwölf gezählt:
Der Hälfte ließ er ihren schwarzen Rand,
Der Hälfte ward die Rinde weiß geschält.
Er legt sie in den Helm und schüttelt sie,
Auf weißen Stein stützt er das linke Knie
Und spricht mit abgewandtem Haupte leis:

„Weiß und schwarz, schwarz und weiß,
Heil'ger Baum die Zukunft weiß.

Weiß und schwarz, schwarz und weiß,
Wechselnd ist des Lebens Kreis.

Weiß und schwarz, schwarz und weiß,
Fluch der Nacht, dem Lichte Preis!"

Sechs Lose blindlings warf er so hinaus,
Da hielt er ein und prüfte, was gefallen:
„Mein Sohn," rief er, „geh' nicht ins Hochzeitshaus,
O geh' nicht waffenlos in Feindeshallen!
Es dräut dir schwarze Arglist und Gewalt:
Sieh' her: — sechs schwarze Lose, keines weiß,
Und schlangenähnlich krümmt sich die Gestalt."

Jedoch Harald verwirft die Warnung und geht allein und waffenlos in die Burg, in welcher einstweilen die Verräter Theano hohnlachend mitgeteilt haben, daß der Germane erschlagen werden soll, nachdem er schon im Willkommbecher Gift getrunken, damit er auch im Falle des Entrinnens aus der Burg unrettbar verloren sei. Gleichzeitig sollen die führerlosen Germanen in der Stadt, welche den Frieden abgeschlossen wissen und waffenlos dem Genusse leben, überfallen und vernichtet werden. Die Verzweifelnde, welche also selbst den Geliebten in das Verderben gelockt haben soll, wird im Innenraume der Burg eingesperrt; sie kann nicht warnen. Auch Asra nicht, dem es nur gelingt, das für Harald bestimmte Gift zu trinken, — seinem hoffnungslosen Lieben und Leiden so ein Ziel zu setzen. Harald kommt, trinkt aus dem von Asra des Giftes entleerten Becher und setzt sich zum Mahle nieder. Da aber Palanthos sich entsetzt weigert, nach germanischer Sitte aus demselben Becher den Rest zu trinken, schöpft er Verdacht; zugleich schallt ihm bereits der Schlachtruf der Seinigen in das Ohr, welche, von Haralds beiden ahnungsvollen Freunden vorsichtig unter die Waffen gerufen, den Ueberfall der Feinde abgeschlagen haben und schon im Begriff sind, in die Burg zu brechen und Harald zu befreien. Sie kommen aber zu spät; nach heldenhaftem Widerstand hat den Helden ein Speer tödlich verwundet. Von dem sterbenden Asra erfährt er, daß Theano, die ihn keineswegs verraten habe, in dem brennenden Hause eingesperrt, vom Tode bedroht ist. Sie wird von den Germanen gerettet, zieht Harald den Speer aus der Todeswunde und folgt nun mit Josephos, nachdem ihr Erdenglück zerstört ist, den Sachsen, welche Haralds Leiche zurückführen, in dessen Heimat als Verkünderin des Christentums, der Lehre vom Entsagen. Haralds letzten Kampf und seine Verwundung stellt das dritte Bild (siehe oben) dar.

Und Harald glücklich ist dem Saal entronnen,
Hart jagen die Verfolger hinterher;
So traf ihn mancher Wurf von ferneher,
Doch keiner wagt's, zu nah'n dem flieh'nden Bär,
Daß plötzlich wendend mit dem Todesstreiche
Die starke Tatze nicht ihn grimm erreiche.
So hat der Held den innern Hof gewonnen,
Er stürzt ans Thor — doch das ist fest gesperrt,
Und ob er mächtig an den Riegeln zerrt,
Es wankt die starke Eisenplatte nicht,
Sie steht wie in die Mauer eingewachsen. —
Da nah', ganz nah' hört er das Lied der Sachsen,
Hört, wie ihr Hammer Holz und Eisen bricht,
Laut hört er Hako seinen Namen schrei'n:
„Wo bist du, Harald? Harald, hörst du nicht?" —
„Hierher, mein Hako, hier! das Thor schlagt ein!"
Und laut aufjubelnd Hako springt herbei:
„Er ist's! Er ist's! Nun, Harald, bist du frei!"
Und donnernd schlägt sein Hammer an das Eisen,
Die Riegel wanken in den eh'rnen Gleisen;
Doch die Verfolger sind nun auch zur Stelle,
Und dicht auf Harald fliegen Speer' und Pfeile.
Die Schenktischplatte bricht jetzt vom Gestelle,
Noch einmal scheucht der Held sie all' zurücke,
Indem er auf sie wirft die eh'rnen Stücke.

Religiöser Mummenschanz der Kru-Leute von Kamerun.

Doch nun steht er entblößt: — o Hako, eile,
Sonst kommst du doch zu spät, den Freund zu retten!
Da schallt ein Axtschlag gleich dem Donnerkeile,
Es bricht die Thür'; es fall'n die Riegelketten;
Es aufzureißen Harald rasch sich kehrt: —
Da rücklings tief und scharf ein Wurfspieß fährt
Dem Helden in den krummgebeugten Nacken
Und bohrt sich ein mit krummen Widerhaken —
Er schreit vor Schmerz, springt auf und bricht zusammen.
Da dringt durchs offne Thor der Sachsenschwarm,
Und Hako fängt ihn auf mit treuem Arm,
Indes die andern wild mit Stahl und Flammen
Die Griechen wütend durch die Gänge jagen.

Die deutschen Besitzungen in Westafrika.

Von

Hugo Zöller.

Es ist von hohem Werte, daß, nachdem das Deutsche Reich Kolonien erworben hat, Klarheit darüber herrsche, was wir von denselben zu erwarten haben und was nicht. Zunächst und vor allem sollte niemand, der über Kolonisation schreibt, vergessen, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß wir einstweilen bloß Handelskolonien und noch keine einzige für die Auswanderung in Betracht kommende Ackerbaukolonie besitzen. Was im besondern unsere westafrikanischen Besitzungen anbelangt, so sind sowohl Togo als auch Kamerun Tropenländer im vollsten Sinne des Wortes — Tropenländer mit üppigem, ja geradezu verschwenderischem Pflanzenwuchs, aber auch mit allen jenen Nachteilen, unter denen das Wechselfieber, das keinen Europäer verschont, in erster Linie steht.

Das Togogebiet, das wegen des starken Durchfuhrhandels nach dem Innern eine seinen verhältnismäßig geringen Flächenraum weit überragende Bedeutung besitzt, ist ein Ländchen von wenigstens der gleichen Größe wie das Herzogtum Sachsen-Altenburg und etwa 40 000 Einwohnern. Da ich blos die Ost- und Westgrenze, nicht dagegen die Nordgrenze des genaueren festzustellen vermochte, so ist der von mir berechnete Flächeninhalt von 1300 □km ein kleinster Wert, der möglicherweise je nach dem Verlaufe der Nordgrenze stark übertroffen werden dürfte. Parallel mit der Küste läuft, durch einen mehrere Kilometer breiten buschbestandenen Sandstreifen vom Meere getrennt, eine sich in östlicher Richtung bis ins Königreich Dahome erstreckende Lagune, die sich innerhalb des Togogebiets zu dem ziemlich großen, aber bloß 4—5 Meter tiefen Togosee erbreitert. Nördlich von diesem Togosee und von der Lagune überhaupt finden wir zu beiden Seiten des von mir entdeckten Hahoflusses welliges, hübsche Fernblicke darbietendes und teils mit Buschwerk, Oelpalmen oder Fächerpalmen bestandenes, teils zum Ackerbau benütztes Hügelland. Die Riesen des nicht sonderlich ausgedehnten Urwaldes sind hier, wie in vielen anderen Gegenden Ober-Guineas die mächtigen Affenbrotfruchtbäume oder Baobabs. Ob der hochrote Lehmboden sich zu anderen Kulturen ebensogut wie zum Anbau von Kassada, Mais u. s. w. eignen würde, vermag ich nicht anzugeben; soviel ist sicher, daß sowohl die Felder der Eingeborenen, als auch die üppigen Oelpalmenwälder einen überreichen Ertrag liefern. Aber der Wert des Landes beruht, wie gesagt, auf dem schon jetzt sehr bedeutenden und sich von Jahr zu Jahr steigernden Handel ins Innere. In dieser Hinsicht ist es von großer Bedeutung, daß

die beiden despotisch regierten Königreiche Aschanti und Dahome nicht, wie unsere landläufigen Karten das verzeichnen, aneinander grenzen, sondern daß zwischen beiden ein breiter, von unabhängigen Ortschaften ausgefüllter und einen freien Durchgang gestattender Zwischenraum offen bleibt.

Von allen vom Deutschen Reich erworbenen Kolonien ist, während Neu-Guinea für die Zukunft größere Aussichten verheißen mag, doch für den Augenblick Kamerun die wichtigste. Weder Togo, noch Angra Pequena, noch der Besitz der ostafrikanischen Gesellschaft, noch auch der neubritannische Archipel können an Bedeutung mit dem schon jetzt eine recht hübsche Handelskolonie darstellenden und doch im allerhöchsten Grade entwickelungsfähigen Kamerunlande wetteifern. Man hat behauptet, daß, wer mit verschlossenen Augen nach Afrika entführt und dort sehend gemacht würde, sofort wissen könnte, in welchem Erdteil er sich befände. Für den größten Teil des in seinen Grundzügen höchst einförmig angelegten Kontinentes dürfte das zutreffend sein. Und wenn es für unsere Kolonie Kamerun nicht zutrifft, wenn wir dort von einer an Java erinnernden Regenmenge hören und eine kaum irgendwo auf der Erde wiederzufindende Mannigfaltigkeit der Terrainbildung wahrnehmen, so ist das eine Ausnahme, zu der wir uns im allerhöchsten Grade Glück wünschen können. Im Norden ein mit fruchtbarer Humusschicht bedecktes und von herrlichem Walde umkleidetes Hochgebirge, dessen größte Erhebung dem höchsten Gipfel unserer

Ein vornehmer Händler von Kamerun, mit Frauen, Kindern und Untergebenen.

Alpen beinahe gleichkommt. Am Fuße dieses gewaltigen Gebirgsstockes ein von mehr als hundert Wasseradern durchzogenes, einen verhältnismäßig leichten Verkehr mit dem Innern ermöglichendes Flußdelta und südlich davon eine fast noch unerforschte langgestreckte Küste, hinter der aus bläulicher Ferne hohe und immer höher ansteigende Berggipfel hervorlugen. Was könnte man mehr wünschen oder erwarten? Wer die ganze Ueppigkeit tropischen Pflanzenwuchses zu sehen wünscht, wird von keinem anderen Fleck afrikanischer Erde so sehr wie vom Kamerunland und außerdem etwa noch von Fernando Po entzückt sein. Ich will nicht leugnen, daß Insel-Indien, Brasilien und manche andere Tropenländer noch üppigere Formen des Urwaldes aufweisen mögen, aber was Afrika zu leisten imstande ist, das bietet im allerhöchsten Maße K merun. Mag immerhin der jungfräuliche Humusboden des Gebirges der von alters her ausgesaugten Ackerkrume in der näheren Umgebung von König Bells Stadt und König Acquas Stadt weit überlegen sein, so findet sich doch in diesem ganzen ungeheuren Gebiet nicht das kleinste Fleckchen Erde, das jeder Vegetation bar wäre oder auch nur den Eindruck der Unfruchtbarkeit hervorriefe.

Das herrliche Kamerungebirge, welches in landschaftlicher Hinsicht einer der Glanzpunkte unserer Erde sein dürfte, ist bis zu einer Höhe von über 7000 Fuß aufs schönste bewaldet, während die noch höher gelegenen Teile des Gebirges mit üppigem, viele Antilopen und sonstiges Wild ernährenden Grase bestanden sind. Die Fläche des von annähernd 20 bis 25 000 Menschen bewohnten Gebirges mag sich auf ungefähr 600 □km belaufen und wenn auch die Plage Westafrikas, nämlich das Malariafieber ganz ebenso hoch hinaufreicht, als es überhaupt noch menschliche Ansiedelungen gibt, so hat das Klima des Ge-

birges vor demjenigen der Ebene dennoch mancherlei Vorzüge voraus, wie z. B. denjenigen, daß es weniger heiß und weniger erschlaffend ist und das Aufkommen von Moskiten nicht gestattet. Wenn irgend ein Teil der bisher vom Deutschen Reich erworbenen Kolonien sich zur Anlage von Plantagen, namentlich von Kakao-, von Kaffee- und Tabakplantagen eignet, so dürfte dies der fruchtbare, tiefgründige und wohlbewässerte Lavaboden des Kamerungebirges sein. Die Bevölkerung (im Westen der Stamm der Bambuku, im Süden und Osten der Stamm der Bakwiri) ist, obwohl auf einer niedrigeren Entwickelungsstufe stehend als die Dualla des Flußgebietes, zum Entgelt dafür von friedlicherer und leichter zu lenkenden Sinnesart. Auch zeichnen die Gebirgsbewohner sich dadurch vor den umwohnenden Stämmen aus, daß sie weder die Sklaverei kennen, noch dem Diebstahl huldigen. Wenn, wie das zu erwarten steht, der Besitz der englischen Baptisten-Mission in deutsche Hände übergeht und die kleine englische Kolonie Viktoria alsdann an Deutschland abgetreten wird, so dürfte von hier aus, wo es bereits eine üppige und gut rentierende Kakaoplantage gibt, die Nutzbarmachung des Gebirges am vorteilhaftesten zu beginnen sein.

Südöstlich vom Kamerungebirge stoßen wir auf ein seltsames Mittelding zwischen Land und Wasser, nämlich auf das ganz flache, zu einem großen Teile mit Mangrovebusch bestandene und von mehr als hundert Wasseradern durchzogene Mündungsdelta von wenigstens sechs großen Flüssen (Mungo, Abo, Wuri,

Die englische Baptisten-Mission bei König Acquas Stadt (Kamerun).

Lungasi, Edea und Moanja). Kaum vermöchte man sich auf so beschränktem Gebiet einen größeren Gegensatz vorzustellen. Hier himmelanragende Alpen und wenige Kilometer südwärts ein tropisches Holland. Die gemeinsame Mündung des Abo und des Wuri, die mit den Mündungen des Mungo, des Lungasi, des Edea und des Moanja durch verhältnismäßig tiefe Wasseradern in Verbindung steht, nennt man Kamerun-Fluß. Dieser sogenannte Fluß, der sich im unteren Teil zu einem seeartigen Becken erweitert und dessen Ufer dort wo König Bells Stadt, König Acquas Stadt, Dido-Stadt u. s. w. liegen, fast so dicht wie die belgischen Industriebezirke bevölkert sind, stellt nicht bloß den wichtigsten Hafen, sodern auch die wahre und wirkliche Hochstraße für den Verkehr des gesamten Kamerunlandes dar. Obwohl das seeartige Becken zwischen Kap Suellaba und Kap Kamerun für Schiffe jedweden Tiefganges benutzbar ist und das Fahrwasser des Flusses bis über Dido-Stadt hinaus noch für Postdampfer und kleinere Kriegsschiffe ausreicht, so muß man doch die zahlreichen Sandbänke und Untiefen ganz genau kennen, wenn man nicht selbst mit einem Boote von geringem Tiefgang auf den Grund geraten will. Der Unterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt bei König Acquas Stadt, wo der Fluß etwa 1500 m breit ist, für gewöhnlich 2,7 m und bei hoher Flut bis zu 3 m. Auch ist der Abwärtsstrom, dessen Geschwindigkeit sich auf etwa 4 Seemeilen in der Stunde stellt, so stark, daß einige Neger-Matrosen, die vom „Bismarck“ über Bord gefallen waren, trotzdem sie ganz vortrefflich schwammen, kaum mit der Dampfpinasse eingeholt und gerettet werden konnten. Zwischen den mit Mangrovebusch und Mangrovewald bestandenen Inseln des unteren Deltas führen zahlreiche, teils recht seichte, teils aber auch ziemlich tiefe Wasseradern hindurch, auf denen man beispielsweise von Kamerun aus sowohl in nördlicher Richtung nach Bimbia als in südlicher Richtung

nach Malimba gelangen kann. Weiter flußaufwärts folgt flaches oder welliges Land, das bis dorthin, wo es in die noch wenig erforschten Berg-, Hügel- und Seen-Gebiete am Oberlauf der obengenannten Flüsse übergeht, nur sehr sanft ansteigt. Der Boden ist bis dorthin, wo die Flüsse aufhören schiffbar zu sein, ganz vortrefflich angebaut, und wenn es auch nicht wie im Gebirge Kautschukbäume oder wildwachsenden Kaffee gibt, so legen dennoch die herrlichen Oelpalmen und die mächtigen Eriodendren (Silkcottontrees) von der Fruchtbarkeit des Landes ein gutes Zeugnis ab. Und doch bedarf es bloß einer mehrtägigen Reise, um Afrika in seiner ganzen Wildheit und Ursprünglichkeit vor sich zu haben. Auf einem Streifzuge, zu dem ich Herrn Lieutenant zur See v. Malapert von der „Möve" und Herrn Secondelieutenant v. Etzel von der „Olga" eingeladen hatte, verbrachten wir, als wir im feindlichen Budiman-Land unser Boot unter die hohen Bäume des Ufers hatten schieben lassen, eine ganze Nacht zwischen Krokodilen, trompetenden Elefanten und den sich in allernächster Nähe herumtummelnden Flußpferden. Am folgenden Morgen sind wir dann in wenigen Stunden und ohne sonderlich danach zu suchen, auf etwa zwei Dutzend Flußpferde zum Schuß gekommen.

Wegen der undurchsichtigen Luft, die nur in Ausnahmefällen einen Ausblick gestattet, kann sich das Flußgebiet von Kamerun, was landschaftliche Schönheit anbelangt, auch nicht annähernd dem Gebirge zur Seite stellen. Bloß ein einziges Mal während meines

König Acquas Haus in Kamerun.

ganzen dortigen Aufenthaltes habe ich von König Acquas Stadt aus eines Abends kurz vor Sonnenuntergang den großen Kamerunberg deutlich gesehen. Gewöhnlich bleibt das ganze Gebirge wochen- und monatelang in Dunst und Nebel versteckt, und selbst dessen nächste Ausläufer, nämlich die Bimbiaberge, pflegen selbst an klaren Tagen bloß morgens und abends sichtbar zu sein. Um so auffallender ist es, daß zweimal jährlich während eines kurzen Zeitraumes vor und nach der Regenzeit das Kamerungebirge ebenso wie die Insel Fernando Po sogar von Groß-Batanga aus wahrgenommen werden kann.

Dem Plantagenbau scheint das verhältnismäßig dicht bevölkerte Flußgebiet von Kamerun weit weniger Aussichten darzubieten als dem Handel, für den die Bewohner eine ganz außergewöhnliche Begabung zeigen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn man das drückende Handelsmonopol der Küstenstämme durchbricht und wenn der Gouverneur, dem ja ein flachgehender Dampfer zur Verfügung steht, die freie Benützung der Flüsse ermöglicht, ein großer Aufschwung des Handels bemerkbar sein wird. Auch ist die Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen, daß Kamerun sich dereinst als das beste Eingangsthor sowohl zum oberen Niger-Benue wie zum oberen Kongo erweisen könnte.

Wie sich nach Abschluß der Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich die Besitz-Verhältnisse im südlichen Kamerun-Gebiet gestalten werden, kann zur Zeit kaum gemutmaßt, geschweige denn des Näheren festgestellt werden. Gemäß den von den beiden Regierungen abgeschlossenen Verträgen und den bisher erzielten Uebereinkünften würden, wenn man sich von Norden nach Süden bewegt, die Malimba-Insel französisch, das übrige Malimbaländchen, Klein-Batanga, Plantation und Criby deutsch, Groß-

Batanga französisch, der Campoflußbezirk deutsch, der Campobezirk französisch, Awuni deutsch, Otonde französisch, Batta und Nord-Benito deutsch, Süd-Benito französisch, des Häuptlings Cumballa Gebiet unabhängig, des Häuptlings Ikaka Gebiet deutsch, Masongos Gebiet französisch und das Bapukoländchen wiederum deutsch sein. Man nimmt an, daß späterhin, sei es der Benito-Fluß, sei es die Batta-Bai oder der Campofluß die Grenze bilden werden.

Zeigt schon das Gebirge und das Flußgebiet von Kamerun eine große Mannigfaltigkeit der Terrainbildung, so tritt diese im südlichen Kamerungebiet doch noch viel deutlicher hervor. Die flach abfallende und mit Ausnahme der zahlreichen Flußmündungen jeder Gliederung entbehrende Küste ist allerdings ziemlich eintönig. Obwohl es keine für größere Schiffe und mit Ausnahme der Mündung des Moanja oder Batangaflusses auch keine für kleinere Schiffe benutzbare Naturhäfen gibt und obwohl das flach abfallende Gestade von weit ins Meer hinein vorgeschobenen Felsen starrt, so ist doch weder die Schifffahrt längs dieser Küste noch auch das Landen und Ausschiffen der Waren sonderlich schwierig. Denn die Brandung, die auch hier nicht vollständig fehlt, wird dennoch niemals so schlimm wie an der Gold- und Sklavenküste. Ich persönlich habe das Glück gehabt, während aller meiner Fahrten längs diesem Gestade bloß spiegelglattes Meer zu sehen, wie es an der Gold- und Sklavenküste überhaupt nicht beobachtet wird. Der Grund für das Fehlen jeder

Der am 20. Dezember 1884 von den Deutschen erstürmte Abhang bei König Bells Stadt.

schwereren Brandung ist darin zu suchen, daß so ziemlich während des ganzen Jahres eine leichte Südbrise der Küste parallel weht. Dem entsprechend benötigen Segelschiffe ungefähr die dreifache Zeit, um von Batanga nach Eloby zu gelangen, als wenn sie den umgekehrten Weg nehmen.

Zwischen Malimba und Klein-Batanga findet man den einzigen unbewohnten oder doch beinahe unbewohnten Landstrich des ganzen großen Kamerunlandes. Aber schon bei Klein-Batanga beginnen jene dicht bevölkerten und gut angebauten Landstrecken, die das verhältnismäßig sehr fruchtbare Kamerungebiet so vortheilhaft vor anderen Gegenden Westafrikas und namentlich vor den vielgepriesenen, aber bloß mit stachlichtem Gras bestandenen Uferhöhen des Kongo auszeichnen. Hier im Norden des Batangalandes mündet der große Moanja- oder Batangafluß, der, obwohl er erst vom Verfasser dieses Aufsatzes entdeckt und bis zur Grenze seiner Schiffbarkeit erforscht worden ist, dennoch als einer der bedeutendsten Wasserläufe des ganzen Kamerunlandes angesehen werden muß. Da er durch einen nördlichen Seitenarm mit dem Edea- oder Malimbafluß und durch einen südlichen mit dem Lokundjeflüßchen in Verbindung steht, so erstreckt sich im Gegensatz zu den Angaben aller bisher existierenden Karten das flache und nicht sonderlich wohnliche Mündungsdelta der verschiedenen Kamerunflüsse im Süden bis beinahe zum 3.° n. Br. Sowohl der Moanja als auch der bei Groß-Batanga mündende Lobefluß besitzen, und zwar der letztere in allerdichtester Nähe der See, sehr schöne Wasserfälle, die den Naturwundern des Kamerungebirges würdig zur Seite gestellt werden können. Südlich vom Lokundjefluß beginnt ein hochinteressantes Gebirgsland, das auf einzelnen Strecken, wie z. B. in den Bezirken Plantation und Criby, sowie aber-

mals zwischen Lualabi und Campofluß, bis dicht an die Küste herantritt. Der Westabfall des innerafrikanischen Hochplateaus ist hier augenscheinlich weniger weit als anderwärts vom Meere entfernt. Beinahe überall sieht man vom Strande aus kegelförmige, oben abgestumpfte Berge, die, sei es vereinzelt, sei es in hintereinander gelegenen und immer höher ansteigenden Ketten, zum Besuche des Binnenlandes einzuladen scheinen. Zwischen dem Fuße der Berge und der Küste erstreckt sich ein flacher oder sanft ansteigender, mit Busch und Wald bestandener Landstreifen, der bloß in einzelnen eng begrenzten Strichen, wie z. B. südlich von Batta, einen savannenartigen Charakter annimmt.

Obwohl der Himmel in diesem südlichen Kamerungebiet nicht ganz so viel Wasser spendet, wie in der berüchtigten Regenecke zwischen Fernando Po und dem Kamerungebirge, so genügt dennoch die Regenmenge, um zahlreiche ziemlich große Flüsse zu speisen und so etwas wie Wassermangel niemals aufkommen zu lassen. In dieser Hinsicht hat das ganze deutsche Kamerunland vor allen südlicheren Gegenden und namentlich auch vor der Loangoküste und Kongo einen unschätzbaren Vorzug. Die Klimagrenze, die wohl nirgendswo auf der Erde ganz genau mit dem Aequator zusammenfällt, liegt hier etwa am Campofluß, also zwischen dem 2. und dem 3. ° n. Br. Aber wie das ganz natürlich ist, verwischen sich eine Strecke weit nördlich und eine Strecke weit südlich von dieser Grenzlinie die Jahreszeiten derart, daß sie bisweilen

Das Wohnhaus der Wörmannschen Kaffeeplantage bei Gabun

das Wetter der nördlichen und bisweilen dasjenige der südlichen Hemisphäre darbieten. Im großen und ganzen scheint es jedoch festzustehen, daß im südlichen Kamerungebiet während unserer (nördlichen) Sommermonate mehr Regen fällt als während unserer Wintermonate. Ob der Boden, der bloß an wenigen vereinzelten Stellen die weiter im Süden vorherrschenden Laterit-Bildungen zeigt, sich zur Anlage von Plantagen eignen würde, vermag ich nicht anzugeben, möchte jedoch die Frage eher bejahen als verneinen. In geologischer Hinsicht zeigt dieses gänzlich unerforschte Land eine erstaunliche Mannigfaltigkeit; ich selbst habe verschiedenfarbigen Granit, Gneis, Quarz, Sandstein und Thonschiefer von dort mit nach Hause gebracht. Jedenfalls wird der Handel mit Elfenbein, Kautschuk, Palmöl und wertvollen Hölzern, der von den Firmen C. Wörmann, Jantzen u. Thormählen, Gödelt u. Gütschow, John Holt, R. u. W. King und Hatton u. Cookson betrieben wird, noch für geraume Zeit den hervorragendsten und beinahe einzigen Wert des Landes darstellen. Groß-Batanga, wo bloß Elfenbein und zwar auffallenderweise nicht mit Vorschüssen, sondern gegen Barzahlung gehandelt wird (jährlich über 15 000 Kilos), darf an der ganzen Küste von Ober-Guinea als der bedeutendste Handelsplatz für Elfenbein angesehen werden. Aus der Thatsache, daß durch Verkauf von Hand zu Hand so sehr viel Elfenbein nach Batanga gebracht wird, kann man schließen, daß von dort aus Handelsstraßen bis weit ins Innere hineinführen. Denn nach allgemeiner Annahme, für die viele Gründe sprechen, kommt das Elfenbein von sehr weit her, vielleicht sogar aus dem Herzen von Afrika. Als Bezahlung für das Elfenbein werden in ungeheuren Mengen gewisse Sorten von Perlen verkauft, die man niemals später mehr wiedersieht, auch nicht bei jenen schon ziemlich weit im Innern wohnenden „Buschleuten“, die ab und zu aus Neugierde zur Küste kommen. Man vermag sich den Verbleib dieser Perlen kaum anders vorzustellen, als daß sie bis zu Stämmen gelangen, von

denen zwar das Elfenbein, aber sonst keine Kunde mehr bis zur Küste gelangt.

Die sämtlichen Küstenstämme des Kamerungebiets, wie z. B. die Malimba, Batanga, Beundo, Bakoko, Banoko, Bapuko, Cumbe Mbinga u. s. w., gehören zu jenem weitverbreiteten, zur Rasse der Bantuneger zu zählenden Kamerunvolk, dessen nördlichste Mitglieder wir in den Bambuku, Bakwiri und Dualla kennen gelernt haben. Als Nordgrenze jenes Küstenstreifens, an dem blos Dialekte ein und derselben — auch bereits in zwei Dialekten grammatikalisch bearbeiteten — Sprache geredet werden, kann der Rio del Rey als Südgrenze des Muniflusses angesehen werden. Aber während man im Flußgebiet von Kamerun, so weit dort weiße Männer jemals vorgedrungen sind, noch nicht über das Gebiet der mit den Dualla verwandten Völkerschaften hinausgelangt ist, wohnen im südlichen Kamerungebiet die oben erwähnten Stämme des Kamerunvolkes bloß in einem ganz schmalen Streifen längs der Küste. Dicht hinter ihnen sitzen die wilderen und ursprünglicheren Stämme der Molinji und der Ibea oder Ubea, die, einem natürlichen Triebe folgend, unaufhaltsam zur Seeküste vordrängen und thatsächlich bereits einen schmalen Küstenstreifen zwischen Groß-Batanga und dem Lualabifluß in Besitz genommen haben. Geht man noch eine Strecke landeinwärts, so trifft man auf das Kannibalenvolk der Mpangwe, Fan oder Famfam, die, ihre Kolonien immer weiter nach Norden und zur Küste vorschiebend, bereits das Südufer des Lokundgeflusses erreicht haben. Manche Leute wollen behaupten, daß ihnen, die eine größere Kraft und Sittenreinheit als die Küstenvölker aufweisen, die Zukunft dieser Gebiete gehöre. Während die Mpangwe in der französischen Kolonie Gabun bereits mit einzelnen vorgeschobenen Ortschaften die Küste erreicht haben, kommen sie bei Batta bloß von den Küstenstämmen gedungen als Lastträger und bei Batanga noch gar nicht zur Küste herunter. Während die Küstenstämme sowie ebenfalls die Molinji und Ibea sämtlich mit Steinschloßgewehren ausgerüstet sind, haben die mit großer Klugheit und Voraussicht in die Zukunft schauenden Molinji noch keine Waffen zu den Mpangwe gelangen lassen. Aber es kann nicht ausbleiben, daß auch diese im Laufe der Zeit, und zwar wenn nicht von Westen, dann von Süden her in den Besitz von Feuerwaffen gelangen. Das Christentum, das durch die Thätigkeit der englischen Baptistenmission sowohl im Kamerungebirge als auch im Flußbezirk einige wenige Anhänger zählt, ist im südlichen Kamerungebiet, trotzdem die amerikanischen Presbyterianer dort einige schwarze Missionäre unterhalten, so gut wie unbekannt.

Wie der geneigte Leser aus dem Vorstehenden entnommen haben wird, würde für Plantagenbau in erster Linie das Kamerungebirge und in zweiter Linie das südliche Kamerungebiet in Betracht kommen. An Viehzucht oder Bergbau dürfte kaum zu denken sein; mineralische Schätze können, wenn überhaupt, dann nur im südlichen Kamerungebiet vorhanden sein, welches in geologischer Hinsicht eine größere Mannigfaltigkeit zeigt als die übrigen Landstriche. Die Zukunft unserer westafrikanischen Besitzungen ruht nach meiner Ueberzeugung einzig und allein im Handel sowie in jenem Plantagenbau, der dem Handel eine sichere Grundlage geben würde. Gewaltsam und mit allzuschnellen Schritten läßt sich die Entwickelung solcher Länder nicht beschleunigen. Aber da die Auslagen für eine nicht allzu kostspielig eingerichtete Verwaltung ohne Schwierigkeit durch einige Einfuhrzölle gedeckt werden können, so haben wir vollauf Zeit, ruhig abzuwarten und mit Muße das Richtige herauszufinden. Ein Gouverneur, in dessen Hände die oberste Gewalt ruht und dem außer einem flachgehenden Dampfer ein kleines aus Eingeborenen zu bildendes Polizeicorps zur Verfügung steht, wird fürs erste den ganzen und gesamten Verwaltungsapparat darstellen. Alles weitere wird sich im Laufe der Zeit schon finden, wie denn ja auch jene Wörmannsche Dampferlinie, die Westafrika mit Deutschland verbindet, erst wenige Jahre alt ist.

Sonnenstrahlen.

Von

Fritz Zilcken.

Ueber den Dachfirst des Gartenhauses flimmerte ein heller Schimmer. Immer leuchtender wurde er. Dann entzündete sich der First wie mit heller Glut und wie eine züngelnde Lohe lief der Schein von der höchsten Kante des Firstes, welcher nach der einen Seite zu ein wenig geneigt war, nach seiner tiefsten. Plötzlich fiel ein blitzender Sonnenstrahl in den Kirschbaum, der vor meinem Fenster stand und der über und über mit weißen Blüten bedeckt war. Das warme Sonnenlicht rieselte durch das kühle Weiß der Blüten und tauchte die zarten, kaum erschlossenen Blätter des Baumes in helles, durchscheinendes Grün. Dann, wieder ganz, ganz plötzlich, saß der leuchtende Strahl an der linken Seite meines Tisches und — husch — sprang er auf das Buch, das ich vor mir liegen hatte. Das Licht war so hell und blendend, daß ich die Augen schließen mußte. Als ich sie aber wieder öffnete, da hüpfte und tanzte der Strahl, wie vor lauter Vergnügen und fast als ob er sich ein wenig über mich lustig machen wollte, weil er mich blendete.

Was ein solcher Sonnenstrahl nicht alles zu sehen bekommen mag auf seiner Reise um die Erde! dachte ich. Ueberall hin dringt er, keine Ritze in Thür und Mauer ist ihm zu eng, er fährt hinein und hält Umschau in geheimsten Ecken und Winkeln. Wenn der sprechen wollte, was könnte der nicht alles erzählen vom Thun und Treiben der Menschen, was für seltsame Geschichten und Geschehnisse . . .

„Sprich," rief ich in der plötzlichen Anwandlung der Annahme, daß der Strahl eine Person sei, „er-

zähle mir, was du gesehen auf deinen Fahrten und wenn du nicht Muße hast, mir alles zu sagen, so sage mir nur ein weniges von dem vielen ..."

Draußen fuhr ein leichter Windstoß durch den Kirschbaum. Er bewegte die Zweige durcheinander und der Lichtstrahl vor mir teilte sich in vier oder fünf goldflimmernde Punkte. Die begannen zu springen und zu tanzen wie toll, so daß ich wieder ganz geblendet wurde und mich in meinen Sessel zurücklehnte und die Augen mit der Hand beschattete.

Da vernahm ich eine feine klingende Stimme. Das war einer der Sonnenstrahlen auf meinem Tische. Und der erzählte:

„Ich fiel," so erzählte er, „in eine weite Ebene. Da sah ich einen Bauer auf dem Felde. Er war ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre. Er trug schwere Lederstiefeln mit hohen Schäften an den Füßen und einen groben Kittel aus blauem Leinen. Der reichte in weiten Falten hinab bis zum Knie und am Halse und auf den Schultern war er mit einer kunstlosen Bauernstickerei aus rotem Garn verziert. Auf dem Kopfe aber trug der Bauer einen breitkrempigen Hut aus fuchsig gewordenem Filz und mit seinen beiden Händen hielt er die Gabelenden des Pfluges, der von zwei schweren Ackergäulen gezogen wurde. Der Acker war sehr groß, viele, viele Tagwerke groß und der Bauer pflügte ihn schon seit mehreren Tagen von morgens bis abends. Es war eine mühsame Arbeit und dabei so eintönig, daß es schon ein Ereignis wurde, wenn der Kolter des Pfluges einen Wurm oder die Larve eines Engerlings aus der Erde hob, oder wenn sich eine Krähe in der Nähe niedersetzte und ihr heiseres Kroh, Kroh! ertönen ließ, denn über den Horizont des Ackers ging der Blick des Pflügers nicht hinaus und da zog er Furche um Furche, seit Tagen und Wochen, in rastlosem Einerlei vom Morgen bis zum Abend ..."

„Ich fiel," so erzählte der zweite Sonnenstrahl, „durch ein schmales Fenster in einen dämmerigen Raum. Der gehörte zu einer großen Fabrik und war die Schreibstube des Buchhalters, welcher das Buch führte über die Löhne der Arbeiter. Das Zimmer hatte nur zwei Fenster, davon ging das eine, welches vergittert war, nach der Straße, und das andere, welches gleichzeitig eine Art von Zahltisch bildete, nach dem Fabrikhofe. Der Buchhalter, ein schon ältlicher Mann mit spärlichem Grauhaare, saß vor seinem Pulte und schrieb in ein großes und dickes Buch, das vor ihm lag. Das Buch enthielt auf jeder Seite eines Blattes 125 Linien und am Anfange einer jeden dieser Linien stand der Name eines Arbeiters. Je zwei gegenüberstehende Seiten aber zeigten 250 Namen und das war der ganze Arbeiterbestand der Fabrik. Außerdem waren die Seiten von oben nach unten noch in sieben Kolonnen eingeteilt, von welchen die sechs ersten zum Eintragen je eines Tagelohnes und die siebente zur Berechnung des gesamten Wochenlohnes der Arbeiter diente. Der Buchhalter aber saß vor seinem Buche von morgens bis abends und trug Zahlen ein in die einzelnen Kolonnen. Es war eine mühsame und eintönige Arbeit, in welche nur der Austritt oder der Tod eines Arbeiters eine geringe Abwechselung brachte. Dann verschwand einer der bisherigen Namen aus dem Buche und ein anderer trat an seine Stelle. Aber so geringfügig auch eine solche Veränderung war, für den Buchhalter war sie doch immer ein Ereignis, denn über den Horizont seines Buches ging der Blick des Mannes nicht hinaus und er berechnete Kolonne um Kolonne seit Wochen und Monaten in rastlosem Einerlei vom Morgen bis zum Abend ..."

„Ich fiel," so erzählte der dritte Sonnenstrahl, „in das Studierzimmer eines Gelehrten. Es war ein mäßig großes Zimmer, aber es roch unangenehm darin und nach altem Papier, denn es war so vollgestopft mit Büchern, daß kaum ein wenig Raum übrig blieb, sich darin zu bewegen. Ringsum an den Wänden nichts als Bücher und auf den Tischen, den Stühlen und selbst auf dem Boden waren ihrer noch ganze Stöße aufgestapelt und um den Schreibtisch, an welchem der Herr Professor saß und arbeitete, lagen sie erst recht wie ein hoher Wall. Der Herr Professor war schon ein alter Mann, und an dem Werke, welches er schrieb, arbeitete er schon seit vielen Jahren. Es war eine Geschichte der menschlichen Sprache, und die Blätter, die auf dem Tische lagen, waren in viele Spalten eingeteilt. In diese trug er die einzelnen Worte ein und verfolgte sie nach verschiedenen Stämmen bis zu ihrer Wurzel. Ich lugte ihm ein wenig über die Schulter und da sah ich, wie er gerade schrieb: ‚Acker, im Mittelhochdeutschen acker, althochdeutsch acchar, entspricht dem gotischen akrs; im Angelsächsischen aecer, englisch acre, niederländisch akker, altsächsisch accar; im Griechischen ἀγρός; im Lateinischen ager; im Sanskrit ájra-s; auch im Zusammenhang mit den indischen Wurzeln aj, treiben, und ar, pflügen, wovon dann das lateinische arare, das gotische arjan, das althochdeutsche erian und das altbulgarische orati für pflügen.' Und so ging es noch lange fort. Es war eine mühsame und trotz der vielfältigen Abwechselung im einzelnen, im ganzen doch eine sehr einförmige Arbeit. Der Herr Professor aber saß zwischen seinen Büchern und vor seinen losen Blättern von morgens bis abends und schrieb und verglich und nichts konnte ihn stören in seiner Forschung, denn für alles das, was draußen in der Welt und selbst in seiner nächsten Nähe vorging, hatte er längst schon den Blick verloren. Seinen Horizont begrenzten die Wände seines Studierzimmers, und wenn, was zufällig einmal geschehen konnte, der Schrei eines Hahnes aus der Nachbarschaft oder das Lachen eines Kindes von der Straße her in seine stille Klause drang, so war ihm dieses ein Ereignis und er legte die Hand an die Stirne und mußte sich besinnen, wo er Aehnliches schon einmal gehört habe. So saß er und schrieb Worte, Spalte um Spalte, seit Monaten und Jahren, in rastlosem Einerlei vom Morgen bis zum Abend ..."

„Und so sind sie alle, die Menschen," sagte der vierte Sonnenstrahl. „Es ist nur scheinbar, und die Menschen selbst, welche wohl wissen, daß das Thun und Treiben, Denken und Fühlen ihrer Gesamtheit

ein so unendlich vielseitiges und zahllos verschiedenes ist, täuschen sich am allermeisten, wenn sie glauben, daß der Gesichtskreis des einzelnen ein ebenso weiter sei, als derjenige des Gesamten. Wir aber, die wir sie alle und überall sehen, wir wissen es, daß der Horizont des Einzelnen nicht hinausgeht über den Acker, den er zufällig zu bestellen hat und den er pflügt, Furche um Furche, jahre- und lebenlang in rastlosem Einerlei vom Morgen bis zum Abend ..."

„Nein, nicht alle die Menschen sind so," rief hier der fünfte Strahl, „und ich kenne einen, dessen Blick geht weit hinaus über den Acker, auf welchen er gestellt ist, weit hinaus über Berge und Thäler und Flüsse und Ströme und er reicht hinauf bis in die Höhe des Himmels und hinab bis in die Tiefe der Hölle."

„Den gibt es nicht!" riefen die übrigen Strahlen. Und als ich ein wenig durch die geöffneten Finger blinzelte, da sah ich, daß sie in eine große Aufregung geraten waren und wie toll über die Tischplatte sprangen. Das mochte aber daher kommen, daß gerade ein etwas stärkerer Windstoß durch den Kirschbaum gefahren war. Als dieser sich wieder gelegt hatte, da beruhigten sich die Strahlen und sie blitzten wieder in mäßiger Bewegung. Und der fünfte Sonnenstrahl erzählte:

„Ich fiel," so erzählte er, „über einen Bergwald in eine Stadt. Und ich sah einen Mann, der wanderte frühmorgens aus dem Thore durch das Thal und gegen das Gebirge. Er ging allein und einsam, erst über die Landstraße und dann durch die Wiesen und auf das Gebirge zu. Er war in tiefe Gedanken versunken, denn er war ein Dichter und er dachte nach über eine große Dichtung, die er schreiben wollte. Auf den Hintergrund einer gewaltigen, weltgeschichtlichen Begebenheit wollte er das Geschick eines Menschenpaares malen, das in reiner Liebe zu einander entbrannt, in dem urewigen Zwiespalt von Pflicht und Neigung schuldig wird und durch diese Schuld einen tragischen Untergang gefunden hat. Die höchsten Kräfte des Himmels und der Hölle wollte er in seiner Dichtung in Bewegung setzen und er dachte an nichts, als an ihre gewaltigen und erschütternden Momente. Aber trotzdem hatte er auch ein Auge für die kleinsten Dinge seiner Umgebung und alles und jedes erregte seine Teilnahme. Als er auf der Landstraße einen Wurm sah, der sich im Staube krümmte, da hob er ihn auf mit der Spitze seines Stabes und trug ihn in das Gras, das am Raine wuchs. Als er in die Wiese kam, da neigte er sich hinab zu mancher Blume, ihren Bau zu betrachten und sich ihrer Farbe und ihres Duftes zu erfreuen, und als eine Lerche hoch oben über seinem Haupte schmetterte, da blickte er empor zum blauen Himmel und suchte den kleinen Vogel und horchte seines Sanges. Dabei aber dachte er immerfort an seine Helden und Heldinnen, an den Jubel ihrer Liebe und an ihr jammervolles Geschick. So kam er zum Walde und strebte auf vielfältig gewundenen Pfaden zur Höhe. Unterwegs fand er eine mächtige Tanne, die ein Blitzstrahl gefällt. Zerschmettert lag ihr Stamm und ihr Sturz hatte vielfältig die Aeste der Nachbarbäume gestreift und zerschellt. ‚So stirbt ein Riese,' sagte der Mann, ‚und jahrtausende alte Reiche finden so ihren Untergang in schmetterndem Schlag.' Er ging weiter und dachte an das unerbittliche Schicksal. Und dann kam er zur Höhe. Da sah er zu seinen Füßen die Stadt mit ihren vielen Häusern und ihren vielen Menschen. Die wimmelten darin herum auf den Plätzen und in den Straßen wie Ameisen und gingen und hasteten ihrem werktäglichen Gewerbe nach. Und aus der Mitte der Stadt ragte ein alter gotischer Münster mit mächtigem Turmbau hoch in die Lüfte. Der blaue Himmel schien durch das zierlich durchbrochene Maßwerk und der Dichter umfaßte das ganze herrliche Kunstwerk mit einem Blick und freute sich des erhabenen Ebenmaßes der großen Verhältnisse. Längs des Gebirges aber zogen sich Rebgelände und in der Ebene blühte der Raps und bildete abwechselnd mit den kräftig gediehenen Roggenfeldern gelbe und grüne Rauten. Zwischendurch aber zog sich der Strom in schlängelndem Laufe und viele Meilen weit war er zu verfolgen. Schiffe mit bunten Wimpeln und leuchtenden Segeln glitten auf ihm zu Thal und die Phantasie des Dichters begleitete sie hinab bis zum Meere und noch weiter bis zu den Völkern des Westens und zu denen des Ostens. Dann blickte er hinauf zum alles überspannenden Himmel, und eine Welt vor sich, eine Welt in sich, breitete er die Arme aus und rief: ‚O, du weite, weite Welt! ...'"

Die Sonnenstrahlen schwiegen.

Als ich meine Augen öffnete, da hüpften sie hinweg von der Tischplatte, vor welcher ich saß und tanzten hinüber auf die Stühle, auf die Tapeten und auf die Bilder an der Wand und dann plötzlich war mein ganzes Zimmer voll Sonne.

Die einsame Rose.

Von

Robert Hamerling.

Es rührt, o Wanderer, dich der Gedanke,
Daß manche Rose steht auf Bergeshöh'n,
Daß manche Rose steht in Waldesgründen,
Erblühend, duftend einsam, ungeseh'n.

Sei unbesorgt, o Freund! Sie ist nicht einsam,
Sie ist nicht, wenn sie einsam ist. Wozu
Die Klage? Was du Rose nennst, das ist
Ein Teil von dir: das ist nicht sie — bist du!

In deinen Nüstern ist ihr Wonneduft,
Ihr Purpur ist in deines Auges Licht.
Sie atmet, blüht in dir, in deinen Sinnen:
Wo du nicht bist, ist auch die Rose nicht.

Mondschein in Salzburg. Von F. Hennings.

Der Sammler

Die Wiener Ringstraße.

„Neapel sehen und sterben!“ Darüber gibt es nichts zu reden, das ist eine abgemachte Sache und eine Appellation dagegen ist nicht zulässig. Du mußt! Es laufen zwar noch einige Menschen auf der Erde herum, welche die logische Berechtigung jenes Stoßseufzers nicht recht einzusehen vermögen. Sie stellen sich zu jener einzigen Stadt, wie der bekannte Philister zu der Venus von Milo: „Ja doch, sie ist sehr schön, das ist aber auch alles!“ — Warum nur gleich der grausame Optativ oder Imperativ? Warum sich gleich hinlegen und sterben? Etwa weil der eine Gemeinplatz auf den anderen sich stützt, daß selten etwas Besseres nachkommt? Auch das ist noch kein Grund und ich will nicht, aber ich muß.

Da lobe ich mir doch die Wiener Ringstraße. Beim Anblick dieser kommen sicher keinem Menschen schwarze Todesgedanken, und es findet sich auch niemand, der sie ihm begeistert nahelegen würde, obschon sie mit zweitausend — zu meiner Ehrenrettung: Ich habe sie nicht gezählt — ganz brauchbaren Bäumen bepflanzt ist, welche durch mindestens ebenso viele Laternenpfähle sinnig und ausreichend ergänzt werden für solche, bei welchen der Selbstmord zur Leidenschaft geworden sein sollte. Da heißt es anders und besser: „Die Ringstraße sehen und — leben!“ Da erst recht.

Die Wiener Ringstraße ist die schönste Straße der Welt! Man hört das sehr oft aussprechen; ob es auch richtig ist — ich weiß es nicht. Leider war Alexander v. Humboldt nicht in der Lage, diesen Satz auszusprechen und ihm ebenso eine autoritative Gesetzeskraft zu geben, wie seinen Aussprüchen über die fünf angeblich schönsten Aussichtspunkte der Welt, aber daß die Ringstraße wirklich schön ist, das weiß ich und das darf auch ruhig ausgesprochen werden, ohne Furcht, daß Widerspruch erregt oder Empfindlichkeiten verletzt werden könnten.

Vor einem Vierteljahrhundert noch war die innere Stadt Wien durch Wall und Graben und weitläufige Glacis von den sie umgebenden Vorstädten getrennt. Wie auf ein Zauberwort änderte sich die Scenerie. Wall und Graben verschwanden, und wo sie gewesen, wuchsen Paläste aus der Erde, einer prunkvoller und glänzender als der andere; und wo sich die Glacis hingedehnt hatten, wahre Wüsteneien, auf welchen Soldaten gedrillt und Paraden abgehalten wurden, da schoß eine ganze Großstadt mit prächtigen Straßen und Plätzen und blühenden Gartenanlagen in die Höhe. Welche andere alte Stadt hatte das gleiche Glück, sich in ihren alten Tagen so vom Herzen heraus verjüngen zu können? Dazu kam noch, daß die Zeiten dieser zweiten jugendlichen Blüte außerordentlich günstig und förderlich waren. Man denke nur: Im Jahre 1873, das durch einen Tag, jenen verhängnisvollen 9. Mai, denkwürdig bleiben wird, war die Hauptarbeit schon gethan! Das großartige Werk war sichergestellt, und nun steht es, bis auf geringe Reste, in prangender Schönheit da, zur Freude der Einheimischen und Fremden!

Fig. 1. Helleborus, neue großblumige Hybriden.

Bestimmend für den großartigen Charakter der Ringstraße ist die Vereinigung zweier Eigenschaften, die sich in solcher Weise vereinigt kaum wieder vorfinden dürften. Der Ring ist die größte Straße der Stadt und dabei die vornehmste. Damit ist alles gesagt; damit ist ein Streiflicht geworfen auf die architektonische Bedeutung dieser Straße, wie auch auf die sociale Atmosphäre, die sie durchdringt. Die Häuser — der bürgerliche Begriff Haus hat kaum noch Geltung für die Sphäre der Ringstraße, man gebraucht in Wien fast ausschließlich den Ausdruck „Ringstraßen-Palais“ — spiegeln Reichtum und Vornehmheit wider. Reichtum und hoher Rang dürfen sich gewisse Capricen und Liebhabereien erlauben und das spricht sich denn auch, wahrlich nicht zum Schaden der Gesamtwirkung, in der Architektur des Ringes aus. Mit kapriciöser Ungeniertheit grüßen sich da alle erdenklichen Baustile; manchmal geputzten Damen vergleichbar, die sich gegenseitig durch ihre Toilettenpracht in den Grund bohren wollen, im ganzen aber doch mit eleganter Manier gute Nachbarschaft halten.

Ein Spaziergang über die Ringstraße — die Promenade ist ausgiebig, auch in raschem Tempo braucht's dazu eine gute Stunde — wird niemals dem verbotenen Genre anheimfallen, sie wird niemals langweilig werden. Ist man mit sich und seinen Sorgen beschäftigt, so hat man gewöhnlich mehr als genug Beschäftigung, und denkt man an nichts, so werden einem die Gedanken von den Bauten selbst förmlich aufgedrängt. Von der Augartenbrücke aufbrechend, machen wir im Vorbeigehen der ungeheuren Rudolfs-Kaserne unsere Reverenz. Wir finden, daß es noch ein Glück ist, daß sie so halbversteckt daliegt und machen uns unsere Gedanken darüber, warum ein solcher Bau gerade dahin gesetzt werden mußte. Wir schauen von rechts nach links, da sehen wir die Börse vor uns stehen. Nicht philosophiert, sonst kommen wir nicht vorwärts. Wo kämen wir denn hin, wenn wir vor jedem Bau unseren Gedanken Audienz geben wollten? Schräg gegenüber von der Börse steht das Polizei-Gebäude, dann kommt das Sühnhaus. Dort stand dereinst die ziemlich komische Oper, aus der sodann das sehr traurige Ring-Theater wurde! Einige Schritte weiter und die Votiv-Kirche grüßt herüber. Eine düstere Erinnerung verdrängt die andere. Nach dem Attentat auf den Kaiser hat sie Erzherzog Maximilian, nachmals Kaiser von Mexiko, gestiftet, Ferstel hat sie erbaut. Auch Ferstel starb in der Blüte seiner Jahre. Weiter! Dicht nebeneinander stehen sie nun, die großartigen Monumentalbauten, der Stolz der verjüngten Vindobona: Die Universität, das Rathaus, das Burgtheater, das Parlament, der Justizpalast, das naturwissenschaftliche und das kunsthistorische Museum, beiden gegenüber die Anfänge der neuen Burg, dann kommt der Schillerplatz mit der Schillerstatue und der Akademie der bildenden Künste, das Opernhaus, der Heinrichshof, und weiter hinunter erzherzogliche Paläste, der Stadtpark, das Museum für Kunstindustrie und schließ-

lich wieder eine kolossale Kaserne. — Aber auch wen die Bauten kalt lassen, ist auf der Ringstraße nicht verloren. Er braucht seine Aufmerksamkeit nur dem Korso auf dem Ringe zuzuwenden und er wird sich gerne zu dem Satze bekennen: Den Ring sehen und leben! Auf der Ringstraße ist ganz Wien zu sehen. Ganz Wien bedeutet für die Kaiserstadt an der Donau gerade so viel, wie tout Paris für die Seinestadt, nämlich einen kleinen, aber eleganten Bruchteil des Ganzen. Wahrlich, der ist gar nicht dumm, der es vorzieht, statt der Wiener Monumentalbauten die Wiener Frauen zu studieren. Der Kultus der Schönheit ist immer vernünftig. Wie sie nur dahergehen, die Wienerinnen! Die Pariserinnen ersinnen die Mode, aber eine Toilette so exakt zu machen und so exakt auszufüllen, wie die Wienerinnen, das sind sie nicht imstande. Die Wienerinnen sehen und sterben — Unsinn! Nur das wollte ich noch sagen, im übrigen ist es Zeit aufzuhören. B. Groller.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Oktober.

In unserer Zeit mit dem allgemeinen und von beinahe jedem Stande im besondern ausgesprochenen Wunsch und Verlangen um Schutz gegen das Ausland sind auch einige Gärtner aufgetreten, um gegen die Ueberflutung der deutschen Blumenläden mit Blumen aus der Riviera u. a. O. zu protestieren, und die königlich preußische Regierung hat bei sämtlichen Gartenbauvereinen des Königreichs angefragt, ob sie einen Schutzzoll auf abgeschnittene Blumen vom Auslande wünschten oder für notwendig erachteten. Die Antwort lautete von ihnen allen, mit verschwindend wenigen Ausnahmen: Nein! Wir brauchen keinen Schutzzoll! Wohl machen uns die fremdländischen Rosen Konkurrenz; wir selbst können sie im Dezember und Januar blühend nur mit großen Kosten einzeln schaffen; aber den Blumenhändlern, Straußbindern, den Balldamen u. s. w. sind sie unentbehrlich geworden, und das sind ja doch, so zu sagen, auch Menschen! Wir können in unserem widerstrebenden Klima edle Rosen im Winter nur schwer erziehen; desto mehr hat uns die ausländische Konkurrenz angeregt, uns selbst und in anderer Weise zu helfen, indem wir Pflanzen gesucht und gefunden haben, die entweder bei ihrer natürlichen Entwickelung oder durch geringe Nachhilfe von seiten des verständigen Gärtners oder Liebhabers im Winter leicht zum Blühen gebracht werden. Ihre Zahl ist groß und jedes Jahr bringt uns neue Pflanzen oder alte, deren Eigenschaft, im Winter zu blühen, wir bisher wohl gekannt, aber nicht beachtet haben, bis der ganz enorme Bedarf an solchen Blumen unsere Augen und Gedanken auf sie gelenkt hat, woraus ganz einfach sich ergab, daß wir den Schutz gegen das Ausland nicht nötig haben.

Fig. 2. Primula chin. fimbriata cristata alba plena.

Die freundliche Leserin wolle uns gestatten, ihr einige dieser Pflanzen zu empfehlen: sie sind kaum mehr neu zu nennen; aber sie sind ein Zeichen unseres, der Gärtner, Strebens, sie, auch die einfachsten und scheinbar unbedeutendsten, so zu vervollkommnen, daß es jedem und jeder eine Freude bereiten wird, sie zu sehen und die natürliche Pflanze zu besitzen und sich mit ihrer Blume zu schmücken.

Eine der schönsten und beliebtesten Winterblumen ist die Aschenpflanze (Cineraria hybrida W., wahrscheinlich eine Spielart der C. cruenta L'Herit. von den Kanarischen Inseln) in den verschiedensten Farben von Rot, Blau, Weiß, ein- oder mehrfarbig, auch mit gefüllten Blumen, in halbhohen, bis 60 cm hohen und in niedrigen Formen, von denen die erstere die schönste sein dürfte. Der kaiserliche Hofgartendirektor Jühlke sagt in seinem schönen und empfehlenswerten Buch „Schmidlins Blumenzucht im Zimmer“: „Man erzieht die Cinerarien am besten aus Samen, der im Mai oder Juni ausgesät wird. Die ganz jungen Pflänzchen werden pikiert und nach einiger Zeit je 4—5 in einen Topf Anfang Oktober einzeln gepflanzt. Ofenwärme vertragen sie nicht, ebensowenig einen dumpfen Standort. Beim Eintritt des Frostes bringt man die Töpfe in einen ganz mäßig temperierten Raum und stellt sie hier möglichst hell auf; in das warme Zimmer dürfen sie erst dann eingeführt werden, wenn die Blumen sich zu färben beginnen. Vom Frühjahr an, wenn sie stark in Trieb kommen, muß man sie häufig überbrausen und reichlich begießen.“ Auf diese Weise gezogen, wird man die Blumen schon im Frühjahr nach einer Aussaat im Juli oder August noch später, d. h. im Herbst und Winter des nächsten Jahres erhalten, dann allerdings in schönen, großen und reichblühenden Pflanzen. Sät man sie dagegen im Februar, spätestens im März aus, dann blühen sie schon im ersten Jahre vom Dezember an. Ueber Sommer müssen sie im Freien ohne Glas stehen. Sie gedeihen am besten nach mehrmaligem Verpflanzen in nahrhafter Laub- und Mistbeeterde. — Die gefüllten Sorten, die aber in ihrer Wirkung auf das Auge denen mit einfacher Blume und ihrem strahlenden Farbenglanze bedeutend nachstehen, vermehrt man durch Stecklinge, d. h. durch junge Triebe, welche nach dem Abschneiden des Blütenstengels kurz vor dem Verblühen zahlreich über dem Wurzelhals erscheinen. — Die verblühten Pflanzen wirft man weg, wenn man sie, d. h. die einfach blühenden besten und schönsten Exemplare, nicht zur Samenzucht benützen will.

Aehnlich wie die der Cinerarien ist die Kultur der chinesischen Primel (Primula chinensis Lindl. syn. praenitens Ker) mit ihren zahlreichen Formen in einfachen, gekrausten, farnartigen und anderen Blättern und mit ihren in allen Abstufungen der Farben vom tiefsten Purpur bis reinsten Weiß wechselnden, sowohl einfachen wie gefüllten Blüten, von denen namentlich die letzteren unseren Strauß- („Bouquet-“)Bindern unentbehrlich geworden sind. Sie alle gehören zu den dankbarsten Zimmerpflanzen. Eine der schönsten Formen ist die hahnenkammartig gekräuselte mit

Fig. 3. Bouvardia flore pleno Alfred Neuner.

Fig. 4. Lasiandra macrantha.

Der schlaue Ami von Kamerun. Von Lothar Meggendorfer.

gefüllten weißen Blumen (Fimbriata cristata alba plena, Figur 2) der Firma Chr. Lorenz in Erfurt. — Die chinesische Primel wird wie die Cinerarie vermehrt, die gefüllte Form durch Stecklinge, die einfache durch Samen, den man, je nachdem man die Pflanzen in Blüte haben will, vom März bis Juni aussät. Das Weiterpflanzen (Pikieren) muß schon mit den kleinsten Pflänzchen beginnen, sobald man sie zwischen den Fingerspitzen halten kann, und öfter wiederholt werden; zwischen den Pflänzchen streut man pulverisierte Holzkohle aus, um sie vor dem Schimmel zu bewahren, der oft die ganze Anzucht vernichtet. — Die beste Erdmischung für die chinesische Primel besteht aus Heideerde, Lauberde und Sand mit Rindsdung und wenig Hornspänen. Die Pflanzen müssen das ganze Jahr hindurch kühl, aber hell und luftig stehen und werden auch während ihrer Anzucht unter Fenstern, im Mistbeet oder Kalthause gehalten; gegen den stärksten Sonnenschein müssen sie mäßig beschattet werden.

Schöne Blumen im Winter gibt ohne besondere Schwierigkeit auch die Nießwurz (Helleborus L.), eine bei uns über Winter im Freien ausdauernde Staude mit fingerförmig geteilten Blättern, scheidenartigen Blattstielen und Rispen mit großen schönen Blumen, bei denen besonders der fünfblätterige blumenartig gefärbte Kelch vor den Kronenblättern hervortritt. — Die schwarze Nießwurz oder Christblume (H. niger L.) wächst in den Alpen wild, und erscheinen im Dezember die Blumen ohne Blätter; sie sind anfänglich weiß, später rötlich. — Die in Griechenland (800 m hoch) einheimische Art, die orientalische Nießwurz (H. orientalis Lam.) hat rötlich gefärbte Blumen. H. purpurascens Willd. aus Ungarn hat weinrote oder purpurrötliche Blumen. Aus diesen und anderen Arten hat man durch künstliche Befruchtung eine Menge Spielarten oder Hybriden (Figur 1) erzeugt, die sich durch Reichtum der Blüten und durch Verschiedenheit in Form und Farbe auszeichnen. — Man pflanzt die Helleboren in feuchten und nahrhaften Boden, am besten in einigermaßen schattiger Lage, und setzt sie im Herbst oder später, wenn sie Blütenknospen zeigen, in Töpfe, die man nach und nach und die einen nach den anderen etwas wärmer stellen kann, um so während eines großen Teils des Winters blühende Pflanzen zu haben. Man vermehrt sie durch Teilung des Wurzelstockes im Frühjahr oder durch Samen, der auch bei Chr. Lorenz in Erfurt vorrätig ist; er muß bald nach der Reife ausgesät werden, und benützt man dazu ein schattig gelegenes Beet im Freien; er keimt dann in 5—6 Monaten. Nach 4—5 Jahren werden die Sämlinge blühbar. — Die schönsten Hybriden werden auch häufig in Töpfen gezogen und gibt man ihnen eine Mischung von Laub- und Mistbeeterde mit mürbem Lehm und Sand. Man stellt sie halbschattig im Freien auf, über Winter aber im Kalthause oder kalten, frostfreien Zimmer, wo sie lange und reich blühen werden. — Die Wurzeln der schwarzen und die der orientalischen Nießwurz (Radices hellebori nigri) erregen gepulvert starkes Niesen, nach dem Genuß Erbrechen, Durchfall, Krämpfe und selbst den Tod, wenn man nicht als Gegenmittel Oel oder starken Kaffee anwendet.

Herrliche Blumen im Spätsommer, Herbst und während mehrerer Monate im Winter liefert die Gattung Bouvardia Salisb., Halbsträucher aus Südamerika, die man während des Sommers auf ein sonniges Beet mit nahrhafter Erde, im Herbst (September) aber in Töpfe mit Heide-, Laub- und Wiesenerde mit Sand pflanzt, wonach sie einige Tage in geschlossener Luft stehen sollten, welches das Anwachsen erleichtert und das ununterbrochene Weiterblühen ermöglicht; reichliches Begießen, zuweilen ein Durchguß, ist während des Wachstums notwendig, ebenso das wiederholte Entspitzen der schlank wachsenden Triebe. Man stellt die Pflanzen dann in 8—12° Wärme, auch

Fig. 1.

im Wohnzimmer auf. Nach dem Blühen ziehen sie ein, d. h. verlieren Blätter und Stengel fast vollständig, und gibt man ihnen dann nur selten und wenig Wasser. Die Vermehrung geschieht leicht durch Wurzel- und Zweigstecklinge, welche letzteren aber nicht dicht unter den, sondern zwischen zwei Knoten geschnitten werden sollten.

Man hat von der Bouvardia mehrere Arten und zahlreiche Spielarten mit rein weißen, roten, einfachen und gefüllten wohlriechenden Blütendolden, von denen die weißgefüllte „Alfred Neuner“ (Figur 3) und die rotgefüllte „Präsident Garfield“ die schönsten sein dürften. Sie alle sind für sämtliche Formen der Binderei, des Blumenschmucks, verwendbar, immer und überall gesucht.

Die Gattung der indischen Sammetpappel (Abutilon Adans.) ist, gleichviel ob mit Blüten geschmückt oder nur wegen ihrer eleganten Gestalt, immer eine Zierde des Blumen- und Warmhauses wie des Wintergartens im Zimmer, und die schön geformten Blüten bilden ein stets begehrtes Material für alle Zusammenstellungen von Blumen; erscheinen sie doch auch das ganze Jahr hindurch. Am beliebtesten sind die Spielarten mit weißen Blumen, wie der Schneeball („Boule de neige“). Die Gattung gehört zur Familie der Malven und stammt aus Südamerika; sie wird bei einer Temperatur von + 8—12° R. auf hellem Standort überwintert, während des Sommers aber im Freien verwendet, auch zu Gruppen. Man vermehrt sie leicht durch Stecklinge und pflanzt sie in eine Mischung von Heide- und Lauberde mit Sand; sie müssen aber während des Wachstums öfter mit Dungwasser begossen werden. — Wir können hier nicht auf die verschiedenen Arten der indischen Sammetpappel und die sie auszeichnenden Unterschiede eingehen, um so weniger, als sie durch die jährlich neu gezüchteten Spielarten mehr und mehr verwischt werden — ein Beweis für die Liebe, mit welcher der Pflanzenfreund namentlich die letzteren umfaßt und welcher der Pflanzenzüchter immer neue Nahrung zu geben weiß, indem er ganze Sortimente aufstellt, aus denen der Liebhaber die rot-, gelb- oder orangeblühenden, auch die buntblätterigen wählen kann.

Der Bartfaden (Lasiandra DC.) ist ein Strauch aus Südbrasilien, wo er bis 2 m hoch wird. Man hat in den Gärten mehrere Arten, die sich alle durch schönfarbige (purpurviolette, violette und blaue) große Blumen auszeichnen, die durch ein einfaches Mittel gezwungen werden, nicht eher als im Spätherbst und Winter zu erscheinen, während sie sonst schon im Sommer vorhanden sind: nämlich durch das Verhindern des Blühens bis zur gewünschten Zeit.

Man vermehrt den Bartfaden durch Stecklinge aus den Spitzen junger Triebe im Februar oder März; wenn solche Triebe nicht vorhanden sind, schneidet man ein altes Exemplar stark zurück und läßt es bei 12—14° Wärme austreiben. Die jungen Pflanzen werden in Moos- oder Heide- und Lauberde mit Sand und wenig Hornspänen gepflanzt, bis zum Mai unter Glas gehalten, während des Sommers aber auf einem geschützten, aber durchaus schattenfreien Platz aufgestellt, wo sie reichlich zu begießen sind, oft auch mit Dungwasser, und wo man den jungen Trieben bis zum September die Spitzen nimmt, um sie buschig zu machen und um sie am Blühen zu verhindern: die Blüten werden desto reichlicher im Spätherbst und Winter erscheinen, währenddessen sie dicht am Fenster und 6—8° warm stehen sollten. Nach dem Abblühen wird man ihnen eine Ruhezeit gönnen, d. h. sie im Kalthause oder kalten Zimmer mit 3—4° Wärme aufstellen und ihnen nur wenig Wasser geben. Eine der schönsten Arten ist der großblumige Bartfaden (L. macrantha Lindl., Fig. 4) mit sehr großen blauen Blumen. Sie ist wie sämtliche vorhin genannten Pflanzen in dem rühmlichst bekannten Geschäfte des Hoflieferanten Chr. Lorenz in Erfurt vorrätig.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Nun, da uns nach genossenem Kur- oder Landaufenthalt das traute Heim mit seiner Ruhe, seiner Behaglichkeit doppelt angenehm erscheint,

Fig. 2.

weilen wir lieber als bei Beginn des Sommers in des Hauses heiligen Hallen; man muß Wochen und Monate hindurch in der Fremde gewesen sein, das Hotelleben oder das oft sehr primitive in den sogenannten Landhäusern durchkostet haben,

Fig. 3.

um den Wert der eignen Häuslichkeit zu ermessen. — Wie wohnlich ist alles daheim! Auf wie viel Komfort mußten wir draußen verzichten! Mit der sich einstellenden Freude am häuslichen Leben kommt auch die Wertschätzung der soliden Haustracht zur Geltung. Im bequemen Schlafrock (auf gut deutsch robe de chambre) läßt es sich so gemächlich leben und bequem atmen! Kein Reifen hemmt den elastischen Gang, keine Eisenspange engt Brust und Lunge ein, keiner Tournüre widernatürliches Gebausch hindert uns beim bequemen Anlehen.

Der einfache Hausrock, in Prinzeßform geschnitten, geschmackvoll garniert, kleidend ohne überladen zu sein, ist jetzt mehr als in jeder andern Zeit des Jahres das Lieblingskind der Mode. Womit sollte sie sich auch in diesen Tagen, da die Sommertracht längst fertig, die des Herbstes noch nicht spruchreif, beschäftigen? Es scheint der sonst nur für die Salontracht schwärmenden Dame auch einmal genehm zu sein, der Hauspoesie Beachtung zu schenken, die von vielen Frauen sehr mit Unrecht vernachlässigte Haustracht ein wenig zu idealisieren.

Die Mehrzahl der sparsamen Frauen leben der Ansicht, jedes abgetragene, unmoderne Kleid sei „gut genug", im Hause weiter vertragen zu werden; so sieht man sie denn oft in verschossenen, wohl gar fleckigen Gewandungen, die jedem Schönheitssinne hohnsprechen. Fast glaube ich, wir müssen es der Mode Dank wissen, wenn sie hier eine Reform anbahnt; — als echte Diplomatin weiß sie so reizende Modelle bei uns einzuführen, daß wir willenlos auf ihre Pläne eingehen und die neuen Hauskleider nicht nur bewundern, sondern auch anschaffen.

Da sind z. B. die aus türkischem Mousselline de laine gearbeiteten, vorn mit breitem Samtlatz, großen Samttaschen garnierten Prinzeßröcke, — die aus blauem Kasimir mit roten Madeira-Stickereien geputzten, die blumigen Bongis-Roben mit Blusentaillen aus glattem Stoff und kurzem spanischen Jäckchen, die leichten Tibetröcke mit einer auf Gummischnüren gezogenen, dehnbaren Taille (Fig. 5), die eleganteren mit gepuffter langer Schleppe (Fig. 3) und gepufften Vorderteilen, herzförmig ausgeschnittener Taille, die ein rot- oder blauseidner Blusenteil zur Geltung kommen läßt; — die ganz aus Spitzen und lichtem Surrah gefertigten Matinees, die im Boudoir schöner Frauen eine so wichtige Rolle spielen, sie alle sind jetzt mehr als je an der Tagesordnung, und je gediegener und teurer die Stoffe, desto besser die Gesamtwirkung.

Auch die lange im Schablonenstil gefertigten Wäscheartikel hat Dame Mode jetzt eingehender Beachtung unterzogen. Erscheint doch gar in Wien eine eigene Wäschezeitung, die alle 14 Tage von Nouveautés berichtet und selbige auch in gut illustrierten Exemplaren vorführt. Das Hemd wird jetzt taillengerecht geschnitten, mit Brustausnähern und Hüfteinschnitten gearbeitet, statt der Passe oder der eingesetzten Stickerei eine dem Stoffteil eingestickte, die auch die Aermelnaht begrenzt. Man fertigt auffallend viel Leibwäsche aus Seide (Surrah, Crêpe de Chine), garniert diese eleganteren Gegenstände dann mit echten Spitzen oder von farbigen Bändern durchzogenen Zwischensätzen. Es sind diese Hemden zumeist mit dem Aufgebot wahrhafter Kunstfertigkeit gearbeitete Wäschegegenstände, deren keine elegante Dame heute, wie immer sie die Vorzüge des blütenweißen Leinen anerkennt, entraten mag.

Gleicher Luxus zeigt sich in der Ausstattung der zumeist aus Zoasleinen und Valenciennes gearbeiteten Negligés (Fig. 4). Man fertigt sie mit gepufftem, nach unten zu in Falten abgenähtem Brustlatz, reicher Spitzenfräse, die unterhalb der Brustschleife den Latz umrandet.

Die wollenen Normalbekleidungsgegenstände, die ehedem so harmlos und zweifelsohne galten, haben momentan eine strenge Kritik erfahren. Wie von Wagnerianern und Anti-Wagnerianern, spricht man von Jägerianern und Anti-Jägerianern, tritt einerseits energisch für die Idee des Stuttgarter Gesundheitsapostels ein und bekämpft sie andererseits ebenso energisch.

Die Wäsche-Industriellen wollen selbstverständlich die Leute, die, wie der Wiener sagte, „ohne Hemat" gehen, in Acht und Bann erklären, indes so ganz „ohne" ist die Wolltracht nicht; man muß sie nur nicht an unrechter Stelle zur Geltung bringen wollen. In sanitärer Hinsicht hat ja die Wolle anerkanntermaßen eine wohlthätige Wirkung, und so lange es sich nur darum handelte, wollene Unterkleider anzulegen, wußte man auch nichts von einer Polemik gegen die Normaltracht. Erst seitdem sich den Unter-Jägerianern die Ober-Jägerianer zugesellten, seitdem Herren im wollenen Trikot und wollener

Fig. 4.

Joppe im Salon erschienen, Damen das trikotartig gewebte Wollkleid in unschönster Form und Ausstattung als Normaltracht einführen wollten,

Fig. 5.

bildete sich eine Gegenpartei, die nun aggressiv nicht nur gegen die Tracht, sondern gegen alle Diejenigen, die sie eingeführt und zur Geltung bringen, vorgeht.

Die sich jetzt geltend machende Vorliebe für seidene Wäsche, seidene Kleider und Mantelets scheint dem Wollregime ernstlich Abbruch zu thun.

In der Frauenwelt pflegt die allmächtige Herrscherin Mode stets den Sieg über jede, wenn auch noch so berechtigte und sanitäre Tracht davonzutragen. Nun lautet das neueste Diktat der einflußreichen Dame: Seide! Seide, wo und wann immer anwendbar!

Man fertigt nicht nur Hemden, Negligés, Jupons, Kleider, Mäntel, Schürzen (Fig. 1 u. 2) aus Seide, auch Tischzeug, Servietten, Decken, Trikots, Handschuhe 2c. Der Seidenindustrie ist somit Gelegenheit gegeben, ihre Fabrikate in großer Menge auf den Markt zu bringen.

S. Henneberg in Zürich empfiehlt uns als Neuestes klein gemusterte Trikotines mit abgepaßten Bordüren, mattfarbige Changeants, pointilierte Serge-Stoffe, Satins mit eingewebtem Spitzendessin, Rhadames mit eingewirkten Samtstreifen und als eigentlichen Saisonartikel Kasimir-Taille, einen dauerhaften, sehr soliden Seidenstoff, der, in Verbindung mit passendem Poplin, zu den einfachsten wie elegantesten Toiletten verarbeitet wird. Die von Henneberg importierten mit Bordüren gestickten Seidenkleider erfreuen sich in Kreisen der Modekundigen noch eines ungeteilten Beifalls; sie sind elegant und einfach, schön in der Zeichnung und korrekt in der Ausführung.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Linsenmehlsuppe. Man koche für acht Personen etwa 2½ Liter Wasser mit Möhre, Sellerie und Zwiebel, von jedem ein Stück, reichlich Porree, nach Belieben auch einige Weißkohlblätter, eine Stunde, seihe die Brühe durch und füge zu jedem Liter Wasser 10 Gramm Fleischextrakt und das nötige Salz; rühre nun für jede Person einen Eßlöffel voll Linsenmehl mit etwas kaltem Wasser an, gebe es zu der Brühe, lasse es 10 Minuten kochen und richte über fein gehackte, in Butter geröstete Zwiebeln und zu kleinen Filets geschnittenem, gekochtem oder gebratenem Schweinefleisch an.

Eier in Coquilles. Man streiche nicht zu große Coquilles reichlich mit frischer zerlassener Butter aus, bestreue sie mit fein gehackten Sardellen, Schnittlauch, Salz und gestoßenem weißem Pfeffer und stelle sie in einen mäßig warmen Ofen, bis die Muscheln warm werden und die Butter wieder weich und glänzend ist, wo man dann in jede ein frisches Ei schlägt und mit einer Mischung aus gestoßenem Zwieback und geriebenem Parmesankäse bestreut, ein Stückchen Butter in Größe einer halben Haselnuß mitten darauf legt und so backen läßt, bis die Eier gleich Spiegeleiern geworden sind und man sie über einer achteckig gefalteten Serviette anrichtet.

Schinken auf Bretagner Art (Tambon au Sucre). Man lege einen geräucherten Schinken, von einem jungen fetten Schweine, 12 Stunden lang in halb Wasser, halb Milch und bringe ihn, wenn er gut abgeputzt ist, mit Wasser bedeckt zu Feuer, wo man ihn vors Kochen kommen und, nachdem er abgeschäumt worden, 2 Stunden nur ziehen läßt. Dann nehme man die Schwarte ab, lege den Schinken in eine Kasserolle, gebe ein Liter Rotwein, einen Teil der durchgeseihten Brühe, ein Stück Zimmet, Citronenschale, einige Gewürznelken und 100 Gramm fein gestoßenen Zucker daran und lasse ihn damit noch ganz langsam, an der Seite des Herdes, ziehen. Beim Anrichten umwickelt man das Bein mit einer Papiermanschette und garniert den Schinken mit kleinen, in Butter gebratenen Kartoffeln. Die Sauce wird durchgeseiht, entfettet, mit etwas brauner Einbrennen (Mehlschwitze) und einem Glas Madeira aufgekocht und in einer Sauciere serviert; sie muß recht gebunden sein.

Macédoine. Man nehme einen Kopf Weißkohl und einen Kopf Savoyerkohl, entferne die äußeren Blätter und teile jeden in vier Teile, schneide die dicken Blattadern heraus, koche den Kohl in gesalzenem Wasser eine Viertelstunde und dämpfe ihn, nachdem das Wasser abgegossen, in Bouillon. Ferner nehme man Möhren, weiße Rüben, Schwarzwurzeln (alles gleichmäßig zu länglichen Stückchen geschnitten), Blumenkohlröschen und ein paar Dutzend kleine Zwiebeln, welches man, jedes für sich, in Bouillon gar kocht und sowie eins gar ist, auf ein Sieb schüttet, alles auf dasselbe Sieb. Dann dämpfe man zwei Eßlöffel Mehl in 125 Gramm Butter, rühre dies mit der abgelaufenen Brühe zu einer glatten, dicklichen Sauce an, ordne die Gemüse bunt durcheinander auf eine runde Schüssel und gieße die Sauce darüber; decke es zu, stelle es noch zehn Minuten an eine heiße Stelle und umgebe es beim Servieren mit Koteletten, Brisoletten oder Saucischen.

Brisoletten. Man entferne aus 1 Kilo Kalbfleisch Haut und Sehnen und hacke es mit 250 Gramm in feine Würfel geschnittenem Luftspeck fein, gebe drei Eier, 50 Gramm altbackenes, in Wasser geweichtes und gut ausgedrücktes Weißbrot, etwas Salz, eine Prise Pfeffer, eine Prise Muskatnuß und etwas abgeriebene Citronenschale dazu und mische alles gut untereinander, forme die Brisoletten wie kleine Beefsteaks, paniere sie mit Ei und geriebenem Weißbrot und brate sie in heißer Butter auf beiden Seiten lichtbraun.

Heidschnuckenrücken mit Kastanienkompott. Dieser, im allgemeinen, wie ich glaube, wenig bekannte, ausgezeichnete Braten, wird in der Weise wie Rehbraten bereitet. Man lege ihn, gehäutelt und wohl gespickt, mit zerschnittenen Zwiebeln, Möhre und Sellerie in reichlich heiße Butter und brate ihn, unter fleißigem Begießen, recht saftig, und wenn er halb gar ist, so gieße man ein paar Tassen sauren Rahm daran und mache ihn so, bei stetem Begießen, fertig. Die Sauce wird mit einem kleinen Besen zusammengerührt, dann durch ein Sieb gethan und in einer Sauciere beigegeben. Außer Kompotts gibt man auch gern Brunnenkressesalat dazu.

Heidschnuckenrücken, sind sehr gut und preiswürdig zu beziehen durch H. Ripke, Schlächtermeister, Soltau, Lüneb. Heide. ½ Kilo 60 Pf.

Birnenkompott. Man halbiere die geschälten Birnen, schneide das Kernhaus heraus und lege sie in frisches Wasser; gebe in eine Kasserole etwas recht frische, ungesalzene Butter, etwas Zucker und die Birnen dazu, mit nur soviel Wasser, als beim Herausnehmen daran hängen geblieben. Lasse sie so dämpfen, und wenn sie anfangen braun zu werden, so streue man noch etwas Zucker darüber und mache sie so fertig; sie müssen schön bräunlich sein und sind zu allen Braten gut.

Mostcreme. Man koche ½ Liter Most mit 60 Gramm Zucker und lasse ihn kalt werden; verklopfe dann 8 Eidotter und 2 Eier in einem Topfe, gieße den Most und ⅛ Liter Malagawein dazu, stelle den Topf in ein Geschirr mit kochendem Wasser, daß er halb im Wasser steht und quirle die Creme bis sie dicklich wird, richte sie nun in einer Schale an, lasse sie erkalten und garniere sie vor dem Servieren mit roten und weißen Traubenbeeren.

Nußkonfekt. Man zerreibe ½ Kilo Wallnüsse mit Eiweiß recht fein, füge ¾ Kilo fein gestoßenen Zucker und etwas Zimmet und Citrone hinzu, rolle es aus, steche Figuren daraus und überziehe sie mit Schokoladeguß. Zu diesem rühre man 125 Gramm gesiebten Zucker mit einem Eiweiß eine gute Weile und dann 30 Gramm fein geriebene Schokolade, etwas Citronensaft und etwas Arak daran.

Amerikanischer Eierkocher.

Amerikanischer Eierkocher.

Die nach Adams neuer Vorschrift zubereiteten Eier sind im Geschmack bei weitem zarter und delikater, sowie für den Genuß einladender und bequemer als die auf gewöhnlichem Wege bereiteten. Die in Adams Pfanne gekochten Eier sind vollständig wasserfrei und alle zu gleicher Zeit trocken, sie kommen ohne Schale und pflaumenweich zur Tafel und machen den Eierbecher vollständig entbehrlich.

Adams Eierkocher besteht aus einer verzinnten Pfanne nebst einem mit Henkel versehenen Einsatz aus flachem Metall, dessen Wandung zum Teil durchsiebt ist. Am Boden dieses Einsatzes befindet sich eine Anzahl von blechernen herausnehmbaren Ringen, welche dem darin bereiteten Ei eine runde Form geben. Bei Benutzung der Pfanne füllt man dieselbe etwa 1 cm über dem Einsatz mit kochendem Wasser, und stellt sie sodann auf den Herd. Die Eier werden nunmehr einzeln in je einen Ring eingeschlagen und bleiben sodann sieben bis acht Minuten auf dem Feuer. Wenn dies geschehen, sind die Eier pflaumenweich gekocht; man nimmt dieselben mittels des beigegebenen Spatels heraus, um sie auf den Teller zu legen, nachdem man den Einsatz aus der Pfanne herausgehoben hat und das Wasser durch die durchsiebte Wand vollständig abgelaufen ist.

Diese Pfannen werden für eine beliebige Anzahl von Eiern hergestellt, und man kann in jeder derselben auch weniger Eier bereiten, als Ringe darin vorhanden sind, indem man dieseletzteren leer läßt. Der Preis einer solchen Pfanne stellt sich für:

4	5	6	und 8 Eier
5,50,	6,	6,50	und 7 Mark.

Vorrätig bei E. Cohn, Berlin, Leipzigerstr. 88.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Dechiffrier-Aufgabe.

Preisrätsel.

Worte, die sinnlos auf Seilen sich
schaukeln,
Die wer vom Rhythmus zum Reime
gespannt,
Reime, die Faltern gleich blumen-
wärts gaukeln,
Ziellos durchfliegen der Verskunst
Land,
Rhythmen, dem Schellengeklingel
vergleichbar,
Frech entlehnend hassische Form,
Denen Gedanken doch nimmer erreichbar,
Die verachten so Regel wie Norm,
Hohles und leeres Silbengeräusche,
Das sich als Formvollendung spreizt,
Hoffend, daß es die Weisen täusche —
Während es — mit dem Ganzen geizt —
Das ist das Ganze! —

Das Ganze wird das Ganze nimmer machen!
Es ist der Menschheit schöne Eigenschaft!
Es ist zu kühl, zu klug, zu groß zum Lachen,
Und nach dem Herzen — fast die größte Kraft.
Gemach berechnend, übt es große Thaten;
Ein jeder gibt bei sich ihm Unterkunft,
Und sei er noch so übel dran beraten!
Im Ueberlegen ist nur die Vernunft!
Das ist das Ganze! —

Das Schönste, was die Menschen auser-
denken,
Sie streben stets in mich es zu versenken.
Sie lieben es, mich an mich selbst zu leihen,
Auch wieder meine Brüder zu entzweien,
Und Schwestern zwischen uns voll Kunst
zu schieben,
Bis alle künden, wie sich Menschen lieben!
Das ist die Hälfte.

Mein zweites Halb — des ersten Ganzen
Teil!
Das zweite Ganze sieht in ihm nie Heil,
Verschmäht, und schiebt das zweite Halb
zur Seite,
Aus Furcht, daß es ihm Zeitverlust bereite!
Und doch, so sonderlich es klingen mag —
Tritt oft im Ganzen I das II zu Tag!

Preise für Lösung des Preisrätsels.

1. Preis: J. v. Falke. Hellas und Rom **2. Preis:** W. Kaden, Die Riviera. **3. Preis:** Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben. **4. Preis:** J. v. Falke, Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker. **5. Preis:** F. v. Hellwald, Die Erde und ihre Völker. **6. Preis:** A. v. der Linde, Gutenberg. **7. Preis:** H. Zöller, Die Deutschen im brasilischen Urwald. **8. Preis:** A. v. der Elbe, Der Heliandsänger. **9. Preis:** Th. Zolling, H. v. Kleist. **10. Preis:** E. Werner, Der Egoist. **11.—15. Preis:** Kulturhistorische Stammbücher. **16.—20. Preis:** Ludwig Walesrode, Der Storch von Nordenthal. **21.—25. Preis:** Je 5 Bände Collection Spemann nach Wahl. Die Bekanntgabe des Resultates der Verlosung findet bei Ausgabe des dritten Heftes statt.

Ein zweites Preisrätsel findet sich im Inseratenteil.

Kreisrätsel.

Wenn man die Zahlen in dem Kreise auf dem Zifferblatt einer Uhr durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so ergibt: 1, 2, 3, 4 einen Namen in dem Titel einer Ballade von Schiller, 1, 2, 3, 4, 5 einen Helden, 2, 3, 4, 5 einen Gott der Griechen, 3, 4, 5, 6 einen weiblichen Vornamen, 5, 6, 7, 8 einen König des Altertums, 6, 7, 8, 9 einen Saal, 7, 8, 9, 10 einen Soldaten, 9, 10, 11, 12 einen weiblichen Vornamen, 11, 12, 1, 2 einen Fluß in Deutschland.

Logogriph.

Nach mir steht gar oftmals der Kindlein Begehr,
Drei Zeichen|versehe — ich zähl' nicht viel mehr —,
Erwachs'ne nunmehr mich begehren gar sehr.

Scherz-Charade.

(Dreisilbig.)

Die erste Silbe mehr als eins dir kündet,
Die zweite zeigt dir eine Haut vom Tier,
Die dritte dich oft im Gefängnis findet;
Das Ganze ist stets zweifelhaft bei mir.

Rebus.

Auflösungen zu Heft 12, S. 671.

Rätselhafte Inschrift: Blieb ungelöst! — **Kapselrätsel:** Im Walde regnet's zweimal. — **Buchstabenrätsel:** Werde, Erde. — **Einsilbig:** Bach. — **Kettenrätsel:** Defregger, Germanien, Enzian, Andantino, November, Berberitze, Zechine, Nehemia, Afrika, Kathedrale, Leguan, Angelika, Kaviar, Arkadien, Enclave, Venetien, Ende (Da capo). — **Silbenrätsel:** 1. Nilgiri, 2. Jungfrau, 3. Chios, 4. Kleist, 5. Orsini, 6. Leeuwarden, 7. Arnau, 8. Upas, 9. Smolensk, 10. Linne, 11. Esther, 12. Niemen, 13. Apenrode, 14. Ufer — Nikolaus Lenau, Justinus Kerner. — **Gegensatzrätsel:** Wonne, edel, Mann, gut, Osten, teuer, tot, wankelhaft, immer, Land, lustig, ruhig, ernst, Chikane. tugendhaft, echt, geistreich, unten, Neid, Stute, Ernte, Riese, weit, Ende, innen, See, eckig, Nase. — Dunkel, Essig, nahrhaft, schmutzig, ihr, Citrone, Kahn, Thon, Eva, Rabe, Ischl, Narr, dumm, Irrtum, Elle, Wand, Enkel, ist, trocken, Esche, Wiege, euer, Lärm, Tugend.

Gedicht.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.

Rösselsprung in Radform: Nun ist die Scheidestunde da, das Morgenrot rückt schon ins Land; die Mutter küßt mich thränenfeucht, der Vater beut mir still die Hand. So schreit' ich durch den jungen Tag am grünen Hügelhang empor, Noch klingt mir jedes Abschiedswort, der letzte Gruß mir noch im Ohr. Und auf des Thales letztem Pfad tönt hinter mir ein leiser Schritt; es faßt mich schmeichelnd an der Hand: „Ich bin das Heimweh, nimm mich mit!“

Whistaufgabe Nr. 4.

A, B, C, D spielen Whist, A und C zusammen, B und D zusammen. C hat Karten gegeben, Treff Atout gemacht und dann ihre Karten offen hingelegt. A hat also sowohl die eigenen Karten als auch die von C zu dirigieren.

Fünf Stiche sind vorüber, also noch acht Karten in der Hand.

A hat: Treff-König, Treff-Bube, Pique-Sechs, Pique-Drei, Coeur-König, Coeur-Dame, Coeur-Bube, Carreau-Sieben.

B hat: Treff-Neun, Pique-König, Pique-Bube, Pique-Zehn, Coeur-Aß, Coeur-Acht, Carreau-Dame, Carreau-Bube.

C hat: Treff-Aß, Treff-Drei, Pique-Aß, Pique-Neun, Pique-Fünf, Carreau-König, Carreau-Neun, Carreau-Vier.

D hat: Treff-Dame, Treff-Zehn, Pique-Sieben, Pique-Zwei, Coeur-Fünf, Coeur-Zwei, Carreau-Fünf, Carreau-Drei.

A hat den fünften Stich genommen. Wie muß A spielen, um auch die übrigen acht Stiche zu machen?

Lösung der Whistaufgabe Nr. 3.

A zieht zuerst zweimal Atout. Strohmann wirft zweimal Pique ab. Dann spielt A dreimal Pique, Strohmann behält die Farbe, welche B abwirft und A bringt im zwölften Stich die Farbe, welche Strohmann gehalten hat.

Schachaufgabe in Typen.

X.

Von **H. Tivendell** in Marburg.

Weiß. Kh2. Dc8. Te5, f2. Sc5, e3. Bg5, h4.

Schwarz. Kf4. Te4. So3. Bf3.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Schachaufgabe Nr. 17

von E. H . . . . . n in Nyköping.

(Schwarz.)

(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 16.

1. Lf1 — a6	a7 — b6:
2. La6 — b5	b6 — c5:
3. Lb5 — c4	c5 — d4:
4. Sf5 — d6 matt.	

Lösung von Aufgabe IX.

1. g5 — g6	e5 — d4:
2. c3 — e4	d5 — c4:
3. Th4 — h5 matt.	
1.	e5 — e4
2. a3 — a4	e4 — d3:, e3
3. Sd4 — e6, b3 matt.	

Praktisches aus der Arithmetik.

Berechnung des täglichen Einkommens nach dem jährlichen Einkommen ohne Division.

Multipliziere den Markbetrag des jährlichen Einkommens mit 274 und streiche vom Produkt die drei letzten Stellen; die verbleibende Zahl gibt den Pfennigbetrag des täglichen Einkommens.

Beispiel: Das jährliche Einkommen betrage 1575 Mk. $1575 \times 274 = 431\,550 = 4{,}32$ Mk.

Berechnung $4\frac{1}{2}$ %iger Zinsen auf 1 Jahr.

Hänge dem Markbetrage des Kapitals eine Null hinter, dividiere nun durch 2 und subtrahiere vom erhaltenen Quotienten noch $\frac{1}{10}$ desselben.

Beispiel: Das Kapital sei 18 256 Mk.

$$182\,560 : 2 = 91\,280$$
$$\tfrac{1}{10} = \underline{9\,128}$$
$$821{,}52 \text{ Mk. Zinsen.}$$

Berechnung $4\frac{1}{2}$ %iger Zinsen auf 1 Monat.

Dividiere den Markbetrag des Kapitals durch 2 und subtrahiere vom erhaltenen Quotienten noch $\frac{1}{4}$ desselben.

Beispiel für 18 256 Mk. Kapital:

$$18\,256 : 2 = 9\,128$$
$$\tfrac{1}{4} = \underline{2\,282}$$
$$68{,}46 \text{ Mk.}$$

Berechnung $4\frac{1}{2}$ %iger Zinsen auf 1 Tag
a) das Jahr zu 360 Tagen.

Addiere zum Kapitalbetrage $\frac{1}{4}$ desselben und kürze die erhaltene Summe um die letzten zwei Stellen.

Beispiel für 18 256 Mk.:

$$18\,256$$
$$\tfrac{1}{4} = \underline{4\,564}$$
$$22\,820 = 2{,}28 \text{ Mk.}$$

b) Das Jahr zu 365 Tagen.

Multipliziere den Kapitalbetrag mit 137 und subtrahiere vom Produkt $\frac{1}{10}$ desselben; die verbleibende Zahl kürze um die letzten vier Stellen.

Beispiel für 18 256 Mk.:

$$18\,256 \times 137 = 2\,501\,082$$
$$\tfrac{1}{10} = \underline{250\,108}$$
$$2\,250\,974 = 2{,}25 \text{ Mk.}$$

Doppelsinnig.

Richter: „Sie leben von der Hand in den Mund, wie Sie sagen?“
Zeuge: „Ja!“
Richter: „Sie sind also Tagelöhner?“
Zeuge: „Nein, Zahnarzt.“

Der gestirnte Himmel im Monat Oktober.*)

Die nun bereits wieder länger werdenden Abende begünstigen in vorzüglichem Grade die Betrachtung des Sternenhimmels. Von den Planeten ist Merkur jedoch wieder unsichtbar, dagegen glänzt Venus als Abendstern am westlichen Himmel, und man kann diesen Planeten über eine Stunde lang nach Sonnenuntergang sehen. Mars wird nun auch besser sichtbar, er geht in der letzten Hälfte des Monats gegen Mitternacht auf und man kann ihn bis in die Morgenstunden hinein beobachten. Auch Jupiter ist einige Stunden vor Tagesanbruch am Osthimmel zu sehen. Von seinen Monden erblickt man jetzt die Eintritte in den Schatten; beim ersten Jupitermonde lassen sie sich an folgenden Tagen bequem beobachten: am 13. 5 Uhr 45 Minuten morgens, am 22. 2 Uhr 8 Minuten nachts, am 29. 4 Uhr 1 Minute früh. Saturn geht bereits spät abends auf und bleibt die ganze Nacht hindurch am Himmel. Am 19. steht er in demjenigen Punkte seiner Bahn, in welchem er der Sonne am nächsten ist. Am 1. Oktober mittags tritt das letzte Mondviertel ein, am 8. morgens der Neumond, am 16. nachts das erste Viertel, am 23. abends der Vollmond, am 30. abends das letzte Viertel.

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

Salon-Magie.

Von Alexander.*)

Im Jahre 1796 trat der Ritter von Pinetti in Berlin auf und eröffnete in einem dortigen Theater seine Vorstellungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie unter dem Titel Amusements physiques. Aus dem Programme seiner Experimente, welches sich in den Händen des Schreibers dieser Zeilen befindet, wird derselbe ab und zu einige zur Veröffentlichung und Erklärung bringen und da, wo es angezeigt erscheint, in verbesserter Auflage wiedergeben. Zur Zeit folge hier:

Pinettis Zauberkoffer.

Der Künstler brachte einen kleinen hölzernen Koffer herbei, den er vermittelst eines Schlüssels öffnete, dem Publikum nach allen Seiten zeigte, dann wieder verschloß und ihn auf einen, vorn auf der Bühne befindlichen Tisch stellte. Alsdann forderte er eine unter den Zuschauern befindliche Dame auf, zu befehlen, daß sich der Koffer öffnen möge. Kaum war der Befehl erfolgt, so erhob sich der Deckel in langsamer, gemessener Weise und blieb so lange geöffnet, bis der Befehl gegeben wurde, sich wieder zu schließen, was in derselben Weise geschah.

Pinettis Zauberkoffer.

Gehen wir zur Beschreibung und Erklärung über. Der Koffer habe die Länge von 25 cm, eine Breite von 12 cm und eine Höhe inkl. des Deckels von 16 cm. Innerhalb der Holzwandung, an der linken Seite (siehe Fig. 1), befinden sich zwei Hebel a und b, wie besser noch aus der Zeichnung 2, welche die ganze Seitenwand wiedergibt, zu ersehen ist. Der obere Hebel, in Gestalt eines spitzen Winkels, bewegt sich bei c scharnierartig auf einer Achse und tritt der obere Schenkel auf dem Rande der Seitenwand (Fig. 3) sichtbar hervor, ist jedoch, um nicht bemerkt zu werden, in gleicher Farbe des Kastens angestrichen. Der untere Schenkel, etwas gekrümmt, ruht auf einem S-förmig gebogenen Hebel b (Fig. 1 und 2), der ebenfalls wiederum in der Mitte auf einer Achse i beweglich und an dessen vorderes Ende k in einer kleinen Oeffnung eine feste seidene Schnur eingeknüpft ist, die bis zum Boden des Koffers herabreicht, wo ein kleiner Ring an derselben sich befindet. Soll jedoch die Schnur am Boden bis zur Mitte des Koffers reichen, was aus dem Grunde sein Gutes hat, um von ein und demselben Platze aus sowohl das Schloß, wie das Oeffnen des Koffers dirigieren zu können, so ist es notwendig, die Schnur bei d über eine kleine Rolle bis unterhalb des Schloßhakens fortlaufen zu lassen, wo dieselbe ebenfalls über eine Rolle auslaufen muß.

Das Schloß besteht hauptsächlich nur aus einem verlängerten Schieber oder Riegel, oben mit einem Haken versehen (Fig. 4), der sich auf seiner Achse e etwas hin und her bewegen läßt, so daß, wenn er unten nach rechts gedrückt wird, der Koffer unverschlossen ist, und wenn er nach links bewegt wird, sich über den im Deckel befindlichen Haken schiebt. Zur Seite, links bei f (Fig 1 und 4) befindet sich eine kleine Feder, welche den Riegel permanent über den Schloßhaken drückt, sobald er sich selbst überlassen ist und nicht von dem Barte des Schlüssels g oder auf die angegebene Weise zur Seite geschoben ist.

Nun gibt es zweierlei Weisen, den Koffer in Thätigkeit zu setzen. Entweder befindet sich jemand unter dem mit einer Decke verhängten Tische, wie es bei Pinetti der Fall war, der dann mit Leichtigkeit bei entsprechender Vorkehrung am Tische das Oeffnen und Verschließen des Koffers an ein und demselben Platze bewirken kann, oder aber, was entschieden schöner ist, es gehen bis zur betreffenden Stelle zwei entsprechende Zugvorrichtungen, die, wenn der Koffer richtig gestellt ist, in die Bewegungsvorkehrungen eingreifen. Dieselben sind über kleine Rollen durch oder unter die Tischplatte durch einen der Füße u. s. w. geleitet.

Dieser Einrichtung wollen wir nun noch eine wesentliche Verbesserung hinzufügen, die darin besteht, den Koffer plötzlich so schwer erscheinen zu lassen, daß niemand imstande ist, denselben emporzuheben, trotzdem er frei auf den Boden hingesetzt wird. Zu diesem Zwecke befestigt man an den Boden des Koffers vermittelst Schrauben eine Eisenplatte von 15 bis 16 cm Länge und 4 bis 5 cm Breite, die unterhalb mit einem dünnen Zeugstoff oder Papier verdeckt ist. Alsdann bringt man unter den Fußboden oder da, wo dies am besten thunlich, so daß er oberhalb hervortritt, einen kräftigen Elektromagneten an, der bekanntlich ebenfalls aus weichem Eisen, welches mit Kupferdraht umwunden, besteht, setzt genau auf die Mitte desselben den Koffer, läßt den Gehilfen die mit dem Magnete verbundene Drahtleitung oder Kette einer elektrischen Batterie schließen, in welchem Augenblicke derselbe, je nach seiner Größe, eine solche Anziehungskraft ausüben wird, daß niemand imstande ist, den Koffer emporzuheben, was der Künstler allein nur vermag, wenn auf ein gegebenes Zeichen der Gehilfe den elektrischen Strom unterbricht. Natürlich kann dies Verfahren so oft wiederholt werden, als es dem Künstler beliebt. — —

Die bezauberte Rose. Willst du, ohne große Uebung im Eskamotieren zu besitzen, einer Dame eine hübsche Ueberraschung bereiten, die sie unter allen Umständen freundlich aufnehmen wird, so pflücke eine frische, volle Rose und befestige diese an die innere Decke eines Hutes vermittelst einer Nadel, die du von außen durch den Hut, sowie innerhalb durch den Stengel der Rose stichst und diese alsdann ein wenig umbiegst, so daß die Blume an der Decke des Hutes leicht festgehalten wird. Der Knopf der Nadel wird oberhalb kaum bemerkbar sein. Nimm nun ein einzelnes Rosenblatt oder eine Rosenknospe, lege eines von beiden frei auf den Tisch, überdecke den Gegenstand mit dem zubereiteten Hute, lege zur leichteren Ausführung über denselben noch ein Taschentuch, ergreife mit diesem zugleich den Knopf der Nadel, ziehe denselben scharf an und die Rose wird auf den Tisch fallen, die du dich beeilst, der liebenswürdigen Wirtin oder deren Tochter zu überreichen, wobei du zugleich die Gelegenheit benutzest, das einzelne Blatt oder die Knospe unbemerkt zu entfernen, indem du Rose und Knospe zugleich aufhebst.

Einmal im Besitz des Hutes und Tuches kannst du diese Gegenstände noch zu einem anderen Kunststücke verwenden, welches zwar von dem vorhergehenden gänzlich verschieden, in seiner Weise aber wohl noch überraschender ist, zumal, wenn dasselbe gut ausgeführt wird. Es ist bereits schon früher betont, daß die bloße Ausführung eines Kunststückes allein nicht immer genügt, die Zuschauer zu unterhalten und zu überraschen. Es ist notwendig, sich dabei ein gewisses savoir-

*) Vgl. Bd. 7, S. 606 dieser Zeitschrift.

faire, eine angenehme Darstellungsweise anzueignen, die mit einer lebhaften mündlichen Unterhaltung verbunden ist, wodurch es leichter wird, die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu fesseln und den richtigen Zeitpunkt zur Ausführung des Experimentes wahrzunehmen. Also zur Sache!

Lege eine Serviette auf den Tisch und in die Mitte derselben ein Geldstück, z. B. eine Mark, ergreife nun einen Zipfel des Tuches, auf welchen du beim Aufnehmen ein in deiner Hand unter dem Finger verborgenes Klümpchen weiches gelbes Wachs drückst und lege diesen auf das Geldstück, um denselben vermittelst des Wachses durch einen festen Druck mit dem Tuche zu ver-

Der Tafelberg bei Kapstadt, mit dem Tafeltuch (vergl. S. 93).

binden. Jetzt füge auch die übrigen drei Zipfel dem ersteren in gleicher Weise hinzu, so daß also das Geldstück, in der Mitte des Tuches liegend, von den vier Zipfeln bedeckt wird. Nimm alsdann den Hut und überdecke damit schließlich die Münze, die du jedoch im letzten Augenblicke noch einmal von der Seite vorsichtig sehen, oder was noch

Der durchbohrte Hut.

besser ist, anfühlen läßt. Vor dem Tuche stehend schiebe nun die beiden mit dem Rücken aneinandergehaltenen Hände in die unter dem Hute hervorstehende offene Falte des Tuches so, daß wenn du dieselben seitwärts auseinander bewegst, in deine Rechte das Geldstück gelangt. Es ist natürlich notwendig, daß du dir den Zipfel, an dem das Geldstück klebt, bemerkest. Alsdann ziehst du das ganze Tuch, von beiden Händen festgehalten, schnell hinweg und schwenkst es durch die Luft. Während man deiner Aufforderung, den Hut aufzuheben und nachzusehen, daß das Geldstück verschwunden ist, Folge leistet, wird es dir ein Leichtes sein, dasselbe nebst dem Wachse von dem Tuche zu entfernen und ein ähnliches oder auch dasselbe Geldstück an irgend einer anderen Stelle hervorzubringen. Uebung macht den Meister.

Bei dem Zurückwerfen des Hutes wird dem Eigentümer noch ein kleiner Schreck daraus erwachsen, wenn du eine Cigarre gewaltsam durch den Deckel desselben stößt, so daß sie zur Hälfte auf der anderen Seite sichtbar ist und von dir innerhalb des Hutes hin und her bewegt wird.

Diese Täuschung — eine solche ist es natürlich — wird in folgender Weise bewerkstelligt. Gib einem Stückchen Holz die Form einer halben Cigarre, umwickle und beklebe dasselbe mit dem Deckblatt einer Cigarre, welches du unter Anfeuchten vorsichtig abgelöst hast. Wenn vollständig trocken, wird die Schein-Cigarre von einer wirklichen kaum zu unterscheiden sein. Auf die untere, flache, abgeschnittene Seite schiebe nun eine feste Nadel mit dem stumpfen Ende hinein, so daß die Spitze einen guten Zoll lang hervorragt. Diese imitierte Cigarre befindet sich in deiner linken Hand und zur Zeit, als du die Aufmerksamkeit auf die in deiner Rechten befindliche Cigarre lenkest, die du in den Hut bringst, befestigest du mit der Linken das falsche Cigarrenende auf den Deckel des Hutes. Wenn du diesen alsdann vorzeigst, so wird man glauben, daß die Cigarre durch den Hut gedrungen ist, zumal die in demselben hervorragende Nadelspitze dir gestattet, das Cigarrenende oberhalb des Hutes hin und her zu bewegen.

Schließlich erfaßt man mit der Linken die Krempe des Hutes und mit der Rechten, in welcher sich noch die ganze Cigarre befindet,

Das Verschwinden eines Geldstückes.

das angesetzte Stück, zieht es schnell heraus und präsentiert die wirkliche Cigarre dem verdutzten Eigentümer.

Noch überraschender wird die Sache, wenn man statt des Cigarrenstückes die oberen Glieder des Zeigefingers in Holz oder einer Masse nachahmen läßt und in gleicher Weise wie das Cigarrenstückchen einrichtet und verwendet.

Verwantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

hervorragender Germanisten

herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Der neueste Band enthält:

Die älteste deutsche Litteratur. Von Prof. Dr. Pieper. (Der erste Band der ganzen Sammlung. Von höchstem Interesse!)

Die „Deutsche National-Litteratur“ ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur“ ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, daß mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen (Ladenpreis 5 Mark):

Das Togoland

und die

Sklavenküste

von **Hugo Zöller.**

Dieses mit Karten und Illustrationen reich ausgestattete Werk ist die erste und einzige bisher existirende, durchweg auf eigener Anschauung beruhende Original-Arbeit über

Die vom Deutschen Reich erworbenen Kolonieen.

Der Verfasser hat sich in zehnjährigen Forschungsreisen durch alle Weltteile den Ruf erworben, unter allen lebenden deutschen Reise-Feuilletonisten einer der ersten zu sein. Und da er als der erste und bisher als der einzige Europäer in das Innere der deutschen Besitzungen an der Sklavenküste vorgedrungen ist, dieselben kartographisch aufgenommen und ein nach jeder Richtung vollständiges Bild von ihnen entworfen hat, so wird sein in fesselnder und lebensvoller Sprache geschriebenes Buch als Quellenwerk allerersten Ranges einen dauernden Wert haben. Von demselben Verfasser erschienen früher:

Rund um die Erde.
Der Panama-Canal.
Die Deutschen im brasilischen Urwald.
Pampas und Anden.

Rudolf Gericke'scher

Potsdamer-Zwieback

seit über 150 Jahren berühmtes, feines Gebäck v. vorzügl. leicht. Verdaulichkeit, *von ärztlichen Autoritäten als das beste empfohlen*, für **Magenleidende, Reconvalescenten, Kinder.** Postkisten à 5 (ca. 5 Kilo — 600 Zwb.) u. 3,50, 4 u. 2 M.

Rudolf Gericke, Potsdam, gegr. 1729.
Kaiserl. Königl. Hofbäckerei seit 1781.

Knorr & Hirth, Kunstdruckerei, München
vers. geg. Nachn. od. Einsend. d. Betrages:

Altdeutsche Papier-Servietten.

Serie I. u. II. Jede Serie m. 20erlei kunstvollen Zeichnungen berühmter Meister u. gemütblich. Kernsprüchen. Preis p. 1000 M. 7.50., b. Abn. v. 10,000 p. 1000 M. 7. Probesend. v. 100 St. M. 1.50. franko nur gegen Frankosendung des Betrags. [1911]

Collection Spemann

Der neueste Band ist:

Band 85/86. **Grimmelshausen,** Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.
Vollständige Kataloge in allen Buchhandlungen oder von **W. Spemann in Stuttgart** gratis und franko.

Empfehlenswerthe Offerte für

Damen!

Absatz nach allen Welttheilen!	Grossartigste Auswahl von Haute-Nouveautés!	Erprobte Bezugsquelle für alle Gesellschaftskreise!

Reinwollene Damen-Kleiderstoffe

für die Frühjahr- und Sommer-Saison

sowie für jede Jahreszeit, in den neuesten vorzüglichsten Mustern u. feinsten schwarzen und bunten Farben, speciell feineren Genres in Merino, Cachemire, Sommer-Fantasie-Stoffe, Wollbarège, Beige, bedruckte Woll-Mousseline, gestickte Concert- u. Ballkleider, gemusterte Cachemire, Crêpe, Damentuche, Regenmantelstoffe, Damenloden, Confectionsstoffe, Satin für Steppdecken etc. etc.
Hochelegante Stoffe für Reise-, Haus- u. Promenadenkleider, Schlafröcke etc.
Hervorragende Neuheiten für jede Jahreszeit. [1777]
Sämmtliche Stoffe sind nadelfertig (decatirt) u. leiste für reine Wolle Garantie.

Fabrikpreise bei Abgabe einzelner Roben.

SCHUTZ MARKE — REINE WOLLE

Das Wollwaaren-Fabrikations-Geschäft von

Hermann Doss

in **Greiz** im Voigtl.

Musterabschnitte nebst Preiscourant von sämmtlichen Fabrikaten stehen zu jeder Zeit bereitwilligst franco und umgehend zu Diensten.
Der Versand der Waaren erfolgt nach allen Ländern Europas franco, ohne Portoberechnung.
Nichtgefallende Waaren werden bereitwilligst, wenn in gutem Zustande, umgetauscht.

LIEBIG Company's Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig *in BLAUER FARBE trägt.*

J. Neuhusen's

Billard-Fabrik [1907]

Berlin SW., Beuth-Straße 22

versendet unter Garantie ihre Specialität:

patent. Tisch-Billards

welche innerhalb 2 Sekunden zum elegantesten Speisetisch zu verwandeln sind. Preisgekrönt auf allen größeren National- u. International. Ausstellungen. (**Brüssel gold. Medaille.**) **Alle übrigen Arten von Billards u. Billards-Requisiten bestens empfohlen.** Neuestes u. höchst interessantes Gesellschaftsspiel auf d. Billard

Jeu de baraque.

Prospecte u. illustrierte Cataloge gratis.

Briefmarkenzeitung reich ill. Frankfurter pr. Jahr Mk. 2. Probe 20 Pf. **H. I. Dauth,** Frankfurt a. M. An-, Verkauf u. Tausch.

Fidelen **Herren** 30 f. f. Bild. 75 Pf.; ill. Buch Cat. grat. Frauenzimmer 50 Pf. Marken. Artist. Institut 7. **Aschaffenburg.**

Für

Damen!

Die „**Deutsche Bekleidungs-Akademie**“ i. **Dresden** — Kursus F. **Abtheilung für Damengarderobe** — ertheilt nach dem rühmlichst bekannten Klemm'schen Systeme durch tüchtige Lehrkräfte gründlichen Unterricht im exacten Zuschnitt von Damen- und Kindergarderobe; in Kursus G. auch für Herren- und Damen-Leibwäsche. **Stellen für Directricen und Zuschneiderinnen** werden unentgeltlich durch unser Bureau vermittelt. Prospecte jederzeit gratis und franco.

Die Direction: Klemm & Weiß

Dresden, Nordstr. 32, Akademiegeb.

Von H. Klemm's vollständiger

„Schule der Damenschneiderei“

zum Selbstunterrichte, sowie als Leitfaden für **Lehrinstitute** erschien die **dreizehnte** Auflage mit über 700 Schnittfiguren u. Skizzen. Preis 8 Mk. Fein gebunden 10 Mk. Vollständ. Verzeichnisse sämmtlicher **Lehr-Utensilien** für Lehranstalten, Pensionate u. s. w. stehen gratis zu Diensten.
[1929] **H. Klemm's Verlag,** Dresden, Villa Bellevue.

Schwarz- u. weißseidener Atlas M. 1.25. p. Met.

= 75 kr. ö. W.

bis M. 16. 80. (in je 18 versch. Qualitäten) versende in **einzelnen Roben und ganzen Stücken zollfrei** in's Haus. Muster überallhin franko. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. = 10 kr. ö. W. Porto.

Zürich (Schweiz). **G. Henneberg's**
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

[1521]

Schwarz seidene Tricotine M. 1. 90. pr. Meter

(haute nouveauté!) = fl. 1. 15 kr. ö. W.

(ganz Seide) bis M. 10. 80 Pf. (in 10 verschiedenen Qualitäten) versende **in einzelnen Roben und ganzen Stücken zollfrei** in's Haus nach Deutschland und Oesterreich. Muster zu Diensten. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. = 10 kr. ö. W. Porto.

Zürich (Schweiz). **G. Henneberg's**
Seidenstoffabrik-Dépôt
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Weltpost.

Preisrebus.

Jeder Abonnent von „Vom Fels zum Meer" nimmt gegen Einsendung der richtigen Lösung teil an der Verlosung nachstehend verzeichneter

500 Preise.

1.—3. **Preis**: Je 1 J. v. Falke. Hellas und Rom. Eine Kulturgeschichte des klassischen Altertums. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler; Prachtband. 4.—6 **Preis**: Je 1 F. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Ein geograph. Hausbuch Reich illustr. 2. Bde. Geb. 7.—9. **Preis** Je 1 Klein und Thomé. Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geograph. Hausbuch Reich illustr. 2 Bde. Geb. 10—12. **Preis**: Je 1 J. v. Falke. Illustr. Kostümgeschichte der Kulturvölker. Illustr. Geb. 13.—15. **Preis**: Je 1 H. Zöller. Die Deutschen im brasilianischen Urwald. Reich illustr. Reisewerk. 16.—30. **Preis**: Je 1 Th. Zolling. Heinrich v. Kleist. Mit 1 Radierung. Prächtig ausgestattete Publikation. 31.—100. **Preis**: Je 1 Band der **Collektion Spemann** (nach Wahl) 101.—110. **Preis**: Je 1 Serie **Kulturhistorische Stammbücher** (des Arztes, Lehrers, Pfarrers, Studenten, Touristen und Beamten). 5 Bde. Geb. 111.—112. **Preis**: Je 1 E. Werner. Der Egoist. Mit 1 Heliogravüre. Geb. 113.—117. **Preis**: Je 1 Lud. Walesrode. Der Storch von Nordenthal. Ein wahrhaftiges Märchen. Eleg. geb. 118.—120. **Preis**: Je 1 A. v. der Elbe. Der Heliandssänger. Eleg. geb. 121.—123. **Preis**: Je 1 W. Kaden. Die Riviera. Reich illustr. Prachtwerk mit Holzschnitten und farbigen Darstellungen von Nestel. 124.—200 **Preis**: Je 1 Band der **Collektion Spemann** (nach Wahl). 201.—205. **Preis**: Je 1 A. v. der Linde. Gutenberg. Geschichte und Erdichtung. Mit Urkundenanhang. 206.—210. **Preis**: H. Zöller. Pampas und Anden. Reich illustr. Reisewerk. 211.—220. **Preis**: Je 1 Raffaels Madonna de la belle Jardinière. Radierung. 221.—300 **Preis**: Je 1 Band der **Collektion Spemann** (nach Wahl) 301.—310. **Preis**: Je 1 Vautier. Brigitte Radierung. 311.—320. **Preis**: Je 1 Beyschlag. Eine deutsche Braut im 16. Jahrhundert. Faksimilenachbildung des Originals. 321.—480. **Preis**: Je 1 Band der **Collektion Spemann** (nach Wahl). 481.—485. **Preis**: Je 1 Ant v. Werner. Die Kaiserkrönung in Versailles. 486.—489. **Preis**: Je 1 Lübke. Bunte Blätter aus Schwaben. 490.—492. **Preis**: Je 1 Speidel und Wittmann. Schiller. 493.—495. **Preis**: Je 1 H. Zöller. Das Togoland. Illustr. Reisewerk. 496.—500. **Preis**: Je 1 Falke. Aesthetik des Kunstgewerbes. Reich illustriert.

Das Resultat der Verlosung wird im 4. Heft bekannt gegeben.

L. B. in Franzensbad. Das vollständigste Verzeichnis hervorragender Naturforscher, besonders Botaniker, mit kurzer Biographie und Angabe ihrer Werke, enthält Leunis' und Senft's „Synopsis der drei Naturreiche. Handbuch für höhere Lehranstalten". Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. Vom 2. Teil, der Botanik, erscheint jetzt die 3. Auflage, d. h zwei Bände sind bereits heraus, in welchen die Autoren aber nicht enthalten sind; der 3 Band, wahrscheinlich mit den Autoren, erscheint nächsten Winter.

Weltpost.

St. W. Briefe wie die Ihrigen sind selten und es begegnet uns armen geplagten Redakteuren nicht oft, daß man uns mit „mein lieber" und „werter" um den Bart geht und am allerwenigsten sind wir Briefanfänge wie den Ihrigen gewohnt: „Ich habe Sie nämlich lieb und verehre Sie gleichzeitig." Schade, daß Sie das „Ich habe dich lieb" auch noch zu einem Gedicht verarbeiten, dem man den Dilettantismus ansieht, so gut Sie es auch dabei gemeint haben mögen. Hoffentlich sind Sie nur in der Poesie und nicht auch in der Liebe ein Dilettant. Im übrigen nichts für ungut und Erwiderung der freundlichen Grüße.

P. M. in St. Sie fassen die Sache anders auf, als sie gemeint war. Von persönlichen Bemerkungen war nicht die Rede, denn was hätte uns veranlassen können, Ihrer Person zu nahe zu treten, wo uns doch nur die Sache erregte? Auch Höflichkeit und Rücksicht darf nicht zur Fälschung der Meinung dienen, was Sie gewiß nicht verlangen werden. Im übrigen kann ja von einem Vergleich der in Frage kommenden Persönlichkeiten überhaupt nicht die Rede sein.

A. Sch. in B. Sie wollen Rettung durch eine Kritik, weil Sie bisher „immer nur zu Ihrem Schaden im Finstern und im süßen Wahne tappen"? Sie hätten uns mehr verbunden, wenn Sie vor uns einmal im „süßen Wahne" getappt wären, als daß Sie uns Ihre ziemlich ungenießbaren, in antiken und andern Versmaßen verfaßten Gedichte geschickt hätten. Dieselben taugen nichts. Finden Sie es nicht selbst höchst trivial, wenn Sie die so heiß Geliebte also ansingen:

„Schon nahest du dich wieder
Geliebtes Traumbild du,
Senkst leis zu mir dich nieder,
Schaffst meinem Herzen Ruh.
Stärkst bloß mit deinem Scheine
Die Kraft, den Mut in mir.
Ich fleh': o liebste Kleine
Bleib' immer du allhier!"

Soll das Empfindung sein?

H. J. in K. Das eingesandte Gedicht war uns nicht bekannt, es sind einige Unklarheiten und viele Schroffheiten darin, aber auch ein starker Drang nach Wahrheit und Freiheit. Der Verfasser könnte sehr wohl unserer jüngsten Dichterschule angehören, den Conradi, Arnt, Fritzsche ꝛc., die den Sturm und Drang wieder aufleben lassen.

W. E. in W. H. Sie sind auch ein sonderbarer Schwärmer, soweit wenigstens als sich Ihr Wesen nach Ihren Gedichten beurteilen läßt. Sie greifen hinein ins volle Mückenleben und packen es da, wo die Sache anfängt gefährlich zu werden. Da liegt der Weiher „in Abendfeier" „innig tief versenkt". Die Wasserlilien haben dagegen offenbar nichts einzuwenden und da sie auch sonst nicht anderweit beschäftigt sind, „nicken" sie. Auf dieses Nicken reimen Sie nun kühn „das Chor der Mücken", welches sich „übet im Tanz". Daß die Mücken die reinen Mierzwinskis und Goetzes sind, geht aus der dritten Strophe hervor:

„Auf und nieder
Klingen Lieder
Lieblich klar".

Die Singerei wird ihnen aber verderblich, denn

„Fischlein spielet
Und es zielet
Schnappt und frißt".

Das thut Ihnen natürlich leid und Sie warnen „das Chor der Mücken", was Ihrem guten Herzen alle Ehre macht. Aber die Mücken kommen vom Fisch auf den „Meister Frosch", von dem es heißt:

„Und er blähet
Sich und drehet
Schnappt und frist".

Man merke wohl, der Fisch frißt mit, der Frosch ohne ß! Mücklein wird nun endlich klüger und konzentriert sich weise rückwärts. Aber auch das hilft ihm nichts, denn nun kommt ein Vogel, es zu fressen, und Sie schließen mit dem Stoßseufzer:

„Arme Mücke,
Lauter Tücke
Dir ja droh'n!
Arme Mücke,
Wache, blicke,
Flieg' davon!"

Gehen Sie hin und thun Sie desgleichen.

R. D. in L. Ein einfaches, aber eben dadurch seinen Zwecken höchst entsprechendes derartiges Journal ist die „Werkstatt. Meister Konrads Wochenzeitung", welches in Leipzig bei Ernst Heitmann erscheint. Das Blatt enthält eine Menge praktischer Sachen in leichtverständlicher Form und sollte in Handwerkerkreisen überall heimisch werden. Auch Vorstände von Bibliotheken, welche diesen Kreisen gewidmet sind, können mit ehrlicher Ueberzeugung auf die gute Publikation hingewiesen werden.

Weltpost.

Kolumbus D. in K. Sie sind zwar sehr schlau, daß Sie sich eine „Vergütigung" für Ihr Gedicht ausbitten, aber gut ist es doch, daß Amerika vor Ihnen entdeckt wurde, Sie neuer Kolumbus Sie. Ihr Gedicht gehört zu denen, nach deren Lektion die ganze Redaktion heult und zähneklappert. Damit die Leser das Vergnügen auch genießen, drucken wir das Gedicht hier ab.

Nach dem Gewitter.

Das Gewitter ist vorbei,
Das noch jüngst gegrollt
Und in blauer Höh aufs neu
(Warum nicht: in der Höh' juchhe!?)
Scheint die Sonne hold.
Nach dem Regen ach! wie schön
Ist erfrischt Natur,
Aromat'sche Düfte wehn
Ueber Wald und Flur
Und im goldnen Sonnenschein
Fein wie Silberstaub
Glänzen viele Tröpfelein
Auf der Ulmen Laub;
(warum denn bloß auf den Ulmen?)
Wie ein grüner Teppich zeigt
Sich der Wiesen Pracht,
Und die rote Nelke neigt
Wonnevoll sich sacht;
(was das wohl für eine Wonne sein mag?)
Bunt der Friedensbogen steht
An dem Himmel fern,
„Nie, ach nie!" singt er: „vergeht
„Gottes treuer Stern!"

Glücklicher „Kolumbus", der Sie selbst den Regenbogen singen hören, und noch dazu solchen — Unsinn?

L. M. in C. Fritze Gulasch will auch gar keen keeniglich sächsischer Sachse sein, er hat sich einen kans eegenen Tialekt zerechte kemacht. Mir gennen aber seine Adresse kerade nich und machen ihn desserwegen auf diesen nich keweniglichen Wege mit Ihrem Briefe begannt.

„Dheierster Herr Rehdacteer!

Verzeihen Sie kietigst meine Inderbellazion, aber es bedrifft eine badriodische Angelegenheit: Uf Seite 525 ff Ihres Neiesten muß sich unter dem Pseidoniem „Fritze Kulasch" een falscher Buddgkammer eingeschlichen haben, wie se in breisch Berlin sagen wirden. Aus Leibzg oder Dräsen is der Mann nich — da sein se kut! Wenn eener schreibt „Kunst ist Kunst" anschtatt „Gkunst is Gkunst" und „Künstler", wo man doch „Gkünstler" un Glamm un Binsel un Frieseerkeschäft, Keschäftsfreind, eegentlich, Dalent un Rehschißeeher, un wie de Fremdwörter alle heeßen mächten, sagt, der is nich in Bleißenadhen kedaufft un in Dräsen ooch nich! Nee, der is kee keeniglich sächsischer Sachse!! Das sin aber äben unsere berechtigten Eegendiehmlichkeeten, un die welln mer von keen Wirtenbärger Bladd nich nähmen lassen, ebensowenig wie von een breisches. Da kuden se mal nach Minchen in de „Fliegende Plädder;" die Leite haben Verständniß foor unsereenen.

Nähmen se's nich übel.

Ihr

Baul Miller,
bangsiohnirter Schdadtrath.

NB. Meine Bauline, bei där heeße ich immer nur mei Mebbelchen!

Abonnent in F. Sie können das gewiß, doch muß natürlich die Echtheit der Handschrift außer aller Frage stehen.

E. S. in L. Sie geben uns das Rätsel auf: wenn eine Familie Glück heißt, in welcher Sprache heißt dann die Tochter Unglück? Denken Sie unsere Redaktion sei ein Echo, und Sie hätten diesem die Lösung zugerufen, Sie würden dann mit Rücksicht auf die Nichtannahme Ihres Rätsels die Antwort erhalten: misfortune.

H. St. in E. Ihre Rätsel sollen gern gelegentlich gebracht werden.

C. R. in D. Der als Pianist und Komponist bekannte Professor am Konservatorium zu St. Petersburg Login von Sadler ist am 24. März 1885 gestorben. Er war der Gatte der bekannten Sängerin Friederike Grün.

A. St. in St. P. Sie werden für ihre Zwecke nicht ohne Nutzen die von unserem Mitarbeiter Direktor Luthmer herausgegebenen Werke: „Werkbuch des Tapeziers" und „Deutsche Schreinerzeitung" (beide Stuttgart bei Spemann) benützen.

F. in M. Eine derartige Haushaltungsschule in Sachsen und nicht zu weit von Mockritz entfernt ist uns nicht bekannt. Kann vielleicht einer der Leser Auskunft geben? Vielleicht wenden Sie sich einmal an Lina Morgenstern in Berlin. Von der Schule in Stuttersheim hört man nur Gutes. Auch dürfte wohl die Frauenarbeitsschule in Stuttgart zu empfehlen sein.

H. in F. Wir werden den Zusatz zu Ihrem Homonym gern berücksichtigen.

Weltpost.

R. C. in W. Für solche Fälle ist sel empfehlenswert Gasts neuester zusammen legbarer Zeichenapparat für Landschaften 2c der sich auch zu Vergrößerungen von Schriften Photographien 2c. verwenden läßt. Dieser Ap parat vereinigt alle nur erdenklichen Vorzüg in sich, bei großer Billigkeit und tadellos Ausführung. Ein Fachmann urteilt da über: Der Erfinder hat seinen Appar durch Anwendung des total reflektierend Prismas besonders verbessert. Man hat b Anwendung desselben kein Pauspapier meh nötig, denn er wirft das Licht klar und scha auf festes Zeichenpapier, ja auf jede hel Fläche, auf jeden Tisch, jede Holz- und Ma morplatte, auf welche man den Apparat au stellt. Neben seiner leichten Zerlegbark gewährt er noch den Vorteil, daß bei B dürfnis rascher Aufnahme zwei Personen z gleich arbeiten können. Beim Zeichnen na der Natur ist es auch noch von besonder Wichtigkeit, wie bei Aufnahmen mit de in Rede stehenden Apparate der Fall ist, da positive Bild des Objektes mit seiner Farben wirkung klar vor sich zu sehen. Nicht n dem Techniker, Bildhauer, Lithographen, d Zeichenschulen u. s. w., sondern auch de einfachen Touristen und Wanderer in d Natur bietet der Apparat Vorteile und A nehmlichkeiten; selbst der Ungeübte kann m demselben kopieren.

E. H. in A. Vielen Dank für Ih liebenswürdige Beurteilung unserer Zei schrift. Wir wünschen sehr, uns derselb stets würdig zu zeigen. Hoffentlich helf Sie dazu beitragen, daß die auch von Ihn gewünschten 100 000 erreicht werden.

N. N. 1882. Wollen Sie mit dies Zahl beweisen, daß Sie nicht von geste sind? Aus Ihren Gedichten ist das wenigste nicht zu ersehen; denn ihnen fehlt es an je licher Reife. Und heute uns mit Frühling ahnungen u. dgl. zu kommen? Was soll m im August mit Frühlingspoemen machen?

R. R. in G. Nicht verwendbar. D Widmung an Felix Dahn ist uns nicht re verständlich.

G. R. in C. Bei L. Günther in Ha burg ist eine sehr hübsche derartige Phot graphie erschienen, welche den Titel „Deutsch Frauen Vorbild" trägt und außer der König Luise, die Kaiserin Augusta, die Kronprinz und deren Schwiegertochter zeigt. Der Kais dem das Bild am 11. Juni überreicht wurd hat sich darüber sehr gefreut.

G. R. in C. Ihren Sprüchen fehlt gar nicht an Wahrheit, aber diese Wahrh ist so oft schon gesagt worden, daß es ei originellere Form als die Ihrige sein müß welche eine Widerholung rechtfertigte.

R. K. in M. Mit solchen Gedicht ist es nichts. Dutzendware, für die w weder Interesse noch Verwendung haben.

A. K. in A. Na seh'n Sie mal a Sie sind ja urfidel, warum da noch dichte Ihre gute Laune sollte doch auch Mitle mit Ihren Mitmenschen haben, oder sind Ih Poetereien eine Reminiscenz an die Ze von der sie singen:

„Es kam ein Lenz gezogen
Mit seiner Blütenpracht,
Als ich mich fühlt umfangen von tief
Geistesnacht"?

R. D. in B. Das sehr praktische Büc lein von Martin Plüddemann führt d Titel „Die ersten Uebungen für die mensc liche Singstimme", welches jeder Singen mit Vorteil benutzen wird.

J. Peter in L. Wenn die Poesie m der Fremde verglichen werden darf, da sind Sie der richtige Peter darin.

M. M. in T. Heben Sie sich v uns — sofern Sie noch mehr dergleichen G dichte zu bringen haben. Sie ahnen nich wie furchtbar Sie sind.

P. E. in B. Durch unsere Zeitschri und für das eingesandte Sonett wird Ihn leider nicht der so heiß gewünschte „Sonne strahl allgemeiner Anerkennung".

C. L. in N. Die Ihrem Gedichte vo verschwundenen Pfarrer zu Grunde liegen Anekdote ist nicht neu, vielmehr so allbekann daß wir sie unmöglich noch einmal auftisch können.

G. F. in St. G. Ihre Gedichte si nicht übermäßig bedeutend, aber auch ni schlecht. Sie werden einem anspruchslos Sinn wohl genügen. Der unsrige ist fr lich etwas anspruchsvoller.

J. St. in D. „Siegwart" ist ein sen mentaler Roman des Dichters Martin Mill

S. F. in F. Sie haben recht. D Komponist des reizenden Albumblattes Heft 11 heißt nicht wie sein berühmt Kollege Gluck sondern Glück.

C. M. Sch. in H. Das ist leider u erläßlich infolge der hohen Auflage und g währt zudem bei Benutzung der einzeln Hefte für den Leser große Vorteile.

Weltpost.

W. M. in H. Das angesungene Brautpaar hat gewiß nichts davon gewußt, daß Sie ihm ein Hochzeitslied widmen wollten, sonst würde es vermutlich lieber den Ehefreuden entsagt, als die poetischen Qualen auf sich genommen haben. Sie scheinen übrigens die Ehe nicht sonderlich ernst zu nehmen, wenn Sie singen:

Wer seine Hochzeit vor sich sieht,
Der singet schon ein frohes Lied,
Stellt andern Tand beiseite;
Auch Ihr vergesset andern Tand.

(Nach diesem „andern" zu schließen, ist doch jedenfalls die Ehe auch Tand.) Eine nicht zu leugnende Wahrheit liegt in der zweiten Strophe:

Der Vogel auf des Baumes Ast
Hat wenig Ruh, hat wenig Rast;
Er kommt und muß verschwinden.

(Was soll ihm auch anderes übrig bleiben?)

Die Schwalbe baut ihr Nest daheim,
Ihr Körnlein, ihren Nahrungskeim
Bemüht sie sich zu finden.

(Wie denken Sie sich wohl einen Nahrungskeim?)—Die denkbar vielseitigste Verwendung von „schön" zeigt die dritte Strophe. Da ist bis auf die Strophe selbst nicht weniger als alles schön:

Recht schön ist oft die Braut geschmückt,
Geht sie, dem alten Ort entrückt,

(Meinen Sie etwa Rock?)

Dem Bräutigam entgegen.
Recht schön ist alsdann der Empfang,
Recht schön sei heute der Gesang;

(Hätten Sie sich doch das zu Herzen genommen!)

Recht schön der Hochzeitssegen,
Schöne Töne sollen klingen,
Wenn jetzt singen an dem Feste
Mann und Frau und Hochzeitsgäste

(Feine Andeutung, daß die Trauung inzwischen stattgefunden!)
Werden Ihnen übrigens die Eheleute sehr dankbar sein für folgenden Hinweis:

Manch' Vogel singt auf Feld und Flur
Manch Schaf kann friedlich weiden,
Auch Ihr lebt friedlich und vergnügt.

Und zum Schluß:

Wenn wir all' hier Blumen pflücken,
Häuser schmücken, Kränze binden,
Muß doch aller Kummer schwinden.

Da wollen wir hoffen und wünschen, daß auch der Kummer über Ihr Gedicht schwinde.

Sch. in H. Wir haben die Presse in unserem Haushalt zu verschiedenen Dingen mit großem Vorteil gebraucht. Im übrigen senden wir Ihren Brief an den Fabrikanten, mit dem Ersuchen, Ihnen direkten Aufschluß zu geben.

J. Sch. in L. Schade um die Ermutigung, die jüngste Einsendung ist ganz wertlos.

B. in B. Sie irren sich. Unsere „Nichte" erschien nicht in einem früheren Heft, sondern nur im Prospekt zum letzten Jahrgang.

Fragen.

1) Aus trockenen Farben Oel- resp. Wasserfarben zu bereiten. Th. M.

2) Eingetrocknete Oel- resp. Wasserfarben wieder zu verdünnen, d. i. in brauchbaren Zustand zu versetzen. Th. M.

Querschnitt des Doppelwalles (S. 238).

Die Ruinen der armenischen Königsstadt Ani.

Von

K. von Berg.

Um großartige Trümmerstätten aus frühen Jahrhunderten rankt sich in der Regel die Erinnerung an eine untergegangene Kultur, an ein vom Schauplatz der Geschichte verschwundenes Volk. Ani, der Sitz der letzten armenischen Könige, macht in dieser Beziehung eine Ausnahme, denn das Volk, von dessen alter, hochentwickelter Kultur diese prächtigen, zum Teil wunderbar erhaltenen Ruinen glänzendes Zeugnis ablegen, hat in den verheerenden Stürmen, die über dasselbe hereingebrochen sind, zwar längst seine staatliche Unabhängigkeit verloren, doch seine nationale Eigenart bis zur Gegenwart in voller Reinheit bewahrt. Das armenische Reich, das, kurze Epochen abgerechnet, seit jeher in einer Art Vasallenverhältnis zu seinen übermächtigen Nachbarn stand, steht seit sieben Jahrhunderten unter der Herrschaft fremder Eroberer, aber das etwa 4½ Millionen starke Volk nimmt noch heute eine ehrenvolle Stelle unter den Kulturvölkern ein.

Während die Hauptmasse der Armenier, vielfach mit andern Stämmen durchsetzt, in Hocharmenien, der Heimat des Volkes, siedelt, in deren Besitz sich die Türkei, Persien und Rußland teilen, lebt eine beträchtliche Minderzahl über die halbe Welt zerstreut in der Diaspora. Aber wo immer der Armenier einzeln oder in Kolonien hausen mag, überall hält er mit seltener Treue an dem Zusammenhange mit seinem Volke fest. Steigerte sich der Druck der Fremdherrschaft zur Unerträglichkeit oder trat man ihrem Glauben zu nahe, so wanderten die Armenier scharenweise — der Fall hat sich häufig genug ereignet — in fremde Länder, wo sie sich eine neue Heimat gründeten, aber, mit wenigen Ausnahmen, Sprache, Sitten und Glauben der Väter beibehielten. Nicht wenig trug und trägt zu diesem festen nationalen Zusammenhalten der Armenier ihre Nationalkirche bei, der sie mit inniger Verehrung anhängen. Glauben und Nationalität sind Begriffe, die sich beim Armenier vollständig decken. Seine Religion kettet ihn mit unzerreißbaren Banden an sein Volkstum.

Armenische Niederlassungen findet man im europäischen und asiatischen Südrußland, im russischen und österreichischen Polen, in der Bukowina, in Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien, im östlichen Teile der europäischen Türkei — ihre Kolonie in Konstantinopel wird auf 200000 Köpfe geschätzt — auf den größeren Inseln des Archipels, in ganz Kleinasien, in Palästina, Syrien, Aegypten, Nordmesopotamien, Persien, Afghanistan und Britisch-Indien. Petersburg, London, Amsterdam, Paris, Marseille, Venedig, Triest und Wien haben armenische Kolonien. In allen Bazaren Central-Asiens bis zum Hindukusch und zur chinesischen Grenze gehört der armenische Handelsmann zur landesüblichen Staffage.

Der Handel ist allerdings jene Thätigkeit, welcher sich die Armenier mit Vorliebe zuwenden und für welche sie eine ganz specielle Eignung besitzen, die infolge der Uebung von Generation zu Generation sich bei ihnen, wie bei den Juden, auf dem Wege der Vererbung zu einem nationalen Charakterzug ausgeprägt hat. Allein die in Westeuropa vorherrschende Meinung, daß das Sinnen und Trachten des Armeniers ausschließlich auf Handel und Schacher gerichtet sei, beruht auf Unkenntnis der Verhältnisse. Die Armenier sind vortreffliche Landbauer in ihrem Heimatlande, die berühmte kleinasiatische und persische Teppichfabrikation liegt zum großen Teil in ihren Händen, wie in Konstantinopel und den kleinasiatischen Städten der Gewerbebetrieb.

Außerdem sehen wir viele Söhne dieses hochbe-

gabten, alten Kulturvolkes auf den verschiedensten Gebieten geistiger Thätigkeit sich zu hervorragendsten Leistungen und Stellungen aufschwingen. Graf Loris Melikoff, der siegreiche Feldherr, ausgezeichnete Staatsmann und zeitweilige Alter ego des Kaisers von Rußland, die Generäle Tergukasoff und Lazarew, Nubar Pascha, der leitende Minister im Aegypterlande, der geniale russische Hofmaler Aivasowski, der gefeierte Schauspieler Adamjan, Artin Effendi Dadian, der Vertraute des Sultans und Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte der Hohen Pforte sind Armenier. Ihre Stammesgenossen nehmen in großer Zahl hohe administrative, diplomatische und militärische Posten in Rußland, Persien und der Türkei ein. Die haute finance Konstantinopels rekrutiert sich neben Griechen der Mehrzahl nach aus Armeniern. Das armenische Volk ist überhaupt in seinen höheren Schichten von einem glühenden Bildungsdrange beseelt; zahlreiche armenische Jünglinge studieren an den wissenschaftlichen höheren Fachschulen Westeuropas. Im russischen Reiche weisen neben den deutschen Ostseeländern die von Armeniern bewohnten Distrikte die stärkste Frequenz der Volksschulen auf. Armenische Gelehrte von bedeutendem Ruf dozieren an Universitäten ersten Ranges; der Physiologe Tarchanow und der Orientalist Patkanow in Petersburg, die Juristen Gambaroff und Nersissian in Odessa und Moskau; der Mineraloge Azruni in Berlin, der Archäolog Rassam in London, der Chemiker Abeljanz in Zürich. Die Mechitaristen-Kongregation auf der Insel San Lazzaro bei Venedig hat die volle Bedeutung einer armenischen Akademie. Seit fast einem Jahrhundert vermittelt diese nach den Regeln und im Geist des hl. Benedikt lebende geistliche Brüderschaft, die dem unierten (römisch-gregorianischen) Ritus angehört, dem armenischen Volke die Schätze der occidentalen Litteratur und Wissenschaft durch Uebersetzungen und Bearbeitungen; ebenso eifrig fördert sie die armenische Sprach- und Geschichtsforschung, sowie die nationale Litteratur durch die Verfassung und Herausgabe von in ihrer berühmten Offizin gedruckten Originalwerken und Neudrucken. Die Mönche des romantischen Inselklosters, in deren Mitte Lord Byron gerne weilte, haben sich unsterbliche Verdienste um ihr Volk und um die Wissenschaft erworben.

Arpatschai-Schlucht und Burgfelsen (S. 247).

Von hoher wissenschaftlicher Bedeutung ist das im vorigen Jahrhundert von dem armenischen Krösus Lazarew mit königlicher Großmut gestiftete Lazarewsche Institut in Moskau, in welchem 20 Professoren sich dem Studium der orientalischen Sprachen widmen und jeweils 40 armenische Jünglinge als Stipendiaten ihre höhere wissenschaftliche Ausbildung erhalten.

Abgesehen von ihren wissenschaftlichen und belletristischen Leistungen manifestiert sich die Bildung und geistige Regsamkeit der Armenier auch namentlich in ihren zahlreichen Zeitschriften, in welchen sie ihre nationalen, religiösen und lokalen Interessen mit großer Gewandtheit von den manigfachsten Standpunkten aus vertreten. In beinahe jeder größeren armenischen Niederlassung erscheint eine armenische Zeitung. In Moskau gibt eine hochgestellte Dame eine illustrierte Revue heraus. Selbst die Armenier in Madras und Bombay, die namentlich im Opiumhandel mit kolossalen Kapitalien engagiert sind, besitzen ihre Journale.

Die fast ganz im Sand verlaufene Bewegung gegen das vom letzten vatikanischen Konzil proklamierte Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit — welche der eben verstorbene Kardinal Fürst Schwarzenberg in seiner berühmten Ansprache an die Väter des Konzils eine Absurdität genannt hat — fand seinerzeit unter den unierten (röm.-gregor.) Armeniern der Türkei einen sehr lebhaften Wiederhall. Zehn Bischöfe lehnten sich mit ihren Sprengeln gegen die Annahme der mit ihrer religiösen Ueberzeugung unvereinbarlichen neuen Lehre auf. Sie verweigerten deren Anerkennung und konstituierten sich unter einem eigenen Patriarchen als altkatholische Kirchengemeinschaft. Erst nach harten Kämpfen gelang es dem Erzbischof Hassun, der dafür mit dem Kardinalshut belohnt wurde, die Schisma-

tiker wieder in den Schoß der Kirche zurückzuführen.

Hellenen, Serben, Rumänen und Bulgaren haben, zu ihrem eigenen Vorteil, ihre Rolle als „interessante Nationalitäten“ ausgespielt und die Fesseln abgestreift, die sie an die absterbende Türkei ketteten. Nun-

Hauptthor des äußeren Walles (von innen).

mehr dürften die Armenier an die Reihe kommen. Der Pforte wurde von dem Berliner Kongresse die Verpflichtung auferlegt, Reformen in Türkisch-Armenien einzuführen; allein dieser in bindender Weise übernommenen Verpflichtung ist sie bis heute nicht nachgekommen. Die Lage der kleinasiatischen Armenier hat sich seitdem nicht verbessert, sondern verschlimmert. Sie bleiben schutzlos den Plündereien der Kurden und der Beamtenwillkür preisgegeben und blicken neiderfüllt auf ihre unter dem russischen Scepter lebenden Stammesgenossen, die sich eines menschenwürdigen Daseins und der Segnungen einer geordneten Verwaltung erfreuen.

Die Unzufriedenheit mit der türkischen Mißwirtschaft braucht nicht erst durch russische Emissäre künstlich angefacht zu werden; sie ist eine natürliche Folge der trostlosen Zustände, welche in Türkisch-Armenien herrschen. Die Mächte haben eine Verbesserung der Lage der christlichen Bevölkerung als notwendig anerkannt; sie werden die Ausführung ihrer Beschlüsse von der säumigen Pforte zu erzwingen wissen. Die „armenische Frage“ ist einmal gestellt; sie wird nicht eher von der Tagesordnung verschwinden, bis sie nicht gelöst ist. Sie kann jeden Augenblick akut werden. Armenien, wo am Ararat, dem riesigen Markstein, die Grenzen Rußlands, Persiens und der Türkei zusammenstoßen, ist ein politischer Wetterwinkel geworden.

Wohl hat England, das sich dafür von der Türkei das kostbare Eiland Cypern als Bakschisch geben ließ, die „Wacht am Araxes“ bezogen, wird aber im gegebenen Falle kaum in der Lage noch gewillt sein, für die übernommene Garantie des türkischen Besitzstandes in Kleinasien, beziehungsweise in Armenien, mit Waffengewalt einzutreten. Die Türkei selbst liefert England einen Rechtfertigungsgrund für seine etwaige Passivität bei einem russischen Vorstoß gegen Armenien, wenn sie es unterläßt, in diesem Lande jene Reformen einzuführen, zu deren Verwirklichung sie sich den Mächten gegenüber feierlich verpflichtet hat. Die türkischen Armenier aber, welche die weit überwiegende Mehrzahl ihres Stammes ausmachen, haben einen durch die Großmächte garantierten Rechtstitel in Händen, der ihnen dafür bürgt, daß in nicht ferner Frist auch für sie der heiß ersehnte Tag der Erlösung anbrechen wird.

Diese Andeutungen beweisen wohl überzeugend, daß die Armenier trotz Fremdherrschaft, Ueberschichtung durch andere Stämme, und trotz ihrer Zerstreuung über weite Gebiete ein Volk geblieben sind, das bei voller Wahrung seiner nationalen Eigenart in der Kultur mit den gebildetsten Nationen gleichen Schritt gehalten hat. Sie bilden eine treffende Illustration des Goetheschen Satzes: „Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält und, ehe man sich's versieht, eine altbekannte Volkserscheinung wieder auftritt.“

Wenden wir nun den Blick von der Gegenwart dieses lebenskräftigen Volkes in seine noch mancher Aufhellung bedürfende Vergangenheit, so leiten uns seine Spuren bis in die früheste Vorzeit. Wie alle Nationen der jüdisch-christlich-mohammedanischen Völkerfamilie führen auch die Armenier ihren Stammbaum auf die biblischen Patriarchen zurück. Ihre Urgeschichte ist ein Gewebe von Mythen und Sagen, welchen die Tendenz zu Grunde liegt, dem Stamme einen alten und edlen Ursprung und eine glorreiche Geschichte zu vindizieren. Die Armenier bilden ein Glied der iranischen Gruppe des indogermanischen Volksstammes; sie nennen sich Haikh und ihr Land Haiastan, nach ihrem angeblichen Stammvater Haik, einem Sohne des I. Moses 10, 3 erwähnten Togarma (Thorgom). Einer der Nachkommen Haiks war Aram, dessen Reich in den persischen Inschriften als Armina aufgeführt erscheint. Andere leiten den Namen Armenien von Haiks Sohn Armenak ab.

Relief (Löwe) am innern Wall (S. 238).

Nach der Sage war ihr Heimatland, dem die

Wallpartie mit Resten der königlichen Bäder (S. 247).

vier Ströme Euphrat, Tigris, Kur und Araxes entsprungen, das Paradies. Mit seinen langen, eisigen Wintern, seinen Temperaturschwankungen von 70 Grad Celsius wäre Hocharmenien ein sehr unbehaglicher Aufenthalt für die Bewohner dieses „Paradieses" gewesen. Ein zweites Mal soll Armenien die Wiege der Menschheit gewesen sein, als Noah nach der Sündflut mit der Arche auf dem Gipfel des Ararat landete. Aber auch die Glorie dieses vielbesungenen Berges, den die seit unvordenklichen Zeiten umwohnenden Armenier bis auf den heutigen Tag nur unter dem Namen Massis kennen, hält vor der Kritik nicht stand. In I. Moses 8, 4 werden die „Berge von Ararat" als Landungspunkt der Arche erwähnt. Durch Mißverständnis der ältesten Bibelausleger wurde diese allgemeine Bezeichnung auf den höchsten Gipfel der armenischen Gebirge, auf den Ararat übertragen. Ararat aber — richtiger Airarat — war nach den persischen Inschriften der Name der fruchtbaren Hochebene am mittleren Aras, dem Araxes der Alten, der Sitz eines vom eigentlichen Armenien getrennten, erst in späteren Zeiten mit ihm verschmolzenen Reiches.

Der Apostel Jakobus, so meldet die Sage, wollte, um sich von der Anwesenheit der Arche zu überzeugen, den schon damals als unbesteigbar geltenden Gipfel erklimmen, schlief aber, von Müdigkeit übermannt, am halben Wege ein. Da erschien ihm ein Engel, der ihm im Namen Gottes befahl, auf sein unausführbares Vorhaben zu verzichten und ihm ein Stück Holz von der Arche übergab, das noch heute als wunderthätige Reliquie in Etschmiazin, dem Sitze des Katholikos (oberster Bischof, Papst der Armenier), verehrt wird.

Die armenische Zeitrechnung beginnt 2492 v. Chr. Eine endlose Reihenfolge mythischer Dynastien und Könige, darunter Zarmaïr, der nach den nationalen Chroniken Troja als Verbündeter des Priamus verteidigen half, und Haik II., der als Verbündeter mit Nebukadnezar vor Jerusalem zog, reicht bis zum König Vahl, der als Vasall des persischen Großkönigs im Kampfe gegen Alexander d. Gr. Krone und Leben verloren haben soll, worauf Armenien unter die Botmäßigkeit der Seleuciden kam. Die persisch-parthischen Arsaciden übertrugen die Herrschaft über Armenien einem Zweige ihres Hauses, der unter dem Namen der armenischen Arsaciden sich unter mancherlei Wechselfällen bis 428 n. Chr. auf dem Throne behauptete. Während dieser Periode, deren glänzendster Vertreter Tigranes d. Gr. ist, dem, allerdings nur vorübergehend, halb Kleinasien, die Kaukasusländer, Syrien, Mesopotamien, Adiabene und Atropatene unterworfen waren, wurde Armenien der Zankapfel der Römer und Perser und erhielt bald von diesen, bald von jenen seine Könige. Cicero, Antonius, Germanicus und Tiberius führten siegreiche Feldzüge gegen Armenien, das 106 n. Chr. in eine römische Provinz verwandelt wurde. Die Arsaciden gelangten mit persischer Unterstützung nochmals zur Herrschaft. Zu Anfang des IV. Jahrhunderts zwang Terdat, dem die dankbare Kirche dafür den Namen des Großen beigelegt hat, mit eiserner Faust an Stelle der Feueranbetung das Christentum auf. 428 wird Arasches III., der letzte der armenischen Arsaciden, vom Sassaniden Wahram V. besiegt, der Großarmenien als Provinz dem persischen Reiche einverleibte, das nach und nach auch aus Kleinarmenien die Byzantiner verdrängte. An die Stelle der Sassaniden, deren Herrschaft über Armenien vorzüglich durch die grausamen, aber erfolglosen Versuche das Christentum in diesem Lande auszurotten, denkwürdig ist, traten im VII. Jahrhundert die arabischen Kalifen. In den Kämpfen zwischen diesen und den Byzantinern war Armenien der Schauplatz entsetzlicher Verheerungen. Aschot I., aus dem mächtigen Geschlechte der Bagraiden, nahm 856 mit Bewilligung des Kalifen Mutamid Billah den armenischen Königstitel an. Mit ihm beginnt die letzte armenische Königsdynastie, die, nachdem sie 961 ihre Residenz nach Ani verlegt hatte, schon 1045 von den Byzantinern entthront wurde. Das Gebiet, das sie beherrschte, war indes nur von geringem Umfang, und unter dem prunkenden Königstitel barg sich innere Schwäche und Abhängigkeit nach außen. Nach den Byzantinern fiel Armenien unter das Joch der Seldschukken, der Mongolen und schließlich (1472) der Perser, denen gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts der Türkensultan Selim II. die westlichen Landschaften entriß. Persien und die Türkei mußten im Laufe unseres Jahrhunderts bedeutende Teile ihrer armenischen Gebiete an Rußland abtreten, das seine bisherigen mit Strömen von Blut erkauften Erwerbungen in Armenien wohl nur als eine magere Ab-

schlagszahlung auf die von ihm angestrebten Erwerbungen in dieser Richtung betrachtet.

Die Armenier waren kein eigentliches Kriegervolk, obzwar sie sich meist tapfer schlugen. Einzelne kräftige Könige dehnten ihre Herrschaft über weite Gebiete aus, aber ihre schwachen Nachfolger vermochten diese Eroberungen nicht auf die Dauer zu behaupten. Das armenische Reich erfreute sich nur während kurzer Perioden seiner vollen Unabhängigkeit, es stand meist im Vasallenverhältnis zu einem seiner übermächtigen Nachbarn. Die Könige lagen in stetem Kampfe mit den halbsouveränen Satrapen des Landes und der mächtigen Geistlichkeit; in diesen inneren Zerwürfnissen verzehrte sich die Kraft des Reiches. Aber selbst unter dem Drucke jahrhundertelanger Knechtschaft bewahrte das Volk das Gefühl seiner nationalen Zusammengehörigkeit mit bewundernswürdiger Zähigkeit. In ihm lebt bis zum heutigen Tage die erhebende und tröstende Erinnerung an seine poetisch verklärte Vergangenheit fort. Unverwandt sind seine Blicke nach dem auf russischem Gebiete liegenden Kloster Etschmiazin gerichtet, wo der Leib des Nationalheiligen, St. Gregors des Erleuchters ruht, und wo der Katholikos, das Oberhaupt der armenischen Christenheit, thront. Eine fast ebenso ehrwürdige Stätte ist ihm das durch die Poesie und Mythe verherrlichte Trümmerfeld von Ani, der einstigen Residenz seiner letzten nationalen Könige.

Thor am Königspalast (S. 244).

Ani liegt etwa 40 Kilometer südlich von der Festung Alexandropol im russischen Armenien. Es hat die Gestalt eines gleichschenkeligen, nahezu gleichseitigen Dreieckes, dessen beiläufig $1\frac{1}{2}$ km breite Basis nach Nordosten gerichtet ist. Die Ostseite der Stadt ist in ihrer ganzen Länge durch den etwa 15—20 m breiten Arpatschai (den Akurian der Chronisten), der in einer 60 m tiefen Schlucht dahinströmt, die Westseite durch einen ebenso tief eingeschnittenen, trockenen Ravin mit Steilrändern gedeckt. Am Vereinigungspunkt des Stromes und des Ravins, welche die je 1 km langen Schenkel des Stadtdreieckes bilden, erhebt sich mit fast senkrecht ansteigenden Wänden eine hochragende Felsenklippe, auf deren Kuppe im VI. Jahrhundert eine Hochburg entstand, unter deren Schutz sich eine kleine bürgerliche Ansiedlung entwickelte, die aus bescheidenen Anfängen zu einer prächtigen Königsstadt heranwuchs. König Achot III., der 961 in Ani seine Residenz aufschlug, und sein Nachfolger Sembat (reg. 978—989) verwandelten die bis dahin nach Nordosten offene Stadt durch Anlage eines mächtigen Bollwerkes, das sich vom Arpatschai bis zum Ravin erstreckte, in eine für jene Zeit fast uneinnehmbare Festung. Dieser etwa $1\frac{1}{4}$ km lange, mit Quadern verkleidete Wall, fast geradelinig von Ost nach West streichend, kann ohne Uebertreibung mit den gewaltigsten Römerwerken verglichen werden. Er ist ein Doppelwall (S. 230 und 242); parallel mit dem äußeren Bollwerk und von ihm etwa zehn Schritte entfernt, läuft ein ebenso starkes inneres (S. 234). Drei Thore gewähren Zulaß; die des inneren Walles liegen nicht in der Achse der äußeren, sondern sind, um den eindringenden Feind in der Flanke fassen zu können, etwas zur Seite gerückt.

Die Verteidigungsfähigkeit der Wälle wird in ziemlich regelmäßigen Intervallen durch vorspringende Rundtürme erhöht, welche der Besatzung gleichzeitig als Unterkünfte dienten. In mehreren Gelassen trifft man noch deutliche Spuren, welche sie als ehemalige Kapellen kennzeichnen. In den Kampfespausen hatte der Krieger nur wenige Schritte zu machen, um einen Altar zu finden, an dem er vom Himmel den Sieg erflehen konnte. Es liefert dies einen sprechenden Beweis für die Macht des kirchlichen Einflusses im armenischen Staatswesen. Das Mauerwerk des Doppelwalles ist mit staunenswerter Sorgfalt ausgeführt; in den armenischen Baumeistern lebte die Tradition

ihrer byzantinischen Lehrmeister fort. Mitunter sind die Steinwände in polychromen Schichten zu farbigen Bändern gefügt und durch Kreuze, Reliefs und Inschriften belebt. Aus letzteren ergibt sich, daß Große des Reiches, wohlhabende Bürger, ja selbst Frauen einzelne Türme auf eigene Kosten hergestellt haben. Der Anblick des im ganzen wohlerhaltenen, von mehreren Breschen durchbrochenen Riesenbollwerkes, dessen bewegte Silhouette sich malerisch von der kahlen Ebene abhebt, ist von überwältigender Großartigkeit. Der Wallgraben, der nach den geschichtlichen Berichten unter Wasser gesetzt werden konnte, ist durch Trümmer, angeschwemmtes Erdreich und von den Stürmen herbeigetragenen Flugsand vollständig ausgefüllt.

Nordseite des Königspalastes (S. 244).

Palast der Pahlaviden (S. 244).

Gleichzeitig mit der fortifikatorischen Deckung der offenen Stadtfront wurde auch die Verteidigungsfähigkeit der durch Naturhindernisse trefflich gesicherten Flanken erhöht. Die scharfkantigen Ränder der Steilschluchten des Arpatschais und des westlichen Ravins, deren Hänge nahezu sturmfrei sind, wurden mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Werken garniert, die zum Teil durch unterirdische Gänge und überwölbte Stiegen miteinander in Verbindung standen. Alte Schriftsteller berichten sogar von einem Tunnel, der unter dem Flusse hinweg auf dessen jenseitiges Ufer geführt haben soll. Genauere Untersuchungen dürften ergeben, daß bei den Brücken über den Arpatschai am linken Ufer Vorwerke vorlagen. Am Fuße des Burgfelsens scheint eine quer über die Landzunge laufende Linie von Werken einen inneren Verteidigungsabschnitt gebildet zu haben. Als Citadelle und Reduit diente das, einem Adlerhorste vergleichbare Felsenschloß, für dessen einstige starke Befestigung mächtige Trümmerhaufen zeugen. Die alte Königsstadt trug eine prächtige Rüstung, die ihr leider keinen ausreichenden Schutz wider den Ansturm der Feinde bieten sollte, da der alte Heldengeist im Volke erloschen war und dessen letzte Herrscher mit inneren und äußeren Gegnern zu kämpfen hatten.

Betritt man durch das mittlere Wallthor das Innere der Ruinenstätte, so umfaßt das Auge mit einem einzigen Blicke alles, was von den monumentalen Bauten Anis im Wechsel der Jahrhunderte sich bis auf unsere Tage erhalten sollte, um Zeugnis abzulegen für die entschwundene Größe eines alten Kulturvolkes. Aus einer leichtgewellten, baumlosen Ebene, von flachgewölbten Hügeln umrahmt, gegen Osten in bläulicher Ferne vom Gipfel des Ararat dominiert, und gegen Süden von dem trotzig aufsteigenden Burgfelsen beherrscht, erheben sich in scharf markierten Umrissen die ehrwürdigen Ueberreste eines halben Dutzend Kirchen, mehrerer Profanbauten und Trümmerhaufen von unausgesprochenem architektonischem Charakter. In leichten Terrainschwellungen vermutete die bewegliche Phantasie mancher Reisenden, die keine Zeit zu gründlicheren Forschungen hatten, die Reste von Gassen.

Wer an die von den armenischen Chronisten kolportierte Fabel der tausend Kirchen und der nach Hunderttausenden von Seelen berechneten Einwohnerschaft Anis glaubte, dem wird das Bild, das sich vor ihm erschließt, sofort klar machen, daß diese Ziffern in das Bereich der nur mit Superlativen rechnenden patriotischen Uebertreibung gehören. Bei genauerem Studium des Terrains schrumpft das eigentliche Stadtgebiet des „armenischen Palmyra" zu einer Grundfläche von etwa einem Quadratkilometer zusammen, auf der zu einer Zeit, die noch keine fünfstöckigen Mietkasernen und grauenhaft vollgepferchten Proletarierviertel kannte, höchstens 30—40000 Einwohner ihre Heimstätte gefunden haben können. Nichts in Ani deutet darauf hin, daß die armenische Residenz in Wirklichkeit eine Großstadt gewesen sei. Mit Ausnahme der Festungswerke weisen seine sämtlichen Bauten nur bescheidene Dimensionen auf, am wenigsten die Paläste, die Königen und mächtigen Dynasten zugeschrieben werden. Ist doch die Kathedrale, in denen die mit orientalischem Prunk auftretenden Könige gesalbt und gekrönt wurden und in denen der Katholikos,

Aeußere Ansicht des Doppelwalles (S. 238).

das Haupt der armenischen Christenheit, die Funktionen seines heiligen Amtes ausübte, kaum größer als das Gotteshaus eines deutschen Landstädtchens! Wäre Ani von einer so zahlreichen Bevölkerung bewohnt gewesen, so wären in seinen Mauern sicher auch großartige Profan- und Kirchenbauten entstanden, deren Existenz die sonst den Mund gar vollnehmenden Chronisten rühmend ausposaunt hätten, und deren Reste noch heute wahrnehmbar sein müßten. Der patriotischen Uebertreibungen und poetischen Ueberschwenglichkeiten entkleidet, die selbst in neueren Geschichtswerken und Reiseberichten spuken, darf Ani nicht als prachtstrotzender Herrschersitz eines weithin gebietenden orientalischen Königsgeschlechtes gelten. Es bleibt ihm nur der bescheidene Ruhm, durch etwa acht Jahrzehnte (961 bis 1045) die Residenz fünf halbsouveräner, den arabischen Kalifen und byzantinischen Kaisern tributärer Könige aus der Dynastie der Bagratiden gewesen zu sein, unter deren schwachem Scepter nur ein verschwindend kleiner Teil der armenischen Lande vereinigt war. Die Schattenkönige von Ani, mit Ausnahme des kräftigen Achot II. (reg. 951—977) ganz unbedeutende Herrscher vom Schlage der fränkischen rois fainéants, sind aber den Armeniern aus dem Grunde teuer, weil sie die letzten nationalen Herrscher ihres Volkes waren und auf ihren Kronen der letzte Widerschein der entschwundenen Unabhängigkeit Armeniens glänzt.

Muß der unbefangene Beschauer auch auf den romantischen Reflex der Mythen und Fabeln verzichten, mit welchen die patriotische und kirchliche Legende Ani und seine Schattenkönige verklärt hat, so bleiben die Ruinen am Arpatschai doch durch Alter, Großartigkeit, Stil und melancholische Schönheit interessant genug, um selbst den ohne nationale Voreingenommenheit an sie Herantretenden mit Bewunderung zu erfüllen.

Die Ansichten von Ani, die wir unseren Lesern bieten, sind nach den Aufnahmen des Photographen O. Kurkdjian aus Erivan gezeichnet, eines ehemaligen russischen Offiziers von armenischer Abstammung, der unmittelbar nach Beendigung des jüngsten orientalischen Krieges, in welchem er tapfer mitgefochten hatte, sich der verdienstvollen und große Hingebung erfordernden Aufgabe der künstlerischen Wiedergabe und archäologischen Erforschung der Ruinen der altarmenischen Königsstadt widmete, welche durch den Berliner Frieden in den Besitz Rußlands gelangte. Fünf glühend heiße Sommermonate verbrachte er in der Einöde der Trümmerstätte, auf der kurdische und türkische Hirten ihre Herden weideten, die bei schlechtem Wetter die ehrwürdige Kathedrale, in der er nach Wegräumung des meterhohen Unrates sein Lager und Atelier aufgeschlagen hatte, nach althergebrachtem Gebrauch als Unterschlupf benutzten. Kurkdjian wurde für seine meisterhaften Aufnahmen von der Petersburger Akademie, sowie von geographischen und photographischen Gesellschaften mit Diplomen ausgezeichnet; für seine Stammesgenossen aber ist es eine nationale Ehrenpflicht, ihm die Veröffentlichung seiner gesammelten Reproduktionen zu ermöglichen, die, abgesehen von ihrem hohen Werte für Kunst und Wissenschaft, sich zu einer Glorifikation der altarmenischen Kunst gestalten würde, die, ohne bahnbrechend gewesen zu sein, doch glänzende, bisher nur wenig bekannte Werke geschaffen hat.

Wie unsere Illustrationen zeigen, ist der armenische Baustil eine eklektische Mischung byzantinischer und orientalischer Stilformen. In der Konstruktion blieb der byzantinische Einfluß maßgebend; der orientalische erstreckte sich im wesentlichen nur auf Ornament und Dekoration.

Ehe wir den Rundgang zu den größeren Schaustücken antreten, müssen wir den Leser darauf aufmerksam machen, daß bei dem Mangel an beglaubigten Daten die Benennung der meisten Bauten eine rein konventionelle ist. Die Inschriften an den Gebäuden selbst — es sind deren 127 in armenischer, arabischer, persischer und georgischer Sprache erhalten — liefern nur in einzelnen Fällen Auskunft über die Entstehungszeit und Bestimmung des betreffenden Bauwerkes. Die altarmenischen Schriftsteller geben in dieser Beziehung nur ungenügende Aufklärungen und eine Lokaltradition existiert nicht, da Ani seit Jahrhunderten unbewohnt ist und die Armenier auch aus der Umgegend fast vollständig verschwunden sind. An ihre Stelle sind Kurden und Türken getreten.

Derartige Völkerverschiebungen im großen Maßstab sind im Orient häufige Erscheinungen, die aber nur selten registriert werden. Von der türkischen Regierung werden sie häufig planmäßig zur Schwächung unzuverlässiger Bevölkerungselemente insceniert. So versuchte die Pforte durch systematische tscherkessische, tatarische und albanesische Keiltriebe die kompakten Massen der Bulgaren und Altserben zu lockern und gefügiger zu machen; so siedelt sie gegenwärtig die aus Bulgarien, Ostrumelien und der Dobrudscha auswandernden Mohammedaner massenweise mitten unter den geduldigen Armeniern an.

Ob die Fama im Rechte ist, wenn sie die im maurisch-sarazenischen Stil gehaltene Fassade eines Profanbaues als einen Ueberrest des Königsschlosses (S. 238 u. 239) bezeichnet, ist schwer zu entscheiden.

Inneres der Kathedrale (S. 245).

Es erscheint unwahrscheinlich, daß ein Palast, der unmittelbar an die Stadtmauer stieß, und deshalb bei jeder Belagerung einen sehr unsicheren und unbehaglichen Aufenthalt bot, den Herrschern als Wohnsitz gedient hat. Die Pracht und Ausdehnung des Baues beweist, daß er, wenn nicht den Königen, doch einer jener mächtigen Satrapenfamilien gehört hat, welche, wie es ihre Vasallenpflicht gebot, zeitweilig am Hofe verweilen mußten.

Eine zweite Palastruine, ebenfalls im maurisch-sarazenischen Stile, aber fast ganz in Trümmer gesunken, gilt als Schloß der Pahlaviden (S. 240), die — ein Seitenzweig der parthisch-persischen Arsaciden — von der Mitte des II. Jahrhunderts v. Chr. bis 428 nach Chr. mit wechselndem Glück über Armenien geherrscht haben. Die berühmtesten Könige dieses Geschlechtes sind der aus seinen Konflikten mit den Römern bekannte Tigranes der Große und Terdat der Große, der, im Jahre 302 durch den h. Gregor den Erleuchter getauft, das Christentum unter seinem

Volke einführte. Die Nachkommen dieser depossedierten Dynastie waren Lehnsträger der Könige von Ani. Vermöge ihrer Abstammung von den persischen Großkönigen haben die Pahlaviden sicher viel dazu beigetragen, orientalischem Wesen in Armenien Eingang zu verschaffen. Diese Familientradition ist gewiß auch in ihren Privatbauten zum stilistischen Ausdruck gekommen.

Weit besser konserviert als der angebliche Pahlavidenpalast ist der am Steilrand der Arpatschaischlucht gelegene Bau, welcher als Konferenzsaal des Kronrats (s. unten) bezeichnet wird und, was immer seine frühere Bestimmung gewesen sein mag, nachträglich in eine Moschee verwandelt wurde. Kräftige Säulen und Rundbogen tragen Kuppeln mit Stalaktitengewölben. Trotzig erhebt sich nebenan, wie eine Denksäule des Islam, ein 33 m hohes, achteckiges Minaret, das noch besteigbar ist und einen wunderbaren Ausblick auf das Ruinenfeld gewährt. Sein festes Gefüge hat den furchtbaren Erdbeben getrotzt, welche Anis christliche Bauten mit wenigen Ausnahmen wie Kartenhäuser zu Boden warfen.

Saal des Kronrates (s. oben).

Dies sind, nebst den gewaltigen Fortifikationswerken und den Brückenresten, die einzigen Profanbauten der Trümmerstätte. Wenden wir uns nunmehr zu den kirchlichen Bauten, welche die kostbarsten Reliquien Anis bilden. Dem Range nach die ehrwürdigste ist die Kathedrale (S. 243 u. 248), die Krönungskirche der Könige, die Hofkirche der armenischen Päpste. Durch ihre harmonischen Verhältnisse und schlankaufstrebenden Säulen erscheint sie bedeutend größer, als sie in Wirklichkeit ist. Sie mißt 32 m in der Länge und 20 m in der Breite. Begonnen unter Sembad dem Eroberer, dem Miterbauer des großen Stadtwalles, wurde sie, wie die Inschriften künden, durch die Königin Gutramide, Gemahlin Gagic I., 1010 ausgebaut, welche die Kuppel mit einem mannshohen Kreuze aus gediegenem Silber schmückte.

Die Kathedrale ist ein byzantinischer Centralbau mit erhöhter Kuppel über der Vierung. Aus der oblongen Hauptform treten weder die Tribünen der Seitenschiffe, noch der Absidenabschluß des Altarraumes vor. Drei kräftig gegliederte Portale führen in das Innere. Die Abside ist durch die für den armenischen Kirchenbaustil charakteristischen, vom Sockel aufsteigenden, in die Hauptmauer eingeschnittenen Dreiecksnischen ersichtlich gemacht. Die Außenflächen sind durch wechselnde Lagen farbiger Steine, Bogenlisenen, Gesimse und in den Giebeln durch Blendrosetten belebt. Die äußerst schmalen Fenster sind mit äußerst zarten Linearornamenten umrahmt. Die zahlreichen Inschriften der Kathedrale liefern reiche kulturhistorische Aufschlüsse. In ihnen manifestiert sich deutlich der religiöse und praktische Sinn der Armenier, denen schon vor einem Jahrtausend jener eminente Geschäftsgeist eigen war, der noch heutzutage einer der hervorragendsten Züge ihres Nationalcharakters ist.

Wohl spendeten sie in ihrer Frommgläubigkeit mit vollen Händen ihrer Kirche; aber sie bedangen sich für ihre Schenkungen und Stiftungen genau normierte Gegenleistungen in Gestalt von Gebeten und Messen aus. Um sich diese für alle Zeiten und in dem vereinbarten Ausmaße zu sichern, ließen sie die juridisch formulierte Specifikation der Leistung und Gegenleistung fein säuberlich zum ewigen Gedächtnis in den unverwüstlichen Stein graben. Solche steinerne Stiftungsbriefe und Schenkungsurkunden finden sich zu Tausenden auf den Mauern der armenischen Klöster und Kirchen. Sie schließen in der Regel mit der Androhung des Fluches der 318 Kirchenväter des Konzils von Nicäa und der heiligen Konzile wider diejenigen, die sich an den Widmungen vergreifen, oder die ausbedungenen Bedingungen nicht erfüllen. Kirchenräuberischen Mohammedanern wird der Fluch des Propheten reserviert. Diese Drohung hat die Anhänger Mohammeds leider nicht davon abgehalten, sich des Gutes der armenischen Kirche samt dem armenischen Staate zu bemächtigen.

St. Peterskirche (S. 247).

Die im Stil der Kathedrale gebaute Mutter-Gotteskirche (S. 250), 1215 von einem armenischen

Grabkapelle des heil. Gregor Abugharamautz (S. 248).

Großen gestiftet, fällt ihrer Entstehung nach in die Epoche der Herrschaft der georgischen Könige. Sie war dem griechischen Kultus gewidmet, ist in ihrem Aeußern wohl erhalten und besitzt gut konservierte Fresken, welche in byzantinischer Manier den Einzug Christi in Jerusalem, Maria am Grabe Jesu u. s. w. darstellen, sowie brillant ausgeführte Skulpturen von Tieren und Vögeln. Das anstoßende Kloster ist fast vollständig zerfallen. In der Nähe befinden sich die Ruinen von Bädern (S. 235), welche von den Mongolen oder Türken erbaut sein dürften, sowie am unfernen Ostende der Stadt ein zierliches Kuppel-Mausoleum mit kreuzförmigem Grundriß. Von hier aus überblickt man ein Drittel der Arpatschaischlucht (S. 231) mit ihren Steilhängen, in denen sich gleichwie in jenen des westlichen Ravins zahlreiche, in den Tuff gegrabene Grotten befinden, die ohne Zweifel als Wohnstätten gedient haben. Welchem Volke die Troglodyten (S. 254) angehörten, die zu unbekannter Zeit sich hier eingenistet haben, darüber herrscht vollständiges Dunkel, das wohl niemals gelüftet werden wird. Denn seit Mitte des XIV. Jahrhunderts schweigt jede Kunde über Ani.

Ein in seiner Gedrungenheit und in seinem feierlichen Ernste wahrhaft imponierender Bau ist die St. Peterskirche, die bis zum oberen Thürgesimse im Schutte steckt und um so mehr freigelegt zu werden verdient, als sich unter den Trümmern wahrscheinlich Inschriften mit baugeschichtlichen Daten finden werden. Das in seiner Anlage einem Baptisterium ähnliche Monument ist vermutlich das Mausoleum eines Großen. Der sechzehnseitige Unterbau trägt einen kleineren zwanzigeckigen Oberbau mit runder Kuppel. Die Außenflächen sind mit schlanken Säulchen, Rundbogen und Gesimsen belebt und im Oberbau in jedem zweiten Bogenfelde von schmalen Fensterluken durchbrochen.

Ein Gegenstück zu der Peterskirche bildet das viel kräftiger profilierte, aber in seinen Verhältnissen weniger harmonische Mausoleum des heil. Gregor Abugharamautz (S. 247). Auf dem achteckigen Unterbau erhebt sich ein runder, von zehn Fensterschlitzen durchbrochener Oberbau mit konischer Kuppel. Erbauer ist König Gagic I., der 1020 das Zeitliche segnete. Diese Grabkapelle wurde somit beiläufig in derselben Epoche wie die Kathedrale erbaut.

In die gleiche Zeit dürfte die Errichtung der angeblichen Grabkapelle der königlichen Kinder auf dem Burgfelsen (S. 251) fallen, der außerdem von den wohl erhaltenen Resten eines Klosters gekrönt ist. Die Illustration dieser malerischen Ruine gibt ein deutliches Bild der Zerstörung, die auf dem Trümmerfelde von Ani herrscht, über das sich, wie ein riesiges Leichentuch, eine durchschnittlich 3—4 m hohe Schuttdecke breitet.

Mit der Besitzergreifung Anis hat die russische Regierung die Verpflichtung zum Schutze seiner ehrwürdigen Ueberreste übernommen. Vorläufig hat sie zur Hut derselben einen Popen aufgestellt, der mit einigen Tscherkessen in einer Blockhütte haust und wenigstens der mutwilligen Zerstörung durch Menschenhand wehrt. Späterhin werden wohl planmäßige Restaurations- und Konservierungsarbeiten an die Reihe kommen. Vor allem aber müssen die Kirchen von dem meterhohen Schutt im Innern gesäubert und bis auf das Niveau herab freigelegt werden.

Nach dem Sturz der Bagratiden kam Ani in den Besitz der Byzantiner, der Seldschukken, der

Portal des Katholikos an der Kathedrale (S. 245).

Tataren, Georgier und Mongolen. Es hatte Belagerungen und Greuel aller Art zu erdulden und wurde oft von Erdbeben heimgesucht. Die Einwohner flüchteten scharenweise vor dem Drucke der Fremdherrschaft in die Ferne. Die Armenier in Galizien und der Bukowina sind Nachkommen des 10 000 Köpfe starken Auswandererzuges, der 1062 Ani verließ. Wiederholt wurde die Stadt von fürchterlichen Erdbeben heimgesucht und stark beschädigt. Irrig ist jedoch die Ueberlieferung, daß sie durch die Katastrophe von 1319 in einen Schutthaufen und in eine menschenleere Einöde verwandelt worden sei. Noch 1344 war Ani, wie aus jüngst aufgefundenen Münzen hervorgeht, Sitz des Emirs Muchirvan, eines Abkömmlings des von Dschengischan abstammenden persischen Herrschergeschlechtes der Hulagiden. Dies ist die letzte beglaubigte Kunde über die altarmenische Königsstadt, auf deren malerischen Trümmern seit fünf Jahrhunderten die Herden der Kurden und Türken weiden!

Mutter-Gotteskirche und St. Gregor-Kloster (S. 246 f.).

Ein Besuch bei den Banditen von Bella-Coscia auf Corsica.

Von

Amanda M. Blankenstein.

Vier Monate hatten wir schon auf Corsica verbracht und viel Herrliches gesehen; nun wandten wir uns Ende März Bocognano zu, denn mehr noch als den berühmten Foggiapaß zu sehen, welcher, wie viele behaupten, die großartigste Gegend der Insel aufweist, war es uns darum zu thun, die Banditen von Bella-Coscia, welche in jener Gegend hausen, in der Penticaschlucht aufzusuchen.

Es schien ein gewagtes Unternehmen für zwei Damen allein ohne männlichen Schutz, aber wer längere Zeit auf der Insel verweilte, bekommt ein unerschütterliches Vertrauen zu deren Bewohnern. Eines Corsen wegen wird er dieses blinde Vertrauen nie bereuen, denn ein edleres, großmütigeres, zuverlässigeres Volk gibt es auf Gottes Erdboden nicht, eines, dem die Gastfreundschaft heiliger ist. Ueberdies besaßen wir Empfehlungsbriefe an einen der höchsten Beamten Bocognanos und durften uns auf dessen Hilfe und dessen Beistand verlassen.

Man muß, wenn man Corsica besucht, sich auf die absonderlichsten socialen Verhältnisse gefaßt machen. Wie so viele ihrer Genossen, entflohen die Banditen von Bella-Coscia nach den Bergen, weil sie Vendetta begangen hatten. Im Jahre 1846 flüchtete der zwanzigjährige Antoine Bonelli dorthin, ihm schloß sich zwei Jahre später der jüngere Bruder Jacques an. Bei der ersten Blutrache blieb es nicht, ein Mord aus Ehrgefühl folgte dem anderen, bis die

---

Wir benutzen die Gelegenheit, unsere Leser auf ein demnächst im Verlage der Amthorschen Verlagsbuchhandlung in Berlin erscheinendes Werk von Amanda M. Blankenstein, welches unsern Aufsatz auch enthalten wird, aufmerksam zu machen.

feindliche Familie ausgetilgt war. Zuerst verurteilte man die Brüder nur zu fünf Jahren Gefängnisstrafe; aber endlich hatten sie jede Gnade verwirkt, für vogelfrei sind sie längst erklärt; wer sie lebendig oder tot einliefert, erhält sechstausend Franken für jeden Kopf und wird noch überdies zum chevalier de la légion d'honneur ernannt.

Diesen Preis zu gewinnen, sind schon viele Gendarmen ausgezogen, es ist aber keinem gelungen; offen wird niemand den Banditen entgegentreten, wenn er die Gefahr kennt. Antoine Bonelli und sein Bruder sind nämlich die bestmöglichen Schützen: auf 100 m Entfernung mit der Pistole, auf 200 m mit der Büchse treffen sie ihr Ziel, ohne jemals zu fehlen. ‚C'est à coup sûr!' sagen die Brüder selbst. Umsonst haben sogar Soldaten und Gendarmen vereint es versucht, diese Banditen zu fangen. Mehrmals stiegen sie in beträchtlicher Menge hinauf, in die Penticaschlucht eindringend und den Monte d'Oro soviel wie möglich umstellend; da sie die Schlupfwinkel der Brüder nicht ermitteln konnten, sollten diese durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Doch die Flüchtlinge haben mehrere Grotten des mit ewigem Schnee gekrönten Granitriesen auf ein Jahr, ja einige sogar auf achtzehn Monate mit Proviant und Munition versehen und konnten unbesorgt diesen fruchtlosen Angriffen trotzen. Keiner vermag ihnen dorthin zu folgen, so steil, so scheinbar unzugänglich sind jene Zufluchtsstätten, so undurchdringlich ist das immergrüne Gestrüpp.

Grabkapelle der Prinzen (S. 248).

Einmal wurde die Belagerung sechs Monate fortgesetzt; die Gendarmen und die Soldaten meinten ihren Zweck erreichen zu müssen, ehe der Winter eintrat. Sie wußten nicht, daß Antoine und Jacques Bonelli, sich auf ihnen nur bekannten Pfaden entfernend, inzwischen vergnügt, aller Sicherheit genießend, in der Umgegend Orezzas, jenseits der Insel, hausten, die Zeit gelassen abwartend, bis ihre Bedränger abgezogen seien.

Seitdem hat man die Banditen in ungestörtem Besitze der Schlucht gelassen; höchstens, daß dann und wann, hinter Felsen versteckt, ein Gendarm gespannt abwartete, ob die Brüder zufällig vorbeikämen und ihm so die höchst erwünschte Gelegenheit geboten würde; aber der Glaube an einen solchen Glücksfall ist jetzt fast erloschen, denn mit äußerster Vorsicht verfahren die Banditen. Ueberall stehen Posten aus, mit Fernröhren bewaffnet, um die Gegend überschauen zu können; niemand naht ungesehen bei Tage der Schlucht. Von ihren Landsleuten haben die Brüder nichts zu befürchten, denn stramm halten die Corsen der französischen Regierung gegenüber zusammen; so viel man ihnen auch vorwerfen kann, Verrat und Treulosigkeit liegen ihrer Natur vollkommen fern. Jeder ist bereit, den Banditen überhaupt mit Aufwendung aller Kräfte beizustehen. „Sie sind Unglückliche," sagt man immer voll tiefen Mitgefühls. — So viel hatten wir von den Brüdern gehört, daß wir mit höchster Spannung uns Bocognano zuwandten. Das reizend grüne Gravonethal hinauf führt der Weg dem Monte d'Oro immer näher, zwischen welchem und dem Monte Renoso der Fluß entspringt. Bocognano ist wunderschön vor dem Eingang des Vizzavonaschlundes gelegen, aus zehn verschiedenen, an den Hängen zerstreuten Weilern bestehend. Im Sommer müssen die Häuser unter den dicht stehenden Nußbäumen fast verschwinden, deren es Prachtexemplare in großer Menge hier gibt. Hoch ragen zu beiden Seiten die Ketten des Monte d'Oro

(2653 m), des Monte Renoso (2221 m) gen Himmel, der Granit hie und da auf den Höhen aus dem blendenden Schnee hervorschauend. Dieser schmilzt an den höchsten Spitzen sogar im Hochsommer nicht.

In dem ersten Weiler, welchen man erreicht, dem ansehnlichsten von allen, befindet sich das Hôtel de l'Univers; doch umsonst suchten wir dort Unterkunft, alle Zimmer waren besetzt. So kann es einem auf der Insel oft ergehen; wir hatten uns allmählich daran gewöhnt und wandten uns an den Beamten. Dieser wußte gleich Rat. „Am Eingang des Ortes, wenn man von Ajaccio kommt, steht ein kleines Haus," sagte er, „dem François Vesperini gehörig; es ist zwar einfach, aber die Leute sind freundlich und gefällig, gern bereit, ihr Möglichstes zu leisten. Ueberdies sind sie nahe Verwandte der Banditen von Bella-Coscia!" flüsterte er uns zu, denn er hatte die Briefe gelesen und kannte unseren Wunsch. „Ich werde Ihnen auch dort im Hotel einen Ingenieur vorstellen, welcher von Nutzen sein kann; der junge Mann kam erst kürzlich an, will selbst in die Penticaschlucht eindringen, um den jüngsten Banditen, seinen Freund, zu besuchen."

Arpatschai-Schlucht und Troglodyten-Grotte (S. 247).

Wir verstanden und brauchten nicht weiter zu fragen. Oeffentlich durfte der Beamte bei einer solchen Sache nicht helfen; aber jedermann weiß, daß es fast keinen einzigen seiner Kollegen gibt, sogar von den höchstgestellten, welche nicht zu irgend einer Zeit heimlich zur Pentica hinaufzogen; denn so großartig ist diese Zufluchtsstätte, so interessant dessen Bewohner, daß man der Versuchung nicht zu widerstehen vermag.

Bei François Vesperini und dessen Familie fanden wir Unterkunft. Sehr achtungswert sind diese Menschen; dem größten Mangel preisgegeben, dienten der Vater und der älteste Sohn als Postillone der Messagerie, vermochten aber nur mit knapper Not

die zahlreiche Familie vor dem Hungertode zu bewahren. Da entschloß sich die Tochter Martha dazu, auch ihre Kräfte bis aufs äußerste anzustrengen und, dem Beispiel des Vaters und des Bruders folgend, den Eilwagen über den Foggiapaß nach Corte zu führen. Während fünfzehn Jahren versah sie dieses Amt, auch zur strengen Winterzeit dem furchtbarsten Wetter trotzend. Wie der Sturm dann dort oben manchmal heulen muß, wie tief der Schnee oft in jenen Regionen ist, kann man sich denken, denn der Paß hat 3500 Fuß Höhe über dem Meere. Der Gedanke, ihren Lieben ein sorgenfreieres Los zu bereiten, genügte, um Martha alles Ungemach, jede Entbehrung freudig ertragen zu lassen. Nun zählt sie erst dreiunddreißig Jahre, aber sie scheint das Greisenalter erreicht zu haben. Ein Franzose, die Opferfreudigkeit der Familie bewundernd, lieh derselben Geld, um dieses kleine Gasthaus zu errichten, und nun haben die Vesperini ihre Schuld abgetragen und genießen unbesorgt den Erfolg ihres Fleißes.

Abends saßen wir in der kleinen Gaststube und der junge Ingenieur erzählte uns von den Banditen. Einen schwer errungenen Urlaub benutzend — er arbeitet an der Eisenbahn, welche nun zwischen Ajaccio und Bastia erbaut wird —, wollte er seinen Freund aufsuchen. Im vergangenen Sommer erschoß nämlich ein Neffe der beiden Brüder Bonelli den Mann, welcher ihn beleidigt hatte, und fand bei beiden Oheimen die herzlichste Aufnahme. Die Gerichte verurteilten den jungen Mann zu fünf Jahren Gefängnis — eine größere Strafe wagt auf Corsica keine Jury zu erteilen, denn sonst wären sie nebst ihren Familien des Lebens nicht sicher. „Ich will einen so beträchtlichen Teil meiner schönen Jugend nicht zwischen Mauern eingeschlossen vertrauern," sagt der Jüngling immer; „lieber entsage ich meinem Berufe, jeder schönen Aussicht für die Zukunft und teile die harten Entbehrungen, die steten Gefahren meiner Oheime, denn ein großes Gut bleibt mir alsdann: die Freiheit!"

„Wäre mein Freund zu zwölf Monaten Gefängnis verurteilt worden, dann hätte er sich vielleicht dazu entschlossen, die Strafe abzusitzen," sagte der Ingenieur; „freilich, sicher ist das auch nicht," setzte er, plötzlich stutzend, hinzu, „denn Antoine ist ein stolzer Gesell, und der Gedanke, gefangen gewesen zu sein, würde sein Gemüt lebenslänglich bedrücken."

Dem Ingenieur war es eine schwere Prüfung gewesen, als der Freund so jählings entfliehen mußte; denn zusammen hatten sie studiert, waren an dem gleichen Orte angestellt gewesen, um beim Eisenbahnbau thätig zu sein, hatten dieselben Zimmer gemeinschaftlich bewohnt. Seit jenem Tage trafen sich die jungen Männer nicht, und die Sehnsucht war so mächtig gewesen, daß sie Signor Marcelli unwiderstehlich hergetrieben hatte. Am nächsten Tage wollte er uns in die Penticaschlucht begleiten. Den Banditen teilte man durch einen Brief unsere Absicht mit; ein Bote sollte dahin abgehen.

Stille, in sich versunken, saß der Ingenieur einige Zeit da; wir aber gedachten alles dessen, was wir über die Blutrache gehört hatten. Der älteste corsische Geschichtschreiber Philippini behauptet, während dreißig Jahren seien 30000 Menschen als Opfer der Vendetta gefallen; ein anderer erklärt, daß zwischen 1359 und 1729 333000 Morde verübt wurden, der unzähligen Verwundungen nicht zu gedenken. Offiziell wird angegeben, daß von 1847 bis 1850 833 und 1850/51 317 Leute eines gewaltsamen Todes starben. Endlich wagten wir laut auszusprechen, wie traurig eine solche Unsitte sei, welche während vielen Jahrhunderten so Entsetzliches auf der Insel anrichtete.

Der Ingenieur antwortete zuerst nicht; plötzlich zusammenfahrend, warf er das schwarze Haar von der Stirne zurück und blickte uns mit den dunkeln Augen ernst an. Dann zog er seinen Dolch heraus, welcher fast ½ m in der Länge maß, und darauf die beiden geladenen Revolver, welche er im Gürtel nebst weiterer Munition trug. „Ich hoffe, daß ich davor bewahrt bleibe, Vendetta begehen zu müssen," sagte er dann, wie zu sich selber redend; „tritt mir aber der Italiener entgegen, welcher meinen Vetter umbrachte, dann bleibt mir keine andere Wahl, ich muß ihn augenblicklich erschießen oder erdolchen, denn ich bin der nächste Verwandte des Ermordeten." Die letzten Worte wurden mit eiserner Bestimmtheit ausgesprochen; man fühlte, daß keine irdische Macht diese Absicht wankend machen könne, und unwillkürlich stellte unsere Phantasie sich die entsetzliche Scene vor, welche sich abspielen mußte, wenn jener Italiener am folgenden Tage uns in den Weg treten würde. Die Anwesenheit von Damen würde darin nicht die geringste Aenderung bewirken, denn „ein Mord darf nicht ungerächt bleiben!" Das ist die feste Ueberzeugung aller Corsen.

Sollte der nächste Verwandte auch zögern, den begangenen Frevel zu sühnen, dann würde er auf unliebsame Weise durch andere daran erinnert werden: durch Spott- und Hohnworte, was man in dem corsischen Dialekte „rimbeccare" nennt; keiner besitzt die moralische Kraft, solchem Spotte zu trotzen, denn das Ehrgefühl dieser Inselbewohner ist äußerst empfindlich. Sie vermöchten nicht, dem Urteil der Welt kühn die Stirne zu bieten, auch wenn sie die Blutrache für eine Sünde hielten; aber das thun sie entschieden nicht.

Seit kurzem besteht das Verbot, verborgene Waffen bei sich zu führen; wer einen Revolver trägt, erhält drei, wer einen Dolch, vier Monate Gefängnisstrafe. Die Kraft des Gesetzes ist aber dadurch gelähmt, daß es keinem Gendarmen gestattet wird, persönliche Untersuchung zu halten, es sei denn, daß zwei oder mehrere Personen in einem Streite begriffen sind. Entfliehen aber die Parteien und halten sie sich verborgen, so ist nach 24 Stunden die Erlaubnis erloschen, Nachforschung anzustellen.

Der Ingenieur versank in sein früheres Schweigen zurück; man konnte es ihm ansehen, daß peinliche Gedanken seine Seele bewegten. Der Abend war allmählich herabgesunken und die Sonne ihrem Untergange nahe. Von den Fenstern unseres kleinen Gasthauses blickt man unmittelbar zu dem Monte

d'Oro hinüber, dessen dicht beschneiter Gipfel auffallend der Jungfrau, von Interlaken aus gesehen, gleicht; der Schnee, durch die Strahlen der sinkenden Sonne berührt, schien sich in hoch aufgeschichteten Goldstaub zu verwandeln. Dann begann dieser rötlich zu glühen; immer tiefer, satter, feuriger ward die Lohe, bis jene vorher so blendend weiße Spitze purpurn verklärt leuchtete. Es war ein Anblick so prachtvoll, so die innerste Seele ergreifend und erhebend, daß jedes Wort auf der Lippe erstarb. Das Gemüt, welches vor kurzem bei dem Gedanken an so vieles, durch menschliche Leidenschaft verursachtes Elend bedrückt gewesen war, beruhigte sich jetzt; wurde man doch an die Größe, die Allmacht Gottes erinnert, welche mildernd, besänftigend auf die Herzen einwirken kann, so daß allmählich durch den Einfluß des Christentums die Finsternis verscheucht wird und das Licht sich auch hier Bahn bricht.

Wunderbar schönes Wetter begünstigte uns, als wir am folgenden Tage die Tour unternahmen; silberweiße Wölkchen bedeckten zwar hie und da den tiefblauen Himmel, aber in der tiefblauen Atmosphäre blitzte der Schnee auf den Höhen, als wäre er aus Diamantsplitter zusammengesetzt. So nahe schienen die Spitzen, daß man meinte, sie greifen zu können. An einem solchen Morgen bietet sich die Natur in ihrer unvergleichlichen Frische, in ihrem strahlenden, ungetrübten Glanze wie neu erschaffen dem Menschen dar, und unsere Augen scheinen die ersten zu sein, welchen der Anblick gewährt wird. Der bloße Gedanke, in eine solche Welt hinauszuwandern, ist eine wahre Wonne.

Rüstig schritten wir voran, denn ein weiter Weg lag vor uns. „Acht Kilometer hin und ebenso viele zurück," sagte unser Begleiter; aber je länger man auf Corsica verweilt, desto weniger verläßt man sich auf diese Behauptungen, denn man weiß, daß manchmal die Zeit getrost verdoppelt werden darf.

Außer dem Ingenieur begleitete uns Martha, ein Weib, wie es wohl wenige gibt: nicht allein dem Aeußeren, sondern auch dem Gemüte nach ein Mann, und dieser nicht von den zartfühlendsten. „Vor der kann man sich hüten," sagte man uns oft später; „leidenschaftlich, wie sie ist, würde sie die kleinste Beleidigung, wenn auch nur eine vermeintliche, rächen; ihre Hand ist immer bereit, nach der Pistole zu greifen, welche sie stets bei sich führt. Hoch gewachsen, stark gebaut, ihr Haar fast weiß, trägt sie einen Schnurr- und Backenbart, um welchen sie mancher Lieutenant beneiden würde. Zieht sie aufs Land, dann trägt sie eine Flinte bei sich, um, ihren Brüdern gleich, Vögel oder irgend welches Wild heimbringen zu können; ohne mit einer Wimper zu zucken, schießt sie ihr Gewehr ab.

An diesem Tage walteten aber bei ihr die freundlichsten Gefühle vor; behaglich dampfte ihre Cigarre, eine wurde an der anderen angezündet, denn wir hatten mehrere Bündel für sie und die Banditen mitgenommen. „Wenn Martha rauchen kann und ein Gläschen Cognac hat, dann ist sie zufrieden," sagte der junge Ingenieur lachend. „La Postillonne", wie man sie nennt, trug den schweren Korb, als sei es eine Feder; was körperliche Kraft anbetrifft, könnte sie kühn mit jedem Manne wetteifern. Es bildete keine leichte Last, da die mitgenommenen Lebensmittel äußerst reichlich ausgefallen waren, denn die Banditen sollten ja auch an dem Gabelfrühstück teilnehmen. „Meine Vetter werden sich freuen," sagte Martha wohlgefällig; „solches Weißbrot und so guten Wein bekommen sie nie, es sei denn, wenn sie sich verstohlen in Ortschaften schleichen."

Ein beträchtliches Stück schritten wir die Chaussee nach Ajaccio entlang, dann taucht ein Pfad jäh in die Tiefe, dem Gravone zu, durch den mächtigen Kastanienhain hindurch. Köstlich kühl muß es hier im Sommer sein im tiefen Schatten der Riesenbäume, wo der Boden dicht mit Moos bewachsen ist. Gleich Myriaden von Brillanten hingen die Tautropfen an den Grashalmen, an dem hohen, gelbblühenden Buchsgestrüpp und den Feldblumen, die wie Edelsteine blitzten. Der Gravone tost laut rauschend und schäumend in seinem Felsenbette dahin, über unzählige Granitblöcke hinweg. Eine Brücke, aus einem Bogen bestehend, führt hinüber.

Jenseits des Flusses wurde unser Weg, wenn man ihn überhaupt so nennen darf, immer beschwerlicher. Martha trabte neben uns her; halb verächtlich kräuselte sich ihre Oberlippe, wenn bei den vielen Bächlein, welche unseren Pfad kreuzten, wir mühsam von Stein zu Stein sprangen; sie beachtete weder Granitblöcke noch Wasser. Hoch aufgeschürzt, bedurfte ihr starkes, schwerfälliges Schuhwerk keiner Schonung, und daß Nässe der Gesundheit schaden könne, war für sie ein unfaßlicher Gedanke.

Der Ingenieur mußte mit „La Postillonnes" Hilfe die obersten der zwischen den Aeckern als Mauern hoch aufgeschichteten losen Steine entfernen, damit wir hinüberklettern konnten, dann querfeldein ohne irgend welche Abzeichnung führte endlich unsere Bahn. Keine Mühe, keine Anstrengung war dem jungen Manne zu viel, um den fremden Damen behilflich zu sein; indem er versuchte, jedes Hindernis soviel wie möglich aus unserem Wege zu räumen, arbeitete er freudig und unausgesetzt. „Sie sind auf unserer Insel Gäste; es ist nur eine angenehme Pflicht," antwortete er, eifrig abwehrend, wenn wir ihm danken wollten.

„Alles Land hier, sowie jene Hütte gehören den Banditen," sagte er. Wunderbare Zustände, welche man in unserem civilisierten Weltteile kaum anderwärts als auf Corsica in diesem Jahrhundert antreffen wird! Die Banditen haben das Thal an der rechten Seite des Gravone, sowie die Penticaschlucht für ihr Eigentum erklärt; dort weiden ihre Herden, die Aecker werden von ihren eigenen Leuten bestellt und im Herbst der Ertrag unbehindert eingesammelt.

Am steilen Hang des Penticaberges stiegen wir darauf entlang, uns mühsam zwischen dem dichten immergrünen, herrlich duftenden Gestrüpp hindurchwindend. Immer wieder blieben wir stehen, nicht allein um nach der ungewohnten, übergroßen Anstrengung auszuruhen, sondern auch um die unvergleichliche

Aussicht zu bewundern; das grüne, farbenschillernde Gravonethal hinunter schaut man, bis wo in der Ferne die Berge sich zeigen, welche den Golf von Ajaccio umringen. Nach der anderen Seite funkelten die Schneeberge, in unbeschreiblicher Pracht sich von dieser Höhe entfaltend. Die Sonne brannte heiß, wie bei uns im Juni, aber wir durften die hellen Sonnenschirme nicht aufspannen. „Um Gottes willen nicht!" rief man uns zu, als wir es versuchten, und unsere Begleiter überschauten erschrocken die Gegend; besonders ängstlich glitt ihr Blick die jenseitige Chaussee entlang. Wir fügten uns ohne Widerrede, denn wurden durch unsere Schuld die Gendarmen herbeigelockt, dann konnte es uns in der Pentica schlecht ergehen; wie vermochten wir in einem solchen Falle zu beweisen, daß wir keinen Verrat geübt? und erwachte ein solcher Verdacht, dann waren wir keinen Augenblick unseres Lebens sicher.

Stundenlang dauerte es, ehe wir in die Schlucht einbogen. Diese wird durch Ausläufer des Monte d'Oro gebildet; am Beginn derselben steigt der mit Schnee gekrönte Riese selbst schroff gen Himmel mit seinen unzähligen Spalten und Klüften. Dort entspringt der Penticabach, welcher laut tosend dem Gravone zueilt. Nachdem wir eine kleine Strecke weit in die Schlucht eingedrungen waren, blieben wir

Bocognano und das Felsennest der Banditen von Bella-Coscia auf Monte d'Oro.

stehen, und der Ingenieur blickte forschend nach der jenseitigen Felsmauer hinüber. Dort befindet sich ein Schafstall; denn viele dieser Tiere und eine beträchtliche Anzahl Ziegen halten sich die Brüder. Dort hat man den steinigen Boden, wo es nur möglich war, freilich sehr spärlich angebaut. Der Ingenieur zog seinen Revolver heraus, laut dröhnend krachte der Schuß, in den Spalten und Schluchten des Monte d'Oro stets von neuem wiederhallend. Ueber dem jenseitigen Maquis[1]) erschien ein Kopf, vorsichtig forschend, wer die Eindringlinge seien.

„Das ist der Stelzfuß, ein Bruder der beiden Banditen," sagte unser Begleiter. „Als Kind schon verlor er das eine Bein durch falsche Behandlung des Arztes. In der Jugend hatte auch er einen Vendettamord begangen und war zu fünf Jahren Gefängnisstrafe verurteilt worden; lange trieb er sich auf den Bergen herum, bis er den Entschluß faßte, sich einkerkern zu lassen. Seit seiner Freilassung lebt er bei den Brüdern, wo er als Schuhmacher die Fußbekleidung der vielen Hausgenossen verfertigt."

„Was wollt ihr?" tönte schwach von jenseits der Schlucht herüber.

„Zwei Damen sind hier, welche den Wunsch hegen, die berühmten Banditen von Bella-Coscia zu sehen," lautete des Ingenieurs Entgegnung.

„Gut! ich will Antoine benachrichtigen!" hallte es wieder; „nur müßt ihr weiter in die Schlucht hereinkommen und dann beinahe bis an die Pentica hinabsteigen."

Wir gehorchten. „Dort unten, nahe dem Bache,

[1]) Wildwachsendes, immergrünes Gestrüpp.

hausen im Maquis unzählige Wildschweine," bemerkte der Ingenieur.

Unwillkürlich hielten wir die Schritte an.

„Fürchten Sie sich nicht! Die Tiere werden ihnen keinen Schaden zufügen," beruhigte uns der Ingenieur lächelnd; „sie fliehen den Menschen und sind froh, wenn sie unbelästigt bleiben."

Jäh führt der kleine, kaum merkliche Pfad abwärts; auf dem Steingeröll mußte der Fuß sich mühsam einen Halt suchen. Jenseits sahen wir den Stelzfuß die Höhe erklimmen; wer hätte glauben sollen, daß er wirklich das eine Bein verloren habe? Mit der Flinte rechts, links mit einem Stocke, schien er an der fast senkrechten Wand emporzufliegen.

Wir hatten einen Felsenvorsprung erreicht oberhalb des grünen, mit Schaum reichlich bedeckten Wassers und lagerten zwischen den Sträuchern, um die Ankunft der Banditen abzuwarten. Die Zeit wurde uns nicht lang, denn die wildromantische, so erhaben großartige Alpengegend fesselte uns immer von neuem. Von dem Wasser ragen unmittelbar die Felsen zu beiden Seiten schroff empor, mit Maquis dicht bewachsen. Der Wald, welcher früher hier stand, ist zum großen Leidwesen der Eigentümer stellenweise abgebrannt; denn das dichte, bis zu 16 Fuß hohe Gebüsch bot bei etwaigen Verfolgungen stets Schutz. Schwarz verkohlt stehen die Reste da, einen seltsamen Kontrast mit dem daneben befindlichen, glänzend immergrünen Laube und den prachtvollen Blüten bildend.

Welche ungeahnte Lebenskraft, welche Zähigkeit die corsische Vegetation besitzt, das kann der erkennen, welcher hier und anderwärts sich durch seine eigene Anschauung überzeugt, wie aus den Wurzeln jener verkohlten Aeste das Laub wieder in unglaublicher Ueppigkeit hervorsproßt; und in wenigen Jahren hat solches Gestrüpp eine gleiche Höhe wie früher erreicht, denn die Asche des verbrannten Maquis besitzt eine wunderbare Triebkraft. Deswegen vertilgt man immer diese Sträucher durch Feuer, ehe Felder an deren Stelle urbar gemacht werden sollen; „man ist dann einer guten Ernte gewiß," sagen die Leute.

In diesem Maquis erlegen die Banditen viele Wildschweine, die Pentica liefert köstliche Forellen, unzählige Vögel halten sich in der Schlucht auf, besonders Amseln in ungeheurer Menge; am Monte d'Oro befindet sich eine große Anzahl Muflons*). Also fehlt es den Flüchtlingen keineswegs an Wild.

Die Ruhe that nach der großen Anstrengung unendlich wohl, und der leise Luftzug, welcher, über die Schneefelder des Granitriesen streichend, uns erreichte, war außerordentlich erfrischend.

„Dort kommen sie!" ertönte es endlich; der Ingenieur sprang auf und hob sein Fernrohr an die Augen. „Wie schnell sie gehen, sehen Sie doch!"

Mehrere Gestalten waren auf der höchsten Höhe der jenseitigen Felsenmauer eben sichtbar geworden; regungslos, kaum zu atmen wagend, blickten wir zu ihnen auf. Vereinzelt schritten sie wie immer; denn sollte hinter den Felsen hervor ein Schuß fallen, dann würde nur einer getroffen, den anderen stände es aber frei, sich zu retten. Um keinen Weg kümmerten sie sich, an dem jäh abfallenden Gestein stiegen sie herunter, manchmal in dem dichten Gestrüpp verschwindend, dann wieder auf einem hohen Block erscheinend, an dessen fast senkrechten Wänden sie sich hinabgleiten ließen. Wir hielten oft erschrocken den Atem an — meinten wir doch, sie müßten zerschmettert unten liegen! Aber nein, sie tauchten wieder auf, hoch emporgerichtet wie vorher, wohlgemut.

So erreichten sie den Penticabach, wo es nirgends eine Brücke gibt — wie sollten sie herüberkommen? Von Stein zu Stein schwangen sie sich wie eine Gemse, ein Muflon; uns schlug das Herz ängstlich — war doch der Zwischenraum manchmal so groß!

Sie hatten das diesseitige Ufer erreicht. Antoine, der älteste Häuptling, trat zuerst auf uns zu. „Ich heiße Sie herzlich in der Pentica willkommen!" lauteten seine ersten Worte; „mein Bruder Jacques wird Ihnen selbst seine Freude ausdrücken." Beide streckten uns die Hand entgegen.

Die zwei Brüder müssen einst schöne Männer gewesen sein, ehe die vielen Mühsale und Strapazen der Campagne, die Unbill der Witterung so tiefe Furchen in ihr Gesicht gezogen und ihre Haut kastanienbraun verbrannt hatte. Das dunkle Haar und der lange, bis auf die Brust herabhängende Bart sind reichlich mit weißen Fäden durchzogen.

„Dort ist mein Neffe!" fuhr Antoine fort. Wir wandten uns um. „Ach, die beiden haben alles Uebrige vergessen, man muß sie noch ungestört lassen," setzte der Banditenhäuptling hinzu, und in seinem dunkeln Auge blitzte es feucht.

Festumschlungen hielten sich die Freunde, es lag unendlich viel in dem Blicke, welchen sie aufeinander richteten; einst stets vereint, Freud' und Leid treu teilend, und nun seit mehr als sieben Monaten getrennt. Kräftig, wohlgebaut ist die Gestalt, edel sind die Züge des jungen Banditen, große feurige, von Intelligenz blitzende Augen hat er — jammerschade um das verfehlte Leben, die vergeudeten Geistesgaben!

Der Stelzfuß hatte die Verwandten begleitet nebst mehreren ihres Gefolges.

„Der Brief kam noch zur rechten Zeit," sagte Jacques; „ich wollte gerade bei der Morgendämmerung mit meinem Neffen auf den Monte d'Oro steigen, um nach unseren entlaufenen Ziegen zu forschen. Schon vor Jahren entkamen diese und leben nun jedenfalls wild auf den Höhen; aber trotz eifrigen Suchens hat man sie noch nicht entdecken können. Bitte, machen Sie es sich so behaglich wie möglich bei uns," setzte er höflich hinzu; „wir wollen für Sessel sorgen — freilich anderer Art als die, an welche Sie in Ihren Salons gewöhnt sind!" Die Häuptlinge suchten sich Granitblöcke aus; erstaunt sahen wir ihnen zu, als sie die schwere Bürde mit solcher Leichtigkeit herbeibrachten. Auf diese seltsamen Sitze wurden Mäntel ausgebreitet, unsere Füße ruhten auf mitgebrachten Decken. Hie und da drang ein

[1]) Das auf Corsica vorkommende Bergschaf, einem Rehe ähnelnd, mit langen, nach unten gekrümmten Hörnern.

Sonnenstrahl durch die üppig blühenden Erika-, Myrten-, Lentiskus-, Laurustinus- und Cystusssträucher, sorgfältig wurden dort Kleidungsstücke aufgehängt, um uns vor dem blendenden Licht zu schützen; keine Rücksicht versäumten diese, selbst an alles Ungemach, an die größten Drangsale gewöhnten Menschen.

„Jetzt muß man mit dem Essen beginnen!“ erscholl es endlich mit Stentorstimme; es wurde einem schwer, zu glauben, daß dieselbe von Frauenlippen herstamme. Martha hatte geschäftig den Korb ausgepackt.

Ihrem Rufe folgend, lagerten sich die Banditen zu unseren Füßen auf dem mit Veilchen reichlich bedeckten Boden; nicht einzeln, wie bei uns zu Lande, wachsen diese Blumen empor, sondern in Gruppen, sich eines über das andere drängend und die Luft mit unbeschreiblichem Wohlgeruch erfüllend.

Wir blickten staunend auf die Scene hinunter und glaubten uns in einem Traume befangen. Man möchte des Künstlers Fähigkeit besitzen, das, was wir damals schauten, in seiner Farbenpracht, seiner seltenen Eigenartigkeit und wunderbaren Charakteristik lebensvoll wiedergeben zu können. Ueber dem hell leuchtenden Gebüsche blickte die großartig beschneite Spitze des Monte d'Oro zu uns herüber, und das Rauschen des Baches bildete mit dem lauten Gesang der Vögel die herrlichste Tafelmusik.

Die Banditen hatten ihre breitrandigen Hüte auf den Hinterkopf zurückgeschoben; sie sind stets, den übrigen Corsen gleich, in dunkeln, meist schwarzen Baumwollensamt gekleidet; man merkt keinen Unterschied zwischen ihnen und den sonstigen Landleuten. Aus dem Gürtel blicken Revolver und Dolche von gleicher Länge wie die des Ingenieurs hervor. In Ajaccio kauften wir einen Dolch als Geschenk für die Häuptlinge; dort schien er uns groß, aber wie klein nun, mit den riesigen dieser Männer verglichen. Die Brüder sollen eine schöne Sammlung von Waffen besitzen, welche ihnen von Besuchern mitgebracht wurden. Wie immer, hatten die Banditen ihre Gewehre nicht abgelegt, sondern trugen sie um die Schulter geschlungen, stets sind sie zur Verteidigung bereit, und der Gewohnheit gemäß glitt ihr Blick oft spähend in die Runde.

Wir Damen sahen uns gegenseitig manchmal ängstlich an, denn wir vergegenwärtigten uns die Scene, wenn Soldaten und Gendarmen uns plötzlich überfallen sollten. Die Männer würden alsdann nach den Waffen greifen, von allen Seiten Schüsse knallen und wir ständen wehrlos dazwischen. Aber gerade dieses Bewußtsein der möglichen Gefahr verlieh dem Unternehmen einen ganz besonderen, uns so vollkommen ungewohnten Reiz.

Die Banditen mochten wohl unser Unbehagen merken. „Haben Sie keine Bedenken!“ tröstete Antoine, „die Getreuen halten Wacht!“ Und mit diesen Worten warf er einem der eben herbeigeeilten Hunde ein Stück Fleisch hin; diese Tiere durchjagten abwechselnd spähend die Umgegend. Wunderbar sind die klugen Geschöpfe abgerichtet; wie die Häuptlinge mit großer Bestimmtheit versicherten und der Ingenieur bestätigte, erkennen sie alle Gendarmen, auch wenn dieselben verkleidet sind. Geräuschlos jagen die Tiere zu ihren Herren zurück, auch alsdann nicht bellend, sondern leise, fast unhörbar winselnd schmiegen sie sich an die Banditen an, und diese wissen, daß es nun die höchste Zeit ist, das Weite zu suchen.

In der Penticaschlucht und am Monte d'Oro wurde auch in längst vergangenen Zeiten oft heiß gekämpft und die Erde mit Blut getränkt. Antoine erzählte während des Essens davon. „Gar mancher Gendarm und mancher Soldat hat hier sein Leben lassen müssen,“ sagte er; „häufig treffen wir bei unseren Zügen durch die engen Schluchten und Klüfte jenes Bergriesen Haufen von Menschenknochen an — das thaten unsere Vorgänger; in solch großartigem Maßstabe treiben wir es nicht mehr!“ Allen Berichten nach waren in früheren Zeiten, vor fünfzig, sechzig und mehr Jahren, die Flüchtlinge nicht so friedlich und menschenfreundlich wie jetzt, das heißt friedlich und menschenfreundlich nach ihrer Art: gut gesinnt, zur Hilfe, zu jedem Opfer bereit für alle, mit denen sie nicht im Vendettakriege stehen, aber dem Feinde gegenüber unerbittlich, unbarmherzig, nie von ihrer Rache abstehend. Die Banditen von heutzutage töten nur Soldaten und Gendarmen in Verteidigung ihres eigenen Lebens, ihrer Freiheit, und schonen dieselben möglichst schon deshalb, weil sie nicht in größeren Konflikt mit der Regierung treten, nicht Anlaß zu erneuter Verfolgung geben wollen.

In ihren Höhlen belagert und in die Enge getrieben, wälzten die Banditen von ehemals große Felsblöcke in die engen Schluchten hinunter, wo ihre Angreifer sich befanden; nicht einer von diesen entkam, denn bei solch unerwarteter Waffe war an Verteidigung oder an Flucht nicht zu denken.

Abwechselnd sahen wir die verschiedenen Gestalten an. Die Freunde unterhielten sich unausgesetzt; es gab so vieles, was sie sich gegenseitig mitteilen wollten. Antoine hatte etwas ungemein Liebenswürdiges in dem Ausdruck seiner scharf markierten Züge; Jacques' dunkle Augen funkelten manchmal unheimlich. „Der ältere Bruder hat ein gutes Gemüt,“ sagten die Leute; „aber der zwei Jahre jüngere ist sehr wild, zum Jähzorn geneigt und greift bei dem kleinsten Vorkommnis zu den Waffen.“ Eine früher gehörte Erzählung kam uns ins Gedächtnis zurück. Der Maire eines unfern gelegenen Dorfes wurde von seinem Freunde angegangen, ihn bei den Banditen von Bella-Coscia einzuführen; die beiden zogen heimlich hinauf. Eine äußerst freundliche Begrüßung erhielten sie in der Pentica, aber plötzlich erwachte in Jacques Bonellis Brust der Wunsch, von dem Fremden, welcher die einflußreichste politische Stellung bekleidete, einen Posten für seinen Neffen zu erringen. Rührend ist darin die liebende Fürsorge der Corsen für jedes Mitglied ihrer Familie. Warm drang der Häuptling auf den Besucher ein; doch dieser weigerte sich höflich aber bestimmt, das Geforderte zu gewähren. Da loderte ein unheilverkündendes Feuer in des Banditen Augen auf, und schnell riß er den geladenen Revolver aus dem Gürtel. Die Weigerung des Fremden hatte Jac-

ques tief verletzt. „Meine Neffen und meine Nichten liebe ich wie die eigenen Kinder," sagte er immer, „und würde ihretwegen gern das Aeußerste wagen, keine Last, keine Anstrengung scheuen." Entsetzt sprang der Maire herzu und stellte sich zwischen seinen Freund und Jacques auf. „Um Gottes willen," rief er, diesen anredend, „bedenkt meine Lage! Auf Eure Gastfreundschaft bauend, brachte ich diesen Herrn mit; ich bin für seine Sicherheit verantwortlich, auf mich fällt jeder Tadel, jede Verantwortlichkeit, falls ihm etwas zustößt! Deswegen habt Erbarmen mit mir! Erinnert Euch, wie heilig stets das Gastrecht bei uns gehalten worden ist!" Jacques steckte den Revolver in seinen Gürtel zurück; trotz der furchtbaren Erregung machten die letzten Worte einen Eindruck auf ihn. — Der Maire beeilte sich, Abschied zu nehmen; denn keinen Augenblick wußte er seinen Freund sicher bei dem jäh auflodernden Temperamente des jüngeren Bruders. Immer blieb er zwischen den beiden als Schild, den Häuptling streng und unausgesetzt beobachtend, und atmete erst erleichtert auf, als sie jenseits des Gravone anlangten.

Daß aber die Banditen für eine freundliche und vernünftige Ueberredung nicht unzugänglich sind, dafür zeugt eine andere Begebenheit. Die Brüder hatten es erfahren, daß ein hoher Regierungsbeamte von Ajaccio nach Corte ziehe, in dessen Macht es stand, Stellen zu verteilen, und es gab wieder zwei Neffen, welche versorgt werden mußten. In Gedanken versunken saß der Reisende im Wagen da, als plötzlich dem Kutscher „Halt!" zugerufen wurde; die beiden verwitterten Gestalten traten grüßend heran und erklärten ihre Absicht.

„Es thut mir leid," sagte der Beamte, „jene Stellen habe ich jüngst vergeben . . ."

„Ihr könnt das Versprechen rückgängig machen," fielen die Banditen ihm drohend ins Wort, indem sie die Waffen ergriffen.

Beherzt öffnete der Reisende den Wagenschlag und hoch aufgerichtet trat er den Brüdern entgegen; kühn, mutig ist die corsische Natur, sie kennt keine Furcht. „Ich bitte euch, selbst es zu überlegen," sagte er ruhig, „ob eine solche Handlungsweise zu entschuldigen wäre, falls ich jene zwei ohne Grund aus ihren Stellen vertriebe, wo sie mir durch ihr Betragen keine Ursache dazu gegeben haben."

Antoine und Jacques Bonelli stutzten, nachdenklich senkten sie den Blick gen Boden und das Feuer erlosch allmählich in ihren Zügen. „Ihr habt recht," murmelten sie endlich, indem sie die Waffe in den Gürtel zurücksteckten.

„Ich verspreche euch," fuhr der Regierungsbeamte fort, „daß wenn wieder Stellen frei werden, ich mich eurer Neffen erinnern will," und er bot den Banditen die Hand zum Abschiedsgruße dar. — „Abgemacht!" riefen die beiden, herzlich einschlagend; „und nun wünschen wir Euch eine glückliche Reise."

Jacques Bonelli ist augenblicklich in großer Aufregung, denn kürzlich hat man seinen Sohn eingekerkert. Im Streite mit einer Frau begriffen, erschoß der junge Mann diese und ward — was äußerst selten auf Corsica geschieht, was fast unerhört ist — von der Verwandtschaft des Opfers den Behörden ausgeliefert. Jetzt wartet Jacques grollend ab, wie das Urteil der Jury ausfällt. „Falls man meinem Sohne mehr als zwei Jahre Haft zuerteilt, dann wehe den Verrätern!" soll er ausgerufen haben. Die Familie der Ermordeten ist sehr zahlreich, und man sieht der Zukunft angstvoll entgegen.

Die Männer sprachen von ihrer fast unglaublichen Schützenfertigkeit. „Nehmen Sie ein Geldstück zwischen Daumen und Zeigefinger," riefen sie uns zu, „stellen Sie sich dann eine beträchtliche Strecke weit auf, und wir werden Ihnen die Münze fortschießen, ohne Sie im geringsten zu verletzen . . ."

Wir fuhren bei dem bloßen Gedanken zusammen. „Sie trauen uns wohl nicht?" setzte Jacques hinzu. „Wenn Sie im Wipfel des höchsten Baumes ein Blatt bezeichneten, wir würden es treffen." Daran zweifelten wir nicht, aber für das Ruhighalten der Münze zwischen Daumen und Zeigefinger konnten wir uns nicht mit gleicher Bestimmtheit verbürgen.

Antoine erzählte manche Episode aus seinem stürmisch bewegten, an Kämpfen und Gefahren so überreichen Leben. Meine Schwester wagte die Frage an ihn zu richten: „Wie viele Menschen er umgebracht habe?" Erschrocken wollte ich sie daran verhindern. — „Ich zählte sie nicht," entgegnete er kurz. — „Doch nicht vierzig?" lautete die weitere Erkundigung.

„Eh! das reicht bei weitem nicht!" lachte der Häuptling, indem er die Hand rasch an der Kopfseite emporschnellte, wie die Corsen zu thun pflegen, wenn sie ihre Worte energisch bekräftigen wollen.

Erbebend suchten wir umsonst unser Entsetzen zu verbergen.

Der älteste Bruder hatte seine Mahlzeit beendet und stand auf; Veilchen pflückend ging er in der Umgebung hin und her, die schönsten, prächtigsten aussuchend, um den fremden Damen Vergnügen zu machen. Es war ein eigener Anblick um diesen Mann, welcher, wie er eben selbst eingestanden, mehr als vierzig Menschen mitleidslos gemordet hatte.

„Sie sollten uns oben besuchen," sagte Jacques; „unsere Frauen würden sich unendlich freuen, Sie willkommen heißen zu dürfen! Wenn es heute nicht sein kann, dann morgen oder an einem anderen Tage? Fahren Sie bis zur Mündung der Schlucht gegenüber, und dann sollen Maulesel bereit stehen, um Sie hinaufzubringen."

Hoch auf der jenseitigen Felsmauer, aber von hier unten nicht sichtbar, haben die zwei Häuptlinge für ihre beiderseitigen Familien und die vielen Hausgenossen Wohnungen erbaut; „Palais vert de Pentica" nennt Jacques Bonelli die seinige.

Den Söhnen und Töchtern der Banditen steht es frei, in die Welt zurückzukehren; jene dienen beim Militär ihre Zeit ab.

Die Häuptlinge und deren Neffe bringen selbst niemals die Nacht unter einem Dache zu, sondern steigen am Monte d'Oro hinauf, wo sie in einer versteckten, nur ihnen bekannten Grotte Zuflucht suchen. Ein einziges Mal wich Antoine von dieser Gewohn-

heit ab und blieb in seinem Heim, von dem Wunsche getrieben, die Glieder auf weicherer Stätte ausstrecken zu können; aber dieses kam ihm teuer zu stehen. Man weiß nicht, ob die Gendarmen davon Kenntnis erhielten oder ob ihr Erscheinen Zufall war; plötzlich umzingelten sie das Gebäude, und Antoine schien verloren. Da kam seine Frau auf den Gedanken, eine Gestalt aus Kissen herzurichten und derselben ihres Mannes Kleider anzulegen; an einem Seile ließ man den vermeintlichen Banditenhäuptling hinunter. Die Gendarmen gingen in die Falle, und von allen Seiten herbeispringend, boten sie dem Antoine Gelegenheit, in einer anderen Richtung das Weite zu suchen. Zu früh erkannte man zwar die Täuschung und schoß auf den Flüchtling; dieser konnte aber trotz mehrerer Wunden eine Grotte des Monte d'Oro erreichen.

„Sie sollten uns oben besuchen und einige Tage dort verbringen,“ wiederholte Jacques.

Wir vermochten als triftigen Grund der Weigerung unsere baldige Abreise anzugeben.

„Dann werden Sie wenigstens unser Gegengeschenk annehmen?“ sagten die beiden Brüder. Sonst halten sie für solche Gelegenheiten hübsche selbst geschnitzte Holzgegenstände bereit; aber diese waren alle ausgegangen. Sie brachten mehrere durch ihre Frauen bereitete Osterkuchen, Birnen von ihren Bäumen, eine eben geschossene Amsel und als beste Gabe eine Kürbisflasche, auf welcher Antoines Name eingeritzt ist. Sie wird uns immer als Erinnerung an jenen überaus interessanten Besuch wert bleiben.

„Wir wollen Sie ein Stück weit begleiten!“ riefen die Banditen, als wir zum Aufbruch mahnten, da wir den weiten Rückweg vor uns hatten und wohl mehr als anderthalb Stunden seit unserer Ankunft vergangen waren. Trotz unserer Mahnung überschritten sie die Schlucht und kletterten an dem jenseitigen Hang der Pentica mit uns entlang; manchmal glitt ihr Falkenblick spähend zu der Chaussee hinüber, denn sie wußten nur zu gut, wie groß ihr Wagnis sei. Aber dort blieb alles ruhig.

Endlich hielten sie die Schritte an. „Wir bauen darauf, daß Sie in der Zukunft Ihren Besuch erneuern; Sie sollen uns stets willkommen sein!“ sagten sie herzlich. — „Wenn Sie in Ihre Heimat zurückgekehrt sind, dann schreiben Sie uns einige Zeilen,“ fuhr Jacques weiter; „mein Bruder spricht nur corsisch, aber ich bin der französischen Sprache kundig und schreibe sie sogar,“ setzte er wohlgefällig hinzu. „Wir möchten wissen, wie es Ihnen ergangen ist, ob unsere Insel Ihnen bis zuletzt gefiel? — Adressieren Sie an Jacques Bonelli, Palais vert de Pentica bei Bocognano; vergessen Sie es nicht! Alle unsere Briefe werden auf der Post von unseren Verwandten abgeholt und hieher gebracht.“

Wir konnten es getrost versprechen und hielten es auch. Die Antwort blieb nicht lange aus; sie enthielt warme Versicherungen ewiger Freundschaft; sollten wir nach Corsica zurückkehren, so brauchten wir in Gefahr oder irgend welcher mißlicher Lage nur einen Boten an die Banditen von Bella-Coscia abzuschicken, um baldmöglichst Hilfe zu erlangen.

„Auf Wiedersehen!“ Noch lange standen die drei an dem steilen Hang und winkten uns eifrig zu; klar zeichneten sich die kräftigen Gestalten in dem blendenden Sonnenschein und gegen das glänzende Gebüsch ab.

Um neun Uhr morgens waren wir ausgezogen, halb sieben schlug es eben von der Turmuhr, als wir nach Bocognano zurückkehrten. Das jüngst Erfahrene gehört jetzt der Vergangenheit an, aber unauslöschlich wird es im Gedächtnisse fortleben, denn es zählt zu den Sachen, welche sich nie wieder vergessen lassen, sondern in unveränderter Frische, in unverminderter Klarheit für alle Zukunft dem geistigen Auge vorschweben und den inneren Menschen mächtig anregen.

Sturmnacht.

Von

Ferdinand Avenarius.

Was prallt so gegen die Mauern an?
Ist's Einer, dem ich helfen kann?
Ich öffne die Thüre: so komm doch herein!
Der Wind schreit auf — ich bin allein!

Der Wind schrie auf — nun hör' ich ihn hin
Wehklagend über die Heide fliehn,
Ich schließe die Thüre — schon pocht's wieder an
Und wimmernd tastet's die Pfosten hinan.

Und eisig durchrieselt mir's Mark und Bein:
Es ist Einer draußen und will herein —
Und öffn' ich die Thüre — mit bangem Gestöhn
Aufheulend hör' ich's von dannen wehn . . .

Die Blinde.

Von

Gerhard von Amyntor.

„Gib acht, Irene, daß mir nichts fortkommt! Bleibe ruhig bei meinen Sachen sitzen! ich will noch einmal sehen, ob ich nicht eine Maulwurfsgrille erwische."

Fünfzehn Jahre mochte der Knabe zählen, der diese Worte einem ungefähr zehnjährigen Mädchen zurief, das am Rande der Wiese im Schatten des pfingstlich geschmückten Eichenschlages auf der Erde kauerte und mit strahlenden Augen die Schätze betrachtete, die der wißbegierige Gefährte im Grase ausgebreitet hatte und jetzt ihrer Obhut befahl. Eine Botanisierbüchse, ein Schmetterlingsnetz, ein Fischnetz, eine mit Wasser gefüllte Flasche, in der allerlei Getier herumkrabbelte, ein Gefäß mit Spiritus und mehrere Gläser und Kästchen — dies alles hatte Hardberd von sich gethan, um erleichtert in die Wiese hinabzuspringen und dort der Suche nach Werren obzuliegen.

„Bleibst du auch nicht zu lange fort?" fragte Irene, und unter der breiten Krempe ihres weißen Strohhütchens hervor richtete sie die großen kornblumenblauen Augen nicht ohne den Ausdruck einer leichten Beunruhigung nach dem davoneilenden Knaben.

Hardberd blieb stehen, sah über die Schulter zurück nach der Fragenden und, indem sich seine kirschroten Lippen zu einem spöttischen Lächeln verzogen, rief er:

„Ich gehe nicht weit; du behältst mich ja fortwährend im Auge und wenn Räuber kommen, die dich mitnehmen wollen, brauchst du nur zu schreien; ich höre dich und werde dir schon helfen."

Er lachte und eilte in mutwilligen Sprüngen weiter.

Irene lachte auch; nichtsdestoweniger spähte sie rings um sich und ließ namentlich den forschenden Blick durch das lichte Unterholz schweifen, das hie und da zwischen den starken Eichenstämmen lustig emporgrünte. Doch alles war mittäglich still; nichts ließ sich hören, als das Summen und Surren zahlloser Insekten, die sich in der erwärmten, zitternden Luftschicht über der Wiese tummelten, und sorglos schaute das Mädchen wieder dem Knaben zu, der, das Antlitz dem Erdboden zugewendet, jetzt langsamer ging, um etwaige Spuren des gesuchten Tieres zu entdecken. Sie sah, wie Hardberd mehrmals den braunen Strohhut lüftete, um sich die heiße Stirne zu kühlen, und jedesmal, wenn er dies that, empfand sie leise Sorge, er möchte die seltenen Schmetterlinge schädigen, die er im Laufe des Vormittags gefangen und mit Nadeln an seine Kopfbedeckung befestigt hatte. Ob das Interesse eigentlich den bunten Geschöpfen oder nicht vielmehr deren glücklichem Besitzer galt, das hätte Irene selbst wohl kaum entscheiden können; hatte doch der Knabe schon seit vielen Jahren immer mit ihr am liebsten gespielt, ihr aber auch ein gutes Teil von seiner Liebe und Bewunderung für die Natur einzuimpfen vermocht.

„Wenn er doch eine Werre fände!" dachte sie erwartungsvoll, und ihre kleinen Händchen bereiteten schon das Glasgefäß vor, in welches der Fang eingesperrt werden sollte. Bei dieser Veranlassung fiel ihr Blick auf ein umgestülptes Glas, das auf einem Brettchen stand und einen prächtigen Hirschschröter, den Hardberd im Eichenschlage erbeutet hatte, vorläufig gefangen hielt.

„Lucanus cervus!" murmelte sie ein wenig unsicher; Hardberd hatte das Tier so benannt, und sie bemühte sich, die fremden Worte durch Wiederholung ihrem Gedächtnis einzuprägen.

Sie beugte sich vornüber und näherte ihr rosiges Gesichtchen dem Glase.

Wie kräftig dieser größte aller deutschen Käfer seine glänzenden Glieder regte! Staunend betrachtete sie das ungeduldige Tier, und eine unbezwingliche Begierde, es einmal in die Hand zu nehmen und umzukehren, ließ sie das Glas aufheben und den Gefangenen anfassen. Sie kannte keine Furcht vor Tieren; diese hatte ihr Hardberd ein für allemal ausgetrieben; selbst Frösche, Kröten und Salamander nahm sie dreist zwischen ihre schlanken Fingerchen; nur vor Schlangen empfand sie einen gewissen Abscheu, und selbst die allerharmloseste Blindschleiche getraute sie sich nur, wenn es Hardberd befahl, widerwillig zu berühren.

„Hurrah!" tönte es von der Wiese her, „ich habe eine!"

Schnell schob Irene den Hirschschröter wieder unter das Glas, sprang empor und stürmte mit einem lauten Freudenrufe in die Wiese.

Fliegenden Atems stand sie neben Hardberd und beschaute neugierig das heuschreckenähnliche Insekt, das sich aus den Händen des glücklichen Finders energisch zu befreien strebte.

„Du hast ja deinen Posten verlassen!" drohte

der Knabe, dessen kluges Antlitz durch die Freude über den gelungenen Fang verklärt war, „wenn man nun etwas von meinen Sachen nimmt?"

„Man wird uns nichts fortnehmen;" versicherte Irene, die sich jetzt erst der versäumten Pflicht bewußt wurde, „es ist weit und breit kein Mensch zu sehen."

„Es muß um die Mittagsstunde sein," meinte Hardberd, „die Sonne steht hoch, und ich habe Hunger. Komm, wir wollen nach Hause gehen."

Die Kinder schlugen die Richtung nach ihren Sachen ein, und als sie den Rand des Gehölzes erreicht hatten, eilte Irene ein paar Schritte voraus, um das vorbereitete Gefäß vom Boden aufzuheben und dem Genossen als Aufbewahrungsort für die gefangene Werre anzubieten. Wie sie sich aber zur Erde niederbeugte, stieß sie einen leisen Schrei des Schreckens aus; das Glas, unter dem sie den Hirschschröter geborgen hatte, war umgefallen und der Käfer verschwunden.

Hardberd trat hinzu, bemerkte sofort den empfindlichen Verlust und rief empört:

„Das kommt von deiner Unzuverlässigkeit! Hatte ich dir nicht befohlen, acht zu geben und dich nicht vom Platze zu rühren? Du selbst mußt das Glas umgestoßen haben! der Käfer hat das nicht vermocht. Jetzt such' ihn mir, du — du — —"

Das Scheltwort wollte sich nicht gleich einstellen. Hardberd war dunkelrot geworden, und er erhob seine rechte Hand, um nach dem Mädchen einen Schlag zu führen.

Irene, der die hellen Thränen über die Wangen liefen, hielt standhaft still und machte keinen Versuch, dem drohenden Schlage auszuweichen; nur ihre großen Augen richtete sie so sonderbar auf den erzürnten Gefährten, daß dieser entwaffnet die erhobene Hand wieder sinken ließ und in milderem Tone sagte:

„Du kannst natürlich nichts dafür; du mußt, ohne es zu merken, das Glas umgeworfen haben. Hilf mir nur, alles zusammenpacken; den Käfer bekommen wir nicht mehr wieder; wer weiß, wo er schon ist?"

Jetzt fing das Mädchen laut zu schluchzen an, und wie sich Hardberd bemühte, sie durch freundlichen Zuspruch zu trösten, steigerte sich nur um so lauter der Ausdruck ihres Schmerzes.

„Irenchen, so laß doch das Weinen!" bat der Knabe begütigenden Tones, „an dem dummen Käfer ist wahrlich nichts gelegen; morgen bekommen wir einen anderen; hier im Eichenschlage muß es noch viele Hirschschröter geben."

Die Kleine trocknete endlich die Thränen von ihrem Gesichtchen; dann schlang sie beide Arme um den Hals des Freundes, küßte ihn herzlich und sagte:

„Du bist so gut, Hardberd, und ich bin so unachtsam gewesen."

Der Knabe wehrte die Liebkosung ab und lachte:

„Ich bin gar nicht gut. Ich hätte dir am liebsten eine Ohrfeige gegeben."

„Und warum thatest du es nicht?"

„Warum?" Er stutzte. Offenbar hatte ihn diese Frage ein wenig verblüfft. „Warum? Weil ich stärker bin als du, und weil deine Mama immer sagt, man dürfe sich an keinem Schwächeren vergreifen."

Irene schien durch diese Erklärung befriedigt; wenigstens ließ sie das Thema fallen und fragte:

„Soll ich die Netze tragen?"

„Meinetwegen;" entgegnete Hardberd, „ich nehme die Botanisierbüchse und die Flaschen."

Beide bückten sich, um die verschiedenen Gerätschaften aufzuheben. Hardberd hing sich die grün lackierte Pflanzenbüchse um, steckte die kleineren Fläschchen und Schächtelchen in die Taschen seines leinenen Kittels und trug das Gefäß mit Wasser in der Hand. Irene nahm die beiden Netze und einen eisernen Pflanzenstecher; dann traten die Kinder den Rückweg an, der sie längs des Gehölzes nach dem Landhause führen sollte, in welchem Frau Bertha, Irenens Mutter, mit ihnen für den Sommer Quartier genommen hatte.

„Sieh nur, wie vergnügt meine Molche sind!" sagte Hardberd nach einer Weile, indem er stehen blieb und das Gefäß mit Wasser gegen das Licht hielt.

Irene folgte der Aufforderung ihres Begleiters, und beide staunten das lebendige Wunder in dem Glase an.

„Ach, wie komisch ist der große Molch!" rief Irene, „er klettert über den kleineren hinweg, um die Oberfläche des Wassers zu erreichen. Jetzt nimmt er einen Schluck Luft zu sich und taucht wieder unter!"

„Gib nur acht, gleich wird er die Luft wieder von sich geben. Siehst du? jetzt steigt das Luftbläschen nach oben, und jetzt zerplatzt es!"

Die jugendlichen Naturforscher schienen den Rückweg ganz und gar zu vergessen; gespannt bohrten sich ihre vier scharfen Augen in das ziemlich trübe Naß, das Hardberd aus einem stehenden Tümpel geschöpft hatte, und ihre erhitzten Wangen berührten sich fast, so nahe hatten sie die Köpfe zusammengesteckt. Sie bemerkten auch nicht, daß eine Wetterwand im Westen gerade gegen den Strich des herrschenden Ostwindes emporgewachsen war und daß die derselben vorauseilenden Dünste schon die Sonne verhüllt hatten.

„Wie mag es nur deiner Werre ergehen?" fragte Irene.

„Wir wollen einmal sehen, wie ihr die Gefangenschaft bekommt!" Hardberd drückte das Wassergefäß der Nachbarin in die Hand und holte die kurzhalsige Glaskruke, in welcher die Werre schmachtete, aus einer Tasche seines Kittels.

„Wie grimmig sie mich ansieht!" sagte er. „Warte nur, du sollst des Onkels Wiesen nicht mehr beschädigen!"

„Wie heißt die Werre nur auf lateinisch?"

„Das brauchst du nicht zu wissen. Was verstehst du von der Sprache der Gelehrten?"

„O, ich verstehe genug davon!" erwiderte Irene ein wenig verletzt. „Der Hirschschröter heißt Lucanus cervus."

„Potztausend! das hast du dir gut gemerkt. Hättest du den Lucanus cervus nur besser bewacht!"

„Ach, Hardberd, nun fängst du wieder mit der alten Geschichte an, bloß um zu verbergen, daß du den lateinischen Namen der Werre nicht weißt!"

„Pfiffikus!“ lachte Hardberd. „Aber du hast recht, ich weiß ihn nicht. Wir wollen den Namen gleich suchen.“

Er stellte die Kruke auf die Erde und zog ein gedrucktes Buch aus der Brusttasche. Ein heftiger Windstoß fuhr durch den Eichenschlag und wirbelte Blätter und kleine Aestchen hinaus auf die Wiese; es wurde plötzlich dunkler, und einzelne schwere Regentropfen fielen vom Gewitterhimmel. Die Kinder merkten es kaum, und es geschah mehr unbewußt, daß sie unter dem Wipfel einer schattenden Buche, die zwischen den Eichen emporgediehen war, Schutz suchten.

„Werre — Werre — siehe Maulwurfsgrille“ — las Hardberd, der in dem lexikonartigen Bande geblättert hatte und sich durch das losbrechende Wetter nicht stören ließ. „Maulwurfsgrille — da habe ich's. Maulwurfsgrille, auch Reutwurm oder Erdwolf, Gryllotalpa, Insektengattung der Heuschrecken. Gryllotalpa! jetzt weißt du es, kleine Wißbegier!“

„Gryllotalpa“ — wiederholte Irene, die mit in das schon vom Regen benetzte Buch hineinguckte, um das fremdartige Wort gedruckt zu sehen und so dem Gedächtnisse besser einzuprägen. „Gryllotalpa vulgaris, gemeine Maulwurfsgrille,“ las sie halblaut weiter, „lebt in Europa, $1^1/_2$—$1^3/_4$ Zoll lang, wühlt unter der Erde, dem Pflanzenwuchse schädlich.“

Ein grell aufflammender Blitz zuckte hernieder, und ein betäubender Donnerschlag schmetterte fast gleichzeitig durch die Luft, daß die beiden in ihre Studien vertieften Kinder erschrocken auseinander fuhren und das sich voll entladende Gewitter endlich gewahr wurden. Hastig barg Hardberd das Buch in seiner Tasche, raffte das Wassergefäß vom Boden auf und sagte zu Irene:

„Wir müssen längs des Gehölzes weiter eilen; so haben wir wenigstens von einer Seite etwas Schutz.“

Irene nickte stumm. Nur durch das plötzliche Krachen war sie erschreckt worden; jetzt, wo sie wußte, daß es nur ein Gewitter war, hatte sie ihre Ruhe schon wieder gewonnen. Kinder kennen selten Angst um Leben und Gesundheit, und ein elementarer Aufruhr verursacht ihnen eher Lust als Entsetzen. Hardberd war unruhiger, aber nur Irenens wegen; er hatte sie zu der zoologischen Exkursion aufgefordert und er fühlte die Verpflichtung des älteren Genossen, für das Wohlbefinden des jüngeren Sorge zu tragen.

Der erwartete Schutz am Rande des Gehölzes war ungenügend; es währte nicht fünf Minuten, als beide schon völlig durchnäßt waren.

„Der Umweg nutzt uns nichts;“ erklärte der Knabe, und er mußte seine Stimme erheben, um sich bei dem Heulen des Windes, dem Prasseln des mit Hagel vermischten Regens und dem Rollen des Donners verständlich zu machen. „Komm, wir wollen quer durch das Holz nach der Schlucht gehen; das ist der nächste Weg, und naß sind wir doch schon.“

Sie bogen rechts in das Holz hinein.

„Man soll ja bei einem Gewitter nicht unter Bäumen bleiben,“ meinte Irene, die sich tapfer durch das pfadlose Unterholz durcharbeitete.

„Das ist im allgemeinen auch richtig,“ erwiderte Hardberd, „aber uns bleibt keine Wahl. Wenn wir das Holz verlassen und den noch weiteren Umweg über die Wiese wählen, so ertrinken wir; die Wiese muß jetzt schon einem See gleichen. Wir müssen also hier durch; jeder Blitz schlägt nicht ein.“

Als wollte das Unwetter seine Worte Lügen strafen, so unmittelbar folgte ihnen ein blendendes Aufleuchten und eine so heftige Detonation, daß die Kinder wie gelähmt einen Augenblick still standen.

„Das hat eingeschlagen!“ stöhnte Irene.

„Schadet nichts!“ versetzte der Knabe, der mit seltener Willenskraft schon wieder Geistesgegenwart und Humor zurückgewann, „der Wald brennt nicht ab; dazu ist er viel zu naß. Komm, kleine Katze, wir müssen eilen, unter Dach zu kommen!“

Das Schmeichelwort „kleine Katze“ entsprach dem Zustande des Mädchens; sie sah wie „geleckt“ aus, so klebten ihr die nassen Kleidungsstücke am Leibe, aber sie richtete den schon sinken wollenden Mut an der festen Haltung des Gefährten wieder auf und setzte mit neuer Kraft den Weg fort.

Als der jenseitige Rand des Holzes erreicht war und die Kinder im immer toller niederschüttenden Regen den Hang einer Schlucht hinabglitten, um die gegenüberliegende Höhe und das dort befindliche Landhaus zu gewinnen, bemerkte Hardberd, daß Irene einen Schuh verloren hatte und daß der andere, der ihr noch auf dem Fuße saß, aufgeweicht und schief getreten war.

„So darfst du nicht weiter marschieren;“ erklärte der Knabe, „du könntest dich an dem Steingeröll der Schlucht verletzen; ich werde dich tragen.“

Schon hatte er sich niedergebeugt, seinen linken Arm um die Kniee der Gefährtin geschlungen und mit einem muntern „Sitz auf!“ das Mädchen emporgehoben. Sie machte auch gar keinen Versuch, sich gegen die ungewohnte Fortbewegungsart zu wehren; sie war durch Ueberanstrengung und das dröhnende Ungewitter wie betäubt, legte ihr Köpfchen auf die Schulter Hardberds und empfand es wie ein Wohlbehagen, als sie der kräftige Bursch, ohne zu schwanken, durch die Schlucht trug und oben auf der anderen Seite wieder zur Erde gleiten ließ, um ein wenig zu verschnaufen.

„Um Gottes willen, wo treibt ihr euch bei diesem Heidenwetter umher?“ tönte die Stimme des alten Friedrich, der mit zwei Regenschirmen versehen von der beunruhigten Frau Bertha ausgesandt worden war, nach den Kindern zu forschen, und jetzt das Ende des Baumganges, der nach dem Landhause führte, erreicht hatte. „Herr des Himmels, wie seht ihr aus! Es wird wohl am besten sein, wenn ich dich trage, Irenchen. Und Sie, junger Herr — — ja, ich weiß nicht, ob Ihnen der Regenschirm noch etwas nutzen wird — Sie sind doch schon durch und durch naß — eilen Sie nur nach Hause! ich komme mit Irenchen hinterher.“

Er nahm das durchnäßte, fröstelnde Mädchen auf den Arm, überreichte den einen Schirm an Hardberd, ließ sich von diesem den zweiten aufspannen,

mit dem er vergeblich seine Bürde zu schützen versuchte, und trat lebhaften Schrittes und dem kleinen Fräulein Mut zusprechend den Rückweg an. Hardberd war nicht vorausgeeilt, sondern er begleitete gelassen und gegen seinen eigenen Zustand völlig unempfindlich den alten Diener und freute sich der Thatsache, daß Irene durch Friedrichs stärkere Arme bis ans Ziel getragen wurde.

* * *

Das war ein bewegliches Osterfest, zu dem der Studiosus Hardberd aus der nahen Universitätsstadt in sein heimatliches Bergstädtchen geeilt war. Alles Schmerzliche, das die letzten Jahre gebracht hatten, sollte jetzt wieder aufgewühlt werden. Dicht hinter dem Kirchlein, dessen harmonische Glocken die selige Osterkunde bald hinaus in die Berge und Thäler tragen sollten, lag Hardberds Mutter im Schoße der Allmutter Erde; es waren gerade zwei Jahre, daß sie dem längst vorangegangenen Gatten, den Hardberd kaum gekannt hatte, in die Ewigkeit nachgefolgt war. Auch durch Frau Bertha's Seele war der Verlust der alten Freundin wie ein Schwert gegangen; aber kaum hatte sie die letzten Thränen um Hardberd's Mutter von der Wange getrocknet, als ein neues Mißgeschick auf die Witwe herniedergeschmettert war, mit dessen erschütternder Trostlosigkeit sich kaum ein anderes Schicksal vergleichen ließ. Ihr liebliches Töchterlein Irene war um das Augenlicht gekommen. Bei einem Spiel, das mehrere Kinder des Städtchens an einem heiteren Frühlingstage mit einer hölzernen Wurfscheibe getrieben hatten, die vermöge ihrer eigentümlichen Herrichtung nach dem Wurfe immer wieder zum Standort des Werfenden zurückwirbelte, war das Unglück geschehen. Irene hatte das Holz geschleudert und in ausgelassener Freude über den gelungenen weiten Wurf, der die Scheibe hoch in die Luft trieb, hatte sie auf die Bahn des pfeilschnell zurückkehrenden Holzes nicht genügend acht gegeben: eine scharfe Kante des heimtückischen Projektils hatte ihr das rechte Auge unheilbar verletzt, und durch Schmerz und Schrecken fast bewußtlos war die Verwundete in das Haus der Mutter getragen worden.

Wenn sich Hardberd heute des Entsetzlichen erinnert, das damals die ganze kleine Stadt in schmerzliche Bewegung brachte, so legt es sich wie tödlicher Frost auf die Blüten seines jugendfrohen Herzens. Er war damals gerade mit dem Trauerflor am Arme in der Universitätsstadt eingetroffen, als die Schreckenskunde ihn ereilte. Welch bittere Thränen hatte er um das Los seiner einstigen Spielgefährtin vergossen! wie zitternd und zagend hatte er sich immer nach neuen Nachrichten aus der Heimat gesehnt, und wenn ein paar Zeilen von Frau Bertha eintrafen und immer Schrecklicheres meldeten, wie zweifelnd und verzweifelnd war er dann durch das kleine Studentenstübchen gestürmt, wie vergeblich hatte er gesucht, in diesem pfadlosen Dunkel einen Stern des Trostes und der Hoffnung zu erspähen! Irenens rechtes Auge war nicht allein unwiederbringlich verloren, auch das linke begann infolge einer zu spät unternommenen Operation sich zu entzünden und den Dienst zu versagen! Hardberd selbst studierte Medizin und Naturwissenschaften und mit sämtlichen Medizinern, mit den bedeutendsten Dozenten und Professoren der Augenheilkunde hatte er den Fall Irenens immer und immer wieder durchgesprochen und die Einsicht gewonnen, daß auch das linke Auge des holdseligen Mädchens wahrscheinlich rettungslos dem Verderben entgegensiechte. Von Frau Bertha erhielt er in jener Zeit gar keine Nachrichten; sie war mit der Pflege des fast ganz erblindeten und unnötigerweise immer noch im verdunkelten Zimmer zurückgehaltenen Töchterleins ausschließlich beschäftigt; er erfuhr dies durch kurze briefliche Mitteilungen des jungen Robert, eines entfernten Vetters Irenens, der nach dem jähen Ableben der Eltern der Besitzer des Landgutes geworden war. Die Ferien in den letzten beiden Jahren hatte der Studiosus auf Reisen oder als Besuch bei den Familien befreundeter Studiengenossen verbracht; nach dem Bergstädtchen zu gehen, hatte es für ihn keine Veranlassung gegeben, denn immer zur Ferienzeit war Frau Bertha mit Irene abwesend gewesen, entweder um einen neuen Augenarzt zu sprechen oder um eine neue Kur in irgend einer Klinik zu versuchen, und, als im letzten Herbste die völlige und unheilbare Erblindung auch des anderen Auges festgestellt war, hatten sich Mutter und Tochter wieder auf Reisen begeben, um das fehlende rechte Auge durch ein Glasauge ersetzen zu lassen. Zu diesem Osterfeste hatte aber Frau Bertha den Sohn der verstorbenen Jugendfreundin eingeladen, Gast in ihrem Hause und Zeuge von Irenen's Konfirmation zu sein.

Hardberd war gestern abend spät eingetroffen und von Frau Bertha mit Thränen empfangen worden; tief bewegt hatte er der Dame, die ihn stets wie ihr eigenes Kind behandelte und unter deren Schutz er so manchesmal das Robert'sche Landgut besucht hatte, die Hand geküßt und ihr stockend das förmliche Prädikat „gnädige Frau" gegeben. Kein Wort der Klage oder des Trostes war über seine Lippen gekommen; die stumme Sprache der Blicke hatte alles gesagt, was bei einem ersten Wiedersehen nach so schmerzlichen Ereignissen füglich gesagt werden durfte.

„Sie schläft schon," hatte die Mutter geschluchzt. „Sie wollte durchaus aufbleiben, um Sie noch heut zu begrüßen, aber da wir morgen einen anstrengenden Tag haben, habe ich darauf bestanden, daß sie sich zeitig legte."

Hardberd hatte nur genickt; es war ihm unmöglich gewesen, auch nur mit einer Silbe der traurigen Veränderung Irenens zu gedenken; sein Hals war wie zugeschnürt, wenn er von der unglücklichen Spielgenossin reden wollte.

Nach kurzem Mahle hatte er sein Gastzimmer aufgesucht und sich sofort zur Ruhe begeben.

Jetzt steht er vor einem kleinen Fensterspiegel und während er sich bemüht, seine Morgentoilette durch das sorgliche Zurechtrücken der Kravatte möglichst geschmackvoll zu vollenden, denkt er mit herzbeklemmender Spannung an das bevorstehende Wiedersehen Irenens. Die Mutter hat ihn noch gestern

abend gebeten, recht unbefangen zu sein; sich eines bezüglichen Versprechens erinnernd, steigt er jetzt ins Erdgeschoß hernieder, um sich in das gemeinschaftliche Frühstückszimmer zu begeben.

Die beiden Damen sind schon drinnen, denn er hört ihre Stimmen; mit schnellem Entschlusse öffnet er und tritt grüßend ein.

„Guten Morgen, gnädige Frau! Guten Morgen, Ir — —, gnädiges Fräulein!"

Die große, vornehme junge Dame, die da mitten im Zimmer stand, nahm ihm zu einer vertraulichen Anrede allen Mut.

Ueber Irenens sonnenheiteres Antlitz flog ein freundliches Lächeln, als sie die bekannte Stimme des einstigen Gespielen hörte; sie trat einen Schritt vor, streckte die schlanke rechte Hand aus und erwiderte herzlich:

„Guten Morgen, Herr Hardberd!"

Der Student drückte die dargebotene Hand und erschrak ein wenig, diese Hand eiskalt zu finden.

„Sie frieren doch nicht, gnädiges Fräulein?"

„Nein, ich fühle mich ganz behaglich."

„Es ist wohl die Aufregung des heutigen Tages," erklärte die Mutter. „Wir müssen schon um zehn Uhr in der Kirche sein, und vorher gilt es noch, den Festschmuck anzulegen; — ich denke, wir frühstücken."

Man nahm zu dreien an dem gedeckten Tische Platz: das Schwerste war für Hardberd glücklich überwunden und mit gutem Appetit griff er die verschiedenen Gaben der ausgezeichneten Küche an, die Frau Bertha von jeher zu führen wußte. Neben dem Kaffeegeschirr standen Teller mit Eiern, rohem Schinken und kaltem Braten, und die liebenswürdige Hausfrau ermunterte „ihre beiden Kinder" tapfer zuzulangen, denn der Gottesdienst würde heute der Konfirmation wegen etwas länger dauern.

Hätte Irene nicht die kleine, mit mattblauen Gläsern versehene Brille aufgehabt, die wohl nur den kosmetischen Zweck hatte, das etwas verkleinerte und noch immer leicht entzündete linke Auge zu verdecken, so würde Hardberd durch nichts an den hilflosen Zustand des zur höchsten jungfräulichen Schöne erblühten Mädchens erinnert worden sein. Sie bediente sich beim Frühstück selbst; die Teller und Gefäße mochten wohl alle auf dem gewohnten Platze stehen, und fast unmerklich tastete sie mit den Fingerspitzen über das Tafeltuch, wenn sie nach einem Teller oder Schüsselchen langen wollte.

„Sie sind so groß geworden, gnädiges Fräulein, daß ich den Wildfang, mit dem ich einst durch Wald und Wiesen gestürmt bin, beinahe nicht wiedererkannt hätte," sagte Hardberd im Laufe des Mahles.

„Er nennt mich immer ‚gnädiges Fräulein'; bitte, Mama, verbiete ihm das!" lachte Irene, indem sie sich schelmisch von Hardberd wegwendete und der Mutter ihr Antlitz zukehrte.

„Irene hat recht;" erklärte die Mutter, „es klingt dies doch ein wenig gar zu fremd für so alte Bekannte."

„Wie Sie befehlen, gnädiges — —, Irene, ich werde Sie hinfort bei Ihrem Vornamen nennen," versetzte der Student, „muß dann aber bitten, mich ebenfalls Hardberd zu nennen."

„Das würde sich einem so gelehrten Herrn gegenüber für mich nicht mehr schicken," versicherte Irene mit neckischem Ernst, „ich muß mich wenigstens der Anrede „Doktor" bedienen."

„Das bin ich noch nicht; diese Würde will ich erst nächstens erwerben."

„Schadet nichts; es soll eine gute Vorbedeutung sein, wenn ich sie Ihnen schon heute verleihe;" erklärte das Mädchen, „bitte also, lieber Doktor, nennen Sie mich kurzweg Irene."

Heiter hatte das Mahl begonnen, heiter wurde es beendet.

Man trennte sich, um sich zum Kirchgange zu rüsten.

Als eine Viertelstunde vor zehn Hardberd wieder in das Erdgeschoß herunterkam, um Mutter und Tochter zur Kirche zu geleiten, mußte er über die Wandlung staunen, die sich aufs neue an dem Mädchen vollzogen hatte. Sie sah bezaubernd aus! In ihrem schwarzseidenen Kleide, das sie noch größer und schlanker erscheinen ließ, unter dem dunkeln, spitzenbesetzten Filzhütchen, das sie auf der Straße tragen wollte, da es in dem kleinen Orte nicht üblich war, sich eines Wagens zu bedienen, glich sie einer vollendeten Dame; erst der Blick in ihr liebes, unschuldiges Antlitz, in dem sich die Spannung und Erregung des bedeutenden Vorhabens widerspiegelte, ließ erkennen, daß die große Dame eigentlich noch ein Kind war, aber freilich ein Kind Gottes, das in seiner Katechumenen-Einfalt wie von einem Heiligenschein umgeben strahlte.

„Gott segne Sie, Irene, und das Werk, dem Sie entgegengehen!"

Mit Wärme hatte ihr Hardberd diesen Gruß gespendet, und die Gegrüßte deutete auf den kleinen duftenden Strauß in ihrer Hand, den sie der Aufmerksamkeit Hardberd's verdankte, und sagte ungeziert:

„Mit diesen Blumen haben Sie mir eine große Freude bereitet."

Sie drückte den Strauß an ihr Antlitz, und alle drei traten den Weg zur Kirche an.

An der Hausthür standen die beiden Mägde des Hauses und weinten heimlich in ihre Schürzen, als sie sahen, wie die blinde Tochter ihren linken Arm in den rechten der von Hardberd geführten Mutter schob, um auf diese Weise sicherer zu schreiten.

Vor dem Altar in der Kirche saßen die Katechumenen im Halbkreise, rechts die Knaben, links die Mädchen. Den ersten Platz bei den Mädchen nahm Irene ein, und mit ihrer Nachbarin war verabredet, daß diese die Blinde an der Hand führen sollte, wenn der Seelsorger die Konfirmanden an den Altar rufen würde.

Hardberd saß mit Frau Bertha in einer der vorderen Sitzreihen. Noch nie hatte er einer Konfirmation mit so schmerzlich aufgewühltem Herzen beigewohnt. Auch er war in diesem selben Kirchlein konfirmiert worden; draußen auf dem Friedhofe ruhten die irdischen Ueberreste seiner Mutter; eine Fülle bewegender Gedanken stürmte auf ihn ein, aber sie hätten

alle nicht so mächtig auf ihn eingewirkt, wenn sich ihnen nicht die Vorstellung zugesellt hätte, daß das liebliche Geschöpf, das da vorn so blaß und ergriffen seinen Taufbund bestätigen sollte, nichts von allem sah, was in der Kirche vorging.

„Wenn ich es nur aushalte," flüsterte Frau Bertha, „beten Sie für mich, Hardberd, daß mir Gott die Kraft dazu verleihe."

Er sah nach seiner Nachbarin und jetzt erst bemerkte er, daß ein Zittern durch ihre Glieder lief und daß sie mühsam nach Luft rang. Was mußte das Mutterherz in dieser Stunde leiden, wenn er, der Freund, schon so erschüttert war, daß er selbstsüchtig nur den eigenen schmerzlichen Betrachtungen nachgehangen hatte!

„Hier, gnädige Frau, reiben Sie sich ein wenig Stirn und Schläfe!"

Er hatte ein paar Tropfen Kölnisches Wasser auf Frau Berthas Taschentuch gesprengt und führte ihr die Hand mit dem Tuche nach dem Antlitz.

„Herr, vor deinem Angesicht
Hat die Andacht uns versammelt."

begann der Gesang der Gemeinde.

Frau Bertha lehnte sich auf ihrem Platze zurück, und ein Strom von Thränen löste den Krampf und brachte ihr Erleichterung.

Auch während der Predigt saß sie still; sie schien für sich zu beten, da ihr wohl die Sammlung mangelte, den Worten des Predigers zu folgen.

Der Gottesdienst des Palmsonntages war beendet und die heilige Handlung der Konfirmation nahm ihren Anfang.

Als Irene und deren Nachbarin namentlich aufgerufen wurden, um vor den Altar zu treten, richtete sich die Mutter kerzengerade auf; sie schien neue Kraft zu gewinnen und blickte gefaßt und unverwandt nach dem geliebten Kinde. Hardberd empfand die peinlichste Spannung; wie gerne wäre er hingeeilt, um dem armen Mädchen beizustehen! Doch es ging alles nach Wunsch. Irene trat an der Hand der Freundin sicher und leicht schwebend vor und beugte mit dieser die Kniee vor dem Altare. Atemlos verfolgte die Gemeinde den Vorgang; feierliche Stille herrschte in dem überfüllten Kirchlein.

Der Prediger erhob seine Stimme. Sonst war es nur Brauch, einem jeden der Katechumenen einen Bibelvers zu spenden und ihm dann den Segen zu erteilen; bei Irene, deren Schicksal der ganzen Gemeinde nahe ging, machte der Seelsorger aber eine Ausnahme und, indem er die Hand auf ihren blonden Scheitel legte, sagte er weihevoll:

„Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: freuet euch! Lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas seltsames; wer den Herrn fürchtet, der darf vor nichts erschrecken noch sich entsetzen: denn Er ist seine Zuversicht. Willst du Gottes Diener sein, so schicke dich zur Anfechtung. Alles, was dir widerfährt, das leide und sei geduldig in der Trübsal. Vertraue Gott, so wird er dir aushelfen. Hoffe das beste von ihm, so wird dir Gnade und Trost allezeit widerfahren. Siehe, der Hüter Israel schläft noch schlummert nicht. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen; er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest."

Die schlichte Zusammenstellung dieser Bibelworte, die der würdige Seelsorger für seine blinde Konfirmandin ausgewählt hatte, machte einen gewaltigen Eindruck: kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Der Prediger selbst wurde einen Moment von der Rührung übermannt; er machte eine Pause, in der er aufs neue Fassung gewann, und fuhr dann mit fester und eindringlicher Stimme fort:

„Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten: denn er erkennet, was für ein Gemächte wir sind, er gedenket daran, daß wir Staub sind. Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus dem allen. Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren. Der Herr betrübet wohl, aber er erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte: denn der Herr verstößet nicht ewiglich. Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist wohl bange, aber wir verzagen nicht. Gott! du bist mein Gott: meine Seele hangt dir an, deine rechte Hand erhält mich; du leitest mich nach deinem Rate und nimmst mich endlich mit Ehren an."

Hier machte der Prediger eine neue Pause; dann ergriff er das Blatt Papier, das er der Konfirmandin als Erinnerung an die Bestätigung des Taufbundes überreichen wollte, und nun erst las er den für sie besonders ausgewählten Psalmvers vor:

„Und ob ich schon wanderte im finstern Thal,
fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir;
dein Stecken und Stab tröstet mich."

Er segnete die Knieende ein, spendete ihrer Genossin ebenfalls einen Spruch, segnete auch diese, und entließ beide auf ihre Plätze, um die gleiche Handlung mit den übrigen Mädchen vorzunehmen.

Als Irene sich erhob und beim Zurückschreiten der Gemeinde ihr Antlitz zuwandte, lief ein leises Murmeln der Rührung und Anteilnahme durch die Versammelten: so verklärt waren ihre Züge, so engelhaft sah das liebe, blasse Gesichtchen aus. Frau Bertha warf einen dankbaren, innigen Blick nach oben; sie hatte die Hände gefaltet, und preßte sie betend auf das übermächtig pulsierende Herz.

Das letzte Amen war verklungen; die Gemeinde ging auseinander. Frau Bertha eilte ihrem Kinde entgegen, bedeckte ihm Stirn und Mund mit zärtlichen Küssen und schloß es schluchzend an ihre Brust.

Auch Hardberd wünschte der Freundin Glück und Segen; tief schmerzlich sah er sie dabei an. Wenn er doch in dieses süße Madonnen-Antlitz, in dem jetzt wieder die Rosen der Gesundheit blühten, die einst so kornblumenblau leuchtenden, großen Kinderaugen hätte zurückzaubern können! Doch er durfte sich und seine Gedanken nicht verraten, er bot der Mutter den Arm und führte das schmerzverbundene Paar durch

ein Spalier stehen gebliebener und anteilsvoll grüßender Kirchenbesucher hinaus auf die Straße.

Frau Berthas Mägde standen wieder an der Hausthür; diesmal weinten sie aber nicht, Irene sah zu glücklich und zufrieden aus; sie beeilten sich, der Tochter ihrer Herrin die Hand zu drücken und auch der Mutter in gutgemeinter Hilflosigkeit des Ausdrucks Glück zu wünschen.

* * *

Der Doktor Hardberd weilt noch immer in der Universitätsstadt, obgleich die vier Jahre des akademischen Studiums hinter ihm liegen und ihn keinerlei Thätigkeit als praktischer Arzt, zu der er doch nach glänzend abgelegten Prüfungen berechtigt wäre, an den Ort fesselt. Der junge Doktor befindet sich in einem entscheidenden Entwickelungsprozesse. Das tragische Schicksal seiner einstigen Spielgefährtin hat ihm frühzeitig eine ernste, in die Tiefe gehende Richtung gegeben; wenn seine akademischen Genossen hinter schäumenden Bechern saßen, war er entweder einsam spazieren gegangen, oder er hatte sich in das Studium der Philosophen versenkt, um den letzten Menschheitsfragen näher ins Angesicht zu schauen. So hatte er zwischen stofflicher und geistiger Forschung seine Zeit geteilt, sich der Erfahrungskunde und der Spekulation gleichzeitig hingegeben und er war zu der Ansicht gekommen, daß die in neuester Zeit sich immer großartiger entwickelnden Naturwissenschaften sehr mit Unrecht auf die abstrakten Gedankenoperationen kühl herabsehen zu dürfen vermeinten und daß umgekehrt die exakten Denker und Philosophen den Entdeckungen einer vertieften Naturforschung nicht genügend Rechnung trügen. Er wollte das in Mißkredit gekommene Wort „Naturphilosophie" wieder zu Ehren bringen und als Dozent an irgend einer Universität ein Publikum zu gewinnen suchen, dem er seine eigensten Anschauungen vortrüge und eine Vermittelung zwischen dem Wissen und der dem Menschen angeborenen ahnungsreichen Beziehung zu dem Unbegreiflichen und Unerforschlichen annehmbar machte. Das kleine Vermögen, das ihm als Erbteil von seiner verstorbenen Mutter zugefallen war, gestattete ihm vielleicht die Ausführung dieses Planes, wenn er es verstand, sehr einfach und sparsam zu leben, und zu einem solcher Weise entsagenden und arbeitsreichen Leben glaubte er genügende Willenskraft zu besitzen, da er eben durch die ernsten Erfahrungen seiner Jugend frühzeitig gereift war.

Nur einige male im Laufe der letzten Jahre hat er Irene wiedergesehen, aber er hat Gelegenheit genommen, mit ihr und Frau Bertha seine Zukunftspläne zu besprechen und sich der anteilvollen Zustimmung beider Damen zu erfreuen. Irene ist eine begeisterte Freundin der Natur geblieben; die Vermittelung derselben durch den Gesichtssinn ist ihr freilich verschlossen, aber fast täglich, wenn sie nicht gerade am Flügel sitzt und sich zum Gesange begleitet, läßt sie sich durch die opferfreudige Mutter aus den bedeutendsten neueren naturwissenschaftlichen Werken vorlesen. Auch der junge Herr Robert, der Besitzer des Landhauses, in welchem einst Frau Bertha mit ihrer Tochter und dem Sohne der Freundin zum Besuche war, nimmt thätigen Anteil an diesen Vorlesungen; die Nähe des Gutes erlaubt ihm, die Damen öfters zu sehen, und jedesmal, wenn er unter Frau Berthas gastlichem Dache weilt, pflegt er, mit einem Buche in der Hand, sich ein oder zwei Stündchen der gespannt zuhörenden Blinden zu widmen. Hardberd, der ebenfalls bei seinen kurzen Anwesenheiten in dem Bergstädtchen Irene gelegentlich durch naturwissenschaftliche Vorlesungen unterhalten hatte, war erstaunt gewesen, die ungeheuren geistigen Fortschritte seiner Zuhörerin aus ihren dazwischen geworfenen Bemerkungen und Fragen zu erkennen; und fast noch wunderbarer däuchte es ihm, daß in Irenens frommem, starkem Herzen durch die Berührung mit dem Fermente der Kritik und Spekulation gar keine Gährung zu entstehen schien, sondern daß sich die Fülle der explosivsten Materien darin friedlich neben den Schätzen des gottinnigsten Glaubens aufspeicherte. Gewiß wurde in stillen Stunden der Betrachtung auch Irene vom Fittig vorüberrauschender Zweifel gestreift, denn der Zweifel ist ja der Anfang jedes vertieften und erweiterten Denkens; aber das blinde Mädchen mußte die Fähigkeit besitzen, in kürzester Frist immer wieder ins Gleichgewicht zu kommen und auf den Fundamenten ihrer Hingabe an Gott Ruhe zu finden, denn in der Unterhaltung schien sie wie gefeit gegen jeden Zweifel und machte stets den Eindruck vollkommener Festigkeit und harmonischer Stimmung.

Auch hatte Hardberd niemals von ihr einen Laut der Klage über ihr Schicksal vernommen; wenn ihm bei dem Gedanken an ihre Hilflosigkeit das Herz brechen wollte, dann wandte sie ihm jederzeit ein so heiteres, sanft lächelndes Antlitz zu, daß sie ihm wie ein verkörpertes Evangelium des Friedens und der Seligkeit in der Liebe Gottes vorkam. Mit der Zerstörung der äußeren Welt mußte sich ihr eine innere Welt von unzerstörbarem Glanze aufgebaut haben, und Hardberd ahnte, daß Gott auf seinen unerforschlichen Wegen mit der einen Hand wohl vieles nehmen, dafür aber mit der anderen Hand so überschwänglich Herrlicheres spenden kann, daß bei scheinbar bitterster Kargheit des Lebensloses doch thatsächlich ein ungeheurer Ueberschuß von Segen für den schwer Geprüften bestehen bleibt.

Durch solche Betrachtungen bewegt, hatte Hardberd nach dem letzten Osterfeste, das er im Hause Frau Berthas verlebt hatte, von der Universitätsstadt aus einen Dankbrief an seine mütterliche Freundin geschrieben, und diesem Briefe eine poetische Epistel folgenden Inhalts an Irene beigefügt:

„Du süße Maid, als ich dir jüngst begegnet,
Da streckte tastend deine Hand zum Gruß
Nach meiner sich; als ob du mich gesegnet
Durch stummen Handdruck und des Atems Kuß,
So feierlich war mir zu Mut, denn heilig
Ist jedes Mißgeschick, und zwiefach faßt
Uns hehrer Schauer an, da du so eilig
Und fügsam dich vom Licht entwöhnet hast.

Vom Lichte? nein! Vom äußern Lichte nur;
Doch innen flammen dir des Himmels Sonnen;
Als gläub'ge Jungfrau wandelst du die Spur
Zu höchster Lust, zu allerreinsten Wonnen.
Nicht zweifeln wir: es lebt ein Gott der Güte,
Und lenkt er auch durch Schatten deinen Lauf,
Doch schließt er dir und deiner Jugendblüte
Ein Meer von Licht im tiefsten Herzen auf.

Dir war die Welt noch rein, eh' sie entschwand,
Und makellos bewahrt sie dein Gedächtnis;
Du hast noch nie des Scheines Fluch erkannt,
Des Erdensohnes schmerzliches Vermächtnis.
Uns schmeicheln nur vergänglich-bunte Farben,
Wenn täuschend sich des Lichtes Welle bricht,
Doch deines Geistes keusche Feuergarben
Sind ungebroch'nes, reines Gotteslicht.

Und eine Lichtgestalt schwebst du hinfort,
Ein strahlend Engelsbild, durch dieses Leben;
Wo du verweilst, geweiht ist jeder Ort;
Du spendest Huld, und Huld wird dich umgeben.
Entschädigt so für deines Pfades Nacht,
Siehst du im Innern steten Frühling blühen:
Der Sprosser schlägt, der Liebeshimmel lacht,
Und wunderbar des Glaubens Sterne glühen."

Ja, Sprosser und Nachtigall schmetterten wirklich vom blühenden Syringenbaum ihre süßen Lenzmelodien, als Hardberd diesen poetischen Gruß nach dem Bergstädtchen gesandt hatte, und heut ist ihm eine überraschende Antwort auf seine Sendung geworden. Frau Bertha schreibt ihm, daß sie in Bälde mit Irene nach einer der Nordsee-Inseln an der Schleswig'schen Küste abreisen werde, um dort den Sommer und Herbst zu verweilen und ihrer Tochter, welche in letzter Zeit viel zu viel musiziert, gesungen und studiert habe, durch heilsamen Luftwechsel das Mittel zu neuer Auffrischung und Erholung zu bieten. Sie hoffte bestimmt, daß Hardberd ihr Begleiter sein werde; Herr Robert habe ihr zwar schon seinen Schutz im Seebade zugesagt, da er aber kaum vor dem Beginn der Hundstage würde reisen können, so wäre sie mit der hilfsbedürftigen Tochter bis dahin ohne männliche Begleitung, was ihr, da sie keine Dienerschaft mitnehmen wollte, doch ein wenig gewagt erschien. Hardberd, von dem sie ohnehin wisse, daß er den Sommer über zu reisen pflege, möchte ihr daher keinen Korb geben und die liebliche Insel ebenfalls zum Ziele seines Ausfluges nehmen.

Es bedurfte nur einer kurzen Ueberlegung, und der Doktor war entschlossen, dem Vorschlage Frau Berthas Folge zu geben. Seit mehreren Jahren arbeitete er an einem größeren, halb naturwissenschaftlichen, halb philosophischen Werke, dessen Abschluß bevorstand. Gerade zum Osterfeste hatte die Akademie einen Preis ausgeschrieben für die beste Behandlung eines Themas, das merkwürdigerweise sich beinahe völlig mit der von Hardberd gewählten Materie deckte. Der Doktor hatte nur unwesentliche Aenderungen vorzunehmen und die angefangene Arbeit zu beenden, um sich an der Konkurrenz um den ausgeworfenen Preis beteiligen zu können. Das Werk mußte zu diesem Zwecke bis Weihnachten des laufenden Jahres eingereicht werden; Hardberd hoffte, dies mit Leichtigkeit leisten zu können, wenn er den Sommeraufenthalt auf der kleinen Nordsee-Insel fleißig zur Arbeit benutzte; es sollten ihm, nach seiner Meinung, immer noch viele Stunden am Tage bleiben, die er dem Verkehre mit den beiden Damen widmen könnte.

So saß er denn an einem sonnenklaren Junitage zwischen Frau Bertha und Irene auf dem Verdecke eines wohleingerichteten Passagierdampfers, der die Reisenden vom Festlande hinüber nach der Insel befördern sollte. Das Schiff war nur schwach besetzt, denn in diesen Breiten werden die Seebäder erst im Hochsommer oder im Beginn des Herbstes aufgesucht; die wenigen Mitpassagiere waren meist Insulaner, die in den größeren Orten der Küste irgend welche Geschäfte besorgt hatten und jetzt unter ihr heimisches Dach zurückkehrten.

Der Kapitän des Schiffes, der höflicherweise für das Wohlbefinden Frau Berthas und ihrer durch den Zauber der Erscheinung geradezu Aufsehen erregenden Tochter persönlich Sorge trug, war auf einen Augenblick an Irene herangetreten, und diese fragte ihn nach der Dauer der Ueberfahrt, nach der Leistungsfähigkeit des Fahrzeuges und nach den Wetteraussichten. Hardberd benutzte diese Ablenkung Irenens, um der Mutter zuzuflüstern:

„Wie schmerzlich ist es doch, daß ihr alle diese Pracht ringsumher verschlossen bleibt!"

Frau Bertha legte den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf die Lippen und mit einem Blicke nach der gegen den Kapitän abgewandten Tochter gab sie ebenso leise zur Antwort:

„Bedauern Sie Irene niemals in ihrer Gegenwart! sie ist, Gott sei Dank, so gleichmäßig heiter, daß wir unsererseits keinen Schatten auf diese Heiterkeit werfen dürfen. Aus diesem Grunde habe ich ihr auch das Gedicht nicht vorgelesen, das Sie mir nach Ostern sandten, für das ich Ihnen aber als Mutter heute noch einmal gerührt Dank sage."

Sie drückte Hardberd die Hand, und dieser beugte sich zustimmend nieder, um Frau Berthas Hand zu küssen.

Der Kapitän ging wieder nach der Kommandobrücke hinauf, und Irene, die mit dem scharfen Ohre der Blinden die Flüsterzwiesprache ihrer Begleitung, trotz der Unterhaltung mit dem Kapitän, wohl verstanden hatte, wandte sich jetzt lächelnd nach der Mutter und sagte:

„Meine liebe, einzige Mama! du legst dir ganz unnötig Zwang auf. Bedaure mich immerhin, daß ich das Meer nicht sehen kann; ich weiß ja selbst, daß ich viel entbehre; es betrübt mich aber wirklich nicht, daß ich durch die Musik der rauschenden Wellen entschädigt werde und mir aus den wundervollen Melodien das innere Bild des göttlichen Meeres in ganzer Pracht herzustellen vermag."

„Du liebes Kind, du!"

Mehr vermochte die Mutter nicht zu erwidern, aber sie umarmte die Tochter und drückte deren liebliches Haupt einen Moment sanft gegen das klopfende Herz.

Irene erwiderte die Liebkosung der Mutter und fragte dann scherzend den Doktor:

„Sie haben meiner Mama ein Gedicht gesandt?

Seit wann besteigen denn die Forscher und Denker den geflügelten Pegasus?"

„Dies Fabeltier gehört ja auch in mein Bereich, ist doch durch seinen Hufschlag die Hippokrene erschlossen worden, und dies ist sicher ein Vorgang, der auch dem Naturforscher zu denken geben muß."

„Wenn mir Mama die Mitteilung Ihres Gedichtes aus Schonung vorenthalten hat," versetzte Irene, „so war dies eine unnötige Sorge; bitte, teilen Sie es mir jetzt aus dem Gedächtnisse mit."

„Das kann ich nicht," erwiderte Hardberd, „mir fehlt jetzt jede Stimmung, um es zusammenzufinden; ich verspreche Ihnen aber, es Ihnen gelegentlich mitzuteilen."

Man war inzwischen an eine Stelle gelangt, wo sich die schützenden kleinen Inseln, zwischen denen das Schiff hindurchdampfte, mehr gegen die See hin lichteten und die mit der Flut hereinwogenden Wellen das Wattenmeer in stärkere Bewegung versetzten. Zudem wehte ein Landwind, der dem Wasserzuge entgegenwirkte und eine „Dünung" erzeugte; das Schiff fing an zu schlingern und zu stampfen, und Frau Bertha klagte über Uebelbefinden.

Hardberd empfahl ihr die bekannten Mittel; er riet ihr, nicht hinaus auf die Wasserfläche zu blicken, sondern irgend einen festen Gegenstand ins Auge zu fassen; er ermunterte sie, etwas zu essen und einen Schluck Portwein zu trinken: er tröstete sie, daß man gleich wieder in ruhigeres Wasser kommen und spätestens in einer bis anderthalb Stunden ans Ziel gelangen würde. Als aber alles nichts half und sich die Leidende in die Kajüte zurückziehen mußte, begleitete sie der Doktor dorthin, während Irene auf ihrem Klappstuhl am Stern des Schiffes sitzen blieb und den geheimnisvollen Atemzügen des Meeres lauschte.

„Bitte, gehen Sie wieder hinauf zu meiner Tochter," sagte Frau Bertha, die sich auf den roten Sammetpolstern des Salons ausgestreckt hatte und in stiller Ergebung die erlösende Stunde der Landung abwarten wollte; „sie ist ganz allein auf dem Verdecke — das beunruhigt mich."

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau," erwiderte Hardberd: „ich werde den Kellner beauftragen, öfters nach Ihnen zu sehen und mich zu rufen, wenn Sie meiner bedürfen sollten."

Sie lächelte matt und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Hardberd zog sich zurück, kletterte die schmale, steile Treppe wieder empor und begab sich zu Irene.

„Doch nichts Ernstliches?" fragte diese den Herankommenden, den sie am Tritte schon erkannt hatte.

„Gott bewahre! Nur der gewöhnliche Tribut, den viele Sterbliche dem unbarmherzigen Poseidon entrichten müssen! In einer Stunde wird Ihre Frau Mama wieder frisch und munter sein."

Beide schwiegen. Sie saßen nebeneinander und hatten jeder das Antlitz hinausgewandt nach dem Meere. Als Hardberd nach längerer Pause seine Nachbarin ansah, wurde er durch den verklärten Ausdruck überrascht, den ihre Züge trugen.

„Was entzückt Sie denn so, Irene?" fragte der Doktor leise.

„Ich habe es vorhin schon gesagt: die Musik des Meeres. Ich bin überzeugt, tausende staunen dies Wunder an, aber sie belauschen es nicht und lernen es nie ganz verstehen."

„Und was sagt Ihnen diese Musik?"

„Ja, was sagt uns die Musik überhaupt? Wer der grandiosen Tiefe und Fülle dieser Götterfuge des Meeres lauscht, dem versinkt die herkömmliche Welt mit ihren herkömmlichen Begriffen und Gedankenformen — eine neue Welt unsterblicher Ideen webt sich dämmernd zusammen; man fühlt sich entrückt aller Zeitlichkeit und dem ehernen Gesetze der Ursächlichkeit; die Brust weitet sich, das geistige Auge durchmißt Sonnenfernen. Werden Sie mich auslachen, Doktor? als Sie vorhin unten waren und ich hier so allein saß, da glaubte ich, durch die einzelnen Stimmen dieser Meeressymphonie hindurch die nie gehörten Harmonien der Sphären zu verstehen, und eine Ahnung der Ewigkeit ging mir auf."

„Sie sind ein gebenedeietes Geschöpf, daß Sie so zu hören verstehen. Wie sollte ich lachen? es ist keine Schwärmerei in Ihren Worten — ich habe Aehnliches empfunden, und Ihr Bekenntnis löst auch mir die Zunge. Wer hört das Meer und bleibt dabei ein sterblicher Mensch? Auf dem Ozean erfahren wir unzweideutig, daß, wenn auch das Schiff, das uns trägt, zerscheitern kann, wir selbst doch niemals untergehen können; im Anstaunen dieses zauberisch-schönen Ungeheuers, das Jahr für Jahr mit gefräßigen Kiefern Schiffe zermalmt und Menschenhekatomben verschlingt, fühlen wir den Titanenstolz, daß uns ein scheinbar so übermächtiges Element doch nichts anhaben kann; wenn es uns heut in seine Tiefe herniederzöge, die Flamme unseres Geistes kann es nicht auslöschen, das Ding an sich, das hinter unserer sterblichen Erscheinung, wie ein Licht hinter dem Schatten steht, entzieht sich siegreich und unüberwindlich seiner erdrosselnden Umarmung."

Hardberd hatte sich in eine gewisse Begeisterung hineingeredet; er erhob ein wenig seine Stimme und rief hinausblickend in die Wasserwüste:

„Du großes, du göttlich schönes Meer, du lehrst uns, unsere Gottesverwandtschaft begreifen! Dein Hauch ist Leben und Befreiung, dein immer wechselndes Farbenspiel ein Bild der Unerschöpflichkeit des Seins, deine Musik ein Evangelium von der Unzerstörbarkeit unserer geistigen Existenz!"

Irene tastete nach der Hand des Nachbars und drückte sie:

„So höre ich Sie gern sprechen, Doktor! Das klingt anmutender, als die Bemerkungen, die mein Vetter Robert immer zu seinen Vorlesungen zu machen pflegt."

Die warme Dankesäußerung Irenens hatte den Doktor wohlthuend berührt, aber fast feindlich empfand er die Erwähnung des Gutsbesitzers. Er wollte die Erinnerung an diesen Mann nicht aufkommen lassen und sagte ablenkend:

„Jetzt könnte ich am Ende die Epistel wieder

zusammenstoppeln, die ich Ihnen zu Ostern geschrieben habe; es war ein Trostbrief, und wenn Sie, wie ich jetzt freudig weiß, auch keines Trostes bedürfen, vielleicht erkennen Sie wenigstens die gute Absicht an."

„Das ist reizend, Doktor!" jubelte Irene, der der Wind einen Strähn ihres blonden Haares gelöst hatte und in die Stirne wehte; sie strich mit einer anmutigen Bewegung das Löckchen zurück und sagte erwartungsvoll: „Recitieren Sie! ich bin ganz Ohr."

Hardberd hatte seinerzeit das kleine Gedicht unbefangen niedergeschrieben, und jetzt, wo er es der Adressatin hersagen sollte, empfand er unbegreiflicherweise einen nicht geringen Zwang. Er mußte sich förmlich Gewalt anthun, um die Anrede „du süße Maid," mit der es begann, über die Lippen zu bringen, und dem feinen Ohre der Blinden war die kleine Zögerung sicher nicht entgangen. Die gebräunten Wangen des rhythmisch Sprechenden röteten sich tiefer, und Irenens Angesicht war plötzlich ganz ernst geworden. Und was noch unbegreiflicher erschien, der Doktor wagte nicht, Irene anzublicken, obgleich doch diese in der traurigen Lage war, seine Blicke gar nicht kontrollieren zu können; er sagte die Verse, wie ein Schüler, verlegen her und schaute dabei hinaus in die schäumenden Wellen. Als er beim letzten Verse scheu nach seiner Nachbarin blickte, bemerkte er, daß sie ihr Gesicht in das Taschentuch gedrückt hielt und daß ihre Brust sich in beschleunigter Atmung mächtig hob und senkte. Seine eigene Stimme war rauh und undeutlich geworden, und er begrüßte es wie eine Erlösung, als der Kapitän, der das Kommando dem nächsten Schiffsoffizier übertragen hatte, wieder an Irene herantrat und beruhigend sagte:

„Jetzt sind wir wieder in stillem Wasser, gnädiges Fräulein, und in einer halben Stunde liegt das Schiff an der Landungsbrücke."

Der biedere Seemann wandte sich um und beeilte sich, Frau Bertha zu unterstützen, deren bleiches Angesicht eben über das Verdeck emportauchte. Er führte sie höflich zu den beiden jungen Leuten zurück und wünschte ihr Glück, daß das Uebelbefinden so schnell vorübergegangen war.

Auf die bezügliche Frage Irenens erklärte die Mutter, daß sie sich wieder etwas leichter fühlte. „Aber, Kind, du siehst ganz erhitzt aus;" fügte sie besorgt hinzu, „dir ist doch der Portwein nicht zu Kopf gestiegen?"

„Nein Mamachen — ich habe ja nur einen einzigen Schluck gekostet. Es ist wohl der Wind, der meine Wangen gerötet hat. Doktor, wollen Sie nicht nach unseren Gepäckstücken sehen? Der Kapitän sagte, daß wir gleich am Ziele wären."

Die Unruhe, die jeder Landung vorherzugehen pflegt, schnitt jede weitere Unterhaltung ab. Bald stellte der Maschinist den Dampf ab; das Schiff wurde festgetaut, und Hardberd führte die beiden Damen über die mit Neugierigen besetzte Brücke auf den Strand des Eilandes.

* * *

Die Augustsonne vergoldete die Roggengarben, die auf den Feldern aufgeschichtet standen und zwischen denen fleißige Arbeiter hin und wieder liefen. Die Frauen und Mädchen der Insel waren besonders auf den duftigen Wiesen thätig, das kräftige Heu mit dem Rechen zu wenden oder zu häufeln; sie trugen bei dieser Arbeit die Stirn und den unteren Theil des Gesichts derart mit Tüchern verhüllt, daß nur die Augen unbedeckt waren und die schlanken nordischen Schönen das Aussehen venetianischer Masken gewannen; nirgends auf der Erde wird von den Frauenzimmern eine weiße, unverbrannte Haut so hoch geschätzt, als auf den nordfriesischen Inseln, aber diese Insulanerinnen haben auch allen Grund zu ihrer Sorgfalt, denn zartere, rosiger angehauchte Wangen, feinere, besser gepflegte Hände dürften schwerlich bei einer anderen weiblichen Landbevölkerung gefunden werden.

„Sehen Sie nur, gnädige Frau," — sagte Hardberd zu Frau Bertha, — „dort steht Gerste und Hafer auf dem Halme, dort leuchten blaue Kornblumen, und hier winken blutrote Trauben aus der Johannisbeerhecke."

„Drüben im Garten hängen noch Kirschen an den Bäumen," — ergänzte Herr Robert, der Gutsbesitzer — „und heut früh bot mir ein Junge reife Sommerbirnen an; es scheint, daß die Natur in diesen Breiten vieles gleichzeitig erzeugt, was sie bei uns nur nach einander zu bieten pflegt."

„Dieses Gesetz der Anpassung ist der Zauberer, der unsern Erdball bis in die Polargegenden verschönt; wie öde und reizlos müßte sonst z. B. ein kurzer lappischer Sommer sein."

Irene hatte diese Bemerkung dazwischen geworfen; sie wandelte am Arme der Mutter und begleitet von den beiden Herren durch das saubere Inseldorf, nach dem man heute Nachmittag einen kleinen Ausflug gemacht hatte.

„Ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Transmutationslehre!" sagte der Gutsbesitzer, und sich an Irene wendend, setzte er scherzend hinzu: „Sie werden sich doch noch zu meinen Anschauungen bequemen und, indem Sie sich auf den Standpunkt der Entwickelung stellen, allen mystischen Anwandlungen Valet geben."

„Auf diesem Standpunkte stehe ich längst," erwiderte die Blinde. „Die Lehre Darwins, recht verstanden und recht angewendet, wird der Forschung und Wissenschaft der nächsten Zeit ihren Stempel aufdrücken. Nur den unberechtigten Folgerungen, die Sie aus Ihrem Darwinismus ziehen, werde ich niemals beitreten können."

„Und was sind das für frevelhafte Folgerungen?" lachte Herr Robert.

„Sie wissen das so gut wie ich und wählen das Beiwort ganz passend. Ich werde mich nie zu einer mechanischen Erklärung des Naturwunders bequemen, zu einer Zurückführung der Vielheit auf ausschließlich physikalische und chemische, blind wirkende Ursachen. Es ist überhaupt ein unwissenschaftliches Unterfangen, von irgend einem geahnten oder aufgefundenen Naturgesetz Schlüsse ziehen zu wollen auf

Dinge, die jenseits aller Erfahrung liegen. Das, was Sie meine Mystik nennen, kann durch kein Wissen erschüttert werden, ebensowenig wie durch Ihren Spott, mein sehr gelehrter, aber noch lange nicht vollkommener Herr Vetter."

„Kinder, nun fangt ihr wieder die alten Geschichten an!" rief Frau Bertha, wohl nur zum Scheine verdrossen. „Sie sollten sich schämen, Robert, daß Sie ein Mädchen von ihrem Urquell abzuziehen versuchen, und, wenn ich nicht wüßte, daß Irene so ziemlich sattelfest ist, ich würde sie wahrhaftig nicht länger Ihren Angriffen aussetzen."

Die Miene, mit der Frau Bertha diesen Verweis erteilte, war so freundlich, daß die strengen Worte unmöglich ganz ernst gemeint sein konnten. Robert erwiderte daher aufgeräumt:

„Sie müssen schon Nachsicht üben, mein gestrenges Tantchen; warum haben Sie auch eine so gelehrte Tochter? Mit den anderen jungen Damen in unserm Badeorte spreche ich wahrlich immer nur über die Speisekarte der letzten Abfütterung und über das Wetter; das sind zwei ganz unverfängliche Gegenstände."

„Nun, dann bleiben Sie auch meiner Tochter gegenüber bei so harmlosen Dingen stehen!" riet Frau Bertha.

„Das ist Ihr Ernst nicht!" beteuerte der Gutsbesitzer. „Ich debattiere mit niemanden lieber als mit meiner Cousine Irene, zumal es mir immer ein neues Rätsel ist, wo in aller Welt sie ihr seltenes Wissen her hat."

„Ei, das ist eigentlich nicht sehr artig," schmollte Frau Bertha.

„Sie wollen sagen, von einer solchen Mutter kann eine solche Tochter genug lernen," beeilte sich der Gutsbesitzer zu erklären. „Das gebe ich überzeugt zu, aber mein Cousinchen zeigt sich auch in Dingen orientiert, die sonst nicht die Lieblingsbeschäftigung deutscher Frauen sind."

Hardberd strich sich während dieses Scharmützels diplomatisch-stumm das braune Schnurrbärtchen. Er hätte es dem Gutsbesitzer verraten können, wo Irene ihr Wissen her hatte, aber die Art und Weise Roberts wurde ihm mit jedem Tage verdrießlicher; er wußte selbst nicht warum. Er hatte sein Konkurrenzwerk in den letzten Wochen beendet und es zum Zwecke auch stilistischer Vervollkommnung allabendlich in kurzen Abschnitten dem blinden Fräulein vorgelesen; er war der Ansicht, daß man eine geistige Arbeit nicht nur stumm durchsehen, sondern auch laut vortragen müsse, um am Klange des gesprochenen Wortes ebenfalls Kontrolle zu üben. Oft hatte er mit Irene überlegt, ob diese oder jene Fassung besser klänge, und erst nach erschöpfender, gemeinsamer Beratung war der letzte Wortlaut zweifelhafter Stellen entschieden worden. Er hatte dieses Verfahren um so angemessener erachtet, als Irene nicht nur befähigt war, in das Verständnis seines Werkes tiefer einzudringen, sondern auch einen gebildeten Geschmack besaß, so daß sie in reinen Formfragen sehr wohl den Ausschlag geben konnte. Als Irene dem Gutsbesitzer gegenüber ihre Stellung zu einem der bedeutendsten Gegenstände der neueren Wissenschaft zu wahren suchte, da hatte des Doktors Herz vor heimlicher Freude gebebt, denn das, was sie sagte, war fast ein wörtlich getreues Citat aus seiner Schrift gewesen, und er erkannte daran, welch regen Anteil das hochbegabte Mädchen an seinem Werke nahm.

„Sind wir denn der See näher gekommen?" fragte Irene den Doktor, „ich spüre ihren erfrischenden Hauch."

Man befand sich außerhalb des Dorfes auf üppigem Graswuchse; zur Rechten schnitt ein hoher Deich den Horizont ab, und hinter diesem Deiche brandete das Meer.

„Sie täuschen sich nicht;" erwiderte Hardberd, „keine fünfhundert Schritte von uns erhebt sich der Deich, der uns vom Salzwasser trennt."

„Mama, so laß uns nach dem Deiche gehen;" bat Irene, „wir wollen uns dort setzen und den Atem des Meeres trinken."

Alle vier schlugen die Richtung nach dem Damme ein.

Reichlich blühte die Erika in der Wiese; Irene, die den Duft der Blüten unterschied, bat um ein Sträußchen dieser lieblichen Blumen. Der Doktor und Robert bückten sich und jeder beeilte sich, das Gewünschte zu pflücken und zu sammeln. Der Gutsbesitzer hatte sein Sträußchen schneller gebunden und überreichte es, durch einen freundlichen Dank belohnt, der Blinden. Eine eifersüchtige Regung zuckte durch Hardberds Herz; er zwang sich zu einer gelassenen Miene und bot seine Gabe verbindlich der Mutter des Mädchens. Als es galt, die Böschung des Deiches zu ersteigen, war er aber rechtzeitig neben Irene, um sie zu leiten und zu unterstützen.

Kräftiger, erquickender Lufthauch, der plötzlich ihre Wangen umspielte, belehrte die Blinde, daß man die Höhe des Deiches erreicht und das Meer zu Füßen hatte; als wenn sie es mit leiblichen Augen sähe, so begeistert breitete sie die Arme aus und rief:

„Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!"

„Ewiges Meer!" ahmte ihr ironisch Robert nach; „das ist nun auch so ein hyperbolisches Eigenschaftswort, dessen sich ein so gelehrtes Fräulein nicht mehr bedienen dürfte. Was ist ewig? was heißt überhaupt ewig? Wollen wir diesen unbegreiflichen Begriff, diesen denknotwendigen Unsinn gelten lassen, so kommt er nur der Materie an sich zu, und diese selbst ist ebenso unbegreiflich; die wechselnden Erscheinungsformen der Materie aber sind endlich, denn alles, was in der Zeit entsteht, muß auch vergehen. Einst in allerfernsten Tagen wird dieses Meer nicht mehr branden; es wird verschwunden sein wie wir selbst, spurlos, nimmer wiederkehrend; der entvölkerte und erstarrte Erdball wird langweilig und öde durch den Raum kreisen, bis er zerschellt oder in die Sonne stürzt, aus der er geboren ist."

„Diese naturwissenschaftliche Lehre von den letzten Dingen ist ebenso problematisch als es meiner Ansicht nach die starre dogmatische ist, die uns der Buchstabenglaube lehrt," versetzte Hardberd, den die Art und Weise Roberts mehr und mehr verstimmte. „Statt

an die Hirngespinnste fragwürdiger Welt-Katastrophen, wollen wir uns lieber an die Gegenwart halten und uns dessen freuen, was uns der große und gütige Weltgeist gegeben hat. Kommen Sie, Fräulein Irene, wir wollen uns an dem meerwärts gelegenen Hange lagern — hier oben könnte Ihnen der Zug schaden —; während Sie der Musik des Meeres lauschen, will ich Ihnen die Bilder vor uns beschreiben, das gibt für Sie einen melodramatischen Genuß, der das Herz besser erquicken wird, als Herrn Roberts Hymnen auf das Nichts."

„Da unten liegen moosbewachsene Steinblöcke," sagte Frau Bertha, „dort muß es sich herrlich ruhen lassen. Geben Sie mir den Arm, Robert!"

Die Herren führten die beiden Damen vorsichtig hinab, und am Fuße des Deiches setzte man sich auf die von der Sonne erwärmten Steine.

„Die Ebbe ist schon eingetreten," flüsterte Hardberd Irene zu, indem er durch das leise geführte Zwiegespräch den Gutsbesitzer zwingen wollte, sich Frau Bertha zu widmen. „Vor uns liegt der Sand einer vom Wasser entblößten Untiefe; auf diesem Sande steht eine Möwe und bearbeitet ihre gefangene Beute mit dem Schnabel; das Vespermahl scheint dem Vogel trefflich zu schmecken. Die Meeresfläche ist leicht gekräuselt und zeigt die Farbe des Feuersteins; nur da, wo sie vollkommen glatt ist, spiegelt sie grell das Sonnenlicht wieder und verbietet meinen etwas schwachen Augen länger hinzublicken. Wir alle, Fräulein Irene, vertragen kein direktes Licht; nur am reflektierten erfreut sich der Mensch, und der Seelenspiegel, mit dem Sie es reflektieren, kann Ihnen nie getrübt werden — er ist ihr sicherster, kostbarster Besitz."

„Sie wollten mir die Außenwelt beschreiben, und statt dessen beschäftigen Sie sich mit meiner unbedeutenden Person."

„Wess' das Herz voll ist . . ." der Doktor unterdrückte den Schluß des Sprüchwortes, und setzte schnell hinzu: „Sie haben recht, ich vergaß meines Versprechens, oder vielmehr, ich vergaß es nicht, aber ich fühlte, daß ich zu viel versprochen hatte, denn das Unbeschreibliche, das hier gethan ist, spottet jeder Beschreibung. Nichts als Wasser, im Hintergrunde die dämmernden Umrisse einer flach auf dem Wasser schwimmenden Hallig — sie sieht aus wie das angesaugte Blatt einer riesigen Seerose — und links am Horizonte ein duftiger Streifen; er scheint die Küste des Festlandes, aus diesen wenigen Bestandteilen hat die Meisterhand des Weltenkünstlers ein Bild von so grandioser Einfachheit, von so wildkühner Erhabenheit und dabei wieder so elegischem Zauber geschaffen, daß das ringende Gefühl vergeblich nach einem passenden Ausdrucke sucht. Sie nannten das Meer ‚ewig', ich kann mich dieser Bezeichnung nur anschließen, denn die Gedanken, die es schufen, und die Gedanken, die es selbst wachruft, sind ewige, unnennbare."

„Und wenn wir ewige Gedanken nachzudenken oder wenigstens zu ahnen vermögen," sagte Irene, während ihre Hand mit dem Erikasträußchen auf ihrem Schoße spielte, „so können wir auch nie, wie mein Vetter vorhin meinte, ganz untergehen."

„Gewiß nicht!" bestätigte Hardberd mit Wärme. „Wenn Menschenseelen wirklich dem Nichts verfallen sollten, so können es nur solche sein, die sich zur Idee irgend welcher Fortdauer überhaupt nie aufzuschwingen vermochten."

„Sehr verbunden!" rief Robert, indem er bei Frau Bertha vorbei seine spöttischen Blicke nach Hardberd richtete; „Sie dekretieren da als Weltenrichter für alle frommen Lämmlein ein ewiges Leben, für die bösen Buben aber, die in den Schafstall nicht hineinwollen, die Vernichtung. Das ist aber von ihrem Standpunkte aus ein ungerechtes Urteil, denn, ohne es zu ahnen, erteilen Sie den bösen Buben die größte Belohnung, die wahre und einzige Seligkeit. Ich meinerseits halte die Annahme einer persönlichen Fortdauer, nach dem Tode — nehmen Sie mir das Wort nicht übel! — für kindisch."

„Legen Sie sich keinen Zwang auf, Herr Robert," entgegnete Hardberd gelassen, „gestatten Sie aber, daß ich mit größerem Rechte eine Anschauung wie die Ihrige als die eines unreifen Wesens bezeichne, das auf der steilen Bahn des Denkens die ersten Schritte versucht und dabei über die eigenen ungeübten Beinchen stolpert. Ich kenne jene Bezeichnungen, die in Hinsicht unserer Unsterblichkeit dem Wörterbuch des Atheismus entlehnt sind; kindisch, der Würde der Lebensauffassung widerstrebend, wird der Glaube an die Unzerstörbarkeit unsers wahren Seins genannt; er wird als ein sich überhebender Wahn bezeichnet, mit dem in unsern aufgeklärten Tagen der Bruch auch sittlich unvermeidlich geworden sein soll. Nicht die Unsterblichkeitshoffnung, sondern die Sterblichkeitsgewißheit soll mit ihren sittlichen Folgerungen unsere Erlösung sein. Wohl bekomm's. Schon der im Denken Ungeschulte, wenn er nur eine wahre, große Liebe im Herzen trägt, wird zu diesen Offenbarungen zweifelnd den Kopf schütteln und dadurch mehr natürliche Erkenntnis verrathen, als der Anhänger eines so kläglichen philosophischen ABC-Schützentums; wer aber Herz und Kopf gleichzeitig gebildet hat, der wird bewußt und mit tiefem Bedauern auf einen Standpunkt hinabblicken, auf dem der Mensch sich kaum noch von irgend einem höher organisierten Tiere unterscheidet. Nichts für ungut, Herr Robert! Sie wissen, mein Urteil gilt der Sache und nicht der Person."

„Bitte, bitte, Herr Doktor!" lachte Robert, „das Wort ist frei; und ich schätze mich glücklich, endlich jemanden gefunden zu haben, der mir gewiß ein paar knifflische Fragen beantworten kann: z. B. totgeborene Kinder, sind sie auch unsterblich? In welchem Momente des Werdens beginnt überhaupt der Anspruch auf geistige Unzerstörbarkeit?"

Hardberd zuckte die Achseln:

„Diese Kleinkinder-Casuistik wollen Sie doch nicht im Ernste verhandelt wissen; der Gegenstand ist wirklich zu hoch, als daß er ins scherzhafte gezogen werden sollte — — —"

„Ich erhebe entschiedenen Einspruch gegen die

Auf hoher See.

Fortsetzung dieser Diskussion," erklärte Frau Bertha, indem sie aufstand und die anderen ebenfalls zum Aufbruch mahnte. „Ist das eine Unterhaltung, die hier am Strande des Meeres gepflogen werden darf? Sind wir auf diese Insel gegangen, um den Staub öder Philosopheme aufzuwirbeln? Stecken Sie die Schwerter ein, meine kühnen Herren Kämpfer! Wenn ich auch ganz auf Ihrer Seite stehe, lieber Doktor, so fühle ich doch lebhaft, ein solcher Streit wird nicht mit Worten ausgefochten; die eigene Lebensführung und Herzenserfahrung entscheidet ihn zuletzt für jeden einzelnen."

Man wandte sich auf dem Deiche wandelnd dem Badeorte zu. Zwischen den beiden Herren schien eine leise Verstimmung eingetreten; Robert schritt, sich zu guter Miene zwingend, neben Frau Bertha, Hardberd folgte den Voraufgehenden mit Irene.

„Sie sind ganz verstummt, Fräulein Irene?" fragte er leise; fast klang es vorwurfsvoll.

„Weil Sie viel zu heftig sind, Doktor," erwiderte sie aufrichtig, „und weil ich fürchtete, durch eine Parteinahme für Sie nur Oel ins Feuer zu gießen. Mein Vetter verdient eine schonende Behandlung; er ist besser als seine Worte. Er hat viel Schweres durchgemacht und gefällt sich oft in Aeußerungen, die mehr das Resultat einer gewissen Verbitterung als seiner innersten Ueberzeugung sind."

„So verteidigen Sie noch diesen hohlen Materialisten, der keines hohen Gedankens, keiner edlen That fähig ist?"

„O, sagen Sie das nicht! Man muß alle Menschen mit gleicher Liebe umfangen, auch die, welche Gegner unserer Ansichten sind."

Hardberd biß sich auf die Lippen. Eine schmerzliche Empfinduug wühlte ihm durchs Herz.

Stumm schritt er neben dem Mädchen, deren linke Hand leicht auf seinem rechten Arme ruhte; kaum wagte er einen flüchtigen Seitenblick nach ihr. Sie hatte die Brille in die Tasche gesteckt, und rein zeichnete sich ihr liebliches Profil unter dem blaubebänderten Strohhütchen auf dem lichten Himmel ab, an dem die Sonne schon dem Untergange entgegensank. Wie schön war dieser Mädchenkopf!

Ein ungekannter Gefühlssturm erschütterte die Brust des Schweigenden; unklar gingen ihm die Gedanken hin und wieder.

Irene schien wie durch einen geistigen Kontakt die Beunruhigung ihres Führers mitzuempfinden; sie zitterte leise und fragte ängstlich:

„Sind wir nicht bald am Ziele?"

„Wir haben die ersten Häuser des Ortes erreicht, und dort, am Ende der Straße, sehe ich schon unser Haus."

Das Mädchen atmete erleichtert auf; sie hatte neue Sicherheit gewonnen.

Frau Bertha bewohnte mit Irene mehrere Zimmer im ersten Stockwerk eines Privathauses; in demselben Stockwerk hatte auch der Doktor eine Wohnstube nebst Schlafkammer bezogen. Herr Robert war im Erdgeschoß desselben Hauses untergebracht, und so hatten alle vier das gleiche Ziel.

„Ich muß mich für heute abend beurlauben," sagte Robert mit einer Verbeugung gegen die Damen, als man vor der Thür der Wohnung angekommen war. „Einer meiner ältesten Bekannten feiert seinen Geburtstag durch ein Mahl im Kurhause, und ich konnte die Einladung dazu nicht ablehnen."

„Viel Vergnügen und guten Appetit!" wünschte Frau Bertha.

„Pokulieren Sie nicht zu viel, Vetter!" scherzte Irene, „sonst verschlafen Sie morgen früh die Badestunde."

Hardberd sagte gar nichts; er grüßte stumm und freute sich heimlich, heute abend der Gesellschaft Roberts überhoben zu sein.

Man trennte sich.

Eine halbe Stunde später saß Hardberd im Wohnzimmer der Damen. Er hatte sein Manuskript vor sich liegen und war im Begriff, die letzten Seiten seiner Preisschrift vorzulesen.

Die Fenster nach der Seeseite standen auf, und vom Strande her tönte ab und zu das eigentümliche, langgezogene Tü-üt, tü-üt des Regenpfeifers. Still und friedlich war die Natur, und still und friedlich ward es in der Seele der zuhörenden Damen, als Hardberd den Schluß seiner Schrift vortrug, und in einer Zusammenfassung der Gründe den Beweis zu erbringen bemüht war, daß moderne Bildung und wahres Christentum durchaus in keinem feindlichen Verhältnisse ständen, daß vielmehr das wohlverstandene Christentum an Philosophie und Wissenschaft die kräftigste Unterstützung hätte, um immer tiefer erfaßt und weiter ausgebreitet zu werden; auch der echte Naturforscher wäre ein Apostel, der dem Kulte der Liebe und des weltumfassenden Erbarmens den Weg bereitete.

„Und nun, Mama, laß uns noch ein wenig an den Strand gehen!" sagte Irene, als die Lesung beendet war und Hardberd den Glückwunsch seiner Zuhörerinnen empfangen hatte.

„Kinder, ich bin eine alte Frau," meinte die Mutter, „und habe heute genug geleistet; höchstens will ich noch ein Stündchen vor dem Kurhause sitzen; gelüstet es dich, noch zu promenieren, dann mag dir unser Lector den Arm bieten."

Der Vorschlag wurde angenommen, und nach wenigen Minuten saßen die drei an einem Tischchen vor dem Kurhause, wo die Kapelle noch eine Abendmusik ausführte. Nach einem warmen Tage hatte sich der Himmel mit Regengewölk bedeckt; es war noch schwüler geworden, und in den Pausen der Musik konnte man die wiederholten Rufe des Regenpfeifers vom Strande her vernehmen.

„Die banalen Tanzweisen dieses Orchesters thun mir weh," sagte Irene, „lieber hörte ich die feierlichen Melodien des Meeres."

„So geh', meine Tochter," ermunterte sie die Mutter, „der Doktor wird so gefällig sein, dich zu leiten."

Hardberd sprang bereitwillig auf und führte Irene aus dem Gewühl der Menschen nach einer einsamen Stelle des Strandes.

„Hier ist es herrlich,“ atmete das Mädchen tief auf. „Ich danke Ihnen, Doktor; hier wollen wir rasten und träumen.“

Der Doktor breitete den Plaid, den er mitgenommen hatte, auf dem erwärmten Sande aus, und beide setzten sich, das Antlitz dem unmittelbar vor ihren Füßen plätschernden Wasser zugewendet.

Ein leises Beben lief durch Hardberds Glieder, als er gelegentlich den Atem der Nachbarin an seiner Wange fühlte.

„Wie werden Sie nun den Preis für Ihre Schrift anlegen?“ fragte Irene unvermittelt, und sie verrieth durch die Frage, daß sie sich schweigend mit Hardberd beschäftigt hatte. „Ich zweifle nämlich keinen Augenblick, daß Ihre von Kopf und Herz diktierte Arbeit den Sieg davontragen wird.“

Hardberd lächelte bescheiden.

„Sollte ich siegen, so müßte ich diesem schönen Lande für zwei Jahre Lebewohl sagen, denn der Preis besteht in einem Reisestipendium.“

„In einem Reisestipendium?“ wiederholte Irene betroffen, „davon haben Sie mir nie gesprochen. Müssen Sie denn reisen.“

„Würden Sie mich denn vermissen, Fräulein Irene?“

Er lauschte gespannt auf die Antwort. Statt derselben vernahm er ein tieferes Atemholen seiner Nachbarin, und endlich kam ein beklommenes „O — gewiß!“ über ihre Lippen.

Heiß stieg es dem Doktor vom Herzen nach dem Haupte.

„Irene,“ sagte er leidenschaftlich und erfaßte die eiskalte Hand des Mädchens, „soll das heißen, daß Sie mich lieber in Ihrer Nähe behielten, daß Sie mich ein klein wenig lieb haben?“

Keine Antwort.

„Irene!“ fuhr er dringend fort und schlang seinen rechten Arm um den Nacken des geliebten Mädchens, „haben Sie es denn nicht längst gemerkt, daß ich keinen anderen Gedanken mehr habe, als Sie? daß ich Sie liebe mit aller Kraft, deren ein Menschenherz fähig ist? Süßes, liebes, einziges Mädchen! O, sage, daß du mein sein willst, mein fürs Leben, mein für die Ewigkeit!“

Er zog sie stürmisch an sich und bedeckte ihr den Mund und die erloschenen Augen mit trunkenen Küssen.

Wie tot lag sie an seiner Brust; doch bald kam Leben in die Betäubte. Den verzückten Bewerber heftig von sich stoßend, sprang sie empor auf beide Füße und vernichtend kam es von ihren Lippen:

„So mißbrauchen Sie die Hilflosigkeit einer Unglücklichen? Das hätte ich von ihnen, Herr Doktor, nicht erwartet! Ich will zu vergessen suchen, was mir widerfahren, wenn Sie mich sofort zu meiner Mutter führen.“

Wie ein Sturz kalten Wassers wirkten diese Worte. Verwirrt, beschämt und dabei von tödlichem Schmerze getroffen stand der Doktor vor der Zürnenden.

„O mein Gott! so war es eine Täuschung? so lieben Sie mich nicht, Irene?“

Sie antwortete nicht.

Ein Gedanke blitzte durch Hardberds Hirn. Heftig fragte er:

„Sie lieben den — Andern? Wie? Habe ich's erraten?“ Er dachte an Robert.

„Führen Sie mich fort von hier, Herr Doktor!“ klang die strenge Erwiderung.

Ein ingrimmiges Weh erfaßte ihn; aber er gehorchte, bot der Blinden kühl seinen Arm und führte sie, ohne daß ein ferneres Wort gewechselt wurde, zurück zu dem Tische, an welchem Frau Bertha ahnungslos auf das Paar gewartet hatte.

* * *

Das war eine traurige Woche für den Doktor gewesen! Am liebsten wäre er gleich abgereist, aber der jähe Sturz aus seinen Himmeln hatte auch seine Willenskraft gelähmt, und dumpf und betäubt wankte der Arme durch das Gewühl der Menschen, die jetzt, am Ende der Hundstage, täglich zahlreicher vom glühenden Festlande nach der kühleren Insel flüchteten.

„Was ist Ihnen denn passiert, Doktor? Sie sehen ja miserabel aus!“ hatte ihn schon am nächsten Morgen Frau Bertha gefragt, und er hatte Mühe gehabt, die besorgte Freundin zu beruhigen und ihr irgend ein unbedeutendes Unwohlsein vorzufabeln. Was hätte eine der Wahrheit entsprechende Beichte genutzt? Die Mutter konnte doch die Tochter zu keiner Aenderung ihrer Gefühle bestimmen.

Die einzige Beschäftigung, die für Hardberd noch eine Art von Interesse, wenn es auch ein schmerzliches war, gehabt hatte, war seine Beobachtung Roberts gewesen, und in der That glaubte er entdeckt zu haben, daß zwischen diesem und Irene ein auf wärmere Empfindungen deutendes Verhältnis bestand. Besonders war es Irene, die sich mit Vorliebe immer an Robert wandte; befand sie sich mit Hardberd einmal allein, dann erschien sie befangen, unruhig, wortkarg, und erst, wenn Robert wieder hinzutrat, wurde sie gesprächiger und gewann ihre Frische und Sicherheit zurück.

Hardberd hatte sich nicht ganz von dem Verkehre mit den Damen zurückziehen können; wenn er sie aber durch seinen bevorzugten Nebenbuhler beschützt wußte, dann litt es ihn oft nicht mehr in ihrer Nähe, dann floh er entweder auf sein Zimmer, wo er den altertümlichen Schreibsekretär öffnete und sein Manuskript, die Frucht langer arbeitsreicher Jahre, hervorsuchte, um durch neues kritisches Durchlesen des Geschaffenen auf andere Gedanken zu kommen, oder er suchte die Einsamkeit entlegener Strandgegenden auf, um sich wieder im beobachtenden Verkehr mit der Natur zu üben und darüber die Menschen zu vergessen. Die kurzen „Ho-ho-ho!“ der Lachmöve, die sich pfeilgeschwinden Fluges über den Wassern tummelte und des brütenden Grüblers zu spotten schien, waren ihm dann willkommene Laute; sie paßten zu seiner Stimmung, die vergeblich nach Gleichgewicht und nach Ergebung in das Unveränderliche rang und auch aus dem Mövengelächter den Schmerzensschrei der Kreatur

zu hören glaubte. Wenn er einem schwarzweiß gefiederten, rotgeschnäbelten und auf roten Beinen stelzenden Austernfischer zusehen konnte, wie er auf dem feuchten, glatt geschlagenen Strande des ebbenden Meeres seine seltsam-possierlichen Wendungen und Sprünge machte, dann dachte er unwillkürlich immer wieder an den homo sapiens, an den rätselhaften Zweihänder mit glatt auftretendem Fuße und aufrechtem Gange, der vernunft- und sprachebegabt über die ganze Erde verbreitet lebt und nicht minder wundersame Capriolen macht, als solch ein unvernünftiger, nur den Zwecken der Ernährung und Fortpflanzung nachgehender Strandvogel.

Lange konnte er — das fühlte Hardberd immer zwingender — eine solche Existenz nicht mehr ertragen; täglich und stündlich dasjenige Wesen zu sehen, das er unbewußt schon seit seiner Knabenzeit geliebt hatte, das ihm jetzt als das einzig Begehrenswerte auf Erden und dennoch unwiederbringlich verloren schien, das ging über seine Kräfte; wollte er nicht leiblich und geistig völlig zu Grunde gehen, so mußte er fliehen und das Weh seines Herzens hinaustragen in die Weite, wo er durch den Anblick des geliebten Mädchens nicht immer wieder von neuem an seinen Verlust erinnert wurde.

Er hatte alles zu seiner Abreise zusammengepackt; der große Reisekoffer stand gefüllt und verschlossen in der Zimmerecke; nur die zur täglichen Toilette erforderlichen Kleinigkeiten, die in der Handtasche untergebracht werden sollten, lagen noch in der Schlafkammer umher, und sein kostbarer und unersetzlicher Schatz, das Manuskript, mit dem er einen Preis zu erringen trachtete, welcher ihm ein neues, den höchsten Zwecken geweihtes Leben begründen helfen sollte, befand sich noch wohlverwahrt in dem Schreibsekretär der Wohnstube.

Es war ein erstickend heißer Tag. Am nächsten Morgen wollte Hardberd mit dem Dampfschiffe abreisen und erst im letzten Momente den beiden Damen seinen dann nicht mehr abzuändernden Entschluß mitteilen. Eine gewisse Ruhe ist über ihn gekommen; jeder findet sie mehr oder minder, der in schwierigen oder schmerzlichen Lagen des Lebens überhaupt erst die Kraft gewann, einen Plan zu fassen. Hardberd hat heute früh sein letztes Seebad ohne jede Erquickung genommen; die Hitze der Luft hatte die gewonnene mäßige Abkühlung des Körpers sofort wieder vernichtet. Schweigend und lustlos hat er des Mittags im Kurhause gespeist und dem Gutsbesitzer, seinem Tischnachbar, durch sein verändertes Verhalten ein Rätsel aufgegeben. Frau Bertha pflegte mit Irene zu Hause zu speisen; so hat er die beiden Damen erst am späten Nachmittage vor dem Kurhause getroffen, wo alle Welt ermattet im Schatten der wenigen Bäume, die auf der Insel gediehen, schmachtete und den Tanzweisen der erhitzten Musikanten zuhörte.

„Wie viel Grad mögen wir wohl haben?" fragt Frau Bertha, indem sie das Glas Selterwasser, an dem sie eben genippt hat, wieder auf den Tisch stellt.

Hardberd erhebt sich und geht zu der am Promenadenwege errichteten Säule, an welcher der meteorologische Tagesbericht weiß auf schwarzer Tafel aushängt. Er liest den Barometerstand, die Eintrittszeiten von Ebbe und Flut, die Luft- und Wassertemperatur und muß sich, während er nach dem Platze der Damen zurückschreitet, besinnen, was er eigentlich gelesen habe, so bleischwer lastet ein Druck auf seinen Nerven.

„Dreiundzwanzig Grad Réaumur im Schatten," berichtet er, an den Tisch zurückgekehrt, und läßt sich müde auf seinen Sessel nieder.

„Alle Achtung!" ruft Herr Robert, der sich mit seinem Strohhute Luft zufächelt, „das muß auf dem Festlande ein famoses Erntewetter geben; dort werden wir wohl um die sechsundzwanzig Grad herum haben."

Irene macht gar keine Bemerkung zu dieser Wetterunterhaltung; sie sitzt in ihrem hellblauen Kleide aus allerfeinster Wolle, eine aufgeblühte Rose vor der Brust, leicht zurückgelehnt auf ihrem Stuhle, scheint durch die seltene Hitze in keiner Weise berührt und ahnt nicht, daß der Gutsbesitzer seit längerer Zeit ihren edel geformten kleinen Fuß betrachtet, den sie im hellblauen Strumpfe und knappen, ausgeschnittenen Schuh achtlos vorgestreckt hat.

So vergehen die Stunden, und der Dämpfer, der auf dem kleinen Kreise liegt, gestattet erst heller klingende Töne der Unterhaltung, wie die Sonne hinter der entzündeten Dunstwand im Westen blutigrot verschwindet.

Nachdem man gemeinschaftlich eine leichte Abendmahlzeit eingenommen hat, sagt Frau Bertha:

„Lassen Sie uns, meine Herren, noch ein wenig am Strande wandeln; dort muß es jetzt kühler sein. Ich glaube, ich werde heut zeitig die Ruhe suchen; ich fühle mich wie zerschlagen."

Man bricht auf und gewinnt das einsamere Ufer.

„Tü-üt! tü-üt!" klingt der melancholische Schrei des schnell dahintrippelnden Strandläufers.

„Wir werden Regen bekommen," sagt Hardberd, und es wird ihm schwer, diese wenigen Worte hervorzubringen.

„Es gibt ein Gewitter," bestätigt der Gutsbesitzer. „Sehen Sie? die Windmühle steht still; der Müller wagt nicht mehr zu mahlen, er hat sich schon in sein Haus salvirt."

„Nur kein Gewitter auf der Insel!" sagt Frau Bertha etwas kläglich.

Irene lächelt und ruft: „Aber Mama, du wirst dich doch nicht fürchten?"

„Ich fürchte mich nicht gerade, mein Kind, aber ich fühle mich, wie du weißt, bei Gewittern niemals recht wohl, und solche Inselgewitter sollen besonders schwer sein."

„Vielleicht geht es vorüber;" tröstet Hardberd, „der Wind weht gerade auf den Strand, und wenn das Wetter gegen den Wind aufkommt, so wird es von der Insel fortziehen."

„Das glaube ich nicht," meint Robert, der sich in die Lage des zarteren Geschlechtes nicht zu versetzen vermag und in keiner Weise beunruhigt ist. „Bricht es heut Abend noch los, so werden wir das Wetter bis morgen früh um drei Uhr aus erster Hand genießen."

„Warum denn, Sie großer Prophet?“ fragt Irene neckend und ungläubig.

„Weil erst um drei Uhr die Ebbe eintritt und die Gewitter auf dem Meere immer erst mit der Ebbe abziehen.“

„Es wird wahrhaftig ganz dunkel,“ stöhnt Frau Bertha, „da hinten im Westen sieht man schon das Blinkfeuer eines Leuchtturmes.“

„Das ist der Leuchtturm von Z.,“ bestätigt Hardberd. „Die Feuerwärter sind auf ihrem Posten.“

„Wir wollen nach Hause gehen, Kind!“ wendet sich die Mutter an die Tochter. „Hardberd, geben Sie Irene den Arm! ich mag hier nicht durch den Ausbruch des Wetters überrascht werden.“

Hardberg gehorchte. Bebend empfand er den leichten Druck der geliebten Hand auf seinem Arme; seine Brust war voll süß-schmerzlichen Wehs.

Robert geleitete die ängstliche Mama.

Die Promenade war schon leer; auch die Musiker hatten den Orchesterbau verlassen. Vor den Häusern an der Promenade saßen die Badegäste in stillen Gruppen und beobachteten gespannt die Veränderungen am Himmel und auf dem phosphorisch leuchtenden Wasser.

Bald war das schützende Heim erreicht.

Man wünschte sich allerseits eine ruhige und schlafgesegnete Nacht, und jeder suchte sein Zimmer auf.

Hardberd zündete eine Kerze an und betrachtete wehmütig den gepackten Koffer, der in der Zimmerecke stand.

„Die letzte Nacht mit ihr unter einem Dache!“ seufzte er, „und dann mit unheilbar verwundetem Herzen hinaus in den Kampf des Lebens.“

Er riß alle Fensterflügel auf, so stickend war die Luft in der dumpfen Stube.

Das Gewitter wollte immer noch nicht kommen. Von dem Turme des einzigen Kirchleins im Orte tönten zehn Glockenschläge. Die Lichter in den Häusern erloschen nach und nach; die Leute gingen hier zeitig zu Bett. Hardberd saß am offenen Fenster und blickte schmerzversunken in die schwärzer und schwärzer werdenden Wolkenmassen, die vom Westen heraufzogen, während fern im Osten über dem Festlande noch einzelne Sterne glitzerten.

Mehr und mehr gestalteten sich die unklaren Empfindungen des Doktors zu Gedanken, und diese Gedanken wurden zu einer stummen, trostheischenden Zwiesprache mit dem Lenker aller Schicksale.

„Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich.“

Dieser Psalmvers kam ihm plötzlich in den Sinn; es war der Einsegnungsspruch Irenens, und er sah sich wieder in dem überfüllten Gotteshause des Bergstädtchens; vor dem Altare saß sie, die seines Lebens Polarstern war und nun dennoch am Horizonte seiner Wünsche untergehen sollte.

„Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln.“

Zweifelnd und hoffend sprach er diesen Vers mit kaum bewegten Lippen. Würde ihm wirklich nichts mangeln, wenn er nun losgerissen von dem Mutterboden, in dem seines Herzens beste Triebe gewurzelt hatten, hinaustaumeln würde in eine öde, liebeleere Welt? Und doch, der Herr ist mein Hirte! Er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, er kann in einem einzigen Augenblicke alles, alles wenden.

Elf Schläge zitterten vom Turme durch die brütende Nacht. Hardberd hatte es kaum gehört. Er saß noch immer am Fenster; draußen herrschte tiefe, schwüle Stille; die Stille vor dem Sturm. Kein Lichtschein flimmerte mehr weit und breit; nur zwei helle Punkte, die man fern am Ende des Badeortes unterscheiden konnte, bezeichneten die Einfahrt zu dem kleinen Hafen der Insel.

Immer noch dachte der Doktor an Irene; vergeblich versuchte er, aus der traurigen Thatsache, daß Irene unheilbar blind sei, eine Art selbstsüchtigen Trostes zu gewinnen. Wie hättest du auch dein Schicksal mit dem eines so hilflosen Wesens vereinen dürfen? Diese Frage hat er sich in den letzten Tagen unzähligemale vorgelegt, aber eine hartnäckige innere Stimme hat jedesmal unbeirrt geantwortet: die vermehrte Sorge um eine Blinde wäre in diesem Falle eine Vermehrung deiner Seligkeit gewesen; du selbst wärst das Auge für die Geliebte geworden, das Medium, durch das sie hinfort die Außenwelt erblickt hätte! Welch hohe, unendlich hohe und beseligende Aufgabe für einen Mann, nicht nur die moralische Stütze eines geliebten Weibes, sondern auch gewissermaßen ihre körperliche Ergänzung, ja alles, alles für sie sein zu dürfen, um ihre ganze große Seele dafür als königliche Gegengabe zu gewinnen!

Ein grelles, grünliches Licht erleuchtete plötzlich Himmel und Erde; Hardberd konnte einen Augenblick lang die weißaufschäumenden Wellenkämme des Meeres erkennen; dann versank alles in schwarze Nacht, aber ein langhinrollender Donner erschütterte die Fundamente des Hauses, und gleichzeitig öffneten sich die Wolkenschleusen und ein dichter Regen prasselte hernieder.

Der Doktor schloß die Fenster. Es war gegen Mitternacht. Er trat auf den Korridor hinaus, um sich zu überzeugen, ob auch das Flurfenster geschlossen sei. Im Lichtschein der Kerze, die er in der Hand trug, sah er die gegenüber befindlichen beiden Thüren, die zur Wohnung Frau Berthas führten. Ob die Damen aufgestanden waren? ob er, falls sie noch schliefen, laut anklopfen und sie auf diese Weise wecken sollte? Sie würden wohl schon munter sein; in der Heimat Frau Berthas war es ja allgemeiner Brauch, bei nächtlichen Gewittern das Bett zu verlassen; in kleinen Orten, wo es keine genügend organisierten Feuerwehren gibt, sieht sich jeder Bewohner bei Gefahren zeitig vor.

Im Erdgeschoß des Hauses wurde es laut; der Gutsbesitzer Robert, der unten wohnte, mußte wohl aufgestanden sein und sich mit dem Hauswirte unterhalten, denn man konnte zwei Männerstimmen unterscheiden. Hardberd kehrte beruhigt in sein Zimmer zurück, und eben hatte er das Licht auf den Sofatisch gestellt, als ihn ein greller Feuerschein und gleich-

zeitiger betäubender Donnerschlag einen Augenblick völlig lähmte. Das Licht war erloschen: plötzliche Finsternis und ein erstickender Schwefelgeruch herrschte im Zimmer; Hardberd taumelte gegen die Wand, aber in fast instinktiver Erkenntnis der Gefahr und mit dem Aufgebot der letzten Kraft tastete er sich schleunigst nach der Thür, riß diese auf, stürzte die Treppe hinunter und erhob den Feuerruf.

Der Wirt war mit einer Handlaterne im Hausflur gewesen; sie stand noch brennend auf der Erde, aber der Wirt selbst war durch den Blitzschlag, der das Haus getroffen haben mußte, gewissermaßen aus demselben herausgeworfen worden; er stand, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen war, im tollsten Gusse auf der Straße und rief dem Gutsbesitzer, der ein Fenster im Erdgeschoß aufgerissen hatte, entsetzt zu: „Das Dach brennt!"

Hardberd, der ebenfalls auf die Straße geeilt und in der frischen Luft wieder zu sich gekommen war, blickte empor und sah, wie durch das Dach, das unmittelbar über dem ersten Stockwerke schräg ansetzte, eine helle Stichflamme emporschoß und wie die Dachziegel durch ein explosionsartiges Getöse abgehoben und in weiten Bogen herunter auf die Straße geschleudert wurden.

„Um Gotteswillen, das wird ernst!" rief Hardberd und stürzte nach dem Hause zurück.

Der Wirt eilte ebenfalls hinein. „Das unglückselige Werg auf dem Boden!" jammerte er, indem er mit dem Doktor die Treppe hinaufstürmte.

Aber auch der Gutsbesitzer war nach oben geeilt und er wollte gerade die Hand auf die Klinke der Thür legen, die in das Damenzimmer führte, als er sich von Hardberd heftig bei Seite geschoben fühlte, der mit den Worten: „Sehen Sie nach Frau Bertha!" sich bei ihm vorbei und hinein drängte.

Es war das Schlafzimmer der Damen, in das er geraten war; es war erleuchtet, aber mit Rauch erfüllt.

„Irene — Fräulein Irene! ich bin es — ich rette Sie!"

Er stürzte nach dem einen Bette, auf dessen Rande das halbangekleidete Mädchen saß, während Frau Bertha, die sich wahrscheinlich noch gar nicht gelegt hatte, da sie völlig bekleidet und das andere Bett unberührt war, hastig und mit zitternden Händen die Toilette der Tochter notdürftig zu beenden suchte.

„Schnell ein Tuch, einen Mantel, gleichviel was! Hier gilt kein Zaudern, gnädige Frau! Ich trage Fräulein Irene nach dem ‚Adler'. Hier kommt Herr Robert; der wird Ihnen helfen!"

Schon hatte Hardberd einen Regenmantel erfaßt; er umhüllte die Blinde damit, nahm sie auf seinen Arm und stieg mit der teuern Bürde schnell die Treppe hinab.

Vor dem Hause hatten sich schon die Nachbarn versammelt, um zu retten, was zu retten war. Hardberd teilte die Menge und trug seine Last quer über die Straße und durch den schüttenden Regen nach dem Gasthofe zum ‚Adler'.

Auch dort war alles wach.

„Hier hinein! ich bitte sehr, Herr Doktor!"

Der Wirt kannte den Herrn und die Dame und öffnete sein eigenes Wohngemach, das erleuchtet war.

Hardberd legte Irene auf ein Sofa, kniete neben demselben nieder und suchte den durchnäßten Umhang zu entfernen.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Irene, Sie sind in Sicherheit; ich bleibe bei Ihnen, bis Ihre Mama hier ist; dann werde ich nach Ihren Sachen sehen."

„Mama? Um Gotteswillen, wo ist Mama?" fragte das Mädchen, das aus einer Betäubung zu erwachen schien.

„Unter Herrn Roberts Schutz. Sie wird gleich hier sein; entschlagen Sie sich jeder Sorge."

Er faßte ihr Handgelenk und prüfte ihren Puls. „Ein wenig aufgeregt", sagte er. „Ich werde Ihnen einen Schluck zu trinken geben und anordnen, daß zwei Betten hier aufgestellt werden. Das Gewitter ist bald vorüber; sie müssen sich sofort ins Bett begeben; etwas Schlaf wird Sie völlig wiederherstellen."

Er ging zur Thür und erteilte einem der Hausmädchen die bezüglichen Aufträge.

Herr Robert führte jetzt Frau Bertha ins Zimmer, die sofort nach dem Sofa eilte und sich weinend über die Tochter beugte.

„Mein liebes einziges Kind! Gott sei gedankt, daß ich dich wiederhabe!" schluchzte sie unter reichlichen Thränen. „Wie geht es dir denn? Bist du auch nicht krank durch Schreck und Aufregung?"

„Ich bin ganz wohl, Mama. Du auch? Hast du dich wieder erholt? Bitte, bitte, sage mir ehrlich, wie du dich befindest." Sie schlang den Arm um den Hals der Mutter und zog sie liebkosend an sich.

Hardberd und der Gutsbesitzer hatten sich zurückgezogen, um nach dem Eigentum der Damen zu sehen. Vor der Thür des Gasthofes kamen ihnen schon Bewohner des Städtchens entgegen, die aus Frau Berthas Zimmern Kisten und Kasten herausgetragen hatten und in nimmer wankender Ehrlichkeit alles gewissenhaft hierher schafften.

„Habt Dank, ihr braven Leute! rief Hardberd. „Gebt nur alles an den Wirt ab; er hat die Damen unter seinen Schutz genommen."

Er eilte über die Straße nach dem lichterloh brennenden Hause. Robert schritt ihm zur Seite.

„Es scheint, dort bringt man unsere Sachen," rief dieser und deutete auf eine Gruppe junger Leute, die Hardberds und Roberts Reisekoffer trugen.

Hardberd erkannte sein Eigentum und wies die Retter nach dem Gasthofe. Wie er nach seiner Wohnung emporblickte, aus deren gesprungenen Fenstern die Flammen prasselten, fiel ihm seine im Schreibsekretär verwahrte Schrift ein.

„Mein Manuskript! Barmherziger Gott, mein Manuskript! es ist verbrannt!"

„Beruhigen Sie sich, Herr Doktor!" rief der Besitzer des brennenden Hauses, der, das Urbild eines unerschütterlichen Insulaners, gelassen auf der Straße stand, „es ist alles gerettet! Meine Sachen mögen brennen; ich bin versichert; aber das Eigentum meiner

Gäste durfte ich nicht preisgeben; wir haben alles geborgen."

„Auch das umfangreiche Schriftstück, das ich in den Schreibsekretär gelegt habe?"

„In den Schreibsekretär? ich wußte nicht — daran habe ich wirklich nicht gedacht."

„O, die Frucht vieler arbeitsreicher Jahre! die letzte Hoffnung meines Lebens!" klagte Hardberd, „ich muß sehen, ob ich sie den Flammen entreißen kann!"

Schon drängte er sich durch die Menge in das brennende Haus.

„Zurück, zurück! die Treppe brennt ja schon! Die Dachbalken werden gleich zusammenstürzen! Haltet den Wahnsinnigen!" riefen mehrere Stimmen.

Glut und Qualm erfüllte den Hausflur; todesmutig eilte der Doktor der Treppe zu.

Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter. „Halt, mein Freund! keinen Schritt weiter! Wie Sie mich vorhin von Fräulein Irenens Thür fortdrängten, so verbiete ich Ihnen diesen Aufgang. Lassen Sie mich versuchen, was möglich ist."

Es war Roberts Stimme; an seiner äußeren Erscheinung war der Gutsbesitzer nicht zu erkennen, denn er hatte sich den ganzen Leib mit einer nassen Decke umhüllt, die kapuzenartig auch seinen Kopf bedeckte.

Als Hardberg verblüfft zögerte, rief Robert:

„Ich verstehe solch Rettungswerk besser wie Sie; mit Haut und Haar würden Sie verbrennen! Warten Sie draußen! Im Schreibsekretär sagten Sie?"

Hardberd nickte und Robert flog in so langen Sätzen, wie sie nur seine schützende Hülle erlaubte, über die qualmenden Treppenstufen nach dem ersten Stockwerk.

Beschämt stand der Doktor; sollte er das großmütige Opfer des Nebenbuhlers ruhig annehmen? Besorgnis um das Leben eines so edlen Rivalen und der Wunsch, sein Manuskript um jeden Preis vor dem Untergange zu bewahren, trieben ihn aufs neue nach der Treppe; doch kaum hatte er den Fuß auf die unterste Stufe gesetzt, als er sich kräftig zurückgerissen fühlte, und die Stimme des Hauswirtes zürnte:

„Was sind das für Sachen? Heraus aus dem Hause, Herr Doktor! Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Gewalt brauche. Das Unglück ist groß genug; es sollen nicht auch noch Menschenleben in Gefahr kommen. Ihre Papiere — nun, ich kenne deren Wert nicht, aber ich denke: besser, es brennt das Papier, als der Gelehrte, der es beschrieben hat."

Der brave Insulaner hatte unter solcher Rede den Doktor gewaltsam nach der Straße zurückgeführt, und als der sich Sträubende erklärte, daß sich Herr Robert schon hinaufgewagt hätte, um nach dem Schriftstück zu forschen, forderte der entsetzte Hausbesitzer die an einer großen Druckspritze arbeitenden Nachbarn auf, den Wasserstrahl in diejenigen Fenster des ersten Stockes zu richten, hinter denen er den verwegenen Logiergast vermutete.

Aber schon kam Robert aus dem Hause gestürzt. Die nasse Decke, die er umgenommen hatte, war getrocknet und schwelte an mehreren Stellen. Man riß sie ihm vom Leibe.

„Es war unmöglich, bis zum Schreibsekretär vorzudringen ... das ganze Zimmer ist ein Flammenmeer ... zweifeln Sie nicht an meinem guten Willen ..."

Trotz des Schmerzes über seinen Verlust umarmte Hardberd den mutigen Mann: „Sie edler Freund, ich danke Ihnen und bleibe in Ihrer Schuld. Kommen Sie! ich führe Sie nach dem ‚Adler'; Sie schwanken ja."

In der That taumelte Robert mehr, als daß er ging; er hatte durch Hitze und Qualm schwer gelitten und seine rechte Hand schmerzte ihn.

„Im ‚Adler' logiert ein Freund von mir; er wird mich aufnehmen," stöhnte er. „Es ist nichts; seien Sie ohne Sorge; morgen bin ich wieder imstande."

Hardberd führte den Schwankenden nach der bezeichneten Wohnung, verband ihm die Brandwunden an Arm und Hand und trat dann wieder vor die Thür des Gasthofes.

Noch brannte das aus Fachwerk erbaute Häuschen; was aber die vereinten Anstrengungen der Nachbarn und die einzige große Spritze der freiwilligen Feuerwehr des Städtchens kaum vermocht hätten, das vermochte der noch immer wolkenbruchartige Regen: der Brand blieb auf seinen Herd beschränkt und selbst die Dächer der benachbarten Gebäude wurden erhalten.

Es mochte drei Uhr des Morgens sein, als der Regen nachließ. Robert hatte recht prophezeit; mit der eintretenden Ebbe klärte sich das Wetter auf. Eine schwelende glutaushauchende Trümmermasse bezeichnete die Stelle, wo das zusammengestürzte Haus gestanden hatte; aber keine Stichflamme züngelte mehr aus dem glimmenden Wust, und jede weitere Gefahr schien völlig beseitigt.

Hardberd fragte den ermüdet gähnenden Kellner, der neben ihm stand und übernächtig in die Glut schaute, wo er denn unterkommen könnte.

„Dicht neben den beiden Damen, Herr Doktor. Es ist eigentlich das Arbeitskabinet des Wirtes; auf seinen ausdrücklichen Befehl ward es aber für Sie schon eingerichtet. Belieben Sie, schlafen zu gehen?"

„Ich denke, es ist das beste, was ich jetzt thun kann."

Nach wenigen Minuten lag Hardberd in einem vortrefflichen Bette. Der Verlust des Manuskriptes war ein schwerer Schlag für ihn, und bitter dachte er der schmerzlichen Enttäuschungen, die ihm der Aufenthalt auf dieser Insel gebracht hatte; bald aber mischte sich in diese Betrachtungen der Gedanke an den Nebenbuhler, den er jeder edlen That unfähig gescholten, und der sich doch als ein beherzter und edelgesinnter Menschenfreund entpuppt hatte; es drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß der Schluß von der wissenschaftlichen und philosophischen Richtung eines Mannes auf seinen sittlichen Wert meistens ein Trugschluß sei und daß mit jeder Lehrmeinung sowohl feige Selbstsucht als auch selbstverleugnende Hingabe an den Nächsten gepaart sein könne.

Endlich entschlief der Doktor. Er träumte von

Irene; wieder hielt er sie auf den Armen und ihr schwellender Leib preßte sich gegen sein klopfendes Herz; aber es war keine Flucht vor irgend welcher Gefahr, die seine Schritte beschleunigte; sacht und selig trug er die geliebte Bürde durch beblümte Auen: immer leichter und leichter fühlte er sich, es war, als ob ihm Schwingen wüchsen, und plötzlich erhob er sich mit der Teuren in die Lüfte und flog der Sonne entgegen.

Ein jäher Sturz folgte auch diesem Ikarusfluge; als er von der geträumten Erschütterung erschreckt emporfuhr und die Augen öffnete, schien eine warme, lachende Sommersonne in das ihm fremde aber freundlich verklärte Gemach. Ein Blick auf seine Taschenuhr, die auf dem Nachttischchen tickte, belehrte ihn, daß es neun Uhr war; er hatte die Abfahrtsstunde des Dampfschiffes und seinen geplanten Abschied von den Damen verschlafen und war vorläufig ein Gefangener auf der Insel.

* * *

De Kukuk un de Kiewitt
De danzen up den Butendiek;
Do kam een lütten Spreen
Un woll dat Danzen sehn.
De Kukuk nehm een Steen
Und smiet de Spreen an't Been!"
„Au, au, min Been!"
Schrie up de Spreen,
„Nu hew ik danzen sehn!"

So ungefähr klang das Liedchen, welches das nordfriesische Kindermädchen dem Säugling vorsang, den sie, auf einer Bank vor dem ‚Adler' sitzend, in ihren drallen Armen unermüdlich hin und her wiegte.

Hardberd saß in ihrer Nähe an einem kleinen Tischchen und nahm seinen Frühkaffee. Er war der einzige Gast des Hauses, der hier den köstlichen Sommermorgen genoß; die andern waren alle baden gegangen, denn es war Flutzeit.

Frau Bertha und Irene befanden sich allerdings nicht unter den Badenden; sie schliefen beide noch, wie das Zimmermädchen berichtet hatte, und Hardberd freute sich dieses Umstandes, denn er war ihm Bürge, daß die Damen den Schreck der Nacht überwunden hatten und nach einem ausgiebigen Schlafe wieder frisch und munter sein würden. Dem Gutsbesitzer hatte der Doktor schon seinen Morgenbesuch gemacht und ihn fertig angekleidet gefunden.

„Sie kommen gerade recht," hatte der Unverwüstliche gerufen, „und können mir meinen schmerzenden rechten Flügel in eine Schlinge legen. Das wird mich kleiden und bei den jungen Frauenzimmern noch einmal so interessant machen."

Hardberd hatte den Wunsch des Patienten erfüllt, nachdem er sich vom Zustande des verletzten Armes unterrichtet hatte; dann war Robert pfeifend davon gegangen, um, wie er sagte, am Strande mit seiner Bandage zu paradieren; aus dem Baden würde heut wohl nichts werden.

Die Bissen des nicht besonders weißen Gebäckes, das einen Bestandteil des Frühstücks bildete, glitten dem Doktor nur langsam hinunter; er konnte den doppelten Verlust, den er erlitten, nicht verwinden. Wenn ihm Irene zu eigen geworden wäre, ja, dann hätte er die Vernichtung seines Manuskriptes leichter ertragen; aber so war er ja gänzlich verarmt, und es erschien ihm mehr als fraglich, ob er imstande sein würde, das umfangreiche Werk noch einmal aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben und gar mit dieser Arbeit bis Weihnachten zustande zu kommen. Gelang dies aber nicht, dann mußte er auch auf den gehofften Preis verzichten und jede Aussicht auf eine zweijährige Studienreise war ebenfalls dahin.

Er ließ den Rest des Frühstückes stehen und ging plan- und mutlos nach der Landungsbrücke. Dort wandte er sich rechts und setzte den Strand entlang seine einsame Wanderung fort. Die hier angeketteten Boote der Schiffer stampften und bäumten sich wie ungeduldige Rosse an ihren Fesseln, denn die Flut drang mächtig an und schüttelte die ledigen Fahrzeuge in rhythmischen heftigen Stößen. „Claassen", „Hansen", „Jessen", „Andresen", „Hinrichsen" stand in blauen, roten, schwarzen und goldenen Lettern an den mit weißer Oelfarbe gestrichenen Booten zu lesen; Hardberd konnte die stille Bemerkung nicht unterdrücken, daß er dieselben Namen schon vielfach auf den Schildern der Kramläden gesehen und täglich im Verkehr mit den Inselbewohnern gehört hatte; sie schienen typisch zu sein für diese einfache Bevölkerung, und Dutzende von Familien mochten, ohne blutsverwandt zu sein, denselben Geschlechtsnamen führen.

Zahllose Mies- und Herzmuscheln knirschten unter seinen Schritten im feuchten Sande; eben warf die Flutwelle eine größere Muschel vor seine Füße, und er bückte sich, die Frucht des Meeres aufzuheben. In dem harten Gehäuse steckte mit seinem weichen Schwanze ein Einsiedlerkrebs, der keck aus dem expropriierten Wohnhause hervorguckte, beim Anblicke des Doktors aber sich scheu in seine Festung zurückzuziehen versuchte.

„Pagurus Bernhardus", sagte Hardberd, indem er das Tier wieder ins Salzwasser warf, „der Sieg des Stärkeren im Kampfe ums Dasein! Es geht mir nicht besser, wie der vertriebenen Schnecke; der Grund, auf dem ich hätte gedeihen können, heißt Irene; der Gutsbesitzer aber hat als zweihändiger Pagurus mich expropriiert; nun treibe ich preisgegeben in der Flut des Lebens."

Er dachte daran, wie ihm Irene einst als Kind den wissenschaftlichen Namen der Maulwurfsgrille nachgesprochen hatte. „Gryllotalpa"; es hatte von ihren ungeübten Lippen wie Musik geklungen! Und ein Wesen, das ihm so geistesverwandt war, in dessen Seele er schon als Knabe unverlöschliche Spuren gedrückt hatte — nun sollte es einem andern gehören, einen andern beglücken, der so himmelweit von ihrer Denkart, von ihrem Dichten und Trachten, verschieden war! Das durch kein Mittel zu stillende Weh zog sein gefoltertes Herz zusammen; er kam sich wie ein Schiffbrüchiger vor, der aus dem Sturme nur das nackte Leben gerettet hat.

Tief seufzte er auf. Eine Seeschwalbe mit schwarzem Kopf und silbern schimmerndem Gefieder

schwebte graziös an ihm vorüber, und das zierliche Tierchen war so voller Lust und Daseinsfreudigkeit, als wollte es auch ihm Mut machen, weiter zu kämpfen, weiter zu hoffen. Wie gern hätte er gehofft! wie gern noch an eine günstige Lösung des Rätsels geglaubt! Aber wie unbegreiflich auch das Verhalten Irenens ihm immer wieder erschien, zu unzweideutig und heftig war der Zorn gewesen, mit dem sie ihn, den ungestümen Werber, von sich gestoßen hatte; konnte er denn noch hoffen?

Er mußte abreisen; dies war die einzig mögliche Besserung einer geradezu unerträglichen Lage. Wäre er nur schon vor einer Woche abgereist; dann hätte er wenigstens sein Manuskript gerettet; Robert würde Irene vielleicht noch schneller und sicherer aus dem brennenden Hause getragen haben, und Irenen wäre der andere Retter gewiß noch lieber gewesen.

Rascheren Schrittes trat der Doktor den Rückweg an; er nahm die Richtung bei dem Kurhause vorbei und las dort den Aushang, auf welchem die Abfahrt des nächsten Schiffes verzeichnet stand. Morgen Vormittag elf Uhr konnte er nach dem Festlande übersetzen; die Fahrzeiten änderten sich je nach Ebbe und Flut. Mit dem Vorsatze, dieses Schiff zu benutzen und sich durch kein Ereignis mehr von der Reise abhalten zu lassen, kehrte er nach dem ‚Adler' zurück und begann sofort seine schon mehrmals ein- und ausgekramten Sachen wieder zusammenzupacken. Er verhielt sich bei diesem Geschäfte möglichst geräuschlos, da er die nebenan untergebrachten Damen, die vielleicht noch schliefen, nicht stören wollte.

Als die Tischglocke die Bewohner des Hauses nach dem Speisesaal rief, folgte er diesem Rufe; er konnte ebensogut hier speisen wie im Kurhause. Er saß zwischen fremden Nachbarn; der Gutsbesitzer war wahrscheinlich zur gewohnten Krippe gegangen.

Nach der Tafel erkundigte sich Hardberd nach den Damen. Sie hatten ihr Zimmer noch nicht verlassen, waren aber aufgestanden und hatten sich das Mittagsmahl nach beendeter Gasttafel in ihre improvisierte Wohnung bestellt. So durfte er sie jetzt nicht stören; eine Stunde später aber klopfte er an ihre Thür.

„Darf ich mich durch den Augenschein überzeugen, wie Sie sich beide befinden?"

Frau Bertha dankte für seine Teilnahme; Irene streckte ihm die Hand entgegen, dankte ebenfalls in schlichten Worten für das Rettungswerk, das er an ihr vollbracht hatte, und fragte ihn, ob sie ihm auch nicht zu schwer gewesen wäre.

„Ich habe Sie schon einmal bei einem Gewitter getragen, Fräulein Irene," erwiderte Hardberd, indem er die auffallend kühle Hand des Mädchens losließ, „und weder damals noch gestern sind Sie mir zu schwer geworden." Der Sinn der Worte war verbindlich, trotzdem klangen sie kalt und förmlich.

„Haben Sie denn alle Ihre Sachen wieder bekommen?" fragte Frau Bertha.

„Es fehlt nichts; diese Inselbewohner sind ehrliche Leute." Seines verbrannten Manuskriptes mochte er nicht erwähnen; es widerstrebte ihm, den Dienst, den er Irenen geleistet hatte, durch die Mitteilung von seinem Verluste wertvoller und selbstloser erscheinen zu lassen; denn freilich, hätte er sich nicht um Irene, sondern nur um sein Eigentum bemüht, er hätte jetzt den Verlust seines Werkes nicht zu beklagen gehabt.

„Sie sind so ernst, Doktor, so ganz anders, als Sie sonst waren? Ist Ihnen irgend etwas Unerwünschtes widerfahren?" Frau Bertha sah bei diesen Worten teilnehmend und liebevoll dem jungen Manne in die Augen.

Er konnte diesen inquisitorischen Blick nicht ertragen und blickte zur Erde. Ausweichend erwiderte er:

„Ich wüßte nicht, daß ich anders bin; es mag wohl von der Unruhe der Nacht kommen. Außerdem beschäftigen mich Angelegenheiten, die meine Stellung zur Universität betreffen und mich zwingen, morgen Vormittag abzureisen. Ich darf beruhigt den Rückweg antreten, da ich Sie unter dem ausgezeichneten Schutze Herrn Roberts zurücklasse."

Frau Bertha war durch diese unerwartete Eröffnung betroffen, aber sie fügte sich gefaßt in das scheinbar Unabänderliche, da es ihr unbescheiden erschien, unter solchen Umständen Hardberds Dienste noch länger für sich in Anspruch zu nehmen.

Irene sagte gar nichts; Hardberd glaubte zu bemerken, daß sie recht blaß aussähe, und er empfahl ihr, sich heut und die nächsten Tage möglichst ruhig zu verhalten, bis die Eindrücke der letzten Nacht völlig verwischt sein würden.

Am Abende, als der kleine Kreis noch einmal vollzählig vor dem Kurhause saß und Robert mit seinem in der Schlinge hängenden Arm die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein trug, fühlte sich der Doktor so bedrückt, daß er unter dem Vorwande, noch dies und jenes Geschäftliche abwickeln zu müssen, aufbrach und sich in die Einsamkeit am Strande flüchtete. Er traf dort einen ihm schon bekannten Fischer und bat denselben, ihn noch ein Stündchen in das Meer hinauszurudern. Es sollte keine Vergnügungsfahrt, sondern mehr eine Probe sein, wie sich die Trennung von der Insel, auf der das einzig Begehrenswerte für ihn zurückblieb, ertragen ließe. Das Wasser war ziemlich still; es war die Zeit seines tiefsten Standes; bald sollte die Flut eintreten. Dämmerung lag rings ausgebreitet. Doch konnte Hardberd vom schnell dahinschießenden Boot aus die dunkle Masse der Insel erkennen; eine Reihe zitternder Lichter bezeichnete die Wohnungen an der Strandpromenade, zu denen auch das Kurhaus gehörte, auf dessen gartenähnlichem Vorplatz jetzt Irene saß und dem Geplauder des glücklichen Rivalen lauschte. Schmerzlich wandte Hardberd den Blick in eine andere Richtung; die flimmernden Lichtchen verursachten ihm Pein. Das Blinkfeuer des fernen Leuchtturms auf der äußersten, gegen die offene Nordsee vorgeschobenen Insel traf jetzt seine Augen; es strahlte weit heller als die Strandlichter, aber unbewegt konnte er hinsehen, denn es verknüpfte sich mit ihm keine Erinnerung an Irene.

Als er bei einbrechender Nacht wieder zum Kurhause zurückkehrte, war der Platz, wo die Damen

gesessen hatten, leer; sie mußten sich schon zurückgezogen haben.

„Es ist besser so!“ dachte Hardberd; dennoch war ihm die Enttäuschung verdrießlich und er zürnte mit sich selbst, da er ganz allein die Schuld derselben trug.

Langsam schlenderte er in der Richtung nach dem ‚Adler‘. Es war schon in der elften Stunde und der kleine Ort lag bereits im ersten Schlummer. Die schwarzen Umrisse der Häuser und Baumwipfel standen scharf auf dem helleren Nachthimmel; in diesen Breiten wird es zur Sommerszeit nicht mehr ganz dunkel. Naturgegenstände, die wir zum letztenmale sehen, lösen sich mehr oder minder von allen unmittelbaren Beziehungen zu unserem Willen; sie erscheinen uns daher als Objekte reiner, wunsch- und begierdefreier Anschauung und wirken, wie das Kunstwerk wirkt: befreiend. So vergaß auch Hardberd in der Betrachtung dieses im Halbdämmer der Augustnacht idyllisch träumenden Städtchens sein Wehe und unbewußt atmete er die Luft der Freiheit, die uns stets umfächelt, wenn uns die reine Anschauung aus dem Wust und Dunst unserer kleinen Leiden zu höheren Sphären emporträgt. Als er aber sein Zimmer im ‚Adler‘ betreten hatte und leise begann, seine Sachen noch einmal zu mustern und zur endgültigen Abreise zurechtzulegen, senkte sich das alte Weh wie ein Alp auf seine Brust, und, hätte er sich nicht vor sich selbst geschämt, er hätte Thränen vergießen können.

Ein leises Tasten an der Thür, die zum Nebenzimmer führte und von der anderen Seite verschlossen war, machte ihn plötzlich inne halten und aufmerken. Der Schlüssel wurde fast unhörbar umgedreht und geisterhaft langsam öffnete sich ein Flügel. Durch den Spalt tastete sich Irene mit einem Kästchen in der Hand. Vorsichtig drückte sie die Thür wieder hinter sich ins Schloß und, die blicklosen Augen in das erleuchtete Zimmer gerichtet, fragte sie leise:

„Herr Doktor?“

Dem Gerufenen stockte das Blut im Herzen; er wußte sich den befremdenden Vorgang nicht zu deuten.

„Ich bin hier, Fräulein Irene,“ erwiderte er mit gepreßter Stimme, „was gibt es denn? es ist Ihnen doch nichts zugestoßen?“

Besorgt trat er an die Blinde heran und erfaßte ihre Hand, die wiederum eiskalt war.

„Verzeihen Sie, wenn ich so spät noch hier einzutreten wage ... ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen.“

Befangen in jungfräulicher Zaghaftigkeit stand sie da; sie mochte das einfache Hauskleid, das züchtig bis an den Hals geschlossen war, zunächst ihrem Bette gefunden und übergeworfen haben; das reiche blonde Haar, zu einem einzigen schweren Zopfe zusammengeflochten, war in mehrfachen Windungen auf dem Hinterhaupte unter einem Netze befestigt.

„Gestatten Sie, daß ich Sie zu einem Sessel führe.“

Bebend geleitete er das Mädchen zu dem einzigen Polsterstuhl, der im Zimmer war, und ließ sie dort Platz nehmen.

„Was haben Sie mir mitzuteilen, Fräulein Irene? Aus der späten Stunde schließe ich, daß es etwas Wichtiges ist.“

„Ich hoffe wenigstens, daß es Ihnen willkommen sein wird.“ Sie hatte mehr und mehr die Befangenheit überwunden und fuhr gefaßter fort: „Von Herrn Robert haben wir erst heut Abend erfahren, daß Sie bei dem gestrigen Brande Ihr Manuskript eingebüßt haben. Wenn jemand imstande ist, die ganze Schwere dieses Verlustes Ihnen nachzuempfinden, so bin ich es, die ich Ihr Werk von Ihnen selbst habe vortragen hören, die ich weiß, mit welcher Hingabe Sie an demselben gearbeitet und welche Hoffnungen Sie auf dasselbe gebaut hatten; ja, doppelt empfinde ich diesen Verlust, da Sie ihn nur meinetwegen erlitten haben, denn um mich aus dem gefährdeten Hause zu retten, haben Sie Ihr unersetzliches Geisteswerk großmütig den Flammen überlassen. Niemals kann ich Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan haben ... aber vielleicht kann ich Ihnen ein klein wenig behilflich sein, Ihr verlorenes Werk wiederherzustellen. Ich habe die Abschnitte, die Sie uns täglich vorlasen, immer gleich die Nacht darauf niederzuschreiben versucht ... lachen Sie mich nicht aus! ... ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte ... Hier sind die gesammelten Niederschriften“ — sie deutete auf den Pappkasten in ihrem Schoße — „vielleicht können sie Ihnen als Anhalt, als Leitfaden dienen, wenn Sie Ihr Werk — und das müssen Sie! — aufs neue zu Papier bringen.“

Mit zagender Hand überreichte sie dem Ueberraschten das Kästchen.

„Fräulein Irene, das ist rührend lieb von Ihnen! ich danke Ihnen tausendmal! Diese Notizen werden mir immer eine teure Erinnerung, ein unschätzbares Vermächtnis sein!“

Er hielt inne, denn er war im Begriff, wärmer zu werden, als es sich für ihn geschickt hätte. Er öffnete das Kästchen und fand darinnen hunderte von jenen eigenartigen, nur für blinde Schreiber gefertigten Briefbogen mit erhaben eingepreßten Linien; alle diese Bogen waren mit unsicheren, aber genügend lesbaren Schriftzügen in Blei bedeckt; sie waren fortlaufend numerirt und ordnungsmäßig auf einander gepackt.

„Mein Gott!“ rief Hardberd verwundert, „wann haben Sie denn dieses mühevolle und gewissenhafte Werk vollbracht? Das ist ja eine erstaunliche Leistung!“

„Ich habe immer des nachts dasjenige notiert, was Sie am Abende vorher gelesen hatten.“

„Des nachts? Ich will nicht hoffen, daß Sie dieser Arbeit wegen so viele Nächte aufgeblieben sind.“

„Das würde meine gute Mama kaum geduldet haben. Ich habe alles, im Bette liegend, geschrieben, wenn Mutterchen tief schlummerte und von meiner Beschäftigung nichts ahnte. Für eine Blinde ist es ja immer Nacht, oder vielmehr immer Tag, inwendiger sonnenheller Tag, wie Sie dies selbst in Ihrer poetischen Epistel an mich gesagt haben.“

„Ich bin durch solches Opfer tief beschämt.“

„Bitte, Herr Doktor, es ist ja kein Opfer. Ich

ahnte nicht, daß diese Zeilen jemals in Ihre Hände kommen würden; aber Ihr Werk hatte mich so angesprochen, daß ich es zu meiner eigenen Belehrung und, um das Gehörte zu befestigen, niederzuschreiben versuchte."

Hardberd begriff, daß er sich bitter getäuscht hatte. Nicht aus Liebe zu ihm, sondern aus Anteil an der Sache hatte sich Irene diesen nächtlichen Arbeiten hingegeben, und jetzt, wo er um alle seine Hoffnungen betrogen, mit tödlich verletztem Herzen dieser Insel Lebewohl zu sagen im Begriffe stand, gab ihm das mitleidige Mädchen mit diesen Blättern ein Schmerzensgeld, einen Reisepfennig mit auf den Weg, wie man ihn einem Bettler zuwirft, den man mit Anstand los werden will.

Kühl erwiderte er: „Ich weiß, daß Ihr Interesse nur der Sache und nicht meiner armseligen Person galt. Aber auch so gestatten Sie mir, meinen pflichtschuldigen Dank für diese Güte auszusprechen. Ich werde Sie morgen früh kaum noch wiedersehen; so sage ich Ihnen, gnädiges Fräulein, schon jetzt Lebewohl und bitte Sie, die Ueberbringerin meiner respektvollen Grüße auch an Ihre Frau Mutter sein zu wollen."

Es bereitete ihm eine selbstquälerische Genugthuung, so trotzig-förmlich von dem angebeteten Wesen Abschied zu nehmen.

„Leben Sie wohl, Herr Doktor."

Irene hatte sich erhoben und streckte ihm die kalte Hand hin.

Er gönnte den Fingerspitzen dieser Hand einen kaum fühlbaren Druck und führte die Blinde nach der Thür, die er eben öffnen wollte.

Ein konvulsivisches Zittern lief durch Irenens Glieder. Sie blieb stehen, warf beide Arme um den Hals des Doktors und barg, laut aufschluchzend, ihr Haupt an seiner Brust.

„Hardberd . . . so kann . . . so darf ich nicht von dir scheiden!"

Dem Doktor stieg eine heiße Welle nach dem Kopfe; vor seinen Augen flimmerte es. Noch begriff er sein Glück nicht, aber eine jauchzende Ahnung kämpfte schon siegreich seine dumpfen Zweifel nieder.

„Irene! teures, liebes Herzensmädchen! Träume ich? Ist es denn wahr, daß du mich ein wenig lieb hast?"

„Ueber alles, Geliebter! Sieh, ich ertrug es nicht länger, die Kalte zu spielen und aus jedem deiner Worte, deiner Atemzüge das Todesweh zu hören, das ich dir gegen meinen Willen bereitete!"

Stürmisch zog er sie zurück nach dem Polsterstuhle, drückte sie in denselben und kniete zu ihren Füßen auf den Teppich nieder.

„O, du gesegneter Mund, der du mir so süße Botschaft kündest! Aber sage, Irene, warum hast du mich so lange, so grausam gequält? warum mich von dir gestoßen, als ich mir neulich das rauben wollte, was du mir heut aus freien Stücken geschenkt hast?"

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt, und diese Hände fühlten sich für ihn zum erstenmale warm an.

„Aus Liebe zu dir, Hardberd, habe ich meine Liebe niedergerungen und zu ersticken gesucht." Ihr holdseliges Kinderantlitz nahm einen reizenden, altklugen Ausdruck an, als sie fortfuhr: „Jahrelang hatte ich mir überlegt, ob ein Mann, wie du, ein blindes Mädchen zur Frau nehmen dürfte, und immer deutlicher erkannte ich, daß dies eine Fessel für den Mann wäre, die er unmöglich auf die Dauer mit Freuden tragen könnte. So zwang ich mich in deiner Nähe zu einer Rolle, die meine wahren Empfindungen verbergen sollte, und je schwerer mir diese Rolle wurde, je gleichgiltiger suchte ich mich zu stellen. Meine Angst, doch einmal aus der Rolle zu fallen, war so groß, daß ich schon beim bloßen Klange deiner Stimme immer mein Herz stocken fühlte und eiskalte Hände bekam."

Hardberd schloß ihr den Mund mit einem glühenden Kusse und jubelte: „Gott sei es gedankt, daß du diese thörichten Ansichten endlich aufgegeben und die grausame Maske hast fallen lassen!"

„Nein, Hardberd, nein! diese Ansicht habe ich heute noch! Du darfst keine blinde Frau in dein Haus führen; was könnte sie dir nutzen? sie würde dich deiner Freiheit berauben, und statt daß du der Herr im Hause wärest, dem die Frau liebend diente, würdest du selbst der unglückliche Pfleger eines kranken, hilflosen Wesens sein. Du darfst mir nicht widersprechen, ich weiß, es ist doch so! Ich hätte daher mein Herz besser wahren sollen, aber ich konnte dein verändertes Wesen nicht mehr ertragen; ich wurde schwach und unterlag. Hardberd, wenn ich auch nicht dein Weib werden kann, traure nicht! sei froh und glücklich! sieh, ich habe dich so lieb, daß ich allen thörichten Stolz fahren lasse; ich will deine Gesellschafterin, deine Sklavin werden . . . dein bin und bleibe ich ja doch bis zum letzten Atemzuge!"

Sie umschlang den vor ihr Knieenden und küßte ihn.

„Du heilige Unschuld, du ahnst nicht, was du da sprichst. Mein Weib, mein vor Gott und Menschen angetrautes Weib sollst du werden. Wie könntest du mir je eine Fessel sein? Bist du nicht längst mein Kamerad, mein Gehilfe? Nimmst du nicht teil an meinen Arbeiten, an meinen Kämpfen und geheimsten Gedanken? Ich werde dir meine leiblichen Augen leihen, daß du durch mich sehen sollst, und du wirst mir das Sonnenlicht deines Geistes, deiner Treue und Liebe spenden, daß ich durch dich innerlich erhellt und beseligt werde. Liebchen, unendlich mehr werde ich dir zu danken haben, als du mir! Du bist nicht blind! Deine Liebe zu mir ist das Licht, das dich leiten wird, und indem du einen geliebten Mann ans Herz ziehst, gewinnst du auch leibliche Augen wieder, denn zwei Wesen, die sich lieb haben, sind ein Leib und eine Seele. Komm, wir wollen deine Mutter um ihren Segen bitten!"

„Hardberd, so soll ich dich wirklich besitzen? du willst mein Gatte, und ich soll dein Weib sein? O du mein Gott, deine Güte ist überschwänglich groß!" Sie jauchzte und weinte und durch Thränen lachend warf sie sich an die Brust des Geliebten; dieser drückte sie selig an sich und wortlos einten sich beider Seelen in einem stummen Gebete.

Endlich wand sich Irene aus den Armen des Glückberauschten und sagte, sich besinnend:

„Du hast recht, Hardberd, wir müssen es Mama sagen."

Frau Bertha wußte nicht wie ihr geschah, als sie durch schmeichelnde Liebkosungen ihres Kindes geweckt, das Zimmer erhellt und Irene und Hardberd vor ihrem Bette knieen sah.

„Mutter, hier kniet ein Brautpaar, das um den Segen bittet, der den Kindern Häuser baut!"

„Gnädige Frau, bitte, sagen Sie Ja und Amen! Gott hat es so gefügt, und im Namen Gottes will ich Irenens Stecken und Stab sein für alle ferneren Tage des Erdenlebens. Mein Glück, dies Herz gewonnen zu haben, kann durch nichts mehr vergrößert werden, aber Ihr Segen möge es weihen und heiligen!"

Und Frau Bertha richtete sich bewegt im Bette auf und legte ihre beiden Hände auf die Scheitel der Knieenden. Ihre Stimme zitterte und Thränen perlten ihr über das Antlitz, als sie feierlich sagte: „Ich habe es kommen sehen und ich habe mich davor gefürchtet; aber ich habe meine Sorge auf den Herrn geworfen und mir vorgenommen, mich seiner Entscheidung zu fügen. Er hat entschieden. So nehmen Sie denn mein gutes, mein geliebtes Kind hin; es ist das teuerste und beste, was Sie von mir fordern. Meine lieben Kinder, was euch auch bevorstehen möge, die wahre Liebe überwindet alles; sie glaubt alles, hofft und duldet alles. Gott erhalte euch diese Liebe! Des Herrn Wort wird eures Fußes Leuchte sein und ein Licht auf eurem Wege!"

* * *

Seit einer Reihe von Jahren kommt der Professor Hardberd mit seiner schönen aber blinden Frau zur Sommerzeit nach dem freundlichen Seebade auf der Insel. Zwei Kinder sind dem glücklichen Paare geschenkt, und sowohl der Knabe wie auch das Töchterlein haben große kornblumenblaue Augen, wie sie einst die Frau Professorin besaß. Irene kennt Weg und Steg in dem kleinen Badeorte so genau, daß sie gelegentlich auch ohne alle Begleitung die Promenade besucht, wo sie, mit dem geschlossenen Sonnenschirme leicht den Boden tastend, sich sicher und ungezwungen bewegt. Man braucht nur in das männliche durch einen Vollbart halb verdeckte, aber freundliche Antlitz des Professors und in das immer sonnenhelle Mädchenangesicht der Frau Professorin zu blicken, um sofort zu wissen, daß dies ein glückliches, gottgesegnetes Paar ist, verbunden durch die reinste, edelste und beseligendste Liebe; und wenn diese seltene Frau mit dem holdseligen Mädchenangesicht den Mund öffnet, sich an irgend welcher Unterhaltung der ihr stets mit Zuneigung und Hochachtung nahenden Badegäste zu beteiligen, dann merkt man, daß der Herr Professor an diesem Wesen nicht nur eine liebevolle Gattin, sondern einen ebenso verständnisinnigen und gereiften Gehilfen und Förderer seiner geistigen Bestrebungen gewann.

Leute, die das Paar näher kennen lernen, wagen wohl einmal den Herrn Professor vertraulich zu fragen, auf welche Weise denn seine Gattin um ihr Augenlicht gekommen sei; und wenn dann Hardberd erzählt, daß sie schon als Kind das schwere Schicksal erlitten und daß er sich mit einem schon blinden Mädchen verlobt habe, dann schaut wohl dieser oder jener mit einer gewissen ängstlichen Bewunderung zu dem entschlossenen Manne empor. Der lächelnde Professor pflegt dann wohl zu sagen: „Aus Ihrer bestürzten Miene sehe ich, daß Sie mich für einen Ausbund von Courage halten. Mein lieber Freund, Sie würden an meiner Stelle nicht anders gehandelt haben. Ich war jung, und wer freien will, muß jung freien. Ich danke es Gott, daß er mich jung in diese Lage versetzt hat. Wäre ich so alt wie heut gewesen, so hätte ich, von des Gedankens Blässe angekränkelt, vor lauter Wenns und Abers und allerlei thörichten Bedenken am Ende selbst nicht den Mut gefunden, um ein blindes Mädchen zu werben. Gott hat dieser Schwäche vorgebeugt und mich als unerschrockenen, heißblütigen Jüngling vor die Wahl gestellt, und noch keinen Augenblick in meinem Leben habe ich Ursache gehabt, die getroffene Wahl zu bereuen. Ich bin sehr glücklich; meine Frau ist nur für andere blind; mir ist sie stets eine hellsehende Gefährtin und ein Glück gewesen, wie ich es nie verdient habe; die Liebe hat ihr das Augenlicht wiedergegeben, wenigstens voll ersetzt; der Psalmensänger hat recht gesagt: „Der Herr macht die Blinden sehend."

Tod und Leben.

Von

J. Soyka.

Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreislauf vollenden.

Ein erhabener Gedanke, ein gewaltiges prometheusartiges Streben durchglüht unsere Generation. In mächtiger Anspannung all seiner Geisteskräfte ringt der Mensch mit den Kräften der Natur um die Herrschaft, sucht er sich dieselben unterthan zu machen, und so das zur Wirklichkeit zu gestalten, was Jahrtausende vor uns lebende Generationen, also die noch in ihrer Kindheit befangene Menschheit, in ahnungsvoller Naivetät als den Zweck des Weltganzen, den Zweck allen Daseins erkennen zu sollen glaubte, indem sie den Menschen als Herrn der Schöpfung, als Beherrscher der Natur auffaßte. Und schon hat der menschliche Geist gewaltige Schranken gesprengt; die beengenden Grenzen des Raumes und damit auch vielfach die der Zeit, er hat sie durchbrochen, in die unerreichbaren Fernen des Weltalls, von wo selbst das Licht erst nach Tausenden von Jahren zu uns gelangt, dringt sein Auge, sie nicht bloß ausmessend, sondern auch das innerste Wesen der darin kreisenden Welten erforschend, ja er zwingt

diese, ihm ihr eigenes Bild innerhalb seiner vier Wände, in seinem Laboratorium zu entwerfen, zergliedert, zerlegt dasselbe in Hunderte und Hunderte von Linien, aus denen er wie aus einem Buche die einzelnen chemischen Bestandteile der Gestirne herausliest. Und den Blitz, den verderbenbringenden, weiß der Mensch nicht nur zu bändigen, ihn in die Bahn, auf der er unschädlich den Boden küßt, zu lenken, er vermag sogar, ihn künstlich ins Leben zu rufen und zum gehorsamen Sklaven zu erziehen, der als beflügelter Eilbote mit unerreichbarer Schnelligkeit den Erdball umkreist, und — sonst nur Verderben verkündend — jetzt als Bringer froher Botschaft, als Tröster der in banger Erwartung sich Verzehrenden erscheint, der als elektrisches Eilroß seinen Bezwinger noch in weite Fernen befördern muß.

Diesen gewaltigen Fortschritt, der sich auch fast auf allen Gebieten praktischen Lebens konstatieren läßt, indem er uns befähigt, die Kräfte der Natur für unsere eigenen eintreten zu lassen, verdanken wir hauptsächlich der eigenartigen Richtung, die das geistige Leben und Streben, die gesamte Kulturentwickelung unserer Zeit eingeschlagen, der intensiven Pflege der Naturwissenschaften und deren Anwendung auf fast alle Gebiete menschlicher Thätigkeit; denn eben nur die Erforschung und Erkenntnis der Naturgesetze, die uns das geheimnisvolle Walten der Naturkraft enthüllen, konnte uns dazu führen, diese Kräfte zu beherrschen, sie uns dienstbar zu machen; sie zeitigte aber auch noch eine andere Frucht, sie führte zu einer einheitlichen allgemeinen Auffassung der Welt und ihrer Bewohner, zu einer Art Kosmogonie, die von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausging, und in der natürlich auch dem Menschen der richtige Platz eingeräumt werden mußte. Wurde so der Mensch zum Gegenstande von auf naturwissenschaftlicher Basis beruhender Beobachtungen, wurde an ihn der Maßstab angelegt, der für andere Wesen und Erscheinungsformen der Natur seine Gültigkeit besaß, so mußten die mit den Funktionen seiner Organe, den krankhaften Störungen derselben sich befassenden Wissenschaften und Disciplinen auch zu Teilen der Naturwissenschaften werden, die Medizin mußte einen naturwissenschaftlichen Charakter annehmen, eine Konsequenz, die vielleicht jetzt als eine selbstverständliche erscheint, die aber nur allmählich in die Wissenschaft und besonders in die Anwendung derselben einzudringen vermochte.

Diese Uebertragung auf allen anderen Gebieten der der Naturwissenschaften gewonnenen Forschungsresultate auf das Gebiet der Medizin, ferner die möglichst umfassende Anwendung aller naturwissenschaftlichen Untersuchungs- und Beobachtungsmethoden in denjenigen wissenschaftlichen Disciplinen, die den Menschen zum Gegenstande ihrer Forschung haben, hat wertvolle Früchte gezeitigt, die sich schon nach allen Richtungen bemerkbar machen. Vor allem ist es die Auffassung des **Lebens**, seiner Erscheinungen und Ursachen, die eine durchgreifende Umwälzung erlitt. Alle medizinische Theorie, der Lehre vom Leben, vom gesunden und kranken Körper ging ursprünglich von den Schalen der Philosophie aus; die gesamte Medizin besaß einen spekulativen Charakter, der zuerst hauptsächlich in den Lehren der Griechen zu Tage tritt, da deren philosophische Bestrebungen auf die Erkenntnis der Natur, die Entstehung der Dinge und das Verhältnis des Irdischen zu dem Unvergänglichen gerichtet waren. Es ist zwar unläugbar, daß sich schon damals Anklänge an unsere modernen Anschauungen finden lassen, hatte doch schon Demokrit (494—404 v. Chr.) als das Waltende und Herrschende in der Natur das **Naturgesetz** erkannt, hatte den Zusammenhang zwischen den Erscheinungsformen geistiger Thätigkeit und dem körperlichen Zustand des Gehirns gelehrt:

„Gesundheit des Gehirns bedingt geistige Gesundheit und Krankheit desselben geistige Krankheit."

Aber noch in unserem Jahrhunderte glaubte man bei den Lebenserscheinungen auf das allgemeine Naturgesetz verzichten, glaubte man **besondere**, nur den Organismen selbst eigentümliche Kräfte annehmen zu müssen. Diese Ansicht des **Vitalismus** setzte eine specifische **Lebenskraft** voraus, die von der organischen Materie untrennbar, „im Innersten verschieden ist von allen physikalischen und chemischen Kräften, welche in der anorganischen Natur walten," welche also nach eigenem Gesetzbuch der Lebensprozesse gestaltet und den Agentien der Außenwelt im Bereich des lebenden Organismus eine andere Wirksamkeit vorschreibt. Es hatte diese Anschauung auch dadurch eine gewisse scheinbare Berechtigung, als es z. B. der Chemie nicht gelingen wollte, gewisse chemische Verbindungen, die sich im Organismus bilden, auch außerhalb desselben, auf künstlichem Wege herzustellen. Man schloß hieraus, daß diese chemischen Vorgänge im Organismus anderen Gesetzen folgen müßten als außerhalb desselben, daß im Organismus das Kausalitätsprincip, wie wir es in der unbelebten Natur kennen, eine Abänderung erleide.

Gegenüber dem neueren Skepticismus, und hauptsächlich gegenüber einer Kritik, die von derartigen Hypothesen verlangt, daß sie einerseits nicht willkürlich erfunden seien, sondern von wirklich beobachteten Erscheinungen ausgehen sollen und daß sie andererseits mit keiner der vielen, uns vor Augen tretenden Lebenserscheinungen im Widerspruche sich befinden, mußten diese Lehren bald ihren Halt verlieren, und dies um so leichter, je erfolgreicher die Bestrebungen waren, die auf anderen Naturgebieten erkannten Gesetze in dem menschlichen oder tierischen Organismus wieder zu finden. Gewiß kein kleiner Schritt hierzu war die Entdeckung, daß es außerhalb des Organismus im Laboratorium gelungen, aus toten Elementen einzelne jener chemischen Körper darzustellen, die man bisher nur als ein Produkt der Lebenskraft ansah. Und so hat man Schritt für Schritt verfolgen können, daß die scheinbar kompliziertesten, unerklärlichsten Vorgänge, die sich im Menschen abspielen, nach denselben physikalischen und chemischen Gesetzen ablaufen, wie in der unbelebten Natur, daß die so rätselhafte Wärmereproduktion der höheren Organismen in ganz ähnlicher Weise eine Folge von Verbrennungs-, d. h. Oxydationserscheinungen ist, wie die Entwickelung von

Wärme aus Brennmaterial, nur daß der Vorgang im Organismus viel langsamer und ohne die sichtbaren Erscheinungen der Entflammung abläuft. Ja diese Verbrennungsvorgänge im menschlichen Körper lösten auch noch manches andere Rätsel in den Lebensprozessen, sie gaben uns die Quelle an, auf welche die verschiedenen Leistungen und Bewegungen im menschlichen Organismus zurückzuführen sind; so wie wir mit der Wärme der Dampfmaschine jetzt Bewegung, Beleuchtung, Elektricität hervorzubringen verstehen, d. h. die in den verschiedenen anderen Modifikationen als Wärme auftretende Bewegung und Erscheinungsformen der Bewegung umzuwandeln vermögen, so ist auch im tierischen Körper in der Wärmeproduktion der Ursprung jeder anderen Bewegung zu suchen, und hat damit das große Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft auch für den Menschen seine Bestätigung gefunden.

Das Ziel dieser auf naturwissenschaftlicher Basis beruhenden Lebensauffassung, die mit Recht die physikalische genannt wird, ist also, sämtliche Lebenserscheinungen auf Grund des Kausalitätsprincips auf die natürlichen Ursachen, auf die Grundgesetze der Mechanik zurückzuführen, für alle Lebensvorgänge den physikalischen Schlüssel zu finden, wobei Physik hier im weitesten Sinne, also auch Chemie umfassend, genommen ist. So lange in diesem Bestreben sich kein unlösbarer Widerspruch zwischen den Lebenserscheinungen und diesen Gesetzen kund gibt, so lange behält diese Anschauung ihre volle Berechtigung, dabei dürfen jedoch Phänomene, die bisher keine Erklärung nach dieser Richtung hin gefunden haben, noch nicht als Widersprüche angesehen werden. Als Widersprüche könnten sie nur dann gelten, wenn auf Grund unserer theoretischen Anschauungen ihr Auftreten, ihre Existenz ausgeschlossen wäre.

Große, fast unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten boten der Schynkelschen Auffassung die Thätigkeitsäußerungen des Denkapparates, und doch haben auch hier die physikalischen Gesetze sich glänzend zu bewähren begonnen, haben uns aber auch gezeigt, daß unsere Phantasie die Fähigkeiten unseres Nervensystems in manchen Punkten weit überschätzt hat. Wir sprechen so gern von des „Gedankens Blitzen", von der Ideen stürmender Hast und unter den sieben Geistern, die dem Lessingschen Faust erscheinen, und die in aufsteigender Reihenfolge ihre Eilfertigkeit rühmen, vergleicht sich der fünfte mit des Gedankens Schnelligkeit. Haben wir aber auch wirklich die Mittel, Gedanken zu messen; sind diese so flüchtigen Gebilde des Geistes, die wir ja nicht zu bändigen, nicht zu beherrschen vermögen, in die engen Grenzen eines wissenschaftlichen Versuchs zu bannen, sind sie „zu zwingen mit Hebeln und mit Schrauben?" Die Bedenken sind wohl berechtigt, denn selbst Männer der Wissenschaft wie ein Johannes Müller wollten an diesem Beginnen verzweifeln. Um so größer kann unsere Genugthuung sein, daß jetzt eine ganze Reihe von Untersuchungen vorliegt, die sich diesem kühnen Unterfangen, wenn auch auf Umwegen, bereits nähern.

Da wir von unseren Nerven wissen, daß sie die Bahnen sind, auf welchen die äußeren Eindrücke unserem Bewußtsein übermittelt, auf welche unsere Willensimpulse nach außen getragen werden, so ist es schon von hoher Bedeutung, zu erfahren, wie schnell dieser Botendienst erfolgt, ob die Schnelligkeit der Ausführung wirklich mit der Geschwindigkeit des elektrischen Funkens zu vergleichen ist, wie das so gerne geschieht? Man kann einen solchen Nerven, der die Aufgabe hat, die Zusammenziehung eines Muskels hervorzurufen, mit Leichtigkeit einem Experimente unterwerfen, durch welches der Nerv auf seinem Wege zu diesem Muskel, aber in verschiedenen großen Abständen von diesem künstlich (elektrisch) gereizt wird; es erfolgt dann eine Zusammenziehung des Muskels und man kann beobachten, ob überhaupt zwischen dem Zeitpunkt der Reizung und dem des Eintritts der Bewegung eine meßbare Zeit verfließt, und ob dieses Intervall größer wird, wenn eine dem Muskel entferntere Stelle gereizt wurde, wenn also der Reiz eine größere Nervenstrecke zu durchlaufen hätte. Auf diese Weise konnte man also erfahren, welcher Zeit dieser Nerv benötigte, um den Bewegungsimpuls eine bestimmte Strecke weit zum Muskel zu zu leiten, man bestimmte so das Leitungsvermögen des Nervens, und fand, daß die Geschwindigkeit, mit der der Nerv den Befehl zur Bewegung fortpflanzt, ungefähr 34 m in der Sekunde beträgt, d. h. in einer Sekunde würde dieser Willensimpuls eine Nervenstrecke von 34 m durchlaufen. Sie unterliegt natürlich bei verschiedenen Individuen und selbst bei einem und demselben Individuum je nach körperlicher Beschaffenheit, Uebung ꝛc., gewissen, aber nicht allzugroßen Schwankungen. Halten wir zum Vergleiche die Geschwindigkeit entgegen, mit der sich der Schall, das Licht, die Elektricität fortpflanzt. Der Schall durchmißt in einer Sekunde die Strecken von ca. 330 Metern, das Licht von 308 Millionen, die Elektricität von 463 Millionen Metern, welch armseligen Schneckengang geht dem gegenüber die menschliche Nervenleitung!

Aber auch die Schnelligkeit, mit der unser Wille Bewegungsimpulse veranlaßt, ist der Messung unterworfen worden. Wird z. B. der Versuch gemacht, jemanden einen gerufenen Vokalklang so schnell als möglich nachsprechen zu lassen, so ist die Zeit, die zwischen diesen beiden Vorgängen verfließt, eine relativ große; es muß ja der Eindruck erst zum Bewußtsein gebracht werden, und dann erst kann der Willensimpuls erfolgen. Durch besondere Versuchskombinationen kann dann schließlich jenes Zeitintervall gefunden werden, welches für die Wahl des Bewegungsimpulses (das Aussprechen eines bestimmten Vokals) beansprucht wird. Diese Zeit, die Willenszeit, wurde bei derartigen Versuchen durch Hundertstel von Sekunden bestimmt, also durch eine der Messung immer noch zugängliche Größe, und bleibt die Geschwindigkeit, mit der unser Gehirn bei diesem Vorgange arbeitet, weit zurück hinter den Leistungen, welche wir mit unseren künstlichen Apparaten, dank der erstaunlichen Fortschritte der Mechanik zu erzielen vermögen. Dieses Experiment lehrt uns denn auch

die Grenzen wahrnehmen, die uns für gewisse auf Geläufigkeit beruhende Kunstfertigkeiten gesteckt, wenn auch Uebung dieselben weit herausrücken läßt.

Es zeigen diese, ziemlich willkürlich aus dem großen Gebiete der Physiologie des Nervensystems hervorgeholten Beispiele, daß auch an die scheinbar so rätselhaften Erscheinungen des Nervenlebens der materielle Maßstab anzulegen ist, daß auch hier die Ordnung nach Zahl, Maß und Gewicht erfolgt, nach denselben Grundprincipien der Physik, die wir im ganzen Reiche der Natur wahrnehmen können, und so können wir auch auf einen endlichen Ausbau einer Psychophysik mit ziemlicher Sicherheit rechnen.

Hat sich auf diese Weise die Anschauung von den Principien des Lebens so wenig aufgehellt, so hat jedoch auch der aufs praktische gerichtete Teil der Medizin, die Lehre von den Krankheiten und Krankheitsursachen, durch die naturwissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes Förderung erhalten. Vor allem mußte der Begriff der Krankheit selbst eine Klärung erfahren, sie ist uns nicht mehr ein isolierter, selbständiger, nach eigenen Gesetzen verlaufender Naturprozeß, sie ist uns auch kein besonderer parasitischer Organismus, kein selbständiges Wesen, das in dem Körper haust, sondern wir sehen in ihr bloß eine Summe von Vorgängen in einem Organismus, welche die Funktionen desselben beeinträchtigen, unter eine gewisse Norm herabsetzen und so schädigen oder stören. Die ablaufenden Lebenserscheinungen haben durch irgend eine, von außen einwirkende Ursache eine Störung erlitten, ohne daß damit jedoch die für den Organismus geltenden Gesetze eine Aenderung erfuhren. Es sind wieder dieselben Bewegungserscheinungen der Materie, die hier zu Geltung kommen; nur ist ein fremder Einfluß, sei es ein chemischer Körper, ein Gift, oder mechanische Einwirkung, eine Verletzung, oder ein fremder Organismus, ein Parasit (hier als Krankheitsursache, aber nicht als die Krankheit selbst aufzufassen) in das Getriebe eingetreten und hat hier eine ähnliche Störung in dem normalen Ablauf hervorgerufen, wie wenn ungefähr in ein Uhrwerk von außen her ein fremder Bestandteil, ein Staubkern u. dgl. hinein gelangt, die Aufgabe der Pathologie ist es, den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen Krankheitsursachen und Krankheit, den Ablauf dieser Krankheit zu erforschen, und kann sie dies vor allem durch direkte Beobachtung der Krankheitserscheinungen, der Krankheitsprodukte sowohl an Lebenden wie an der Leiche erzielen. Daß hier wieder die Anwendung physikalisch-chemischer Kenntnisse am wesentlichsten zur Bereicherung unseres Wissens beigetragen, ward sofort klar, wenn wir uns nur erinnern, daß durch die Auskultation die innersten, verstecktesten Prozesse direkt belauscht werden konnten, daß die optischen Untersuchungsmethoden die feinsten Aenderungen in den Geweben erkennen ließen, daß die elektrische Prüfung die verborgensten Nervenleiden unseren Sinnen zugänglich machte.

Aber diese Methode der Untersuchung am Lebenden wie an der Leiche konnte nicht ausreichen, wo es sich darum handelte, die Krankheitsursachen genau nach ihren Wirkungen zu erkennen. Auf den Menschen wirkt stets eine solche Summe von äußeren und inneren Faktoren, daß es kaum möglich ist, sie zu notieren, einem jeden die ihm zukommende Wirkungsweise zu vindicieren. Im Kampfe ums Dasein, als dessen eine Erscheinungsform die Krankheit, ein Unterliegen des Organismus gegenüber den äußeren Einflüssen aufzufassen sind, vereinigen sich so viele Momente, daß sie nur selten einzeln gewürdigt werden können. Da hat nun der erweiterte Gesichtspunkt moderner Naturauffassung einen neuen sicheren Weg gefunden, dadurch, daß der Mensch sich nicht mehr als über- und außerhalb der Natur stehend ansieht, sondern sich nach Darwin als die naturgemäß äußerste Entwickelungsstufe des vorhandenen Organisierten betrachtet, kann er Erscheinungen, deren er auf anderen Gebieten gewahr wurde, auf das seinige übertragen, kann er speciell die an Tieren gewonnenen Erfahrungen sich zu nutze machen. Dadurch eröffnete sich das große Feld der experimentellen Pathologie, auf welchem Wege nicht bloß die Wirkung äußerer Schädlichkeiten auf den Organismus studiert, sondern auch gleich die Mittel zu deren Beseitigung geprüft werden konnten. So konnte jener rohe, durch die Umstände so lange gebotene Empirismus, das unsichere Herumprobieren am kranken Menschen der exacten naturwissenschaftlichen Methode Platz machen, und nicht der Mensch ist fürderhin das Versuchsfeld, auf dem der „an Hoffnung reiche, im Glauben feste" Heilkünstler seine Ideen, neue Wege zur Heilung der Krankheiten zu finden, zu bethätigen und zu prüfen hat. Nicht mehr soll es heißen:

„Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
„Und niemand fragte: wer genas?"

Wo früher Hunderte von Menschen vielleicht die wissenschaftlichen Vorurteile, die dogmatischen Spekulationen zunftmäßigen Gelehrtendünkels führen mußten, da tritt jetzt das allen zugängliche von dem Drucke des Autoritätsglaubens befreiende, naturwissenschaftliche Experiment in die Arena, die erfreuliche Lösung dem nüchternen, geschulten Beobachter darbietend. Aber noch weiter gehen die Ziele dieser auf Naturbeobachtung fußenden medizinischen Bestrebungen. Hand in Hand mit der Erkenntnis der Krankheitsursachen geht auch das Vermögen, diese zu vermeiden, sie unschädlich zu machen, ein neuer wichtiger Zweig medizinischer Forschung sprosst in der Hygieine hervor, und er wird um so mächtiger, um so fruchtbringender, als es ja die leichtere Aufgabe ist, nach Erkenntnis der Ursache, das Uebel zu verhüten, als das einmal gebrochene zu bannen, zu beseitigen. „So drängt sich Blüte an Blüte" am Baum der Menschheit, am Baum der Erkenntnis, und mit froher Zuversicht können wir dem, auf solchen Principien fußenden, weiteren Ausbau der medizinischen Wissenschaften entgegensehen.

Verraten durch die Schrift.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen XX.)

Wenn auch, nach einem berüchtigten Worte, die Sprache dem Menschen gegeben ist, um seine Gedanken zu verbergen, so hat doch selbst der vielerfahrene Autor dieses Aperçus nicht gewagt, den gleichen Dienst von der Schrift zu beanspruchen. In der That, mehr als einmal schon hat, so unschuldig Miene, Geberde und Sprache eines Verbrechers schien, das geschriebene Wort als Ankläger gedient und den Verstocktesten sprachlos und erblassen gemacht; der Beweis traf ihn um so vernichtender, je unvorbereiteter er ihm gegenüberstand. Kein Wunder, daß die Schriftvergleichung in den Kriminalverhandlungen eine bedeutende Rolle spielt, so bedeutend, daß ihr, wie allen einigermaßen hervorragenden Dingen, die härtesten Angriffe nicht erspart blieben. Die einen haben sie als Marktschreierei gebrandmarkt und mit vielem Eifer diejenigen Fälle ans Licht gezogen, wo eine zweifelhafte Sache auf Grund des Schriftverständigengutachtens zu Ungunsten des Angeklagten ausfiel; die andern haben Wunder von der Kunst der Schriftenträtselung erwartet und sind schließlich dahin gekommen, aus ein paar „erratischen", kritzeligen Schriftzeichen den Stand, den Beruf und die geheimsten Neigungen und Anlagen eines Individuums herauslesen zu wollen.

Damit trat die Sache in gleiche Linie mit Physiognomik, Chiromantie und Schädellehre — und so groß die Zahl der öffentlichen Gegner dieser Methoden der Menschenkenntnis ist, ebenso groß ist die ihrer geheimen Anhänger. Indessen läßt sich ein vernünftiger Grundgedanke nicht verkennen. Gerade die Ungezwungenheit und Unbewachtheit, mit der die meisten Menschen ihre Gedanken schriftlich fixieren, gibt eine gewisse Bürgschaft dafür, daß der äußere Schriftzug mit der inneren Gedankenrichtung einige Verwandtschaft des Charakters besitze. Das funkelnde Auge läßt sich verschleiern, die vor Angst oder Zorn vibrierende Muskel beherrschen, der Sprache vermag man einen sanften und harmlosen Tonfall zu geben, — sobald man dies der Außenwelt gegenüber für nötig hält; die Schrift dagegen, das ureigenste und individuellste Produkt unsrer Bildung und täglichen Uebung, ist so innig mit uns verwachsen, daß nur in seltenen Fällen an eine konsequente Täuschung gedacht, und noch seltener sie unentdeckt durchgeführt werden kann. Mag auch der fixierte Gedanke ein Kind reiflichster Ueberlegung und behutsamster Formulierung sein, die ihn wiedergebenden Schriftzüge sind dennoch der letzte Schlupfwinkel der unbewußten und natürlichen Thätigkeit. So bildet in manchen Fällen für den im Dunkel tappenden Untersuchungsrichter die Schrift die geheime Feder, auf welche er nur vielleicht aus Zufall zu tasten braucht, um einen hellen Lichtstrahl auf die wirr verschlungenen Fäden des Verbrechens fallen zu sehen; eine treffliche Illustration zu Chamissos: Es kommt doch an die Sonne.

So beschäftigte sich in den letzten Julitagen der Pariser Schwurgerichtshof mit einer in ihrer Art illustren Fälscherfirma: der eine ein Herr von Guinet-Gordon, der andre ein „Graf" Malvery, auch Zappaterra genannt, Namen, von denen man weder an der Wiege des einen noch des andern je etwas gehört hatte. Genug, beide hielten Equipagen, Rennpferde, liebten reiche und pikante Soupers, kurz ließen sich auf den höchsten Wogen des Luxus schaukeln.

Ihre Mittel erlaubten es — denn binnen kurzer Zeit hatten sie verschiedene Pariser Banken durch Checkfälschungen um 200 000 Franken betrogen. Die Manipulation war ebenso verblüffend einfach als schlau. Nachdem sie am Schalter der Bank Adresse, Nummer und sonstige Verhältnisse eines Girokunden erhorcht hatten, schrieben sie an denselben einen Brief in irgend einer gleichgiltigen Angelegenheit, zum Zwecke, um einen mit Firmenstempel und echter Unterschrift versehenen Briefbogen zu erhalten. War dies gelungen, so wurde der Text des Schreibens auf chemischem Wege entfernt und die Banken nahmen natürlich keinen Anstand, ein auf einem solchen scheinbar authentischen Papier gestelltes Ansinnen zu erfüllen. Dies bestand regelmäßig in der Bitte um Ausstellung eines neuen Checkbuches an Stelle eines angeblich verlorenen und Annullierung des letzteren. Natürlich ward zur Empfangnahme ein nichtsahnender Dienstmann geschickt, auf welchen der Pseudograf an der nächsten Straßenecke wartete, während sein Complice am Schalter selbst den Erfolg des Briefes beobachtete. Bemerkte er etwas Verdächtiges, so benachrichtigte er spornstreichs seinen Gefährten und beide waren längst verschwunden, bis der Dienstmann mit einem Polizeiagenten an der bewußten Straßenecke erschien.

Glücklicherweise stand der eine der Fälscher mit der Orthographie auf etwas gespanntem Fuße: er schrieb „annullé" statt „annulé". Dies bemerkte ein ohnehin schon argwöhnischer Kassier und da ihm der Zufall einen Privatbrief des Pseudografen in die Hand spielte, der den gleichen Verstoß zeigte, so war der Ariadnefaden gefunden, der diesmal allerdings nicht aus dem Gefängnis ins Freie führte, sondern für die beiden überlisteten Hochstapler gerade die umgekehrte Folge hatte.

Einen ebenso bemerkenswerten Fall dieser Art lieferte vor kurzem auch die Berliner Verbrecherwelt. Vor mehreren Jahren war eine Haushälterin, noch ziemlich jung, ermordet worden, ohne daß es gelungen wäre von dem Thäter irgendwelche Spur zu entdecken. Wohl hatte man am Orte des Verbrechens einen angefangenen Brief gefunden, den der Mörder im Ringen mit seinem kräftigen Opfer verloren hatte; allein er war ohne Unterschrift oder sonstigen Anhaltspunkt über die Persönlichkeit des Schreibers — ein bloßes Fragment, einzig auffallend durch die kräftige Form der lateinischen Buchstaben. Trotzdem verbreitete man ein Faksimile; es blieb jedoch alles erfolglos und die Nachbildungen des Briefes wanderten in die Aktenschränke und verstäubten. Vor kurzem nun gelangte ein Brief eines sonst unbescholtenen Handwerkers zu Handen eines Advokatenschreibers,

diesem fallen die eigentümlichen, lateinischen, steifen Schriftformen auf und er zerbricht sich den Kopf, wo er ihnen schon begegnet sei. Ein Zufall läßt ihn nach jenem halbvergessenen Faksimile greifen und er sieht die handgreifliche Identität der beiden Schriftzüge. Die Sache kommt wieder in Fluß, der Handwerker wird vernommen und zeigt sich höchst entrüstet ob dieser Anschuldigung; erst als ihm beide Briefe vorgewiesen werden, erschrickt er, verstummt und läßt sich endlich zu dem Geständnisse herbei, daß er den Raubmord verübt habe.

Diese zwei Kriminalfälle aus allerjüngster Zeit bezeugen aufs beste die nicht zu verkennende Wichtigkeit des Gutachtens der Sachverständigen in Bezug auf Schriftvergleichung. Leicht ließen sich diese Beispiele vermehren: wie manchen überschlauen Urkundenfälscher, der seine Machwerke vielleicht aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts datierte, hat das moderne Wasserzeichen seines Betruges überführt; wie schlau und gewandt gingen und gehen die Banknotenfälscher zu Werke und noch immer hat sie ein unscheinbares Ornament, eine Locke zu viel oder zu wenig auf dem Haupte eines Schildträgers, eine um nur eine Nuance zu breite oder zu schmale Ziffer ins Verderben gestürzt.

Der Richter vermag der Beihilfe des Schriftverständigen in vielen Fällen nicht zu entraten; ob freilich dann die Geschworenengerichte das geeignetste Organ zur Schöpfung des Urteils sind, mag billig dem nun einmal angefachten Kampfe über deren Berechtigung und Zuständigkeit überlassen werden. Das aber ist sicher: so wenig derjenige sagen kann, er kenne ein Land, der nur eine Provinz mit dem eilenden Dampfrosse durchmessen hat, so wenig kann sich der Schrifterperte unterfangen, aus einigen Zeilen eine umfassende Charakteristik eines Menschen zu geben. Und andererseits: so gut man auch aus Traumäußerungen einen gewissen Schluß auf die psychologische Anlage einer Person ziehen kann, ebenso sind auch die aus den unbefangen hingeworfenen Schriftzeichen vom Experten gezogenen Schlüsse mit Dank vom Juristen zu benutzende Merkstücke zur Struktur eines Gesamtcharakters.

Auf der Rax-Alm.

Von

A. Waldmüller-Duboc.

Als der Morgenwind mit feuchten Schwingen
Durch die Thäler strich und durch den Hain,
Hört' ich einer Hirtin Stimme klingen,
Und so sang ins Blaue sie hinein:

Große Kräfte sind dem Roß verliehen,
Durch den Acker reißt's den trägen Pflug,
Aber ach! um meinen Gram zu ziehen,
Ist kein Roß im Lande stark genug!

Schwere Lasten trägt der Erntewagen,
Trägt des Handelsschiffes mächt'ger Bug,
Aber ach! um meinen Gram zu tragen,
Ist kein Schiff, kein Wagen stark genug!

Unser Wildbach schäumt von Waldesstämmen
Und bergunter jagt er sie im Flug,
Doch um meinen Gram hinabzuschwemmen,
Ist kein Strom, kein Wildbach stark genug!

Und so, während ihre bunte Herde
Grasend sprang am sanften Wiesenhang
Und in Blüten ringsum stand die Erde,
Tönte fort ihr trauriger Gesang.

Tönte klagend fort mir im Gemüte,
Bis es Mittag ward und Nachmittag,
Tönte bis der Sonne Glanz verglühte
Und der Abend sank auf Trift und Hag.

Tönte selbst hinein in meinen Schlummer,
Bis der Mond mir sanften Blicks vertraut:
Eben fand ich für der Hirtin Kummer —
Freu' dich mit mir — das Genesungskraut.

Der aus blindem Eifer sie gemieden,
Recht ins Herz schien ich ihm just hinein,
Und wenn mich's nicht trügt, ist wieder Frieden, —
Horch, da jodeln sie ja schon zu zwei'n! —

Und fürwahr, als früh mit feuchten Schwingen
Wiederum die Morgenkühle strich,
Hört' dieselbe Maid ich jubelnd singen:
Wo gibt's eine Glückliche wie mich?

Albrecht Dürer.

Von

Hubert Janitschek.

Die deutsche Malerei hatte durch Jahrhunderte die lateinische Formensprache, wie sie dieselbe vorwiegend durch altchristliche Vorbilder kennen gelernt, nachgestammelt. Erst der große Aufschwung nationalen Lebens unter den Hohenstaufen drängte auch auf diesem Gebiete der Kunst zur Selbständigkeit. Dabei konnte es sich zunächst freilich nicht darum handeln, der Wahrheit der einzelnen besonderen Naturerscheinung gerecht zu werden, man begnügte sich, dieselbe in allgemeinen Linien zu umschreiben und nur das Leben der Seele in ihren kräftigsten Aeußerungen zu deutlichem, oft ungestümem Ausdruck zu bringen. Die Entdeckung der inneren Natur — der Seele — geht der der äußeren voran. Seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts mehren sich aber die Zeugnisse, daß die künstlerische Entwickelung eine neue Richtung nimmt; das Auge wird schärfer, die Hand wird gründlicher und neben tieferer Kenntnis der Naturformen überhaupt macht

Randleiste aus dem Gebetbuche Kaiser Maximilians (S. 348).

sich schon die Neigung für die Wiedergabe des Individuellen bemerkbar. In Deutschland bekundet dies am deutlichsten die unter Karl IV. emporgeblühte Prager Schule. Der eigentliche Herd dieser Bestrebungen war aber Flandern und Brabant, dort wo sie auch am frühesten den künstlerisch reifsten Ausdruck fanden: in den Brüdern Hubert und Jan van Eyck. In Deutschland rang man nach gleichen Zielen; um so stärker mußte deshalb der Einfluß der van Eycks und ihrer Schule wirken, als sie zugleich eine Maltechnik lehrten, welche dem Streben nach körperhafter Wiedergabe der Naturerscheinung, nach kräftigerer Farbenwirkung erheblich Vorschub leistete. Und strenger, ja pedantischer geht man hier diesen Zielen nach als die angestaunten Meister selbst. Die deutsche Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt alle Strahlenbrechungen der einen Tendenz: im Bilde die Natur wie in einem Spiegel festzuhalten. Was die van Eycks und deren große Nachfolger bei allem Streben nach Naturwahrheit niemals preisgegeben: Würde, Geschlossenheit der Komposition,

Kopf eines alten Mannes.

Vertiefung der Charaktere, trat in der deutschen Malerei hinter jenem einen Ziele zurück, und sehr oft wirkt das Ethische mehr als das Aesthetische; für den Mangel künstlerischer Totalwirkung muß uns das ernste, rührende Ringen des Künstlers mit der spröde sich erzeigenden Natur, die naive Frische, mit welcher der dargestellte Stoff empfunden wird, entschädigen. Hochbegabte Meister traten in Fülle auf, aber keine so starke geniale Persönlichkeit, welche sich über dem Ringen mit dem Stoff noch die Macht freier künstlerischer Gestaltung desselben gewahrt hätte. Erst an der Wende des Jahrhunderts erstand jener Genius, welcher nicht bloß die gärenden Richtungen der Zeit zum Abschluß brachte, ihre Absichten zur höchsten Klarheit entwickelte, sondern dieselben auch in den Dienst eines so hohen und klaren künstlerischen Wollens und Könnens stellte, daß sein Name das Höchste und Beste bezeichnet, was die deutsche Malerei je zu leisten vermochte: Das ist Albrecht Dürer.

Dürers Vater war in jungen Jahren aus Ungarn nach Nürnberg eingewandert. Er war als Gehilfe bei einem Goldschmied eingestanden, hatte dann dessen Tochter geheiratet und so seinen eigenen Herd gegründet. Als drittes Kind — es folgten noch fünfzehn nach — wurde dann auch dort am 21. Mai 1471 sein Sohn Albrecht geboren. In der Zucht eines wohlgeordneten Familienlebens wuchs der Knabe in geistiger und körperlicher Gesundheit auf und nachdem er keine Neigung für das Handwerk des Vaters gezeigt, wohl aber durch das Selbstporträt, das er als Dreizehnjähriger mit Hilfe des Spiegels angefertigt (jetzt in Wien in der Albertina) und durch die wunderliebliche Madonna mit lautenspielenden Engeln aus dem folgenden Jahre (jetzt im königlichen Kupferstichkabinett in Berlin) seine zweifellose Begabung für die Malerei dargethan hatte, wurde er 1486 zu Michel Wolgemut in die Lehre gethan. Wolgemut war kein Genie, aber ein ehrenfester Meister mit offenem Sinn für alles Neue, das ihm Keime künftiger Entwickelung zu bergen schien; er war viel gewandert und hatte den Einfluß der Eyckschen Schule vielleicht an der Quelle auf sich wirken lassen. Er war auch vielgewandt; in seiner Werkstätte wurde nicht bloß gemalt und geschnitzt, sondern auch die Stich- und Holzschnitttechnik geübt. Etwas über drei Jahre verbrachte dort Dürer, dann zog er zu Ostern 1490 auf die Wanderschaft, aber nicht, wie einst sein Meister, dem Niederrhein zu, sondern an den Oberrhein, wohin ihn vielleicht der Ruhm Martin Schongauers zog. Als Dürer nach Kolmar kam, blühte zwar noch Meister Martins Werkstätte, er selbst aber war schon 1488 verstorben, und so zog Dürer weiter südwärts nach Basel und wie es scheint, dann weiter durch die Schweiz und Tirol, Italien zu, bis nach Venedig. Wenngleich nun Venedig in seiner ganzen Kunstentwickelung hinter dem italienischen Festlande um ein halbes Jahrhundert zurück war, so konnte der aufmerksame junge Wanderer doch hier so manches sehen, was abwärts von den Wegen bisheriger deutscher Entwickelung lag: so vor

Studie zu der Proportionslehre.

Kreuztragung, Entwurf zu einem Fries.

Die drei Landsknechte.

allem die Betonung des malerischen Elements im Gegensatz zu der mehr zeichnenden Behandlung, welche in der deutschen Malerei in den Vordergrund trat. Auch Kunde von antiker Kunst mochte hier vernehmlicher an sein Ohr gedrungen sein, als dies in Deutschland der Fall sein konnte. Ende Mai 1494 war Dürer wieder in Nürnberg, wo ihm der fürsorgliche Vater die Braut bereits geworben hatte. So führte er denn schon im Juli 1494 die schöne, brave Agnes Frey, aus ratsfähiger Familie entsprossen, als Gattin in sein eigenes Heim. Eine selbständige Werkstätte scheint Dürer aber damals noch nicht errichtet, sondern bis 1497 noch weiter in der Werkstätte Wolgemuts gearbeitet zu haben. 1505 trat Dürer eine zweite Reise nach Venedig an und erst 1520 eine Reise nach den Niederlanden, nicht als ein Lehre suchender, sondern als ein Mann, der unbestritten der erste der nordischen Künstler war, der die erste Stelle in der Malerei von den Niederlanden auf Deutschland übertragen hatte. Diese beiden Reisen allein unterbrachen die rastlos angestrengte Meisterthätigkeit Dürers, die um so intensiver war, als seine Ehe kinderlos blieb, kleinliche Familienfreuden und noch kleinlicherer Familienjammer die Ruhe seiner Künstlerwerkstätte also nicht störten. Der Quellpunkt dieses rastlosen Schaffens war auch für Dürer die Natur. Aber für ihn handelte es sich nicht darum, ihr bloß äußerlich beizukommen; die treuen Abbilder der Dinge, welche in unerschöpflicher Aufnahmefähigkeit die Phantasie und die Seele des Künstlers in sich versammeln, sie müssen an der Lebenskraft des Künstlers sich besamen und dann durch die Kunst als neue Kreatur wiedergeboren werden. So schreibt er:

„Denn ein guter Maler ist inwendig voller Figuren und wenn's möglich wäre, daß er ewiglich lebte, so hätte er aus den inneren Ideen, da-

Das Martyrium der heiligen Katharina.

von Plato schreibt, allzeit etwas Neues durch die Werke auszugießen.“ Aber daß nicht die vorirdische Welt Platons die Quelle dieser inneren Ideen ist, sondern das in Milliarden Formen uns umspielende Leben der Natur und der Welt, das erläutern einige andere nicht minder tiefsinnige und schöne Worte:

„Aber das Leben in der Natur gibt zu erkennen die Wahrheit dieser Dinge; darum sieh sie fleißig an, richte dich danach und geh nicht von der Natur ab in deinem Gutdünken, daß du wollest meinen, das Bessere von dir selbst zu finden, denn du würdest verführt. Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie! Ueberkommst du sie, so wird sie dir viel Fehls nehmen in deinem Werk..... Aber je genauer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, desto besser erscheint

Studienkopf.

dein Werk..... Daraus ist beschlossen, daß kein Mensch aus eigenem Sinnen nimmermehr kein schönes Bild machen könne, es sei denn, daß er davon durch vieles Nachbilden sein Gemüt voll gefaßt habe; das ist dann nicht mehr Eigenes genannt, sondern überkommene und gelernte Kunst geworden, die sich besamet, erwächst und ihres Geschlechtes Früchte bringet. Daraus wird der versammlete heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Kreatur, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges.“ Das ist reifste Kunsterfahrung und Kunsterkenntnis; sie hat ebensowenig mit dem brutalen Kunstevangelium derer zu thun, welche die Aufgabe der Kunst in der sklavisch treuen Fixierung eines zufälligen Natureindrucks erschöpft sehen, wie mit der eitlen Ueberhebung des akademischen Idealismus.

So stand Dürer der einzelnen Erscheinung als echter Künstler gegenüber; wenn er trotz alledem nur in einem seiner Werke, dem Hauptwerk seiner letzten Lebensjahre, den Schritt that, welcher die deutsche Ma-

lerei von der freien Größe des Stils der großen Italiener trennte, so hing dies mit der Mißgunst zusammen, unter welcher die deutsche Malerei sich entwickelt hatte. Zur freien Schönheit der Formen und zur monumentalen Wirkung der Komposition war die italienische Malerei weniger durch die antike Kunst als dadurch geführt worden, daß sie ihre Entwickelung nicht auf dem Gebiete des Tafelbildes, sondern auf dem des Wandgemäldes durchmachen konnte. Dagegen waren die vielverheißenden Anfänge deutscher Wandmalerei durch die gotische Architektur, welche breite große Wandflächen nicht duldete, abgebrochen, die Entwickelung der Malerei auf das Gebiet der Buchillustration, auf Glas- und Tafelmalerei beschränkt worden. In Italien besaß auch noch das kleinste Tafelbild etwas von der monumentalen Wirkung des Wandgemäldes; in Deutschland konnte

Knabenstudie.

bis zu dem jüngeren Holbein auch das Wandbild die Kompositionsweise, die kleinliche Durchführung des Tafelbildes nicht gänzlich verleugnen. Das muß man im Auge halten, wenn man voll von Erinnerungen an die großen Italiener vor die Tafelbilder Dürers tritt. Und selbst die Tafelmalerei genoß nicht jene Gunst, wie sie ihr in Italien entgegengebracht wurde. Sie war fast einzig auf das Andachtsbild und das Porträt beschränkt. In beiden Richtungen war die Phantasie des Künstlers in ihrer Thätigkeit gehemmt, hier und dort war die Laune des Auftraggebers in erster Linie zu berücksichtigen. Dazu fehlte Deutschland ein liberales ästhetisch fein gebildetes Mäcenatentum, wie es Italien besaß; der Adel war verroht, das aufstrebende Bürgertum zwar bildungs- und kunstfreundlich, aber doch bescheiden in seinen Ansprüchen auf geistigen Luxus und knauserig, wenn es galt, die Hand zu öffnen. So hat denn auch Dürer sich jahrelang der Tafelmalerei ferngehalten und den Schatz seines Herzens am reichsten in seinen Stichen, Holzschnitten und Zeichnungen geoffenbart. Die Reihe hervorragender Tafelbilder eröffnet der in Leimfarben ausgeführte Dresdener Altar (Dresden, königliche Ga-

lerie), mit der Madonna in halber Figur in der Mitte und dem Einsiedler Antonius und dem heiligen Sebastian auf den Flügeln. Die Gestalt des nackten Sebastian ist ein vollkräftiges Zeugnis, mit welchem Ernst und welcher Gründlichkeit der junge Meister an die Natur herantrat; kaum dürfte vor dem Sebastian in Deutschland ein lebensgroßer Akt von solcher Genauigkeit der Ausführung geschaffen worden sein. Der etwas spätere St. Veitenaltar (St. Veit bei Wien) von 1502, zwei Darstellungen der Grablegung Christi in München (Pinakothek) und Nürnberg (germanisches Museum) sind im wesentlichen nur Werkstattarbeiten, während im Paumgärtnerschen Altar in München (Pinakothek) namentlich in den Flügelbildern — Rittergestalten, die wahrscheinlich Glieder der Stifterfamilie vorstellen — uns der lebensvolle Realismus Dürers mit wuchtiger Wirkung entgegentritt. Die kleine säugende Madonna von 1503 im Belvedere in Wien zeigt die sorgsam ausführende Handschrift des Meisters, und das Gleiche gilt von der liebevoll durchgeführten Anbetung der Könige von 1504 in der Tribuna in Florenz, ein Bild von lieblichster Heiterkeit der Farben und von anheimelndstem Reiz der Komposition. Diese Madonna ist das Ideal deutscher Mütterlichkeit; an Tiefe der Empfindung, an Idealität der Stimmung blieb hier Dürer hinter Raphaels früheren Madonnen nicht zurück. Es folgt der Zeit nach das Rosenkranzfest im Prager Museum — das Dürer 1506 während seines Aufenthaltes in Venedig für die Kapelle des dortigen Kaufhauses der Deutschen malte. Man merkt es: So intensiv die Individualität Dürers war, in Venedig selbst konnte er sich den äußeren Einflüssen nicht ganz verschließen. Giovan Bellini, der von ihm hochverehrte Meister, der bis in das höchste Alter sich die blühende Frische der Jugend wahrte, forderte zum Wettkampf heraus. Nie wieder hat Dürer in einer vielgestaltigen Komposition jenen Wohlklang, jene zusammenschließende Rhythmik der Linien wie dort erreicht, nur selten wieder hat er den herben nordischen Realismus so verklärt, wie hier z. B. in dem lautenspielenden Engel zu Füßen der Madonna, der auch als Kompositionsmotiv wie eine Inspiration Bellinis anmutet. Noch in Venedig selbst entstand in fünf Tagen das flott gemalte Bild: Der Jesusknabe unter den Schriftgelehrten (Rom, Gal. Barberini); möglich, daß Lionardo auf dieses resolute physiognomische Drama von Einfluß gewesen ist. Die Wirksamkeit venezianischen Einflusses in Kolorit und Komposition bekundet auch der kleine Kruzifixus von 1506 in der Dresdener Galerie, der trotz der Kleinheit der Bildfläche doch von wahrhaft monumentaler Wirkung ist. Schon wieder auf deutschem Boden entstand 1507 die Darstellung von Adam und Eva; mit den Skizzen dazu hatte er sich jedoch schon in Venedig beschäftigt, wo ihm Modelle nicht bloß in reicherer Zahl, sondern auch von höherer leiblicher Vollendung zur Verfügung standen, als dies in Deutschland der Fall war. So zeigt denn Dürer hier tiefstes Verständnis des menschlichen Leibes mit Wohlklang der Linien vereinigt, und in der breiteren koloristischen Behandlung erkennt man noch den nachwirkenden bellinesken Einfluß. Von den vorhandenen Exemplaren dieser Darstellung in Madrid (Prado), Mainz (Museum), Florenz (Uffizien), hat das florentinische den meisten Anspruch, als Original zu gelten.

Studie.

Mit großer Schaffensfreude war Dürer nach Deutschland gekommen; vielleicht auch mit Hoffnungen, zur Lösung so großer Aufgaben berufen zu werden, wie sie den venezianischen Künstlern immer wieder geboten wurden. Zunächst mangelte es auch nicht an Aufträgen.

Im Jahre 1508 entstand für den Kurfürsten Friedrich den Weisen die Marter der Zehntausend (Wien, Belvedere), ein Stoff freilich, der eine Gestaltung im Sinne der Italiener nicht mehr zuließ, da die Darstellung einer Massenhinrichtung dem Autor zwar Gelegenheit gab, in den mannigfachen Bewegungen und Verkürzungen seine gründliche Kenntnis der Natur zu bekunden, aber sein Hinarbeiten auf eine einheitliche monumentale Wirkung nicht zuließ. — Dementsprechend fehlt auch die breite koloristische Behandlung; die feine Zeichnung des Details tritt in den Vordergrund. Die derber ausgeführte Madonna mit der Schwertlilie, im Museum zu Prag, mag derselben Zeit angehören. Im folgenden Jahre (1509) entstand im Auftrage des Frankfurter Patriciers Jakob Heller ein Altarwerk, das nach des Künstlers Dafürhalten neben dem Rosenkranzfest seinen Ruhm als Maler am lautesten der Nachwelt verkünden würde. Gerade aber das Mittelstück — die Himmelfahrt Mariens — das von Dürer selbst ausgeführt wurde, ging 1674 durch Brand zu Grunde. Immerhin aber bezeugt die von Paul Juvenel ausgeführte Kopie, welche heute im Frankfurter Museum mit den vorwiegend von Gehilfen ausgeführten Flügelbildern vereinigt ist, dann die zahlreichen erhaltenen Studien und Skizzen zu diesem Bilde, daß der Künstler nicht zu hoch von seinem Werke urteilte. Jeder Kopf, jede Hand, jede Draperie wurde von Dürer in Studien sorgsam vorbereitet, ein kräftiges Zeugnis, daß das wahre Genie nur von der aufopfernden Arbeit den Erfolg seines Ringens erhofft. Das nächste Werk war das für das sog. Landauerkloster in Nürnberg 1511 vollendete Allerheiligenbild, das jetzt die Belvedere-Sammlung in Wien besitzt. Kein Werk Dürers ist uns trefflicher erhalten als dieses. Die Trinität in der Höhe von dienenden Engeln umjubelt, dann die Scharen der Heiligen und Seligen, die Helden des Alten und Neuen Testaments als die Repräsentanten der triumphirenden Kirche. Unten aber, nach Ständen gegliedert, mit dem Kaiser und Papst an der Spitze die Vertreter der leidenden und kämpfenden Kirche: so die ganze Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe vereinigt darstellend und aufgefaßt mit der Schlichtheit und Naivetät deutschen religiösen Empfindens. Mit Recht stellt man daneben Raphaels hohes Gedankendrama: Die Disputa, das den gleichen Gedanken gestaltet, um den fundamentalen Unterschied zwischen italienischer und deutscher Kunst in jener Zeit nachzuweisen. Die Farbe ist von so blühender Frische, Klarheit und Kraft, daß Thausing, der klassische Dürerbiograph, enthusiastisch ausruft: „Es liegt eine ideale Absichtlichkeit in der Wahl dieses Kolorit. In keinem anderen Gemälde, weder Dürers noch eines anderen Meisters, ist seitdem eine solche Vergeistigung der Farbe angestrebt worden; es ist, als hätte er nach den malerischen Aequivalenten des Sphärenklanges gesucht.“ Eine Madonna aus dem folgenden Jahre „Die Madonna mit der aufgeschnittenen Birne“ in derselben Sammlung ist von gleicher Vollendung der technischen Ausführung. Lange Jahre des Arbeitens folgen dann, ohne daß Dürer zur Schöpfung eines hervorragenden Andachtbildes Gelegenheit geboten worden wäre. Erst kurz vor Schluß seines Lebens schuf er dann aus eigener Initiative, als Geschenk für seine Vaterstadt, jene beiden berühmten gewaltigen Apostelpaare in der Pinakothek in München. Hierin besitzen wir das Reifste und Größte, was Dürer auf dem Gebiete der Tafelmalerei geleistet, hierin das vollgültige Zeugnis, daß Dürer aus eigener Kraft heraus, unabhängig von der Tradition, am Abende seines Lebens jene reifste Verbindung von monumen-

Das Schweißtuch der Veronika.

Frauenkopf.

talem Stil und Naturwahrheit fand, welche den Schöpfungen der großen italienischen Cinquecentisten die Feierlichkeit der Wirkung verlieh. Der Tiefblick des seelenkundigen Philosophen und die freiwaltende Schöpferkraft des echten Künstlers haben sich hier vereint, um die Charaktere der vier Hauptträger des Urchristentums — Johannes und Petrus, Paulus und Markus — aus den Worten der Schrift heraus so wuchtig zu gestalten, daß man in ihnen die vier Urtypen menschlicher Charaktere überhaupt zu sehen vermeinte; gab man ihnen doch auch den Namen der vier Temperamente. Auch die Gewandung wird durch kein kleinliches Motiv entstellt, in wenigen wuchtigen Falten fällt sie nieder. Die malerische Durchführung entspricht der großen Conception; sie ist breit und kräftig und in der Modellierung von ungewöhnlich plastischer Wirkung.

Die Profanmalerei jener Zeit beschränkte sich im wesentlichen auf das Bildnis. So sind denn auch bei Dürer neben den religiösen Tafelbildern nur die Bildnisse von hervorragender Bedeutung. Voran stehen

Studien zu der Radierung Adam und Eva.

hier des Künstlers Selbstporträte. Das erste, das der dreizehnjährige Knabe mit Hilfe des Spiegels von sich anfertigte, wurde schon erwähnt: Ein lieblicher sinniger Knabenkopf, der die einstige ernste Schönheit des gereiften Mannes ahnen läßt. Die naive, berechtigte Freude an der eigenen Wohlgestalt war es darum wohl auch, welche Dürer immer wieder bestimmte, seine Persönlichkeit im Bilde festzuhalten. So besitzen wir sein Selbstbildnis aus dem Jahre 1493 (in der Sammlung von Eugen Felix in Leipzig), von 1498 (im Museum zu Madrid) und das von ca. 1504 (in der Münchener Pinakothek), das berühmteste und populärste von allen, jenes Bildnis, das am deutlichsten zeigt, nach welchem Modell Dürer den überkommenen Christustypus umgestaltet hatte. — Dazu kommen dann die Selbstbildnisse, die Dürer in seinen Gemälden anzubringen liebte, wie im Rosenkranzfest, in der Marter der Zehntausend, im Allerheiligenbild. Auch seinen Vater malte Dürer zweimal; einmal vor seiner ersten Wanderschaft (jetzt in den Uffizien in Florenz), ein zweites Mal nach derselben — 1497 (im Besitze des Herzogs von Northumberland). Seine Mutter hat er noch zwei Monate vor deren Tode gezeichnet (Kohlenzeichnung im k. Kupferstichkabinett in Berlin), und ebenso hat er die Gestalt und die Züge seiner schönen Gattin wiederholt nachgebildet; ihr bestes Konterfei ist in dem herrlichen

Aquarell der Ambrosiana in Mailand erhalten. — Das erste Bildnis, das Dürer auf ausdrückliche Bestellung malte, war wohl das des Oswald Krell aus dem Jahre 1499 (München, Pinakothek), die letzten waren die des Jakob Muffel und des Hieronymus Holzschuher, beide aus dem Jahre 1526 (seit jüngster Zeit das eine und das andere in der k. Galerie in Berlin). Deutlich zeigen auch sie die mächtige Entwicklung, welche die deutsche Malerei in Dürer durchgemacht. In Krells Bildnis herrscht noch jene nüchterne, herbe, ja trockene Wiedergabe der Natur, welche die deutsche Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts mit den Niederländern gemein hatte; in den Bildnissen Muffels und Holzschuhers dagegen kühnes, aber siegesgewisses, selbständiges Nachschaffen, das einen solchen Schein der Wahrheit zu erzielen vermag, daß uns z. B.

Bildnis eines Edelmannes.

in Holzschuhers Bildnis das Persönliche mit geradezu erschreckender Daseinsgewalt entgegentritt, so wohlwollend auch der gesundheitsstrotzende Graukopf uns aus dem Rahmen anblickt.

Soviel Dürer im Tafelbilde geleistet haben mag, die unerschöpfliche Gestaltungskraft seiner Phantasie, den grüblerischen Tiefsinn seines Wesens, lernen wir doch in weit höherem Maße als hier in seinen Holzschnitten und Stichen und dann in seinen Zeichnungen kennen. Durch seine Holzschnitte und Stiche hat er auch am meisten auf die Seele des Volkes gewirkt. Und wie dort, so hat er auch hier für die scheinbar niedrigere Technik den ganzen Ernst seiner künstlerischen Gesinnung eingesetzt und im Interesse der Lösung der sich gestellten künstlerischen Aufgaben, mit Hilfe seines grübelnden, forschenden Wesens, deren Machtsphäre erheblich erweitert. Das gilt gleich von seinen Holzschnitten. Bis auf Dürer machte der Holzschnitt kein Hehl daraus, daß er die kostspieligere Illustrationstechnik des Mittelalters, die illuminierte

Federzeichnung, ersetzen sollte; er gab also im Wesen nur Umrisse, die auf Kolorierung mittels Patrone oder mit dem Pinsel berechnet waren. Dürer machte den Holzschnitt selbständig; durch sorgfältige Abstufung von Licht und Schatten brachte er Farbe in die Zeichnung selbst hinein. Schnitt er auch nicht selbst in Holz, so mußte er doch die genaueste Kenntnis des Materials besitzen, um in seiner Vorzeichnung zwar das Höchste zu fordern, was innerhalb der Grenzen des Materials lag, aber doch auch nichts, was darüber hinausging. Diese neue Epoche des Holzschnitts eröffnet in großartigster Weise „Die heimliche Offenbarung Johannis oder Apokalypsis cum figuris", Nürnberg 1498, und dann 1511 in fünfzehn Blättern.

„Ein geistiges Revolutionslied" gegen die Entchristlichung der Kirche wird man darin nicht suchen dürfen; die Illustration der Apokalypse in den Dienst der lutherischen Bewegung gestellt zu haben war erst die That Cranachs. Dürers künstlerische Auffassung der einzelnen Motive geht wenig von der traditionellen mittelalterlichen ab; was ihr die geschichtliche und künstlerische Bedeutung sichert, ist die Kraft und Tiefe der Empfindung, mit welcher die alte Auffassung belebt, die Selbständigkeit, mit welcher das einzelne gestaltet wurde. Man denke an Dürers apokalyptische Reiter, welche mit so zwingender Gewalt die Phantasie beherrschen, daß selbst der gestaltungsgewaltige Cornelius bei seiner Schöpfung der apokalyptischen Reiter für den Camposanto-Cyclus sich von der vorbildenden Kraft jener nicht freimachen konnte. Von großen Folgen reihten sich an die Apokalypse das Marienleben in 10 Blättern (1510), die große Passion in zwölf Blättern (1512), die kleine Passion in 37 Blättern (1511). An diese religiösen Folgen schließt sich das umfangreichste Werk der Holzschneidekunst überhaupt, das im Auftrage des Kaisers Maximilian I. entstand: „Der Triumph". Der erste Teil: „Die Ehrenpforte des Kaisers" wurde von Dürer 1512—1515 auf 92 Holzstöcke gezeichnet und von Hieronymus Andrae geschnitten; der zweite Teil: „Des Kaisers Triumphwagen" wurde durch den Tod des Kaisers in seiner Vollendung unterbrochen. Hier haben auch andere Künstler mitgearbeitet; gehören doch von den vollendeten Holzschnitten Burgkmaier allein 66 an, während nach Thausings Untersuchung auf Dürer 24 Blätter kommen. Für Maximilian entstand auch eine Folge österreichischer Heiliger, die im ersten Drucke sechs, im zweiten (1517) acht Blätter enthält. Dazu die Fülle von hervorragenden Einzelblättern, so das größte Meisterwerk der Holzschnittechnik, der große Holzschnitt der Dreifaltigkeit vom Jahre 1511, aus gleichem Jahre die Messe des hl. Gregor und der hl. Hieronymus in der Zelle, dann später die Anbetung der hl. drei Könige, der hl. Christophorus oder die Meisterwerke der Porträtkunst, wie z. B. die Bildnisse Maximilians, Varenbülers, des Humanisten Eoban Hesse. Nicht minder umfassend und wie dort epochemachend für die Entwickelung der Technik war Dürers Thätigkeit als Stecher. Die Stichtechnik hatte gegen Ende des fünf-

Frauenstudie.

Randleiste aus Kaiser Maximilians Gebetbuch (S. 34b)

zehnten Jahrhunderts in Deutschland bereits hervorragende Vertreter. Auch Dürers Lehrer Wolgemut gehörte zu ihnen, kein Wunder deshalb, daß die ältesten Stiche Dürers mehr oder minder genaue Kopien Wolgemutscher Originale sind; doch nur in Bezug auf Komposition. In Sauberkeit der Durchführung, in Reinheit des Abdrucks übertrifft der Schüler bereits den Meister. So konnten Blätter wie: Der Traum, Die vier Hexen, Der Raub der Anymone, Der große Herkules, Die Madonna mit der Meerkatze, die Originale leicht in Vergessenheit bringen. Auch seine ersten selbständigen Kompositionen, wie z. B.: Der stehende Schmerzensmann stehen noch unter dem Einfluß Wolgemutscher Technik, während er im Adam und Eva von 1504 bereits, im Gegensatz zu der zeichnenden Behandlung seiner Vorgänger, eine im eminenten Sinne malerische Behandlung einführt. Von dem stark dunklen Hintergrunde aus erzielen die kräftig modellierten Gestalten eine vollkommen plastische Wirkung. Auf dieser Stufe technischer Durchführung steht eine große Zahl von Blättern, von welchen nur einige genannt seien, so: Die Familie des Satyr (1505), Das große und das kleine Pferd (1505), Die gestochene Passion in 16 Blättern (1512), Das Schweißtuch der Veronika (1513), dann zwei herrliche Madonnen, beide in freier Landschaft unter einem Baume sitzend, die eine von 1511, die andere von 1513.

Doch schon seit 1510 machte Dürer Versuche, die Machtsphäre der Technik selbst zu erweitern. Er führte in die deutsche Kupferstichtechnik die Schneidenadel ein, vielleicht darauf aufmerksam gemacht durch die zarte, flaumige Wirkung, welche auf diesem Wege ein niederländischer Meister, der sogenannte Meister des Amsterdamer Kabinets, erzielt hatte. Der hl. Hieronymus mit dem Weidenbaum von 1512 ist Zeuge des erfolgreichen Versuches. Wenn Dürer dennoch diese Technik bald verließ, so mochte die Ursache darin liegen, daß er der schnellen Abnutzung der zart bearbeiteten Platte nicht zu begegnen wußte, oder die immer wieder geforderte Nacharbeit ihn verdroß. Bald darauf war Dürer mit eigentlichen Radierungsversuchen beschäftigt, doch wählte er dazu nicht Kupfer-, sondern Eisenplatten. Schon aus dem Jahre 1515 besitzen wir bezeichnete Eisenradierungen: So den kleinen sitzenden Schmerzensmann. Sein berühmtes Meisterwerk in dieser Technik ist: Die große Kanone von 1518. Dann nahm Dürer von dieser Technik Abschied. Ließ es Dürer bei bloßen, doch fruchtreichen Versuchen auf dem Gebiete reiner Radierkunst bewenden, so scheint er doch die Aetzung von 1514 an mit der Grabsticheltechnik verbunden zu haben, um damit eine zartere, gleichmäßige Farbenstimmung zu erzielen. Das gibt seinen späteren Stichen jenen vornehmen Ton, jenen zarten Zauber der Farbe, welche sie auch technisch auf die Höhe dessen heben, was die Sticheltechnik zu leisten imstande ist.

BILIBALDI·PIRKEYMHERI·EFFIGIES
·AETATIS·SVAE·ANNO·L·III·
VIVITVR·INGENIO·CAETERA·MORTIS·
·ERVNT·
·M·D·XX·IV·

Porträt des Wilibald Pirkheimer.

Dieser Technik blieb er fortan treu; eine Fülle der schönsten Bildnisse hat er in dieser vollendet, wie z. B. das Pirkheimers, Melanchthons (S. 347), des Erasmus, des Kardinals Albrecht von Brandenburg („Der große Kardinal" von 1523), vor allem aber eine Reihe der eigenartigsten und tiefsinnigsten Gestaltungen seiner Phantasie, an deren Spitze als die drei berühmtesten Blätter stehen: Die Melancholie, Ritter, Tod und Teufel, und Der Hieronymus im Gehäuse.

Mit vollem Recht erklärt man diese Blätter aus den innersten geistigen Gärungen und Kämpfen der Zeit. Der Hieronymus ist das Spiegelbild des in sich selbst befriedigten Forschers, der allen Genuß aus der Denkarbeit selbst, ohne Rücksicht auf die Größe und Bedeutung der gewonnenen Resultate schöpft; das in sich abgeschlossene Gelehrtendasein eines Erasmus von Rotterdam konnte leicht als Vorbild dafür gelten. Es gab und gibt aber auch feurigere Geister, welche nur mit Schmerzen die unzulängliche Kraft der menschlichen Vernunft erkennen, sobald sie sich an jene Probleme wagen, nach deren Lösung jedes einzelne Dasein immer von neuem angstvoll ruft. Das sagt wohl auch die Melancholie, jenes machtvolle, geflügelte Weib mit dem

Porträt des Philipp Melanchthon (S. 346).

Lorbeerkranze auf dem Haupte, welche inmitten aller möglichen Behelfe von Arbeit, Kunst und Wissenschaft, in düsterem Sinnen, dasitzt. Die Flügel, welche Arbeit, Kunst und Wissenschaft dem Forschergeiste geben, erweisen sich bald als des Ikarus Flügel, wenn es gilt, sich über die engen Grenzen der empirischen Welt zu erheben. Bleibt dem Forscher die Pforte in das Geisterreich verschlossen, sollen wir uns deshalb willenlos als Beute den schreckhaften Vorstellungen überantworten, welche uns von dorther angrinsen? Der Ritter (von 1513) gibt die Antwort darauf. Durch schaurige Oertlichkeit, in dunkler Bergschlucht zieht er hin; der Tod reitet nebenher und hält ihm die Sanduhr vor, der Teufel läuft hinterdrein — der Ritter aber hat für beide nur ein Lachen. Ruhig reitet er fürbaß; sein tapferes Herz, sein franker freier Mut, die Begleiter eines guten Gewissens, lassen ihn die Schrecken verachten, mit welchen man bis jetzt die Geister knechtete.

Auch die zahlreichen Holzschnitte und Stiche geben noch nicht das vollständige Bild von Dürers Künstlerthätigkeit. Eine Fülle von Zeichnungen tritt noch hinzu, ausgeführt in den verschiedensten Techniken, von der sorgsam behandelter Aquarellmalerei an bis zur flüchtig hingeworfenen Federzeichnung. Auch hier ist vieles von ganz selbständiger künstlerischer Bedeutung, so vor allem seine Randzeichnungen zu dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian von 1515 in der k. Bibliothek zu München. 45 Blätter hat hier Dürer mit Federzeichnungen in roter, grüner und violetter Tinte an den Rändern versehen und darin Zeugnis von seiner unerschöpflichen Formenfülle, aber auch der fröhlichen kecken Laune seiner kerngesunden Künstlernatur abgelegt (S. 325 u. 343). Gleichfalls ein in sich vollendetes Werk ist die aus zwölf Blättern bestehende sogenannte Grüne Passion von 1504 (Wien, Albertina) — mit Feder und Pinsel sorgfältig in Helldunkel auf grüngrundiertem Papier ausgeführte Scenen der Leidensgeschichte Christi. Dazu treten die zahlreichen Abbildungen von Tieren und Pflanzen — von gleicher bewundernswerter Naturtreue in der Form wie in der Farbe und endlich die landschaftlichen Studien. Diese bezeugen, daß Dürer der erste von den deutschen Künstlern war, welcher die Landschaft zum selbständigen Vorwurf künstlerischer Darstellung machte, sie bezeugen aber auch, daß er der erste war, der mit unbefangenem Blicke den großen Formen der Natur gerecht ward. Von den in Aquarell oder Tempera sorgfältig durchgeführten Landschaften seien genannt: Die Ansichten von Innsbruck, Trient, der Venediger Klause und aus der Heimat: Die Weidenmühle und Die Drahtziehmühle. — —

Als Dürer am 6. April 1528 in seinem 57. Jahre starb, hinterließ er ein Tagewerk, welches auch ein weit längeres Leben so ausgefüllt hätte, daß es der Vorwurf des vergrabenen Pfundes nicht hätte treffen können. Der Höhe seines Genies entsprach die rastlose Arbeit, dem intuitiven Tiefblick die nie zu bändigende Lust des Forschens. Auch was wir von der Natur ererbt, müssen wir durch Arbeit erwerben, um es zu besitzen. Dürer war der erste Künstler in Deutschland, der die Theorie in den Dienst der Praxis stellte, der nachwies, daß Technik der Kunst nicht bloß Handwerk, sondern auch die Wissenschaft sei, der sich der Natur nicht bloß mit den Augen, sondern auch mit Hilfe von Zirkel und Richtmaß zu bemächtigen suchte. In ihm war das Genie so groß wie der Charakter — das ist das Geheimnis der Größe seiner Leistungen und der Dauer seiner Erfolge. Wie tief er im eigenen Volkstum wurzelte, bezeugt, daß weder Italien noch die Niederlande dauerhaften Einfluß auf ihn gewinnen konnten. Was der deutschen Kunst versagt bleiben muß, was sie vor den anderen Völkern voraus hat, in ihm lernen wir es wie in einem Spiegel kennen. Die geheimsten Regungen seines Volkes und seiner Zeit verstand er, kannte er, gab ihnen künstlerische Gestalt; Jahrhunderte hinüber reichte er darum die Hand einem Manne, der ihn von seinen nachkommenden Landsleuten auch am frühesten verstand und liebte: Goethe.

Der Herrgottsmantel.

Dorfgeschichte aus dem bayrisch-böhmischen Waldgebirge.

Von

Maximilian Schmidt.

(Fortsetzung.)

Er mußte sie wohl zu dieser Stunde in ihrem Häuschen für geborgen halten. Hätte er geahnt, welchem Verhängnisse das brave Mädchen vielleicht in diesem Augenblicke ausgesetzt war, er hätte sich keine Sekunde Rast geschenkt und wäre bei Nacht und auf gefährlichen Pfaden schleunigst zurück geeilt nach dem heimatlichen Dörfchen, in welchem sich seit seiner Flucht ganz Erschreckliches ereignet hatte.

Die Balsenbäuerin saß mit dem Multerer Hans nach der Heimkehr noch eine gute Weile zusammen in der unteren Stube. Die Bäuerin war noch eine sehr rüstige Frau von hübschem Aeußern, hatte aber ein hochmütiges, so zu sagen bauernaristokratisches Aussehen und Benehmen, das sich mit der Neigung zum Multerer, einem gewöhnlichen Knechte, wenig vertrug. Dieses Verhältnis überraschte nicht nur allgemein, es gab auch zu den bittersten und boshaftesten Ausfällen gegen die Freibäuerin in der ganzen Umgegend Veranlassung, schon zu Lebzeiten ihres Mannes und auch jetzt wieder, da der längst vergessene Multerer so plötzlich abermals im Künischen auftauchte.

Der Multerer war ein großer, kräftiger Mann. Sein Gesicht war regelmäßig, er hatte eine lange, gerade Nase und große, braune Augen, deren unstäter Blick übrigens seinem sonst hübschen Gesichte mit glatt rasierten Kinn und Oberlippe und dem nur über die Hälfte herabreichenden Backenbart bedeutend Eintrag that. Er konnte niemanden gerade in die Augen schauen, was bei dem großen, kräftigen Manne einen um so unangenehmeren Eindruck machte. Eine tiefe Narbe lag quer auf der Stirne über dem rechten Auge; er wollte sie während seiner Abwesenheit bei einer Rauferei erhalten haben.

Der Multerer galt für einen schneidigen und verwegenen Burschen, aber auch für einen arbeitsamen Ehehalten, nur ärgerte es ihn von jeher, daß er nur für fremde Leute arbeiten sollte um geringen Lohn und meist schlechte Nahrung. Durch Heirat einer Bäuerin in den Besitz eines Anwesens zu kommen und den Lohn seiner Arbeit selbst zu ernten, das war von jeher sein Trachten. Es glückte ihm aber nicht. Die Witwen gaben meist bald ihren erwachsenen Söhnen über und zogen sich in Leitum zurück und eine Freibauerntochter erniedrigte sich niemals, einem armen Knechte die Hand zu reichen.

Dafür hatte er sich seiner Zeit das besondere Vertrauen der Balsin erworben, eine Neigung, die, nachdem sie viele Jahre währte, leicht wieder aufs neue anzuknüpfen war, um so leichter, als die Balsin dem Gedanken einer Heirat viel mehr ergeben war, als dem einer Uebergabe, und es ihr durchaus nicht passen wollte, daß Karlitschek die arme bayrische Klöpplerin als Regentin für den Balsenhof bestimmt hatte.

Wie nun der Multerer heute in den Hof als Ehrengast kam, den er vor zehn Jahren unfreiwillig verlassen, ist uns bekannt.

Als Karlitschek durch die Federnseppin auf das unerwartete Ereignis aufmerksam gemacht ward und nun zu Hause mit „offenen Augen" das Einverständnis seiner Mutter mit dem Multerer bemerkte, als er zu seiner höchsten Ueberraschung sah, daß in der That die obere Stube zum Nachtlager des Gastes hergerichtet wurde, nahm er die Mutter zur Seite und fragte sie, was das alles bedeuten solle.

„Dös soll bedeuten," antwortete ihm die Mutter, „daß i entschlossen bin, nomal z' heiraten und daß der Multerer mit nachsten dei' Stiefvater wird."

„Muada, dös könnts mir nöd anthoa'," sagte Karlitschek hierauf, „dös därfts nöd thoa', jetzt wo i Manns gnua bin, 'n Hof selm zu übernehma!"

„Aber dös beliabt mir no' nöd," erwiderte die Mutter. „I will mi in meine guaten Jahr no' nöd von dir und deiner bettelhaften Klöpplerin, die 's d' ja zur Bäurin machen möchst, abhängi wern. Aaf 'n Hof gschieht nach mein Willn, i bin d' Freibäurin und alles hon i mir wohl überlegt."

„Nie und niermals leid i's," rief jetzt Karlitschek stürmisch, „daß d' dem Hof die Schand anthuast und mir an' Knecht als Stiefvater herbringst!"

„Du kaant'st (könntest) vom ‚leiden' redn," erwiderte die Mutter, „wenn i so dumm wär, di um Erlaubnis z' fragn! Vergiß nöd, daß der Hof ganz alloa' mir g'hört, daß i hantiern kann, wie i will und dir koa' Verantwortung schuldi bin; daß i di enterb'n kann, wenn i will und wennst es darnach machst. Laß mi ausreden!" fuhr sie etwas ruhiger fort, als Kar-

22*

litschek eine erregte Einwendung machen wollte. „Es kann mir so was nöd einfalln; kimmt d'Zeit, so sollst 'n Hof kriegn und es kimmt auf dei' Verhalten an und wie 's d' di geg'n dein Stiefvatern stellst, denn der soll nacha z' b'stimma hab'n, ob ma früah oder spat in Leitum genga."

„Na', Muada, von an' Knecht laßt si a künischer Freibauernsuhn nöd abhängi machen und i will dir 's grath'n hab'n, bedenk, wast thuast; es kann nöd guat ausgehn, i gib mi nöd!"

„So steht's dir frei, hinz'gehn, wo 's d' willst," entgegnete kalt die in ihrem Wahn befangene Bäuerin. „Dei' kloans Vaterguat wird dir nöd vorenthalten. Für an' Häusler g'langts. Vom Freihof aber b'haltst mir d' Hand weg! Und iatzt extra wird's so, wie's' i hab'n will!"

„So willst also lieber hab'n, daß dei' oanziger Suhn aus 'n Haus geht, denn 's sel schwör i dir, daß i mit dein' Liabhaber koa' Nacht unter oan Dach bleib!"

„Aa nöd, wenn er dei' Vater is?" fragte die Bäuerin. „Du wirst di b'sinna."

„I hon mi b'sunna, Muada," rief Karlitschek fest, „und was draus entsteht, mirk dir's, du tragst d' Schuld!"

Mit diesen Worten verließ er stürmisch das Haus.

In welcher Weise er vor dem Häuschen der Federseppin seinem Herzen Luft gemacht, und wie er dann durch die Wälder rannte, ist uns bekannt.

Die Balsenbäuerin hatte dem Multerer, der sich inzwischen in der oberen Stube einlogierte, diese Scene mit ihrem Sohne verschwiegen. Sie wünschte ihm in seinem künftigen Hause wohl zu ruhen und begab sich dann mit den widersprechendsten Gefühlen in ihre Schlafkammer.

Der Multerer hatte Hut und Janker von sich gelegt. Die Kerze brannte vor ihm auf dem Tisch, er saß nachdenkend, die Augen lange mit der Hand bedeckt, auf dem ledernen Sofa.

Er sah sich nahe dem Ziele seiner ehrgeizigen Wünsche. Ihm dünkte es gewiß, daß es jetzt nur mehr von ihm abhänge, dieses Ziel zu erreichen, und doch konnte er darüber zu keiner rechten Freude gelangen. Was war es nur, das sich wie bleiern auf sein Herz legte, was war es nur, daß er jetzt erschreckt zusammenschauerte, als er die Blicke hob und diese auf einem zwar schlecht, aber getreu gemalten Bildnisse, auf das gerade der Schein des Lichtes fiel, haften blieben?

Dieses Bild zeigte den gemordeten Balsenbauer mit seinen stechenden, durchdringenden Augen, und diese Augen waren auch im Bilde so lebendig gemalt, sie schienen den Eindringling erstaunt und zürnend anzuschauen, sie schienen ihn zu durchbohren, wie zwei Dolche.

Der Multerer stand auf und stellte das Licht anders, so daß es seinen Schein nicht mehr auf das Bild werfen sollte. Er öffnete das Fenster und ließ sich die von kaltem Schweiße befeuchtete Stirne von der frischen Nachtluft trocknen. Lange starrte er hinaus in die stille Nacht. Es that ihm ordentlich wohl, als er jetzt im oberen Rittsteigdorfe die Stimme des alten Nachtwächters hörte, der die elfte Stunde anrief. Er horchte auf dessen Gesang, der nach kurzen Unterbrechungen näher und näher kam, bis er in der Nähe des Federseppenhäuschens zum letztenmale abgeleiert wurde. Beim Scheine der Laterne, welche der Nachtwächter trug, erkannte Hans noch gar wohl den alten, gnomenartigen Mann, der von Jugend auf nur mit stark eingebogenen Knieen zu gehen, oder besser, zu schlerfeln vermochte. Das Licht der Laterne beleuchtete vorübergehend auch das Häuschen der Federseppin und nach diesem starrte jetzt Hans ebenso unbeweglich, wie vorhin nach dem Bilde des Balsenbauern.

Der Nachtwächter war längst wieder im oberen Dorfe verschwunden, der Schein seiner Laterne längst von den Fenstern des Häuschens gewichen, und doch hielt der Multerer die Umrisse eines Fensters fest, es war ihm, als erblicke er hinter dem Fenster ein Gesicht, das Gesicht des Federnsepp, des braven Mannes, der mit dem Balsen zu gleicher Zeit ermordet worden war.

Der Multerer schlug hastig das Fenster zu. Er zwang sich zum lachen.

„Ah, Dummheit!" rief er. „Die gstorbna Leut san tot; es gibt koa' Gspenster! Es hoaßt iatzt, sich an alles wieder g'wöhna. Und i will's g'wöhna, den Blick auf dös Häusl dort drent und den Blick auf dös dumme Bild da."

Dabei leuchtete er wieder nach dem Portrait. Aber nur einen Moment blickte er wirklich hin, dann näherte er sich dem hoch aufgerichteten Bette.

„Alles muaß ma' g'wöhna," sagte er, während er sich entkleidete, wieder zu sich, „d' Tugend, wie d' Sünd, 's Schlecht wie 's Guate. Und i will jetzt 's Guate g'wöhna, will mi nöd fürchten vor Gott und 'n Tuifl und lind will i mir's betten auf dera Welt, denn jeder Mensch hat sei' G'schick in der Hand und i halt jetzt 's Glück, halt's fest, fest!"

Er hatte das Licht ausgelöscht und sich auf die weichen Kissen geworfen.

„Is mir's do'," sagte er für sich hin, „als brennet mi die Narb'n am Hirn — als thaat mir der Schedl weh! Einbildung! Der schlecht' Wein is dran schuld z' Katharina — pfui Tuifl! — 's war just sched a Apfelmost, a hantiger, drum dös Wehthoa' im Kopf. No', der Schlaf in mein' Freihof wird's schon wieder vertreib'n. I fürcht mir vor nix — vor gar nix — was genga mi die Toten an!"

Er war unter diesen Gedanken wirklich ein wenig eingeschlummert, aber die Toten mußten ihm doch keine Ruhe lassen, denn schon nach einer kurzen Weile schreckte er auf; er war schweißtriefend und atmete tief.

„Der Bauer hat mi druckt!" sagte er; „er is 's gwen — deutli hon i 'n gsehn — langsam is er awagstiegn aus 'n Bild durt, is her zum Bett und hat si über mi g'legt und druckt — grad wie r a Trud! — Dummheit! — Nix is 's gwen, als die schwaar Ducket, die hat mir Hitzen und d' Einbildung gmacht. Furt damit — is ja eh so warm, so schwül!"

Und er warf die Bettdecke von sich und suchte wieder einzuschlafen. Da — was war es wieder? —

Das Allerheiligenbild. Von Albrecht Dürer.

(In der K. K. Gemäldegalerie in Wien.)

hörte er etwas am Fenster. Er setzte sich auf und starrte hin. Da war es ihm, als sähe er einen dunklen Gegenstand sich hin und her bewegen —

„Jesus Maria!“ rief er, „dös is der Federnsepp! Aus is 's, aus is 's!“

Die Haare standen ihm zu Berge, eiskalt überlief es ihn. Er konnte seinen Blick nicht mehr von dem Fenster wenden. Deutlich und immer deutlicher erkannte er das vermeintliche Gespenst.

Pfiff es jetzt nicht? Hörte er nicht ein wohlbekanntes Zeichen?

„Alle Tuifl!“ rief er. „I Esel siehg Gspenster, dierweil is 's neamd anders, als der Fex, der Oar-Pangerl, der Tropf! Er pfeift schon wieder, i muaß 'n zur Ruah bringa, sonst weckt er d' Leut auf; 's war mir eh, als ob i 'n Kettenhund schon bell'n g'hört hätt'.“

Er eilte zum Fenster und erkannte sofort, daß der schwarze Gegenstand, der an dieses schlug, ein an eine Stange gebundener Strohwisch sei, der die Bestimmung hatte, ihn aufzuwecken.

Rasch öffnete er das Fenster und neigte sich hinaus. Unten stand ein Mann — es war Pangerl.

„Was willst?“ rief er hinab. „Mach, daß d' weiterkimmst; i brauch di nöd da.“

„Du mi nöd, gel, aber i di. I brauch di,“ antwortete der Untenstehende, die Worte hastig herausstoßend.

Es war der etwa vierzigjährige sogenannte Oar-Pangerl, ein halber Fex, jahraus, jahrein eine alte, baumwollene, schwarze Zipfelmütze auf dem schmutzigen Kopfe tragend, gekleidet in eine abgenutzte Hose, einen Janker von blauem Zwilch und in ein rupfenes Pfoad (grobleinenes Hemd). Er hatte stets eine Spitzkirbe auf dem Rücken und einen Strohzeger am Arm. Fußbekleidung trug er weder im Sommer, noch im Winter, so daß sich an seine Füße ein förmlicher Huf angesetzt hatte. Im Winter trug er zum Schutz gegen die Kälte einen alten Weibershawl nach rückwärts gebunden. Einen Gebirgsstock in der Hand, so wanderte er von Dorf zu Dorf, von Einöde zu Einöde. Seine Ansprache war vor jeder Thür:

„G'lobt Jeß Christ! Sechs um an' Batzn?“ Oder „fünf um an' Batzn?“ je nachdem er als Käufer oder Verkäufer von Eiern auftrat.

Er ließ sich alle heiligen Zeiten rasieren, dazwischen bedeckten graue Stacheln sein Gesicht, welches eine etwas plattgedrückte Nase, blaßgraue Augen, dicke, fleischige Lippen und eine niedere Stirne, die er beim Sprechen stets in viele Falten zog, sehr häßlich machten. Er war in einem nahen bayrischen Grenzweiler beheimatet, wo schon seine Mutter den kleinen Handel mit Eiern betrieben hatte, den nach ihrem Tode Pangerl übernahm. Er war in jedem Bauernhofe und jeder Einschichte hüben und drüben des Grenzbaumes bekannt und wenn die Bäuerin oder Hirwafrau die Eier in die untere Stelle der Schüsselrahme legte, sagte sie: „Die g'hörn für 'n Oar-Pangerl.“

Dieser handelte dann aus, nahm aus seiner tiefen Hosentasche das mit Gsott vermischte Geld — er benützte nämlich keinen Geldbeutel, sondern trug das Geld, um das Scheppern zu vermeiden, mit Gsott vermischt, in der Hosentasche — und zahlte den Betrag. Dazu aber bat er sich jedesmal aus, daß er „Ebbas z' essen“ bekomme, und war gerade nicht die Zeit des Essens, so wartete er stundenlang im Winter auf der Ofenbank, im Sommer auf der Gred der ihm so erwünschten Stunde, wobei er die Kettenhunde am Hinterkopfe kratzte und sich dadurch sämtliche Vierfüßler der Umgegend zu Freunden machte, so daß ihm keiner mehr mit fletschenden Zähnen, wohl aber mit wedelndem Schweife zulief.

So bettelte er sich jahraus, jahrein sein Essen. Was er mit seinem Mehrerlös anfing, wußte niemand. Einige sagten, er vergrabe sein Geld, andere meinten, es bleibe ihm nichts übrig, indem er, zu Hause angelangt, oft Tage lang nur seine Lieblingsspeise, Eierschmalz, esse, das er sich selbst bereite.

Sicher ist, daß einmal der Versuch gemacht wurde, ihn auszurauben, aber Pangerl lachte darüber, denn die Diebe fanden nichts als Eierschalen.

Und dieser Oar-Pangerl stand jetzt vor dem Balsenhofe gerade unter dem Fenster der „schönen Stube“ und verursachte durch ein signalähnliches Pfeifen und den Strohwisch, daß der stolze, starke Multerer ans Fenster kam.

„Alle Tuifl, sei staad!“ rief Hans zu dem Trottel herab, „wenn's ebba höret.“

„Neamd hört uns,“ erwiderte Pangerl. „Wer soll uns hörn bei der Nacht und zu dera Stund? Alles schlaft.“

Aber er irrte sich. Nicht alles schlief. Ein Mädchen wachte und sogar ganz in der Nähe, hinter der großen, vor dem Hofe stehenden Linde; es war das schwarze Mirl.

Der Multerer hatte sich nicht getäuscht, als er an dem vom Laternenlichte des Nachtwächters beschienenen Fenster des Federseppenhäuschens ein Gesicht zu sehen glaubte.

Mirl, deren Kammerfenster auf die Straße hinaus ging, konnte vor Sorge um den Geliebten nicht zur Ruhe kommen. Während die Mutter, welche in einer nach rückwärts liegenden Kammer schlief, die Tochter längst im Bette vermeinte, lehnte diese, nachdem sie das Licht ausgelöscht, noch angekleidet am Fenster und starrte mit wirren Gedanken im Kopfe in die Nacht hinaus. Wie eine Ahnung, daß sich in dieser Nacht irgend ein Unglück ereigne, durchzitterte es ihre Seele. Der stürmische Sinn Karlitscheks ließ sie befürchten, daß er sich zu einer unbedachten That hinreißen lasse. Seine letzten Worte beim Abschiede beunruhigten sie auf das heftigste; es war ihr, als müsse sie den Geliebten wieder zurückkommen sehen; doch sie strengte vergebens ihre Blicke an.

Als der Nachtwächter die elfte Stunde ausrief und beim Scheine seiner Laterne nicht ohne Ueberraschung das Mädchen am Fenster gewahrend, kopfschüttelnd weitertrottete, gab Mirl die Hoffnung auf, die Rückkehr des Burschen abwarten zu können. Sie empfahl ihn dem Schutze der Mutter Gottes von Neukirchen und warf sich halb angekleidet aufs Bett. Aber sie fand keine Ruhe. Ihre wüsten Gedanken

gestalteten sich im Halbschlafe zu wüsten Träumen, der helle Schein, welchen des Nachtwächters Laterne auf den Nachbarhof geworfen, gestaltete sich in ihrem Traume zum hellen Brande, durch Karlitscheks Rache angefacht, sie sah ihn um den Hof herumschleichen, die Brandfackel in der Hand, sie sah ihn dieselbe in die Scheune werfen, sah das Feuer hoch über das Dach hinauszüngeln, ein Angstschrei entrang sich ihrer Brust — sie erwachte.

Angstvoll sprang sie auf und hin zum Fenster.

Wohl sah sie keinen Feuerstrahl, aber eine schwarze Gestalt drückte sich am Freibauerhofe hin, sie sah bei dem aufsteigenden Mondlicht, wie diese Gestalt eine Stange mit einem Strohwisch trug, es war kein Zweifel, ihr Traum war eine sichere Vorahnung gewesen: Karlitschek war daran, ein Verbrechen zu begehen, sie mußte ihn davon abhalten, mußte ihn retten.

Rasch warf sie ein Tuch um und eilte barfuß aus dem Häuschen, hin zu der alten Linde und wollte eben den wenige Schritte von ihr entfernten Mann, der zum Fenster des Multerer aufblickte, mit „Karlitschek" anrufen, als sie noch rechtzeitig bemerkte, daß es nicht die Gestalt ihres Geliebten war, sondern ein Fremder, in dem sie auch alsbald Pangerl erkannte.

In diesem Augenblick hatte sich auch der Multerer am offenen Fenster gezeigt. Mirl deckte sich hinter dem Lindenstamm, sie lauschte mit angehaltenem Atem, sie sollte, ohne es beabsichtigt zu haben, die Mitwisserin eines Geheimnisses werden.

„Was willst?" hatte Hans wiederholt unwirsch den unten Stehenden gefragt.

„Was werd' i wolln? A Geld will i, viel Geld will i, alles Geld will i, was d' hast."

„I hon iatzt koas," erwiderte der Multerer von oben. „I hon di eh schon schier z' tot gschoppt damit."

„Ja gel, dös wennst kinna hättst, mi totschoppen, dös tauget dir halt! Aber i bleib schon lebendi und bleib dei' G'wissen. Du denkst freili nöd an mi, wennst in ara schön Himmelbettstatt schlafst und wenn dir d' Bäurin a Anten und an' Wein auftischt. Für mi is der Saustall guat gnua und d' Saubohna und a ablasene Mili a Rarität zu jetziger Zeit, wost grad mehr vier um an' Batzen kriegst. Hon i sitta Ostern koa' Oarschmalz mehr gsehgn, dös is hart! Und du kannst mir helfen, du muaßt mir helfen," hastete er wie in einem Atem hervor, „sonst sag i 's, wost dei' Geld her hast, wost die Schramma kriegt hast auf dein Hirn. Ja, i sag's. Der Balsenbäurin sag i 's, deiner Hochzeiterin, und der Federnseppin drent sag i 's und alle Leut sag i 's —"

„Willst stad sei'?" rief der Multerer wütend und ängstlich zugleich, „i bring di um, wennst a Wörtl schnaufst."

„I fürcht mi nöd vor dir," rief Pangerl entgegen; „i geh z' Nacht durch koan Wald, wost mir aufpassen könntst, wie 'n Balsentoni und 'n Federnseppn, wost mi hinterrucks zammschlagn kaantst, wie die zwoa, die 's d' nacha ausg'raubt hast, wie nomal a Schinter-Hannes. 'n Weg zu der Bäurin hast dir frei machen wolln, gel Feinspinner, aber der Federnsepp hat dir an' Deuter gebn über'n Kopf, daß d' ganz damisch mit'n g'raubten Geld ummi grennt bist über d' Grenz! Da hon i di troffen und hon di in mei' kloans Häusl bracht, da hast mir's im Fieber eing'standen, was d' verbrochen hast und hast mi nacha zahlt, daß i neamd was sag'n soll, hast mir ghoaßen, daß i a reicher Mann wern soll, aber 's Geld hast mit furtgnomma, die laar Geldkatz und 'n Seppn sein ledern Geldbeutel hast mir z'rucklassen und bist aaf weit furt. I bin der barfuaßi Oar-Pangerl bliebn hintnach wie vor, hon alleweil gwart auf mein Reichtum, hon zehn Jahr lang nöd beicht und gspeist (kommuniziert), weil i d' Mitwissenschaft an deiner Schandthat hätt beichten müassen. So g'hör i schon halbet 'n Tuifi. Aber iatzt soll's mir wieder guat gehn; du muaßt mir Geld geb'n, an' rechten großen Haufa, nacha sag i nix und koa' Mensch erfahrt ebbas, wie bislang."

Daß ihn in diesem Augenblicke die Tochter eines der Erschlagenen mit grauenvollem Entsetzen hörte, das ahnte Pangerl nicht.

Mirl hatte jedes Wort vernommen. Sie war in die Kniee gesunken, sie mußte sich alle Gewalt anthun, um nicht laut hinaus zu schreien, denn nun kannte sie den Mörder ihres Vaters, der jetzt auf dem Wege war, auch der Mörder ihrer sicher gehofften, glücklichen Zukunft zu werden.

„Kimm morgn in der Fruah awi zur Kapell'n zum Herrgottn in der Rast, da triffst mi und da sollst a Geld kriegn!" rief der Multerer herab.

„I trau dir nöd," erwiderte Pangerl. „Dort is a Waldung, da könntst mi aa abmurxen, wie die andern zwoa, wenn i di nöd z' erst z' Schanden schlagn kaannt. Aber woaßt was, dort obn am Stoarigl, wo d' Totenbretter stenga, bei der oanschichtigen Föhrn, dort müaßen bis morgn in der Fruah um sechse hundert Gulden liegn und vor der Hozet muaß i no' 's Tausend kriegn. Gschieht dös nöd, so zoag i di 'n Gricht an, und 's ander woaßt von eh."

„Du sollst es finden," versprach der Multerer; „mach iatzt, daß d' weiter kimmst."

„I geh," sagte Pangerl. „Morgn wern ma' 's weiter sehgn."

Der Multerer schloß das Fenster und Pangerl wollte triumphierend von dannen, als er durch ein unerwartetes Ereignis wieder an den Platz gebannt wurde.

Der Nachtwächter hatte im oberen Dorfe die zwölfte Stunde auszurufen begonnen. Pangerl wollte mit ihm um diese Zeit nicht zusammentreffen, er eilte zum Lindenbaum, an dessen Vorderseite er Kirbe, Zeger und Stock hingelegt hatte und war eben daran, sich die erstere auf den Rücken zu hängen, als er zu seinem nicht geringen Schrecken ein auf die Kniee gesunkenes, halb ohnmächtiges Weib erblickte.

Kaum hatte er sein vom Monde beschienenes häßliches Gesicht der Lauscherin zugewandt, suchte diese einen Schrei auszustoßen, der jedoch in seinem Anfange durch Pangerl unterdrückt wurde, indem er ihr mit Blitzesschnelle erst den Mund zuhielt, dann aber sein langes Messer zog und halblaut, aber mit einem

's Lorle. Von R. Wehle.

fürchterlichen Tone, der an dem Ernste seiner Worte keinen Zweifel ließ, ihr zuraunte:

„An' Schnaufer wennst machst, renn i dir 's Messer in Leib? Wer bist?“

Mirl ersah aus dieser Frage, daß sie Pangerl nicht erkannte. Sie senkte den Kopf und wandte ihn so, daß das Licht des Mondes nicht auf ihr Gesicht fiel. Die Gefahr machte sie klug.

„Laß mi gehn,“ sagte sie mit entstellter Stimme, „i bin fremd.“

„Was hast g'hört? Glei sagst es!“ befahl Pangerl hastig, glei, oder —“

Er zückte das Messer ober ihr.

„Nix hon i g'hört — i bin krank am Baam da nieberg'sunken — mir is so load, daß i nöd woaß, wo aus und wo an.“

„Aber g'hört hast alles? Is 's a so?“

„I hon nöd acht gebn,“ erwiderte Mirl, an allen Gliedern zitternd, „was frag i nach andern Leut ihre Reden — laß mi gehn.“

„Nöd ehnda, als bis d' mir schwürst, daß d' niermals was schnaufst von dem was d' g'hört hast —“

„Aber —“ wollte Mirl einwenden.

„So stirb, nacha thuast koan Schnaufer mehr —“

Er wollte das Messer wirklich auf sie niederstoßen.

„I schwör,“ rief Mirl.

Pangerl hielt ein, aber nur um von neuem ihr mit dem Tode zu drohen.

„Schwür,“ sagte er mit leiser, aber um so fürchterlicherer Stimme, als scheute er sich vor seinem eigenen Laute, „schwür bei allem, was dir heili is, bei deiner ewigen Seligkeit, daß d' koan Menschen was sagst, was d' g'hört und g'sehn hast.“

„I schwör's!“ sagte Mirl.

„Schwür's, daß der leibhafti Tuifi in di fahr und di zeitli und ewi martern därf, daß d' verdammt willst sein in alle Ewigkeit, wennst ebbas verratst.“

Mirl schauderte es am ganzen Leibe, sie zögerte, aber Pangerl machte Miene sie zu durchbohren.

„I schwör's!“ preßte sie heraus.

Inzwischen war der Nachtwächter das Dorf herabgekommen, man hörte jetzt seinen Schritt.

Pangerl ließ Mirl los.

„Vom Tuifi wirst b'sessen, wennst dein Schwur brichst!“ drohte er ihr nochmal, dann eilte er davon.

Mirl erhob sich und wankte zu ihrem Häuschen. Der „krumpe“ Nachtwächter hatte sie bemerkt, sie und den sich eiligst Entfernenden.

Er leuchtete dem Mädchen in das Gesicht.

„Jeß, 's schwarz Mirl!“ rief er erstaunt und in eigentümlich spöttischem Tone. „Mitternacht is vorüber, mit wem bist du bei der Linden zammkemma?“ Der Karlitschek is 's nöd gwen, a kloanerer — wer is 's denn gwen?“

„A Tuifl!“ erwiderte Mirl. Sie wußte kaum, was sie sagte. Erst als der Nachtwächter sich bekreuzte und zitternd die Formel herausstotterte: „Alle guten Geister loben ihren Meister!“ ermannte sie sich und sagte:

„Wachta, i bitt Enk, sagts neamd ebbas — i gib Enk morgn schon was — i hon nix unrechts than, so wahr Gott im Himmi is!“

„Was gibst mir denn?“ fragte der habsüchtige Mensch.

„Du wirst z'frieden sein,“ erwiderte Mirl. „Für iatzt guate Nacht!“

Die Thüre zu ihrem Häuschen war offen, sie verschwand in derselben.

Der Nachtwächter sah ihr eine Weile kopfschüttelnd nach.

„Da is 's nöd ganz richti,“ sagte er dann für sich, „sie hat si selm verraten — ja, ja, 's is gar nöd zum zweifeln, 's schwarz Mirl hat in der Mitternachtsstund unter der Linden dort mit 'n leibhaftigen Pilmas karesiert!“

Und sich zu wiederholtenmalen bekreuzend, entfernte er sich von dem ihm nun unheimlichen Platze, so schnell es seine halb lahmen Füße gestatteten.

Am andern Morgen konnte Mirl das Bett nicht verlassen, ihre Glieder waren ihr wie abgeschlagen, sie vermeinte, der Kopf müsse ihr vor Schmerz zerspringen. Die Mutter hatte von der nächtlichen Entfernung ihrer Tochter aus dem Häuschen nichts gemerkt, sie rechnete die Erregung des Mädchens und ihre Krankheit auf die Sorge um Karlitschek.

Glührot, wie riesige Eisenzacken leuchteten die Felsen des Ossagebirges im Lichte der aufgehenden Sonne durch das kleine Fenster in die Kammer herein.

„Schau nur sched,“ rief die besorgte Mutter, „sie leuchten ja wieder, grad so schön, wie gestern!“

„Ja, ja,“ antwortete unter Thränen das blasse Mädchen, „aber d' Nacht is dazwischen gwen — d' Nacht, d' Nacht! Mei armer, armer Karlitschek!“

„Er kimmt schon wieder heunt und alles kann no' guat wern,“ tröstete die Mutter, der Kranken einen kühlen Ueberschlag über den Kopf machend.

Aber Mirl schüttelte zweifelnd den Kopf. Sie schloß die Augen; das fürchterliche Geheimnis, das jede Fiber ihres Herzens erzittern machte, sie mußte es in sich verschlossen halten, sie dachte mit Fieberschauern an den gräßlichen Schwur in dieser Nacht — sie war sehr krank. —

IV.

Zunächst der Nordlehne des 940 Meter hohen Spitzberges, welcher hier die europäische Wasserscheide zwischen den Gebieten des schwarzen Meeres und der Nordsee bildet und den die Lokomotive in einem 1747 Meter langen Tunnel, dem größten Bauwerke der Bahnlinie Deggendorf-Pilsen, durcheilt, gewahrt man westlich die 1340 Meter hohe, schroff ansteigende Seewand, zu deren Füßen in dem schauerlichen, dicht umforsteten Bergkessel der berühmte „schwarze See“ eingebettet liegt. [1])

Die Felsen- und Waldnatur des Hochgebirges tritt hier mit schauerlicher Großartigkeit vor das erstaunte Auge. Der schwarze See, diese große, blinkende Thräne des Ossagebirgsstockes, aus dem Auge der Schwärmerin Natur hingegossen in die tiefste Einsam-

[1]) Man besucht ihn am besten von der Station Spitzberg aus und gelangt, die reinste, würzigste Alpenluft atmend, abwechselnd durch prächtige Tannen- und Buchenwaldungen dorthin.

keit, spannt seinen Spiegel über eine Fläche von fast 37 Hektaren aus und ist der Sage nach von unergründlicher Tiefe. Er bricht seine dunklen Fluten an dem kahlen Fels der imposanten Seewand und entsendet als natürlichen Abfluß den Seebach, der durch eine wildschöne Schlucht in kühnen Sätzen und Fällen zur Angel hinabtobt. Er ist umrauscht von tausendjährigem Urwald und an seinen Ufern modern zwischen Felsblöcken die vom Windbruch zu Boden geschleuderten gigantischen Stämme oder baden sich in dessen schwarzem, forellenbergenden Naß.

Nixen und Najaden, Gespenster- und Teufelsgeschichten haben sich dieses schwarzen Gewässers bemächtigt. In den Gipfeln der uralten Fichten nistet der Geier, der Hühnerhabicht und die Bergelster, und fremde Falter schwingen sich über die dunkle, leuchtende Fläche.

In der Nähe dieses, in einer Höhe von über tausend Meter gelegenen [1]), wildromantischen Sees haben wir Karlitschek während der Nacht verlassen, um ihn hier am See wiederzufinden, noch bevor die Strahlen der Morgensonne die felsige Wand beschienen.

Sobald der Tag graute, hatte er sich sofort orientiert und gelangte auf einem schmalen Pfade, dem einzigen Merkmale menschlicher Thätigkeit in dieser Urwaldsregion, zu dem ihm wohlbekannten schwarzen See.

Sonst wenn er in fröhlicher Gesellschaft diesen Platz betrat, hallte sein Juhschrei hinan zur steilen Seewand, von welcher eins der gewaltigsten, volle zehn Sekunden anhaltendes Echo zurückschallt. Er oder seine Kameraden feuerten dann wohl auch eine Pistole ab, deren Schuß ein donnerartiges Getöse, einer Artilleriesalve gleich, verursacht.

Heute dachte er an keinen Juhschrei, an keinen Freudenschuß. Die schwarze Fläche des Sees war noch von nebligen Dünsten überzogen, welche gewöhnlich erst die höher steigende Sonne zu verdrängen vermag.

Geradeso war auch sein Gemüt umdüstert. Was wartete alles seiner, bis der Sonnenstrahl des Glückes wieder die dichten Nebel zerstreute!

Hier am See war dies freilich schon jetzt der Fall; der sich geisterhaft einschleichende Ostwind kräuselte die Wasserfläche, die Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten die riesige Felsenwand, daß sie in unbeschreiblicher, an das Alpenglühen gemahnender Pracht erglänzte und die dünnen Nebel entschwebten wie feingesponnene Wasserfäden dem glitzernden Spiegel des Bergsees.

Und immer noch kein freudiger Juhschrei! Immer noch die Stille der tiefsten Waldeinsamkeit. Doch — was war dies in dem unteren Tannenforste? Er hörte jetzt klagende, grelle Laute, wie von einem angeschossenen, sich in Schmerzen windenden Reh. Er hörte deutlich das Meckern und Gurgeln.

Karlitschek konnte sich dies nicht anders erklären, als daß das Wild in die Schlinge eines Wilderers geraten sei und hielt es für das beste, dies in der eine halbe Stunde tiefer liegenden Seeförsterei anzuzeigen, wo ihn sein Weg ohnedies vorbeiführte. Eilends schlug er durch Tannenforst und dichte Laubholzgebüsche den Weg dorthin ein. Dabei kam er nahe zu dem schon ganz heiser und jämmerlich schreienden Tiere. Er erbarmte sich desselben, brach sich durch das Dickicht Bahn und erblickte in der That zunächst einer kleinen Bergwiese eine Rehgais, welche mit dem Hinterleib in einer Schlinge hing. Als er sich näherte, sprang ein Rehkitz davon, aber nicht ohne am Saume des Waldes nochmals kurzen Stand zu halten und nach der verlorenen Mutter ängstlich zurückzuschauen. Diese hatte sich bisher vergebens abgemüht, sich aus der Schlinge zu befreien. Ganze Bollen Haare waren abgeschunden und die Haut an mehreren Stellen durchgescheuert.

Karlitschek machte sich sofort daran, das Wild zu befreien. Dieses aber in der Meinung, einen Feind vor sich zu haben, erschwerte dem Burschen seine Arbeit in jeder Weise. Es stieß mit den Füßen und hielt sich keinen Augenblick ruhig, so daß Karlitschek all seine Kraft anwenden mußte, das Tier mit einer Hand einigermaßen zu halten und mit der andern die Drahtschlinge zu öffnen. Fast war ihm dieses gelungen, als er hinter sich die Worte hörte:

„Malefizlump, hon i di a Mal!“

Karlitschek blickte zurück und sah jetzt den alten Jäger des Försters vor sich, den sogenannten Falzmichl; er hielt seine Flinte im Anschlag.

Karlitschek erschrak wirklich, als wenn er auf unrechter That ertappt worden wäre. Seine Lage war, das fühlte er im ersten Augenblick, für den Jäger außer allem Zweifel; dieser mußte ihn für einen Wilderer halten.

„Theat's d' Flintn aus 'n Anschlag — i bin koa' Wilderer,“ sagte er. „I hon mi im Wald verirrt, hon dös arme Tier schrei'n hörn und bin grad dran, die Schling aufz'machen, daß 's wieder furt flüchten kann.“

„Du bist ja a barmherziger Kund!“ sagte der Jäger spöttisch. „Nix da — mux di nöd oder i schieß di zamm!“

„Aber helfts mir nur z'erst die Schling aufmachen,“ versetzte Karlitschek, „die Goas schind' si ja sunst z' Tot, und dort im Buschen drin wart 's Kitzel schon drauf.“

„I trau dir nöd, Lump!“ rief der Falzmichl. „Gel, wenn i d' Bix wegleget, trauest di über mi? — Selle Narrn hon i schon viel kenna g'lernt. Drei Wochen birsch i schon rum, um den Hallunken z' kriegn, der meine Reh mit die Schlingen einthuat, den Malefizlumpen! — I hon mir 'n anders vürgstellt, koan mit an so an' schön Gwanta und an' seidern Halstüachl, mit Silbaknöpf am Leibl — aber d' Bauern san und bleib'n Lumpen! I sag's alleweil, nix g'hört eana zu, als a Zipfelhaubn, a Mistgrall und die ewi Verdammnis!“

Karlitschek kannte den sonst gutmütigen Vielschwätzer wohl und es war ihm auch bekannt, daß er mit dem Schnupfgirgl, seinem Vetter und Vormund,

[1]) Aehnliche und noch höher gelegene Bergseen sind im Böhmer- und Bayerwald: der Teufelssee, der Plöckenstein-, Arber-, Rachelsee u. a.

Erste Farbe.

Zweite Farbe.

Erste und zweite Farbe.

Dritte Farbe.

Vierte Farbe.

Erste bis vierte Farbe.

Fünfte Farbe.

Sechste Farbe.

Erste bis siebente Farbe.

Wie unser Farbendruck hergestellt wurde.

kneipbrüderlich befreundet war, daß beide in Hammern, Eisenstraß und insbesondere beim Seeförster oft und lange mit einander zechten und sangen und er glaubte, es bedürfe nur der Nennung des Donnerbauern vulgo Schnupfgirgel, um aus der heiklen Situation befreit zu werden, deshalb sagte er:

„Seid's g'scheid, Jaga, i bin ja 's Schwesterkind vom Schnupfgirgl, kennts mi denn nöd, 'n Freibauernsuhn vom Balsenhof am Rittsteig."

„A Lump bist und koa Kind!" schrie der Jäger. „Luig'n willst aa no'! Du stimmst mi nöd. Möchst mi zum Esel machen? Mach iatzt d' Schling auf, daß i siehg, ob d' Goas no' flüchten kann, besser is 's, ma' schuißt's zamm, als daß 's eingeht. Derbarmt eam völli a so a arm's Tierl! Enk Lumpen sollt ma' in d' Schling thoa' und elendi dahungern lassen! — Ziag zruck iatzt — hilf eam den hintern Lauf außathoa — so — so — iatz laß 's laufa!"

„Schuißts nöd!" rief Karlitschek, als er das glücklich befreite Tier in mächtigen Sätzen über die Bergwiese springen sah.

Der Jäger nahm sein Gewehr aus dem Anschlag.

„Gottlob!" sagte er, „die richt' si' schon wieder zamm, da bin i grad no' recht kemma!"

„I bin recht kemma," sagte Karlitschek erfreut, das Tier gerettet zu haben. „I muaß iatzt aa furt!"

Bei diesen Worten hatte er sich erhoben. Der Jäger aber war nicht seiner Meinung.

„Möchst nöd no' a Trinkgeld aa?" fragte er spöttisch. „D' Rehgoas hon i dir glückli abgjagt, aber du — du bist mei' Arrestant! — Staad bist — voraus gehst, und machst nur den kloansten Versuach zum ranzionirn, schieß i di zamm wie an' Berghasen!"

„Aber Jaga, sads gscheid — i bin ja koa Wilderer — g'wiß is 's so, wie Enk g'sagt hon."

„G'wiß is 's nöd a so!" gab der Jäger zurück. „Marsch iatz in d' Försterei. Der Herr Förster wird 's weitere b'stimmen."

So sprechend, steckte er die aus weißem Draht gefertigte Schlinge zu sich.

„Aber i bin ja 'n Schnupfgirgl seiner Schwester ihra Kind!" suchte Karlitschek wieder einzuwenden.

„Auf hörst mit dera Kinderei!" rief unerbittlich der Jäger. „Hast es höchstens erfahrn, daß i heunt die ganz' Nacht mit 'n Dunnerbauern z' Hammern und in der Försterei an' Freudentrunk ghalten hon z'wegn dem glücklichen Ereignis, daß sei' künftige Schwiegertochter wieder g'sund worn is."

„So is d' Juscha nimmer krank?" fragte Karlitschek erfreut, die zweideutige Lage, in der er sich soeben befand, ganz vergessend. „Dös gfreut mi für'n Wendelin."

„Und mi gfreuts für 'n St. Hubertus," rief der Jäger wieder streng, „daß i heunt so an' glücklichen Fang und so an' Wildfrevler dawischt hon. Jatzt gehst voraus, wie se si' für an' rechtschaffena Arrestanten ghört und redst nix mehr, bis di der Herr Förster um was fragt!"

„Is recht," sagte Karlitschek, „i geh. Der Herr Förster wird nöd die ganz' Nacht an' Freudentrunk ghalten hab'n und mit dem wird si ehnder reden lassen."

Damit schritt er den Hochwald abwärts, der Seeförsterei zu.

Der alte Jäger folgte ihm kopfschüttelnd, indem er seine mit einer grauen Hose und grobgenähten Schuhen bekleideten, schlotterigen Beine in eine rasche, dienstmäßige Gangart brachte.

Er trug eine alte, graue Joppe und einen noch älteren, grünen Jägerhut, welcher mit einer langen Feder aus einem Auerhahnstoß geziert war. Der lange, hagere, etwa sechzigjährige Waidmann mit dem großen, grauen Schnurrbart und eben solchen Haaren hatte ein gutmütiges Aussehen und als er jetzt, den alten, ledernen Jagdranzen um die Schulter und die Flinte im Arm, möglichst grimmig hinter dem sauberen Burschen herschritt, konnte er sich eines gewissen Bedauerns nicht erwehren, denselben einer strengen Strafe entgegenführen zu müssen. Aber die Dienstespflicht und der Gedanke an dessen Wildfrevel drängten die in ihm erwachenden weicheren Gefühle wieder zurück. Es fiel ihm jedoch schwer, stets an ein gutmütiges Geplauder gewöhnt, in der stillen Waldwildnis so schweigend hinter dem Gefangenen gehen zu müssen. Er vermochte dieses auch nicht lange und fing unwillkürlich zu diskurieren an.

„Du bist do' nöd noti, hast silberne Knöpf und a schön's Gwanta, wie kommst dazua, an' Wilddieb z' machen? No' dazua so an' miserabeln Schlingaschütz'n!"

„I bin ja unschuldi," versicherte Karlitschek wiederholt. „Wollt i just wildern, so nehmet i d' Bix und stroafet durch 'n Wald, wie 's an künischen Freibauern sunst dalaubt war und rechtens no' zuag'höret, denn unrecht is 's gwen, daß ma' uns unserere verschriebenen Freiheiten nach und nach aus die Händ' gwunden hat. Gaangs rechtens, so gaangts ös jetzt vor mir als Wildfrevler, uns Freibauern g'hört d' Fischerei und d' Jagd."

„A so moanst!" erwiderte der alte Jäger. „Gel, dös will Enk halt nöd in Sinn, daß alles gleich worn is vor'm G'setz. Dös vergißt d' aber, daß die Künischen furt und furt no' an' Holzbezug habn um an' Danderling. Unseroan thuat's Herz völli weh bei den Holzreichnissen, und hätt' i zu befehln, koa Stammerl wäret abgschlagn für d' Freibauern, überhaupts wäret koa' Schlag mehr gmacht im ganzen Böhmerwald, denn es gibt ja nix schöners, als an' großmächtigen Wald! Wird eam ja 's Herz schon warm, wenn ma' so a Prachtwaldung anschaut! Mi reut a jed's Scheidl, dös ma' in Ofen steckt und verbrennt."

„Ja no'," erwiderte Karlitschek lachend, „was wollts denn im Winter machen, müaßt ma' ja fredi an Leib und Händ dafriern."

„Dafriern?" gab der Jäger zurück. „Moanoad! für d' Händ gibt's Füchsling [1]) und für 'n Leib a warm's Gwanta und an guaten Enzian, der wirmt Winters- und Summerszeit."

Der Jäger suchte dies dadurch zu bestätigen, daß er seine alte Feldflasche aus der Tasche zog und einen tüchtigen Schluck daraus machte.

---

[1]) Handschuhe von Fuchspelz.

„Magst an' Schluck?" fragte er, in seiner gewohnten Gutmütigkeit ganz aus der Rolle fallend.

„Ja freili," erwiderte Karlitschek stehen bleibend und aus der ihm dargereichten Schnapsflasche trinkend.

„Vergelts Gott!" sagte er dann, dieselbe dem Jäger wieder überreichend. „'s is mir wirkli ganz schwach im Magen gwen; iatzt wird mir glei wieder besser. Dös is a guata, a scharfer."

„Gel," antwortete der Jäger schmunzelnd, „der schmecket dir? Der schmeckt mir schon aa, woaßt, er kost' mir nix, den krieg i umsunst von mein Spezl, 'n Dunnerbauern, vom Schnupfgirgl."

„I woaß schon," sagte Karlitschek, jetzt ganz gemütlich neben dem Jäger hergehend, „der Vetter setzt si 'n selber an, vom Teufelssee aba holt er 'n Enzian. Der versteht si drauf. Mei', was wird si der freu'n, daß 'n Wendelin sei' Juscha wieder g'sund is und daß er bal a Schwiehertochter ins Haus kriegt."

„Ja, ja," versetzte der Jäger, „der Tuifl hat eam's nöd gunna wolln; der neidische Tuifl hat si g'ärgert, daß der Schnupfgirgl, mei alter Spezl, so z'frieden und glückli is, daß eam 's Bier und der Wein und der Enzian schmeckt, daß er lusti is und singa kann, wie r nomal a Junger. Jeßes, was ham wir zwoa heunt Nacht wieder zammgsunga! No' ja, so was taugt 'n Tuifl nöd, b'sunders wenn ma' nacha aa wieder als rechtschaffener Christ in d' Kircha geht und wallfahrten thuat, daß si d' Engel im Himmi drüber freu'n möchten. Ja, 's is schon wahr, so was paßt 'n Tuifl nöd, und weil er 'n Schnupfgirgl nöd selm an Leib hat kinna — denn woaßt, wer rechtschaffa trinkt und singt, an an' solchen traut si der schwarz Lump nöd — da hat er eam hinterucks a Watschen gebn, und is leibhafti in sei' künftige Schwiegertochter, in d' Juscha, einig'fahrn. Woaßt, in a Weibets fahrt der Tuifl leichter und g'schwinder, als in a Mannets und so is dös Deanl rapiti capiti b'sessen worn und is sechs Wochen lang in dem traurigen Zustand verblieb'n. Der Wendelini is drüber ganz krank worn vor Jammer und Elend, und wenn der Wendelini krank is, woaßt, nacha is halt der alt' Girgl aa krank und trauri; nacha singt er nöd, nacha trinkt er nöd, nacha schnupft er grad, daß eam der Schmalzler an der Nasen hängt, wie r a Erzgebirg, und thuat nix als sinnieren. Mei' liabe Zeit, i bin selm ganz trauri worn die sechs Wochen über!

Da sitz i gestern ganz trauri z' Hammern und sauf den Plempl beim untern Wirt, i wär bal melancholerisch worn, wer kimmt daher, kreuzfidel, grad wie sunst? Der Dunnerbauer! Er is am Hoamweg von Baiereck, und 's erst is, daß er mir dazählt, daß d' Juscha nimmer b'sessen is, daß der Tuifl 'n Tuifl g'holt in dem Augenblick, wie der Richter-Veri von Rittsteig sein Herrgottsmantel über's Deanl broat hat. Fft! is er marschaus!"

„Der Veri hat g'holfen?" rief Karlitschek. „So, so, dös war die Ursach, daß er so spat auf hoam kemma is! Schau, schau, der alt' Gauner, macht der Zauberstückeln mit sein' Mantel! I woaß 's ja gwiß, der glaubt selm an koan Tuifl und i kenn' no' oan, der an koan glaubt."

„Der bin i nöd!" entgegnete der Jäger. „I könnt dir gar viel dazähln. Aber daß i wieder auf 'n Schnupfgirgl kimm, so ham ma uns halt zammgsetzt und ham mit anander trunka und weil 's Bier gar so viel schlecht gwen is in Hammern, hat er g'sagt, extra hat er g'sagt, steig i iatz no' mit dir zum Förster aaffi, heunt is a Freudentag für mi, dös schlecht Bier is mir für heunt z' g'moa', an' Rausch muaß i mir heunt trinka, für so an' Freudentag g'hört si a Weinrausch. Geh nur zua, i bin Zahler!

Also gleich san ma nacha zum Seeförster aaffi und da ham ma — es san no' a paar lustige Leut da gwen — die ganz' Nacht gsunga und trunka und wieder trunka, bis der Tag graut hat. Der Schnupfgirgl liegt in der Heuschupfen drunt und schlummert sein Rausch aus, i aber brauch in so an Fall mei' probat's Mittel, i steig aaffi aaf d' Auerhahnfalz oder aaf d' Birsch in Hochwald. Und da bin i grad so andächti dahinganga, hör i d' Rehgoas in der Schlinga mäckern. I lauf zuawi, was siehg i? di siehg i, elendiger Wildbiab! Glei machst, daß d' vor mi gehst, daß d' koa Wörtl mehr redst, i hon mit dir nix z' plauschen, es g'hört si nöd, daß ma' mit an' Arrestanten red't! Alle marsch!"

Er hatte sich bei den letzten Worten wieder in eine gewisse Strenge hineingeredet und bemühte sich, einen unbeschreiblich komischen, ernsten Dienstkopf zu machen.

Karlitschek mußte trotz allen Jammers gerade hinaus lachen und hoffte, in der Försterei und in Gegenwart seines Vormundes würde sich das Rätsel alsbald lösen. Aber doch konnte er nicht umhin, den grimmigen Jäger und Teufelsseher nochmals neckisch mit den Worten anzugehen:

„Laßts mir no' an' Schluck thoa' aus enkera Flaschen, mir is im Mag'n so z'wider."

„Da trink!" sagte der Jäger, ihm die Bowle hinreichend. „Eigentli soll's nöd sein, aber i reich dir's mit Verachtung hin, wie's mei' Pflicht is geg'n an' Wildbiab."

„I werd enk die Verachtung schon vergelten," sagte Karlitschek lachend, dem Jäger den Enzian zurückgebend.

„Marsch!" kommandierte der Jäger in barschem Tone, da sie, den Saum des Waldes überschreitend, an eine grüne, von der Sonne beschienene Matte gelangten, welche in der brütenden Waldwildnis einer Oase gleich aus dem Tannenmeere aufblitzt und worauf sich das allen Böhmerwald-Wallern wohlbekannte und beliebte, zur Rast einladende gastliche Seeförsterhaus befindet.

V.

In dem geräumigen, mit einer Tafernwirtschaft versehenen Seeförsterhaus inmitten der unvergleichlichen Waldespracht, am Busen einer herrlichen Bergnatur rastet sich's gut und wohlig.

In der Behausung ist alles nett und sauber, die Kost schmackhaft. Ein leckeres Gericht von Steinforellen, guter Gersten- und Rebensaft stärken die

Glieder des erschöpften Wanderers. Selbst wenn größere Gesellschaft vorhanden, ruht man auf dem duftigen Heuboden vortrefflich aus, und niemand versäumt es, sich in das hier aufliegende Gedenkbuch einzutragen, in welchem viele berühmte Namen verzeichnet stehen.

Der Donnerbauer ruhte, wie bereits gehört, auf dem duftenden Heu. Es war dies heute nicht zum erstenmale der Fall. Der gemütliche Freibauer mit dem köstlichen, unverwüstlichen Humor war in dieser Bergschenke ein gern gesehener Stammgast.

Der Schnupfgirgl war einer der vermöglichsten Bauern im Künischen. Sein Hof im Donnerwinkel war groß und stattlich, er verstand die Viehzucht wie kein anderer und besaß einen großartigen Komplex der schönsten Schwarzwaldung, und das war sein Stolz. Das gewann ihm auch die Achtung des Försters, der ihm mit seinen forstwirtschaftlichen Kenntnissen gerne zu Rat war.

Da der Donnerbauer beim Besuche seiner Waldungen immer der Seeförsterei sehr nahe kam, so versäumte er es selten, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und sich neben des Forstmanns gutem Rat auch seinen guten Wein zu Gemüte zu führen. Jeder nahm gern am Tische des Schnupfgirgls Platz, denn der Freibauer führte nicht nur zu jedmänniglicher Benützung das größte Brisilglas mit selbstgeriebenem Schmalzler bei sich, sondern hatte auch einen offenen Geldbeutel. War eine lustige Gesellschaft beisammen, so ging die Zeche auf seine Rechnung. Daß es dabei nicht mager herging, daß er sich auf diese Weise viele „Spezeln" gewann, das erfuhren wir schon durch den Falzmichl.

Seinen Spitznamen „Schnupfgirgl" hatte der Donnerbauer dem Umstande zu verdanken, daß er der eifrigste Brisilschnupfer im ganzen Walde war, sowohl böhmischer-, als bayrischerseits, und das wollte viel heißen, denn hier ist die Schmalzler-Region, wo in jedem Hause der Reibstock nebst Scherm einen der wichtigsten Einrichtungsgegenstände bildet.

An diesem Scherm läßt sich's der Wäldler nicht verdrießen, stundenlang zu sitzen, mit dem Reiber den Brisiltabak klein zu reiben und ihn mittels Schmalz und Kalk zu dem bekannten, narkotischen Reizmittel umzuwandeln. Die Sorge um seine Nase ist dem Wäldlerbauern eine wahre Herzensangelegenheit und jeder ist stolz auf einen „Guaten Selmg'machtn", teilt davon gerne dem Nachbar mit und der Diskurs wird nur unter fortwährendem Hin- und Herreichen des Brisilglases geführt. Bevor sich der Wäldler des Morgens wäscht, stärkt er sich durch eine Prise, bevor er sein Gebet verrichtet, schnupft er bedächtig; gibt es etwas zu denken, so stärkt er sein Hirn mit „an' Schnupfl". Er kann nicht herzlich lachen, ohne dazwischen zu schmalzeln, und abends zu Bett liegend, schläft er nicht ein, bevor er nicht eine ausreichende Nachtprise genommen. Er hungert und dürstet lieber, als er diesen Tabak entbehrt, und schmeckt er ihm nicht mehr, so ist das ein sicheres Zeichen von Krankheit, denn: „'s Lebn und nix gfreut 'n mehr, gfreut 'n koa' Schmalzler mehr".

Daher stammt auch das vielbekannte, mit eigentümlicher Melodie gesungene Schnadahüpfel:

„He, grüaß di Gott, Waldler,
Wo kimmst du dann her?
Du hast an' guat'n Schmalzler,
Geh, hau a Pris her!"

Der Schnupfgirgl führte aber auch, wie schon erwähnt, das größte Brisilglas bei sich, welches gut seine zehn Loth faßte, täglich frisch gefüllt, aber auch geleert wurde. Die dunklen Aeuglein des mittelgroßen, etwa sechzigjährigen Mannes glänzten bei jeder Prise freudig auf. Er trug einen schwarzen, nach oben hin sich verengenden Filzhut mit schmaler Krämpe, den er flott nach der linken Seite sitzen hatte und unter welchem seine grau und schwarz melierten, etwas langen Haare herabhingen. Sein Gesicht war glatt rasiert, wenigstens an jedem Feiertage. Er hatte ein etwas spitziges Kinn, sonst aber ein rundes, vollbackiges, äußerst gemütliches Gesicht; wenn er lächelte, zeigte der Mund eine Reihe schöner, weißer Zähne, und der Schnupfgirgl lächelte immer. Er war immer „fidei", wenn er am Kneiptisch mit fröhlichen Genossen beisammensaß. Der Hut, welchen er nie vom Kopfe nahm, wurde bei jeder neuen Flasche schiefer gerückt und fiel derselbe einmal zu Boden, so lag der Schnupfgirgl auch bald an seiner Seite unterm Tisch.

Er trug in der Regel einen rotbraunen Janker, über welchen der weiße Hemdkragen kokett herausgeschlagen war, so daß der Hals bloß blieb. Eine lange Lederhose und Schnürschuhe vervollständigten seinen Anzug.

An Sonn- und Feiertagen trug er, wie sich's für jeden künischen Freibauern gehört, einen dunkelblauen, schweren Tuchmantel und einen breitkrämpigen schwarzen Filzhut mit farbigem Band.

Sein Weib war schon lange gestorben und der etwa vierundzwanzigjährige Wendelin sein einziges Kind und sein Stolz.

Der gemütliche Mann war ganz das Gegenteil seiner um viele Jahre jüngeren, hochmütigen Stiefschwester, der Balsenbäuerin, Karlitscheks Mutter. Deshalb war ihm auch nicht viel um sie zu thun; desto lieber aber hatte er den Karlitschek, dessen Vormund er, wie schon erwähnt, war und der öfters zu ihm nach dem Donnerwinkel auf Besuch kam.

Der Schnupfgirgl ruhte noch immer von den Anstrengungen des gehaltenen „Letizls" [1]) aus, als der Falzmichl mit seinem Arrestanten zum Platze kam. Der Förster, dem er die Sache rapportieren wollte, war nicht anwesend, weshalb er Karlitschek in seiner kleinen, mit ausgestopften Auer- und Spilhahnen, Hirsch- und Rehgeweihen über und über ausgenagelten Kammer unterbrachte. Karlitschek versicherte ihn nochmals seiner Unschuld, welche sein Vetter und Vormund, der Donnerbauer, gewiß auch bestätigen würde.

Aber der Falzmichl glaubte nicht daran, weder an seine Unschuld, noch an seine Verwandtschaft mit dem Donnerbauern.

„Glei wern ma 's sehgn," sagte er. „I werd

[1]) Letizel — Ergötzung durch Essen und Trinken (von laetitia).

die Voruntersuchung vornehmen, streng und unparteiisch, nach rechtens. Kannst di niedersetzen, bis i wieder kimm und 's weitere wird si zoagn."

Nach diesen Worten verließ er die Kammer und ging, nachdem er diese sorgfältig verschlossen, zu seinem Spezl, dem Schnupfgirgl, auf den Heuboden. Dieser schlief noch fest, erwachte aber nach einigen heftigen Rüttlern.

Noch mit geschlossenen Augen sagte er:

„'s Brisilglasl möcht i!"

Es lag neben ihm im Heu und der Jäger drückte es ihm in die Rechte. Mit der Linken den Stöpsel herausziehen und dann auf deren oberen Teil eine riesige Prise träufeln war eins; dann aber folgte die Spedierung derselben zur Nase mit einer gewissen Feierlichkeit. Er riß die Augen weit auf, zog die Stirne in Falten und schnupfte den Tabak in langen Zügen hinauf in die schwarzen Schächte.

„Aaaah!" machte er dann, nach dem Jäger blickend und ihm das Brisilglas hinreichend.

„Is 's Zeit daß i hoam geh?" fragte er dabei. „Was wird si der Wendelin denken!"

„Der denkt schon 's recht," entgegnete der Jäger; „für jetzt bist du da nöti zur Zeugenschaft, du wirst es glei hör'n, in einer sehr verwickelten Angelegenheit."

„Mach koa' Dummheiten," sagte der Donnerbauer, „'s is mir eh no' ganz dumm im Hirn."

„Dummheiten?" rief der Falzmichl. „I steh jetzt nöd vor dir als dei' Spezl und Kneipbruder, jetzt steh i vor dir als Standesperson, wennst willst, als Richter, um über ein Verbrechen zu urteilen. Von mir hängt's ab, was g'schieht, verstehst mi? Nix Spezl, sondern Autoritätsperson!"

„Laß mi in Fried," sagte der Schnupfgirgl lachend; „du bist, so oder so, alleweil der alt' Esel!"

„Nimm di zamm," warnte der Jäger, „und zwing di zu all'm möglichen Respekt geg'n mi. Und iatzt gehst mit mir auf mei' Stubn, da hon i an' ganz miserabeln Wilddiab eing'sperrt, der a Rehgoas in der Schlinga g'fangt hat. Der Lump sagt, er g'hört in dei' Freundschaft."

„Nacha is 's g'wiß a rechter Lump, i moan, a Luiga, denn in meiner Freundschaft gibt 's koan Wilddiab."

„'s sell glaub i aa," erwiderte der Jäger, „und dernthalb gehst iatzt mit mir und machst den Spitzbuam z' Schanden durch dein Anblick. Das nennt man bei uns Gstudierten Confrontationierung."

„So geh zua," sagte Girgl, sich erhebend, das Heu von seinen Kleidern schüttelnd und den nebenan liegenden Hut aufsetzend. „Z'erst aber trink ma a Flaschen Tiroler, denn mei' Zung is mir ganz austrückat."

„Es sei!" bewilligte der Jäger. Und nach Verlauf einer Viertelstunde war es geschehen.

Beide traten dann in die Kammer ein, wo Karlitschek sehnsüchtig des Vormundes harrte. Dieser blieb, als er den Sohn seiner Schwester erkannte, entsetzt und sprachlos auf der Thürschwelle stehen. Er zog die Linke, mit welcher er eben eine Prise zur Nase führen wollte, vor vollbrachter That zur Hälfte seiner Brust herab, während er in der Rechten das große, runde Glas hielt.

Der vorausgeschrittene Jäger wendete sich um und blickte fragend nach dem Bauern.

Karlitschek wollte diesem durch eine verneinende Handbewegung kundthun, daß er nichts Strafbares begangen, der Schnupfgirgl aber legte dieses verneinende Zeichen anders aus und der Ueberraschte glaubte es recht zu deuten, wenn er die erste Frage des Jägers mit „nein" beantwortete.

„Kennst den Burschen da?" fragte der Falzmichl.

Der Donnerbauer holte die unterbrochene Prise bedächtig nach und sagte dann resolut:

„Na', den kenn i nöd."

Karlitschek war lautlos vor Ueberraschung.

Der Jäger aber hatte schon wieder gefragt: „So is dös koa' Gschwisterkind von dir?"

Und der Bauer glaubte ganz im Sinne seines Mündels zu handeln, als er pfiffig antwortete:

„Na', na', bewahr Gott, den hon i no' niermals nöd gsehn."

„Was?" rief jetzt der Bursche. „Vetter, ös habts ja dengerst an' Rausch! Des wollts mi nöd kenna?"

„Ruhig er!" rief der Jäger, „alles is Lug und Trug, was er red't. Wär's a so gwen, daß er mit 'n Dunnerbauern dahier befreundet, daß si dös hätt' bestätigt, so hätt' i a Aug zuadruckt und 'n nur mit meiner Verachtung g'straft; aber iatz is 's aus, iatzt geht die Sach ihren Weg."

„Vetter, so red's doch g'scheid!" rief Karlitschek dringend.

Der Schnupfgirgl stand ganz verdonnert da, er wußte jetzt nicht mehr, ob er so oder so reden solle.

„Michl," sagte er zum Jäger, „laß mi mit dem Buam da a paar Wörtln alloa' diskrirn." Und als der Jäger Einwendungen machen wollte, gab er seinem Wunsche durch den Nachsatz Nachdruck: „Schau, daß ma was Sauers zum Fruahstuck kriegn; i steh dir guat dafür, daß dir der da nöd davonlauft."

„I geh," sagte der Jäger, „kimm aber glei wieder. Laß dir von dem verdächtigen Menschen nix vorplauschen."

Und er ging.

Jetzt erfolgte natürlich die Aufklärung zwischen Karlitschek und seinem Verwandten. Dieser zweifelte nicht im geringsten an des ersteren Unschuld und als er gar den Grund dieser nächtlichen Wanderung und Verirrung vernahm und Karlitschek ihm von dem Verhältnisse seiner Mutter zu dem Multerer Hans erzählte, des Vormunds Rat und Hilfe erflehte, da vergaß der gutmütige Donnerbauer ganz die Gefangenschaft seines Mündels.

„Tröst di, Büawl, draus wird nix; Herrgottl pfeits![1]) daß dei Muada nomal heirat! I werd' die G'schicht, wenn's no' so harihea[2]) dafahrn waar, schon wieder hott umibringa, drauf verlaß di, Büawl. Jatz geh aber mit mir in d' Schenk, daß d' a Maß

[1]) Herrgott, behüt' es.
[2]) Harihea = Zuruf an die Ochsen, wenn sie links gehen sollen.

Kaffee kriegst — kimm nur, i werd 's ander schon richten."

Wie oft er während dieses Zwiegespräches geschnupft, wer weiß es? Bei jedem freundlichen Worte reichte er das Glas dem Neffen hin, doch dieser schnupfte ausnahmsweise noch nicht.

Aber auch er vergaß seine Lage und schritt mit dem Vetter der Thüre zu.

Da erschien der Falzmichl.

„Halt!" rief er. „Wo naus?"

„Mach koa' Dummheit," sagte der Donnerbauer lachend. „Es is schon a so, wie er g'sagt hat, er is schon mei' Schwesterkind."

„Alle Tuifl!" rief der Jäger, „die Kinderei is mir schon z' dumm! In fünf Minuten klaubt si koa' solche Verwandtschaft zamm."

„Laß 's guat sein!" beschwichtigte der Schnupfgirgl lachend, „der Bua hat mir alles eing'standen, was er im Wald triebn hat. Woaßt, dös geht di nix an, wie r er zu mir wolln und si voganga hat; sei nur staad, dös geht di nix an; wie r er nacha 's Reh in der Schlinga g'hört und sie drüber dabarmt hat, so daß er's frei machen wollt, dös geht di nix an, mei' liaba Spezl, aber mi geht's ebbas an, daß d' es für mögli haltst, daß a künischer Freibauernsuhn enkere paar Schwanzeln mit der Schlinga zammfangt, und austrunka is mit dir, und ausg'schnupft, wennst iatz nöd glei dera Dummheit an' End machst!"

Dabei reichte er ihm das Brisilglas hin, wovon der Jäger sofort den ausgiebigsten Gebrauch machte. Er wollte die Rede des Bauern öfters unterbrechen, konnte aber nicht zu Worte kommen. Mit beiden Händen drehte er an den Spitzen seines Schnurrbartes und bemühte sich, einen fürchterlichen Dienstkopf zu machen. Doch der Genuß des Schmalzlers milderte seine Strenge und mit mehr freundlichem, als bösem Ausdruck sagte er zum Donnerbauern:

„Iatz dös hätt' i nöd von dir glaubt, daß d' in deine alten Tag an' solchen Tropfen machen kaantst und mir den ersten Wilddiab, den i Zeit meines Lebens g'fangt hon, auf so a niederträchtige Weis' aus die Händ' winden möchst. Laß mi ausredn! Du kennst 'n nöd, hast z'erst g'sagt, und was der Dunnerbauer sagt, muaß wahr sein und rein, grad wie sein Schmalzler und sein Enzian. Ergo is der Bursch da koa' Kind von deiner Froandschaft. Laß mi ausredn! Du bist a guata, dummer Patschi, g'wissermassen wie r i, derbarmst di leicht über ebban, gibst eam z' trinka, z' essen, z' schnupfa und hilfst eam aus der Patschn außa. Aber alles hat seine Grenzen. Woaßt, im Deanst, da bin i a — no' ja — a Vieh, da kenn i koan Bruada und koan Froand, und iatzt bin i im Deanst, bis 's sauer Fleisch, dös i b'stellt hon, firti is. Und so befehl i dir, daß d' hingehst, wost hing'hörst, in d' Wirtschaftsstubn; dort wirst mi wieder als Freund und Spezl finden!"

Der Schnupfgirgl lächelte in einem fort.

„Ja, ja, g'scheider is 's, wir genga in d' Wirtsstubn," meinte er, „aber der Karlitschek geht aa mit."

„Nein!" rief der Falzmichl, seine Worte in ein gewisses Hochdeutsch umwandelnd, „ich befehlige, der bleibt dader!"

„Mit geht er!" rief Girgl und wollte Karlitschek mit sich fortführen.

„Koan Schritt mehr weiter!" schrie der Jäger, „oder es g'schicht was."

„Was gschicht?" fragte Girgl.

„Ich erklär —" der Jäger machte sich um einige Zoll höher und rief mit rollenden Augen und unter Stottern: „Ich — i erklär, du — du — Dunnerbauer bist iatzt aa mei' Arrestant wegn Mitwissenschaft und Widersetzlichkeit!"

Nach diesen Worten machte er einen Sprung zur Thüre hinaus und schloß diese hinter sich ab.

Der Donnerbauer war auf einen Stuhl gesunken und lachte, daß es ihn schüttelte.

„Dös wird wohl a dummer Kerl sei'!" rief er; „so gedeihns nur alle sieben Jahr oanmal."

Der Falzmichl aber eilte mit brennendem Kopf zur Hausthüre, um zu schauen, ob der Förster noch nicht zurückkäme, um ihm das wichtige Faktum mitteilen zu können. Er hatte nicht lange zu schauen, der Förster nahte sich soeben mit einem jungen, in Aussehen und Kleidung verwahrlosten Burschen dem Hause.

„Jetzt haben wir gottlob einmal den Schlingenleger!" rief er dem Michl zu.

„Ja," entgegnete dieser, auf seinen Vorstand zuschreitend, „mit Gefahr meines Lebens hon i 'n attrapiert."

„Sie?" fragte der Förster überrascht. „Sind Sie heute noch so benebelt, daß Sie die Personen verwechseln?"

„Gnaden Herr Förster," erwiderte der Jäger, „i hon den Lumpen g'fangt, wie r er an der weißen Drahtschling hantiert hat."

„Das hab ich gethan," sagte der Förster. „Da ist die Drahtschlinge und der Lump da gsteht's ein, daß er noch mehrere solche und auch eine an der Bergwiese oben gelegt hat, wo sich eine Geiß verschlungen, aber glücklicherweise durch Sie und einen Bauernburschen wieder befreit wurde."

„Ah so!" rief der Falzmichl; es ging ihm plötzlich ein Licht auf.

„Wer war der Bursche?" fragte der Förster, „wir sind ihm Dank schuldig."

Der Jäger errötete flüchtig, dann aber faßte er sich und sagte:

„Dös sell hon i aa glaubt, Gnadn Herr Förster, drum hon i 'n bitt, daß er mit mir geht und hon 'n guat aufghobn in meiner Stubn. Der Dunnerbauer, sei' G'schwisterkind, wollt sag'n, Schwesterkind — a no' ja — halt dös Kind von seiner Schwester —"

„Was?" unterbrach ihn der Förster lachend, „der alt' Donnerbauer ist das Kind von der Schwester dieses braven jungen Burschen?"

„I — i woaß iatz wirkli nimmer, wer 's Kind is. Aber wer i bin, dös woaß i schon besser."

„Ich auch," antwortete der Förster mit einem gewissen Nachdruck.

„Geltens?" versetzte der Jäger verblüfft. „'s

gscheider wird sein, i hols alle zwoa awa von meiner Kammer."

Und ohne weiteres abzuwarten, entfernte er sich, den Förster kopfschüttelnd zurücklassend, der dann den gefangenen Wilddieb in einem sicheren Gemache bis auf weiteres wohl verwahrte.

Der Falzmichl war indessen zu seiner Kammer gestolpert, öffnete rasch die Thüre und rief: „Viktor —"

Das „ia" war ihm in der Kehle stecken geblieben, denn die Kammer war leer, das Fenster angelweit offen, die gefangenen Vögel entflohen und im nahen Walde verschwunden.

„Jeß, jeß!" rief er, sich vor die Stirne schlagend, „aus is' s iatzt mit mein' Spezl, mit 'n Enzian und Brisil; alles is aus!"

Stier starrte er zu Boden, nach einem Gedanken suchend. Da fand er zwar keinen solchen, wohl aber den Stöpsel zum Brisilglas des Schnupfgirgl. Rasch hob er ihn auf und mit ihm war auch der richtige Gedanke gefunden.

„Dös Stöpserl trag i eam nach," sagte er halblaut für sich hin; „a gscheida Mensch bin i, i krieg 'n schon wieder rum, aber blamiert hon i mi; selm der Herr Förster hat mich in an' gewissen Verdacht."

Es war ihm jetzt nicht ganz unklar, was jener mit seinem „ich auch" gemeint haben könnte.

VI.

Die Flüchtlinge waren in nördlicher Richtung nach dem Donnerwinkel davongeeilt. Sie kamen durch eine tiefe Schlucht, — vielleicht die Wolfsschlucht des Freischützen — in welche niemals ein Sonnenstrahl eingedrungen, und durch den düsteren Hochwald hinab, nach dessen Passierung sie an der Kreuzung mehrerer Wege das einsame Kirchlein des Kreuzwinkels erreichten. Dasselbe ist von zwei Vogelbeerbäumen beschattet, unter welchen eine Ruhebank angebracht ist.

„Da halt' ma' Rast!" sagte der Donnerbauer zu seinem Neffen. „Da stärk' ma uns mit an' Schnüpfal und mit an' Schluck Enzian. Es is mir völli z' Muat, wie r an' Spitzbuam. Der dumm' Kerl hätt' mi wahrhafti arretirn lassen, mi, 'n künischen Dunnerhofbauer, der i schon über dreißg Jahr 'n heilin Wolfgang z' Hammern sei' Kirchapflega und no' niermals bin eingsperrt worn! Dös will schon was hoaßn, Büawal, so lang mit die gweichten (geweihten) Herrn, b'sunders mit die czechischen, z' hausen, wo's di böhmisch und deutsch rumstreiten muaßt, oanmal z' wegn 'n Kirchaholz, 's ander Mal z' wegen an' nuin Himmi, nacha wegn an' Mantel für d' Muada Gottes und anders Gwanta für die Heiligen, für die 's a Summa- und a Wintertracht verlanga. No' ja, i gib halt anemal nach. O heiliger Sebastiani! hon i oft g'sagt, wie hon i di gern, daß du koa Gwanta brauchst; du moanst es halt guat mit an' Kirchenpfleger! Aber der fangt iatzt aa 's Verschwenden an. Schier alle Jahr muaß er nui (neu) angmalt wern — rieachts ja schon in der Kircha mehra nach Oelfarb, als nach Weihrauch! Aber halt schön is 's, sag'ns, Kirchapflega, zahl! — Zahl, wenn koa Pfennig in der Büchsen is! Was bleibt mir über? I greif halt in mei' Taschen und zahl, und wenn i nacha no' so viel schimpf — einsperrn lassens mi nöd. Der Pfarrer schnupft und lobt mein Schmalzler und ghoaßt mir die ewi Seligkeit und 's Glück auf dera Welt. Und schau, i bin aa glückli, alles hon i, was i verlang; 'n Buam sei Juscha is wieder g'sund und iatz woaß i, wie 's an' Arrestanten z' Muat is, wenn er staubaus macht."

Lachend nahm er eine Prise und lachte stoßweise fort.

Karlitschek aber saß schweigend neben dem Alten. Seine Gedanken waren zu Hause, waren bei seiner Mirl. Jetzt, nachdem die Zwischenfälle, welche seine Gedanken von dem ihm drohenden Unglücke abgelenkt, vorüber, jetzt dachte er nur mehr an dieses, und eine große Traurigkeit bemächtigte sich seiner.

War es eine trübe Ahnung, war es die Größe der ihn rings umgebenden Waldeinsamkeit, welche diese Gemütsstimmung in ihm hervorrief?

Rings herum erblickt man von hier aus nichts, als volle, dunkel grünende und blauende Waldesmatten; nur dort und da taucht aus dem Meere der Bäume das Dach einer Einöde, mit steinbeschwerten Legschindeln gedeckt, auf. Hie und da stürzt ein Bach im Silberschaum durch dräuende Felsklüfte der Thalsohle zu, welche mit dem grünsamtenen Bande ihrer Auen den Forst des Waldgebirges säumt. Nur das melodische Geläute der auf entfernten Triften grasenden Rinderherden unterbricht die feierliche Stille dieser Waldeseinsamkeit. Die Morgensonne warf ihre Strahlen gerade auf diese östliche Berglehne des prächtigen Gebirgsrückens; leichte, durchsichtige Dunststreifen zogen darüber hin. Zwischen dem dunkelsamtartigen Grün der Tannen leuchteten die Buchenbestände, im gelblich-grünen Licht aber grüßten hier und dort die Bergmatten herab, während die weißgrauen Felsenkämme und Spitzen des Ossas zum blauen Aether emporstrebten. Karlitscheks Augen waren wohl von dieser Pracht angezogen, es war ihm auch, als mildere ihr Anblick das ihn bedrückende Gefühl, aber er konnte sich dessen doch nicht ganz erwehren.

Auch der Vetter hatte zu lachen aufgehört, als er den jungen Burschen so traurig neben sich sitzen sah. Jetzt dachte er zum ersten Male ernstlich über den unerwarteten Fall der Wiedervermählung seiner Schwester, der Balsenbäuerin, nach. Aber wie er sich auch die Sache überdachte, wie oft er auch durch eine Prise seinen Verstand zu schärfen suchte, es wollte ihm nichts Rechtes einfallen. Er hatte keine Macht über sie. Der Hof war ihr Eigentum, sie konnte damit schalten und walten, wie sie wollte, konnte Wittib bleiben, oder sich verheiraten. Und die Balsin hatte von jeher ihren eigenen Kopf, ließ sich nie zu etwas zwingen, und Girgl wußte recht wohl, daß Liebsleut um so fester zusammenhalten, je mehr man dazwischen strigle. Er dachte also hin und her und schüttelte bedenklich, manchmal einen Seitenblick auf seinen still dasitzenden Neffen werfend, den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Peter der Große und die Deutschen.

Von

Karl Theodor Heigel.

Das schöne Wort Rankes, daß „ein jeder beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz erscheint," ist für Zar Peter zu eng. Er war's, der für die Millionen seiner Unterthanen die Zeit bestimmte, der den nachfolgenden Geschlechtern wenigstens auf Jahrhunderte hinaus Ziel und Richtung gab.

Hier soll nur ein charakteristischer Zug dieses außerordentlichen Menschen ins Auge gefaßt, nur auf den von den modernen Slavophilen erhobenen Vorwurf, daß er durch Einführung des deutschen Elements „verderblicher als ein Angriff räuberischer Tataren" sein Reich geschädigt habe, auf seinen Aufenthalt in deutschen Landen, auf sein Verhältnis zu Deutschland und den Deutschen näher eingegangen werden.

Vergegenwärtigen wir uns vorerst die russischen Zustände vor Peter.

„Die Russen", sagt ein mit russischem Wesen wohl vertrauter Zeitgenosse Peters, der preußische Gesandtschaftssekretär Vockerodt, in seinen jüngst veröffentlichten Denkwürdigkeiten, „hatten ehedem vor Peter ihren dereinstigen Ueberwindern, den Tataren, sowohl alle Verfassungen bei Hofe, als in der Regierung und im Kriegswesen abgeborget." Viele Sitten atmeten noch den Geist der Steppe. Der Zar wählte seine Zarewna, indem er einer der vor ihm knieenden Bojarentöchter das Taschentuch zuwarf; auch die Gebildeteren konnten nur mit Kugelschnüren rechnen; die Popen verstanden weder Latein, noch Griechisch; das Volk war einem wüsten Bilderdienst ergeben. Die Frauen waren willenlose Sklavinnen ihrer Gatten, die Männer Sklaven der Wojwoden, und diese beugten in sklavischer Furcht den Nacken vor dem Zaren. „Das damalige Rußland," gesteht der erste nationale Geschichtschreiber der Russen, Karamsin, „war eher einem finstern Wald vergleichbar, als einem Staat."

Diese Zustände vergessen diejenigen, welche die erzwungene Einführung Rußlands in die europäische Welt nicht genug beklagen und das patriarchalische Altrussentum nicht genug lobpreisen können.

In diesem Asien in Europa ward Peter geboren.

Es ist des Dorpater Professors Brückner Verdienst, den Einfluß deutschen Elements auf die Jugend Peters gründlich nachgewiesen zu haben. In der deutschen Sloboda, einer vom Mittelpunkt Moskaus eine Werst entfernten Vorstadt, wohnte im 17. Jahrhundert der Ausländer. Zar Iwan Wassiljewitsch II. hatte sie als Wohnsitz gefangenen Livländern angewiesen, und seither waren alle Fremden gehalten, in diesem Ghetto sich niederzulassen. Deutsche bildeten die große Mehrzahl, außerdem gab es dort Holländer, Engländer, Schweizer; es waren Offiziere, Aerzte, Kaufleute, Handwerker, viele mit Weib und Kind. Dorthin kam schon der Knabe Peter, dort lernte er freiere und feinere Gesittung kennen, dort ward dem Heranwachsenden die Wichtigkeit des Handels klar, dort hörte er von europäischer Politik. Wie anders war der Verkehr mit den gebildeten Männern der Sloboda, als mit den hassenden und gehaßten Sklaven im Kreml! Er mußte dort jene Vorliebe für ausländische Sitte fassen, die Rußlands Umgestaltung zur Folge hatte. „Auf dem Wege, welchen die Geschicke Rußlands von dem mehr asiatischen, wie europäischen Moskau zu dem mehr europäischen, als russischen Petersburg zurücklegte, war die deutsche Vorstadt der wichtige, die Richtung bestimmende Durchgangspunkt." Er übte eine Leibwache nach deutschem Reglement ein, er lernte Deutsch sprechen und schreiben, der Straßburger Franz Timmermann wurde sein erster Lehrer in Mathematik und Mechanik und zugleich sein vertrauter Freund. Mit ihm fand er in einem abgelegenen Winkel des Kreml ein Boot, das einst sein als Freigeist verlästerter Großoheim Nikita Romanow hatte bauen lassen. Peter selbst erzählt in der Einleitung zu dem von ihm entworfenen Seereglement, wie jener Fund in ihm die Leidenschaft für Schiffsbau und Seewesen weckte; sie begann mit Kahnfahrten auf benachbarten Teichen, und ihre Frucht war die Erbauung großer Flotten im Schwarzen und im Baltischen Meer.

Zwei Bewohner der Sloboda waren dem Jüngling besonders lieb. Der Engländer Gordon, Offizier in russischen Diensten, wurde Peters Begleiter bei seinen Wasserfahrten, sein Faktotum bei Kanonaden und Feuerwerken — gewissenhaft ist in dem von Posselt veröffentlichten Tagebuch Gordons eingetragen, wann er bei Zubereitung und Abbrennen von kunstvollen Kompositionen thätig war —, aber auch sein Lehrer in wissenschaftlichen Fächern. Unermüdlich thätig, streng religiös, mit Vorliebe ernsten Fragen zugewandt, dabei aber allezeit Engländer, der den Aufenthalt im Russenland als eine Art Verbannung betrachtete.

Leichtlebiger und darum in geselliger Hinsicht dem jungen Fürsten willkommener als der verschlossene Gordon war der zweite Vertraute, der Schweizer Lefort, doch gehen die russischen Historiker sicherlich zu weit, wenn sie die Zuneigung nur auf die Gemeinsamkeit cynischer Neigungen zurückführen. Außerhalb der Kneipe war Lefort ein praktischer Mann und ein politischer Kopf, kühn und beharrlich, dabei seinem Herrn und seinem neuen Vaterlande treu ergeben.

Es ist eine nicht erwiesene Behauptung, daß Peter in Frauen schlechtweg Sklavinnen erblickt habe. Seine erste Gemahlin zwar, die gegen seine Neigungen und Neuerungen sich auflehnte, hatte sich des Lebens wenig zu freuen; mit Katharina aber verkehrte er, so weit wir nach den Briefen urteilen können, ritterlich; insbesondere in den Briefen an die Mutter aber finden wir Zärtlichkeit und Zartheit.

Der Mutter bangte bei dem Ungestüm des Sohnes. Als er nach Archangelsk ging, um einmal größere Schiffe zu sehen, bat sie ihn, sein Leben nicht den Gefahren einer Seefahrt auszusetzen. Er aber schwelgt in seinem Element. Die breite Dwina und der Golf, die Schiffe und die Seeleute — alles entzückt ihn . . . da denkt er der mütterlichen Angst und schließt den Brief an Matuschka Natalia mit der Bitte: „Sei aber auch Du wieder gut, mein Licht, denn wenn Du meinetwegen betrübt bist, wie kann ich dann noch Freude haben?"

Der Bojar wie der Muschik aber hörte mit Staunen und Verdruß, daß der heilige Zar mit Matrosen und Schiffsjungen wie mit Seinesgleichen verkehre, auf der Werft das Beil führe und von den russischen Heiligen nur Iwaschka Chmelnitzky, den russischen Bacchus, in Ehren halte, aber auch zu diesem Kultus die verhaßten „Niemetz", die Deutschen, um sich versammle.

Mit welchen nationalen Vorurteilen die Deutschen in Rußland schon vor Peters Regierung zu kämpfen hatten, erhellt aus einer Beschwerdeschrift der russischen Kaufleute aus dem Jahr 1646, worin sie Schutz gegen die Eindringlinge, die den Russen um allen Handel und Wohlstand brächten, von Zar Alexei erbaten. „Sieh an unser Elend, o barmherziger Zar, und lass' uns nicht an den Bettelstab kommen und erlaube nicht den Ausländern, uns das Brot zu entziehen!" Auch die Schriften eines Panslavisten des 17. Jahrhunderts, des Serben Krishanitsch, bekunden glühenden Deutschenhaß; er verlangt die rigorosesten Maßnahmen gegen die Fremdlinge, die den Slaven „betrügen und verlachen".

Uebrigens dachten die Ausländer selbst im allgemeinen von ihrem Beschützer, dem jungen Zaren Peter, nicht gerade hoch. Für die Mehrzahl war der Fürst ein handfester Junge ohne Ziel und Zukunft, und Fremde und Einheimische murrten über die pyrotechnischen Unterhaltungen Peters um so lauter, als Türken und Tataren an den Grenzen russische Dörfer in den Brand zu stecken begannen.

Doch ebenso rasch wie unerwartet erklärte Peter der Pforte den Krieg und marschierte gegen Asow. Diese Festung war der Schlüssel zum Schwarzen Meer, das erste Unternehmen also richtig, wenn auch — vermutlich infolge der Eifersüchteleien zwischen Gordon und Lefort — unglücklich. Doch weder dieser Mißerfolg, noch das Gezeter über thörichte Wagehälse und verräterische Ketzer entmutigte den jungen Fürsten. Er zog vom Auslande eine noch ausgiebigere Zahl von Ingenieuren, Artilleristen und Schiffsleuten und brachte — zu seiner höchsten Freude endlich von einer russischen Flotte unterstützt — bei der zweiten Belagerung das türkische Bollwerk zu Fall.

Noch hatte man sich von der Ueberraschung über den glorreichen Sieg des fürstlichen Thunichtgut nicht erholt, als eine neue unerhörte Mär Russen und Nichtrussen außer Atem brachte: Der Zar, so hieß es, ein Zar! werde ins Ausland reisen, die Staaten und Staatslenker im Westen besuchen. Bisher war es den Russen überhaupt verboten gewesen, ins Ausland zu reisen. Wenn je einmal ein Kaufmann eine Geschäftsreise unternehmen wollte, mußte er für seine Rückkehr ins Zarenreich einen Bürgen stellen; wenn auch nur ein Diener ohne ausdrückliche Genehmigung des Zaren ins Ausland geschickt wurde, so galt dies als Hochverrat und wurde mit Konfiskation aller Güter bestraft. Man kann sich also denken, welche Ueberraschung die Nachricht vom Vorhaben des Zaren hervorrief. Je nachdem man Peter mehr oder minder wohl wollte, riet man, daß er Zerstreuung und Abenteuer oder eine ebenbürtige Braut suche oder gar zum Grab des heil. Petrus wallfahren wolle. Ein Petschaft, das sich Peter beim Antritt seiner Reise stechen ließ, hätte den Uebelberatenen eine bessere Lösung des Rätsels geben können. Es zeigte Zirkel, Beil und Hammer mit der Ueberschrift: „Ich bin ein Lernender und suche Lehrer." Die Worte würden nun allerdings auch für einen pilgernden Jünger der Philosophie sich schicken, allein die Embleme lassen keinen Zweifel darüber, was und wie viel Peter lernen wollte. „Das Nützlichkeitsprincip" — wie Wallace, der im alten und neuen Rußland Wohlbewanderte, treffend sagt — „war für Peter allein maßgebend. Er erkannte deutlich, daß das, was seinem Volke Not thue, nicht theologische oder philosophische Aufklärung sei, sondern rein praktisches, für das tägliche Leben verwendbares Wissen."

Dem zulieb ging er ins Ausland.

Vorläufig wußten die Gesandten nur vom wunderlichen, oft ärgerlichen Treiben des vornehmen Reisenden an ihre Höfe zu berichten. Daß er sich in die Matrosenjacke oder Zimmermannsbluse nur darum steckte, um unbehelligter und genauer Land und Leute, Vorzüge und Uebelstände des Westens kennen zu lernen, fiel ihnen nicht ein. Wohl zu beachten ist ein Wort Vockerodts, daß „Zar Peter in der Kunst, sich zu verstellen, wenige seinesgleichen hatte."

Vielleicht von allen Zeitgenossen am raschesten und am richtigsten hat Leibniz Peters Bestrebungen begriffen; er begrüßte sie mit Begeisterung, denn in ihnen sah er die Gewähr für eine Verpflanzung europäischer Gesittung nach dem großen Russenreiche. Aus seinen Briefen spricht eine aufrichtige Verehrung für Peter. Und wie sollte sie nicht aufrichtig sein, nachdem er in ihm den Lichtbringer für den Osten erkannt hatte! „Ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts aus . . . und es ist mir lieber, bei den Russen viel Gutes auszurichten, als bei den Teutschen oder andern Europäern nur wenig." Daß Leibniz dem Mächtigen sich zu nähern suchte, war vielleicht persönlicher Ehrgeiz; daß er den Genius erriet, war sein eigenes Ingenium.

Auch für die politische Seite des Ereignisses hatte Leibniz das rechte Verständnis. Er ruft begeistert:

> „Wenn das Geschick es will, werden Zar und Sachse und Kaiser
> Endlich Europa befrei'n von der barbarischen Schmach!"

Als die „barbarische Schmach", d. h. als der Erbfeind der Civilisation galt ihm der Türke; der

Türke war aber auch der Erbfeind der katholischen Kirche. Also war der Sieger von Asow für Philosoph und Papst der natürliche Verbündete.

In der That trug sich damals Zar Peter ernstlich mit dem Plane, ein großes Bündnis der christlichen Mächte — mit Ausnahme Frankreichs — gegen die Pforte ins Leben zu rufen, und in diesem Sinne trat er in Beziehungen zum römischen Stuhl. Die von Theiner veröffentlichten Berichte der Nuntien an die Kurie geben Gewißheit.

Im Mai 1697 gelangte durch den Nuntius in Wien, Santa Croce, die erste Kunde nach Rom, daß Zar Peter eine nicht bloß ceremonielle Annäherung an den Kaiser und den Papst wünsche und demzufolge nach Wien, nach Rom eine Gesandtschaft schicken werde. Daß er derselben sich inkognito anzuschließen gedenke, sei ein öffentliches Geheimnis.

Allein wider Erwarten schlug die „famosa legazione“ den entgegengesetzten Weg ein: sie wandte sich an die nordischen protestantischen Höfe.

Nach Santa Croce ließ sich der Zar zu dieser Aenderung des Reiseprogramms durch den Ketzer Lefort bestimmen, nach unserem Ermessen durch die weise Erwägung der politischen Lage.

Zwar wurde gerade in jenen Tagen zu Ryswick der Friede zwischen Frankreich und den Seemächten unterzeichnet, indes sah alle Welt darin nur einen Waffenstillstand. Denn die Frage der spanischen Erbfolge war noch zu erledigen. Noch näher jedoch als der Streit um Spanien gingen dem Zaren jedenfalls die Ereignisse im Norden.

Karl XI. von Schweden starb am 15. April 1697 und sein als Sonderling schon viel besprochener und verlachter Sohn bestieg den Thron. In Polen wurde am 17. Juni der Kurfürst von Sachsen, der genial liederliche August, Sobieskys Erbe.

Hegte Zar Peter bezüglich des „Sonderlings“ schon gewisse Pläne, daß er zu allernächst nach Riga ging? Der Eifer, womit Peter Michailowicz — so nannte sich der junge Mann im Gefolge Leforts, der bald wie ein Kadett, bald wie ein Matrose, bald wie ein Zimmermann gekleidet ging — die Festungswerke besichtigte und zu vermessen und zu zeichnen begann, spricht dafür. Der schwedische Gouverneur mußte zuletzt die Gäste, wenn nicht gerade mit Gewalt, doch mit zwingender Höflichkeit entfernen. Wie wir wissen, hat sich Zar Peter dadurch das Wiederkommen nicht verleiden lassen.

Im kurländischen Mitau legte er sein Inkognito ab und trat als Zar auf und zugleich als ergebener Freund der herzoglichen Familie. Abends zechte er mit den Matrosen.

Ueber den Possen der Taverne vergißt er aber keineswegs seine Mission. Von Mitau geht es ins Schloß zu Königsberg.

Wie aus mehr denn einem Wort erhellt, hatte Zar Peter für die junge Kraft und wachsende Bedeutung Brandenburgs die volle Schätzung. Den großen Kurfürsten pflegte er seinen liebsten Lehrmeister zu nennen. Wie unähnlich an Charakter sich Kurfürst Friedrich Wilhelm und Zar Peter im Ganzen und Großen sein mögen, eins war beiden im höchsten Grade und gemeinsam eigen: eingeborne Energie.

An dieser war der Sohn Friedrich seinem Vater allerdings nicht zu vergleichen; die Vorliebe für Prunk und äußeren Glanz aber, welche Friedrich mit dem Jahrhundert teilte, war in den Augen des Zaren keine Geschmacksrichtung, sondern Charakterschwäche. Er ließ die vergoldeten Kutschen, die ihn ins Schloß bringen sollten, unbeachtet und ging zu Fuß dahin; bei Hofe ließ er die Minister stehen und unterhielt sich mit einem Ingenieur, und endlich packte er gar den Kanzler, Grafen von Kreyzen, der sich ein spöttisches Lächeln erlaubt hatte, mit kräftiger Faust und ließ sich nur mit Mühe zurückhalten den Würdenträger rite zu erdrosseln.

Alles in Allem! Friedrich, als Kurfürst der Dritte, als König der Erste, der, wie sein großer Enkel scherzhaft sagt, sogar den Tod seiner Gemahlin als Gelegenheit zu einer „solennen“ Leichenfeier freudig ergriff, und Zar Peter, der wie der Geringsten einer gekleidet war, vor allen Leuten die Trompete blies und seine Diener mit Recht oder Unrecht selber prügelte, konnten sich nicht miteinander befreunden.

Mehr Verständnis für die Eigenart des Gastes hatten die Gemahlin Friedrichs, Sophie Charlotte, und ihre Mutter, die Kurfürstin von Hannover, Leibnizens feinsinnige Schülerin, denen Peter in Koppenbrügge Besuch abstattete. Von Leibniz waren die geistvollen Damen belehrt worden, wie interessant und wichtig der Besuch des Zaren. Der Bericht der Fürstinnen lautete nicht ungünstig. „Man sieht, daß er nicht gelernt hat, reinlich zu essen,“ schrieb die junge Kurfürstin, „allein im Uebrigen sei sie vom Zaren ‚höchlich kontentiret‘.“ Die Mutter lobte insbesondere die Wißbegierde, die Peter offenbarte, und die Schlagfertigkeit, mit der er an ihn gestellte Fragen beantwortete. „Der Herr hat uns sehr vergnüget,“ schreibt sie an Leibniz. „Ist ganz was Extraordinaires. Man kann ihn nicht beschreiben, noch sich einbilden, ohne ihn zu sehen.“ „Es ist ein recht guter Herr,“ schreibt sie ein andermal, „und sehr bös dabei, wie es in seinem Lande gebräuchlich ist. Wenn er wohl erzogen wäre, würde er recht perfect seyn, denn er hat viele gute Qualitäten und Verstand.“

Während heute die Freigebigkeit des Russen, zumal des reisenden Russen, sprichwörtlich ist, ließ sich dem Zaren solche Großmut nicht nachrühmen. Er verlangte barsch und bündig, daß die Kosten für den Aufenthalt der vielköpfigen Gesandtschaft von den Höfen, welche er besuchte, bestritten würden, und war beim Abschied nur mit Komplimenten freigebig. Des Kostenpunktes wegen hätte man in Wien den Besuch des Zaren gern abgewandt, zum großen Verdruß der Väter der Gesellschaft Jesu, die den Zaren unablässig beobachten ließen und die Hoffnung nicht aufgaben, an ihm einen Proselyten zu gewinnen.

Der Zar aber enthob die Hofburg vorerst aller Verlegenheit, indem er nicht nach Wien, sondern nach Holland ging.

Wenn die Generalstaaten auch nicht mehr die unvergleichliche Kriegs- und Handelsmacht, wie in

den Tagen der Ruyter, Evertsen und Piet Hein waren, erfreuten sie sich gleichwohl noch eines beneidenswerten inneren Gedeihens. Für den Zaren insbesondere war Holland eine wichtige Macht, weil es noch der Hauptplatz für den russischen Handel war. Auch über Anlage von Städten und Kanälen und vor allem über Schiffsbau und Schiffahrt konnte sich Peter nirgend besser unterrichten als bei einem Volke, das Reichtum und Ansehen nur seiner Flotte verdankte.

Es ist weltbekannt, wie der Herrscher aller Reußen als Geselle Peter Michailow in Zaardam mit Beil und Richtmaß arbeitete; kaum eine andere weltgeschichtliche Episode hat die Phantasie der Mit- und Nachwelt so sehr beschäftigt, und viele Tausende sind andächtig in das Häuschen des Schmiedes Kist, wo der kaiserliche Zimmermann wohnte, gewallfahrtet, allein Bedeutung kommt diesem Aufenthalt schon deshalb nicht zu, weil er nicht, wie Voltaire fabelte, zwei Jahre, sondern nur acht Tage gedauert hat. In Zaardam wie in Amsterdam war Peter von früh bis spät unermüdlich beschäftigt, nicht bloß als Arbeiter, sondern auch als Schüler von Mathematikern, Astronomen, Anatomen, Kupferstechern und — Zahnärzten. Dabei blieb er in regelmäßigem Verkehr mit seinem Mutterlande, erledigte die inneren Regierungsangelegenheiten und betrieb die zunächstliegende Aufgabe seiner äußeren Politik, die Errichtung eines Bündnisses der europäischen Kabinette wider die Türken mit wärmstem Eifer.

So glänzend sich das Ansehen Hollands noch mit Zahlen beweisen ließ — nach Colberts Schätzung kamen auf den Gesamtbetrag aller Handelswaaren von 20 000 Seeschiffen 15—16 000 holländische, und noch 1704 hatte es ein Landheer von 160 000 Mann! — so konnte doch ein — ich darf wohl sagen — geborener Volkswirt wie Peter über das geistige und merkantile Sinken — das übrigens schon Temple bemerkt hatte — nicht getäuscht werden. Sie verständen sich wohl auf praktische Anwendung, sagt er von den Holländern, aber nicht auf wissenschaftliche Begründung. Um sich auch hierin zu orientieren, müsse er nach England gehen.

Uebrigens war Peter von jeher ein Verehrer des „königlichen Geschäftsmannes an der Themse", des „großen Weltbürgers", wie Addison König Wilhelm III. nennt. Dagegen hatte dieser Fürst, wie wir aus den jüngst veröffentlichten Berichten der kaiserlichen Gesandten Auersperg und Hoffmann erfahren, für seinen originellen Gast nicht das mindeste Verständnis; er spottete über den Bärenhäuter, an dem jede ästhetische Anregung verloren gehe, der nur für Instrumente und Maschinen schwärme und die besten Gemälde keines Blickes würdige. Auch Bischof Burnet, der den Zaren über englisches Staats- und Kirchenrecht belehren wollte, lachte über den „Handwerkerstand" Peters; es sei gar nicht denkbar, daß dieser brutale Schnapstrinker der Reformator eines Volkes werden könne. Hinwieder gefiel es dem russischen Autokraten im Parlament ganz und gar nicht, und in Entrüstung versetzte ihn, daß die Britten nur von profitablen Handelsverträgen, aber nichts vom Türkenkrieg hören wollen. Der Hof war des leutescheuen Gastes, der der vielen Gaffer wegen immer nur insgeheim Besuche abstatten wollte, bald herzlich müde; es herrschte gegen ihn eine ähnliche Stimmung, wie an den Höfen unsrer Tage gegen die Besuche des Schah von Persien.

Der Zar verließ England früher, als er sich vorgenommen hatte.

Die Residenz des Kaisers war nun das nächste Reiseziel. Um die „erlauchte Fürstenrepublik des römischen Reiches" kümmerte er sich wenig; er besuchte nur ein paar Bergwerke und Manufakturen und pflog überall lieber Umgang „mit schlechten und aufrichtigen, als dem Ansehen nach manierlichen Leuten."

Mehrtägigen Aufenthalt nahm er nur in Dresden, der prächtigsten und galantesten Stadt im Reiche, von welcher Loß damals rühmte: „Der ganze Ort ist nur ein bezaubertes Lustgebäu, welches sogar die Träume der alten Poeten noch übertrifft."

Die Akten des kursächsischen Obersthofmarschallamts enthalten einen Bericht des Statthalters Fürsten Egon von Fürstenberg an König August über alle Einzelnheiten des merkwürdigen Besuchs. Auch in Dresden mied der Zar in auffälligster Weise jede Berührung mit dem Publikum, während er doch zu anderer Zeit gerade im lebhaftesten Getümmel am liebsten verkehrt hatte. Er hielt sich beim Aussteigen die Mütze vors Gesicht und war, als er in einem Korridor ein paar Lauscher (wir würden heutzutage „Interviewers" sagen) entdeckte, so ungehalten, daß er sogleich wieder abreisen wollte. Ein gutes Abendmahl stimmte ihn milder; dann, als Mitternacht längst vorüber war, verlangte er in das bekannte grüne Gewölbe geführt zu werden. Die Kleinodien, Münzen und Gemmen und die damals noch dort verwahrten Gemälde ließ er unbeachtet, aber mit mathematischen und physikalischen Instrumenten machte er sich bis Tagesanbruch zu schaffen. Zur Mittagstafel lud er den Statthalter zu Gaste, und der feine Höfling, schon von vornherein verstimmt, weil der Zar nur von Trompetern und Pfeifern eine Tafelmusik hören wollte, fühlte sich vollends unglücklich, daß ihn der Wirt fort und fort zum Trinken nötigte. Noch seltsamer berührte es die zum Abendessen geladenen Damen vom Hofe, worunter die schöne Maitresse des Königs, Gräfin Aurora von Königsmark, als der hohe Herr plötzlich eine Trommel ergriff und sie „mit solcher Perfektion geschlagen, daß er die Trommelschläger weit übertroffen". Es wurde stark getrunken, auch auf polnisch getanzt. In ähnlicher Weise verbrachte man den nächsten Tag, dann umarmte der Zar den auf ein Geschenk harrenden Statthalter und fuhr die Nacht hindurch auf den Königstein, wo er sofort Granaten werfen und andere Manövers ausführen ließ. „Ich danke meinem Gott," schließt Fürstenberg seinen Bericht, „daß alles so wohl abgelaufen ist, indem allhie nichts Anderes gewünscht, als daß ich mit diesem sehr heiklichen Herrn keinen Anstoß haben möge."

Ohne längern Aufenthalt in Prag zu nehmen,

eilte Peter nach Wien, wo er im Mai 1698 anlangte und im Königseggschen Palast außerhalb des Kärntner Thores Quartier nahm.

Noch immer galt das deutsch-habsburgische Haus als die ehrwürdigste Macht der Christenheit, ja, die jüngst von Prinz Eugen erfochtenen Siege über die Türken ließen noch einmal die Idee einer katholischen Weltmonarchie aufflackern.

Seit vierzig Jahren saß auf dem Kaiserthron Leopold I., ein Herr von behäbigem, spanisch vornehmem Wesen, in seinem Eifer für die katholische Kirche beharrlich und getreu, weniger stet in seinen politischen Grundsätzen und Handlungen. Vom katholischen Standpunkte betrachtet war auch die Zusammenkunft mit dem Zaren ein wichtiges Ereignis. Denn ein glorreicherer Triumph als alle Türkensiege schien der römischen Kirche bevorzustehen. Aus allen Städten, die Peter bisher besucht hatte, war den Vätern der Gesellschaft Jesu von der Ehrfurcht des Zaren vor der römischen Kirche und ihrem Oberhaupt berichtet worden, von seinem Besuche katholischer Gotteshäuser, seinem Verkehr mit Jesuiten, seinem Vorsatz, nach Rom zu gehen.

Schon weilte als außerordentlicher Gesandter des Zaren der Bojar Scheremetjew in Rom, besuchte dort die Gräber der Apostel und unterhandelte eifrig mit Papst Innocenz XII. und den Kardinälen. Unter solchen Umständen war die Hoffnung, der römischen Kirche den Zaren und durch ihn den Norden zu erobern, nicht allzu kühn.

Auch in Wien betete Zar Peter öffentlich vor der Mariensäule auf dem „Hof“; ein andermal erschien er in der Jesuitenkirche, und sofort wurde der Prediger zum Improvisator: „Heil dem ritterlichen Ueberwinder der Feinde Christi! Heil dem Helden, dem Gott selbst den Schlüssel zum Türkenreich überliefert hat!“ — Dem apostolischen Nuntius für Polen bekannte Peter unumwunden seine Geneigtheit, dem römischen Stuhl näher zu treten, und nur dem verhängnisvollen Einfluß Leforts ward es zugeschrieben, daß die Propaganda nicht rascher gelang.

Die Wahrheit war: Der Zar trug auch hierbei eine Maske.

Peter war im allgemeinen in Bezug auf Religion überraschend tolerant. Im Manifest vom 16. April 1702, das er auch in Deutschland bekannt machen ließ, um die Einwanderung nach Rußland zu fördern, heißt es: „Und wie auch bereits in Unsrer Residenz das freie exercitium religionis aller andern, obwohl mit unsrer Kirche nicht übereinstimmenden Sekten eingeführt ist, so soll solches auch hiermit von Neuem bestätigt sein, solchergestalt, daß wir bei der uns von dem Allerhöchsten verliehenen Gewalt uns keines Zwanges über die Gewissen der Menschen anmaßen und gern zulassen, daß jeder Christ auf seine eigene Verantwortung sich die Sorge seiner Seligkeit angelegen sein lasse.“ Schon Dalton in seiner Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland verwies auf die Aehnlichkeit dieser Worte mit dem berühmten Ausspruch, den erst ein halbes Jahrhundert später Friedrich der Große gemacht haben soll, daß in preußischen Landen Jeder nach seiner Façon selig werden möge. Allein solche Toleranz kam, wie durch manche Thatsache erhärtet wird, mehr den Bekennern der Lehre Luthers, als den römischen Katholiken zu gute.

Vockerodt versichert, Zar Peter habe die römische Hierarchie gefürchtet und gehaßt. Thatsache ist, daß bei seinen Trinkgelagen die religiösen Gebräuche der „Papisten“ aufs Unanständigste verspottet wurden. Später machte er sich auch weidlich darüber lustig, daß man in Wien den Jesuiten, die doch weder Steuern zahlten, noch Rekruten stellten, dominierenden Einfluß einräume. Aus politischen Gründen aber hielt er für klug, mit den streitbaren Vätern auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, und die Jesuitenbriefe geben Zeugnis, daß ihm die Komödie gelang.

Kaiser Leopold hielt sich in jenen Tagen gerade im Lustschloß Favorita auf, einem unansehnlichen Gebäude auf der Wieden, welches aber den Vorzug hatte, daß dort das unerbittliche, alles versteinernde spanische Ceremoniell weniger streng gehandhabt wurde, als in der Hofburg. So verlief denn auch die Zusammenkunft des Zaren mit dem Kaiser ziemlich einfach. Peter fuhr in einem zweispännigen Wagen vor und wurde über eine geheime Wendeltreppe in die Galerie geführt, wo ihm Kaiser Leopold entgegentrat. Peter sprach russisch, der Kaiser deutsch, ein Dolmetscher vermittelte die Unterhaltung, die sich hauptsächlich um den letzten Türkenkrieg drehte. Nach der Unterredung ließ Peter dem Kaiser durch Graf Czernin sagen, er sehe im heutigen Tage den glücklichsten seines Lebens. Er und alle seine Begleiter waren in Wien wie deutsche Kavaliere gekleidet, nur bei einer sogenannten Wirtschaft, einem Maskenball, wobei Kaiser und Kaiserin als Wirt und Wirtin erschienen, trug er den gewohnten Zwillichkittel. In der Galerie wurde das Bankett für achtzig Personen abgehalten. Ein Fräulein von Thurn war dem Zaren als „Gespanin“ (Genossin) zugeteilt; zur Bedienung hatte er zwei als Bauernknaben gekleidete, böhmisch sprechende Pagen. Der Kaiser trank zuerst dem Zaren zu, dann dem römischen König, dann nochmals dem Zaren; andern Tags erhielt dieser den kostbaren goldenen Becher, woraus ihm der Kaiser zugetrunken, zum Geschenk. Auch der römische König Josef bewirtete und beschenkte die russischen Gäste.

Die herzliche Aufnahme des Zaren am wiener Hofe erregte Aufsehen. Leibniz sprach in einem Briefe an den Holländer Witsen, mit welchem Peter in Amsterdam viel verkehrt hatte, seine Besorgnis aus, daß die Romanisten aus der Gleichgültigkeit der protestantischen Kreise Nutzen ziehen und den Zaren zum Angriff auf Schweden, die stärkste Schutzmacht des Protestantismus, verleiten möchten. „Dem Schweden ist Peter nicht feindlich gesinnt,“ tröstete Witsen, „er denkt nur an den Türken!“ ...

Leibniz erhielt in der Folge Recht, — nur waren an Poltawa nicht die Jesuiten Schuld.

Nun sollt' es nach Italien gehen, zunächst nach Venedig, wo man dem Sieger von Asow festlichen Empfang plante, als die Nachricht vom Strelitzenaufstand den Zaren zur Heimkehr zwang.

Die Möglichkeit, daß der Plan der herrschsüchtigen Schwester, die Entthronung des „Knechts der Deutschen", während dessen Abwesenheit gelingen werde, war nicht ausgeschlossen. Doch Peter vertraute auf die Ehrfurcht der großen Masse vor dem Gesalbten, auf die Festigkeit und Umsicht Gordons, der zurückgeblieben war, und auf sein Glück. Er verschob daher die politisch wichtige Zusammenkunft mit dem freundlich winkenden Polenkönig nicht auf ruhigere Zeiten, sondern traf in Rawa mit August zusammen. Dieser trat seinem Wesen und Wirken gemäß wie ein Theaterprinz auf — die Echtheit seiner Diamanten ausgenommen —, in altrömisch-polnischem Kostüm, mit prunkvollem Gefolge — da stach denn der Zar ohne Pracht und Schmuck der Kleidung, ohne Majestät in der Haltung auffällig ab. Pfau und Bär! Man hätte also mit Wahrscheinlichkeit voraussagen können, daß die Vorteile des Freundschaftsbündnisses, das mit feindlicher Spitze gegen Schweden zu Rawa geschlossen wurde, schließlich der Bär haben werde!

Bei seiner Rückkunft kehrte Zar Peter fürs erste nur den Barbaren heraus. Er kam nachts in Moskau an, und noch in der nämlichen Stunde begannen die Blutgerichte über die bereits von Gordon bewältigten Empörer. Zarewna Sofia wurde in ein Kloster gesteckt und die Strelitzen wurden unter dessen Fenstern zu Hunderten gehenkt.

Wir besitzen eine Schilderung dieser Scenen in dem Reisebericht des Johann Georg Korb aus Neumarkt in Oberbayern, der als Sekretär im Gefolge des kaiserlichen Gesandten v. Guarient im April 1698 nach Moskau kam. Mag sein, daß er in sein Buch auch aufnahm, was nur als Gerücht zu ihm drang; aber schon die Erzählung von Vorgängen, denen er als Augenzeuge beiwohnte, erfüllt mit Schaudern und Entsetzen.

Julius Cäsar citierte bei der berüchtigten Proskription seiner Gegner den Euripideischen Vers: „Muß Unrecht sein, so sei es um den Herrscherthron! Ihr Andern aber übet Zucht und fromme Scheu!"

Zar Peter dachte jedenfalls wie Cäsar, nur fehlte ihm dessen klassische Belesenheit! — —

Das Ausland vernahm mit Abscheu die Zeitung. Leibniz beklagte als Unglück, daß der Zar zu skythischen Thaten gezwungen werde, denn solche Grausamkeit könne nur verbitternd und verwildernd auf ein Volk wirken.

Nachdem aber Zar Peter auf asiatische Art bewiesen hatte, daß er der Herr im Hause sei, begann er den Umbau des Hauses im europäischen Stile. Seinem praktischen Sinne gemäß fing er die Umwandlung mit dem Alltäglichsten an. Er erließ eine neue Bart- und Kleiderverordnung. Allen Unterthanen wurde befohlen, die langen Bärte abzuschneiden und die orientalischen Talare abzulegen.

Ein Schreckensruf ging durch das heilige Rußland. Auch Gründe theologischer Natur wußte man gegen diese und sehr viele folgende Reformen anzuführen.

Gegen den Barbier sagte man, daß das Ebenbild Gottes nicht entstellt werden dürfe. Als der Neujahrstag vom September in den Januar verlegt wurde, beriefen sich die Rechtgläubigen auf die Erschaffung der Welt, welche auch im September stattgefunden habe, da nur in diesem Monat Eva einen reifen Apfel brechen konnte. Die aus dem Abendland mitgebrachten Perückenstöcke hielten sie für Götzenbilder, denen sträfliche Verehrung gezollt werde. Der Patriarch Joachim mahnte den Zaren, mit sündhaften Neuerungen Einhalt zu thun und die Gesellschaft der Ketzer zu meiden, sonst werde Gottes Zorn Rußland und das Herrscherhaus treffen.

Allein der Zar blieb ungerührt. Wenn Bojaren nicht in der vorgeschriebenen deutschen, sondern in der gewohnten nationalen Tracht bei Hofe erschienen, schnitt ihnen der Hofzwerg die langen Röcke ab, und der Zar selbst raufte dem und jenem den üppigen Bart: „Gehorche, Freundchen, oder du wirst geschenkt!"

Das Verfahren war brutal, aber in der Sache hatte Peter recht. Mit der Tracht fiel ein erkleckliches Stück orientalischer Selbstgenügsamkeit und Trägheit.

Der Kleiderordnung folgten zahllose Ukase, welche Altes vernichteten, Neues verordneten und die technischen, ökonomischen, sozialen und rechtlichen Zustände und Verhältnisse im heiligen Rußland völlig und für immer umgestalteten, im Geist und in den Formen des germanischen Westens umgestalteten! Zar Peters „Reiseerinnerungen" wurden buchstäblich lebendig; er gab sein Tagebuch in staatsmännischen Thaten heraus. Alle erdenklichen Kulturprodukte des Westens wurden in Schiffsladungen nach Rußland geführt, Gelehrte und Künstler, Offiziere und Ingenieure, Handwerker und Kaufleute aus Holland und Deutschland herangezogen.

Die im sogenannten Tagebuch Peters vom Schwedenkrieg, einer Arbeit des kaiserlichen Kabinetssekretärs Makarow, mitgeteilte Musterungsliste der russischen Armee aus dem Jahr 1698 weist als Regimentsinhaber und Stabsoffiziere fast ausschließlich Ausländer aus. Auch Korbs Erzählung läßt ersehen, wie damals Deutsche in großer Zahl in die wichtigsten Aemter des Civil- und Militärdienstes einrückten.

Der Organisator Peter schreckte nicht vor dem Größten zurück, der Handwerker Peter übersah nicht das Kleinste.

Den Unterthanen war natürlich bei allem dem nicht wohl zu Mute. Daß ihnen durch diese Gewaltschöpfung das Mittelalter erspart wurde, begriffen sie wenigstens vorläufig nicht. Ihnen galten die germanischen Einwanderer, welche nach Zar Peters Ausdruck „den russischen Sauerteig ausfegen sollten", als lästige Heuschreckenplage. Wie Korb versichert, erfreute sich als Bezeichnung für die Bundesgenossen des Zaren das Wort „Deutsche Hunde" besonderer Popularität. „Es ist für das Volk in Moskau das größte Vergnügen, gegen Deutsche zu hetzen und zu toben". Von den intelligenteren Repräsentanten der westeuropäischen Kultur in Handel und Gewerbe überflügelt, sahen die Russen ihre Rettung nur in

Unterdrückung jeder Verbindung mit dem Ausland und verlangten sogar Aufhebung der vor kurzem eingeführten Briefpost. Als eine deutsche Schauspielertruppe nach Moskau kam, mußte Zar Peter die Bojaren fast mit Gewalt zum Besuche der Vorstellungen zwingen. Ein treu ergebener Anhänger Peters, Iwan Possoschkow, klagt: „Unser Monarch zieht mit etwa zehn Menschen den Berg hinan; den Berg hinab aber ziehen Millionen, wie soll da seine Sache gedeihen?" In Volkskreisen behaupteten die Einen, den echten und rechten Zar gebe es gar nicht mehr, der wäre auf der Reise gestorben, an seiner Statt ein Betrüger — Barmherzigkeit! am Ende gar ein Deutscher — dahergekommen; für die Frommen war Peter kurzweg der Antichrist.

Der Zar Peter war aber nicht der Mann, vor Hindernissen zurückzuschrecken. „Leidenschaftlich und verschlagen" — so charakterisiert ihn Noorden — „rastlos und zäh, unvergleichlich verwegen, so oft ein wildes Hervorbrechen an der Zeit war, und durch längste Umwege nicht zu ermüden, wog Peter beides, die eigenen Mittel und das Gewicht des Widerstandes mit gleich zersetzender Prüfung und berechnete von ferne her alle Abstände, die den heutigen Vorsatz noch von dereinstigem Gelingen trennten. Die Gedankenbilder einer großartigen Zukunft stets im Auge, ließ er den nächstliegenden Vorteil sich doch niemals entschlüpfen und über Riesenplänen brütend beherrschte er jeden gegenwärtigen Moment."

Wieder regte sich im eigenen Hause Lust zur Revolte. Des Zaren Gattin, Jewdokia Lopuchin, treu ergeben der tatarisch-byzantinischen Tradition, haßte die Deutschen um so mehr, da ihr Gemahl nach seiner Rückkehr mit der Tochter eines deutschen Weinhändlers in der Sloboda, Anna Mons, ein intimes Verhältnis angeknüpft hatte. Die Zarewna wurde verdächtig, daß sie in Sofias Fußstapfen treten wolle. Peter steckte sie ins Kloster, ohrfeigte ihren Bruder, der sich tadelnd über Lefort geäußert hatte, und verbannte, als seine Schwäger darüber murrten, die ganze Sippe.

Mit derselben ehernen Faust brach er den Nacken des Klerus. Als nach dem Tode des Patriarchen eine Deputation von Popen die Ernennung eines neuen Oberhauptes erbat, wies Peter auf sich: „Hier steht euer Patriarch!" Damit kündigte er eine radikale Veränderung des gesamten Kirchenwesens an, und nachdem er seinen Plan furchtlos und unerbittlich wie alles durchgeführt hatte, war der russische Geistliche nur noch kaiserlicher Beamte, denn das Haupt der nationalen Kirche war und blieb fortan der Zar.

Nicht glimpflicher verfuhr er mit dem alten Landadel, den Bojaren. Er bewies ihnen, daß Peter Romanow doch mehr als ihresgleichen, nicht bloß der Mächtigste unter ihnen, sondern einzig und wahrhaft die Macht sei. Kraft dieses seines Rechts des Starken schuf er einen neuen Adel, den Adel des Ehrgeizes, das heißt, er stellte dem Feudalaristokraten den Staatsdiener entgegen und verfügte, daß der Staatsdienst den Unterthanen aller Stände zugänglich und persönliches Verdienst allein bei Beförderung maßgebend sein sollte. Seine Hauptmitarbeiter waren denn auch homines novi, denen nichts zu radikal oder antinational erschien: ein ehemaliger Schiffsjunge, später Graf Davier, ein Hausierjude, später Graf Schafirow, ein Bäckerlehrling, später Fürst Mentschikoff, und viele andere.

Peter verschmähte jenen falschen Patriotismus, der über jede Kritik sofort leidenschaftlich aufbraust. Unter anderen deutschen Schriften sollte auch die Staatengeschichte Pufendorfs ins Russische übersetzt werden. Als nun der mit dieser Arbeit betraute Mönch das Buch überreichte, suchte der Zar sogleich den Abschnitt über Rußland, von dessen Bewohnern Pufendorf eine wenig schmeichelhafte Schilderung entworfen hatte. Es zeigte sich, daß in der Bearbeitung ein gutes Stück der Charakteristik gestrichen und der und jener Ausdruck gemildert waren. „Heißt man dies übersetzen?" herrschte der Zar den Mönch an. „Da hast du das Buch zurück, geh' und übertrage Wort für Wort, was der Deutsche von uns geschrieben hat! — Nicht zur Schmach meiner Unterthanen", erklärte er seiner Umgebung, „sondern um ihrer Besserung willen will ich alles gedruckt wissen. Sie sollen erfahren, wie man im Ausland bisher über sie geurteilt hat, damit sie erkennen, was sie waren, was sie durch mich wurden und wonach sie zu streben haben."

Während früher dem Russen das Reisen verboten war, sollte sich jetzt alles mit der Kulturwelt des Westens vertraut machen. Auch dieses Gebot galt anfangs als unerträglicher Zwang. Bekannt ist die Anekdote, daß ein junger vornehmer Russe, dem der Zar das Reiseziel Venedig diktiert hatte, mehrere Jahre in der Dogenstadt verweilte, ohne das Haus, in welchem er Quartier genommen hatte, ein einziges Mal zu verlassen. Allmählich gelang es aber auch dieses Vorurteil zu bewältigen.

Weniger Glück hatte der Zar mit seiner Umwandlung der russischen Städteordnung nach dem Muster der alten deutschen Freistädte, wodurch er einen gebildeten Mittelstand zu schaffen hoffte. Dem waren vor allem die Bevölkerungsverhältnisse im ungeheuren Zarenreich entgegen: das städtische Element betrug kaum ein Zehntel. Sodann aber: kein Autokrat — auch nicht ein Peter der Große — kann einem willkürlich aufgepfropften System einer Gemeindeverwaltung dauernde Lebenskraft verleihen. Städteordnungen wurzeln im Volke.

Dies war nur einer der mancherlei Mißgriffe und übereilten Anticipationen. Es war ihm im großen und ganzen dennoch nicht immer nützlich, über ein Volk zu regieren, das zwei Jahrhunderte lang tatarische Chane regiert hatten.

Endlich — last not least — schuf Peter nach deutschem Muster eine stehende Armee. Wie man über Krieg und seine Abwehr denken möge, — Peters Titanenwerk war ohne ein stehendes Heer nur ein Eintagswerk. Vergegenwärtigen wir uns den Gang des großen nordischen Krieges! Wäre es Zar Peter ohne wohlgeschulte, disciplinierte, festgegliederte Truppen nach den furchtbarsten Niederlagen, nach der Ab-

lehnung seiner Friedensvorschläge möglich gewesen, die strategischen Fehler des heißblütigen Schwedenkönigs so rasch sich zu nutze zu machen und endlich die glorreiche Entscheidungsschlacht von Poltawa zu schlagen?!

Als Peter dank seinen militärischen Errungenschaften und Erfolgen, freilich auch dank seinem Glücksstern — ich erinnere an seine Lage am Pruth — im Nordosten unbeschränkter Gebieter war, seinem Reiche blühende kultivierte Provinzen einverleibt und seiner Seemacht auch das Baltische Meer erschlossen hatte, legte er Hand an ein Werk, das gewissermaßen als Symbol seiner Reformarbeit gelten sollte. Er selbst soll gesagt haben, er wolle ein Fenster herstellen, durch welches Rußland ins civilisierte Europa ausblicken könne. Er richtete auf Ljust-Elant, der Lustinsel, im Newadelta den Riesenmarkstein der Germanisierungsperiode der russischen Geschichte auf, er gründete Petersburg.

Noch steht das hölzerne Häuschen, das Peter bewohnte, während er an seiner Residenzstadt im strengsten Sinn des Wortes selber mitbaute, Baumeister, Polier, und wenn es not that, Handlanger in einer Person. Dort auf der sumpfigen Niederung wirkte die autokratische Gewalt wirklich Wunder. Wie mit Zaubererhilfe erstand eine Stadt, die mit den westeuropäischen Metropolen alles gemein und kolossale Maßstäbe in allem vor den meisten voraus hatte. Und die Stadt war noch nicht fertig, war sie auch schon bevölkert.

Die jüngst herausgegebenen Berichte des damaligen hannöverischen Gesandten Weber bieten eine Fülle der originellsten Bilder aus dem Leben und Treiben der neuen Residenz.

Im allgemeinen herrschte zwar deutsche Hofsitte, aber seltsam stach davon ab, daß der allmächtige Gebieter selbst zuweilen im Schurzfell ging. Die Hofdamen färben noch nach tatarischem Gebrauche ihre Zähne schwarz, auch mit den Juppes des baleines wissen sie nicht recht umzugehen, im übrigen wird ganz nach europäischem Muster konversiert, kokettiert und intriguiert, es fehlt sogar der Blaustrumpf nicht, Prinzessin Natalia verarbeitet die Strelitzen-Massacres zu patriotischen Originaldramen. Gesandte aller Höfe haben sich eingefunden und sind bemüht, ihre Fäden kunstgerecht zu verschlingen; hie und da werden sie jedoch, wie in Bochara oder Samarkand, mit Gewalt zum tanzen oder zum trinken gezwungen, und erschöpft und betrunken plaudern sie.

Zar Peter ging auch nach Gründung von Petersburg noch mehrmals ins Ausland; freilich haben diese späteren Reisen nicht mehr die kulturgeschichtliche Bedeutung wie seine erste.

Er gebrauchte wiederholt die Kur in Karlsbad und besuchte auf Hin- und Rückreise verschiedene deutsche Städte. Besonders für Dresden hatte er Vorliebe. Abfeuern von Geschützen, ein Karussell, eine deutsche Komödie, „so von einem immer vollen Bauern handelte," konnten ihn trefflich amüsieren. In Karlsbad trank er statt der drei Becher drei Krüge, drechselte Dosen, zog Zähne aus und schmiedete Hufeisen. Das waren für einen Gesalbten sonderbare Hantierungen, andererseits aber fand kein Geringerer als Leibniz die Geistesschärfe des Zaren geradezu „staunenswert".

Leibniz traf zum erstenmal mit Peter in Torgau zusammen, wohin der Zar zur Vermählung seines Sohnes Alexei mit einer deutschen Prinzessin, Charlotte von Braunschweig, gekommen war. Auch der Zar schätzte sofort den Mann nach seinem Werte; er nahm ihn von Stund' an in seine Dienste, und der neue geheime Justizrat wurde der Reformator des russischen Unterrichtswesens.

Eine Karikatur des Zaren enthalten die bekannten Memoiren der Markgräfin Friederike Wilhelmine von Baireuth, der Schwester Friedrichs des Großen. Peter kam im März 1713 zum zweitenmal an den preußischen Hof, der unter Friedrich Wilhelm I. ein wesentlich anderes Aussehen hatte, als unter Preußens erstem König.

Wenn nun Friederike den eigenen Vater als ein Monstrum schildert, „halb Puck, halb Moloch," so kann es nicht überraschen, daß der Zar und seine zweite Gemahlin Katharina in den Memoiren als garstige Zerrbilder erscheinen. Zudem darf man nicht vergessen, daß die Prinzessin im Jahre 1713 erst vier und bei dem späteren Besuche acht Jahre zählte. Wir wollen ihr also Glauben schenken, wenn sie erzählt, daß ihr der struppige Bart des Gastes das ganze Gesicht schund und daß ihr die mit Orden und Reliquien beladene Zarin den Eindruck eines geputzten Maultieres hinterließ. Wenn sie aber erzählt, daß der Zar Miene machte, seine Gemahlin köpfen zu lassen, weil sie sich weigerte, eine obscöne Statue zu küssen, daß er in der Kunstkammer mitnahm, was ihm gefiel, und auch in Schloß Monbijou wie ein Räuber aufräumte, so sind das im wörtlichen Sinne nur Ammenmärchen.

Friedrich Wilhelm und Peter waren sich gegenseitig sympathisch. Nach Peters Tod ordnete Friedrich Wilhelm an, das Land soll so tief trauern, als wenn er selber gestorben wäre. Zwischen den beiden Herrschern bestand nicht nur eine gewisse Aehnlichkeit der Originalität, des Charakters und Pflichtgefühls, an beide trat der furchtbarste Konflikt heran, den die Vorsehung oder eigenes Verschulden über einen Menschen verhängen kann: gegen beide empörte sich das eigene Blut, der leibliche Sohn.

Und doch wieder, welch ein Unterschied zwischen den Irrungen des Kronprinzen Friedrich und denen des Zarewitsch Alexei. Jener empört sich im dunkeln, doch so rührenden Drang und Mißverstand der Jugend im Namen der Freiheit, der Aufklärung, dieser um den Kaftan und langen Bart. Vom Unterschied in den Ausgängen der beiden nicht zu reden.

Es ist das dunkelste Blatt in der Geschichte des großen Zaren. Als Peter seinen Thron und, was ihm höher stand, die Zukunft des Staats gefährdet sah, machte er dem Kampf nicht mit der Größe und Würde eines Brutus, sondern völlig wieder als Erbe der Mongolenchane ein Ende. In der Citadelle wurden erst die Anhänger Alexeis gefoltert — und der Zar war zugegen, dann Alexei selbst — und der Zar

Des Archimedes letzte Stunde. Von N. Barabino.

(„Störe mir meine Kreise nicht.“)

war zugegen. Zuletzt gab es einen toten Mann — es war zweifelhaft, ob er vom Schlage gerührt oder von Schergen erdrosselt worden sei, aber ganz unzweifelhaft war es des Zaren eigener Sohn......

Und doch hat dieser grauenhafte Vater, dieser barbarische Zwingherr der Volksgüter Höchstes gewollt und für sein Volk erreicht: die Civilisation.

Heute freilich sind seine unbarmherzigsten Richter in seinem eigenen Lande zu suchen. Den Slavophilen heißt er wieder „der Knecht der Deutschen."

Unser Knecht?

In seiner auswärtigen Politik war er es sicherlich nicht. Unser Verbündeter, wenn es ihm Vorteil brachte, unser Feind, wenn die russischen Interessen mit den unsrigen sich kreuzten. Sicherlich nicht um der Ehre deutscher Reichsstandschaft willen, wie er offiziell versichern ließ, streckte er die Hand nach den Mecklenburgischen Landen aus, sondern um gleich dem Franzosen und Schweden unmittelbar in die Verhältnisse des zerfallenden Reiches einzugreifen und dem Russen einen Anteil an der Beute zu sichern.

War er unser Knecht, weil er den deutschen Intellekt schätzte, weil er die Pioniere der russischen Civilisation namentlich aus Deutschland hatte? Wo und wie in aller Welt könnte man ein kulturbedürftiges Volk erziehen, ohne daß es mit oder ohne seinen Willen **deutsche** Bildung durch alle Poren söge!!

Aber überheben wir uns nicht! Alle haben von Allen zu lernen. Die Kulturgeschichte ist nur eine Geschichte des Verkehrs der Völker. Nicht wer diese Wechselwirkung zwischen den Nationen leugnet und hemmt, sondern wer sie fördert, ist der wahre Patriot!!

Das Studentenleben im 18. Jahrhundert.

Von

K. Burger.

Die Studenten haben eine eigene alte Geschichte, die eine der interessantesten Seiten der deutschen Kulturgeschichte bildet, und deren nähere Kenntnis zum wahren Verständnis des Bildungszustandes des deutschen Volkes in den verschiedenen Perioden unentbehrlich ist. Keineswegs ist aber das Hochschulleben zu einer Zeit überall in Deutschland das gleiche gewesen, „jede der deutschen Akademien hat eine besondere Gestalt," wie Goethe in Wahrheit und Dichtung sagt; beeinflußt durch lokale Verhältnisse trat die oder jene Seite des Lebens vorzugsweise hervor. Es gibt eine Reihe von Denksprüchen, die ebenso derb wie concis die Universitäten miteinander vergleichen. Aus dem Briefwechsel des Herzogs Rudolph August von Braunschweig mit v. d. Hardt führt Tholuck in der Geschichte des Rationalismus folgenden Vers an:

„Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Jena mit gesundem Leib,
Von Helmstädt ohne Wunden,
Von Jena ohne Schrunden,
Von Marburg ungefallen,
Hat nicht studiert auf allen."

Laukhard, „der unordentliche Mann", wie ihn Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit nennt, citiert einen jener Verse, die man ehedem zur Charakterisierung einiger Universitäten geschmiedet hat:

„Ach Gott, wie ist die Welt so blind!
Ich lobe mir ein schönes Kind!
Wer mir noch spricht ein Wort, den soll der Teufel fressen,
A bonne amitié, so spricht der Bursch in Hessen."

Der erste dieser Verse zielte auf Halle, der zweite auf Leipzig, der dritte auf Jena und der vierte auf Gießen. Interessant sind auch einige Stammbuchblätter aus Jena, die von den Gebrüdern Keil in den Studentenliedern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mitgeteilt worden sind. Eins derselben vom Jahre 1763 lautet:

„In Jena ist es Mode so:
Da kann der Bruder Studio
Bei seinem eifrigen Studieren
Zugleich ein freies Leben führen.
Kommt nun ein Jenscher Renommist,
Der Galle zeigt und Eisen frißt,
So kann sein hohlgeschliffner Degen
Die halbe Welt zusammenfegen.
In Leipzig ist man Tag und Nacht
Auf Mädchens Putz und Pracht bedacht;
In Halle gibt es viele Mucker,
In Wittenberg Kaldaunenschlucker;
Nur Jena ist von diesen frei,
Und setzt es gleich oft Schlägerei,
So wird doch dieser Satz von jedem zugegeben:
In Jena weiß man frei und burschikos zu leben."

Zwei Figuren sind während des achtzehnten Jahrhunderts auf den Universitäten typisch geworden, der Renommist und der Petitmaitre. Der Renommist, den uns Zachariä so ergötzlich in seinem Epos geschildert hat, wird in den Erfurter vergnügten Abendstunden (1749) beschrieben als „ein solcher praver Pursch oder kreuzbraver Kerl, der für Geld oder auch für einen Schmaus eines Andern Sache ausmacht und sich rauft, haut, schlägt oder auch den Andern auf der Stelle todt sticht oder doch wenigstens den Hut auf ein Ohr setzt, lange Raufers trägt, Handschuhe mit anderthalbviertellangen Stulpen in der Tasche führt, spatzig geht, Miene macht Niemand auszuweichen und überall so sauer, bitterböse und desperat aussieht, als wollte er sagen: Haltet mich, haltet mich!" Das Gegenstück dazu ist der Petitmaitre, der mit den immer mehr um sich greifenden französischen Sitten aufkam. „Die beständigen Abwechslungen von Bällen und andern sinnlichen Vergnügungen füllen seine ganze Seele, er sinnt darauf, wie er sich mit Anstand kleiden, mit Anmut betragen und als einnehmender Mann zeigen will. Er steht stundenlang vor dem Spiegel, um die Winkel und Linien der Halstuchschleife nach allen Regeln der Proportion und Symmetrie abzumessen und sucht in seine

Schritte und Stellungen eine gewisse Gleichmäßigkeit und grace zu bringen — und so wird er in der ganzen Zeit keines vernünftigen Gedankens fähig." Während Jena und Halle die Heimat des Renommisten waren, herrschte in Leipzig die „Petitmäterei", wie es Laukhard nennt, der von den damaligen Leipziger Studenten schreibt: „Es sind mehrenteils Jungfernknechte, welche mit den Ladendienern und Gnoten um die Wette hinter den Mädchen herrennen, und nach dem hohen Glück schnappen, ein Pfötchen zu lecken oder ein Mäulchen zu ganfen (stehlen)... Sie tragen zwar seidene Strümpfe beim tiefsten Dreck, gehn wie die Tanzmeister parisisch, schleichen hundertmal des Tags vor den Fenstern vorbei, wo sie ein hübsches Gesicht wittern, und werden in den dritten Himmel entzückt, wenn ihnen ein solches Gesicht freundlich zulächelt."

Zwei Arten von Studentenverbindungen bestanden an den Universitäten, Landsmannschaften und Orden. Die Sucht nach Geheimbündelei, von der alle Stände des Volkes angesteckt waren, hatte auch die Studentenwelt infiziert. Die ersten Orden entstanden aller Wahrscheinlichkeit nach in Jena gegen das Jahr 1760 und verbreiteten sich schnell nach den anderen Universitäten. „Der Zweck des Ordens ist", wie Laukhard in seiner Lebensbeschreibung sagt, „sich auf der Universität Ehre und Ansehen zu verschaffen, d. h. sich in solche Positur zu setzen, daß alle Studenten, ja selbst die Professoren und die Vorgesetzten sich vor den Herren Ordensbrüdern fürchten möchten." Die äußeren Formen und Kennzeichen wurden dem Freimaurerorden entnommen; namentlich die Rezeptionen wurden so feierlich wie möglich veranstaltet. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes bei den Hallenser Constantisten wird folgendermaßen geschildert: „Die Mitglieder sitzen sämtlich in dem Zimmer mit entblößtem Haupt. Der Senior, Konsenior, Subsenior, Sekretär und Adjutant hingegen haben vermöge ihres Amtes das Recht sich zu bedecken. Ein Tisch ist mit einem hellblauen Tuche überdeckt, worauf ihr Symbol semper constans mit goldenen Buchstaben gestickt erscheint, ein Totenkopf paradiert in der Mitte, das Zimmer ist nur schwach erleuchtet. Eine feierliche Rede an den Kandidaten, worin in den schwülstigsten Ausdrücken die Vorzüge dieser Verbindung und der heilige Nimbus ihrer Mitglieder gepriesen werden, eröffnet die Feierlichkeit, dann liest man ihm die Gesetze vor, aber bloß so viel als er für jetzt wissen soll, und dann verlöschen auf einmal alle Spirituslampen, welche das Zimmer erleuchteten. Man sagt ihm, dieses Dunkel sei sein bisheriger profaner Zustand, er solle in denselben zurückkehren, ehe er den heiligen Schwur ablege. Bleibt er nun bei seinem Entschlusse, so muß er knieend den schrecklichen Schwur verrichten, und dann erhellt sich auf einmal das Zimmer wieder. Die Umarmungen der einzelnen Mitglieder machen dieser Scene ein Ende. Sie strengen dabei ihren Fleiß so sehr an, um die Einbildungskraft des Rezipienten zu erhitzen, daß sehr häufig der Kandidat in Ohnmacht fällt, ehe er den Schwur ablegt." Die Mitglieder des Ordens sollten über das akademische Leben hinaus unzertrennliche Freundschaft halten und sich gegenseitig im Staatsleben unterstützen und befördern. Nicht allein von den Universitätsgerichten, sondern auch von den Regierungen wurden die Orden verfolgt, da man mehr hinter ihnen vermutete, als wirklich der Fall war. Im Jahre 1794 kam die Angelegenheit auf dem Reichstage zu Regensburg zur Sprache, und es wurde dort ein scharfes Edikt gegen die Studentenorden erlassen.

Landsmannschaftliche Verbindungen und Kränzchen bestanden während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts an fast allen Universitäten trotz der häufig wiederholten scharfen Verordnungen. Sie stellten sich als weniger oder mehr fest geschlossene Korporationen den Behörden gegenüber „und legten allen zu ihnen gehörigen Landsleuten den Zwang auf, bei ihnen einzutreten und die sogenannte ‚landsmannschaftliche Masche' zu tragen, sowie der von ihnen gebildeten eigenmächtigen Gerichtsbarkeit und den Konstitutionen und den bei allen Verbindungen gemeinsam geltenden Grundgesetzen, namentlich dem Duellgebot, sich zu unterwerfen." Der Zweck der Landsmannschaften war eben derselbe wie der der Orden, sich Ehre und Ansehen auf der Universität zu verschaffen. Ein Jeder sollte alle Kräfte aufbieten, „seine Verbindung auf die erste Stufe des Glanzes vor anderen Verbindungen zu bringen, in diesem Range zu erhalten und nicht zu weichen, wenn es die Ehre des Bundes oder einzelnen Mitgliedes gelte." Es kam dabei nicht darauf an, welche Landsmannschaft numerisch am stärksten war, sondern welche die meisten besten Schläger hatte. Als Laukhard 1781 in Jena war, rühmte der Senior der Schwarzen, sich mehr als fünfzigmal geschlagen zu haben. Die Duelle wurden größtenteils mit dem Stoßdegen ausgefochten. Nach dem dreißigjährigen Kriege hatte sich nämlich in Deutschland eine eigentümliche deutsche Stoßfechtkunst durch Kreußler in Jena ausgebildet, die sich von da auf die übrigen Universitäten verbreitete. Nach Abschaffung des Degentragens während Friedrichs des Großen Regierung und nach dem Verfalle der deutschen Stoßfechtkunst wurde auf den meisten Universitäten der Hiebcomment eingeführt; nur Jena und Erlangen blieben bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts bei dem Stoß. Mit welcher Leidenschaft das Fechten von den Studenten betrieben wurde, kann man aus einer Thatsache ersehen, die Laukhard von Gießen anführt: „Mamberger in Gießen setzte um die Jahre 1775—1785 jährlich 1200 Rapierklingen ab, Solingerklingen nämlich für den Stoß, denn aufs Hauen lernte selten jemand in der Regel fechten... Zu meiner Zeit (1775—77) waren ungefähr 250 Studenten in Gießen, obgleich in allen Zeitungen herumstand, es waren über 500 da... So klein die Universität ist, so viel Balgereien fallen vor; manchmal haben sie einen gefährlichen Ausgang. Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, sich auf der öffentlichen Straße zu schlagen, und dies alsdann, wenn man zum voraus gewiß war, daß es würde verraten werden. In diesem Falle ging der Herausforderer vor das Fenster seines Gegners, nahm seinen Hieber (der

Stößer diente zu geheimen Schlägereien), hieb damit einigemal ins Pflaster und schrie: pereat N. N., der Hundsfott, der Schweinekerl! tief! pereat! pereat! Nun erschien der Herausgeforderte: die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition und die Raufer kamen aufs Carcer: und so hatte der Spaß ein Ende." In Jena wurden die Duelle vielfach auf dem Markt ausgemacht, wovon eine alte oft erzählte Sage zeugt: „ein geborener Jenenser sei eben im Begriff gewesen, auf dem Markte einen Handel auszufechten, als sein Vater, ein Ratsherr, dieses vom Rathause aus bemerkt und ihm zugerufen habe: „Fritz, halt' dich gut, sollst auch einen neuen Rock haben!"

Sehr häufig sind Störungen der öffentlichen Ruhe, Tumulte und Auszüge der Studenten. Oft war es nur eine geringfügige Ursache, welche Tumulte herbeiführte. Im Jahre 1777 wollte der Rektor der Gießener Universität Geldstrafen an Stelle der bis dahin üblichen Carcerstrafen einführen. „Darüber kam nun alles in Harnisch: die feindseligen Gesellschaften und Innungen versöhnten sich miteinander, machten gemeinschaftliche Sache, lärmten, tobten und zogen aus . . . Die Universität sah sehr traurig aus, und mehrere Professoren mußten ihre Vorlesungen aussetzen. In Gleiberg lagen sie in den Scheunen und Bauernstuben auf dem Stroh und sahen aus, wie die Hottentotten . . . Die meisten Bursche blieben auf den Dörfern bis zum Herbst, wo sie entweder abgingen oder andere Universitäten bezogen: einige brachten den Winter in Gleiberg zu." In einer zuerst lateinisch erschienenen Dissertation „De quomodone sev von dem Burschencomment von Martialis Schluck, einem alten Renommisten aus Rauenfels", die auch ins Deutsche übersetzt worden ist, wird ein Tumult definiert als „der feste und durch Eidschwüre verbundene Wille der Studenten, das erlittene Unrecht zu rächen und wegen des erhaltenen Sieges zu triumphieren. Die Einladung zu einem Tumult geschieht mündlich oder schriftlich. Die letztere findet statt, wenn die Urheber des Tumultes ihre Citation an einem öffentlichen Ort anschlagen. Die erstere aber, wenn sie durch die Straße laufen und schreien: Bursch' raus! Bursch' raus!!! . . . Honorige Bursche springen ohne Zeitverlust aus dem Bette und eilen mit dem bloßen Degen unter dem Schlafrock auf den bestimmten Sammelplatz. Alsdann redet der Anführer mit furchtbar majestätischem Anstand, doch aber mit traurigem und gen Himmel gerichteten Angesicht die Umstehenden ungefähr folgendermaßen an: Freunde und Brüder! Alles Unglück stürmt auf uns los! Bald, bald wird kaum noch der Schatten von uns übrig sein! Doch wer wird nicht gerne für die akademische Freiheit sterben? Ich will euch den Weg zu unsterblichem Ruhm führen, folgt mir nur mutig nach! Sogleich brüllen alle: Es lebe die akademische Freiheit hoch!! Dem Anführer aber wird Gehorsam und Beistand gelobt; jeder ruft: Wir folgen, es mag auch hingehen, wo es will. Jetzt feuert der Anführer, nach alter deutscher Sitte, die fidelen Brüder durch Gesang zum mutigen Kampf an, indem er das Lied anstimmt: Ça donc, ça donc etc. Haufenweis und grimmig fallen sie nun über alles her, was ihnen in den Weg kommt und schlagen unter beständigem Rufen: Licht weg! — hier eine Laterne, dort ein Fenster in Stücken. Sogar die Steine wurden nicht geschont, sondern in der Hoffnung, daß ein so mutvolles Betragen nicht ohne die glänzendsten Folgen bleiben werde, auf das erbärmlichste zerhauen. Aber leider gibt es keine vollkommene Glückseligkeit in dieser Welt! Die unverschämten Schnurren eilen herbei. Ohne an die hohe Würde der Studenten und an die Unverletzlichkeit ihrer Personen zu gedenken, schlagen sie diese tapfern Jünglinge mit ihren Prügeln in die Flucht 2c. 2c. Die Stadtsoldaten, in der Studentensprache „Schnurren", deren Pflicht es war, die Ruhe aufrecht zu erhalten, waren erbitterte Feinde der Studenten. Sie waren mit Fangeisen und langen Stangen bewaffnet, die sie den Fliehenden zwischen die Füße warfen, um sie so zu Fall zu bringen.

Der Student liebte auch in diesem Jahrhundert alle diejenigen Dinge, durch welche er Aufsehen erregte und bewies, wie gleichgültig ihm die umgebende Philisterwelt erschien. Die Briefe eines Akademikers über Halle sagen darüber: „Der Trieb sich vor allen anderen auszuzeichnen, herrscht wohl unter allen Studenten aller Universitäten. Man sinnt daher auf Unsinnigkeiten, weil kluge Sachen zu alt und abgedroschen sind. Daher maskierte Schlittenfahrten, wo die größten Karikaturen mit und ohne Geschmack erscheinen; daher Kabriolfahrten, wo ein solches Fuhrwerk, nach Art der Harzfuhrleute, von drei und mehreren Pferden hintereinander gespannt und mit Schellen behangen gezogen wird; daher die Lustpartien auf — Mistwagen mit sechs Pferden bespannt, worauf Kutscher und Vorreiter in höchster Pracht und die übrigen Herren in gewöhnlichen Kleidungen auf Strohbunden sitzen; daher endlich die namenlosen Absurditäten mehr, auf die man wochenlang denkt, und über welche man noch jahrelang spricht."

Sehr fleißig wurden von den Studenten die „Bierdörfer" in der Nähe der Universitätsstädte besucht und Ausflüge nach benachbarten Städten und Universitäten gemacht. Von Halle ritt man nach Leipzig, von Göttingen nach Kassel, von Gießen nach Wetzlar, von Jena nach Weimar 2c., namentlich wenn der Wechsel gekommen war und man sich einige vergnügte Tage machen wollte. Vielfach wurde das Kollegiengeld dazu angewandt. Laukhard schreibt darüber (1792): „Noch vor einem halben Jahre hörte ich mit Verwunderung, wie ein Student, der doch, wie ich weiß, wöchentlich einigemal spazieren ritt oder fuhr, mit dem Herrn Dr. Knapp so lange kriechend herumkapitulierte, bis endlich der Herr Doktor, um der Bettelei los zu werden, das Honorar für zwei Lehrstunden erließ. Und heute, da ich dieses schreibe, bin ich in einer Studentengesellschaft gewesen, wo folgendes Gespräch zwischen einem Fuchs und einem Veteran vorfiel.

Veteran: Welche Kollegia willst du denn hören?

Fuchs: Die Logik und Methaphysik bei Maaß, die Exegese bei Nösselt und die Mathematik bei Klügel.

Veteran: Nicht übel gewählt! Aber wirst du den Brast auch alle bezahlen?

Fuchs: Warum nicht, ich pränumeriere.

Veteran (hitzig): Du bist nicht klug, Herr Bruder! Du mußt keinen Heller zahlen, viel weniger pränumerieren. Für die zwölf Reichsthaler kannst du dreimal den Sommer nach Lauchstädt fahren.

Fuchs: Ja, sie werden's mir nicht freigeben!

Veteran: Warum denn nicht? Du mußt mir hübsch arm thun, sagen, du hättest wenig Wechsel, es wären eurer zu Hause viele, dein Vater hätte eine schlechte Besoldung; oder sage gar, du seiest eine Waise. Darnach mußt du das Uhrband weg thun und auch eine andere Weste anziehen, wenn du gehst dich zu melden. Verstehst du's?

Fuchs: Ja, wenn das die anderen hören, so blamier' ich mich ja!

Veteran: Was blamieren! Kein Satan nimmt dir das übel. Da sind die und die — und die haben alle hübsche Wechsel und prellen die Professoren doch. Das Geld kann man sonst gescheiter brauchen. Mach' du's nur, wie ich dir's gesagt habe.

Der Fuchs versprach, dem edlen Rate seines Freundes zu folgen; er meldete sich auf die angeratene Art; und die Herren Maaß, Nösselt und Klügel wurden — geprellt."

Heutzutage ist das allerdings nicht mehr möglich, da die Honorare nicht mehr direkt an die Professoren bezahlt werden; hoffentlich kann man aber zur Ehre der damaligen Studenten annehmen, daß nur wenige so gehandelt haben.

Gegen das Ende des Jahrhunderts machte sich ein Umschwung im Studentenleben bemerkbar. Die Reformbewegung auf dem Gebiete der deutschen Wissenschaft, die ihren Ausgang fand in dem gewaltigen Aufschwung, den die Philosophie nahm, und die Blüte unserer Litteratur konnte nicht ohne Einfluß auf die studierende Jugend bleiben. Dazu kommen endlich die neuen hohen Ideen geistiger und politischer Freiheit, die sich seit der französischen Revolution auch der Gemüter der deutschen akademischen Jugendwelt bemächtigten. Als dann nach den Jahren der Schmach der Freiheitskampf gekämpft und der Corse verjagt war, und Tausende von Studenten, die in den Krieg gezogen waren, als bewährte Männer wieder zurückkehrten, da begann ein neues Leben auf den Universitäten: die Frucht, die jetzt gezeitigt wurde, war die Burschenschaft.

Etwas von Sport und Fexen.

Von

Joseph Hauck.

Will man eine einseitig und leidenschaftlich betriebene Liebhaberei — sei es auf irgend einem Gebiete — kurz bezeichnen, so spricht man nach dem Jargon unserer Zeit — denn fast jedes Decennium hat seinen eigenen Jargon — von einem Sport.

Man hat also die Bedeutung dieses Wortes, welches ursprünglich nur für die Jagd und den Turf, für körperliche Uebungen und Spiele im Freien gebräuchlich war, ausgedehnt auf jede Art systematisch betriebener Thorheit intra et extra muros und es ist solchergestalt die euphemistische Bezeichnung geworden für eine sehr verbreitete Art von Narrheit — für einen Bastard von englischem Spleen und deutscher Gründlichkeit —, kurz für den Sport der neuesten Mode.

Nimmt man den Sport subjektiv, so erhält man den Fex. Auch dieses Wort hat sich vollständig eingebürgert zur Bezeichnung von Personen, welche mit irgend einer Liebhaberei, Manie oder Schrulle besonders behaftet sind und derselben in exzentrischer Weise huldigen.

In England, wo diese species hominum besonders rein gezüchtet wird, heißt man sie snobs, und Thakeray hat ihnen die Ehre erwiesen, ein eigenes Buch über sie zu schreiben, welches in unserer raschlebigen Zeit so ziemlich vergessen zu sein scheint.

Alle Tage kann man in den Zeitungen lesen: ein neuer Sport entwickelt sich da und da, worauf mitgeteilt wird, daß die Männer Briefmarken sammeln oder die Frauen Wohlthätigkeitsbazare veranstalten, daß die Franzosen unter Deroulède den Deutschenhaß als Sport betreiben, während die Deutschen, harmlos, wie sie schon zu Tacitus' Zeiten waren, unter Dr. Jäger sich mit wahrer Wut in die Schafwolle verrennen.

In ähnlicher Weise spricht man alle Tage landauf und landab von „Vereinsfexen, Theaterfexen, Fischerei-, Rosen-, Alpen- und anderen Fexen".

Wir Alle kennen sie gar wohl diese diversen Fexe und sie wandeln Tag für Tag frei und unbefangen vor unseren Augen umher. Wir brauchen uns gar nicht zu besinnen; unsere nächsten Freunde und Verwandten — ach, wir selbst sind wohl solche deutsche Snobs, ohne jemals darüber nachgedacht zu haben.

Wer ist es, der in dieser Beziehung einen Stein auf seinen Nebenmenschen werfen könnte?

Keiner kann es!

Denn so wenig es, wie bekannt, einen körperlich vollständig gesunden Menschen gibt, ebensowenig dürfen wir hoffen, einen Sterblichen zu finden, in dessen Vorstellungs- und Willensvermögen alles normal und in schönster Ordnung wäre. Der ganz gesunde Mensch ist ein Ideal, welches der Natur vorgeschwebt, welches sie aber nicht erreicht hat, — so wenig wir unsere Ideale erreichen. Ein bekannter Patholog pflegte in seinen Vorlesungen zu sagen: „ein bischen skrofulös sind wir alle;" ich füge hinzu „auch ein bischen verrückt!"

Ich selbst glaube ziemlich normal angelegt zu sein und sowohl einen leidlich kräftigen Körper als auch einen gesunden Menschenverstand zu besitzen. Denn ich arbeite täglich acht Stunden, ohne mich zu übermüden, esse per Tag ein Pfund wohlgemästetes Ochsenfleisch, ohne mir den Magen zu verderben und

trinke zwei Liter Erlanger, ohne einen Rausch zu bekommen. Scheint dieses meine **körperliche** Gesundheit zu beweisen, so füge ich für die scheinbar normale Beschaffenheit meines **Geistes** und **Willens** bei, daß ich lieber guten Wein als schlechtes Bier trinke, daß ich schönen und sanftmütigen Frauen vor häßlichen und boshaften den Vorzug gebe, daß ich meine Freunde liebe und mir meine Feinde vom Hals zu halten weiß, daß ich noch keinen Paragraphen des Strafgesetzbuches und des Polizeistrafgesetzbuches wissentlich übertreten, endlich meine Steuern bisher so gewissenhaft als die meisten Leute fatiert und bezahlt habe. Und doch, und doch ist auch bei mir nicht alles richtig!

Es ist indessen keineswegs meine Absicht, den verehrten Lesern meine körperlichen Fehler oder gar meine geistigen Abnormitäten, meine Privatmanieen und Hausschrullen zum besten zu geben; dazu bin ich doch wieder zu normal angelegt. Ich überlasse dieses, wie die anderen Leute, meinen Feinden, die das weit besser und gründlicher besorgen. Hier gedenke ich vielmehr dem allgemeinen Geschmacke zu huldigen und lieber von den Fehlern und Thorheiten **meiner Nebenmenschen** zu plaudern.

Freilich ist der Nächste, um dessen Fehler es sich hier handelt, mein leiblicher Sohn, allein ich bin es doch nicht selbst.

Dieser Sprößling, welchem ich mit vollkommen normaler väterlicher Zärtlichkeit zugethan bin, hatte schon seit längerer Zeit meine Aufmerksamkeit und Besorgnis dadurch erregt, daß er immer zerstreuter wurde, seine Aufgaben nicht mehr mit dem früheren Eifer erledigte und neuerdings auch schlechtere Censuren mit nach Hause brachte.

Da ich selbst ein „überladener Beamter“ bin und demgemäß keine Zeit finden konnte, um den Ursachen dieser Umwandlung meines Lieblings nachzuspüren, und da ich überdies auch körperliche Ursachen für möglich hielt, so wandte ich mich an meinen Freund und Hausarzt, den Sanitätsrat N. N., mit der Bitte, sich bei dem Gegenstande meiner Sorgfalt auf Kundschaft zu legen und danach sein Gutachten abzugeben.

Schon nach wenig Tagen hatte der gelehrte Mann seine Diagnose fertig und kündigte mir dies mit triumphierender Miene an.

„Nun, was ist seine Krankheit?“ fragte ich neugierig und besorgt.

„Dein Sohn ist ein Markomane.“

„Ein was?!“

„Ein Markomane!“

„Und du bist wohl nicht bei Trost?“ rief ich gereizt. „Oder willst du am Ende sagen, daß mein Hans sich so weit vergessen hätte, einer Studentenverbindung beizutreten, daß er am Ende raucht oder trinkt?“

„Er ist Markomane, Philatelist.“

„Philatelist? Ein Freund Adelens? **Welcher** Adele? Sprich, foltre mich nicht!“

Der Sanitätsrat lachte: „Nicht doch, er leidet an Markomanie, er ist ein Briefmarkenfex!“

„Was ist das?“ fragte ich ungeduldig.

„Und das fragst du?“ entgegnete der Mann der Wissenschaft. „Hast du die letzten Jahre deines Lebens verschlafen, daß dir die Briefmarkenseuche nicht bekannt ist?“

„Die Briefmarkenseuche? Die Markomanie? Was für Wörter! Ich habe keine Zeit, mich um solche Thorheiten und Kindereien zu kümmern. Was ist's damit? Cigarre gefällig?“

Ich sah nämlich meinem Freunde an, daß er im Begriffe war, einen Leitartikel zu sprechen und daß die Konferenz doch nicht so bald zu Ende sein werde.

„Die Markomanie,“ hub der Sanitätsrat an, „ist eine der vielfachen Erkrankungen des allen Menschen eigenen Sammeltriebes.“

„Hört, hört!“ meinerseits.

„Eine der gewöhnlichsten und bekanntesten solcher Erkrankungen ist der Geiz (avaritia), d. i. die krankhafte Sucht, möglichst viele Gold- und Silbermünzen, Kassenscheine, Staatspapiere, Lose, Aktien, Coupons, Checks u. s. w. an sich zu bringen und zu besitzen.“

Ich staunte über die Neuheit dieses Gesichtspunktes und fühlte mich plötzlich ebenfalls krank; denn an solchen Dingen hatte auch ich immer eine besondere Freude gehabt. Ich ließ mir jedoch nichts merken und der Sanitätsrat fuhr fort:

„Der Geiz oder die Habsucht ist zugleich die vernünftigste und unvernünftigste Erkrankung des menschlichen Sammeltriebes — die vernünftigste, weil der gesammelte Artikel gewiß eminent brauchbar ist, die unvernünftigste, weil ihn der habsüchtige Sammler nicht zu seinem Nutzen verwendet.“

Ich hielt es für veranlaßt, hier den Redner zur Sache zu rufen.

„Ich bin dabei,“ sagte er gewandt wie Windthorst — „ich spreche von den Erkrankungen des Sammeltriebes.“

„Andere Beispiele solcher Erkrankung liefern uns die Autographensammler, da es nichts Wertloseres gibt, als ein Autograph; ferner die Orientalen mit ihren Harems, welche nichts anderes sind als nichtsnutzige Weibersammlungen, da ja der Besitzer für die Menge seiner Weiber keine Verwendung hat und von seiner Favoritin doch gerade so behandelt wird, wie der christlichste Ehemann von seiner „Einzigen“.

„Zur Sache!“ rief ich.

„Ich komme von den Weibern auf die Briefmarken. Die Markomanie, oder, wie die Kranken selbst ihre Krankheit nennen, die „Philatelie“, ist die neueste und verbreitetste Erkrankung des menschlichen Sammeltriebes und nimmt häufig die bedenklichsten Formen an. Gesetzte Männer, würdige Greise, hochgestellte Beamte, wenn sie von dieser Wut ergriffen werden, sieht man auf einmal mit Postwertzeichen spielen, wie die unschuldigsten Kinder. Sie haben nicht nur ihre zum Teil prächtig ausgestatteten Markenalbums, worin sie ihre bunten Papierschnitzeln nacheinander aufkleben, sondern einige von ihnen tapezieren sogar ihre Zimmer mit Briefmarken, oder lassen sich Schlafröcke anfertigen, die mit solchen ganz überzogen sind. Sie zahlen für eine einzige Marke, wenn sie nur recht alt und selten ist, die unsinnigsten Preise,

so zwar, daß es geradezu wunderbar erscheint, daß bis jetzt meines Wissens noch kein Briefmarkenfex wegen Verschwendung entmündigt worden ist."

Mir fing an, um meinen geliebten Sohn Hans ernstlich bange zu werden.

„Was nun die Therapie betrifft," fuhr der weise Arzt fort, „so muß ich zur Schande der Menschheit sagen, daß mir bis jetzt noch kein Fall zur Behandlung gekommen ist, da die Leute unbegreiflicherweise über diese gefährliche Monomanie stillschweigend und lächelnd hinweggehen. Ich aber sage: wenn wir alle derartige Verirrungen und krankhafte Störungen von an sich nützlichen Trieben hingehen lassen, so wird die Welt zuletzt wirklich und wörtlich ein großes Narrenhaus. Ich würde dir deshalb raten, dem Uebel bei deinem Hans beizeiten und energisch zu Leib zu gehen."

Ich war von dem Gehörten als Mensch und Vater tief erschüttert. „Die ganze Welt ein großes Narrenhaus!" Die Phrase war zwar nicht neu, aber sie hatte durch den Vortrag des Sanitätsrates eine neue Beleuchtung erfahren, und mein Sohn selbst ein Tollhäusler! Es war schrecklich!

„Und was rätst du mir, alter, bewährter Freund meines Hauses?" fragte ich den wackeren Mann mit einem Händedruck.

„Amputieren!"

„Amputieren? Ich begreife nicht."

„Der Kranke muß von dem Uebel, in diesem Falle dem Briefmarkenalbum, gewaltsam getrennt werden. Die äußerste Energie ist erforderlich, du mußt deine ganze väterliche Autorität in die Wagschale werfen!"

„Ich verstehe und werde alles thun, was du verlangst; es ist einer meiner ältesten Grundsätze, die Vorschriften des Hausarztes mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Bis heute abend bist du im Besitze des Albums."

„Gut," sagte der alte Herr mit einem Seufzer, „es soll ein weiteres Stück sein in der Sammlung von Kuriositäten, wie sie dem erfahrenen Arzte in dieser an Irrtümern und Schwächen so reichen Welt fast täglich begegnen."

Ich hielt Wort. Noch am nämlichen Abende hatte ich meinem armen, sammeltriebkranken Sohn nach kurzer aber energischer Gegenwehr sein wirklich kostbares Markenalbum entrissen und dem Sanitätsrat übersendet.

Einige Wochen später erzählte ich im Klub einem Freunde von der Erkrankung und wunderbaren Heilung meines Sohnes.

„Köstlich, köstlich!" rief mein Freund mit einem homerischen Gelächter, als ich geendet hatte.

„Was ist Ihnen?" fragte ich etwas pikiert.

„O nichts! Sie müssen nämlich wissen, daß Ihr Freund, der Sanitätsrat, der größte Briefmarkenfex im ganzen Kaiserreiche ist und mit solchen Papierchen einen Tauschhandel en gros betreibt."

Mir ging plötzlich eine ganze elektrische Beleuchtung auf — indessen: mein Sohn war amputiert und geheilt, und das war die Hauptsache.

Notturno.

Von

Maximilian Bern.

Ein Wetterleuchten erhellte den Kahn,
Die Wogen erschauerten leise;
Kein Stern überglänzte die Wasserbahn,
Du sangst eine traurige Weise....

Ein Lied, das ein Lebensmüder erdacht
— Sein Name ist längst verklungen —
Hast du in schwüler Gewitternacht
Mit schluchzender Seele gesungen.

Und denken mußt' ich des Toten, der
Aus einer Welt voll Kummer
Sich unberühmt und liebeleer
Geflüchtet zu ewigem Schlummer.

O wäre auch ich schon so ohne Spur,
Von keiner Seele betrauert,
In ewige Nacht versunken — nur
Von einem Lied überdauert!

Im chinesischen Theater.

Von

Heinrich Vogelsang.

Postamt (S. 407).

Das chinesische Theater in San Francisco (S. 405).

Der Billetschalter (S. 405).

Ich befand mich erst seit wenigen Monaten in San Francisco und hatte noch wenig von dieser modernen Riesenstadt gesehen, denn die Einrichtung der Filiale unseres Hamburger Hauses hatte bislang meine Thätigkeit vollauf in Anspruch genommen. Nichtsdestoweniger hatte ich Zeit und Muße gefunden, einigemale das Chinesenviertel zu besuchen. Mich interessierte die eiserne Betriebsamkeit der dasselbe bewohnenden „Söhne des Himmels" in hohem Grade, und vielleicht gerade, weil der Yankee in seinem brutalen Egoismus die Einwanderung der Chinesen ohne weiteres als die „gelbe Pest" bezeichnet, und am liebsten durch gesetzliche Maßregeln der Zufuhr der Kulis in das Land der allgemeinen Freiheit ganz steuern möchte, nehme ich im Innern Partei für die in einem engen, übervölkerten Quartier zusammengedrängten Menschen. Die Amerikaner übersehen, daß die Chinesen in San Francisco eine Menge von Berufszweigen allerdings monopolisieren, daß aber mit dem Verschwinden dieser arbeitsamen Menschen schwer ein Ersatz für manche Arten von Arbeiten, die dem amerikanischen Bürger nun einmal nicht zusagen, zu finden sein wird. Dabei ist allerdings nicht zu verkennen, daß die in schier unglaublicher Dichtigkeit in den engsten Wohnungen hausenden Chinesen neben ihrem Fleiße, ihrer Sparsamkeit und Genügsamkeit auch manche weniger lobenswerte Charakterzüge aufweisen: durchweg habgierig, unzuverlässig und hinterlistig sind, zahlreichen Lastern und namentlich dem Spiele in ausgedehntem Maße fröhnen. Das alles konnte auch ich nicht übersehen, aber ich meinte doch, daß bei vorurteilsloser Prüfung die Wage sich zu Gunsten der besseren Eigenschaften der Chinesen senken würde, ohne daß ich bei meiner nur oberflächlichen Bekanntschaft indes ein bestimmtes, viel weniger ein abschließendes Urteil in dieser Richtung zu fällen mir erlauben könnte. Ich wurde indes fortwährend lebhaft angezogen durch das eigenartige Thun und Treiben dieser Leutchen, die sich den Lebensgewohnheiten des Landes, in dem sie Aufenthalt nehmen, nur so weit accomodieren, wie unumgänglich notwendig ist; deren ganzes Streben darauf gerichtet ist, möglichst rasch so viel Geld zu verdienen, um in die Heimat zurückkehren und dort als kleine Rentner leben zu können; und deren Anhänglichkeit an den geliebten vaterländischen Boden so groß ist, daß sie unter allen Umständen nach dem Tode wenigstens ihre Ueberreste wieder dorthin zurückgebracht wissen wollen.

Die vieltausendjährige Kultur der Chinesen hat einen von unseren Anschauungen durchaus verschiedenen Entwickelungsgang durchgemacht, der zu steifem Formenwesen, zu einem starren Abschließen der Kasten voneinander führen mußte. Aber bei aller Verknöcherung in Sitten und Gebräuchen, bei denen der Buchstabe häufig den Geist ertötet hat, gewahrt man doch häufig und immer wieder von neuem die gesunden Grundsätze, auf denen das Staatsleben des fast unermeßlichen Reiches aufgebaut ist.

Nun besteht die chinesische Bevölkerung von San Francisco ja der weitaus überwiegenden Mehrzahl nach nicht aus den besseren Elementen der Gesellschaft. Man findet dort hauptsächlich Handwerker und Arbeiter, denen die Heimat selbst die bescheidensten Ansprüche an das Leben nicht mehr gewähren konnte, und nur ein geringer Bruchteil mag aus solchen Leuten sich zusammensetzen, die im Opiumrausch von gewissenlosen Menschenjägern zu einer unfreiwilligen Auswanderung und zu demütigender Dienstbarkeit gepreßt sind. Deshalb fehlt dem Getriebe in der asiatischen Kolonie die strenge hierarchische Gliederung, wie sie im „himmlischen Reiche der Mitte" selbst heimisch ist. Dafür kann man aber desto besser und ungezwungener die Eigenart des Volkes beobachten, das sich sonst nach außen hin am liebsten hermetisch abschließt und von eingebildeter Höhe herab die Träger der modernen westlichen Kultur im besten Falle mitleidig belächelt, im Innern aber meistens gründlich verachtet.

Wächter des Himmelsthores (S. 412).

Ein Jäger (S. 416).

Doch ich will heute nicht näher auf die Schilderung des merkwürdigen Volkes überhaupt eingehen. Vielleicht erteilt mir die Redaktion ein andermal die Erlaubnis, auf diesen Gegenstand zurückzukommen, heute möchte ich lediglich von einem genußreichen Nachmittag berichten, den ich im chinesischen Theater zu San Francisco erlebte. Ich bezeichne die dort verbrachten Stunden ganz absichtlich als besonders genußreiche, denn es handelte sich bei dieser Gelegenheit nicht um eines der zahlreichen Schaustücke, wie sie alltäglich gegeben werden und „volle Häuser" erzielen, sondern um ein alljährlich nur einmal gefeiertes und in hohen Ehren gehaltenes theatralisches Fest.

Merkwürdigerweise kennt China, dieses älteste Kulturland, theatralische Vorstellungen auf einer öffentlichen Schaubühne erst seit einem verhältnismäßig sehr kurzen Zeitraum. Etwa ums Jahr 1730 hat Hong Hai, der zweite Kaiser aus der jetzt noch regierenden Dynastie, durch ein Edikt die erste Bühne zu Peking geschaffen, an der berufsmäßige Darsteller auftraten. Liebhabertheater hat es in China allerdings schon viel früher gegeben und ihr Ursprung wird in höchst poetischer Weise auf einen Traum des vor vielleicht 500 Jahren regierenden Kaisers zurückgeführt.

Ming Wang, so war der Name dieses Herrschers, fand sich auf den Mond versetzt und durchstreifte Berg und Thal auf diesem Himmelskörper. Da sah und hörte er allerlei seltsame Dinge, von denen seine Weisheit sich bis dahin nichts hatte träumen lassen; wunderliebliche Wesen in blendend prächtigen Gewändern schwebten an seinem Auge vorüber und überirdische, fesselnde Töne drangen an sein Ohr. Ming Wang liebte seine Gemahlin aus vollem Herzen — das hebt die Chronik als einen seltenen Fall besonders hervor — und er beschloß, da auch im Wachen die Erinnerung an den köstlichen Traum nicht weichen wollte, ihr die Herrlichkeiten desselben zur Erscheinung zu bringen. In dem kaiserlichen Birnengarten ward deshalb ein eigenes Gebäude aufgeführt; die Acteurs erwählte man aus den jüngeren Edelleuten des Hofes, und aus diesem Grunde nennen sich heute noch die Mitspieler bei einem Liebhabertheater oder einem Mandarinentheater, wie man in China sagt: „Jüngere Brüder aus dem Birnengarten". Die berufsmäßigen Schauspieler dagegen heißen: Söhne des Scheingefechts, wahrscheinlich um anzudeuten, daß auf der Bühne sich nicht wirkliches Leben, sondern eine Darstellung nach dem Leben abspielt.

Der Geschmack an derartigen Vorstellungen indes verlor sich bald nach Ming Wangs Tode, und das Verdienst, die gesamten Bühnenverhältnisse, wie sie in China heute noch bestehen, mögen sie die Art der Verwickelung in den nach bestimmter Schablone bearbeiteten Stücken, die konventionellen Gebräuche bei der Darstellung, die Art der Gewandung, die Sprache oder irgend welche andere mit dem Theater zusammenhängende Dinge betreffen, derartig entwickelt zu haben,

daß das Schauspiel heute eine volkstümliche Institution bildet, gebührt drei dramatischen Dichtern, von denen man nicht einmal weiß, ob ihre Wirksamkeit durch die Gönnerschaft irgend eines chinesischen Augustus gefördert worden ist, ob sie für vornehme Liebhaberbühnen schrieben, oder ob sie auf eigene Faust arbeiteten. Ihre Namen waren Tin, Tau und Chung. Die beiden ersten werden stets zusammen genannt und man hat daraus schließen wollen, daß Tin und Tau Mann und Frau gewesen seien. Andere halten Tin für den Begründer des Schauspiels und Tau für den Urheber des chinesischen Trauerspiels, während diejenigen anscheinend das Richtige treffen, welche annehmen, daß Tin und Tau nach dem System der Arbeitsteilung, das ja auch manche moderne französische und deutsche Autoren zur Anwendung bringen, ihre Stücke gemeinsam schrieben. Chung dagegen hat auf der Bühne seines Landes die Musik eingeführt, und das chinesische Theater um die akrobatischen Kunststücke bereichert, ohne welche beiden Dinge die Vorstellung nicht gedacht werden kann.

Eine innere geistige Gemeinschaft hat diese Dreizahl von Autoren miteinander verbunden. Das begreift auch das Volk und die chinesischen Bühnen begehen deshalb jährlich ein gemeinsames, drei Tage währendes Gedenkfest zu Ehren derselben. An einem solchen eben habe ich teilgenommen.

Die Vorstellung sollte um zwei Uhr nachmittags beginnen, und da wir, mein Freund und ich, vorher eine Loge, oder ein „Zimmer" nach chinesischem Sprachgebrauch genommen hatten, so machten wir uns nicht zu früh auf den Weg. Vor dem Theater gab es ein wüstes Durcheinander. Rufend, scheltend, lachend, kreischend drängten Männer, Frauen und Kinder dem Eingange zu und man hätte meinen sollen, daß die Beamten am Schalter hinter den winzig kleinen Oeffnungen alle diese Menschen nicht würden befriedigen können (S. 401). Aber das Ganze vollzog sich wohl lärmend, aber doch in vollster Ordnung und verhältnismäßig rasch. Der Chinese ist gewohnt, das Eintrittsgeld genau abgezählt zur Hand zu haben. Dadurch fällt das zeitraubende Geldwechseln weg und da vorher bestellte Logen genau mit dem Namen des Mieters bezeichnet werden, so sind Irrtümer ausgeschlossen.

Uebrigens darf man sich unter einem chinesischen Theater nicht einen hohen, prächtigen Marmorpalast vorstellen, wie wir sie in den Städten des europäischen Kontinents zu sehen gewohnt sind. Ein niedriges, unscheinbares Gebäude, das allerdings im Innern hinreichend Raum bietet, stellt sich dem Besucher dar. Verkaufsbuden lehnen sich an die Außenwände und Papierlaternen, von der Art, die man auch bei uns vorzugsweise als chinesische bezeichnet, hängen vor den Eingangsthüren (S. 402).

Im Innern empfängt den Eintretenden eine dicke, schwere Luft und ein wenig angenehmer, starker Geruch von Menschen. Bekanntlich ist der Chinese so unreinlich, daß er die rothaarigen Barbaren, die Engländer, für das schmutzigste Volk der Welt erklärt, weil sie nötig hätten, sich oft zu waschen; daher die starke Ausdünstung. Der ganze Raum ist durch viele Laternen und qualmende Lichter in eisernen Armleuchtern ziemlich gut erhellt, aber es dauert doch eine geraume Zeit, bis sich das Auge an das herrschende clair-obscur gewöhnt hat. Dann erblickt man und zwar allabendlich, ein bis auf den letzten Platz gefülltes Haus, und die ganze Versammlung folgt der Handlung mit solcher Aufmerksamkeit, daß der Fremde, welcher wißbegierig um Aufklärung unverständlicher Handlungen und Scenen bittet, lediglich finsteren Blicken begegnet, oder im besten Falle wohl die Antwort erhält: Im Theater darfst Du nicht fragen.

Die chinesische Bühne kennt keinen Vorhang, kein Proscenium, keine Scenerie, keine Coulissen. Die Schauspieler treten auf und nehmen ihren Abgang durch die abschließende Hinterwand. Der bei uns als Parkett oder Parterre bezeichnete Zuschauerraum befindet sich in gleicher Höhe mit der Bühne. In China selbst ist der Zutritt zum Parterre unentgeltlich und nur die Besucher der drei Logenreihen oder Galerien zahlen je nach der ihnen gebotenen Bequemlichkeit ein höheres oder niedrigeres Entree. In den sechs chinesischen Theatern zu San Francisco bezahlt man auch im Parterre ein geringes Eintrittsgeld von fünf Cents. Im übrigen zahlt der Chinese seinen Theaterbesuch häufig stundenweis, und das ist ganz verständig, da ein Stück oft drei Wochen lang andauert. Die erste Stunde des Abends im dritten Rang hat den höchsten Preis, während die zweite, dritte, vierte und fünfte Stunde stets billiger wird.

Maske eines Königs (S. 416).

Alle Räume des Theaters sind mit Plakaten versehen, welche teilweise Sinnsprüche, aber auch vielfach

praktische Anweisungen enthalten. Da kann man lesen: „Die Gottesäußerungen in der Natur bringen der Menschheit Segen", und wenige Fuß davon entfernt: „Herren und Damen müssen getrennt voneinander Platz nehmen, und sich mit der nötigen Ehrbarkeit behandeln" — „Man muß beim Auf- und Abgehen der Stiegen Ruhe halten" — „Eintracht ist die beste Politik" — u. s. w. In den Ankleidezimmern der Mitwirkenden werden diese durch Anschlag ermahnt: daß Leute, die ihr Gesicht waschen, kein Wasser auf den Boden vergießen dürfen, und zum Malerzimmer, „diesem schmutzigen Orte", ist der Eintritt den Schauspielern verboten, falls sie bereits im Kostüm sind. Ueber der Eingangsthüre aber sind die allegorischen Abbildungen der beiden großartigen Naturerscheinungen angebracht, deren Ursache die Chinesen sich nicht erklären können, der Wasserhose und der Sonnenfinsternis. Die erstere ist dargestellt durch einen Drachen, der eine Wassersäule ausspeit, die zweite durch eine Fledermaus, welche die Sonne verschlingt (S. 418).

Der gefüllte Zuschauerraum, von dem man die Bühne überschaut, gewährt einen eigenartig malerischen, dabei überraschend belebten, wirkungsvollen Anblick. Die auf der Bühne selbst befindliche Schauspielerloge — die auch im alten englischen Theater gebräuchlich war —

Auf der Frauengalerie (S. 407).

ist aus Anlaß der festlichen Gelegenheit geöffnet, und durch zahlreiche Laternen blendend hell erleuchtet. Im Hintergrunde der Bühne erhebt sich ein von tausend Kerzen erhellter, in einen dichten Weihrauchdampf gehüllter Altar, auf dem allerlei Opfer und Geschenke aufgehäuft sind, und im Vordergrunde ist ein ähnlicher Altar aufgerichtet.

Kopf an Kopf drängt sich in dem übervollen Hause. Die Frauengalerie (s. o.) erglänzt in den lebhaften Farben der glänzenden Tücher und Gewänder, in blau, gelb, grün und gold. Die jüngeren Männer begrüßen einander oder machen den Damen ihr Kompliment. Witzworte fliegen hin und her, und der Zuckerwerkhändler (S. 413) drängt sich durch die engen Reihen, seine viel begehrte Ware zum Verkaufe ausbietend. Auch ein Postamt befindet sich im Parterre und wird stark in Anspruch genommen. An einem Mittelpfeiler des Parterre hängt eine Tafel (S. 402), an welcher die eintreffenden Briefe befestigt werden. Das letzte Billet setzt Herrn Ma Chung davon in Kenntnis, daß seine Frau unwohl geworden und daß seine unverzügliche Rückkehr ins Haus erforderlich ist. Mißvergnügt kommt der würdige Sohn des Himmels diesem Begehr nach, denn eben verkündet der zischende, prasselnde Laut mehrerer abgebrannten Schwärmer, daß die Vorstellung ihren Anfang nehmen soll. Das ist auch die höchste Zeit, denn die monotonen, dumpfen, einschläfernden Töne, die der großen Trommel entlockt werden, wollen nicht mehr hinreichen, um die steigende, in lauten Ausbrüchen sich Luft machende Ungeduld des Publikums zu zügeln. Jetzt aber tritt, wie mit einem Schlage, Grabesstille ein.

Eine nach der anderen treten acht Engelsgestalten durch die mit Vorhängen und Draperien reich geschmückte Thüre des Hintergrundes auf die Bühne. Jeder nennt seinen Namen und begibt sich auf seinen Platz. Der Hauptengel spricht einfach: „Heute ist der Geburtstag der Göttin der Barmherzigkeit. Wir wollen ihr unsere Glückwünsche darbringen."

Diese Worte dienen als Einleitung und geben zugleich kurz Zweck und Inhalt des Stückes wieder.

Nachdem die acht Engel die Bühne wieder verlassen haben, tritt der Affenkönig auf. Er und sein Gefolge von Affen durchkletterten die Berge auf der Suche nach dem wunderbaren Pfirsich, welcher seinem Besitzer die Unsterblichkeit verleiht, und den sie der Göttin zum Angebinde überreichen möchten.

Dies ist der Grundgedanke des nun folgenden akrobatischen Balletts. Etwa vierzig Männer und Knaben mit nacktem Oberkörper, den Kopf umwunden mit rosenroten Tüchern, nehmen an demselben teil. Hier baut sich eine lebende Pyramide von Männern haushoch auf, die immer wieder auf die Schultern der anderen treten; dort trägt ein Knabe mit erstaunlicher Kraft sechs andere rund um die Bühne herum, die sämtlich größer sind, als er selbst, und ein dritter springt anstandslos von der Spitze einer Pyramide volle fünfzehn Fuß auf den Boden herunter. Die vielfachen Verschlingungen und wechselvollen Stellungen vollziehen sich sämtlich mit überraschender Präcision, Schnelligkeit und Geschmeidigkeit und scheinbar ohne jede körperliche Anstrengung für die „Arbeiter", denn diese finden immer noch Zeit zu einem gelegentlichen Extraspasse mit dem Clown, der auf dem chinesischen Theater so wenig fehlen darf, wie in einem europäischen Cirkus; ja einer ließ die Cigarre, die er fortwährend im Munde hielt, selbst dann nicht ausgehen, als er mit wahrhaft affenartiger Behendigkeit an seinen Kameraden in die Höhe kletterte, um den höchsten Schlußstein der großen Pyramide zu bilden. Auf ein gegebenes Zeichen treten dann die sämtlichen Akrobaten in zwei langen Reihen einander gegenüber und reichen sich gegenseitig die Hände. Im Hintergrunde steht ein Mann regungslos auf den Schultern eines anderen. Da scheint der lebende Pfeiler ins Schwanken zu geraten, fällt vornüber und wird von den gekreuzten Händen der übrigen Mitspieler aufgefangen. Das ist der nervenerschütternde Schlußeffekt des Balletts. Die Affen nehmen nun die Gestalt von Drachen an; sie überwältigen den Wächter des Pfirsichs, welcher sich mit seiner Keule vergebens gegen ihre Angriffe zu wehren versucht, und formieren sich zu einem mit Bannern, Fächern und Schirmen reich ausgestatteten Triumphzuge, um den eroberten Preis der Göttin zu Füßen zu legen.

Nachdem die Blumengöttin, wie die Göttinnen des Ostens und des Westens auf ihrem Wege zu der gefeierten Göttin der Barmherzigkeit die Bühne passiert haben, erscheinen Fisch, Krebs, Auster und Schildkröte als Geschenke der Könige der vier Oceane des Nordens, Südens, Westens und Ostens. Den Höhepunkt aber der Vorstellung bildet das Auftreten der Göttin der Barmherzigkeit selbst, „welche des gesamte Weltall durchschaut". Kwun Yam, so lautet ihr Name, hat nach der Sage auf der Reise der Seelenwanderung nicht nur die Erde unter den verschiedensten Verhältnissen bewohnt, sondern ist auch hinabgestiegen in das unterirdische Reich der zehn Höllen. Sie wird bei dieser Gelegenheit begleitet von zwei Bannerträgern, nimmt auf ihrem Throne Platz und empfängt mit gütiger Herablassung die sich ehrerbietig nähernden drei Gottheiten der Blumen, des Westens und Ostens.

Chinesischer Schauspieler, sich schminkend (S. 416).

„Aus welchem Grunde erscheint ihr vor mir?" redet Kwun Yam sie freundlich an.

„Wir nahen dir, große Göttin, um zur Feier deines Geburtsfestes unsere Glückwünsche darzubringen."

Auf die Einladung der Göttin nehmen die Besucher dann Platz an einer für die Gäste gerichteten Festtafel. Frage und Antwort wiederholen sich, als die mit den Sceptern, als den Abzeichen ihrer Würde, versehenen Könige der Ozeane heranschreiten. Auch sie werden gebeten, am Bankett teilzunehmen.

Endlich kommt der Affenkönig mit dem im Kampfe gewonnenen Pfirsich. Gnädig gewährt Kwun Yam

seine Bitte, die Frucht als ein Zeichen der Ergebenheit des gesamten Affenvolkes entgegenzunehmen, aber sie bedauert, daß kein Platz mehr an der Tafel vorhanden sei und bittet deshalb die Affen, es sich auf dem Fußboden bequem zu machen.

„Gern," lautet die Antwort. „Das paßt uns sogar sehr gut, Affen fühlen sich überall zu Hause."

Nach einigen Zwischenreden nimmt der König des östlichen Oceans im Namen der Versammlung das Wort und erbittet von der Göttin der Barmherzigkeit die Gunst, einige ihrer überraschenden Wandlungen vorzunehmen. Kwun Yam nickt Zustimmung und erscheint nun in acht verschiedenen Gestalten, zuletzt als Schüler, welcher den höchsten kaiserlichen Preis bei der letzten Prüfung davongetragen hat.

Die Scene verwandelt sich darauf in den Tempel der Göttin der Barmherzigkeit. Mit Hilfe einer auf sinnreiche Weise durch zusammengeschobene Stühle hergestellten Treppe können Kwun Yam und ihre Gäste zu der Loge der Schauspieler emporsteigen, welche, inzwischen mit weißen Vorhängen versehen, das Himmelsthor darstellt, vor welchem die Göttin der Barmherzigkeit einen Wächter (S. 403) aufgestellt hat.

Während Götter und Göttinnen diese Himmelsleiter auf und ab steigen, tritt der Gott des gemünzten Goldes ein, dessen Erscheinen das Orchester mit der Nachahmung solcher Töne begleitet, wie sie das Abzählen des Goldes auf der Tischplatte hervorbringt. Er öffnet die als Geburtstagsgeschenk mitgeführte große Kiste und streut den Inhalt an barem Gelde in großer Menge unter die Zuschauer. In diesem Augenblick öffnet sich der Wunderpfirsich auf geheimnisvolle Weise. Ein schöner Knabe

Das Innere des chinesischen Theaters am Vormittage (S. 418).

war in ihm verborgen, der zwischen den Zähnen einen mit dem symbolischen Motto versehenen Streifen Pergament hält: Tausend Kinder und Kindeskinder, und noch tausend und aber tausend und so fort in alle Ewigkeit. Damit erreicht das Fest von Tin, Tau und Chung sein Ende.

Natürlich bestehen nicht sämtliche chinesische Theaterstücke aus einer derartig unvermittelten Aneinanderreihung von Scenen und Aufzügen, doch pflegt sich im allgemeinen die Handlung an einem schwachen Faden nur lose aufzubauen. Ursprünglich waren alle Schauspiele historischen Inhalts, und da der Vollblutchinese nur sein eigenes Land und dessen Verhältnisse kennt und kennen will, so bezogen sie sich sämtlich auf die Geschichte des Reiches der Mitte. Auf diese Weise erklärt es sich auch, daß der Kaiser und sein Hof so oft auf die Bühne gebracht werden und daß die hauptsächlichste Verwickelung stets aus einem feindlichen Zusammentreffen der kaiserlichen Truppen mit den Barbaren oder mit Rebellen entspringt. Für das beste bestehende Drama halten die Chinesen selbst ein Stück, das die Bezeichnung führt: Loke-Kwog-Fong-Shung. Dasselbe beschäftigt sich mit der Gründung und Befestigung des chinesischen Kaisertums durch den ersten Minister Shung, mehrere hundert Jahre vor Christi Geburt. Dieser Minister ist die Hauptperson, er redet fast allein, um zu erzählen, auf welche Weise er den ersten Grad bei der Prüfung erhalten und dann seinem Lande gute Dienste geleistet habe. Im übrigen fehlt dem Ganzen jede Handlung, während die glänzenden Aufzüge der sechs Könige und ihrer Gemahlinnen stets eine große Anziehungskraft ausüben.

Mit der Zeit haben sich jetzt auch in China nach der Art, wie der Knoten der Verwickelung geschürzt wird, und nach dem mehr oder weniger tragischen Ausgange sieben verschiedene Gattungen von Theaterstücken herausgebildet, nämlich das etwa mit unserem historischen Trauerspiel sich deckende Fu-Cheng; das Fai-Wooel genannte Schauspiel; das als Oi-Yue bezeichnete platonische Liebesspiel; das höfische Verhältnisse behandelnde Tai-Mong; Hong-Koi, das Ritestück; Yueng-Wang, in dem der Unschuldige bittere Verfolgung

Zuckerwerk-händler (S. 407).

erleidet, und Po-Yeng, das dem Verdienste seine Krone sichert.

Durch die drei zuletzt genannten melodramatischen Formen gewinnt man den besten Einblick in die moralischen und politischen Motive, die das chinesische Leben bewegen. Man lernt den Dschunkenführer, das Marktweib und den Gassenbuben in nackter Wahrheit kennen und erfährt von ihnen Schauder erregende Thatsachen von schamloser Unterdrückung und Auspressung, herzlosem Despotismus und entsetzliche Schandthaten, wovon man manches vielleicht auf Rechnung der dichterischen Phantasie setzen muß, die zur Erhöhung des Interesses der Verbrechen das Polizeigericht und den Kerker glaubt auf die Bühne bringen zu müssen.

Das sehr beliebte Süjet eines Po-Yeng ist etwa folgendes: Einem Manne geringer Abkunft sind thatsächlich alle Wege zu ehrenhaftem und lukrativem Fortkommen so gut wie verschlossen, und da es in China wenig Leute gibt, die durch eigene Arbeit sich emporgearbeitet haben, so ist die Auswahl der Entwürfe nicht groß. Ein Mann, welcher so stark ist, daß er allein und ohne Waffen einen Tiger töten könnte, findet keine Beschäftigung, die ihm Lebensunterhalt gewährt. Da nimmt er das Anerbieten eines Räuberhauptmanns an, in seine Bande einzutreten, und verliert damit nicht einmal seine Kaste, da nach der öffentlichen Meinung es einem Manne in heruntergekommenen Verhältnissen erlaubt ist, selbst als Straßenräuber sein Brot zu verdienen. Als erste That verlangt der Hauptmann von dem neuerworbenen Herkules die Beraubung einer Familie, die sich diesem früher einmal hülfreich erwiesen hat. Er verweigert deshalb die Ausführung der Befehle, doch der Anführer besteht auf seinem Willen. Der starke Mann zieht das Schwert gegen jenen, verbindet sich mit einer Anzahl von Freunden und schlägt sich bis an den kaiserlichen Hof durch, wo er in aller Form eine Anklage gegen den Hauptmann wegen dessen Schandthaten erhebt. Er selbst wird in den Ritterstand erhoben und bekommt eine hohe Stellung im kaiserlichen Dienste.

Mit atemloser Spannung pflegen die Zuschauer den Helden eines solchen Stückes in allen Wandlungen seines Schicksals zu verfolgen, und wenn er, alle entgegenstehenden Schwierigkeiten siegreich überwindend, schließlich seine Belohnung aus der Hand des Kaisers selbst empfängt, so halten selbst die Chinesen, diese Stoiker der östlichen Welt, nicht an sich. Mit Hoi! Hoi! begrüßen sie den Ausgang, wenn auch nur halblaut, gleichsam als schämten sie sich ihrer Gefühlsaufwallung.

Die starke Seite der chinesischen Theaterstücke überhaupt liegt in der einfachen und doch häufig sehr sinnreich erdachten Art der dramatischen Verwickelung und

Zwei Prinzen, Dame spielend (S. 416).

Ein Seeräuber (S. 416).

in der scharf ausgeprägten Charakterisierung. Sie zeichnen sich dagegen keineswegs durch fesselnden Dialog aus. Im Gegenteil sind den Schauspielern meistens nur die Stichworte und ihre eigenen Anfangsworte vorgeschrieben, und die Fortführung des Dialogs ist ihrem Ermessen nach der im allgemeinen bekannten Tendenz des Stückes überlassen, und man kann kaum sagen, daß Handlung oder Sprache unter diesem Verfahren litte. Eigentümlich wird man dadurch berührt, daß der Souffleur, dem Zuschauer völlig sichtbar, auf der Bühne selbst seinen Platz hat. Bei neuen Stücken oder solchen, die, wie das Festspiel zu Ehren von Tin, Tau und Chung, nur selten gegeben werden, kommen nicht selten Zweifel vor über den Fortgang der Handlung. Es entstehen darüber selbst Streitigkeiten, welche die Darstellung vollständig unterbrechen und die erst durch den Souffleur ausgeglichen werden, welcher sein Textbuch zu Rate zieht.

Der chinesische Autor arbeitet mit einem bedeutenden Aufwande von Personen. Ganze Armeen, große Aufzüge von Fürsten, Staatsmännern und Generalen treten in rascher Aufeinanderfolge zu der mit rotem Vorhange versehenen einen Thüre herein, um durch die zweite gleichmäßig geschmückte Pforte wieder abzuziehen. Jetzt erteilt der Kaiser eine feierliche Audienz; im nächsten Augenblick ist sein Heer in einen blutigen Kampf mit widerspenstigen Vasallen verwickelt; jede Art von Verbrechen, die rohe Aeußerung aller menschlichen Leidenschaften wird in dem kurzen Zeitraum einer rasch abgespielten Scene dem Zuschauer vorgeführt; ein auf einem Stuhle stehender Himmelsbote, der seine Botschaft dem Geisterfisch ausrichtet, erscheint im Zustande höchster Wut, ein König (S. 406) stürmt mit bemaltem Gesichte einher, an seinen Federn zerrend und alles mit wüsten Flüchen und Schwüren bedräuend; während in einer Ecke zwei Prinzen ruhig ihre Schachzüge abwägen (S. 414); wilde Jäger (S. 403), Seeräuber (S. 415) und Göttergestalten (s. u.) erschrecken die geängstete Menschheit und die fortwährend unterhaltene schrille Musik ist ganz dazu geeignet, die durch solche unruhige Beweglichkeiten und den blendenden Reichtum der Kostüme ohnehin schon befangene und geblendete Einbildungskraft völlig zu verwirren.

Eine wichtige Rolle spielt das Orchester, das sich aus fünf Instrumenten, der mit Ochsenhaut überzogenen Trommel, einer Fiedel, einem Banjon mit dem Ueberzug von blauer Schlangenhaut, einem Gony und einer Zimbel zusammensetzt. Die Musiker haben ihren bestimmten Platz in einem kleinen Alkoven auf der Bühne inne; nur der Zimbelschläger, der in den meisten Fällen sehr geschickt seine schweren Becken zu handhaben versteht, darf sich frei bewegen und begibt sich dorthin, wo er mit seinen Tönen den Effekt der Handlung glaubt fördern zu können.

Hinter der Scene befindet sich ein besonderes Zimmer, in welchem die Schauspieler sich schminken, das heißt, so weit sie mit bemalten Gesichtern auftreten, sich mit Hilfe von Mennige und Umber so scheußlich entstellen, wie dies nur irgend möglich scheint (S. 410). Dieses Bemalen geschieht nicht von sämtlichen Darstellern, sondern beschränkt sich auf die Träger bestimmter Rollen, wie beispielsweise sämtlicher ausländischer Barbaren,

Der Donnergott.

des Rebellenführers, und um moralische wie physische Häßlichkeit zum äußeren Ausdruck zu bringen.

Eine schmale und steile Treppe führt hinunter zu den Ankleidezimmern, in welchen während der Vorstellung die köstlichen Brokat- und Seidengewänder unordentlich umherliegen. Die theatralischen Kostüme bestehen nämlich nicht aus dem bei uns sprichwörtlich gewordenen Flitterstaat, sondern sind aus den besten Stoffen hergestellt und oft mit Seide noch kunstvoll und farbenreich bestickt. Sie sind der ältesten Periode chinesischer Geschichte entnommen und weichen im Schnitt wenig voneinander ab. Hauptsächlich machen die verschiedenen, teilweise monströsen Kopfbedeckungen den Unterschied von Rang und Stand erkennbar. Vor allem zeichnet sich der General, der überhaupt eine hervorragende Rolle auf der chinesischen Bühne spielt, durch seine mit Löwenköpfen, springenden Drachen, Federn und einer Kokarde von schwarzer Seide an der Stirn verzierte und verbrämte Tracht aus (S. 419).

Keine Bühne der Welt ist je so mit konventionellen Gebräuchen aller Art durchsetzt gewesen, wie die chinesische dies heute noch ist. Ganz abgesehen von den Gewändern, so ist die Bühnensprache einem großen Teile selbst des gebildeten Publikums völlig unverständlich und die Gesten und Bewegungen bilden, statt der freie und natürliche Ausdruck der Gefühle zu sein, das sorgsam einstudierte Ergebnis einer engherzigen Kunstschule. Wenn ein Schauspieler das Bein in die Höhe wirft, so deutet diese Bewegung an, daß er zu Pferde steigt, und zum Zeichen der Niederlage zieht das geschlagene feindliche Heer gebeugten Hauptes unter dem vorgestreckten Schwerte des siegreichen kaiserlichen Generals durch. Dabei wagt man sich, und allerdings mit Erfolg, bei den höchstens aus einigen Tischen und Stühlen und allerlei Drapierungen bestehenden, also denkbar geringsten scenischen Vorrichtungen, an die Darstellung aller möglichen Dinge, von der Erbauung einer Brücke bis zur Erstürmung einer Festung oder der Apotheose eines Heiligen.

Der beim chinesischen Volke tief eingewurzelte Kastengeist erstreckt sich auch auf die Gemeinschaft der Schauspieler. Jeder einzelne hat ein besonderes, scharf abgegrenztes Fach, aus dem er nur in den seltensten Fällen heraustritt. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer starken Truppe, und wie dieser Umstand die künstlerische Leistung einer Gesellschaft durchaus nicht immer erhöht, so verteuert er andererseits das Unternehmen in hohem Grade. In der weitläufigen Liste der Charakterdarsteller gibt es unter anderem: Kaiser, Mandarinen, erste und zweite alte Männer, erste und zweite junge Männer, erste und zweite Schauspieler für Nebenrollen, einen Mann für untergeordnete Rollen, eine Primadonna, welche gut singen muß, ein altes Weib, ein hübsches Mädchen, die erste Liebhaberin der französischen Komödie, und eine Persönlichkeit, die nicht gerade hübsch ist, aber gutmütig aussieht. Daneben sind aber eine ganze Reihe von Schauspielern für die vielen militärischen Rollen notwendig. Da unterscheidet man in erster Reihe Generale oder Beamte von hohem Rang (mit Bärten, alt, oft arm), ferner in der zweiten Klasse einen Hauptspieler und drei Gehilfen, die sämtlich jung und unbärtig sein müssen und nie ihr Gesicht bemalen. Dann folgt ein erster militärischer Charakterspieler mit bemaltem Gesichte, der als finsterer Bösewicht stets der Feind des Generals aus der ersten Klasse ist; und im Gegensatze zu diesem ein zweiter edler Charakter, der, gleichfalls bemalt, den Unglücklichen beispringt und das Unrecht bekämpft, wo er es findet. Außer vier Generalen mit bemalten Gesichtern und einem Akrobaten, welcher die Rollen von Dieben, Mördern und starken Männern übernimmt, und einem starken Kontingent an Choristen und Gehilfen aller Art, vervollständigt sich das Personal einer chinesischen Bühne durch mehrere weibliche Militärcharakter und einen weiblichen Akrobaten. Dies erscheint als eine um so größere Anomalie, als sämtliche Weiberrollen auch von Männern gegeben werden. Allerdings scheint dieser Umstand vorzugsweise aus der apathischen Indolenz und dem Mangel an Intelligenz bei den chinesischen Frauen zu entspringen und nicht etwa seinen Grund in der Abneigung des

Die Sonnenfinsternis (S. 408).

Volkes zu haben, das weibliche Element überhaupt auf der Bühne zu sehen.

Der Stand des Schauspielers ist in China noch, was er vor Zeiten auch in Europa war, ein verachteter. Der Schauspieler verliert seine Kaste, er kann keine öffentliche Vertrauensstellung einnehmen oder gar in den Staatsdienst treten und mit ihm sind seine Kinder und Kindeskinder aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Dabei muß der chinesische Histrione, dem seine Rollen wie oben erwähnt, nicht ausgeschrieben werden, ein Mann von geistiger Rührigkeit, rascher Auffassung und von guter Erziehung sein, der die Geschichte seines Landes ebensogut, wie die am Hofe und in der hohen Beamtenwelt herrschenden Formen und Lebensgewohnheiten kennt.

Alle diese Verhälnisse drängen dazu, daß die Mitglieder einer chinesischen Schauspielertruppe eng zusammenhalten und sich ihrerseits nach außen abschließen. Bis zu welchem Grade dies geschieht, das lehrt am besten der Besuch eines Theaters in den Vormittagsstunden (S. 411). Dort findet man die ganze Gesellschaft in gesundem Schlafe. Die vornehmsten Glieder der Truppe haben ihre bequemen Schlafgemächer über der Bühne inne, die weniger hervorragenden Kräfte und die Choristen, „die großen Melonen des Ostens“, haben es sich in irgend einer Ecke des Ankleideraumes so bequem wie möglich gemacht, oder sich auch nur auf dem platten Boden ausgestreckt.

Von den Zuschauerlogen aus tastet man sich mit Schwierigkeit einen engen finsteren Gang entlang zu

einem Gewirr von Zimmern und Korridoren, wo die Schauspieler ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Dort findet ein jeder, was er braucht: sein angetrautes Weib, seine Kinder und Dienstboten, seinen Barbier und seine

Chinesischer Schauspieler als General (S. 417).

Hausgötter, und er verläßt diesen Schlupfwinkel deshalb eigentlich nie, höchstens zu einem Spaziergange in Gottes freier Natur oder um gelegentlich sein Mahl in einer nahegelegenen Gastwirtschaft einzunehmen. Selbst seine Frau braucht er nicht zu holen, denn nach den herrschenden Gebräuchen kommt die Braut unter allerlei genau vorgeschriebenen Ceremonien zu ihm in sein bescheidenes Heim.

Mädchenlieder.

I.

Jüngst flog ein blühendes Zweigelein
Mit dem Sonnenschein mir ins Fensterlein.
Blühendes Zweiglein, ahn' ich's wohl,
Was dein Blühen, dein Glühen bedeuten soll?

Jüngst sang auf meinem Sims zur Nacht
Im Mondenschein ein Vöglein sacht.
Singendes Vöglein, ahn' ich's wohl,
Was dein Singen, dein Klingen bedeuten soll?

Jüngst grüßt' mich am Wegrand ein Augenpaar
Aus blauenden Tiefen leuchtend klar.
Grüßendes Auge, ahn' ich's wohl,
Was dein Blinken, dein Winken bedeuten soll?

Das Zweiglein dorten im Sonnenschein,
Mondlicht und singendes Vögelein,
Zwei blaue Augen — mein Herz weiß es wohl,
Was das alles, alles bedeuten soll.

II.

Ich hab' meines Liebsten Sinn erkannt,
Flieg' Vöglein und sing' es am Walde,
Erzähl' es dem helllichten Sonnenschein,
Blauveilchen im Grase am Wiesenrain,
Sag' ihnen, ich käme nun balde,
Mein Herze das hab' sich gewandt.

Ich hab' meines Liebsten Sinn erkannt,
Da hat sich's von Leide zu Licht gekehrt;
Was dunkel gewesen, ist worden licht,
Da wonniglich Seele zu Seele spricht!
Not, Kümmernis ist nun allzeit gewehrt,
Sing' hell es mein Vöglein durchs Land!

Ich hab' meines Liebsten Sinn erkannt,
Flieg' Vöglein und sing's in die Runde,
Bin auf der vielschönen Welt nicht allein,
Bin minnig gebunden zu zweien zu zwei'n.
Zieh' bald, o du selige Kunde,
Mit meinem Herzliebsten durchs Land.

R. Wehle p.

D. Duncker.

Herzlichen Glückwunsch zum Neuen Jahr!

Herzlichen Glückwunsch zum Neuen Jahr.

H.G.sc.

Der Sammler

Aus Oberammergau.

Oberammergau mit seinem Passionsspiele, welchem alle zehn Jahre eine wahre Völkerwanderung aus aller Herren Länder zuströmt, begeistert von der einfach erhabenen Darstellung seines welterschütternden und heilbringenden Dramas!

Der Weltruf des kleinen Ortes wird es wohl rechtfertigen, einem Punkte einige Zeilen zu widmen, der allein es den schlichten Bewohnern des einsamen Bergthales ermöglicht, diese Aufführungen in einer des erhabenen Gegenstandes würdigen Durchführung zu bethätigen und das ist die Kunstindustrie des Ortes — seine Holzschnitzerei. —

Oberammergau dürfte wohl einer der Plätze sein, wo die Holzschneidekunst am allerfrühesten betrieben wurde, denn ausweislich der Chronik des uralten Klosters Raittenbuch — jetzt Rottenbuch — „wurde im Jahre 1111, als dieses Kloster begründet wurde, durch die in Oberammergau beheimateten Klosterbrüder die Kunst allerlei kleinen Hausrat zu schnitzen und zu drechseln auch nach Berchtesgaden übertragen und unter den dortigen Ansiedlern verbreitet.“ Auch zu Zeiten Kaiser Ludwigs des Bayern, welcher das benachbarte Kloster Ettal gründete, finden wir diese Thätigkeit in den Chroniken des öfteren erwähnt. — Wieder ein paar Jahrhunderte später, im Jahre 1520, schreibt Stadtpfarrer Althammer von Ansbach in seinen „Historiae Monasterii Ettali“: „Ammergau ist um so merkwürdiger, weil es so sinnige und geschickte Einwohner hat, die im Schnitzen kleiner Bildnisse überaus kunstfertig sind, wie man es sonst in Deutschland und selbst in ganz Europa kaum finden wird.“

Sehr rege entwickelte sich die Industrie im vorigen Jahrhunderte, wo sich mit der Schnitzerei auch die Malerei zu verbinden begann. Reich vergoldete, zopfige Altäre und flotte Statuen von Heiligen aus dieser Epoche vertreten die Kunstindustrie, während andererseits auch die Spielwarenfabrikation zu raschem Aufschwung und großer Ausdehnung gelangte. Zwischen diesen beiden Richtungen standen dann die kleinen zierlich und fein gearbeiteten Figürchen und Gruppen — größtenteils der Mythologie entnommen — in hartem Holze, Alabaster und Elfenbein, die teils als Nippgegenstände, teils als Gebrauchsartikel wie Uhrgehäuse, Schmuckkästchen und dergleichen verwendet wurden, sowie die „Herrgottschnitzerei.“

Für die große Ausdehnung der damaligen Industrie und den regen Geschäftseifer unseres Bergvölkchens spricht der Umstand, daß zu jener Zeit Oberammergauer in aller Herren Länder eigene Geschäfte errichteten, so in Hamburg, Bremen, Kopenhagen, Gothenburg, Amsterdam, Petersburg und Moskau, ja sogar in Cadix sowie in Lima in Südamerika; die meisten jener Handelsherren zogen sich in ihren alten Tagen in die Heimat zurück, um in Ruhe die Früchte ihrer Arbeit zu genießen.

Leider sollte sich während der schweren Kriegsjahre um die Wende dieses Jahrhunderts der Geschmack vollständig verändern, die Lust an dem reichen und zierlichen Tande der Rokoko- und Zopfzeit sich ganz und gar verlieren und einer kalten Nüchternheit und Einfachheit Platz machen.

Wir finden demzufolge unsere Ammergauer neue Artikel ersinnend, sich dem praktischen Zeitalter anschmiegend. — Porträtbüsten bilden einen Hauptartikel, sämtliche Koryphäen und Celebritäten der Zeit, außerdem sind Karikaturen, komische Gruppen, Gruppen in den Trachten aller Nationen die hauptsächlichsten Gegenstände der Schnitzkunst dieses Zeitraumes, der sich bis anfangs der fünfziger Jahre erstreckt, um alsdann plötzlich einer ganz anderen Richtung Platz zu machen. — In diesen Jahren tauchte die sogenannte Laubsägearbeit auf: Gegenstände aus Brettern ausgesägt und flüchtig geschnitzt. Der Artikel wurde rasch beliebt und viel begehrt; Tausende von Rahmen in allen Größen und Formen, Staffeleien und Konsolen nebst Dutzenden und Dutzenden kleiner Galanterieartikel wurden gefertigt. Es war unmöglich, alle die Aufträge auszuführen, obwohl alt und jung sich damit beschäftigte, angespornt und angetrieben von den mit Bestellungen überhäuften Verlegern.

Es war dies die goldene Zeit Oberammergaus und doch wäre sie fast der Ruin des Ortes geworden.

Die Arbeit war rasch und leicht zu erlernen und wurde glänzend bezahlt. War es dann ein Wunder, wenn alles sich ihr zuwendete, und bald über der leichten flüchtigen Arbeit die alte Meisterschaft verloren ging?

Rasch wuchs die Konkurrenz. In der Schweiz, in Nürnberg, sowie an vielen anderen Orten, wurden dieselben Artikel immer massenhafter und fabrikmäßiger, immer billiger, wenn auch immer schlechter, hergestellt.

Nun kam Ende der sechziger Jahre auch noch die neue Geschmacksrichtung dazu, der Drang nach stilistisch-einheitlichen Einrichtungen, das allseitige Streben nach Uebertragung künstlerisch vollendeter Formen auf die gewerblichen Erzeugnisse, der Anfang des heute allerorten Deutschlands blühenden Kunstgewerbes.

An vielen Plätzen wurden vom Staate reich subventionierte Institute, sogenannte Schnitzschulen errichtet, und rasch wendete sich der Geschmack des kaufenden Publikums der neuen Richtung zu.

Jetzt begannen für unser Ammergau die sieben mageren Jahre; immer schneller nahm der Bedarf in den obenerwähnten Massenartikeln, wie in allen naturalistisch gehaltenen Gegenständen ab.

Doch die Ammergauer sind nicht die Leute, ruhig zuzusehen, wie ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen wird.

Freilich ist es für das abgelegene Dörfchen

Erzeugnisse der Oberammergauer Holzschnitzerei.

schwer, den Kampf mit der mächtigen, häufig noch staatlich unterstützten Konkurrenz zu bestehen. Kühn sucht jedoch das kunstsinnige Völkchen den Schwierigkeiten zu trotzen und seinen alten Ruf neu zu erwerben und zu befestigen. — In diesem Kampfe geht die Firma Gg. Lang sel. Erben in Oberammergau festen Schrittes voran.

Wie der Ort selbst wohl als eine der ältesten Heimstätten der Holzschnitzerei gelten darf, so wird diese Firma wohl gegenwärtig die älteste des Faches sein, da sie schon seik dem Jahre 1771 besteht und alle Stadien und Kämpfe der Holzindustrie glücklich durchgemacht hat.

Verlegt sich das benannte Geschäft auch mit besonderer Vorliebe auf die kirchliche Kunst, so sucht es doch auch in Zimmerausstattungsgegenständen gleichen Schritt mit der modernen Richtung zu halten. Die umstehende Abbildung, welche wir aus den Mustern der genannten Firma entnehmen, beweisen, daß diese Anstrengungen von Erfolg gekrönt sind.

Oberammergau darf daher, wenn seine Bewohner und die leitenden Persönlichkeiten in ihrem Eifer nicht erlahmen, mit gutem Mute der Zukunft entgegengehen.

Mit der Bildschnitzerei werden auch immer wieder Kräfte heranwachsen, die, ausgestattet mit dem richtigen Verständnis für alles Schöne, wiederum brauchbare Darsteller für die am Anfange des Artikels erwähnten Passionsspiele abgeben, so daß damit die würdige Durchführung dieser erhabenen Darstellungen für die Zukunft gesichert ist.

Natürlich bedarf es auch hierzu fleißiger Uebung und Schulung, sowohl der schauspielerischen Kräfte, als der Musiker und Sänger; es wird daher niemand wunder nehmen, wenn er in Oberammergau stets irgend ein Theaterstück entweder in der Vorbereitung oder Aufführung trifft. Sind es auch nicht immer ernste Stücke, so dienen sie doch alle zur Schulung der für die Passionsspiele nötigen Kräfte wie auch schon die Ueberschrift der Theaterzettel „Uebungstheater Oberammergau" besagt.

Nun muß ich für heute Abschied nehmen von dem mir lieb gewordenen Dorfe und seinen freundlichen Bewohnern, da mich der Eifer ja so schon die ursprünglich gesteckten Grenzen weit überschreiten ließ, und ich will den Oberammergauern als Scheidegruß nur wünschen, daß die Liebe und der rege Eifer, mit welchen sie an ihrer Aufgabe festhalten, gelohnt werde durch stetes Blühen ihrer Industrie, daß es ihnen durch guten Absatz ihrer Erzeugnisse und durch das Entgegenkommen der maßgebenden Behörden möglich sein wird, sich in alle Zukunft, den Sitten ihrer Väter treu, der Pflege der schönen Künste zu widmen.

m.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Kultivierte Pilze.

Die Pilze, diese wichtigen Pflanzen und fleißigen Arbeiter im Haushalte der Natur, werden von den Botanikern in zwei große Gruppen geteilt, nämlich in die Fäulnisbewohner (Saprophyten) und Parasiten an Pflanzen, Tieren und Menschen. Zu ersterer Gruppe gehören, nach Leunis' „Synopsis der Pflanzen", III. Teil von Professor Dr. A. B. Frank, alle diejenigen Gattungen und Arten, welche an Orten wachsen, wo sie zu ihrer Ernährung in Zersetzung begriffene oder zersetzungsfähige Ueberreste von Pflanzen oder Tieren oder von solchen abstammende Kunstprodukte vorfinden. Sie bewohnen teils den Erdboden, wenn er pflanzliche oder tierische (humose) Bestandteile enthält, die dem Pilze zur Nahrung dienen, und sind entweder nur mit ihrer Unterlage (Mycelium, meist fadenartige Gebilde, welchen allein die Aufnahme von Nahrung obliegt) oder auch mit dem Fruchtkörper, dem Träger der Fortpflanzungsorgane, den „Sporen", in der Erde verborgen; zu letzteren gehört die Trüffel. Andere befallen alle möglichen aus organischen Substanzen bestehenden Kunstprodukte, wenn diese den Bedingungen chemischer Zersetzung, besonders der Feuchtigkeit und der Luft, ausgesetzt sind; wieder andere wachsen im Wasser, wenn in demselben pflanzliche oder tierische Körper faulen, auch in Flüssigkeiten, in welchen bestimmte chemische Veränderungen, Gärungen, stattfinden. Die Pilze können das Licht entbehren, und dies erklärt das Vorkommen mehrerer Arten, z. B. der Trüffeln, im Innern des Erdbodens, anderer in Bergwerken, dunklen Kellern, tiefen Brunnenröhren u. s. w., des Hausschwamms in den Wänden der Gebäude, des Schimmels in abgeschlossenen finstern Behältern u. s. w. — Die Gruppe der Parasiten ist überall verbreitet, und gibt es kaum eine Gattung der phanerogamen Pflanzen und keinen von Pflanzen bewohnten Punkt der Erde, wo das Leben gänzlich von diesen alles zerstörenden Unholden verschont wäre. Am meisten kommen sie auf Landpflanzen vor; aber sie fehlen auch den Pflanzen des süßen wie salzigen Wassers nicht. Im Tierreiche sind Schmarotzerpilze ebenfalls weit verbreitet, sowohl unter den niederen Klassen, als auch unter den Wirbeltieren bis herauf zum Menschen. — Der fossilen Erhaltung ist wohl die weiche Beschaffenheit vieler Schwämme nicht günstig; und dennoch ist aus manchen Ueberresten zu schließen, daß auch in den vorweltlichen Perioden eine der gegenwärtigen sehr ähnliche Pilzvegetation vorhanden gewesen ist. Schon in den Pflanzenresten der Steinkohlenperiode, besonders aber an den organischen Trümmern aus der Tertiärzeit finden wir ihre Spuren. In fossilen Hölzern kommen eben solche Pilzfäden vor wie jetzt in dem faulenden Holze. Wedls Knochenpilz hat sich auch in den Knochen und Zähnen vorweltlicher Tiere gefunden; andere kleine Arten haben sich mit den Pflanzenteilen, besonders Blättern erhalten, von denen sie sich seiner Zeit ernährten. — Diese kurzen Andeutungen mögen für heute genügen, um an die außerordentliche Bedeutung einer Pflanzengruppe zu erinnern, welche mit ihren vielen Tausend Arten über die ganze Erde verbreitet ist.

Fig. 1. Champignon (S. 425).

Viele der größeren auf der Erde wachsenden Pilze sind wichtige Nahrungsmittel für den Menschen, denn sie sind reich an Stickstoff, mit welchem sie sich den besten Nahrungspflanzen, wie Erbsen, Bohnen, Weizen u. a. nicht nur nähern, sondern sie oft noch weit übertreffen, so daß sie als Ersatz für Fleisch gelten können. Aber sie sind auch reich an Wasser (z. B. enthält Boletus aureus Bull., der eßbare bronzierte Aehrenpilz, 94,25 % davon), daher das bedeutende Schwinden beim Trocknen. Die gütige Natur selbst spendet dem Menschen dieses Nahrungsmittel, das deshalb an Wohlfeilheit, außerdem aber auch an Einfachheit in der Zubereitung alle anderen übertrifft; ohne zu säen, erntet man dasselbe, besonders in Gebirgsgegenden, auch wohl in den Wäldern der Ebene, wo die ärmere Volksklasse oft von ihm allein sich nährt, es auch dem Stadtbewohner zur Nahrung anbietet.

Schon die alten Griechen und Römer schätzten die Pilze sehr hoch. Diejenigen, welche den Freuden der Tafel huldigten, übernahmen, wie Plinius berichtet, die Zubereitung selbst; sie richteten die Pilze, als eine kostbare Speise, in silbernen Gefäßen an und zerlegten sie mit silbernen Instrumenten. Die beiden Arten, welche sie anderen vorzogen, waren die der Trüffel (Tuber) und der Kaiserling, welchen sie Boletus nannten; besonders der letztere war sehr beliebt und alle lateinischen Schriftsteller, welche von ihm sprechen, begleiten den Namen mit irgend einem schmeichelhaften Beiwort; Martial, der ihm viel Loblieder singt, zog ihn sogar dem Golde vor. In mehreren Ländern Europas, namentlich in Thüringen, in der Oberlausitz, in Böhmen, Ungarn, Rumänien und Oberitalien werden ebenfalls Pilze viel gegessen.

Fig. 2. Champignonweiler an der Wand (S. 425).

Eine Gefahr bei der Verwendung vieler Pilze liegt in der Verwechslung der eßbaren mit den giftigen. Ihr unvorsichtiger Gebrauch hat schon seit dem Altertum unzählige Unfälle veranlaßt; auch unsere Zeit ist nicht frei von ihnen. Von historisch namhaften Personen starben durch den Genuß giftiger Pilze: der Kaiser Diokletian, Papst Clemens VII., Kaiser Karl VI.; dem Dichter Euripides raubte eine traurige Verwechslung dieser Gewächse an einem Tage Frau und Kinder; der römische Kaiser Claudius aber starb an einem Gerichte Kaiserlinge, welchem auf Heros Veranlassung seine Gemahlin Agrippina ein von der Giftmischerin Lorusta bereitetes Gift beigemengt hatte. Ein sicheres Zeichen für eßbare oder giftige Pilze gibt es nicht; selbst die silbernen Geräte, welche schon von den Alten benützt wurden, trügen oft, obwohl sie bei der Berührung mit eßbaren Arten nicht schwarz anlaufen; aber auch bei den sehr giftigen Fliegen- und Knollenschwämmen zeigen sie diese Veränderung nicht. Zweifellos haben die meisten eßbaren Pilze derbes, giftige dagegen meist poröses und blasiges Fleisch. — Die anerkannt eßbaren Pilze wirken ebenfalls schädlich auf die Gesundheit, wenn sie nicht ganz frisch zubereitet werden, sei es für den baldigen Genuß oder für die Verwahrung durch Dörren, Einmachen u. s. w.

Vom zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus

Herzlichen Glückwunsch zum Neuen Jahr.

Vorsicht!

H Braun

HG 92

1885

H. Braun

Herzlichen Glückwunsch zum Neuen Jahr!

H.B. sc

Obwohl unsere besten Pilze stellenweise in ungeheuren Mengen wild wachsen und zu gewissen Jahreszeiten leicht geerntet werden können, so genügt das doch unsern Feinschmeckern nicht: die wollen das ganze Jahr hindurch von ihnen genießen; sie müssen also künstlich gezogen werden. Bisher ist das aber nur bei wenigen Arten gelungen, von denen die bevorzugtesten der *Champignon* (Agaricus campestris L.) und die *Morchel* (Morchella L.) sind, besonders der erstere, von dessen Kultur wir unseren Lesern einiges mitteilen möchten.

Der *Champignon* (Fig. 1. S. 423) findet sich häufig wildwachsend in Buchen- und Eichenwäldern, wenn diese nach einem guten Samenjahr zur Mastung von Schweinen benützt waren, auf Wiesen, Triften, unter Obstbäumen, in Mistbeeten u. s. w. Man unterscheidet mehrere Spielarten: den *kleinen weißen* Champignon mit einem nur 2—4 cm großen Hute, der deshalb in der Küche nicht zerschnitten wird; der *große weiße* Champignon mit einem selbst bei 8 cm Größe noch geschlossenen Hut; er hat sehr festes Fleisch und die Blättchen (Lamellen) an der unteren Seite des Hutes sind rosa-karminrot; der *gelblich weiße* Champignon mit einem 5—6 cm großen Hut, oben samtartig weiß und fahl gefleckt, unten rosenrot; schließlich der *graue* Champignon mit einem bis 35 cm großen Hut; er besitzt ein sehr aromatisches festes und weißes Fleisch.

Beim Champignon wie bei anderen Pilzen unterscheiden wir zwei Hauptbestandteile: die weißen haarförmigen Fäden, das Mycelium (Schwammweiß, Champignonbrut) und den Fruchtträger, d. i. der Strunk oder Stamm und der Hut, dessen untere Seite mit radial verteilten Blättchen, den Lamellen, bedeckt ist, auf denen sich die Sporen (oder Samen), die eigentlichen Fortpflanzungsorgane, befinden. Bis vor wenigen Jahren ist das Mycelium allein zur Fortpflanzung benützt worden.

Fig. 3 (S. 427).

Was nun die Kultur des Champignons betrifft, so kann sie zu jeder Zeit und an jedem Ort geschehen, der dem Sonnenlicht nicht direkt ausgesetzt ist, im Schuppen, im Keller, unter dem Gestell der Gewächshäuser, im Freien zwischen und unter dicht belaubten Bäumen, im beschatteten Mistbeet u. s. w, was nicht ausschließt, daß sie auch andernorts erscheinen, im sonnigen Mistbeet oder auf den Beeten des Gemüsegartens, die mit Dünger versehen wurden, welcher das Mycelium schon mitbrachte oder in dem es sich leicht bildet. Um aber zur Verfügung stehende Räume ganz auszunutzen, kann man an den Wänden bis 1 m breite, etwa 60 cm voneinander entfernte Bretter anbringen, die man an der Vorderseite mit 20—25 cm hohen Leisten versieht; auf diesen Brettern setzt man die Champignonbeete oder „Weiler“ auf, nachdem man den Mist dazu vorbereitet hat (Fig. 2, S. 423). — Eine Temperatur von 8—10° R. ist für die Zucht dieser Pilze die geeignetste. Unsere Art und Weise, Champignons zu ziehen, ist folgende, wie wir sie bereits in unserem „Wredows Gartenfreund“ (2. illustr. Ausgabe. Berlin bei Siegfr. Cronbach) beschrieben haben:

Der *strohfreie* Mist von Pferden oder Eseln, die mit Körnern gefüttert wurden, wird auf Haufen gebracht, zusammengetreten und wiederholt umgearbeitet, damit er nicht zu stark brenne, sondern mäßig warm (daß die Hand aufgelegt werden kann, ohne Schmerzen zu fühlen) und weich bleibe; man schichtet ihn dann, am besten auf einem Lager von Bauschutt, einen Meter hoch, und oben abgerundet auf, schlägt ihn glatt ab und versieht ihn mit zahlreichen, 10 cm voneinander entfernten Löchern, die man mit Stückchen Brutstein füllt, den man in jeder besseren Samenhandlung, besonders gut bei Hoflieferant Chr. Lorenz in Erfurt kauft oder nach weiter unten angegebener Methode sich selbst anfertigt, oder man verwendet zu demselben Zwecke die von den berühmten Pilzzüchtern Gössel und Wendisch in Strehlen bei Dresden aus *Samen* (*Sporen*) in Töpfen gezüchtete „Brut“. Der ganze Haufen wird dann von allen Seiten leicht mit Stroh eingehüllt. Nach etwa 10 Tagen sollen die Brut-

Fig. 1 (S. 427).

fäden, das Mycelium, den ganzen Mist durchzogen haben; aber es ist das nicht immer der Fall — denn der Champignon ist ein launenhaftes Wesen, auf das man niemals mit Sicherheit rechnen kann — und dann muß man den Mist von neuem umarbeiten, damit er sich ein wenig mehr erwärme, und andere, frische Brut einlegen. Sobald aber der Haufen mit den weißen Fäden durchzogen ist, bedeckt man ihn 5—6 cm hoch mit einer mäßig feuchten, d. h. nicht nassen Mischung von altem Lehm, Rasenerde und 1/3 Sand, der man bis zur Hälfte der ganzen Masse Gips oder gebrannten und gepulverten Kalk zusetzt. Die Erddecke hüllt man wieder mit Stroh ein, welches das Beet gegen allzu heftigen Temperaturwechsel schützt. Der Misthaufen mit der Erddecke, d. h. also „das Beet“, darf niemals naß sein; doch trocknet es zuweilen mehr aus, als dem Mycelium gut ist, und dann ist es durch leichtes Ueberbrausen, im schlimmsten Falle durch Eingießen in zahlreiche, zu dem Zweck vermittelst eines Stocks geöffnete Löcher mit 20° R. warmem Wasser wieder anzufeuchten. Nach 4—6 Wochen brechen die Pilze durch die Erddecke und müssen dann jeden Tag geerntet werden, indem man die größten *durch Drehen* hebt, wodurch die gleichzeitige Aufnahme und damit das Verderben jüngerer Pilze und der Brut vermieden wird.

Fig. 2 (S. 427).

Ein gut angelegtes Beet bleibt gewöhnlich 3 Monate ertragsfähig und muß man, um fortwährend frische Champignons ernten zu können, inzwischen ein neues Beet angelegt haben, selbstverständlich an anderer Stelle als das erste, die vorher auch gründlich zu reinigen ist, ehe sie zur Anlage eines neuen Beetes benützt werden kann. Der Mist abgetragener Champignonbeete darf nämlich niemals als Brut für neu angelegte Beete verwendet werden, weil das Mycelium fürs erste nicht weiter entwickelungsfähig ist; doch findet sich brauchbare Brut oft in abgetragenen Mistbeeten und deren Umschlägen, oder auf Hutungen, die von Kühen, Pferden, Eseln und Schafen beweidet werden. Wohl aber darf man *vor der beginnenden Ernte* diejenigen Stellen ausheben, wo sich die meisten Pilze zeigen, um sie sofort auf neuen Beeten zu benützen. Man kann sich auch Brut aus den Winterexkrementen (vor der Fütterung mit Grünfutter) oben genannter Tiere bereiten, indem man sie vollständig trocknet, zerkleinert, siebt und sie so untereinander mischt, daß der Kuhmist beinahe die Hälfte ausmacht. Diese Mischung wird in einem kegelförmigen Haufen aufgeschichtet und mit einem 20 cm starken Mantel von bereits erwärmtem frischem Pferdemist bedeckt, der zu verdoppeln ist, wenn nach einem Monat die milzartigen Champignonfäden sich noch nicht zeigen, und wird man seinen Zweck sicher erreichen, wenn man die Temperatur im Haufen auf 12—15° R. erhalten kann.

Um die auf diese oder eine andere Weise erzeugte Brut lange Zeit, mehrere Jahre, zur Verfügung zu haben, fertigt man die oben schon erwähnten sog. *Brutsteine* an. Sie bestehen aus 3 Teilen Pferdemist, 2 Teilen Kuhmist, 1 Teil Schafmist, 2 Teilen Lauberde und 1 Teil alter gebrauchter Lohe, die mit soviel wie nötig Wasser zu einem zähen Teig zusammengeknetet werden, aus dem man Stücke von der Größe und Gestalt eines Mauersteins (vermittelst einer aus Brettchen zusammengefügten Form) bereitet, in die man mit einem Stock von 2 cm Durchmesser je 3 Löcher, 2 auf einer, 1 auf der anderen Breitseite, von 3 cm Tiefe stößt, welche, nachdem die „Steine“ an der Luft getrocknet wurden, mit der eigentlichen Champignonbrut auszufüllen sind. Hierauf schichtet man diese Steine auf einer 25 cm hohen Unterlage von Pferdemist kegelförmig auf und bedeckt sie mit einem ebensostarken Mantel derselben Mistart, den man, wenn nötig, verdoppelt. Nachdem die Steine mit Champignonfäden durchwachsen sind, was man nach zeitweisem Zerbrechen eines derselben sieht, werden sie an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht, wo sie, wie bereits erwähnt, sich jahrelang brauchbar erhalten.

Fig. 5 (S. 427).

Eine *französische Methode* der Champignonzucht ist folgende: das Beet wird nicht aus Mist oder Erde hergestellt, sondern aus gepulvertem schwefelsaurem Kalk bezw. Gips, der nach erfolgter Aufschüttung so fest wie möglich geschlagen oder gestampft wird; in diese Masse mit einer Decke von Misterde werden die Pilzfäden oder das Mycelium, die Brut oder die Sporen, mit einer bedeutenden Menge Salpeter vermischt, 3—4 mm tief untergebracht; das ganze wird später von Zeit zu Zeit mit überschlagenem Wasser begossen, dem ein wenig Salpeter beigemischt wurde. Die Fruchtbarkeit eines solchen Beetes soll unbegrenzt sein.

Champignons kann man frisch halten, wenn man sie in reinem Wasser abwäscht, in Einlegegläser legt und filtriertes Wasser darübergießt, dem man 6% (ungefähr den 16. Teil) Schwefelsäure beigefügt hatte; sie halten sich dann mehrere Jahre; vor der Benützung müssen sie in reinem Wasser abgespült werden.

Die *Morchel* (Morchella esculenta Pers., und bohemica Krombh. u. a.) ist ebenso wohlschmeckend wie die Trüffel. Der Fruchtkörper ist aufrecht gestielt, der Hut kugelig, kegelig oder walzenförmig und auf der Oberfläche *mit netzartigen Rippen versehen*. Man hat in Deutschland 12 genießbare Arten, mäßig große, auf bloßer Erde in trockenen Wäldern, Wiesen und Gärten meist im Frühjahr vorkommende Pilze von angenehmem Geschmack mit schwachem Geruch. Esculenta ist besser als Bohemica. Für die Kultur der Morchel bildet man das Beet aus Pferdemist gemischt mit ebensoviel Walderde, am besten von

solchen Stellen, wo man Morcheln wachsend gefunden hat; man legt es auf hohlliegenden Weidenhürden o. dgl. an, versieht es wie bei den Champignons mit Brut, am bequemsten mit der von oben genannten Herren Gössel und Wendisch gezüchteten, und hält es ein wenig mehr feucht als ein Champignonbeet. Die Morchel kann des Lichtes ebensogut entbehren als andere Pilze.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Was helfen alle Mahnungen und Abschreckungstheorien, was alle Moralpredigten und ästhetischen Besprechungen, wenn Dame Mode mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit darauf besteht: Die Krinoline muß Anklang finden! Man fertigt heute kein elegantes Kleid mehr, ohne uns zu nötigen, rückwärts 4—6 dem Stoff eingenähte Reifen mit spazieren zu führen und willig lassen wir uns, um ja nicht bezüchtigt zu werden, daß wir revolutionär genug seien, uns gegen das herrschende System aufzulehnen, diesen Zwang gefallen. Ob nicht unsere zu große Nachgiebigkeit eher Tadel als Anerkennung verdient? Doch wir wollen diese Frage heute nicht erörtern, sondern nur konstatieren, daß wir uns trotz aller Emancipationsideen wieder einmal als das schwächere Geschlecht bewiesen, das sich nur zu willig jeder selbstständigen Geschmacksrichtung begibt und Figuren wie die in Nr. 1 (S. 425) skizzierte, die wahrlich jedem echten Schönheitsideal hohnsprechen, durchaus modegerecht und stilvoll findet. Die Uebertreibung mögen wir nicht erkennen und finden, daß der Rotundenbau die Figur sehr stattlich erscheinen lasse, Grund genug, ihn anstandslos anzunehmen. Wer weniger das Auffallende liebt, wählt, wie in Fig. 2 (S. 425) skizziert, ein rückwärts weniger gebauschtes, aber immerhin weit abstehendes Kostüm; die als Robe Eugenie neu eingeführte Tracht, bestehend aus vorn schräg geknöpftem Lederjäckchen, gleichfarbigem Tuchrock, der nur seitwärts plissiert, vorn eine Art glatt aufgeknöpfter Schürze zeigt, die oben mit abgeschrägtem Faltenstück begrenzt ist. — In Fig. 3 (S. 425) ist eine durch hohe Tournüre fast zur Unkenntlichkeit entstellte Toilette veranschaulicht, die aber viel getragen und sehr geschmackvoll gefunden wird. Der Rock aus blauem Tuch ist unten mit dunkler Chenille-Bordüre durchstickt, oben puffartig gerafft; dazu Spitztaille von blauem Samt mit gesticktem Tuchlatz, breitem Schulterkragen, der in der Brusthöhe eckig abschließt. Mehr dem soliden Geschmack entsprechend ist die in Fig. 4 (S. 428) skizzierte Toilette Sie ist aus braunem Diagonal gefertigt, vorn rechtsseitig gerafft, darüber glatt herabfallende Polonaise mit vorn gekrauster Taille, deren Achselstück spitz geschnitten und aus dunklerem, zum Rock passendem Samt gefertigt ist. Damen, die nicht gern wie der preußische Gardelieutenant „auf Taille“ schwören, wählen die neue aus Velours frisé gefertigten, überaus kleidsamen Mantelets (Fig. 5, S. 426), die nur schmal an der Tournüre aufliegend, vorn in spitzen Enden auslaufen; der Aermel ist zumeist halbweit, mit dem Rücken in Einem geschnitten.

Fig. 6.

Der solide dunkelblaue Redugote (Fig. 6) findet in jetziger Uebergangszeit viele Freundinnen. Die Form ist ungefähr dieselbe, wie die des Vorjahrs, nur mit pflichtschuldiger Rücksichtnahme auf die Krinoline, weiter, faltenreicher, wohl gar oft rückwärts geschlitzt und mit breiten Moirébändern geziert.

Unsere durch die Krinoline verunstaltete Herbsttoilette dürfte Freundinnen einer soliden Geschmacksrichtung wenig zusagen; auch diejenigen, die den ökonomischen Standpunkt gewahrt wissen wollen, haben alle Ursache zur Unzufriedenheit; 8—10 m weite Röcke sind entschieden teurer, als diejenigen, die kaum gestatten, frei auszuschreiten; gewisse, als Modeorakel geltende Persönlichkeiten sagen sogar voraus, daß man in nicht zu langer Zeit aufstoßende, ein wenig schleppende Kleider tragen wird, die dann voraussichtlich die lange staubaufwirbelnde Schleppe im Gefolge haben. Gerade so war es in den sechziger Jahren, als die damals tonangebende Kaiserin Eugenie für die weitabstehende Tracht Propaganda machte. Kleine Figuren pflegten fast ebenso breit als lang auszusehen, die Schleppe mußte das Gleichmaß herstellen, man war darüber einig, daß sie „entzückend“ kleide, die Trägerin elegant, graziös, vornehm erscheinen lasse und vergaß nur zu gern, daß die nach Millionen zählenden, staubaufwirbelnden Schleppen ein Heer von Krankheiten heraufbeschwören mußten, das wohl Aerzte und Apotheker bereicherte, aber in zahllose Familien Trauer und Thränen brachte. Wahren wir uns, ehe es zu spät ist, gegen die in Aussicht stehende Schleppenepidemie! Lieber, wenn denn schon mal die Krinoline als obligat angesehen wird, kurz und dick erscheinen, als mit dem staubaufwirbelnden Anhängsel, „Schleppe“ genannt.

Fig. 1. Trockenapparat (geschlossen).

In den Vereinigten Staaten hat sich neuerdings ein Antimodeverein konstituiert, dessen Mitglieder folgende, im Auszuge gegebene Statuten angenommen haben:

1) Wir werden kein Mädchen zur Gattin wählen, das ihre Zeit damit zubringt, Toilettestudien zu machen, stundenlang bei Schneidern und Modisten zu verkehren, auf neueste Modenarrheiten Jagd zu machen.

2) Wir werden kein Mädchen zur Gattin wählen, das sich die Haut mit Puder einstaubt, mit Schminke beklebt oder Schönheitspflästerchen auflegt.

3) Wir werden kein Mädchen zur Gattin wählen, das eitel genug ist zu wähnen, wir schätzen sie nur, wenn sie fein toilettiert ist und sich Lunge und Leber einschnürt 2c. 2c.

Thatsache ist, daß die Damen seit dem Bestehen dieses Vereins, der seine Mitglieder in allen Schichten der Gesellschaft hat, bedeutend einfacher geworden sind. Die jetzt schon in Berlin weilenden amerikanischen Engroskäufer, denen die Berliner Modefabrikation ihren bedeutendsten Absatz dankt, haben durchgehends nur solide Sachen gewählt.

Es ist erstaunlich, welch bedeutende Warenposten Jahr ein Jahr aus von Berlin nach den transatlantischen Ländern gehen. Dem Konsulatsausweis zufolge wurden allein für Mäntelposten 80 784 Dollars, für deutsche Jersey-Kostüme 40 779 Dollars gegen 386 249 Dollars in der gleichen Periode des Vorjahrs gezahlt. In wollenen und halbwollenen Stoffkleidern setzte man für 185 507 Dollars, in Velvets und Peluches für 156 868 Dollars Waren um; der Gesamtexport, inklusive der für die (man zählt circa 16) amerikanischen Millionärinnen bestimmten Sensationsroben beziffert sich auf 3 614 512 Dollars gegen 4 013 541 Dollars im Vorjahre; die fehlende Million ist wohl à conto der sich jetzt geltend machenden Einfachheitsbestrebungen zu setzen. Eine derartige Summe, die sicher dem Nationalwohle zu gute kommt, gibt zu denken und läßt kaum den Wunsch unterdrücken, daß auch bei uns Vereine mit gleicher und ähnlicher Tendenz selbstverständlich von den Heroen der Schöpfung ausgehend, entstehen möchten. Diesen ehrenwerten Heroen zu liebe schmückt, putzt und verputzt sich ja das Gros der Frauenwelt; werden sie all den Verblendeten zeigen, daß sie die seelischen Eigenschaften höher schätzen als die wechselnde Form, so wäre damit jeder unberechtigte Luxus abgewendet.

Fig. 2. Trockenapparat. (Geöffnet zum Gebrauch.)

Schon höre ich, wie alle unsere Modefabrikanten Zeter und Mordio schreien, daß ich es wage, derartige sündhafte Vorschläge zu machen. Was soll aus all den neu angeschafften Sachen werden, wenn man sie nicht kauft?

Da empfiehlt der stets auf Nouveautés bedachte Züricher Seidenindustrielle G. Henneberg wiederum unverwüstliche Seidenstoffe in Changeant, welche die beliebten englischen Shot-Silks fast noch an Farbenpracht übertreffen, gestreifte Failles françaises, mit Samtlagen durchwebte Poplines, ganz reizende Gaze Peluche, welche sich zu Ueberkleidern als das denkbar eleganteste und billigste bewähren, stark geriffte Ottomanstoffe, die in der Gesellschaftssaison in Verbindung mit Velours frisé eine dominierende Rolle spielen sollen. — Für Abendtoiletten sehr geeignet, dürfte sich der neue Organdystoff aus in Seide gestickten Blumen, die sich von dem leichten Gazegrund duftig abheben, zu nennen sein, desgleichen eine Art Seidenguipüre mit eingewebten gut schattierten Peluchеblumen ähnlich dem Velours génois, nur mit dem Unterschiede, daß der Grund nicht Faille, sondern ein feines, spinnwebartiges Gewebe ist. Und auch die Wollfabrikanten wollen ihre neuen zumeist stark gerauhten Stoffe, die mit Palmen und Brochés durchwebten Kaschmirs, die glänzenden Mohairs, die stumpfen Ternos, wie die mit Chenilleeffekten gezierten Ripsstoffe anerkannt sehen.

Fig. 4 (S. 427).

Zweifelsohne wird dies geschehen, denn genannte Stoffe sind einfach und in hübscher Farbstellung vorrätig. Das lang zurückgedrängte, aber trefflich kleidende Kornblau ist in Wolle wie in Seide hochmodern und in allen Nüancen den grauen, schwarzen und melierten Stoffen eingewebt.

Die blaue Wunderblume der Romantik stellt sich in den Dienst der Mode; hoffen wir, daß es ihr gelinge, nicht nur die Farbe, sondern auch die ihr sonst innewohnende Idealität auf die Modeerscheinungen zu übertragen.

Amerikanischer Wäschetrockner.

Der neue sehr zweckmäßig und solid gebaute Wäschetrockenapparat nimmt einen ungewöhnlich kleinen Raum ein und kann trotzdem für eine große Anzahl von Wäschestücken benutzt werden. Derselbe empfiehlt sich besonders für Kinderwäsche und findet in jeder Zimmerecke seinen Platz, er nimmt einen Raum von ca. 23 cm Breite, sowie eine ganze Höhe von ca. 79 cm in Anspruch und wird an der Wand befestigt. Vermittelst des Griffes a schiebt man die Stäbe nach oben, wenn der Apparat benutzt werden soll; wie Skizze 2 zeigt, gewinnt man hierdurch 10 Stäbe zur Aufnahme der Wäsche, deren jeder eine Länge von ca. 60 cm hat, während nach der Benutzung durch Herunterschieben des Griffes a die Stäbe in ihre frühere Lage kommen und der Apparat alsdann der Skizze 1 entspricht. Vorrätig ist dieses nützliche Gerät im Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Kohn in Berlin, SW Leipzigerstraße 88, und kostet 6 Mark pro Stück.

Herzlichen
Glückwunsch
Neuen Jahr!

Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrierte Zeitschrift für das Deutsche Haus

Herzlichen Glückwunsch zum Neuen Jahr!

H.G. sc

Zum Kopf-Zerbrechen.

Silbenrätsel.

Mein erstes magst du wohl finden sofort
In bekanntem Wahlspruch als letztes Wort.
Mein zweites ganz sicher entgegen dir klang
Im „Lied, das ein Mann vom Rheine einst sang."
Mein ganzes ist dir nicht minder bekannt,
Wird's ja oft „ein herrliches Stück" genannt.
Wenn's auch nur ein Kind dem Weber gebracht,
So hat der doch etwas daraus gemacht.

Mathematisches Scherzrätsel.

$$a . ie {u \atop t} {s \atop z} = s \frac{ch}{8} d {a \atop t} n : {b \atop s} ln$$

Homonym.

Mach's immer mit Genauigkeit,
Um dich nicht zu versehen,
Die Rechnung möcht' zu deinem Leid
Sonst in die Brüche gehen,
Und wenn's dir gar von andern dräut,
Wär's leicht um dich geschehen.
Am Meeresstrande macht sich's breit,
Viel selt'ner schon an Seen,
Im weißen wie im farb'gen Kleid
Kannst du's von weitem sehen,
Und ruft's vom Turm der Christenheit,
Wird man's nicht mißverstehen.

Logogryph.

Wenn du mich hältst auf allen deinen Wegen,
In jeder Art, die dir die Pflicht gebeut,
So hab ich nie, das ist der größte Segen,
Streichst du ein Zeichen mir, dich je ereilt.

Charade.

(Dreisilbig.)

Die Ersten sind dem Licht zuwider,
Die Dritte aber strömt und fliegt,
Da, wo man hört der Vierten Lieder
Und's Ganze hocherhaben liegt.

Was heiß' ich?

ung ung ung ung

Dreisilbig.

Nie dürfen die Ersten die Letzte empfangen,
Sie hätten verwirkt ihr Ansehn sogleich,
Doch konnte ein Jüngling das Ganze erlangen,
Er fühlt' sich erhoben, an Ehren so reich.

Auflösungen zu Heft 1, S. 223.

Dechiffrier-Aufgabe: Eile mit Weile.

Kreisrätsel: 1) H, 2) E, 3) R, 4) O, 5) S, 6) A, 7) U, 8) L, 9) A, 10) N, 11) N, 12) A. 1 2 3 4 Hero, 1 2 3 4 5 Heros, 2 3 4 5 Eros, 3 4 5 6 Rosa, 5 6 7 8 Saul, 6 7 8 9 Aula, 7 8 9 10 Ulan, 9 10 11 12 Anna, 11 12 1 2 Nahe.

Logogryph: Brei, Bier.

Scherz-Charade: Rebus.

Rebus: Schwer herein schwankt der Wagen kornbeladen, Bunt von Farben auf den Garben liegt der Kranz, Und das junge Volk der Schnitter fliegt zum Tanz.

Schach-Lösungen.

Schachaufgabe Nr. 14 wurde ferner gelöst von Ferdinand Beyer in Freudenthal, Jean Strehler in Langenau.

Nr. VII wurde ferner gelöst von F. Beyer in Freudenthal, Jean Strehler in Langenau, Ad. Fritz in Drohomi[illegible]chl.

Nr. 15 wurde ferner gelöst von Th. Mann in Hildesheim, W. Liebmann in Leipzig, R. Miltiz in Erfurt.

Nr. VIII wurde ferner gelöst von Th. Mann in Hildesheim, W. Liebmann in Leipzig, R. Miltiz in Erfurt.

Rebus.

Schachaufgabe Nr. 18.

Von Fritz Hofmann in München.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Skataufgabe Nr. 5.

Hinterhand hat:

Der Grand geht bei dieser Verteilung der Karten verloren, da der Spieler den Pique-König nicht einbringen kann.

Erster Stich: Coeur-Bube, Coeur-Sieben, Treff-Sieben.

Zweiter Stich: Pique-Sieben, Coeur-Zehn, Pique-Aß.

Dritter Stich: Carreau-Dame, Pique Bube, Carreau-Sieben.

Vierter Stich: Pique-Acht, Carreau-Aß, Pique-Dame.

Fünfter Stich: Carreau-Neun, Treff-Bube, Carreau-Acht.

Die Gegner erhalten nun noch zwei Stiche mit 32 Points, haben also im ganzen 67 Points.

Wirft der Spieler im dritten Stich ab, so erhalten die Gegner in diesem Stich 14 Points, in zwei anderen Stichen 31 Points, also im ganzen 66 Points.

Nimmt der Spieler den dritten Stich und wirft im fünften Stich ab, so erhalten die Gegner in diesem Stich 10 Points, außerdem noch einen Stich mit 18 Points, also im ganzen 63 Points.

Der Grand geht auch verloren, wenn der Spieler zuerst Treff und Coeur und dann Pique bringt.

Skataufgabe Nr. 6.

Man kann ohne ein Aß einen Solo ohne 11 gewinnen. Der Solo ist unverlierbar, sei es, daß der Spieler in der Vorhand oder Mittelhand oder Hinterhand sitzt.

Wie sind die Karten verteilt? Was liegt im Skat?

Tauschen die beiden Gegner eine einzige Karte, so wird der Spieler Schwarz.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 17.

1. Kf8 — e7	Kc5 — d5
2. Da8 — h8	Beliebig.
3. Dh8 — h5, e5: matt.	
1.	Kc5 — b5
2. Da8 — a7 2c.	
1.	e5 — e4
2. Da8 — b8 2c.	

Lösung von Aufgabe X.

1. Dc8 — d7	Te4 — e5:
2. Se3 — g2 matt.	
1.	Kf4 — e5:
2. Sc5 — d3 matt.	
1.	Te4 — e3:
2. Dd7 — f5 matt,	
1.	Kf4 — e3:
2. Dd7 — d2 matt.	

Die Kunsthandarbeiten fürs Haus.

Längst schon ist man darüber einig, daß das Wohlbefinden in der Häuslichkeit zum größten Teile in der schaffenden und wirkenden Hand der Hausfrau liegt. Man sagt wohl: „Die Ansprüche der Männer sind größer geworden als früher, wo sich der Hausherr zu Weihnachten oder zum Geburtstag reglementsmäßig über ein Paar gestickte Hausschuhe oder ein angefangenes gesticktes Sofakissen außerordentlich freute und wenigstens den Schein wahrte — es mag sein, daß nachdem sich herausstellte, daß die Frau in und für ihr Heim eine Künstlerin von Gottes Gnaden mit unerschöpflicher Schaffenskraft ausgerüstet, der Mann sich danach sehnt, möglichst ausgiebig seine Umgebung von der lieben Hand geschmückt zu sehen. Er wird es aber nicht verlangen, seine Ansprüche sind nicht größer geworden, nur stolz wird er sein, wenn die Hausfrau bei aller ihrer Mühe mit dem Hauswesen ihn eines Tages mit einer Arbeit überrascht, die nicht wie die althergebrachten Schuhe sich wiederholt. Er wird stolz sein, wenn sich seine Hausfrau als schaffende Künstlerin zeigt, die imstande ist, sein Heim mit kleinen Kunstgegenständen zu schmücken. Ein kleiner Wegweiser für solche dekorative Kunstarbeiten soll hier eine Reihe von kurzen Anweisungen bilden; letztere werden nun manches Nützliche bieten und die Hauptsache wird dabei sein, daß es einer jeden Frau, die über eine freie Stunde disponiert, auch ohne Vorkenntnisse möglich wird, dieselben auszuführen. Ich kann mich daher nicht ganz darauf beschränken nur eine Skizze zu geben, sondern möchte darauf hinarbeiten, neben den dekorativen

Fig. 1–4. Pinsel zum Malen von Lampenglocken.

auch besonders praktische Arbeiten hier zu geben, die eine Zierde des Hauses, des Wohn-, Speise- und Arbeitszimmers sind, und so beginnen wir nun heute mit einer sehr dankbaren Arbeit:

Das Malen von Lampenglocken als Ersatz für Lampenschirme.

Die zu bemalende Glocke hat am besten die alte gebräuchliche Form, doch können, wie die Beschreibung ergeben wird, auch Kugel- oder Tulpenformen dazu verwendet werden.

Vor allen Dingen wasche man die Glocke in warmem Sodawasser vollständig rein, spüle sie dann und trockne mit einem Leinentuch gut nach. Ein Ueberwischen mit einem weichen Wildleder und etwas Schlemmkreide kann für die absolute Reinigung nur förderlich sein, ist aber nicht unumgänglich notwendig. Nun nehme man ein kleines Läppchen Leinwand, feuchte dasselbe mit Terpentinöl an und überwische die äußere Fläche damit. Dieser Terpentinauftrag gibt, nachdem er trocken, eine feine Haut auf dem Milchglase, so daß es möglich wird, mittels feinen weichen Bleistiftes die Konturen der Landschaft aufzuzeichnen.

Man wird es vorziehen, eine Nachtlandschaft zu malen, weil die Farbenwirkung eine geradezu überraschende wird, dann wird aber auch das Licht genügend matt, um wirklich ein Schutz für die Augen zu sein. In Fig. 6 ist eine Zeichnung gegeben, die sich brauchbar dafür verwenden läßt.

Als Material ist folgendes notwendig:

- Feine Oelfarben in Tuben: Preußisch Blau, Beinschwarz, Dunkelgrün, Chromgelb I (hell), Krapplack (dunkel) und Terrasienna.
- 2 bis 3 feine Borstpinsel in verschiedenen Stärken Fig. 1, 2 und 3.
- 1 Lackpinsel Fig. 4.
- Etwas Terpentinöl und etwas Siccativ.

Sämtliche vorstehende Materialien sind in jeder größeren Zeichnenutensilienhandlung zu haben.

Zur Ausführung selbst übergehend, sind die Luft, Wolken und Berge wie in Fig. 5 auf die innere Seite der Glocke aufzutragen, der Mond wird ausgespart. Zur Farbenmischung nehme man zwei Theelöffel voll Terpentin und einen Theelöffel Siccativ und mische beides in ein kleines Näpfchen, um später damit mehr oder weniger

Fig. 6. Vorlage für Lampenschirme.

die zu malende Farbe zu verdünnen. Für die Luft ist Blau und Schwarz auf einem gewöhnlichen Porzellanteller so stark mit dem angegebenen Oel zu versetzen, daß die Farbe sich ungefähr wie Wasserfarbe malt, und trage nun die innere Seite der Glocke willkürlich zu, den Mond spare man aus und konturiere die Grenzen etwas schärfer mit Schwarz. Die Berge und das Terrain lege man schwerer an, verdünne also die Farbe weniger. Die Rückseite muß dann wie Fig. 5 aussehen.

Um die Wirkung zu sehen, stecke man die Lampe an und setze die Glocke auf. Der Mond wird zart durchscheinen und wo der Himmel oder die Wolken nicht genügend wirken, kann man leicht nachhelfen. Jetzt zeichne man Mühle, Bäume, Sträucher, überhaupt den Vordergrund, auf die Außenseite wie Fig. 6. Zur Farbenmischung verwende man für das Mühlendach etwas Schwarz und Blau, für die Mühle selbst Terrasienna und Schwarz; für die Flügel rein Schwarz und da, wo sie in den Schatten der Mühle hineinragen resp. dieselbe überdecken, werden die Glanzlichter nach dem Trockenwerden mittels einer Nadel oder eines Messerchens herausgenommen. Für die im Vordergrunde stehenden Bäume und Sträucher genügt Grün mit Terrasienna und etwas Schwarz, so daß ein dunkelmatt olivengrüner Ton entsteht. Korrekturen sind überall zulässig, man wische die zu ändernde Stelle einfach mit dem mit Terpentin angefeuchteten Läppchen rein.

Ist die Arbeit vollendet, lasse man sie an einem staubfreien Orte trocknen und überziehe sie dann mit französischem Retouchierfirnis oder Dammarlack. Beim späteren Reinigen wird die gemalte Glocke nur trocken abgewischt und wenn es ganz notwendig wird, mit einem weichen Schwamm und Regenwasser abgewaschen.

Die Tulpen- oder Kugelformen, wie sie heute zum großen Teil auf den modernen Petroleum- und Gaslampen sind, haben den zweifelhaften Vorzug, für unsere Augenärzte Patienten zu liefern; denn nichts ist schrecklicher, als das blendende Licht einer solchen Form ohne Schutz. Nun sind aber diese Glocken auch jedesmal geätzt und geblasen, es sind oft recht geschmackvolle Muster darauf, man würde mit einem Schirm alles dieses verdecken.

Um das geätzte Muster nun dem Auge zu erhalten und ein Hineinsehen ohne Blenden zu ermöglichen, bemalt man diese Muster ebenso mit Farben, in derselben Mischung wie oben beschrieben. Die Muster sind zu mannigfaltig, als daß hier eine bestimmte Farbenzusammensetzung angegeben

Fig. 5. Innere Seite der Glocke.

werden könnte; man muß dieses dem Arrangement des Einzelnen überlassen, und können die Farben sich nach Tapete und Zimmereinrichtung abtönen; zu bemerken ist aber noch, daß geätzte und geblasene Glaskugeln nicht mit Lack überzogen zu werden brauchen, da das rauhe Glas die Farbe sehr fest hält.

Oskar Hülcker.

Salon-Magie.

Von Alexander[1]).

Das mysteriöse Ei. Eine allerliebste Ueberraschung, die wohl um so mehr bei allen Amateuren der natürlichen Zauberkunst Anklang finden wird, als dieselbe keiner großen Geschicklichkeit bedarf und unter Zuhilfenahme einer kleinen Vorkehrung mit Leichtigkeit ausgeführt werden kann. Das Kunststück besteht zunächst darin, daß man ein frei in der Hand gehaltenes Taschentuch unerwartet in ein Ei verwandelt. Dies zu ermöglichen, hat man sich vorher von einem Klempner aus Messing- oder Zinkblech ein Ei herstellen zu lassen, welches aus zwei Hälften zusammengelötet und möglichst getreu der Form eines natürlichen Eies nachgebildet ist. Auf einer beliebigen Seite desselben muß der Klempner eine ovale Oeffnung (siehe Fig. 2) anbringen, die groß genug ist, um mit Leichtigkeit ein feines Taschentuch, — wo möglich das einer Dame — in das hohle Ei hineinschieben zu können. Ferner wird das künstliche Ei mit einem matten Oelfarbenanstrich versehen, der selbst in nächster Nähe den Glauben erregen muß, daß man ein natürliches Ei in der Hand habe. Das Verfahren ist nun folgendes: Das in der Linken verborgen gehaltene Ei wird rasch mit dem in der Rechten befindlichen weißen Taschentuche emporgehoben und so mit diesem zusammengebracht, daß beide Gegenstände sich innerhalb der zusammengehaltenen Hände befinden und größtenteils verdeckt werden. Dann drückt man, während die zusammengehaltenen Hände fortwährend hin und her bewegt werden, vermittelst der Daumen das Taschentuch allmählich in das Ei und präsentiert, wenn dies geschehen, dasselbe mit einer raschen Bewegung den Zuschauern. Es ist selbstverstanden, daß man vorher überlegt hat, in welcher Weise man das in dem Ei befindliche Taschentuch, sei es z. B. in der Tasche eines andern, in einer ausgehöhlten Apfelsine und dergl., wieder zum Vorschein zu bringen gedenkt.

Fig. 1.

Ein anderes Eikunststückchen, welches ob seines höchst komischen Charakters nie verfehlen wird, eine allgemeine Heiterkeit zu erregen, besteht in nachfolgendem.

Die Eivermehrung. Schneide den unteren Teil einer Eierschale soweit mit einer Schere vorsichtig ab, daß dir nur ein Segment von der Größe der nebenstehenden Zeichnung (Fig. 1) verbleibt. Fülle dasselbe mit geschmolzenem, weißen Wachse an, um es widerstandsfähiger zu machen. Gib nun an, durch das Verschlucken eines Eies eine beliebige Menge Eier zum Vorschein bringen zu wollen. Zu diesem Zwecke zeigst du, vor dem Tische sitzend, ein Ei und gibst dir den Anschein, dasselbe in den Mund zu stecken, während du in Wirklichkeit es unbemerkt auf den Schoß gelegt hast, auf welchem zu diesem Zwecke eine weiße Serviette oder Taschentuch ausgebreitet ist, welche nebenbei noch dazu dienen, eine größere Anzahl von Eiern hier vorrätig zu haben. Statt des Eies hast du nun aber bloß das erwähnte Stückchen Eischale in den Mund gebracht, welches du nun vorne zwischen den Lippen zeigst, wodurch jeder zu dem Glauben verleitet wird, du habest ein wirkliches Ei im Munde. Gib dir alsdann das Ansehen, dasselbe zu verschlucken, bei welcher Gelegenheit es dir möglich sein wird, das Schalenstückchen im Munde auf der Seite der Wange unterzubringen. Oeffne nach dem den Mund, sprich ein paar Worte, ergreife, während du wiederum vorne zwischen den Lippen das Stück Schale

Fig. 2.

[1]) Vergl. Heft 1 p. 225 dieses Jahrg.

zeigst, mit der Rechten ein Ei von dem Schoß, führe es, von der Hand verdeckt, rasch zum Munde, als ob du es dort in Empfang genommen, und lasse in der vorgeschriebenen Weise das betreffende Eisegment zurücktreten, um das Experiment, solange der Eiervorrat es gestattet, zum großen Amusement deiner Umgebung zu wiederholen. Mit dem letzten Ei entfernst du zugleich die im Munde befindliche Schale.

Der gestirnte Himmel im Monat November.

Auch in diesem Monat ist Merkur dem bloßen Auge noch unsichtbar. Venus dagegen wird immer länger am Abendhimmel verweilen, zuletzt über zwei Stunden. Mars geht schon vor Mitternacht auf und wird immer besser sichtbar, ebenso Jupiter, der zu Ende des Monats bei Sonnenaufgang im Süden hoch am Himmel glänzt. Von seinen Monden kann man den Eintritt in den Schatten sehen; beim ersten Jupitermonde am 5. November 5 Uhr 55 Minuten morgens, am 12. 7 Uhr 48 Minuten morgens, am 14. 2 Uhr 17 Minuten nachts, am 21. 4 Uhr 10 Minuten früh, am 28. 6 Uhr 3 Minuten früh. Diese Zeitangaben gelten für Berliner Uhr. Saturn ist während der ganzen Nacht am Himmel und bietet für die Beobachtung am Fernrohre einen sehr schönen Anblick dar. In diesem Monat sind die Nächte des 12. bis 14. durch Sternschnuppen ausgezeichnet, welche aus dem Bilde des großen Löwen ausstrahlen. Am 6. abends tritt der Neumond ein, am 14. abends das erste Viertel, am 22. morgens der Vollmond und am 29. morgens das letzte Viertel.

Seltsame Ohrgehänge [1].

Nur wenige unserer Schönen, die ihr rosiges Ohrläppchen mit einem kostbaren Diamantbouton oder sonst einem wertvollen Ohrgehänge schmücken, mögen eine Ahnung davon haben, daß sie damit einer aus ferner barbarischer Urzeit stammenden Sitte huldigen. In der That ist der Gebrauch unserer Damen, Ohrgehänge zu tragen, ein „Ueberlebsel“ im vollsten Sinne des Wortes, eine Sitte, die sich aus längst vergangenen Tagen, aus verschwundenen Kulturepochen in unsere Gegenwart herübergerettet hat und wohl endlich ganz verschwinden dürfte, wie ja schon jetzt es in der vornehmen Gesellschaft nicht an Damen fehlt, welche diesem Schmucke entsagt haben, und mit Recht das undurchbohrte und unverletzte Ohr als höhere Zierde erachten. Bei der noch vielfach herrschenden Sitte ist das Ohrgeschmeide auf geringe Dimensionen zusammengeschrumpft und zu seiner Befestigung genügt die kaum sichtbare Oeffnung, welche der Durchstich einer mäßig dicken Nadel hinterläßt. In älterer Zeit jedoch war dem nicht so und auch viele Naturvölker, an welchen wir die Sitten überwundener Gesittungsstadien studieren können, begnügen sich nicht mit so bescheidenem Zierrat. Zwar nicht an Kostbarkeit des Materiales, wohl aber Umfang übertreffen ihre Ohrgehänge die unserigen weitaus, denn sie verstehen alle möglichen Dinge, wie Steine, Holzstücke, Knochen u. dergl., ganz abgesehen von Stroh- oder Grashalmen, Blumen u. s. w. in ihr Ohr zu praktizieren. Natürlich erfordern solche Gegenstände auch eine viel größere Weitung der Ohröffnung und diese kann nur künstlich erzielt werden, indem man in die anfänglich kleine Durchbohrung allmählich immer stärkere

Ohrenstrecker.

Gegenstände einführt, bis die durch die Mode erheischte Dimension erreicht ist. Auf den Südseeinseln, in Südamerika und auch in Afrika kennen wir Stämme, welche es in diesem Punkte zu ganz respektablen Leistungen bringen, so daß bei einigen z. B. das Ohrläppchen bis zur Schulter herab ausgedehnt wird und die Oeffnung in demselben mehr denn 5 cm beträgt. Eine der auffallendsten dieser systematischen — Verunstaltungen, dürfen wir wohl sagen — lernte der verdienstvolle englische Reisende Joseph Thomson ganz jüngst bei dem berüchtigten Räuber- und Kriegervolke der Massai in Ostafrika kennen, indem das Ohr von Kindheit an durch einen elfenbeinernen Ohrstrecker zu der erforderlichen Größe gebracht wird. Wie bei fast allen niedrig stehenden Völkern sind es beide Geschlechter, nicht bloß die „schönere“ Hälfte, welche sich in solcher Weise „schmücken“, wie ja denn auch in einzelnen Gegenden unseres Erdteiles sich zumeist in den unteren Volksschichten die Sitte erhalten hat, wonach die Männer, wenigstens auf einer Seite, einen Ohrring tragen. Der zum Krieger beförderte Massaijüngling legt nun anstatt des bisher gebrauchten Ohrstreckers einen dicken, von einer Quaste von Eisenketten geformten Ohrschmuck an, wie ihn unsere Abbildung zeigt, und erst bei der Verheiratung weicht derselbe bei beiden Teilen einer doppelten Scheibe von spiralförmig aufgewundenem Kupferdraht, wie wir sie an dem Kopfe sehen, welcher eine verheiratete Frau darstellt. An dem Ohrschmucke vermag man also bei den Massai gewissermaßen die Lebensstellung jedes Einzelnen abzulesen.

F. v. H.

Ohrenstrecker.

[1] Durch Massailand. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen Kilima-Ndjaro und Viktoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884, von Joseph Thomson. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. v. Freeden. Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1885. 8⁰. Wir entnehmen diesem in jeder Hinsicht sehr empfehlenswerten Buche die Illustrationen zu der kleinen Notiz über Ohrgehänge.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Jagdessen.

Kramtsvögel-Suppe. Man brate zu Suppe für sechs Personen vier bis sechs Vögel mit einer Handvoll zerquetschter Wachholderbeeren in Butter, stoße sie nach Entfernung des Magens im Mörser und dämpfe dies dann gehörig in der Butter, worin die Vögel gebraten worden; rühre es mit der nötigen Bouillon an, lasse gut durchkochen und gebe es durch ein Sieb; ziehe die Suppe mit drei Eidottern ab und richte sie über in Butter geröstete, rund ausgestochene Weißbrotscheibchen an.

Wiener Pfaffenschnitzel. Man löse von ein paar schönen, recht saftig und spröde gebratenen Gänsen, so wie sie fertig und eben vor dem Servieren, die Brust aus, schneide sie der Länge nach in halbfingerdicke Schnitten, an deren jeder ein Stückchen Haut bleiben muß und richte sie zierlich an. Der beim Schneiden entquollene Saft wird mit einem wallnußgroßen Stückchen Butter und einem Theelöffel voll Fleischextrakt aufgekocht, mit etwas weißem Pfeffer und dem Safte einer halben Citrone gewürzt und über die Schnitzel gegossen. Aus den Resten der Gänse bereitet man gern ein Salmy, teilt sie dazu in nette Stücke und bestreut diese mit einer Mischung von Salz und Cayennepfeffer, fügt ein halbes Glas Olivenöl, ein Glas Rotwein und den Saft einer Citrone dazu und schwingt es über frischem Feuer, bis es sehr heiß ist.

Rindsfilet mit Mayonnaise. Man häute und spicke ein schönes Filet, lege es in recht heiße Butter und stelle es in den wohlgeheizten Backofen (Röhre), daß es rasch zubrate und innen recht saftig, nach Geschmack auch noch ein wenig blutig sei, richte es dann rasch auf erwärmter Schüssel an, schneide es in zwei querfingerbreite Scheiben, schiebe es wieder zusammen und serviere eine Mayonnaisesauce dazu, besonders nachfolgende, kann es auch kalt geben, wo dann die Sauce darüber gegossen wird, doch ist es warm vorzuziehen.

Mayonnaise-Sauce mit Häring. Man verklopfe vier rohe Eidotter recht kräftig und rühre einen Theelöffel feinstes Oel daran und zwar so lange, bis von demselben nichts mehr zu sehen ist, worauf man wieder einen Theelöffel voll dazu rührt und so fort, bis man einen festen Teig hat, der sich gleich einem gebrühten Teig von der Schüssel ablöst; dann darf man etwas mehr Oel hinzuthun bis zur gehörigen Konsistenz, sowie den Saft einer Citrone, Essig und Senf nach Geschmack und zuletzt einen so fein wie nur möglich gehackten Häring.

Auch sehr gut zu Roastbeef und gekochtem Rindfleisch.

Rotkohl mit Kastanien und Hasenkoteletten. Man nehme von zwei bis drei Köpfen Rotkohl (rotem Kappus) die rauhen Blätter, teile jeden Kopf in vier Stücke und schneide oder

hoble ihn, nachdem der Strunk herausgenommen, fein; röste dann zwei Eßlöffel fein geschnittene Zwiebeln in 125 Gramm Butter gelb, thue den schnell gewaschenen Kohl hinein, dann ein Glas Weineſſig, ein Glas guten Rotwein, 30 Gramm Zucker und Salz, vermenge es mit zwei geschälten und in feine Scheibchen geschnittene Aepfeln und dämpfe es auf mäßigem Feuer bei öfterem Umrühren langsam weich. Kurz vor dem Anrichten bestäube man es leicht mit Mehl und wenn es damit noch fünf Minuten gedämpft hat, so richte man es kranzförmig an, gebe Kastanien gehäuft in die Mitte und garniere es mit Hasenkoteletten.

Die Kastanien, etwa $1/2$ Kilo, werden abgeschält und solange in kochendes Wasser gethan, bis sich auch die zweite Haut mit einem Tuche abstreifen läßt; dann wasche man sie und lege sie auf ein Tuch zum Abtropfen, rühre 60 Gramm frische Butter und einen Eßlöffel gestoßenen Zucker langsam auf gelindem Feuer, bis der Zucker sich lichtbraun gefärbt hat, und gieße $1/8$ Liter Bouillon daran, thue die Kastanien hinein, bestreue sie mit etwas Salz und lasse sie so dämpfen, bis die Brühe eingedämpft ist und die Kastanien weich aber noch ganz sind.

Ostindischer Reis. Man koche $1/4$ Kilo gut gewaschenen besten Karolinareis in reichlich Wasser weich, doch müssen die Körner ganz bleiben, gieße ihn dann auf einen Seiher und lasse ihn kalt werden; koche unterdessen auch $1/4$ Kilo Zucker mit einem reichlichen Glase Wasser, bis er Fäden zieht, gebe ihn, wenn er etwas erkaltet ist, unter den Reis und danach ein Glas feinen Arrak, vermische es gut, menge zuletzt zu großen Würfeln geschnittenen eingemachten Ingwer darunter und richte ihn in einer Schale an. Der Reis darf nicht zu steif sein.

Chablisbowle. Man gebe in eine kleine Terrine 250 Gramm Zucker in Stücken, die sehr fein abgeschälte Schale einer Citrone und 4 Deciliter Wasser, gieße es, wenn der Zucker aufgelöst ist und es etwas gezogen hat, durch ein Sieb in die Bowle und füge zwei, bis aufs Fleisch geschälte und in Scheiben geschnittene Citronen und drei Flaschen Chablis hinzu.

Die Waldschnepfe.

Wer den eigentümlichen Reiz kennt, welchen die Jagd der Waldschnepfe auf den Weidmann ausübt, der allein kann das gerechtfertigte Bedauern begreifen, mit welchem der ober- und mitteldeutsche Jägersmann dieses interessante

Schnepfenei.

Wild in langsamer aber sicherer Progression bei uns allmählich unrettbar verschwinden sieht. Beinahe alle Wildarten lassen sich durch schonende Hege einigermaßen bei uns acclimatisieren, nur nicht dieser scheue und ungesellige Zugvogel, den wir vorzugsweise nur im Frühling und Herbst auf seinen Wanderungen in unseren Revieren treffen und der uns daher selbst eine so kurze Jagdzeit vorschreibt, dessen Grenzen der bekannte Jägervers von „Oculi“ und „Palmarum“ festsetzt. Alle bisher angestellten Versuche, die Waldschnepfe an gewisse Oertlichkeiten zu binden, sind fehlgeschlagen. Mit wahrer Herzensfreude hat da und dort schon ein Weidmann ein Gelege von drei bis vier gefleckten Eiern der Waldschnepfe in dem kunstlosen Neste gefunden und ungestört ausbrüten lassen, in der Hoffnung, daß die ausgeschlüpften Vögel ihren Stand halten und nach ihrem Winterzuge dahin zurückkehren würden, und hat sich hernach in seinen Erwartungen getäuscht gesehen, denn im folgenden Jahre kehrten keine Schnepfen an die Brutstätte zurück, sei es, daß die Vögel im fernen Süden der ihnen geltenden eifrigen Verfolgung erlagen, sei es, daß der scheue Vogel launenhaft an seinem Brutorte vorüberzieht und des Ortssinns ermangelt!

Darum nützt der deutsche Weidmann auch die kurze Streifzeit der Waldschnepfe bestmöglich und mit besonderem Eifer aus. Der Anstand auf streichende Waldschnepfen übt einen unbeschreiblichen Reiz. Nicht nur, daß der Weidmann nach mehrwöchentlicher Winterruhe zuerst wieder zur vertrauten Waffe greift, wenn der Josephstag herannaht, sondern der Anstand selbst hat für den Naturfreund seinen unwiderstehlichen Zauber. Da stehst du am frischen Frühlingsabend, wenn schon Lenzesahnung und Lenzeshauch durch den Forst gehen, im jungen Schlag oder am Waldesrand, deines scheuen vorsichtigen Wildes gewärtig. Die Sonne sinkt, wirft ihre Scheidestrahlen über die kahlen Wipfel und langsam senkt die Nacht ihren Dämmerungsschleier von feinflimmerndem Duft über Wald und Feld. Die Sänger des Waldes stimmen ihr Abendlied in den Zweigen an und ein Vogel um den andern verstummt. Jetzt kommt die kurze Frist heran, während welcher die Schnepfe streicht, die sich meist schon von fern durch ihren Ruf anmeldet. Jetzt segelt sie in raschem Zickzackfluge heran und es erfordert alle Schützenkunst, sie sicher herunterzuholen, daß der aufmerksame Hund sie apportieren kann. Die Beute ist nicht groß, aber sie ist doch ein Triumph der Beharrlichkeit und Behendigkeit, der sichern Hand und des sichern Auges.

Allein der Weidmann sucht um diese Jahreszeit und im Beginne des Herbstzuges aber auch die wandernde Waldschnepfe mit dem Vorstehhund auf oder läßt sie sich treiben. Die erstere Methode, das Buschieren, ist eine der interessantesten und aufregendsten Arten des Weidwerks, erfordert Ausdauer, scharfe Sinne, Geistesgegenwart und einen raschen sichern Schuß, um die vor dem Hunde aufstehende Schnepfe herunterzubringen, bevor sie in ein- und ausspringenden Winkeln sich hinter die schützenden kahlen Baumkronen schlägt und vor den Schroten sicher ist. Ein gleiches gilt auch vom Treiben im jungen Holz und Busch, wo sich der sichere und rasche Schütze erproben kann, und beide Arten der Schnepfenjagd haben daher auch ihre leidenschaftlichen Verehrer. Man kann füglich sagen, daß die Schnepfenjagd unter allen Umständen zu den Feinheiten und zu dem Ausgewähltesten der Federwildjagd gehört und einen Maßstab für den Bildungsgrad und die noble Passion des echten Weidmanns bildet.

Anderes Wild mag reicher lohnen, aber keines gewährt dem gebildeten, feinfühligen, naturfreundlichen Jäger mehr Genuß und wird von ihm höher gewertet, und in dem alten scherzhaften Spruche: daß einem die gebratenen Schnepfen nicht in den Mund fliegen, liegt darum noch eine tiefere, sinnigere Bedeutung, als die im Wortlaut liegende! Otfrid Mylius.

Waldschnepfen.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

Weltpost.

F. R. in L. Vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen.

J. M. in B. Dankend abgelehnt.

C. K. in D. Wohl die jüngste Photographie des deutschen Kaiserpaares ist die bei Johannes Schuth in Koblenz erschienene Momentaufnahme des Photographen W. Erlemann. Das sehr gelungene Bild zeigt die Majestäten im offenen Wagen bei einer Fahrt durch die Rheinanlagen in Koblenz. Soviel uns bekannt, existiert kein Bild, auf dem die Majestäten zu gleicher Zeit aufgenommen wurden, die sonstigen Photographien, welche das kaiserliche Paar darstellen, sind Zusammenstellungen. Das Blatt in Kabinettformat kostet 2 M.

E. B. in L. Ihr Gedicht entspricht in keiner Weise den Anforderungen, die wir stellen müssen. Sie geben Worte, aber keine Empfindungen.

H. K. in A. Dank für die Mitteilung. Eine Berichtigung war bereits vorbereitet.

G. C. in R. Die eingesandten Gedichte zeigen keine Eigenschaften, die es wünschenswert scheinen ließen, daß Sie nach dieser Richtung hin weiter thätig sind. Alles anempfunden, nichts Ursprüngliches.

G. W. in G. Dazu hätten wir gar kein Recht; sammeln uns diese Proben des „Blödsinns" auch selbst.

J. B. in C. Wir bedauern, dafür keine Verwendung zu haben. Für die Epistel an die Redaktion Dank. Daß Sie übrigens gleich einen ganzen Band von Gedichten bei uns gedruckt sehen wollen, überschreitet die kühnsten Erwartungen, die wir jemals glaubten an die — — — Naivetät eines Weltpostmitarbeiters stellen zu dürfen. Hier hätte Ben Akiba nicht recht behalten mit seinem „Alles schon dagewesen".

L. F. in W. Die Dechiffrieraufgabe haben wir gern acceptiert.

R. F. in O. „Herr! dunkel ist der Rede Sinn!" Lassen Sie das Dichten, manchen gelingt's beim besten Willen nicht, so z. B. Ihnen.

St. C. Sie Achtzehnjähriger wollen einen guten Rat? Hier ist er: Werden Sie älter!

J. A. in B. Das geht leider aus technischen Gründen nicht. Zudem hat es doch gerade heute etwas Tröstliches, auch einmal eine Zeitschrift zu finden, die nicht aufschneidet.

W. St. in C. Sie wollen aus gutem Herzen dem Papierkorb neue Opfer zuführen? Das ist hübsch von Ihnen, aber es zeigt sich auch im vorliegenden Falle, daß sich die Liebe nicht zwingen läßt.

A. D. in Cz. Ihr sehr beweglicher „Wunsch" beginnt und schließt:

„Unter einer Trauerweide
Möcht' ich gern begraben sein."

Wir haben dagegen nichts einzuwenden, wünschen im Gegenteil Ihnen und verwandten Dichtern von Herzen, daß sie sich begraben lassen.

J. K. in F. Ein größeres Werk über Angra Pequena kennen wir nicht, dagegen empfehlen wir Ihnen die kleinen Schriften von Fabri, Rohlfs, Büttner, Olpp u. a.

J. Sch. in F. Es ist ganz unmöglich, darüber eine Auskunft zu geben.

Mehrjährig. Abonnent in Dortmund (siehe Märzheft c.) wolle gefälligst benachrichtigt werden, daß Unterzeichneter von einem Sortiment von über 200 ausgewählten Remontant-, Bourbon-, Noisette- und Theerosen sorgfältig an der Sonne getrocknete Blätter im Gewicht von etwa 10 kg im bevorstehenden Herbst abzugeben hat und Offerten entgegennimmt. Küsnacht, Zch., 4. August 1885. Stillfried.

C. M. in B. Es gibt für alle Fragen der Berufswahl kein empfehlenswerteres Buch als „Was willst du werden? Die Berufsarten in ihren Licht- und Schattenseiten, besprochen und geschildert von V. Barnewitz, Direktor Dr. Büchner, Luise Büchner †, Direktor J. Düringer †, Pfarrer G. Engelbach, Oberbaudirektor Franzius, Realschuldirektor Dr. Th. Gelbe, F. Schotte, R. Haupt, Oberlandesgerichtsrat Dr. Heinzerling, Finanzrat Hörr, Oberförster Joseph, Direktor Ludwig †, Dr. Bruno Meyer, Generalarzt Dr. Plagge †, R. Schaum, Direktor B. Scholz, Prof. Dr. Thiel, Konteradmiral Werner u. a. Ein Ratgeber und Führer für junge Leute, sowie für Eltern, Vormünder und Erzieher, herausgegeben von Mentor", welches bei Karl Köhler in Darmstadt erschienen ist und die Berufsarten der verschiedensten Gebiete in einer Weise charakterisiert, daß es keine Mühe macht, danach den rechten Beruf für einen Sohn oder Schutzbefohlenen zu finden.

E. L. in H. Das Lehrbuch der Chronologie von Brinkmeier dürfte Ihnen wohl Auskunft geben. Der Name des Direktors ist uns nicht bekannt.

Weltpost.

R. Z. in B. „Der lyrische Dichter" nennen Sie Ihre Dichtung. Der Leser wird daraus wenigstens das eine ersehen, daß wir für die Weltpost nichts zu erfinden brauchen, sondern an den Einsendungen gerade genug haben.

Der mag das größte Lied vollenden,
Dem glücklich wohnt in seiner Brust,
Hineingelegt von Götterhänden,
Der höchste Schmerz, die höchste Lust,
Die er gelockt in gold'ne Zeilen,
Läßt, wie der Dichtkunst Geist ihn lehrt,
Dahin im mächt'gen Strome eilen,
Von Himmelsschönheitslicht verklärt:
Daß uns, von tiefem Weh erschüttert,
Das Auge voll von Thränen steht
Und dann, von hoher Freud' durchzittert,
Ein Jauchzen durch die Seele geht.

C. W. in O.-H. Ihnen ist nicht zu helfen, obgleich Sie uns ein gar bewegliches Lied von der Heilung singen:

Wenn dich düstere Sorgen quälen,
Und vor bitterem Herzeleid
Thränen sich dir ins Auge stehlen,
Flieh' dann hinaus gar weit, gar weit.

Wir folgen Ihrer Aufforderung, obgleich uns nicht „düstere Sorgen", sondern nur Ihre schlechten Gedichte quälen.

Ferehrter Herr bangsiohnirter Schdadtrath!

Ihr Schreibebrief an der Redaction im Octoberheft ist mir auf dieser weise gefelligst zu Gesichte gekommen und es hat' mir in meine künstlerische Protougziohn doch 'n bischen unangenehm frappiehrt, daß Sie mir mit meinen von Ihnen sogenannten Dialekt unter den Augen treten.

Ja, mein ferehrter Baul Miller, bangsiohnirter Schdadtrath, ich bin auf meiner drahmatischen Kunstreisen in den ferschiedensten Oertern unsers lieben Vaterlandes gekommen und ich hab' mir in's Sächsische so gut wie in's Würtenbergsche und Preusche von den fremdlen und verschständigen Leuten Rausrufungen und Loohrbeerkränze geholt und manchmal auch von den andern, die nix davon verschstehn Auszischungen und Grobheiten und, sehn Sie, 'n Wunder war's nicht, wenn mir daderbei so'n bischen von allerlei Dialekte zwischen die Zähne kleben geblieben wär.

Aber nee, mein ferehrter Herr Baul Miller, bangsiohnirter Schdadtrath, ein Mensch, der'n Rang in der deutschen Litteratuhr einnimmt wie Fritze Kulasch, der schreibt keinen andern Dialekt als den reinen deutschen Dialekt. Nee, das kommt mir grad so vor, als wenn einer sagen wollt, den Schiller seine Maria Schstuard oder Göthes Ifigehnia wär auch 'n Dialekt, weil sie manchmal so komisch abgebrochen in der andern Reihe runterschprechen, was man aber ganz einfach in der feineren Litteratuhr 'n Jambus nennt — Jawoll! Na, wissen Sie, ich will meine Wenigkeit ja nicht mit diese verschstorbene Schriftschsteller vergleichen, aber wenn einer sagt, wir drei hätten Dialekt geschrieben und kein reinlichstes Deutsch, — na, ferehrter Herr Baul Miller, bangsiohnirter Schdadtrath, denn machen Sie mir mal das Vergnügen mit 'n Glas Bier oder Eiergrokk, dann werd ich Ihnen mal aus 'n ander setzen, wieso ein originahler und genihaler Mensch seinen apparten Schstiehl schreibt, was dann gewöhnliche Menschen for 'n Dialekt ansehn. —

Und nu sein Sie gegrüßt und sein Sie mir nicht böse und lassen Sie Ihre hochgeschätzte Bauline mich auch 'n mal „mei Mebbelchen" nennen.

Ihr ganz ergebenster
Fritze Kulasch.

J. in W. (Berichtigung zu Heft 12.) Was die Farbe der Negerkinder betrifft, so ist dieselbe in frühester Jugend nicht schwarz, sondern nach Pruner Bey rötlich, gemengt mit Nußbraun. Im Sudan stellt sich die vollständig dunkle Färbung schon mit dem ersten, in Unterägypten erst mit dem dritten Jahre ein. Auch Camper sah ein Negerkind rötlich geboren werden, sich zuerst an den Rändern der Nägel, am fünften und sechsten Tage allmählich am ganzen Körper färben. Vgl. auch Falkenstein, Afrika; Darwin, Ursprung des Menschen.

H. in P. Leider machen es technische Gründe unmöglich, Ihrem Wunsche Folge zu geben.

H. B. in Z. Geht im Problem Nr. 13 der schw. König im dritten Zuge nach e5, so erfolgt das Matt durch 4. Sg1 — f3.

R. S. in L. Als guter Jägerianer wird es Sie freuen, zu hören, daß der Firma W. Benger Söhne in Stuttgart neuerdings auf der Weltausstellung in Antwerpen für ihre Normal-Trikot-Wäsche (System Prof. Dr. Jäger) wiederum die höchste Auszeichnung „Das Ehrendiplom" zu teil wurde.

Weltpost.

W. R. in H. Wir möchten Ihnen sehr raten, dem italienisch-deutschen Lexikon von Valentini den Vorzug zu geben.

R. M. in W. Das reizende Preisrätsel in Heft 1 hat den bekannten Dichter Dr. Alfr. Friedmann zum Verfasser.

T. in W. Sie haben recht! Die Bilder zu Dahns Harald und Theano, welche wir im vorigen Hefte brachten, sind einer Prachtausgabe des Gedichts entnommen, welche demnächst in dem renommierten Kunstverlag von Adolf Titze in Leipzig erscheint. Das Werk hat uns in den Aushängebogen vorgelegen und können wir es so aus eigener Anschauung warm empfehlen.

C. G. in L. Können wir leider nicht verwenden, es sind einige Härten in dem Gedicht, die uns stören, auch fehlt dem Ganzen die Originalität.

A. Z. in F. Sie finden eine Anzeige des Apparats in einer früheren Nr. dieser Zeitschrift, aus der Sie Näheres ersehen können. Am besten ist es, Sie wenden sich an den Fabrikanten selbst.

R. H. in Z. Der 24. Februar ist das rechte Datum.

W. in M. Edwin Bormanns in unserer Zeitschrift erschienenes „Heimliches Lied" hat in Edwin von Gersdorff einen begabten Komponisten gefunden. Die für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte berechnete Komposition ist im Verlag von Georg Bratfisch in Frankfurt a. O. erschienen.

M. E. in T. Besten Dank für die ausführlichen Auseinandersetzungen. Die starke Betonung des geographischen Elements wird begründet durch das allgemeine Interesse, das an demselben genommen wird und weil sich die Stoffe dieses Gebiets zur Illustration besonders eignen. Daß auch Ihren Wünschen Rechnung getragen wird, beweist gleich der Dürer-Artikel des vorliegenden Hefts. Auch Ihre sonstigen Anliegen sollen in Erwägung gezogen werden; ist es uns doch allzeit eine liebe Aufgabe gewesen, den Wünschen unserer Freunde zu entsprechen.

C. F. in P. Die genaue Aufzählung aller Werke, welche Ihnen dienlich sein könnten, Ihren Wissensdrang zu befriedigen und deren Studium es Ihnen möglich machte, später das Abiturientenexamen zu bestehen, müßte hier zu weit abführen, ganz abgesehen davon, daß es kaum möglich ist, ohne einige Kenntnis der Persönlichkeit das Geeignete auszuwählen. Ihre Sprachstudien setzen Sie jedenfalls fort und treiben Sie daneben vor allem Geschichte, die Ihren Gesichtskreis erweitern und Ihnen eine Wissensbasis schaffen wird, auf der Sie mit Erfolg weiter bauen. Mit dem Studium philosophischer Werke sollten Sie nicht zu früh anfangen. Sie können damit, bei mangelndem rechten Verständnis, an Ihrem Geiste mehr verderben als bessern.

S. G. K. in W. Solche Aeußerungen der Dankbarkeit sind die Sonnenblicke im sonst recht trübseligen Redaktionsleben. Bleiben Sie Ihrer „Weltbibel" und uns treu.

M. U. in L. Ihre Lösung, verehrte Frau, ist die richtige. Möge Ihnen nun ein glückliches „Los" beschieden sein. Für Ihre Anerkennung besten Dank, hoffentlich ist Ihr Gatte, dessen Grüße wir bestens erwidern, der gleichen Meinung.

P. in R., B. L. in A., A. L. in C., D. in R. Besten Dank für die gütigen Mitteilungen, die mit Dank verwendet werden.

W. H. in R. Vielen Dank für den Ausschnitt. Da hört denn doch alles auf und die alte Wahrheit findet neue Bestätigung: Die Dummen werden nicht alle!

R. C. in K. Auch Ihnen können wir nur bestens die schon früher an dieser Stelle citierte Hübnersche Statistische Tabelle (Frankfurt a. M., Rommel) empfehlen.

C. D. in R. Wir haben Ihren Brief sogleich an unseren Mitarbeiter gelangen lassen.

C. R. in W. Vielen Dank für die freundlichen Worte. Der betreffende Romanschriftsteller wird gewiß niemals unserem Blatte fremd werden.

H. L. in B. Ein solches Mißgeschick war freilich nicht zu erwarten.

A. K. in H. Bedauern, das Palindrom nicht verwenden zu können, da wir zuviel haben.

J. H. in W. Wir bedauern, in betreff der angebotenen Rätsel von Ihrem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

H. St. in F. Nicht verwendbar.

G. B. in F. Doch! Nur etwas beschränkt, da die Erfahrung lehrte, daß nicht von allgemeinem Interesse.

J. C. A. in B., R. Sch. in D. Bewahren Sie uns, bitte, die freundliche Gesinnung auch fernerhin.

Weltpost.

C. R. in R. Gleichzeitig mit der Buchausgabe des bei uns erschienenen Ernst Ecksteinschen neuen Romans „Aphrodite" wird in New York und London eine englische, in Stockholm eine schwedische und in Arnheim eine holländische Uebersetzung erscheinen. Eine dänische Uebersetzung ist in Aussicht. Wir erblicken auch in dieser Thatsache den erfreulichen Beweis, daß man den besseren Erscheinungen unserer belletristischen Litteratur nun auch im Auslande mehr und mehr die verdiente Beachtung schenkt.

Totenkopf. Zu der betr. „Weltpostnotiz" des Heftes 12 über den Totenkopf erhalten wir folgende Berichtigung:

In engen Behältern eingeschlossen oder gereizt, auch im Moment der Tötung des Totenkopfs mittels Schwefeläther oder sonstiger schnellwirkender Mittel, gibt der Totenkopf einen sehr deutlich vernehmbaren klagenden, oder auch wohl schrillen Ton von sich, meiner Ansicht nach am besten vergleichbar mit dem plötzlich abgebrochenen Zirpen einer Heuschrecke oder dem pfeifenden Laut eines gefangenen und zwischen den Fingern gehaltenen Bock- oder Kolben- (Wasser-) Käfers, aber in doppelt, auch dreifacher Verstärkung. Je stärker übrigens das Exemplar, desto vernehmbarer der Ton. Der Totenkopf ist auch keineswegs der einzige Schmetterling, welcher die erwähnte Eigenschaft besitzt. Einige brasilianische und ein japanesischer Nachtfalter „singen" ebenfalls, wenn man dieses Wort anwenden kann, erstere sogar gelegentlich der Begattung, wenn das Weibchen vom Männchen verfolgt wird. Einige Sammler wollen auch einen anderen einheimischen Nachtfalter singen gehört haben und zwar den grauen Weidenbohrer (Bombix ossus), doch habe ich an den von mir erbeuteten Exemplaren diese Eigentümlichkeit nicht bestätigt gefunden.

Der Laut, den der Totenkopf von sich gibt, wird nicht, wie man früher allgemein annahm und auch teilweise noch heute glaubt, durch Reibung einzelner Körperteile hervorgebracht, sondern ist so zu sagen ein richtiger „Brustton" und entsteht dadurch, daß das Tier Luft aus der einen verhältnismäßig sehr großen Raum des Körpers füllenden Saugblase durch eine Rasselspalte entweichen läßt. Einen fast unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit dieser neueren Annahme dürfte die von mir wiederholt beobachtete Thatsache ergeben, daß die einzelnen Töne von überaus ungleichmäßiger Dauer sind, welche bis zu einem Verhältnis von 1 : 6 variieren. Ich finde diese Beobachtung sonst nirgends erwähnt, und führe sie deshalb aus dem oben angegebenen Grunde an. Sie beweist nämlich, daß der Schmetterling es in seiner Gewalt hat, die Töne lang oder kurz andauern zu lassen, was, wäre Reibung deren Ursache, nicht oder doch nicht in dem Maße möglich sein dürfte. Uebrigens ist während der Dauer des „Singens" selbst bei der schärfsten Beobachtung oft nicht die geringste Bewegung irgend welcher Körperteile wahrzunehmen, welche für die Entstehung des Tones durch Reibung spräche. Auch reagiert der Totenkopf auf den länger oder kürzer anhaltenden Druck des Fingers bis zu einem gewissen Grade meist mit entsprechender Dauer des „Singens."

H. E. in St. Wir werden Ihres Wunsches eingedenk sein.

C. v. M. Dazu lag doch eigentlich kein Grund vor, neben dem Porträt des Prinzen Friedrich Karl auch solche seiner Familie zu bringen. Nach Ihrem zweiten Wunsch zu urteilen, sind wir durch Aufnahme des Heigelschen Artikels in diesem Hefte, ohne es zu wissen, Ihnen gefällig gewesen. Ueber eine Bezugsquelle der besten Wiener Möbel wissen wir leider nichts zu sagen, weiß es vielleicht einer unserer Leser?

Elsäßer. Da wäre Ihnen besonders das Langenscheidtsche Notwörterbuch der französischen Sprache zu empfehlen.

Anonymo. Ob Sie nicht selbst gesündigt haben, daß Sie sich so warm der Delinquenten der Weltpost annehmen? Das „blauend", was Sie in dem Gedichte rügen, ist ganz gebräuchlich und von zahlreichen namhaften Dichtern angewendet worden. Was ist auch daran auszusetzen?

St. in W. Vielen Dank für die Mitteilung über unseren so schrecklich ums Leben gekommenen Mitarbeiter Dr. E. Zsigmondi, der am 9. August bei einer Besteigung des Pic de la Maye 700 m tief abstürzte. Mit unseren Angaben über das traurige Ereignis würden wir aber doch wohl zu spät kommen, nachdem die Tagesblätter ausführliche Berichte gebracht haben. Besonders eingehende Referate finden Sie in der Neuen Freien Presse.

O. H. in B. Vielen Dank für die freundliche Auskunft.

Weltpost.

M. S. in G. Welche Verheerungen die Dichteritis in einem Menschenkopf anrichten kann, läßt sich nicht beschreiben, sondern nur an Beispielen beweisen. Als solche Beispiele können Ihre beiden sog. Gedichte dienen, Sie „wonnig weinerlicher Winddichter" Sie.

1) Aus dem Leben.

Glöckchen tönt so feierlich
Im Dörfelein,
So wonnig weinerlich — (??!)
Was mag das sein?
Sieh, dort zur Kirche Hand in Hand
Geht ein junges Paar im Festgewand.
Ob Freud' ob Leid sie trifft im Leben
Zum treuen Bund sie sich die Hände geben.
Er wird des Weibes Schutz und Wehr
Und sie des Mannes Stütz' und Ehr'.

2. Der Wind.

1. Der Wind durchsaust die Lüfte,
Der Wind durcheilt das Meer;
Durchzieht Gebirg' und Klüfte
Und Wolken eilen hinterher.
2. Der Wind, der ist ein wunderbares Ding.
Er kommt, eh du's verseh'n,
Er ist, wie alle wunderbaren Dinge
Du kannst sie nicht versteh'n.
(Gilt auch vom Verfasser dieser „Dichtung".)
3. Das war das Lied vom Winde,
Ich hab's gelernt im Walde;
Das lernet man geschwinde,
Das Lied vom Winde lernt man balde.

Hoffentlich haben Sie noch etwas anderes gelernt, sonst ist es schlecht um Ihre Zukunft bestellt.

R. D. in L. Die im ersten Jahrgang pag. 274 abgebildete Prometheus-Gruppe von Prof. Eduard Müller, Original in der Nationalgalerie zu Berlin, ist daselbst im Auftrage der Gebrüder Micheli in Berlin kopiert worden. Die Kopie ist mit Genehmigung der Direktion der Nationalgalerie in einem Viertel der Größe des Originales, also 78 cm hoch modelliert worden und nach geschehener Prüfung von der oben genannten Direktion und den Professoren Schaper und Siemering als wohlgelungen und zur Verbreitung des Werkes geeignet befunden worden. Die ersten Abgüsse von Elfenbeinmasse sind im Erscheinen und übernehmen die Gebrüder Micheli in Berlin auch Garantie für den Transport.

Fritz Pfiffig teilt noch folgende Meidinger mit: 1) Camillus erat alter conditor Romae — Camillus war ein alter Konditor in Rom. 2) Capita liberorum censa sunt — die Kindsköpfe wurden gezählt. 3) Et impleverunt tota castra et quisque stabat in suo agmine — und sie machten das ganze Lager voll und jeder stand in seinem Haufen.

Fragen.

R. W. in B. wünscht Auskunft darüber, ob in Berlin ein englischer Konversationsklub besteht.

Antworten.

Als Beantwortung der Frage in Heft 12 von „Fels zum Meer" kann ich folgendes erwidern:

1) Das Kangaroo hat nichts anderes vor anderen Bicycles voraus, als daß man beim Fallen (was später selten vorkommt) gleich mit den Beinen den Erdboden berührt, d. h. steht. Was die Schnelligkeit anbetrifft, so ist sie bei dem Kangaroo genau dieselbe wie beim Bicycle.

2) Lernen und Fahren auf dem Kangaroo ist durchaus nicht leichter wie beim hohen Bicycle.

3) Unebenheiten auf der Chaussee merkt man ebensogut mit dem Kangaroo wie mit einem anderen Bicycle, doch etwas geringer sind sie auf dem Kangaroo deshalb zu bemerken, da es eine vorzügliche Sattelfeder besitzt, was man bei anderen Bicycles ebenfalls haben kann.

4) Das sogenannte „Vornübergehen" ist bei allen Bicycles möglich, wenn zwar nicht so leicht wie beim Kangaroo, doch ist bei einiger Vorsicht und Geistesgegenwart dergleichen leicht zu vermeiden.

5) Lassen Sie sich den Katalog von Haase & Stamm schicken (Berlin, Kommandantenstraße 48), darin werden Sie Preise rc. finden.

6) Nachteile des Kangaroos sind: Unelegantes Aeußere, besonders erregt es bei der Jugend großes Gelächter. Bei schmutzigem Wetter wird man selbst stark bespritzt und zuletzt ist es, was nicht zu übersehen ist, bedeutend teurer als ein ziemlich gutes Bicycle.

Wir bringen in dieser Angelegenheit noch eine zweite Zuschrift zum Abdruck: Unter dem Namen „Kangaroo" werden eine größere Anzahl „Sicherheits-Velocipede" in den Handel gebracht, welche durch Kettenübersetzung nach unten erwachsenen Personen gestatten, Zweiräder von nur 90, 95 und 100 cm Vorderradhöhe zu fahren. Der Vorteil liegt also hauptsächlich darin, daß man bei der Maschine bequem auf und ab steigen kann, der Fahrer mit den Füßen nahezu den Erdboden berührt, daher bei einem eventuellen Fall der Maschine durch Ausstrecken eines Fußes sofort auf der Erde steht, und außerdem durch die Lage des Sitzes **hinter** der Vorderradachse und entsprechende größere Belastung des Hinterrades ein „Ueberschlagen" fast unmöglich ist. Ferner kann man das Vorderrad nach Wunsch hoch und nieder, je nach Körperkräften und Terrainsverhältnissen übersetzen. Die mit diesen kleinen „Sicherheits-Bicycles" erzielten Geschwindigkeiten („Recoras") sind dieselben, welche mit regulären Bicycles erzielt werden.

Das „Sicherheits-Bicycle" eignet sich wie jedes Bicycle zu größeren Touren, wird jedoch von vielen der Sicherheit halber den regulären Bicycles vorgezogen, da es fast absolute Sicherheit gegen jeden Sturz bietet.

Unebenheiten des Bodens werden auf dem Sicherheits-Bicycle weniger als auf dem regulären Bicycle empfunden.

Ein hohes Bicycle, bei welchem das Ueberschlagen ebenso unmöglich, ist das Extraordinary.

Eine Zusammenstellung der verschiedenartigsten Velociped-Systeme bietet mein 52 Seiten starker Preis-Courant sowie die Kataloge der von mir vertretenen englischen Firmen, welche alle gratis und franko durch mich bezogen werden können.

Heinrich Kleyer,
Velociped-Fabrikant, Frankfurt a./M.

Nanna. Von Eugen von Blaas.

Er laßt die Hand küssen!

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

„So reden Sie denn in Gottes Namen," sprach die Gräfin, „ich werde Ihnen zuhören; glauben aber — nicht ein Wort."

Der Graf lehnte sich behaglich zurück in seinem großen Lehnsessel: „Und warum nicht?" fragte er.

Sie zuckte leise mit den Achseln: „Vermutlich erfinden Sie nicht überzeugend genug."

„Ich erfinde gar nicht, ich erinnere mich. Das Gedächtnis ist meine Muse."

„Eine einseitige wohldienerische Muse! Sie erinnert sich nur der Dinge, die Ihnen in den Kram passen. Und doch gibt es auf Erden noch manches Interessante und Schöne außer dem — Nihilismus." Sie hatte ihre Häkelnadel erhoben und das letzte Wort wie einen Schuß gegen ihren alten Verehrer abgefeuert.

Er vernahm es ohne Zucken, strich behaglich seinen weißen Bart und sah die Gräfin beinahe dankbar aus seinen klugen Augen an: „Ich wollte Ihnen etwas von meiner Großmutter erzählen," sprach er. „Auf dem Wege hierher, mitten im Walde, ist es mir eingefallen."

Die Gräfin beugte den Kopf über ihre Arbeit und murmelte: „Wird eine Räubergeschichte sein."

„O nichts weniger! So friedlich wie das Wesen, durch dessen Anblick jene Erinnerung in mir wachgerufen wurde. Mischka IV. nämlich, ein Urenkel des ersten Mischka, der meiner Großmutter Anlaß zu einer kleinen Uebereilung gab, die ihr später leid gethan haben soll," sagte der Graf mit etwas affektierter Nachlässigkeit, und fuhr dann wieder eifrig fort: „Ein sauberer Heger, mein Mischka, das muß man ihm lassen! Er kriegte aber auch keinen geringen Schrecken, als ich ihm unvermutet in den Weg trat — hatte ihn vorher schon eine Weile beobachtet ... Wie ein Käfersammler schlich er herum, die Augen auf den Boden geheftet und was hatte er im Laufe seines Gewehres stecken? denken Sie: — Ein Büschel Erdbeeren!"

„Sehr hübsch!" versetzte die Gräfin. „Machen Sie sich darauf gefaßt — in Bälde wandern Sie zu mir herüber durch die Steppe, weil man Ihnen den Wald fortgetragen haben wird."

„Der Mischka wenigstens verhindert's nicht."

„Und Sie sehen zu?"

„Und ich sehe zu. Ja, ja, es ist schrecklich. Die Schwäche liegt mir im Blut — von meinen Vorfahren her." Er seufzte ironisch und sah die Gräfin mit einer gewissen Tücke von der Seite an.

Sie verschluckte ihre Ungeduld, zwang sich, zu lächeln und suchte ihrer Stimme einen möglichst gleichgiltigen Ton zu geben, indem sie sprach: „Wie wär's, wenn Sie noch eine Tasse Thee trinken und die Schatten Ihrer Ahnen heute einmal unbeschworen lassen würden? Ich hätte mit Ihnen vor meiner Abreise noch etwas zu besprechen."

„Ihren Prozeß mit der Gemeinde? — Sie werden ihn gewinnen."

„Weil ich recht habe."

„Weil Sie vollkommen recht haben."

„Machen Sie das den Bauern begreiflich. Raten Sie ihnen, die Klage zurückzuziehen."

„Das thun sie nicht."

„Verbluten sich lieber, tragen lieber den letzten Gulden zum Advokaten. Und zu welchem Advokaten, guter Gott! . . . ein ruchloser Rabulist. Dem glauben sie, mir nicht, und wie mir scheint, Ihnen auch nicht, trotz all Ihrer Popularitätshascherei."

Die Gräfin richtete die hohe Gestalt empor und holte tief Atem. „Gestehen Sie, daß es für diese Leute, die so thöricht vertrauen und mißtrauen, besser wäre, wenn ihnen die Wahl ihrer Ratgeber nicht frei stünde."

„Besser wär's natürlich! Ein bestellter Ratgeber, und — auch bestellt — der Glaube an ihn."

„Thorheit!" zürnte die Gräfin.

„Wie so? Sie meinen vielleicht, der Glaube lasse sich nicht bestellen? . . . Ich sage Ihnen, wenn ich vor vierzig Jahren meinem Diener eine Anweisung auf ein Dutzend Stockprügel gab und dann den Rat, aufs Amt zu gehen, um sie einzukassieren, nicht einmal im Rausch wäre es ihm eingefallen, daß er etwas Besseres thun könnte, als diesen meinen Rat befolgen."

„Ach Ihre alten Schnurren! — Und ich, die gehofft hatte, Sie heute ausnahmsweise zu einem vernünftigen Gespräch zu bringen!"

Der alte Herr ergötzte sich eine Weile an ihrem Aerger und sprach dann: „Verzeihen Sie, liebe Freundin. Ich bekenne, Unsinn geschwatzt zu haben. Nein, der Glaube läßt sich nicht bestellen, aber leider der Gehorsam ohne Glauben. Das eben war das Unglück des armen Mischka und so mancher anderer, und deshalb bestehen heutzutage die Leute darauf, wenigstens auf ihre eigene Façon ins Elend zu kommen."

Die Gräfin erhob ihre nachtschwarzen, noch immer schönen Augen gen Himmel, bevor sie dieselben wieder auf ihre Arbeit senkte und mit einem Seufzer der Resignation sagte: „Die Geschichte Mischkas also!"

„Ich will sie so kurz machen als möglich,“ versetzte der Graf, „und mit dem Augenblick beginnen, in dem meine Großmutter zum erstenmal auf ihn aufmerksam wurde. Ein hübscher Bursche muß er gewesen sein; ich besinne mich eines Bildes von ihm, das ein Künstler, der sich einst im Schlosse aufhielt, gezeichnet hatte. Zu meinem Bedauern fand ich es nicht im Nachlaß meines Vaters und weiß doch, daß er es lange aufbewahrt hat, zum Andenken an die Zeiten, in welchen wir noch das jus gladii ausübten.“

„O Gott!“ unterbrach ihn die Gräfin, „spielt das jus gladii eine Rolle in Ihrer Geschichte?“

Der Erzähler machte eine Bewegung der höflichen Abwehr und fuhr fort: „Es war bei einem Erntefest und Mischka einer der Kranzträger und er überreichte den seinen schweigend, aber nicht mit gesenkten Augen, sah vielmehr die hohe Gebieterin ernsthaft und unbefangen an, während ein Aufseher im Namen der Feldarbeiter die übliche Ansprache herunterleierte.

„Meine Großmutter erkundigte sich nach dem Jungen und hörte, er sei ein Häuslerssohn, zwanzig Jahre alt, ziemlich brav, ziemlich fleißig und so still, daß er als Kind für stumm gegolten hatte, für dummlich galt er noch jetzt. — Warum? wollte die Herrin wissen; warum galt er für dummlich? . . . Die befragten Dorfweisen senkten die Köpfe, blinzelten einander verstohlen zu und mehr als: ‚So, — ja, eben so‘, und: — ‚je nun, wie's schon ist‘, war aus ihnen nicht herauszubringen.

„Nun hatte meine Großmutter einen Kammerdiener, eine wahre Perle von einem Menschen. Wenn er mit einem Vornehmen sprach, verklärte sich sein Gesicht dergestalt vor Freude, daß es beinahe leuchtete. Den schickte meine Großmutter anderen Tages zu den Eltern Mischkas mit der Botschaft, ihr Sohn sei vom Feldarbeiter zum Gartenarbeiter avanciert und habe morgen den neuen Dienst anzutreten.

„Der eifrigste von allen Dienern flog hin und flog her und stand bald wieder vor seiner Gebieterin. ‚Nun‘, fragte diese — ‚was sagen die Alten?‘ Der Kammerdiener schob das rechte, auswärts gedrehte Bein weit vor . . .“

„Waren Sie dabei?“ fiel die Gräfin ihrem Gaste ins Wort.

„Bei dieser Reverenz gerade nicht, aber bei späteren des edlen Fritz,“ erwiderte der Graf ohne sich irre machen zu lassen. „Er schob das Bein vor, sank aus Ehrfurcht völlig in sich zusammen und meldete, die Alten schwämmen in Thränen der Dankbarkeit.“

‚Und der Mischka?‘

‚O, der —‘ lautete die devote Antwort, und nun rutschte das linke Bein mit anmutigem Schwunge vor — ‚o, der — der laßt die Hand küssen.‘

„Daß es einer Tracht väterlicher Prügel bedurft hatte, um den Burschen zu diesem Handkuß in Gedanken zu bewegen, verschwieg Fritz. Die Darlegung der Gründe, die Mischka hatte, die Arbeit im freien Felde der im Garten vorzuziehen, würde sich für Damenohren nicht geschickt haben. — Genug, Mischka trat die neue Beschäftigung an und versah sie schlecht und recht. ‚Wenn er fleißiger wäre, könnt's nicht schaden‘, sagte der Gärtner. Dieselbe Bemerkung machte meine Großmutter, als sie einmal vom Balkon aus zusah, wie die Wiese vor dem Schlosse gemäht wurde. Was ihr noch auffiel war, daß alle anderen Mäher von Zeit zu Zeit einen Schluck aus einem Fläschchen thaten, das sie unter einem Haufen abgelegter Kleider hervorzogen und wieder darin verbargen. Mischka war der einzige, der diesen Quell der Labung verschmähend sich aus einem irdenen, im Schatten des Gebüsches aufgestellten Krüglein erquickte. Meine Großmutter rief den Kammerdiener. ‚Was haben die Mäher in der Flasche?‘ fragte sie. — ‚Branntwein, hochgräfliche Gnaden.‘ — ‚Und was hat Mischka in dem Krug?‘

„Fritz verdrehte die runden Augen, neigte den Kopf auf die Seite, ganz wie unser alter Papagei, dem er ähnlich sah wie ein Bruder dem anderen, und antwortete schmelzenden Tones: ‚Mein Gott, hochgräfliche Gnaden — Wasser.‘

„Meine Großmutter wurde sogleich von einer mitleidigen Regung ergriffen und befahl, allen Gartenarbeitern nach vollbrachtem Tagewerk Branntwein zu reichen. ‚Dem Mischka auch‘, setzte sie noch eigens hinzu.

„Diese Anordnung erregte Jubel. Daß Mischka keinen Branntwein trinken wollte, war einer der Gründe, warum man ihn für dummlich hielt. Jetzt freilich, nachdem die Einladung der Frau Gräfin an ihn ergangen, war's aus mit Wollen und Nichtwollen. Als er in seiner Einfalt sich zu wehren versuchte, ward ihm mores gelehrt, zur höchsten Belustigung der Alten und der Jungen. Einige rissen ihn auf den Boden nieder, ein handfester Bursche schob ihm einen Keil zwischen die im Grimm zusammengebissenen Zähne, ein zweiter setzte ihm das Knie auf die Brust und goß ihm so lange Branntwein ein, bis sein Gesicht so rot und der Ausdruck desselben so furchtbar wurde, daß die übermütigen Quäler sich selbst davor entsetzten. Sie gaben ihm etwas Luft und gleich hatte er sie mit einer wütenden Anstrengung abgeschüttelt, sprang auf und ballte die Fäuste . . . aber plötzlich sanken seine Arme, er taumelte und fiel zu Boden. Da fluchte, stöhnte er, suchte mehrmals vergeblich sich aufzuraffen und schlief endlich auf dem Fleck ein, auf den er hingestürzt war, im Hofe, vor der Scheune, schlief bis zum nächsten Morgen, und als er erwachte, weil ihm die aufgehende Sonne auf die Nase schien, kam just der Knecht vorbei, welcher ihm gestern den Branntwein eingeschüttet hatte. Der wollte schon die Flucht ergreifen, nichts anderes erwartend, als daß Mischka für die gestrige Mißhandlung Rache üben werde. Statt dessen reckt sich der Bursche, sieht den anderen traumselig an und lallt: ‚Noch einen Schluck!‘

„Sein Abscheu vor dem Branntwein war überwunden.

„Bald darauf, an einem Sonntag Nachmittag, begab es sich, daß meine Großmutter auf ihrer Spazierfahrt, von einem hübschen Feldweg gelockt, ausstieg und bei Gelegenheit dieser Wanderung eine idyllische Scene belauschte. Sie sah Mischka unter einem Apfelbaum am Feldrain sitzen, ein Kindlein in seinen Armen. Wie er selbst, hatte auch das Kind den Kopf voll dunkelbrauner

Löckchen, der wohlgebildete kleine Körper hingegen war von lichtbrauner Farbe und das armselige Hemdchen, das denselben notdürftig bedeckte, hielt die Mitte zwischen den beiden Schattierungen. Der kleine Balg krähte förmlich vor Vergnügen, so oft ihn Mischka in die Höhe schnellte, stieß mit den Füßchen gegen dessen Brust, und suchte ihm mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Augen zu fahren. Und Mischka lachte und schien sich mindestens ebensogut zu unterhalten wie das Bübchen. Dem Treiben der beiden sah ein junges Mädchen zu, auch ein braunes Ding und so zart und zierlich, als ob ihre Wiege am Ganges gestanden hätte. Sie trug über dem geflickten kurzen Rocke eine ebenfalls geflickte Schürze und darin einen kleinen Vorrat aufgelesener Aehren. Nun brach sie eine derselben vom Stiele, schlich sich an Mischka heran und ließ ihm die Aehre zwischen der Haut und dem Hemd ins Genick gleiten. Er schüttelte sich, setzte das Kind auf den Boden und sprang dem Mädchen nach, das leicht und hurtig und ordentlich wie im Tanze vor ihm floh; einmal pfeilgerade, dann wieder einen Garbenschober umkreisend, voll Aengstlichkeit und dabei doch neckend und immer höchst anmutig. Allerdings ist bei unseren Landleuten eine gewisse angeborene Grazie nichts Seltenes, aber diese beiden jungen Geschöpfe gewährten in ihrer harmlosen Lustigkeit ein so angenehmes Schauspiel, daß meine Großmutter es mit wahrem Wohlgefallen genoß. Einen anderen Eindruck brachte hingegen ihr Erscheinen auf Mischka und das Mädchen hervor. Wie versteinert standen beide beim Anblick der Gutsherrin. Er, zuerst gefaßt, neigte sich beinahe bis zur Erde, sie ließ die Schürze samt den Aehren sinken und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Beim Souper, an welchem, wie an jeder Mahlzeit der Hofstaat, bestehend aus einigen armen Verwandten und aus den Spitzen der gräflichen Behörden, teilnahm, sagte meine Großmutter zum Herrn Direktor, der neben ihr saß: Die Schwester des Mischka, des neuen Gartenarbeiters, scheine ihr ein nettes, flinkes Mädchen zu sein, und sie wünsche, es möge für die Kleine ein Posten ausgemittelt werden, an dem sie sich etwas verdienen könne. Der Direktor erwiderte: ‚Zu Befehl, hochgräfliche Gnaden, sogleich . . . obwohl der Mischka meines Wissens eine Schwester eigentlich gar nicht hat.‘

„‚Ihres Wissens,‘ versetzte meine Großmutter, ‚das ist auch etwas, Ihr Wissen! . . . Eine Schwester hat Mischka und ein Brüderchen. Ich habe heute alle drei auf dem Felde gesehen.‘

„‚Hm, hm,‘ lautete die ehrerbietige Entgegnung und der Direktor hielt die Serviette vor den Mund, um den Ton seiner Stimme zu dämpfen, ‚es wird wohl — ich bitte um Verzeihung des obscönen Ausdrucks, die Geliebte Mischkas, und mit Respekt zu sagen, ihr Kind gewesen sein.‘

Der unwilligen Zuhörerin dieser Erzählung wurde es immer schwerer an sich zu halten, und sie rief nun: „Sie behaupten, daß Sie nicht dabei waren, als diese denkwürdigen Reden gewechselt wurden? Woher wissen Sie denn nicht nur über jedes Wort, sondern auch über jede Miene und Gebärde zu berichten?“

„Ich habe die meisten der Beteiligten gekannt, und weiß — ein bißchen Maler, ein bißchen Dichter, wie ich nun einmal bin — weiß aufs Haar genau, wie sie sich in einer bestimmten Lage benommen und ausgedrückt haben müssen. Glauben Sie Ihrem treuen Berichterstatter, daß meine Großmutter nach der Mitteilung, welche der Direktor ihr gemacht, eine Wallung des Zornes und der Menschenverachtung hatte. Wie gut und fürsorglich für ihre Unterthanen sie war, darüber können Sie nach dem bisher Gehörten nicht im Zweifel sein. Im Punkte der Moral jedoch verstand sie nur äußerste Strenge, gegen sich selbst nicht minder als gegen andere. Sie hatte oft erfahren, daß sie bei Männern und Frauen der Sittenverderbnis nicht zu steuern vermöge, der Sittenverderbnis bei halbreifen Geschöpfen jedoch, der mußte ein Zügel angelegt werden können. — Meine Großmutter schickte ihren Kammerdiener wieder zu den Eltern Mischkas. Mit der Liebschaft des Burschen habe es aus zu sein. Das sei eine Schande für so einen Buben, ließ sie sagen, ein solcher Bub habe an andere Dinge zu denken.

„Der Mischka, der zu Hause war, als die Botschaft kam, schämte sich in seine Haut hinein. . .“

„Es ist doch stark, daß Sie jetzt gar in der Haut Mischkas stecken wollen!“ fuhr die Gräfin höhnisch auf.

„Bis über die Ohren!“ entgegnete der Graf, „bis über die Ohren steck' ich darin! Ich fühle, als wäre ich es selbst, die Bestürzung und Beschämung, die ihn ergriff. Ich sehe ihn, wie er sich windet in Angst und Verlegenheit, einen scheuen Blick auf Vater und Mutter wirft, die auch nicht wissen, wo ein und aus vor Schrecken, ich höre sein jammervoll klingendes Lachen bei den Worten des Vaters: ‚Erbarmen Sie sich, Herr Kammerdiener! Er wird ein Ende machen, das versteht sich, gleich wird er ein Ende machen!‘

„Diese Versicherung genügte dem edlen Fritz, er kehrte ins Schloß zurück, und berichtete, glücklich über die treffliche Erfüllung seiner Mission, mit den gewohnten Kniebeugungen und dem gewohnten demütigen und freudestrahlenden Ausdruck in seiner Vogelphysiognomie: ‚Er laßt die Hand küssen, er wird ein Ende machen.‘

— „Lächerlich!“ sagte die Gräfin.

„Höchst lächerlich,“ bestätigte der Graf. „Meine gute, vertrauensselige Großmutter hielt die Sache damit für abgethan, dachte auch nicht weiter darüber nach. Sie war sehr in Anspruch genommen durch die Vorbereitungen zu den großen Festen, die alljährlich am 10. September, ihrem Geburtstage, im Schlosse gefeiert wurden, und einen Vor- und Nachtrab von kleinen Festen hatten. Da kam die ganze Nachbarschaft zusammen, und Dejeuners, auf dem grünen Teppich der Wiesen, Jagden, Pirutschaden, Soupers bei schönster Waldbeleuchtung, Bälle — und so weiter, folgten einander in fröhlicher Reihe . . . Man muß gestehen, unsere Alten verstanden Platz einzunehmen und Lärm zu machen in der Welt. Gott weiß wie langweilig und öde unser heutiges Leben auf dem Schlosse ihnen erscheinen müßte.“

„Sie waren eben große Herren,“ entgegnete die Gräfin bitter, „wir sind auf das Land zurückgezogene Armenväter.“

„Und — Armenmütter,“ versetzte der Graf mit einer galanten Verneigung, die von derjenigen, der sie

galt, nicht eben gnädig aufgenommen wurde. Der Graf aber nahm sich das Mißfallen, das er erregt hatte, keineswegs zu Herzen, sondern spann mit hellem Erzählerbehagen den Faden seiner Geschichte fort:

„So groß der Dienertroß im Schlosse auch war, während der Dauer der Festlichkeiten genügte er doch nicht, und es mußten da immer Leute aus dem Dorfe zur Aushilfe requiriert werden. Wie es kam, daß sich gerade dieses Mal auch Mischkas Geliebte unter ihnen befand, weiß ich nicht, genug es war der Fall und die beiden Menschen, die einander hätten meiden sollen, wurden im Dienste der Gebieterin noch öfter zusammengeführt, als dies in früheren Tagen bei der gemeinsamen Feldarbeit geschehen war. Er, mit einem Botengang betraut, lief vom Garten in die Küche, sie, von der Küche in den Garten — manchmal trafen sie sich auch unterwegs und verweilten plaudernd ein Viertelstündchen . . ."

„Aeußerst interessant!" spottete die Gräfin — „wenn man doch nur wüßte, was sie einander gesagt haben."

„O, wie Sie schon neugierig geworden sind! — aber ich verrate Ihnen nur, was unumgänglich zu meiner Geschichte gehört. — Eines Morgens lustwandelte die Schloßfrau mit ihren Gästen im Garten. Zufällig lenkte die Gesellschaft ihre Schritte nach einem selten betretenen Laubgang und gewahrte am Ende desselben ein junges Pärchen, das, aus verschiedenen Richtungen kommend, wie freudig überrascht stehen blieb. Der Bursche, kein anderer als Mischka, nahm das Mädchen rasch in die Arme und küßte es, was es sich ruhig gefallen ließ. Ein schallendes Gelächter brach los — von den Herren, und, ich fürchte, auch von einigen der Damen ausgestoßen, die der Zufall zu Zeugen dieses kleinen Auftritts gemacht hatte. Nur meine Großmutter nahm nicht teil an der allgemeinen Heiterkeit. Mischka und seine Geliebte stoben natürlich davon. Der Bursche — man hat es mir erzählt" — kam der Graf scherzend einer voraussichtlichen Einwendung der Gräfin entgegen, „glaubte in dem Augenblick sein armes Mädchen zu hassen. Am selben Abend jedoch überzeugte er sich des Gegenteils, als er nämlich erfuhr, die Kleine werde mit ihrem Kinde nach einer anderen Herrschaft der Frau Gräfin geschickt; zwei Tagereisen weit für einen Mann, für eine Frau, die noch dazu ein anderthalb Jahre altes Kind mitschleppen mußte, wohl noch einmal so viel. — Mehr als: ‚Herrgott! Herrgott! o du lieber Herrgott!' sprach Mischka nicht, gebärdete sich wie ein Träumender, begriff nicht, was man von ihm wolle, als es hieß an die Arbeit gehen — warf plötzlich den Rechen, den ein Gehilfe ihm samt einem erweckenden Rippenstoß verabfolgte, auf den Boden, und rannte ins Dorf, nach dem Hüttchen, in dem seine Geliebte bei ihrer kranken Mutter wohnte; das heißt, gewohnt hatte, denn nun war es ja damit vorbei. Die Kleine stand reisefertig am Lager der völlig gelähmten Alten, die ihr nicht einmal zum Abschiedssegen die Hand aufs Haupt legen konnte, und die bitterlich weinte. ‚Hört jetzt auf zu weinen,' sprach die Tochter, ‚hört auf liebe Mutter. Wer soll Euch denn die Thränen abwischen, wenn ich einmal fort bin?' —

„Sie trocknete die Wangen ihrer Mutter und dann auch ihre eigenen mit der Schürze, nahm ihr Kind an die Hand und das Bündel mit ihren wenigen Habseligkeiten auf den Rücken und ging ihres Weges an Mischka vorbei, und wagte nicht einmal, ihn anzusehen. Er aber folgte ihr von weitem, und als der Knecht, der dafür zu sorgen hatte, daß sie ihre Wanderung auch richtig antrete, sie auf der Straße hinter dem Dorfe verließ, war Mischka bald an ihrer Seite, nahm ihr das Bündel ab, hob das Kind, das schon müde war, auf den Arm und schritt so neben ihr her.

„Die Feldarbeiter, die in der Nähe waren, wunderten sich: — ‚Was thut er denn, der Tropf? . . . Geht er mit? Glaubt er, weil er so dumm ist, daß er nur so mitgehen kann?'

„Bald nachher kam keuchend und schreiend der Vater Mischkas gerannt: ‚O, Ihr lieben Heiligen! Heilige Mutter Gottes! hab ich mir's doch gedacht — seiner Dirne läuft er nach, bringt uns noch alle ins Unglück. . . . Mischka! Sohn — mein Junge! . . . Nichtsnutz! Teufelsbrut! —' jammerte und fluchte er abwechselnd.

„Als Mischka die Stimme seines Vaters hörte und ihn mit drohend geschwungenem Stock immer näher herankommen sah, ergriff er die Flucht zur größten Freude des Knäbleins, das: ‚Hott! hott!' jauchzte. Bald jedoch besann er sich, daß er seine Gefährtin, die ihm nicht so rasch folgen konnte, im Stich gelassen, wandte sich, und lief zu ihr zurück. Sie war bereits von seinem Vater erreicht und zu Boden geschlagen worden. Wie ein Wahnsinniger raste der Zornige, schlug drein mit den Füßen und mit dem Stocke, und ließ seinen ganzen Grimm über den Sohn an dem wehrlosen Geschöpfe aus.

„Mischka warf sich dem Vater entgegen und ein furchtbares Ringen zwischen den beiden begann, das mit der völligen Niederlage des Schwächeren, des Jüngeren, endete. Windelweich geprügelt, aus einer Stirnwunde blutend, gab er den Kampf und den Widerstand auf. Der Häusler faßte ihn am Hemdkragen und zerrte ihn mit sich; der armen kleinen Frau aber, die sich inzwischen mühsam aufgerafft hatte, rief er zu: ‚Mach fort!'

„Sie gehorchte lautlos, und selbst die Arbeiter auf dem Felde, stumpfes, gleichgiltiges Volk, fühlten Mitleid und sahen ihr lange nach, wie sie so dahin wankte mit ihrem Kinde, so hilfsbedürftig und in so grenzenloser Verlassenheit."

„In der Nähe des Schlosses trafen Mischka und sein Vater den Gärtner, den der Häusler sogleich als ‚gnädiger Herr' ansprach, und flehentlichst ersuchte, nur eine Stunde Geduld zu haben mit seinem Sohne. In einer Stunde werde Mischka gewiß wieder bei der Arbeit sein; jetzt müsse er nur geschwind heimgehen und sich waschen und sein Hemd auch. Der Gärtner fragte: ‚Was ist ihm denn? er ist ja ganz blutig.' — ‚Nichts ist ihm,' lautete die Antwort, ‚er ist nur von der Leiter gefallen.'

„Mischka hielt das Wort, das sein Vater für ihn gegeben und war eine Stunde später richtig wieder bei der Arbeit. Am Abend aber ging er ins Wirtshaus und trank sich einen Rausch an, den ersten freiwilligen, war überhaupt seit dem Tage wie verwandelt. Mit dem Vater, der ihn gern wieder gut gemacht hätte,

denn Mischka war, seitdem er im Schloßgarten Beschäftigung gefunden, ein Kapital geworden, das Zinsen trug, sprach er kein Wort, und von dem Gelde, das er verdiente, brachte er keinen Kreuzer nach Hause. Es wurde teils für Branntwein verausgabt, teils für Unterstützungen, die Mischka der Mutter seiner Geliebten angedeihen ließ; — und diese zweite Verwendung des von dem Burschen Erworbenen erschien dem Häusler als der ärgste Frevel, den sein Sohn an ihm begehen konnte. Daß der arme Teufel, der arme Eltern hatte, etwas wegschenkte, an eine Fremde wegschenkte, der Gedanke wurde der Alp des Alten, sein nagender Wurm. — Je wütender der Vater sich gebärdete, je verstockter der Sohn. Er kam zuletzt gar nicht mehr nach Hause, oder höchstens einmal im geheimen, wenn er den Vater auswärts wußte, um die Mutter zu sehen, an der ihm das Herz hing. Diese Mutter..." der Graf machte eine Pause — „Sie, liebe Freundin, kennen sie, wie ich sie kenne."

„Ich soll sie kennen?... Sie lebt noch?" fragte die Gräfin ungläubig.

„Sie lebt; nicht im Urbilde zwar, aber in vielfachen Abbildern. Das kleine, schwächliche, immer bebende Weiblein mit dem sanften, vor der Zeit gealterten Gesicht, mit den Bewegungen des verprügelten Hundes, das unterthänigst in sich zusammensinkt und zu lächeln versucht, wenn eine so hohe Dame wie Sie sind, oder ein so guter Herr, wie ich bin, ihm einmal zuruft: ‚Wie geht's?' und in demütigster Freundlichkeit antwortet: ‚Vergelt's Gott — wie's eben kann.' — Gut genug für unsereins, ist seine Meinung, für ein Lasttier in Menschengestalt. Was dürfte man anderes verlangen, und wenn man's verlangte, wer gäbe es einem? — Du nicht, hohe Frau, und du nicht, guter Herr..."

„Weiter, weiter!" sprach die Gräfin. „Sind Sie bald zu Ende?"

„Bald. — Der Vater Mischkas kam einst zu ungewohnter Stunde nach der Hütte und fand da seinen Jungen. ‚Zur Mutter also kann er kommen, zu mir nicht,' schrie er, schimpfte beide Verräter und Verschwörer und begann Mischka zu mißhandeln, was sich der gefallen ließ. Als der Häusler sich jedoch anschickte, auch sein Weib zu züchtigen, fiel der Bursche ihm in den Arm. Merkwürdig genug, warum just damals? Wenn man ihn gefragt hätte, wie oft er den Vater die Mutter schlagen sah, hätte er antworten müssen: ‚Soviel Jahre als ich ihrer denke mit dreihundertfünfundsechzig multipliziert, das gibt die Zahl.' — Und die ganze Zeit hindurch hatte er dazu geschwiegen, und heute loderte beim längst gewohnten Anblick plötzlich ein unbezwinglicher Zorn in ihm empor. Zum zweitenmal nahm er gegen den Vater Partei für das schwächere Geschlecht, und dieses Mal blieb er Sieger. Er scheint aber mehr Entsetzen als Freude über seinen Triumph empfunden zu haben. Mit einem heftigen Aufschluchzen rief er dem Vater, der nun klein beigeben wollte, rief er der weinenden Mutter zu: ‚Lebt wohl, Ihr seht mich nie wieder!' und stürmte davon. Vierzehn Tage lang hofften die Eltern umsonst auf seine Rückkehr, er war und blieb verschwunden. Bis ins Schloß gelangte die Kunde seiner Flucht; meiner Großmutter wurde angezeigt, Mischka habe seinen Vater halbtot geschlagen und sich dann davon gemacht. Nun aber war es nach der Verletzung des sechsten Gebotes diejenige des vierten, die von meiner Großmutter am schärfsten verdammt wurde; gegen schlechte und undankbare Kinder kannte sie keine Nachsicht... Sie befahl, auf den Mischka zu fahnden, sie befahl, seiner habhaft zu werden und ihn heimzubringen zu exemplarischer Bestrafung.

„Ein paarmal war die Sonne auf- und untergegangen, da stand eines Morgens Herr Fritz an der Gartenpforte und blickte auf die Landstraße hinaus. Lau und leise wehte der Wind über die Stoppelfelder, die Atmosphäre war voll feinen Staubes, den die Allverklärerin Sonne durchleuchtete und goldig schimmern ließ. Ihre Strahlen bildeten in dem beweglichen Element reizende kleine Milchstraßen, in denen Milliarden von winzigen Sternchen aufblitzten. Und nun kam durch das flunkernde, tanzende Atomengewimmel eine schwere, graue Wolkensäule, bewegte sich immer näher und rollte endlich so nahe an der Pforte vorbei, daß Fritz deutlich unterscheiden konnte, wen sie umhüllte. Zwei Heiducken waren es und Mischka. Er sah aus, blaß und hohläugig wie der Tod, und wankte beim Gehen. In den Armen trug er sein Kind, das die Händchen um seinen Hals geschlungen, den Kopf auf seine Schulter gelegt hatte und schlief. Fritz öffnete das Thor, schloß sich der kleinen Karawane an, holte rasch einige Erkundigungen ein und schwebte dann, ein Papagei im Taubenfluge, ins Haus, über die Treppe, in den Saal hinein, in welchem meine Großmutter eben die sonnabendliche Ratsversammlung hielt. Der Kammerdiener, von dem Glücksgefühl getragen, das Bedientenseelen beim Ueberbringen einer neuesten Nachricht zu empfinden pflegen, rundete ausdrucksvoll seine Arme und sprach, vor Wonne fast platzend: ‚Der Mischka laßt die Hand küssen. Er ist wieder da!'

‚Wo war er?' fragte meine Großmutter.

‚Mein Gott, hochgräfliche Gnaden' — lispelte Fritz, schlug mehrmals schnell nacheinander mit der Zunge an den Gaumen und blickte die Gebieterin so zärtlich an, als die tiefste unterwürfigste Knechtschaft es ihm nur irgend erlaubte. — ‚Wo wird er gewesen sein... Bei seiner Geliebten. Ja,' bestätigte er, während die Herrin, empört über diesen frechen Ungehorsam, die Stirn runzelte, ‚ja, und gewehrt hat er sich gegen die Heiducken und dem Janko hat er, ja, beinahe ein Auge ausgeschlagen.'

„Meine Großmutter fuhr auf: ‚Ich hätte wirklich Lust, ihn hängen zu lassen.'

„Alle Beamten verneigten sich stumm; nur der Oberförster warf nach einigem Zagen die Behauptung hin: ‚Hochgräfliche Gnaden werden es aber nicht thun.' —

‚Woher weiß Er das?' fragte meine Großmutter mit der strengen Herrschermiene, die so vortrefflich wiedergegeben ist auf ihrem Bilde und die mich gruseln macht, wenn ich im Ahnensaal an ihm vorübergehe. ‚Daß ich mein Recht über Leben und Tod noch nie ausgeübt habe, bürgt nicht dafür, daß ich es nie ausüben werde.'

„Wieder verneigten sich alle Beamten, wieder trat Schweigen ein, das der Inspektor unterbrach, indem er die Entscheidung der Gebieterin in einer wichtigen An-

gelegenheit erbat. Erst nach beendigter Konferenz erkundigte er sich, gleichsam privatim, nach der hohen Verfügung betreffs Mischkas.

„Und nun beging meine Großmutter jene Uebereilung, von der ich im Anfang sprach.

‚Fünfzig Stockprügel,‘ lautete ihre rasche Entscheidung; ‚gleich heute, es ist ohnehin Samstag.‘

„Der Samstag war nämlich zu jener Zeit, deren Sie,“ diesem Worte gab der Graf eine besondere, sehr schalkhafte Betonung — „sich unmöglich besinnen können, der Tag der Exekutionen. Da wurde die Bank vor das Amthaus gestellt...“

„Weiter, weiter!“ sagte die Gräfin, „halten Sie sich nicht auf mit unnötigen Details.“

„Zur Sache denn! — An demselben Samstag sollten die letzten Gäste abreisen; es herrschte große Bewegung im Schlosse; meine Großmutter, mit den Vorbereitungen einer Abschiedsüberraschung, die sie den Scheidenden bereiten ließ, beschäftigt, kam spät dazu, Toilette zum Diner zu machen und trieb ihre Kammerzofen zur Eile an. In diesem allerungünstigsten Momente ließ der Doktor sich anmelden. Er war unter allen Dignitären der Herrin derjenige, der am wenigsten in Gnaden bei ihr stand, verdiente es auch nicht besser, denn einen langweiligeren, schwerfälligeren Pedanten hat es nie gegeben.

„Meine Großmutter befahl, ihn abzuweisen, er aber kehrte sich nicht daran, sondern schickte ein zweites Mal und ließ die hochgeborene Frau Gräfin unterthänigst um Gehör bitten, er hätte nur ein paar Worte über den Mischka zu sprechen.

‚Was will man denn noch mit dem?‘ rief die Gebieterin, ‚gebt mir Ruhe, ich habe andere Sorgen.‘

„Der zudringliche Arzt entfernte sich murrend.

„Die Sorgen aber, von denen meine Großmutter gesprochen hatte, waren nicht etwa frivole, sondern solche, die zu den peinvollsten gehören — Sorgen, für welche Ihnen, liebe Freundin, allerdings das Verständnis und infolge dessen auch das Mitleid fehlt — Poetensorgen.“

„O mein Gott!“ sagte die Gräfin unbeschreiblich wegwerfend, und der Erzähler entgegnete:

„Verachten Sie's, soviel Sie wollen, meine Großmutter besaß poetisches Talent und es manifestierte sich deutlich in dem Schäferspiel „Les adieux de Chloë“, das sie gedichtet und den Darstellern selbst einstudiert hatte. Das Stückchen sollte nach der Tafel, die man im Freien abhielt, aufgeführt werden, und der Dichterin, obwohl sie ihres Erfolges ziemlich sicher war, bemächtigte sich, je näher der entscheidende Augenblick kam, eine desto weniger angenehme Unruhe. Beim Dessert, nach einem feierlichen, auf die Frau des Hauses ausgebrachten Toast, gab jene ein Zeichen. Die mit Laub überflochtenen Wände, welche den Einblick in ein aus beschnittenen Buchenhecken gebildetes Halbrund verdeckt hatten, rollten auseinander und eine improvisierte Bühne wurde sichtbar. Man erblickte die Wohnung der Hirtin Chloë, die mit Rosenblättern bestreute Moosbank, auf der sie schlief, den mit Tragant überzogenen Hausaltar, an dem sie betete, und den mit einem rosafarbigen Band umwundenen Rocken, an dem sie die schneeig weiße Wolle ihrer Lämmchen spann. Als idyllische Schäferin besaß Chloë das Geheimnis dieser Kunst. Nun trat sie selbst aus einem Taxusgange und hinter ihr schritt ihr Gefolge, darunter ihr Liebling, der Schäfer Myrtill. Alle trugen Blumen und in vortrefflichen Alexandrinern teilte nun die liebliche Chloë dem aufmerksam lauschenden Publikum mit, dies seien die Blumen der Erinnerung, gepflückt auf dem Felde der Treue, und bestimmt, dargebracht zu werden auf dem Altar der Freundschaft. Gleich nach dieser Eröffnung brach ungemessener Jubel im Auditorium los und steigerte sich von Vers zu Vers. Einige Damen, die Racine kannten, erklärten, er könne sich vor meiner Großmutter verstecken, und einige Herren, die ihn nicht kannten, bestätigten es. Sie aber konnte über die Echtheit des Enthusiasmus, den ihre Dichtung erweckte, nicht im Zweifel sein. Die Ovationen dauerten noch fort, als die Herrschaften schon ihre Wagen oder ihre Pferde bestiegen hatten und teils in stattlichen Equipagen, teils in leichten Fuhrwerken, teils auf flinken Rossen aus dem Hofthor rollten oder sprengten.

„Die Herrin stand unter dem Portal des Schlosses und winkte den Scheidenden grüßend und für ihre Hochrufe dankend zu. Sie war so friedlich und fröhlich gestimmt, wie dies einem Selbstherrscher, auch des kleinsten Reiches, selten zu teil wird. Da — eben im Begriff, sich ins Haus zurückzuwenden, gewahrte sie ein altes Weiblein, das in respektvoller Entfernung vor den Stufen des Portals kniete. Es hatte den günstigen Augenblick wahrgenommen und sich durch das offenstehende Thor, im Gewirr und Gedränge unbemerkt, hereingeschlichen. Jetzt erst wurde es von einigen Lakaien erblickt. Sogleich rannten sie, Herrn Fritz an der Spitze, auf das Weiblein zu, um es gröblich hinwegzuschaffen. Zum allgemeinen Erstaunen jedoch winkte meine Großmutter die dienstfertige Meute ab und befahl, zu fragen, wer die Alte sei und was sie wolle. Im nämlichen Moment räusperte sich's hinter der Gebieterin und nieste, und den breitkrempigen Hut in der einen Hand und mit der anderen die Tabaksdose im Busen verbergend, trat der Herr Doktor bedächtig heran. ‚Es ist, hm, hm, hochgräfliche Gnaden werden entschuldigen,‘ sprach er, ‚es ist die Mutter des Mischka.‘

‚Schon wieder Mischka, hat das noch immer kein Ende mit dem Mischka? . . . Und was will die Alte?‘

‚Was wird sie wollen, hochgräfliche Gnaden? Bitten wird sie für ihn wollen, nichts anderes.‘

‚Was denn bitten? Da gibt's nichts zu bitten.‘

‚Freilich nicht, ich habe es ihr ohnehin gesagt, aber was nutzt's? Sie will doch bitten, hm, hm!‘

‚Ganz umsonst, sagen Sie ihr das. Soll ich nicht mehr aus dem Hause treten können, ohne zu sehen, wie die Gartenarbeiter ihre Geliebten embrassieren?‘

‚Der Doktor räusperte sich und meine Großmutter fuhr fort: ‚Auch hat er seinen Vater halbtot geschlagen.‘

‚Hm, hm, er hat ihm eigentlich nichts gethan, auch nichts thun wollen, nur abhalten, die Mutter ganz totzuschlagen.‘

‚So?‘

‚Ja, hochgräfliche Gnaden. Der Vater, hochgräfliche Gnaden, ist ein Mistvieh, hat einen Zahn auf den Mischka, weil der der Mutter seiner Geliebten manchmal ein paar Kreuzer zukommen läßt.‘

‚Wem?‘

‚Der Mutter seiner Geliebten, hochgräfliche Gnaden, ein erwerbsunfähiges Weib, dem so zu sagen die Quellen der Subsistenzmittel abgeschnitten worden sind ... dadurch, daß man die Tochter fortgeschickt hat.‘

‚Schon gut, schon gut! ... Mit den häuslichen Angelegenheiten der Leute verschonen Sie mich, Doktor, da mische ich mich nicht hinein.‘

„Der Doktor schob mit einer breiten Gebärde den Hut unter den Arm, zog das Taschentuch und schneuzte sich diskret. ‚So werde ich also der Alten sagen, daß es nichts ist.‘ Er machte, was die Franzosen une fausse sortie nennen, und setzte hinzu: ‚Freilich, hochgräfliche Gnaden, wenn es nur wegen des Vaters wäre ...‘

‚Nicht bloß wegen des Vaters, er hat auch dem Janko ein Auge ausgeschlagen.‘

„Der Doktor nahm eine wichtige Miene an, zog die Augenbrauen so hoch in die Höhe, daß seine dicke Stirnhaut förmliche Wülste bildete, und sprach: ‚Was dieses Auge betrifft, das sitzt fest und wird dem Janko noch gute Dienste leisten, sobald die Sugillation, die sich durch den erhaltenen Faustschlag gebildet hat, aufgesaugt sein wird. Hätte mich auch gewundert, wenn der Mischka imstande gewesen wäre, einen kräftigen Hieb zu führen nach der Behandlung, die er von den Heiducken erfahren hat. Die Heiducken, hochgräfliche Gnaden, haben ihn übel zugerichtet.‘

‚Seine Schuld; warum wollte er ihnen nicht gutwillig folgen.‘

‚Freilich, freilich, warum wollte er nicht? Vermutlich weil sie ihn vom Sterbebette seiner Geliebten abgeholt haben — da hat er sich schwer getrennt ... Das Mädchen, hm, hm, war in anderen Umständen, soll vom Vater des Mischka sehr geprügelt worden sein, bevor sie die Wanderung angetreten hat. Und dann — die Wanderung, die weit ist, und die Person, hm, hm, die immer schwach gewesen ist ... kein Wunder, wenn sie am Ziele zusammengebrochen ist.‘

„Meine Großmutter vernahm jedes Wort dieser abgerissenen Sätze, wenn sie sich auch den Anschein zu geben suchte, daß sie ihnen nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit schenkte. ‚Eine merkwürdige Verkettung von Fatalitäten,‘ sprach sie, ‚vielleicht eine Strafe des Himmels.‘

‚Wohl, wohl,‘ nickte der Doktor, dessen Gesicht zwar immer seinen gleichmütigen Ausdruck behielt, sich aber allmählich purpurrot gefärbt hatte. ‚Wohl, wohl, des Himmels, und wenn der Himmel sich bereits dreingelegt hat, dürfen hochgräfliche Gnaden ihm vielleicht auch das Weitere in der Sache überlassen ... ich meine nur so!‘ schaltete er, seine vorlaute Schlußfolgerung entschuldigend, ein — ‚und dieser Bettlerin,‘ er deutete nachlässig auf die Mutter Mischkas, ‚huldvollst ihre flehentliche Bitte erfüllen.‘

„Die knieende Alte hatte dem Gespräch zu folgen gesucht, sich aber mit keinem Laut daran beteiligt. Ihre Zähne schlugen vor Angst aneinander und sie sank immer tiefer in sich zusammen.

‚Was will sie denn eigentlich?‘ fragte meine Großmutter.

‚Um acht Tage Aufschub, hochgräfliche Gnaden, der ihrem Sohne diktierten Strafe, untersteht sie sich zu bitten, und ich, hochgräfliche Gnaden, unterstütze das Gesuch, durch dessen Genehmigung der Gerechtigkeit besser Genüge geschähe als heute der Fall sein kann.‘

‚Warum?‘

‚Weil der Delinquent in seinem gegenwärtigen Zustande den Vollzug der ganzen Strafe schwerlich aushalten würde.‘

„Meine Großmutter machte eine unwillige Bewegung und begann langsam die Stufen des Portals niederzusteigen. Fritz sprang hinzu und wollte sie dabei unterstützen. Sie aber winkte ihn hinweg: ‚Geh aufs Amt,‘ befahl sie, ‚Mischka ist begnadigt.‘

‚Ah!‘ stieß der treue Knecht bewundernd hervor und enteilte, während der Doktor bedächtig die Uhr aus der Tasche zog und leise vor sich hinbrummte: ‚Hm, hm, es wird noch Zeit sein, die Exekution dürfte eben begonnen haben.‘

„Das Wort ‚begnadigt‘ war von der Alten verstanden worden; ein Gewinsel der Rührung, des Entzückens drang von ihren Lippen, sie fiel nieder und drückte, als die Herrin näher trat, das Gesicht auf die Erde, als ob sie sich vor so viel Größe und Hoheit dem Boden förmlich gleichzumachen suche.

„Der Blick meiner Großmutter glitt mit einer gewissen Scheu über dieses Bild verkörperter Demut: ‚Steh auf,‘ sagte sie und — zuckte zusammen und horchte ... und alle Anwesenden horchten erschaudernd, die einen starr, die anderen mit dem albernen Lachen des Entsetzens. Aus der Gegend des Amthauses hatten die Lüfte einen gräßlichen Schrei herübergetragen. Er schien ein Echo geweckt zu haben in der Brust des alten Weibleins, denn es erhob stöhnend den Kopf und murmelte ein Gebet ......

‚Nun?‘ fragte einige Minuten später meine Großmutter den atemlos herbeistürzenden Fritz: ‚Hast du's bestellt?‘

‚Zu dienen,‘ antwortete Fritz mit seinem süßesten Lächeln: ‚Er laßt die Hand küssen, er ist schon tot.‘“ —

„Fürchterlich!“ rief die Gräfin aus, „und das nennen Sie eine friedliche Geschichte?“

„Verzeihen Sie die Kriegslist, Sie hätten mich ja sonst nicht angehört,“ erwiderte der Graf. „Aber vielleicht begreifen Sie jetzt, warum ich den sanftmütigen Nachkommen Mischkas nicht aus dem Dienst jage, obwohl er meine Interessen eigentlich recht nachlässig vertritt.“

Aus dem Reimtagebuch.

Von

Emil Peschkau.

Lieber im Sturme steh'n,
Als Erd' und Unrat küssen.
Lieber in Leid vergeh'n,
Als betteln und schmeicheln müssen.

Liebe ist Honig —
Drum sachte, sacht:
Vor dem Stachel der Biene
Hab Acht, hab Acht!

Auch in wilden, sturmgepeitschten
Lebensfluten nimmer sinkt,
Wer aus seines Kindes Augen
Täglich neue Kräfte trinkt. —

Der Wildschütz und sein Lieb.

Volksballade.

Es hatt' ein Bursch ein Mägdelein,
Und als die Hochzeit sollte sein,
Wollt er ein Wild erjagen.
Wohl oft schon ging er auf die Birsch,
Doch heut galt's einen Hochzeitshirsch,
Heut war's ein hoch Behagen.

Er fand ihn bald; er traf ihn gut,
Gleich lag der Hirsch in seinem Blut,
Nachts ward er heimgetragen.
Das sah der falsche Kamerad,
Der auch die Maid umworben hatt',
Der thät's dem Grafen sagen.

Der Graf entbrannt in hellem Zorn,
Gar machtvoll stieß er in sein Horn,
Her liefen seine Leute.
„Ein frecher Bub' ging auf die Birsch,
Der schoß mir weg meinen besten Hirsch;
Auf! fangt ihn mir noch heute!" —

Und alsobald zog her vom Schloß
Und hin zum Dorf ein wüster Troß
Mit Juchzen und mit Johlen.
Der Bursch bei seinem Liebchen war,
Der dacht' an andres als Gefahr,
Da ihn der Graf ließ holen.

Doch wehrt er sich ein' ganze Stund'
Es rann sein Blut aus mancher Wund',
Ihm half kein Widerstreben.
Mit seiner Macht war's bald zu End',
Sie banden ihm die Füß' und Händ',
Da mußt' er wohl sich geben.

Zum Grafen aber flog die Maid,
„Herr Graf, Herr Graf, Barmherzigkeit!"
Und warf sich ihm zu Füßen.
„Herr Graf, Herr Graf seid gut und mild,
Er schoß auf meine Bitt' das Wild,
O laßt es ihm nicht büßen!" —

„Hoh! Büßen soll er tief im Turm,
Da soll ihn fressen der Hungerwurm
Und schwarze Nacht umgeben.
Da mag er jagen Kröt' und Ratt',
Wenn er Gelüst nach Wildbret hat,
Und fristen will sein Leben."

„Herr Graf, Herr Graf, seid mild und gut;
Ach Gott, es strömt sein rotes Blut
Aus so viel tiefen Wunden.
Laßt mich zu ihm, ach schnell, ach schnell!
Er kann verbluten auf der Stell',
Bevor ich ihn verbunden!" —

„Das wirst du nie und nimmermehr,
Und ob du jammerst noch so sehr,
Es hilft dir Nichts dein Flehen.
Wo dein Herzallerliebster wohnt,
Da scheint nicht Sonne hin noch Mond,
Du würdst ihn doch nicht sehen.

„Doch kannst du leichtlich ihn befrei'n,
Wenn du mir willst zu Willen sein,
Sonst muß er elend sterben.
Komm mit, du jung frisch Röselein,
Komm mit, ruh in den Armen mein,
Dann soll er nicht verderben."

„Herr Graf, Herr Graf, das geht nicht an,
Ich bräch' ihm ja die Treue dann,
Die ich ihm hab versprochen.
Er hielt die seine stets so brav,
Nein, nein, das geht nicht an, Herr Graf,
Er hat sie nie gebrochen."

„Will geben dir drei Tage Frist,
Wenn du bis dann nicht willig bist,
Muß er den Tod erleiden.
Doch bist du willig mir und hold,
Dann ist er frei, ihr beide sollt
Beschenkt gar von mir scheiden.

„Nur laß dich nimmer vor mir sehn
Mit deinem Jammern, deinem Flehn,
Vom Schloß laß ich dich jagen.
Den Liebsten kannst du nur befrei'n,
Stellst du gen Mitternacht dich ein;
Dem Pförtner darfst du's sagen." —

Und als der dritte Tag war um,
Stand sie vorm Schlosse bleich und stumm,
Ließ sich hinein geleiten.
Und als der Morgen kam herbei
War auch ihr Liebster frank und frei,
Thät sie nach Haus begleiten.

Und als sie nun zu Hause waren,
Da hat er alles dort erfahren,
Sie rief in tiefem Schmerze:
„Nun suche dir ein ander Lieb,
Das rein und das in Ehren blieb,
Mir bricht die Schmach das Herze." —

„Um Gott," fuhr da der Bursch empor,
„Um Gott, Treulieb, was bringst du vor!
Ich sollte von dir lassen? —
Du gabst für mich mit reinem Sinn
Ja mehr als selbst dein Leben hin
Und mehr, als ich kann fassen!

„Nein, jammre nicht, du süße Maid,
Denn eines Schurken Schändlichkeit
Soll uns nicht trennen und spalten.
Doch eins ist für uns beide not:
Erst muß ich schlagen den Grafen tot,
Dann können wir Hochzeit halten." —

„Ach nein, das sollst du nimmermehr,
Ob seine Sünde noch so schwer,
Du darfst kein Mörder werden.
Gott wird schon rächen meine Schand',
Doch wär' sein Blut an deiner Hand,
Wo fänd' ich Ruh' auf Erden!" —

Und es verging der dritte Tag,
Der Graf im Wald erschlagen lag,
Im Wald, nicht weit vom Wege.
Der Bursch kam noch in später Nacht,
Zu sehn, was sein Feinsliebchen macht,
Ob's auch im Bettlein läge. —

Das Bettlein, das war leer und kalt,
Und ob er rief, und ob er schalt,
Feinsliebchen war verschwunden.
Das lag so still, das lag so bleich
Im stillen tiefen Mühlenteich,
Da haben sie's gefunden. —

Und bald das schwarze Kreuzlein stand:
„Wie sie war keine wohl im Land",
Das hatt' er drauf geschrieben.
Dann zog er in die Welt hinaus,
Und nimmer kam er heim nach Haus,
Wer weiß, wo er geblieben? —

H. Allmers.

Rialto-Brücke, erbaut von Antonio da Ponte.

In der Lagunenstadt.

Von

Gottfried Semper.

Es gibt kaum ein großartigeres, poetischeres Bild als der Anblick Venedigs bei der Einfahrt in die Lagunen vom offenen Meere aus. An einem herrlichen Sommernachmittag liefen wir auf einem Dampfer der Peninsulargesellschaft, von Ankona kommend, in Venedigs Hafen ein. Schon die dunkle Bemannung unseres Schiffes hatte uns in eine orientalisch gefärbte Stimmung versetzt.

Am Damme des Malamocco — einem der kostspieligen Geschenke Oesterreichs an Italien — vorbei gerieten wir in ein Labyrinth von Inseln mit halbzerfallenen, ziegelroten Fischerdörfern, vor denen sich auf den seichten Schlammbänken und den durch Pfähle dazwischen abgesteckten schmalen Wasserstraßen ein buntes Leben entfaltete, das allerdings nicht an die Glanzzeiten der Republik erinnerte, sondern sich hauptsächlich nur auf Gemüsehandel und Fischfang bezog.

In prachtvollem Farbenspiel neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu. Auf den leicht gekräuselten, weißblau schimmernden Fluten tauchte links auf einer Insel die Klosterkirche S. Giorgio Maggiore (S. 457) rosig aus den Fluten, während geradeaus der Markusplatz mit seinen marmornen Prachtbauten und dicht gegenüber, am Eingang des Canal grande, das Zollamt und die mächtige Kuppel von S. Maria della Salute in lichtem, zartem Schimmer sich ausbreiten, nur wenig verdeckt durch die Masten armseliger Fischer- und Handelsbarken. —

Venedig wurde, nach übereinstimmenden Ueberlieferungen, um die Mitte des 5. Jahrhunderts durch Einwohner der Städte des nahen Festlandes, besonders Aquileja, Cividale, Altinum und Padua gegründet, welche sich vor den wiederholten Ueberfällen der Hunnen auf die zahlreichen Inseln der Lagunen flüchteten. Daß diese Inseln schon vorher nicht ganz unbewohnt waren, sondern teils mit Fischerhütten, teils mit Sommersitzen der reichen Städter bebaut sein mußten, geht schon daraus hervor, daß zum Beispiel auf Torcello zahlreiche Münzen der römischen Kaiser gefunden wurden. Die älteste Ansiedelung der Stadt Venedig selbst befand sich an der Stelle des jetzigen Rialto, wo auch die erste Kirche Venedigs, S. Giacomo erbaut wurde. Der Name Venedig wurde nach Sabellico erst im 7. Jahrhundert für die Laguneninseln angenommen.

Die ersten Bewohner des Rialto ernannten Konsuln aus ihrer Mitte zur Handhabung der Regierung und öffentlichen Verwaltung; als die Zahl der Ansiedelungen auf den verschiedenen Inseln sich vermehrte, ernannte jede ihren Tribunen als Vertreter im Großen Rat. Die Zahl der Tribunen wechselte noch häufig,

Palazzo Dario (S. 478).

bis im Jahr 697 beschlossen wurde, um ein einheitlicheres und entschlosseneres Handeln gegen die Angriffe der dalmatinischen Seeräuber, sowie der Langobarden zu ermöglichen, aus der Reihe der Nobili ein Staatsoberhaupt mit fürstlicher Gewalt und dem Titel „Herzog" (Dux, Doge) auf Lebensdauer zu erwählen. Der erste Doge war Paoluccio Anafesto. —

Mit Fischfang und Salzhandel beginnend, entwickelte sich Venedig schon frühe zu einer handeltreibenden Seemacht. Schon hundert Jahre nach der Grün-

dung der ersten Niederlassungen gibt uns Cassiodor, der Palastpräfekt des Kaisers Theodorich in Ravenna, in einem Brief an die See-Tribunen, worin er sie

San Giorgio Maggiore (S. 453).

beauftragt, auf ihren Schiffen Oel und Wein aus Istrien nach Ravenna zu schaffen, ein anschauliches Bild von der beginnenden Blüte und Macht der jungen Republik. — In diesem Schreiben lobt er ihre Gewandtheit in der Schiffahrt, sowie ihre einträchtige Lebensweise. Hoch und nieder lebe von Fischfang und Salzerzeugung; niemand beneide den anderen.

In der That hatten die ersten Ansiedler, welche noch an eine Rückkehr in ihre heimischen Städte gedacht hatten, bloß provisorische Hütten von Schilf oder Holz auf dem getrockneten Boden errichtet, auch war durch ein Gesetz die gleiche Höhe für alle bestimmt. Erst später begann man Weiden- und Rohrgeflechte in den schlammigen Boden zu versenken, um darauf die Fundamente zu errichten.

Doch wuchs Venedigs Macht und Reichtum in wunderbarer Schnelligkeit empor; in kluger Politik treu zum byzantinischen Reiche haltend, dem es im Kriege wie Frieden seine Schiffe zur Verfügung stellte, genoß es nicht nur dessen Schutz gegen die Bedrohungen der Langobarden, sowie es dessen Anerkennung seiner Unabhängigkeit erlangte, sondern es öffnete durch die Begünstigungen der Byzantiner sich auch den Handel mit dem Orient, welcher die Hauptquelle seiner Reichtümer wurde. —

Als endlich im 12. Jahrhundert der Bruch der stets mehr zur Weltmacht erstarkenden Republik mit dem sinkenden Kaiserreich des Ostens erfolgte, setzten sich die Venetianer nur noch mehr im Orient fest. Nicht nur erwarben sie jetzt ihre blühenden Besitzungen in Griechenland und im Archipel, auch in den nordafrikanischen Staaten gründeten sie ihre Faktoreien, und erwarben sich Handelsvorrechte, ja selbst im Schwarzen Meere machten sie den Genuesen erfolgreiche Konkurrenz.

Auch nach dem Norden dehnte Venedig seine Beziehungen aus; mit Deutschland stand es schon seit lange in Verkehr, und durch dieses mit Rußland; im 14. Jahrhundert erwarb es auch Handelsvorrechte in Flandern und England. Nürnberg und Augsburg wurden die Hauptpunkte, über welche die levantinischen Produkte von Venedig her nach Deutschland verbreitet wurden. — Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien gab dem venetianischen Handel den Todesstoß, wenn auch gerade im 16. Jahrhundert die Republik noch die größte Kraft nach außen und Pracht nach innen entwickelte; doch begann sie von da an von dem seit tausend Jahren angehäuften Kapital zu zehren.

Schon frühe beginnt man, entsprechend dem allgemeinen Aufschwung, auch solidere und prächtigere Bauten, als in der Erstzeit, in Venedig zu errichten. Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man den Beginn der Aera der monumentalen Bauart in

St. Markus und der Kampanile (S. 461).

Venedig in jene Epoche zurückverlegt, da mit der Gründung der S. Markuskirche die Stadt ein religiös-politisches *Centrum* erhielt, an welches der damalige Volksglaube eine ewige Dauer der Stadt knüpfte. — Die venetianischen Historiker erzählen uns, daß unter dem Dogen Giustiniano Partecipazio im Jahre 828 einige venezianische Kaufleute den Körper des hl. Markus, dessen Kirche in Alexandrien zerstört werden sollte, um Material für einen Palast des Sultans zu liefern, durch List heimlich entführten, indem sie ihn unter Schweinefleisch in einem Korbe verborgen ins Schiff trugen, und daß das Volk in Venedig die Ankunft des Märtyrerleibes mit großer Freude begrüßte, und behauptete, „daß durch die Gegenwart des Heiligen die Herrschaft ewig dauern werde.“ — Der Doge setzte die Leiche des Heiligen in der Kapelle des Dogenpalastes bei und befahl testamentarisch seinem Nachfolger den Bau einer eigenen Kirche für den Heiligen.

Venedig vom Garten der Insel San Lazzaro aus gesehen.

Giovanni Partecipazio, der Nachfolger seines Bruders, erfüllte dessen letzten Wunsch und baute eine Kirche neben dem Dogenpalast, welche „anfangs noch klein und nicht so reich war wie heutigestags.“ — Gleichwohl haben Ausgrabungen bei Gelegenheit von Restaurationen der Kirche nachgewiesen, daß die Fundamente dieses ältesten Baues aus dem 9. Jahrhundert, welche noch erhalten sind, bereits auf einem starken Rost von dicht aneinander gerammten Ulmenpfählen mit mächtigen Querverschwellungen und Cementausfüllung errichtet sind; eine Art der Befestigung des Baugrundes, welche seitdem durchweg in Venedig beobachtet wurde, und eine monumentale Architektur ermöglichte und herbeiführte.

Der eigentliche monumentale Aufschwung Venedigs fällt jedoch erst in die Zeit, wo er im ganzen Abendlande auftrat, d. h. in das 11. Jahrhundert. So genügt uns in dieser Beziehung, auf jene bekannte Stelle des deutschen Mönches Radolphus Glabrus hinzuweisen, wo es heißt: „Im Jahre 1000, da das dritte Jahr schon bevorstand, traf es sich, daß fast auf dem ganzen Erdkreise, besonders aber in Gallien und Italien, die Kirchen neu aufgebaut wurden. Obgleich die meisten schon stattlich dastanden, und einer Neuerung gar nicht bedurften, so wetteiferte doch ein jedes Christenvolk mit dem anderen, die schönste zu besitzen. Es war nämlich, wie wenn die Welt sich häutete, und nach Abwerfung

Venedig aus der Vogelschau.

des Alters überall das glänzende Gewand der Kirchen anzöge." — In demselben Jahrhundert erhielt auch die S. Markuskirche im wesentlichen ihre heutige Gestalt (S. 458), bis auf die äußeren Umgänge, und vielfachen Schmuck an buntem Marmorgetäfel und Mosaiken, welche in den folgenden Jahrhunderten hinzukamen, ebenso wie noch später die Gotik und Renaissance das ihrige beitrugen, den reichen, phantastischen, trotz seiner Buntheit in Farben und Formen originellen und einheitlichen Eindruck dieser Kirche zu erhöhen. Auch der Dogenpalast wurde im 11. Jahrhundert neben S. Marco neu aufgebaut, nachdem der ältere bei einem Aufstande verbrannt worden war. Jedoch auch jener Bau des 11. Jahrhunderts mußte späteren Anlagen weichen.

Palast Corner (S. 485).

Obwohl nun also der Beginn der monumentalen Gestaltung Venedigs mit jener Zeit des religiösen Aufschwunges zusammenfällt, welche in der ganzen abendländischen Christenheit nach vorhergegangenem tiefen Verfall der Kultur im allgemeinen, wie der Künste und der Baukunst im besonderen eine neue, großartige Aera jener wie dieser hervorrief, und obwohl auch in Venedig der Neubau einer Kirche als Centralheiligtum der Stadt, wie es scheint, ebenso den ersten Anstoß zu Venedigs monumentaler Entwickelung gab, wie es dem Patriotismus und dem politischen Ehrgeiz der Republik eine religiöse Grundlage und Anfeuerung verlieh, so brachte es doch die ganze, oben skizzierte Entstehung und Ausbildung der venetianischen Bürgerschaft, die sich vorwiegend aus flüchtigen Patriciern des Festlandes rekrutiert und zu einem selbständigen politischen Dasein zusammengeschlossen hatte, mit sich, daß im Verlauf der Zeiten es nicht sowohl der Kirchenbau, als vielmehr der Bau der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser und Paläste war, welcher der Stadt ihr charakteristisches Gepräge verlieh.

Zwar blieben die Venetianer ein hervorragend frommes Volk, das keine wichtigere öffentliche Handlung ohne religiöse Weihe vollzog, und es wurde die Frömmigkeit der Bürgerschaft als Grundlage der socialen und politischen Ordnung der Stadt auch principiell und systematisch gepflegt und gehütet — und Venedigs zahllose Kirchen geben von dieser Gesinnung seiner Bürger hinreichendes Zeugnis — gleichwohl aber bewahrte die Gruppe von Olygarchen, welche die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, wie selbst der bürgerlichen Sitten als ihr Privilegium ängstlich hütete und unter sich teilte, ihre vollste Selbständigkeit dem Papsttum gegenüber und ließ den Klerus niemals als eine fremde Macht in der Republik zur Herrschaft gelangen. Auch die Religion und die Kirche mußte sich in Venedig der Staatsraison unterordnen und ihrer Macht dienen. Die Kirchen hatten zugleich eine politische Weihe oder waren Stiftungen der Privatfrömmigkeit venetianischer Patrioten. Nicht zufällig mag es deshalb sein, daß, um uns der Worte Francesco Sansovinos, des berühmten Jacopo Sohn, zu bedienen, keine Stadt in Europa mehr und größere Paläste besaß als Venedig, man nirgends bequemere, besser angeordnete, für den Gebrauch der Menschen geeignetere Wohnhäuser sah als dort, und daß fast alle hervorragenden Privatwohnungen an den Hauptplätzen und schönsten Punkten der Stadt und meistenteils am Wasser, insbesondere am Canal grande lagen.

Palazzo Vendramin-Calergi (S. 476).

Kanal in Venedig (nach Martin Rico).

Die Kirchen dagegen, mit Ausnahme der zugleich ein Staatsgebäude ersten Ranges darstellenden S. Markuskirche, sowie die späteren Bauten des Palladio und Longhena, liegen durchwegs für den ersten Anblick, der sich vom Wasser bietet, vollkommen versteckt, mit ihren Fassaden kleinen Plätzen zugekehrt, so daß sie den Gesamtcharakter der Stadt weit weniger bestimmen, als jene zuvor erwähnten Gebäude.

Indem wir daher im folgenden es unternehmen, einige der hervorragenderen Paläste Venedigs aus den verschiedenen Epochen, in denen die Stadt die Höhe ihres Wohlstandes und ihrer Macht und damit zugleich ihrer monumentalen Bauthätigkeit erreichte und bewahrte, in Wort und Bild und unter Beifügung für das Gesamtbild der Stadt charakteristischer Zeichnungen vorzuführen, glauben wir eine wesentliche Seite von der Gesamtphysiognomie der Stadt skizzieren zu können. — Was nun die früheste Bauperiode Venedigs, welche noch zur gegenwärtigen Gestalt der Stadt beigetragen, betrifft, so sind auch aus dieser noch einige Privathäuser erhalten.

Dieselben zeigen eine eigentümliche Mischung des romanischen Stiles mit byzantinischen und orientalischen Elementen, entsprechend der geschichtlichen und handelspolitischen Mittelstellung Venedigs in seiner früheren Geschichte, einerseits zwischen dem italienischen Festlande, andererseits zwischen Byzanz und dem Orient.

Palast Tiepolo (S. 479).

Dahin gehören der Palazzo Farsetti, einst im Besitz des gelehrten Dogen Andrea Dandolo, der Venedigs Chronik schrieb und Petrarcas Freund war. Ferner der Palazzo Loredan an der Riva del Carbon, sowie der Fondaco dei Turchi (der durch seine neue Restauration leider seine Ehrwürdigkeit eingebüßt hat). Letzterer, ursprünglich ein Kastell der Herzöge von Ferrara, wurde erst 1621 vom venetianischen Senat den türkischen Kaufleuten als Warenhaus überlassen.

An allen diesen Bauten treten neben bald mehr römisch, bald mehr romano-byzantinisch gebildeten Säulen jene überhöhten Rundbögen, großen Wandflächen, besonders unter dem Hauptgesims, sowie eigentümlich geformten Zinnen hervor, welche an orientalische Baukunst erinnern. Vor allem bemerkenswert an diesen ältesten erhaltenen Palastbauten Venedigs ist aber der Umstand, daß die Fassaden-Disposition, welche seitdem die Norm für die verschiedensten Epochen und Stile blieb, und von der man erst am Ende des 16. Jahrhunderts abzuweichen begann, als dem strengeren Studium der antik-römischen Architektur manche eigenartige Raum-Disposition geopfert wurde, hier bereits vollständig typisch entwickelt und festgestellt erscheint.

Francesco Sansovino, den wir bereits citierten, schildert im 9. Buch seiner „Venezia descritta“ den Grundtypus eines venetianischen Palastes in folgender

treffender Weise: „Die Fassaden der Häuser sind vom First bis zur Erde nach dem Lot gerichtet, ohne unteren Portikus oder Vorbau, oder andere Unterbrechung, weshalb man sich bei Regenwetter hier nicht so vor dem Wasser schützen kann, wie in Padua, Bologna, oder wo noch Bogenhallen sind. Bei der Komposition der Gebäude werden die Fenster des Saales in der Mitte der Fassade angebracht, weshalb der Beschauer sofort weiß, wo der Saal liegt. An den Fenstern pflegt man vorspringende Balustraden-Balkons anzubringen, welche etwas höher als das Gurtgesims sind und im Sommer sehr angenehm sind, um Kühlung zu bereiten. Einige Fassaden haben im Erdgeschoß Säulenloggien mit Gewölben, jedoch in einer Flucht mit der übrigen Fassade. Sie wurden von den Vorfahren erbaut, um die Waren gedeckt abzuladen, da zu beiden Seiten der Loggia sich die Magazine befanden. Die Thore sind hoch und eingerahmt, und jedes Haus, das am Wasser steht, hat deren zwei, eines am Ufer, das andere auf der Landseite. Jeder bequeme Bau hat einen Hof mit einem offenen Brunnen in der Mitte, denn das Süßwasser wird an der Luft besser als im Dunkeln, indem die Sonne es reinigt und die bösen Dünste aufsaugt.“

Antike Treppe im Hofe von Goldonis Haus.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts begann auch in Venedig der gotische Stil seinen Einzug zu halten, indem er jedoch hier noch entschiedener als im übrigen Italien eine eigentümliche Lokalausbildung erfuhr, vermöge deren er nur noch eine entfernte, äußerliche Aehnlichkeit mit dem strengen, gotischen Stil des Nordens beibehielt, im Organismus wie in zahlreichen Einzelheiten sich jedoch vollständig von dessen Regeln entfernte. Wenn es gewiß übertrieben und falsch ist, besonders hinsichtlich der älteren gotischen Bauten Venedigs, wie einiger Kirchen, den venetianischen Spitzbogenstil kurzweg von der arabischen Architektur abzuleiten, so läßt sich andererseits, sowohl in einzelnen Formen (z. B. dem mannigfach variierenden Kielbogen), wie in der zierlichen, luftigen und lustigen Verwendung spitzbogiger Arkaden, und durchbrochener Rosetten, die zu großen, ruhigen, oft teppichartig gemusterten Wandflächen in lebhaftem Kontrast stehen, ein orientalischer Einfluß auch auf Venedigs Spitzbogen-Architektur nicht verkennen und ist ja auch, bei der Hauptrichtung der venetianischen Handelsunternehmungen, leicht begreiflich. Mit diesen teils nordischen, teils arabischen Formen mischen sich aber außerdem im venetianischen Spitzbogenstil eine Menge von zäh sich erhaltenden byzantino-romanischen Einzelheiten, so vor allem der Säulen mit runden Schäften und korinthisierenden Kapitälen. So verschiedenartige Elemente Venedigs Spitzbogen-Architektur aber auch in sich faßt, so bewahrt sie doch einen durchaus eigentümlichen Charakter, den besonders häufig eine ungemein malerische Wirkung auszeichnet, verbunden mit einer Zierlichkeit, die an Filigranarbeit erinnert.

Die Piazetta (S. 469).

Während einige Kirchen, wie Frari, S. Stefano und andere den speciell venetianischen Charakter der Gotik noch weniger hervortreten lassen, sondern sich mehr der toskanischen Gotik nähern, so zeigen sich die geschilderten Eigenschaften um so glänzender an einigen Palästen Venedigs vereinigt.

Wenn nicht der zierlichste, so doch der imposanteste

gotische Palast Venedigs ist der Dogenpalast (S. 489, 492, 495) in seinen beiden Außenfassaden gegen die Piazetta (S. 468) und die Riviera dei Schiavoni hin, sowie in der Porta della Carta, die zwischen dem Palast und der St. Markuskirche in den Hof des ersteren führt. Herrlich wirkt die luftige Galerie der auf Säulen ruhenden geschweiften Spitzbogen mit durchbrochenen Rosetten darüber, welche sich längs dem ganzen ersten Geschoß gegen die Piazetta hinzieht. Auch die stämmigen Pfeiler des Erdgeschosses mit den mannigfaltig skulpierten Kapitälen und den strafferen Bogen eignen sich trefflich als durchbrochener Sockel, der den ganzen Bau trägt. Die hohe, obere Wand andererseits macht vermöge ihrer

Denkmal Coleonis von Verrochio im Campo di Zanipolo (S. 479).

teppichartigen Ausschmückung nicht den Eindruck der übermäßig lastenden Masse, da sie vielmehr als ein durch Draperien verhängter leichter Bau erscheint. Nur die weiten, ungeteilten Fenster und Balkons an derselben erscheinen als etwas Fremdartiges daran und gehören ebenso wie die Porta della Carta offenbar der späteren Zeit der Erbauung an. — Wir glauben demnach, entgegen Selvatico, gestützt auf eine Zeichnung des Dogenpalastes in der Bodleyana zu Oxford, die mit dem bestehenden Bau ziemlich übereinstimmt, daß Pietro Baseggi und sein Schwiegersohn Filippo Calendario, der unglückliche Teilnehmer an der Verschwörung des Marino Faliero, in der That die Erbauer des Ganzen, sowie der älteren Teile, so der Loggien sind, daß da-

gegen die Fenster von demselben Bartolomeo Bon herrühren, der auch die Porta della Carta schuf, indem er im Jahre 1438 zu letzterer, im Jahre 1463 zur Vollendung der Fassade den Auftrag erhielt. Von ihm stammt wahrscheinlich auch die Vorrückung der oberen Fassadenwand in die Flucht der Galerie, während sie nach dem älteren Plane dahinter zurücktreten sollte.

Sei es nun, daß die Bogengalerie des Dogenpalastes Vorbild für andere Paläste war, oder umgekehrt, sei es, daß Baseggi, Filippo Calendario oder ein anderer der Erfinder des venetianisch-gotischen Stiles war, gewiß ist, daß seine Blütezeit in das 14. Jahrhundert fällt, daß er jedoch auch noch tief in das 15. Jahrhundert hinein fortlebt, während in Mittelitalien längst die Renaissance zu Herrschaft gekommen war.

Einer der ältesten Paläste dieses Stiles, der noch streng und einfach gehalten ist, eigentümlicherweise aber keine genaue Symmetrie in der Anordnung der beiden Mittelloggien zeigt, ist der Palazzo Bernardo (S. 493), der dasselbe Arkadensystem hat, wie der Dogenpalast.

Palazzo Ca d'Oro.

Altertümlich einfacher erscheinen noch die Arkaden der Paläste Chiaralba und Condolmieri (letzterer das Stammhaus des Papstes Eugen IV.), wo die durchbrochenen Rosetten über den Bogen fehlen, dagegen altertümliche Skulpturen teils die Rümpfe der Säulen, teils die Bogenzwickel schmücken.

In der ursprünglichen Anlage, wenn auch nicht in der bestehenden Gestalt, gleichfalls einer der ältesten Paläste dieses Stiles ist die Perle unter ihnen, die Ca d'Oro (s. o.), welche schon am Ende des 13. Jahrhunderts von Andrea Doro gegründet wurde, der im Jahre 1310 wegen Teilnahme an der Verschwörung des Boemund Tiepolo gegen den Dogen Pietro Gradenigo nach Rimini verbannt wurde. Der Palast ging, nachdem ihn der Senat konfisziert hatte, noch durch mehrere Hände venetianischer Nobili, bis er — ein Sinnbild des allgemeinen Verfalls — erst in den Besitz eines jüdischen Banquiers (Coonliano), dann eines russischen Fürsten (Trubezkoi), der ihn der jüngeren Taglioni schenkte, überging, um schließlich wieder einem modernen Banquier anheimzufallen.

Obwohl unsymmetrisch (indem ein Flügel nicht ausgebaut wurde), wirkt dieser kleine Palast dennoch, sei es durch die luftigen, zierlich durchbrochenen Loggien,

Die Seufzerbrücke.

sei es durch die feine Ornamentik der Umrahmungen, sei es durch die wechsel- und wirkungsreiche Raumgliederung, sei es durch die goldenen Töne, welche die Zeit darüber ausgegossen hat, so ausnehmend malerisch und zierlich, daß er das Entzücken des Künstlers wie des gleichgültigsten Laien bildet, und heutzutage mit Recht durch ein populäres Mißverständnis seines Namens Ca d'Oro, d. h. Goldenes Haus heißt.

Ihm ebenbürtig stellt sich zur Seite der kleine, gleichfalls filigranartig zierliche Palast Contarimi-Fasan am Canal grande, der schon durchaus dem 15. Jahrhundert angehört. — Derselben späten Periode sind der Palazzo Foscari, der Palazzo Pisani, sowie der Palazzo Cavalli (S. 497, jetzt des Herzogs von Bordeaux), an verschiedenen Stellen des Canal grande zuzuzählen. Ersterer, ursprünglich von der Familie Giustiniani erbaut, wurde im 15. Jahrhundert von den Foscari gekauft und gänzlich umgebaut.

Die Arkaden des Mitteltraktes schließen sich im System denen des Palazzo Ducale und Palazzo Bernardo an, mit Zufügung eines neuen, gekünstelten Motivs, das in umgekehrten Spitzbogen beruht, die mit ihren Scheiteln den Scheitel der Arkaden berühren. — Der Palazzo Pisani mit seinen reichen, luftigen Mittelloggien zeigt in vielen Einzelheiten schon den Uebergang zur Renaissance und muß etwa 1460 erbaut worden sein. — Am Palazzo Cavalli zeigen sich Motive des Dogenpalastes und des Palazzo Foscari (die umgekehrten Bogen) mit einem altromanischen Motiv, verflochtenen Rundbogen, vereinigt.

Das komplizierteste, kunstvollste Maßwerk, was die technische Ausführung anbelangt, zeigt der Palazzo Cicognara; derselbe erinnert, trotz der späten Entstehung, offenbar wieder an orientalische, geometrische Ornamentik.

Die Renaissance, welche in Mittelitalien durch Brunellescos Anstoß bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangte, bürgerte sich in Venedig, ähnlich wie in der Lombardei, erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und zwar nur ganz allmählich ein. Interessante Beispiele des Uebergangsstiles bieten uns die Chorwände des Frari vom Jahre 1475, das Hauptportal der Kirche S. Giovanni-Paolo und andere Bauten.

Antonio Riccio, der als Bildhauer und Architekt in Venedig thätig war, scheint der erste Künstler gewesen zu sein, der nach einigem Schwanken zuerst mit Entschiedenheit die Formen der Renaissance in Venedig anwendete. Sein architektonisches Hauptwerk, die innere Fassade des Dogenpalastes, das er in den Jahren 1484 bis 1493 mit Benutzung älterer Mauern ausführte,

Bucentoro, die Staatsbarke von Venedig (S. 491).

Palazzo Manin (S. 485).

zeigt an den Pfeilern der Rundbogenhalle des Erdgeschosses, sowie an der Spitzbogengalerie des ersten Geschosses noch deutlich gotische Anklänge, die aber in den oberen Geschossen, welche eine verschwenderische Pracht der zierlichsten Renaissanceformen enthalten, vollständig verschwinden (S. 492).

Der eigentliche Begründer der neuen Richtung, d. h. des Frührenaissancestiles, der unter dem Kollektivnamen „Schule der Lombardi“ eine große Anzahl von Bauten ins Leben gerufen hat, ist Pietro Lombardo gewesen, welcher anfangs als Maurermeister unter Riccio an den Bauten des Dogenpalastes thätig war, bis er diesen als Oberbaumeister des Senates (Protomaestro) in dem Jahre 1499—1511 ersetzte. Daß Pietro Lombardo der Begründer der Architektenschule der Lombardi in Venedig war, geht, wenn nicht aus seinen Palastbauten, deren keiner ihm mit Wahrheit zugeschrieben werden kann, so doch aus seinen dekorativen und Kirchenbauten (wie S. Maria dei Miracoli) mit Sicherheit hervor.

Wenn der 1481 erbaute Palazzo Vendramin-Calergi, ebenso wie die, zur Zeit als er Proto war, ausgeführte Hoffassade des Dogenpalastes an der Seite von S. Marco (S. 496) wirklich von ihm herrühren, so ragte er allerdings an monumentaler Großartigkeit in den Formen über seine Nachfolger, seine Söhne Antonio und Tullio, ferner Martino, Sante Lombardi, und wie sie alle heißen, bedeutend hervor. — Der Palast Vendramin-Calergi (S. 463) wird von Francesco Sansovino mit Recht zu einem der vier vornehmsten Paläste der Stadt gerechnet. Drei imposante Geschosse mit Doppelfenstern, die nach romanischer Art durch Mittelsäulchen getrennt sind und welche im Erdgeschoß durch Pilaster, im Mittelgeschoß durch kannelierte, im oberen durch glatte korinthische Halbsäulen eingefaßt sind, werden durch ein mächtiges Kreuzgesims bekrönt.

Trotz des einheitlichen Systemes der oberen Geschosse wird der Mitteltrakt mit den großen Säulen dadurch wohl markiert, daß hier je drei Doppelfenster unmittelbar aneinanderstoßen, nur durch die Säulen getrennt, während zu beiden Seiten je ein Doppelfenster durch Säulen und Wandflächen eingefaßt, die Seitenflügel bezeichnen. — Auch im Erdgeschoß ist der Mitteltrakt schön hervorgehoben.

Jener spielende, zierliche, ornamentreiche und farbige Charakter des Stiles der „Lombardi“ in Venedig bildete sich also hauptsächlich erst unter Pietros Schülern aus. Zu dieser neuen Entwickelung trugen neben der eigentlich lombardischen, vorbramantischen und bramantischen Architektur hauptsächlich wohl der Wetteifer mit den phantastisch-zierlichen und farbenreichen gotischen Palästen, sowie der Luxus an Grabmonumenten, der

in Venedig üblich wurde, wesentlich bei. Endlich mochte das leuchtende Muster von S. Marco die Künstler dieser Zeit anregen, durch Inkrustation mit farbigen Marmorscheiben und Tafeln die farbige Bemalung der gotischen Fassaden zu schlagen.

Die Schule S. Marco von Martino Lombardo, sowie jene von S. Rocco von Scarpaguino und Sante Lombardo liefern in Bezug auf Pracht der Ausstattung und der Einzelheiten schöne Beispiele dieses Stiles, wiewohl letztere schon den Uebergang desselben in den der Hochrenaissance bezeichnet.

Heuboote im Canal della Giudecca.

Unter den Privatpalästen dieser Zeit ragen ferner hervor: Der Palazzo Contarini, am Canal grande, der prachtvolle Palazzo Trevisan (wo Bianca Capello wohnte), dessen Wände überreich mit Medaillons, Rahmen, Nischen, Pilastern u. s. f. geschmückt sind, während das Motiv der Arkadengalerien im Mitteltrakt allzu einförmig durch drei Geschosse hindurch wiederholt ist. — Auch die Raumdisposition der Seitenflügel ist nicht unantastbar. — In diesem Palast tritt das Tothetzen spielender, zierlicher Motive auf Kosten der allgemeinen Anlage und Grundidee, ein Fehler, der dem Stile der Lombardi häufig anhaftet, recht hervor. Zierliche einfachere Beispiele dieses Stiles bilden die Paläste Mazzoni (S. 487) und Dario (S. 455), welche wir hier vorführen. Letzterem fehlt ein Seitenflügel.

Im Innern von St. Markus (S. 461).

Ein Palast, welcher, wie die Scuola di S. Rocco, mit der er gewisse Verwandtschaft in den Details zeigt, den Uebergang zur Hochrenaissance ankündigt, ist der 1504—1546 erbaute **Palazzo Contarini** bei S. Samuele, dessen dreieckige Giebel über den Seitenfenstern des Prano nobile, sowie über den Arkaden der Mittelloggien ein ebenso fremdes Motiv für diesen Stil bilden, wie die schlanke Bildung der Fenster, deren rundbogige Oeffnungen durch Säulen flankiert werden, welche eben jene Giebelverdachungen tragen. — Der-

selben Uebergangszeit zum Hochrenaissancestil gehört auch der bei aller Einfachheit schön gegliederte Palast Tiepolo (S. 466) am Canal grande an.

Nur im Vorbeigehen sei bemerkt, daß auch Alessandro Leopardi durch seinen edel gehaltenen Sockel des Monumentes des Bartolomeo Coleoni (S. 469), sowie sein herrliches Grabmal des Dogen Vendramin der Vorbote der Hochrenaissance ist. Ja, der Analogie wegen, wären wir geneigt, ihm auch die Seitenfassade von S. Marco im Hofe des Dogenpalastes zuzuschreiben, da sie für Pietro Lombardo, dem sie zugeschrieben wird, unseres Erachtens einen zu vorgeschrittenen Stil zeigt.

Ein völlig neuer, großartiger Palaststil wird in Venedig durch zwei Meister begründet, welche ihre Inspirationen nicht in der lombardisch-bramantesken Architektur suchten, sondern ihre Schulung in den Heimstätten des monumentalen Renaissancestiles durchgemacht hatten, in Florenz und Rom, und die außerdem sich dem neuangefachten Studium der altrömischen Monumente mit tiefem Verständnis und entsprechend großartiger Auffassung hingegeben hatten.

Es sind dies der veronesische Architekt Michaele Sammicheli, sowie der in Florenz gebürtige, in Rom ausgebildete und später in Venedig eingebürgerte Jacopo Tatti, nach seinem toscanischen Meister Andrea Contucci von Monte San Sovino gewöhnlich Jacopo Sansovino genannt.

Michaele Sammicheli, der seine Jugend in Rom im Studium der antiken Baureste und angesichts jener majestätischen toscanisch-römischen Palastbauten eines Bramante, Peruzzi, Giuliano und Antonio da S. Gallo zugebracht hatte, war auch seinerseits zu einem Palaststil gelangt, der die robuste, ernste Erhabenheit römischer Amphitheater und Festungsbauten mit der prächtigen Eleganz der besten Renaissance in sich vereinigte. Ohne durch eine ängstliche Befolgung der Regeln Vitruvs in einen schematischen Klassizismus zu verfallen, hatte er an den antiken Monumenten die monumentale Wirkung der Massenverhältnisse erkannt und sie höher schätzen gelernt, als jene oft kleinlich verworrene Ueberladung der Flächen mit ornamentalem Zierat, wie sie der Frührenaissance oft eigen war. — Von den Meistern der Frührenaissance war es vor allen Brunellesco, welcher auf seinen Stil einwirkte; in ähnlichem Geiste wie er verwendete er den wuchtigen Rohquaderbau als wuchtiges dekoratives Motiv, das er im wirkungsvollen Gegensatz zu vornehmen Säulen- und Pilasterordnungen, sowie zu äußerst edlen, jedoch sparsam und konzentriert angebrachten Profilierungen und Ornamentfriesen zu setzen wußte. Seine Paläste in Verona gehören zu den herrlichsten Schöpfungen der Renaissance, in denen der monumentale Geist des Altertums in vollkommen freier und der Zeit angemessener Umgestaltung zu neuem Leben erstanden ist.

Kanal in Venedig

Ebenso machen seine wuchtigen und zugleich eleganten Festungsthore in Verona den vollkommenen Eindruck von Römerwerken der besten Zeit.

Als Festungsingenieur erwarb er sich auch in Venedig zuerst Namen und Stellung. Verona gehörte damals zu Venedig und im Auftrage des Senats baute er nicht nur die Festungswerke und Thore von Verona, sondern auch verschiedene Befestigungen in Padua, Legnago, Dalmatien, sowie in Venedig selbst, wo das Kastell S. Andrea sein Werk ist, das sich ebensowohl durch seine robuste Zweckdienlichkeit, wie durch die vornehme Architektur seines Portals mit drei Pfeilerarkaden

Ansicht von Venedig, nach einer Zeichnung von Martin Rico.

auszeichnet. Auch das Thor des Bucentoro beim Arsenal ist sein Werk.

Aber auch als Palastarchitekt fand er in Venedig ein reiches Feld der Thätigkeit. Zu seinen stattlichsten Palästen in Venedig gehören der Palazzo Corner-Spinelli bei S. Paolo, sowie besonders der Palazzo Grimani am Canal grande.

Im Palazzo Corner-Spinelli hat der Architekt mit großer Kunst das schwierige Problem gelöst, einen sechsstöckigen Bau mit sehr vielen Fensteröffnungen großartig zu gliedern.

Weit pompöser ist jedoch der Palazzo Grimani a S. Luca gehalten. — Hier präsentieren sich bloß drei mächtige Geschosse, bedeutend charakterisiert durch kannelierte Pilaster im Erdgeschoß, kannelierte korinthische Halbsäulen in den oberen Geschossen. Breite, edel profilierte Gurtgesimse trennen die Geschosse, ein mächtiges Kranzgesims schließt das Ganze ab. Rundbogige Thore und Fenster wechseln in rhythmischem Kontrast mit horizontal verdachten Fenstern. Sehr wirkungsvoll ist auch das säulengetragene Vestibule, der Hof, sowie das Treppenhaus des Palastes.

Der Mitteltrakt mit den großen Sälen ist an beiden Palastfassaden zwar betont, aber in einer gemäßigten Weise, indem, der größeren Einheit und Monumentalität der Fassaden zuliebe, die Säulen- und Pilasterordnungen durch die ganze Flucht, wenn auch in verschiedenen Abständen und Gruppierungen durchgeführt sind.

Libreria nuova von Sansovino (S. 485).

Die höchste Glanzstufe erreichte der venetianische Palastbau durch Jacopo Sansovino, wiewohl andererseits nicht zu verkennen, daß der altüberlieferte

Füttern der Tauben auf dem St. Markusplatz.

Grundtypus der Fassadendisposition bei einigen seiner Bauten noch mehr verwischt wurde, als an Sammichelis Palästen.

Sansovino, als Bildhauer in Florenz ausgebildet, hatte später gleichfalls in Rom die Schule der antiken Monumente, sowie der zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Rom blühenden Architektur durchgemacht. Ja, vielleicht durch Vermittelung seines Lehrers Andrea Sansovino trat er in besonders nahe Beziehungen zu Bramantes Anhang, mit dem er auch die Opposition gegen Michel Angelo teilte. Anfangs entschlossen, sich ganz in Rom niederzulassen, veranlaßte ihn zuerst die für die Kunst unfruchtbare Regierungszeit Hadrians VI., nach Venedig auf Besuch zu gehen, worauf er sich nach der Plünderung Roms unter Clemens VII. ganz in Venedig niederließ, und dort sofort ehrenvolle Aufträge erhielt.

Im Jahre 1529 an Stelle des verstorbenen Maestro Bon, des Erbauers der alten Prokuratien, zum Protomaestro der Republik ernannt, führte er eine Reihe der herrlichsten öffentlichen Bauten aus, welche die Plätze bei S. Marco zieren, sowie er auch gleichzeitig mehrere Privatpaläste in Auftrag erhielt.

An seinem Münzgebäude, der Zecca, das er im Jahre 1535 begann, charakterisierte er die Außenfassade gegen den Canal grande durch ausgiebige Verwendung des Rustikaquaderbaues in trefflicher Weise als fest und unnahbar, wogegen er dem Hofe mit den zwei Geschossen von Arkaden zwischen Pilastern über einem Portikus von Rustikapfeilern bramanteske Eleganz zu verleihen wußte.

An den Fabbriche nuove des Rialto hat Sansovino den oberen Geschossen ein zu gedrücktes Verhältnis gegenüber dem hohen Rustikaportikus gegeben.

Die höchste Stufe der Kunst erreichte er dagegen in der Loggetta am Turm von S. Marco, sowie in

Palast Pesaro (S. 487).

der Libreria nuova (S. 482), gegenüber dem Dogenpalast, einem der herrlichsten Werke der Architektur aller Zeiten. In der Fassade der Libreria mit ihren zwei imposanten Geschossen und der festlichen Balustradenbekrönung hat er an plastischer Kraft der Wirkung, an Einfachheit und Adel der Verhältnisse, ein Werk geschaffen, wie es die Blütezeit des kaiserlichen Roms kaum imposanter gestaltet hätte. Auch die Fassade der Loggetta vereinigt römische Kraft mit Anmut und Vornehmheit der Dekoration und des plastischen Schmuckes.

Die Scala d'Oro (goldene Treppe) im Dogenpalast gehört zu den reichstdekorierten Treppenanlagen der Renaissance, wenn auch unter die Stuccaturen des Tonnengewölbes, die von Alessandro Vittoria ausgeführt wurden, sich schon manches barocke Motiv einschlich.

Was endlich Sansovinos Privatpaläste in Venedig betrifft, so sehen wir in seinem Palazzo Manin (S. 475) am Canal grande wiederum den Versuch, die traditionelle Fassadendisposition der venetianischen Häuser mit den Säulenordnungen der toscanisch-römischen Renaissance in Einklang zu bringen, ein Versuch, der ihm hier nicht so gut gelang, als dem Sammicheli, indem die Stellung der kräftigen Halbsäulen der beiden Obergeschosse an den Seitenflügeln zu weit ist und sie mit ihren plastischen Schäften auf der platten Wandfläche dadurch zu isoliert erscheinen. Einen stattlichen Eindruck macht dagegen die Pfeilerhalle des Erdgeschosses.

Im Palast Corner (S. 461) gab Sansovino seinen Säulenordnungen zuliebe den traditionellen Typus völlig auf, indem über einem Rustikaerdgeschoß mit drei mittleren Portalbogen zwei Geschosse mit je einer gleichmäßig durchgehenden Flucht von sieben Bogenfenstern zwischen ionischen, beziehungsweise korinthischen Halbsäulenpaaren sich erheben.

Schon bei Sansovinos Schülern, wie Alessandro Vittoria, Danese Cattaneo und anderen, beginnt das Barock sich geltend zu machen. Doch treten noch zwei Meister auf, welche die klassischen Formen in ihrer Reinheit zu wahren bemüht sind, dabei aber oft schon in das Akademisch-Kalte verfallen. — Andrea Palladio, der sein großartiges, aber etwas gewaltsam und schematisch den Zeitbedürfnissen aufgezwungenes Säulen- und Halbsäulensystem, besonders an den Palästen Vicenzas entfalten konnte, versah dagegen Venedig vorwiegend nur mit Kirchen, welche mit ihren majestätischen, wenn auch etwas gleichförmigen Fassaden durch ihre günstige Lage am Wasser, immerhin zur monumentalen Gesamtwirkung Venedigs wesentlich beitragen.

Vom Balkon aus!

Vincenzo Scamozzi, Palladios Nebenbuhler und in vielen Hinsichten Nachahmer, der jedoch das dekorative Element mehr betonte als Palladio, darin aber auch schon dem Barock sich näherte, kommt für uns hier in Betracht als Erbauer der neuen Prokuratien, sowie des Palazzo Contarini. — In den neuen Prokuratien, d. h. den Wohnungen und Aemtern der acht Prokuratoren von S. Marco, ahmte er Sansovinos System der Libreria in den zwei unteren Geschossen nach, indem er jedoch die schönen Verhältnisse seines ionischen Frieses veränderte und an Höhe verringerte, um darüber noch ein drittes Geschoß mit korinthischen Pilastern und dazwischen großen Fenstern zu errichten, deren Verdachungen abwechselnd mit Kreissegmenten und Giebeln bekrönt sind und auf korinthischen kannelierten Halbsäulen ruhen.

An seinem Palazzo Contarini degli Scrigni bei S. Gervasio e Protasio schuf er ein elegantes Rustikaerdgeschoß, würdig eines Sammicheli, wogegen die Doppelpilaster-Stellungen und Bogenfenster der beiden Obergeschosse durch ihre mageren und langgestreckten Verhältnisse gegen den guten Geschmack und die Regeln

der Kunst verstoßen. — Auch daß er den Mittelbau durch mehr Wandfläche als die Seitenflügel betonte, ist geradezu eine Verkehrung der wohlbegründeten Ueberlieferung und schneidet den Palast in zwei Hälften.

So bleibt uns noch übrig, einige Paläste zu besprechen, die von den barocken Nachahmern des Sansovino erbaut wurden, und teilweise durch ihre imposante plastische Massenwirkung die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Der Palast Balbi des Alessandro Vittoria (zwischen 1582 und 1590 erbaut) bietet mit seinen durchbrochenen Giebeln und gewundenen Formen ohne Großartigkeit der Komposition keinen erfreulichen Anblick. — Dagegen ist dem Architekten Baldassar Longhena trotz des wilden Barock, das bei ihm teilweise schon hervortritt, dennoch nicht die Großartigkeit der Conception abzusprechen, wie auch seine majestätische S. Maria della Salute mit dem wohldurchdachten Grundriß zeigt.

Palazzo Mazzoni (S. 478).

Sein Palazzo Pesaro (S. 483) am Canal grande ist trotz der barocken, überenergisch-plastischen Behandlung, besonders der figürlichen und dekorativen Teile, dennoch einer der imposantesten, wohldisponiertesten Paläste Venedigs, in welchem Sansovinos Libreria und Palazzo Corner in freier Verwertung unverkennbar nachklingen. Doch hat er den Mitteltrakt durch Einfassung mit Säulenpaaren in glücklicher Weise wieder zu betonen gewußt.

Auch sein Palazzo Rezzonico am Canal grande, dessen Obergeschoß von Massari vollendet wurde, zeichnet sich aus durch majestätische Wirkung, besonders des Rustikaerdgeschosses.

Dagegen hat seine Kraft der Gesamtdisposition am Palazzo Capovilla an Schwere des wildesten Barockdetails Schiffbruch gelitten.

Von anderen seiner Paläste zu geschweigen.

Was nach dem 17. Jahrhundert in Venedig noch von Palästen gebaut wurde, ist nur als ein Symbol des politischen Verfalls der Republik zu betrachten und nicht der Erwähnung wert.

Eine Fahrt mit der schwarzen Weggondel (deren

düstere Farbe ebenfalls aus der Zeit des Verfalls stammt und denselben gleichsam symbolisiert) auf dem Canal grande, jene stolzen Palastfassaden entlang, bietet zwar dem Architekten und Architekturfreund noch immer die reichsten und mannigfaltigsten Eindrücke und Genüsse, aber auch dieser kann sich gleichzeitig schwer-

Scene an einem Kanal in Venedig.

lich einer melancholischen Stimmung erwehren, wenn er sich einerseits den Glanz und die Fülle des Lebens vergegenwärtigt, aus dem heraus solche stolze Schöpfungen erwachsen konnten und wie es uns die venetianischen Historien und Gemälde schildern, und er andererseits diesen Palästen die traurigen Schicksale und Er-

Der herzogliche Palast mit seiner Umgebung (S. 469).

niedrigungen gleichsam an der Stirne abliest, denen sie zugleich mit den Nachkommen der ursprünglichen Herren im Laufe der letzten Jahrhunderte unterworfen waren.

Einst, wenn irgend eine Festlichkeit Venedig in Bewegung setzte, wenn z. B. ein fremder Fürst gastfreundlich bewillkommnet wurde — rauschte an den stattlichen

Palästen, auf deren reich drapierten Balkonen Damen und Herren in prächtigen Samt- und Seidengewändern herabschauten — das prachtvoll vergoldete Staatsschiff, der Bucentoro (S. 474), mit der Statue der Justitia und der Fahne der Republik am Bug, mit dem Dogen thronend, inmitten seines Rates in karmesinfarbenen Samtgewändern auf dem ebenso ausgeschlagenen Verdeck, umgeben von tausenden von Privatgondeln, alle mit köstlichen, ins Wasser hängenden Teppichen ausgeschmückt, unter den Klängen von Musik, Jubelgeschrei, Glockenläuten und Kanonendonner, an diesen Palästen vorbei.

Heute starren sie, vereinsamt und verwahrlost, mit zum Teil durch Bretter vernagelten Fenstern, traurig auf den vereinsamten, nur von trägen Markt- und Kohlenschiffen, oder von Hotelgondeln mit äffisch geputzten Gondolieren und bädekerbewaffneten Fremden befahrenen Canal grande. — Selten, daß noch eine heruntergekommene alte Familie, in ihrer altersschwachen Ahnengondel scheu versteckt, den Canal grande entlang schleicht, um etwa einen wehmütigen Blick auf den entweihten Palast der Vorfahren zu werfen, auf dem jetzt ein riesiger Schild mit der romantisch-klingenden Firma eines Antiquitätenhändlers prangt, der jetzt eine Art geschichtlicher Vergeltung übt, indem er die Schätze des Orients, welche im Laufe der Jahrhunderte sich im Palaste anhäuften, wieder verschachert. — Wohl jenen Palästen, deren Prachtsaal zu einem Maleratelier umgeschaffen ward, ihnen wird vom fremden Eindringling vielleicht eine wärmere Verehrung ihrer historischen Würde und ihres poetischen Zaubers entgegengebracht, als sie die prächtig aber praktisch angelegten ersten Eigentümer selbst empfinden mußten, die im schwelgenden Genuß ihres Reichtums und ihrer Macht keinen Anlaß zu sentimentalen Betrachtungen hatten. — Auch jene Paläste können sich mit ihrer neuen Bestimmung aussöhnen, welche der Sitz eines Amtes, einer Schule, eines Waisenhauses oder sei es auch der Polizeibehörde geworden sind.

Sie haben ihre glänzende Jugend hinter sich und müssen sich jetzt praktisch nützlich machen. Ihnen geht es nicht besser und nicht schlechter, als vielen Erdensöhnen, denen es vielleicht noch am besten geht.

Dogenpalast (S. 475).

Desdemonas Haus in Venedig.

Ein Kapitel aus der Geschichte der menschlichen Irrungen.

Von

H. Magnus.

Wenn man nach langer, mühevoller Wanderung einen beschwerdereichen Weg glücklich zurückgelegt, wenn man das heißersehnte, vielumworbene Ziel endlich erreicht hat, so pflegt man mit Behagen zurückzublicken auf all die überstandenen Mühsale. Und diese Rück-

schau ist es, welche den Genuß des Gewonnenen nicht allein ganz besonders würzt, sondern welche oft genug auch den Wert des Besitzes erst recht und voll würdigen lehrt. Wissenschaft, Kunst und Civilisation haben im Laufe unserer kulturellen Entwickelung der Menschheit eine große Reihe von Besitztümern errungen, deren voller Wert weder gekannt, noch geschätzt wird. Man fühlt sich im Besitze und Vollgenuß der kulturellen Errungenschaften befriedigt und denkt kaum daran, daß es Zeiten gegeben hat, wo das, was heute Gemeingut aller ist, noch auf der niedrigsten Entwickelungsstufe gestanden hat, daß Geschlechter und Nationen gekommen und gegangen sind, ohne sich des Besitzes zu erfreuen, der heute auch dem Geringsten zugängig geworden ist. Erst wenn

Palazzo Bernardo (S. 471).

man dann zurückblickt auf den langen, mühevollen Entwickelungsgang, wenn man sieht, wie Geschlecht auf Geschlecht, Volk auf Volk, in mühevollem Ringen sich abgemüht haben, um den heutigen Besitzstand dem harten Geschicke abzuringen, erst dann werden wir uns der Größe des Errungenen bewußt, erst dann freuen wir uns mit vollster Befriedigung des Besitzes; aber auch dann werden wir oft genug erst gerecht gegen die Leistungen des dahingegangenen und des lebenden Geschlechts. Solch ein kulturgeschichtliches Bild ist es, welches ich heute dem Leser vorführen möchte. Ich will ihm nicht zeigen, welche Mühe und Arbeit das Menschengeschlecht leisten mußte, um sein irdisches Besitztum zu mehren, um Güter und Reichtümer zu erwerben, sondern ich will ihm darthun, welche Anstrengungen die uns vorangegangenen Geschlechter aufwenden mußten, um das in ungetrübter Leistungsfähigkeit zu erhalten und zu bewahren, welches das edelste all unserer Besitztümer ist, nämlich das Sehvermögen.

Bekanntlich hat es die Natur dem Menschen nicht vergönnt, sich bis an das Lebensende einer jugendfrischen Thätigkeit seiner Gliedmaßen erfreuen zu dürfen. Alle

Organe unseres Körpers, das eine früher, das andere später, verlieren die jugendliche Elasticität und Leistungsfähigkeit, und daß diese regressive Altersmetamorphose für das Wohlbefinden, für die gedeihliche Existenz des Individuums recht bedenkliche Konsequenzen bedingt, weiß ein jeder am besten, welcher dem Höhepunkt des Lebens nahe steht oder ihn gar überschritten hat. Leider sind nun gerade die Altersveränderungen, welchen das Sehorgan unterworfen ist, derartige, daß sie die Bedingungen, unter welchen eine einigermaßen leidliche Existenz unseres Organismus möglich ist, in der weitgehendsten Weise beschränken. Daß das Auge von einem gewissen Lebensjahre an der Unterstützung durch eine Brille bedarf, wäre eine Thatsache, die sich leicht ertragen ließe. Wenn der Tribut, welchen das Auge der Natur zollen muß, nur in dem Umstande sich äußerte, daß der Sehakt ohne Zuhilfenahme geeigneter Gläser nicht mehr in der wünschenswerten Weise sich vollzieht, so könnten wir damit sehr zufrieden sein. Das Tragen einer Brille mag ja wohl unbequem sein, aber in den Grundbedingungen unseres Daseins schädigt uns diese Thatsache nicht im mindesten. Denn die Vorgänge, welche bei

Hoffassade des Dogenpalastes (S. 475).

dieser Altersveränderung in der Augenlinse sich abspielen, stören die Sehschärfe in keiner Weise und so werden wir in dem Gebrauch des Sehorgans wohl beengt, aber keineswegs desselben beraubt. Um so einschneidender greifen dagegen andere Altersveränderungen, denen auch wieder die Linse zum Opfer fällt, in unser Leben ein, insofern sie durch umfangreiche Trübungen der Augenlinsensubstanz dem Lichte den Zutritt in das Sehorgan unmöglich machen. Mit dieser Thatsache ist aber das Zustandekommen des Sehaktes unbedingt ausgeschlossen und deshalb gehen wir wohl auch nicht zu weit, wenn wir behaupten, daß diese Altersmetamorphose des Auges, welche im Munde des Volkes als grauer Star, in den Annalen der Wissenschaft als Cataracta senilis bekannt ist, die gefährlichste Feindin unseres Geschlechtes sei. Sie drängt den Menschen aus der Sphäre eines gedeihlichen, wirkungsreichen Daseins heraus und drückt ihn unerbittlich auf die bittere Stufe des bloßen Vegetierens herab. Wollte also das Menschengeschlecht in vielen seiner Glieder nicht vorzeitig erwerbsunfähig werden, so mußte es darauf bedacht sein, den Altersstar in seinem schädigenden Einfluß auf den Sehakt erfolgreich zu bekämpfen. Blicken wir auf den Entwickelungsgang zurück, welchen die Medizin genommen hat, so werden wir schon in den frühesten Phasen derselben dem Menschen im Kampf mit dem senilen Graustar begegnen. Und zwar suchte man, bevor man in den therapeutischen Streit mit dem Star selbst eintrat, zuvörderst über seine Natur, über seine pathologische Wesenheit sichere Aufschlüsse zu gewinnen. Die frühesten derartigen Nachrichten finden sich im Papyrus Ebers, einem medizinischen Werke, welches in das siebzehnte vor-

christliche Jahrhundert gehören dürfte. Diese ägyptische Quelle sieht in der grauen Substanz, welche beim Altersstar in der Pupille sichtbar wird, einen schleimig-wässerigen Niederschlag. Und diese altägyptische Vorstellung sollte in der Pathologie des Stares Jahrtausende hindurch die herrschende bleiben. Welches Volk in der langen Reihe von Jahrhunderten, die zwischen der Abfassung jenes Papyrus und dem achtzehnten Säkulum unserer Zeitrechnung verstrichen sind, auch immer die kulturelle Führung übernommen hatte, immer finden wir bei ihm als Kern seiner Ansichten über das Wesen des Graustares jene altägyptische Lehre. Stand ja doch selbst unsere abendländische Medizin bis in das achtzehnte Jahrhundert unter dem Bann derselben und die Anstrengungen waren nichts weniger wie gering, welche gemacht werden mußten, um jene altägyptische Vorstellung zu beseitigen und der modernen Anschauung zum endgültigen Siege zu verhelfen. Dürfen wir auf die antike Entwickelungsgeschichte des Stares etwas näher eingehen, so war nach derselben der Graustar ein Gerinnungsprodukt. Eine flüssige Materie sollte aus dem Schädel in die Augen ausströmen und sich hier hinter der Pupille gerade vor der Linse festsetzen. Diese Vorstellung, welche für unsere moderne Anschauung so abenteuerlich erscheinen will, war für die antike Medizin eine sehr vertraute. Ging ja doch die antike Medizin von der Idee aus, daß alle schädlichen Substanzen, welche der menschliche Körper entwickele, in die Höhe stiegen und sich im Schädelraum niederschlügen. Der Kopf wurde für einen großen Destillierkolben gehalten, in welchem all die unheilvollen Dämpfe und Gase des Organismus zusammenströmen und zum Niederschlag gelangen sollten. War nun der Schädelraum mit den schleimig-flüssigen Niederschlägen jener aus dem gesamten Körper aufsteigenden Gase genügend gefüllt, so erfolgte, wie die alte Medizin des weiteren lehrte, wieder ein Abfluß aus der Schädelkapsel und zwar bildeten die Sehnerven, sowie die Kopfgefäße die Straßen, auf welchen jene schädlichen Stoffe ihren Weg zum Auge suchten. Durch den mächtigen Stamm des Sehnerven floß in munterem Lauf jener unheilvolle Strom direkt in das Auge, um hier in verderblichster Weise das große Heer der Augenkrankheiten zu erzeugen. Geschah der Niederschlag dieser dem Augapfel zuströmenden pathogenen

Palazzo Cavalli (S. 473).

Materie hinter der Pupille, zwischen ihr und der Linse, so war damit der Anstoß zur Entwickelung des Graustares gegeben. Und da nach den anatomischen Anschauungen der antiken Medizin die Augenlinse mitten im Augapfel liegen — in Wirklichkeit liegt sie der vorderen Augapfelwand sehr nahe, wie dies unsere Abbildung 2 zeigt — zwischen ihr und der Iris ein weiter Zwischenraum bestehen sollte, so war auch die antike Anatomie in der Lage, jener dem Auge zufließenden Starmaterie ein genügend geräumiges Feld zwischen Iris und Linse zu ihrer weiteren Ausbildung anzuweisen[1]). Die weiteren Schicksale dieses im Auge ad depositum genommenen Starfluidums sollten in einer stetig zunehmenden Gerinnung bestehen, bis schließlich ein festes, undurchsichtiges Häutchen gebildet und damit die Entwickelung des Graustares beendet wäre. Es sollte demnach also der graue Star eine Haut darstellen, welche wie ein Vorhang die Linse decken und den Lichtstrahlen den Zutritt wehren mußte. Uebrigens verkörpert unsere moderne wissenschaftliche Bezeichnung des Stares — Katarakt — noch immer jene soeben geschilderte antike Ansicht der Starbildung, indem sie, von dem griechischen Wort καταῤῥέω abgeleitet, das „Herabgeflossene" bedeutet. So ragt der Name Katarakt als ein stummer und doch so beredter Zeuge jener alten Vorstellungen in unsere moderne Welt hinein.

Fig. 1. Durchschnitt des Augapfels nach den anatomischen Vorstellungen der antiken Medizin. Die Linse liegt mitten im Auge und die schraffierte Partie an der Linse stellt die hypothetische Starmembran vor.

Bis in den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wußte nun die antike Vorstellung von dem Wesen des Stares sich in unbeschränkter Gültigkeit zu erhalten. Mochten auch einzelne besonders erleuchtete Köpfe sich über die Unzulänglichkeiten des herrschenden Systems klar geworden sein, die Ehrfurcht vor Hippokrates und Galen, vor Oribasius und Celsus war doch so groß, daß man sich allenfalls einen gelinden Zweifel, aber nimmermehr einen wirklichen Widerspruch ihrer Lehre gegenüber erlaubt hätte. Und wäre wirklich ein Arzt so verwegen gewesen, die Unrichtigkeit der antiken Starlehre zu behaupten, die zünftige Wissenschaft hätte ihn unfehlbar geächtet, ihn als einen Frevler am System mit Fluch und Bann belegt. Denn bekanntlich ist das Vergehen gegen ein herrschendes System von jeher als das schwerste angesehen worden; eher mochte man sündigen gegen die gesunde Vernunft, gegen Logik und Verstand als rütteln an den geheiligten Säulen eines Systems. Für solch ein Unterfangen kannte die zünftige Wissenschaft fast niemals Verzeihung und diese Thatsache aus eigenster Erfahrung kennen zu lernen, hatte der französische Arzt Brisseau reichlich Gelegenheit, als er mit seinen unsterblichen Untersuchungen über die Natur des grauen Stares auftrat. Dieser geniale Forscher hatte auf Grund umfassender Beobachtungen sich überzeugt, daß der Graustar keineswegs durch eine aus dem Schädel in das Auge sich ergießende Materie entstünde, sondern vielmehr nichts weiter sei, wie eine Trübung der Augenlinse. Und als er nun mit dieser epochemachenden Entdeckung vor die Oeffentlichkeit trat, sie der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris unterbreitete, da hatte diese Vereinigung zünftiger Gelehrter für den genialen Forscher nicht nur kein Wort der Anerkennung und des Dankes, sondern sie nahmen sogar eine feindliche Stellung gegen denselben ein. Man wollte mit den althergebrachten Anschauungen der antiken Medizin unter keiner Bedingung brechen, man wollte die geniale Entdeckung, welche die Menschheit aus den Fesseln eines der verhängnisvollsten Irrtümer erlösen sollte, unter keinen Umständen gelten lassen. Und wer weiß, wie lange das Menschengeschlecht unter der schädigenden Lehre der antiken Medizin noch hätte leiden müssen, wenn Brisseau nicht in seinem genialen und gelehrten Kollegen Maitre-Jean einen unermüdlichen Förderer seiner Entdeckung gefunden hätte. Dieser bestätigte die Beobachtungen, welche Brisseau veröffentlicht hatte, nicht nur vollständig, sondern erbrachte durch eine große Reihe eigener Untersuchungen den unwiderleglichen Beweis dafür, daß der graue Star in einer Trübung der Linse bestehe. Im Jahre 1707 trat Maitre-Jean mit dieser seiner großartigen Arbeit vor die erstaunte Welt und wenn auch alsbald von allen Seiten Feinde und Neider über ihn herfielen, so schritt seine Lehre doch in raschem Siegeslaufe durch die civilisierte Welt und schon nach wenig Jahren beugte sich der größte Teil der Aerzte der neuen Anschauung. Die gefeiertsten Mediziner, wie Boerhave, Heister u. a. finden wir von jetzt an unter den Anhängern der neuen Lehre und gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das alte System als vollständig beseitigt anzusehen. Mit diesem Augenblicke war aber die Menschheit von einem Irrtum erlöst, der an ihrem Glück und Wohlbefinden in einem Umfang gezehrt hat, wie kaum ein anderer Irrtum, so reich auch die Entwickelungsgeschichte unserer Kultur an solchen sein mag.

Fig. 2. Durchschnitt des Auges nach den Vorstellungen der modernen Medizin. Die Linse ist schraffiert, um sie als Sitz des Stars zu kennzeichnen.

Es wird vielleicht an Solchen nicht fehlen, die da meinen, die Beseitigung eines Irrtums sei zwar unter allen Verhältnissen recht lobenswert und darum möge es ja auch für die Medizin recht wichtig sein, diese alte Irrlehre durch die geläuterte Vorstellung über das Wesen des Graustares zu ersetzen, aber eine gar so große Bedeutung könne diese Thatsache für die Menschheit doch im allgemeinen nicht haben. Nun, ein derartiger Einwurf wäre ganz gewiß völlig unberechtigt. Gerade für das allgemeine Wohl unseres Geschlechtes muß der Nachweis der wahren Natur des grauen

[1]) Man vergleiche Figur 1; die schraffierte Partie stellt jene hypothetische Starmaterie vor, welche den gleichfalls hypothetischen Raum zwischen Pupille und Linse ausfüllen und so den Star erzeugen sollte.

Stares als eine rettende That gelten. Denn mit der geläuterten Erkenntnis war eine rationelle, erfolgreiche Behandlung des Stares eigentlich erst möglich geworden. Zwar kannte die antike Medizin auch verschiedene Operationsverfahren, mittels deren sie den Star zu beseitigen wußte, aber sie tappte mit denselben immer nur im Dunklen und die Erfolge waren mehr wie bescheidene. Ich glaube kaum mich einer Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich annehme, daß von den Staroperationen der antiken Augenheilkunde kaum der vierte oder fünfte Teil zu gelingen pflegte, während die Mehrzahl zu einem Verluste des Sehvermögens führte. Bedenken wir nun, daß der Graustar keineswegs eine seltene Krankheitsform ist, ja in gewissem Sinne sogar in den physiologischen Grenzen der Altersveränderungen sich bewegt, so werden wir wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß eine richtige Erkenntnis und erfolgreiche Behandlung des Altersstares für die Wohlfahrt des Menschengeschlechtes von der weittragendsten Bedeutung sein muß. Es muß sowohl im Interesse des einzelnen Individuums, wie auch der Gesamtheit liegen, eine sichere Hilfe gegen eine Affektion zu besitzen, welche die zweite Lebenshälfte in so erschreckend hohem Prozentsatze heimsucht und einen großen Teil der Bevölkerung unter die Gefahr einer vorzeitigen Erblindung stellt. Die Thatsache, daß Jahrtausende vergehen mußten, ehe der Menschheit ein klarer Einblick in das Wesen des Stares, und damit auch eine sichere Beseitigung desselben beschieden war, berechtigt uns also ganz gewiß zu der Behauptung, daß der Irrtum, in welchem die Medizin so lange über die Natur des Stares sich befand, für das Wohl und Wehe der Menschheit von der weittragendsten Bedeutung war.

Wer eine richtige Vorstellung gewinnen will von den Aussichten, welche ein mit dem Star behaftetes Individuum für seine Wiederherstellung besaß, solange die antike Medizin ihre Herrschaft ausübte, der muß die Schilderungen alter Autoren durchblättern. Mit rohen und plumpen Instrumenten wurde in das starblinde Auge eingegangen und nun so lange in demselben gedreht und manövriert, bis man die hypothetische Starmembran aus der Pupille entfernt zu haben glaubte. Daß man mit diesen Manipulationen die getrübte Linse aus dem Pupillengebiete auf den Boden des Auges versenkte, davon hatte die alte Medizin natürlich keine Ahnung; vielmehr war der operierende Arzt der sicheren Meinung, er habe die geronnene Starmembran entfernt, wenn die Pupille klar wurde. Die aus dem Pupillarbereich auf den Augengrund dislocierte starige Linse war aber für die Existenz des Sehorgans von der verderblichsten Wirkung, insofern sie weitaus in der größten Mehrzahl der Fälle zu schweren Entzündungen und unheilbarer Erblindung führte. Darum war auch an den Orten, wo ein Augenoperateur eine Zeit lang seine Thätigkeit geübt hatte, Heulen und Zähnklappern, wie uns der wackere Bartisch, ein tüchtiger Vertreter der antiken Medizin, recht offenherzig schildert. Die unglücklichen Opfer des Staroperateurs wanden sich in den quälendsten Schmerzen wochenlang und wenn die Angst und Not des körperlichen Leidens endlich überstanden war, deckte ewige Nacht das mißhandelte Auge. Deshalb ließ sich der Jünger des Aeskulap auch, wie uns Bartisch des weiteren in seiner naiven Weise berichtet, vor der Operation das Honorar erlegen, denn nach stattgefundener operativer Leistung wären wohl nur wenige Patienten zu einer Bezahlung bereit gewesen. Solange also die antike Medizin herrschte, war der Star eine Affektion, die dank den falschen Anschauungen über Wesen und Behandlung desselben in den meisten Fällen zur Erblindung führte. Und nun vergleiche man mit diesen trüben Zuständen der Vergangenheit die moderne Zeit. Kaum zwei Prozent aller Staroperationen pflegt heutzutage ohne Erfolg zu sein; während früher das Mißlingen die Regel und das Gelingen die Ausnahme bildete, ist jetzt gerade das umgekehrte Verhältnis das maßgebende; jetzt pflegt das Gelingen die Regel und das Mißlingen die Ausnahme zu bilden.

Wenn nun der Irrtum, in welchem die Menschheit jahrtausendelang über die Natur des Stares schwebte, für die Operation desselben von der größten Bedeutung war, so war doch diese Konsequenz nicht die einzige. Tief in das Leben und die Wohlfahrt des einzelnen griff die antike Pathologie mit ihren Vorstellungen von der Entstehung der Augenkrankheiten ein. Indem sie nämlich sicher glaubte, daß alle Augenkrankheiten lediglich durch den Zufluß eines krankhaften Stoffes aus dem Gehirn in das Sehorgan entstünden, hielt sie es für ihre vornehmste Aufgabe, diesen Zufluß zu den Augen unmöglich zu machen. Man sieht, in diesem System war Logik und wenn die antike Medizin einmal die Schädelkapsel zum Destillierkolben aller aus dem Körper aufsteigenden giftigen Gase gemacht hatte, so mochte sie auch dafür sorgen, daß diese Stoffe aus dem Gehirn nicht in das Sehorgan gelangten. Und dieser Aufgabe unterzog sich denn auch die alte Medizin in der rührigsten Weise. Mit der Schneide des Stahls und der Glut des Feuers war sie emsig bemüht, dem Zuflusse jener schädlichen Stoffe zum Auge zu wehren; und zwar handhabte sie Messer und Feuer in so gründlicher Weise, daß man viel eher glauben möchte, es habe sich um die raffiniertesten Folterqualen, als wie um eine heilkünstlerische Leistung gehandelt. Den Angriffspunkt für diese eingreifenden Behandlungsmethoden boten die großen Adern des Schädels dar, welche als die Hauptträger jener hypothetischen Giftmaterie galten. Ihnen ging man mit Messer und Glüheisen in der energischsten Weise zu Leibe.

Was zuvörderst die Behandlung mit schneidenden Instrumenten anlangt, so hatten unsere antiken Kollegen verschiedene Methoden ersonnen; die eine bestand darin, daß man die Haut der Stirn mit einem mächtigen Schnitt von einer Seite zur anderen bis auf den Knochen spaltete und diese ungeheuere Wunde durch tägliches Schaben und Kratzen des freigelegten Stirnbeins wochenlang offen erhielt. War der Arzt ein besonders energischer Charakter, so applizierte er seinem Kranken, anstatt eines, drei die ganze Stirn umspannende Schnitte, in denen er dann wochenlang mit Schabeisen und ähnlichen Instrumenten hantierte. Ein anderes Verfahren

legte neun mächtige, bis auf den Knochen gehende Schnitte an den verschiedensten Stellen der Schädelkapsel an; Schläfe, Stirn, Hinterhaupt und Scheitel wurden in möglichst gleichmäßiger Weise bedacht.

Nicht minder eingreifend waren die anderen Methoden, welche mit Feuer arbeiteten. Entweder legte man auch hierbei erst einige tiefe Schnitte an, welche man dann ausbrannte, oder man brannte ohne Anwendung eines schneidenden Instrumentes die Hautmuskulatur, Nerven und Gefäße in einer Tour bis auf den Knochen durch. Besonders beliebt waren folgende Verfahrungsarten. Man machte mit einem scharfen Messer gerade auf dem Scheitel eine tiefe, bis auf den Knochen dringende Wunde und in diese stieß man dann ein glühendes Eisen. Diese Prozedur wurde so lange wiederholt, bis der Schädelknochen gründlich angesengt war und sich in einzelnen Splittern losbröckelte. Eine andere Methode suchte die großen Adern der Stirn oder der Schläfengegend auf, durchschnitt dieselben und befestigte alsdann in den Wunden Wattebäusche, die mit Oel getränkt waren und in Brand gesteckt wurden. Scheute der Patient den brennenden Wattpfropf, so ließ der Arzt sich dieses angenehme Mittel allenfalls abhandeln, steckte seinem Klienten aber dafür ein glimmendes Stück Nußholzmark oder einen brennenden Olivenkern oder allenfalls auch einen mit Oel getränkten und dann entzündeten Schwamm in die klaffende Wunde.

Und die genannten Methoden, in welche durch allerlei Veränderungen noch die nötigen Abwechselungen gebracht werden konnten, standen bei unseren antiken Kollegen in solchem Ansehen, daß, wie uns Celsus höchst selbstbefriedigt erzählt, kein Volk der damaligen civilisierten Welt derselben zu entbehren brauchte. Ja, die um das Wohl ihrer Mitmenschen besorgte Augenheilkunde wußte die Bedeutung der geschilderten Methoden noch dadurch zu erhöhen, daß sie dieselben zu dem Range höchst notwendiger prophylaktischer Maßnahmen erhob. Wie unsere moderne Zeit die Kinderwelt impft, um ihr einen Schutz gegen die Pocken zu sichern, so bearbeitete die antike Augenheilkunde die Köpfe der Kinder mit Feuer und Messer, um sie gegen Erkrankungen des Sehorgans zu schützen. So brannten die Aethiopier am Tage der Geburt ihren Kindern die Stirn oder spalteten die Stirnhaut der Quere nach von der einen Schläfengegend bis zu der anderen, während die Etrusker das Hinterhaupt des Neugeborenen energisch ansengten und die Lybier ihrem Nachwuchs im vierten Lebensjahr die Adern des Scheitels durchbrannten. Man sieht, die Sprößlinge der antiken Nationen mußten eine gesunde Konstitution haben, um die ihnen von der Heilwissenschaft zugewandte Sorgfalt aushalten zu können. Und welch Nervensystem müssen erst die betreffenden Mütter gehabt haben, deren Nachwuchs gleich nach der Geburt in so gründlicher Weise der mit Feuer und Messer arbeitenden Segnungen der Medizin teilhaftig wurden.

Die Menschheit hat also für den Irrtum, in welchem die Heilwissenschaft jahrtausendelang bezüglich der Natur des Graustares geschwebt hat, gründlich mit ihrer Haut herhalten müssen. Sie hat ihn mit derselben Münze zahlen müssen, mit der sie stets die großen Irrungen in ihrer Entwickelung hat büßen müssen, mit Thränen und Blut, mit Gesundheit und Leben.

Der Wald,
seine Bedeutung und Pflege.

Von

Julius Hamm.

Wer kennt sie nicht, die herrlichen Lieder, in denen das deutsche Volk seinen Liebling, den Wald, feiert? „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? wohl den Meister muß ich loben“ singt der städtische Liederkranz bei seinem Sommerausfluge. „Zum Wald, zum Wald steht mir mein Sinn“ intoniert der Kanzleigefangene, wenn er dem befreienden Blätterdache zueilt, unter dem sein Auge sich erfrischt und die gepreßte Brust sich wieder weitet. „Im Wald und auf der Heide, da such' ich meine Freude“ jubiliert der junge Forstmann, der dem Schulstaube entronnen die munteren Schwingen regt, und hintendrein summt der alte Forstwart: „Der Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald“. Und das Reh und Freund Lampe, sie schauen verwundert und altklug drein, die gefiederten Sänger aber in den Wipfeln, sie fallen ein im Chore, zwitschern und trillern, daß der ganze Waldesdom erklingt von Wonne und Freude. Ja, der Wald ist ein Liebling unseres Volkes und wird es da stets bleiben, wo die Eiche sich in der Vergangenheit Träume wiegt, wo die Buche über dem silberglänzenden Stamme ihre satte Krone wölbt, wo die schlanke Tanne ihre düsteren Schatten wirft und wo die himmelanstrebende Lärche das lichte Haupt gen Himmel reckt. Wir haben noch von diesen herrlichen Waldungen im Deutschen Reiche und wollen sie auch hegen und pflegen, denn sie sind ein Kleinod, das wir von unseren Altvorderen überkommen haben, dessen Wert nur derjenige voll zu schätzen weiß, der die Trostlosigkeit und Oede einer waldleeren Gegend schon selbst an sich empfinden mußte. Gerade mit solchen Länderstrichen aber beschäftigt sich unser Aufsatz und mag es der geehrte Leser entschuldigen, wenn wir ihn einladen, für heute auf die Waldespoesie zu verzichten und uns auf Gebiete zu folgen, wo schwere Sünden vergangener Geschlechter sich an der Jetztzeit rächen, wo aber auch selbstloses Schaffen und ideales Wirken die herrlichsten Triumphe feiern.

Die direkte Aufgabe des Waldes besteht bekanntlich in der Hervorbringung von Holz für den Brennholzbedarf und für gewerbliche Zwecke (Bauholz, Handwerksholz, Papierholz u. s. w.), von Rinde für die Gerberei und von verschiedenen Nebenprodukten (als Harz, Futter, Streu, Baumfrüchte u. s. f.); da der Bedarf an diesen Erzeugnissen, einige wenige ausgenommen, jederzeit vorhanden war, so hat auch der Wald

schon in den ältesten Zeiten eine wichtige Rolle im Haushalte der Völker gespielt. Eine ganz besondere Bedeutung hatte er noch als Jagdgrund; er bot dem Wilde Schutz und Nahrung und war deshalb geschätzt und begehrt zu jenen Zeiten, in denen man die Jagd weniger wegen zu erzielender Körperbewegung als mehr zum Zwecke der Küchenversorgung zu betreiben veranlaßt war. Da nun der Mensch von jeher in der Abgrenzung seiner eigenen Rechte von der Selbstsucht getrieben zu werden pflegte, so waren auch jederzeit Vorschriften nötig, welche für die Ausübung der Waldnutzungen in Ort, Jahreszeit und Ausdehnung feste Grenzen setzten; die ersten eingehenderen Vorschriften sind schon 1100 Jahre alt (in den Kapitularien der Karolinger); sie erstrecken sich auf die Art und Weise der Gewinnung der Forsterzeugnisse, insbesondere aber auch werden Bannforste ausgeschieden, wobei im Gegensatze zu der früheren Uebung, nach der der „Freie" überall zu jagen berechtigt war, das Jagdrecht in bestimmten Forsten auf die Person des Kaisers, beziehungsweise seiner Nachfolger beschränkt wurde. Einen schätzenswerten Einblick in die früheren Verhältnisse gewähren in Deutschland die Weistümer; es enthalten diese die alten durch Herkommen geheiligten Rechtsgrundsätze und Rechtsgebräuche, wie sie sich in den Markgenossenschaften, den Thalmarken, Waldmarken, Dorfmarken u. s. w. ausgebildet hatten; diese Weistümer, denen unter anderem auch die Regelung der Ansprüche der Markgenossen an den im Gemeinbesitze befindlichen Wald oblag, treffen schon frühe (im 11. Jahrhundert) Fürsorge für den Holzbestand und setzen Strafen gegen Uebertretungen fest. Da die Bevölkerung stetig wuchs, die Waldfläche aber durch Rodungen und Feldanlagen mehr und mehr abnahm, so zeigte sich schon im Mittelalter eine gewisse Beängstigung, ob der Wald auch imstande sei, die an ihn gestellten Ansprüche auf die Dauer zu befriedigen; die Weistümer enthalten eingehendere Vorschriften und die Strafen werden zusehends verschärft (15. Jahrhundert); später treten an die Stelle der Weistümer die landesherrlichen Verordnungen, ohne daß es diesen gelungen wäre, die Waldungen allerorts in genügender Weise vor Beschädigung und sogar vor Zerstörung zu schützen. Die dem Walde zugefügten Schäden sind verschiedener Natur; oft handelt es sich nur um eine Verminderung der Holzvorräte, oft um vorübergehende und dauernde Schwächung der Bodenkraft, sehr häufig aber auch um unvorsichtige Kahlhiebe auf Standorten, die mit den gegebenen Mitteln und Kenntnissen nicht mehr wiederbewaldet zu werden vermochten; nicht selten hat die Natur hier die von der menschlichen Hand eingeleitete Zerstörung vollendet.

Wenn wir den Ursachen nachforschen, die in so vielen Ländern und auf so ausgedehnten Flächen den Rückgang und die Zerstörung der Waldungen veranlaßt haben, so finden wir deren gar verschiedenartige. Auch vorausgesetzt, daß die menschliche Habsucht die erste Triebfeder der Schadennutzungen bildete und noch bildet, so kann doch nicht übersehen werden, daß die Unkenntnis der volkswirtschaftlichen Aufgaben des Waldes, deren wir nunmehr weiter zu gedenken haben werden, häufig die Schuld an der unwirtschaftlichen Waldbehandlung trägt. Man war noch vor Jahrzehnten häufig gewöhnt, den Wald gewissermaßen als naturgemäßen Feind der Landwirtschaft anzusehen, während er vielmehr deren Beschützer zu nennen ist; der Wald, der nur eine geringe Kapitalverzinsung nachzuweisen hat, galt als Faulenzer gegenüber der Landwirtschaft, die auf der gleichen Fläche den fünf- und zehnfachen Arbeitsverdienst gewährte und dabei einen weit höheren Kapitalzins abwarf. Die Verhältnisse haben sich allerdings seit etwa 30 Jahren zu Gunsten des Waldes bedeutend geändert; wir sprechen hier im allgemeinen und übersehen nicht, daß in den letzten Jahren ein nicht unerheblicher Rückschlag eingetreten ist. Wie man vom Walde oft bis in die neueste Zeit noch dachte, zeigt ein Beispiel aus einer süddeutschen Kammer, wo ein Abgeordneter, der über den forstlichen Etat zu berichten hatte, vor etwa 20 Jahren meinte: „In der verflossenen Budgetperiode wurden so und soviel Morgen kultiviert (aufgeforstet), beziehungsweise der Kultur entzogen". In den Markgenossenschaften, deren Entstehung in die Zeit der Völkerwanderung zurückreichen mag (ein Volksstamm bildete ursprünglich eine Mark), war der Wald Gemeineigentum; bei Gründung einer eigenen Hofstelle wurde jedoch dem besitzenden (wehrhaften) Freien als Beigabe aus dem Gemeinbesitze ein Stück Wald zu Eigentum abgetreten; aus jenen Zeiten stammt sicherlich ein großer Teil unserer bäuerlichen Waldungen; andere kleinere Privatwaldungen dürften aus Teilungen nach Auflösung der Markgenossenschaften entstanden sein; der größere, vornehmlich in der Hand des Adels und der Klöster befindliche Privatwaldbesitz stammt meist aus Belehnungen und Schenkungen aus Reichsforsten her. Die Gemeindewaldungen sind Teile der alten Markwaldungen; der Staatswald ist der alte Reichs- und Bannforst, in manchen Ländern vermehrt durch das Eigentum mediatisierter Klöster, sowie durch Zukäufe und Aufforstungen. In den Staats- und den Gemeindeforsten, wie in den durch Familienstatute gefestigten Fideikommißwaldungen und den der Staatsaufsicht unterstellten Körperschaftswaldungen fand stets eine mehr oder weniger konservative Waldbehandlung statt; wenigstens haben diese Waldungen die schöneren Bestände nicht nur in Deutschland, sondern auch in Oesterreich und Frankreich aufzuweisen. Schlimmer steht die Sache bei den Privatwaldungen im Kleinbesitze; jeder Ernteausfall, jede Geldnot, jede wirtschaftliche Verbesserungsidee, alles hält sich an den Wald; die Aussteuerung der Tochter, die Beschaffung der Gleichstellungsgelder bei Gutsübergängen und vieles andere, für alle diese Dinge soll der Wald den Lückenbüßer hergeben und dafür reicht seine produktive Kraft in der Regel nicht aus. In früheren Zeiten waren die Verkehrsmittel noch nicht vorhanden, daraus erklärt sich die langsame Abnutzung der Vorräte. Mit der Beschaffung von Straßen und Bahnen aber, mit dem Entstehen eines Holzhandels und der verlockenden Steigerung der Holzpreise haben die alten Privatwaldbestände zum großen Teile ihr Todesurteil empfangen; wo hundertjährige Stämme ganze Gebirgsthäler bewaldeten, sieht man meist nur jugendliche Epigonen oder gar kümmerlichen Strauchwuchs in lückiger Bestockung. Aber auch

andere Dinge haben den Waldungen böse mitgespielt. So fällt in Frankreich die schlimmste Waldverwüstung, die Staats-, wie Kommunal- und Privatforste gleichmäßig betraf, in die Zeit der ersten Revolution. Es gibt fast keine eingreifende antimonarchische Umwälzung, in der sich nicht kommunistische Auswüchse geltend machen; manchmal ist man nicht einmal mit der Wegnahme des Eigentums zufrieden, sondern geht noch zur nutzlosen Zerstörung über; nicht uninteressant ist in dieser Hinsicht die Thatsache, daß im Jahre 1849 der revolutionäre Minister Brentano zum Schutze der bedrohten Waldungen in Baden offiziell einschreiten mußte. Auch die Aufschließung der Steinkohlenlager in Verbindung mit der Ausdehnung der Metallverhüttung und Metallverwendung war geeignet, vielfach die Ansicht hervorzurufen, als werde in kürzester Frist die Kohle das Brennholz und das Metall das Nutz- und Werkholz ersetzen und als sei demnach dringend geboten, die Holzvorräte noch abzusetzen, bevor sie ganz wertlos würden. Die Steinkohlenförderung hat sich allerdings innerhalb der letzten 15 Jahre in den europäischen Staaten um etwa 150 % vermehrt und mag jetzt 300 Millionen Tonnen betragen; gleichwohl bedarf es keiner Sorge; unsere Walderzeugnisse werden, wie wir weiter unten ausführen wollen, für die in Betracht zu ziehende Zeit stets eine sehr gesuchte Ware darstellen.

Wenn wir vorausgeschickt haben, daß die Waldbeschädigung vorzugsweise beim Kleinbesitze stattfand und noch stattfindet, so darf doch nicht übersehen werden, daß auch bei anderen Waldkategorien nicht immer mit der nötigen Vorsicht und Schonung verfahren wurde. Sehr verschieden sind die Wirkungen der Kahlhiebe und der gewaltsamen Lichtungshiebe je nach Bodenart, Höhenlage und den Bodenneigungsverhältnissen. Die Schäden sind weit weniger fühlbar in der Ebene, als im Gebirge und da wieder sind sie am stärksten, wo die Neigung sehr bedeutend, der Boden aber nicht bindig und dabei flachgründig ist. Der Hauptunterschied zwischen der Ebene und dem Gebirge liegt darin, daß dort ein unwirtschaftlicher Hieb in der Regel nur den Holzbestand und die Bodenkraft in Frage stellt, während er im Gebirge, besonders im Hochgebirge, die ganze Waldsubstanz, Holzbestand und Boden, zu ruinieren und nebstdem die im Thale betriebene Landwirtschaft schwer zu schädigen pflegt. Daß in den Gebirgsgegenden ein großer Teil der Entwaldungen auf Rechnung unvorsichtiger Kahlhiebe gesetzt werden muß, ist zweifellos. Der Wald hat eben neben der Lieferung seiner Erzeugnisse noch sehr wichtige andere Aufgaben zu erfüllen. Er wirkt dem Regen und Schnee gegenüber wie ein Schwamm; während der auf den kahlen und insbesondere den verhärteten Boden fallende Regen je nach der Bodenneigung mehr oder weniger schnell abläuft, das Wasser sich in der ersten besten Mulde zu einem Bächlein sammelt, um in verstärkter Kraft sich bergabwärts zu stürzen, nimmt das Blätterdach des Waldes mit seiner durch die einzelnen Blätter und Nadeln in das Unmeßbare gesteigerten Oberfläche den Regen in sich auf, läßt ihn teilweise verdunsten oder gibt ihn langsam an den lockeren Waldboden ab und bewahrt so das thalabwärts liegende Gelände vor Abschwemmung, die bei dem raschen Abflusse des Wassers meist unausbleiblich wäre. Das Blätterdach schützt auch vor rascher Austrocknung; wenn der Boden im Freien längst wieder trocken ist, finden wir den Wald stets noch feucht und imstande Wasser an das untenliegende Gelände und Feuchtigkeit an die Luft abzugeben. Der Wald speist und erhält die Quellen, er regelt aber auch die Lufttemperatur. Er nimmt die Sonnenwärme auf und gibt sie langsam ab; es ist dort in der Sonnenhitze kühler, in der Winterkälte wärmer als im Freien. Sein Laub- und Nadelabfall erzeugt Humus, der die Fähigkeit des Bodens, Feuchtigkeit aufzunehmen und zu halten noch erhöht. Seine Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse machen ihn zum Vermittler von strichweisen Regenniederschlägen, die der Landwirtschaft zum Segen gereichen. Der Wald bricht die Gewalt von Stürmen und Wolkenbrüchen und schützt im Gebirge gegen Abwaschungen, Abrutschungen, Lawinen und Steinschläge. In der vollen Ausdehnung kann er diese segensreiche Wirksamkeit jedoch nur entfalten, wo es sich wirklich um einen wohlbestockten Wald und nicht um armseliges Gestrüppe handelt. Der Wald hat somit nicht allein den Bedarf des Menschen an Walderzeugnissen zu decken, sondern er hat auch einen bestimmenden Einfluß auf den Nahrungsstand und das Wohlbefinden des Volkes. Andere Wirkungen, die er auf die Schönheit einer Gegend, auf den Kredit durch solide Bindung von Kapitalien, durch Arbeitsgewährung in verdienstloser Winterszeit ausübt u. s. w., wollen wir hier als zu ferne liegend unbesprochen lassen.

Welcher Art die Folgen der Entwaldungen sind, mag aus nachstehenden Beispielen entnommen werden. (Sie sind zum Teile aus folgenden Schriften gezogen: Bericht des Landeskulturrats-Ausschusses an den Landeskulturrat für das Königreich Böhmen, erstattet von Carl Preser. Prag, J. G. Calve, 1884; Verbauung der Wildbäche, dargestellt von Professor Dr. Arthur Freiherrn v. Seckendorff, k. k. Regierungsrat, Leiter des forstl. Versuchswesens ꝛc. Wien, Wilhelm Frick, 1884; die Naturalisation ausländischer Waldbäume von John Booth, Besitzer der Pflanzschulen und der forstlichen Versuchsstation zu Klein-Flottbeck in Holstein. Berlin, Julius Springer, 1882.)

In den Ländern der alten Geschichte fanden Entwaldungen von Gebirgen und Thaleinhängen statt, deren Folgen am besten an dem dermaligen Kulturzustande dieser Länder bemessen werden können; daß die Lehre, die daraus hätte gezogen werden sollen, keine geneigten Hörer gefunden hat, ist sehr bedauerlich; leider aber wurden und werden bis in die neueste Zeit Wälder mißhandelt und verwüstet und es gehören elementare Katastrophen dazu, wie sie zu ihrem Unglücke die Schweiz, Oesterreich und Frankreich erfahren mußten, bis das ungläubige, zweifelnde oder verstockte menschliche Gemüt der Lehre sich öffnet. Es ist keine wissenschaftliche Annahme, sondern ein Jahrtausende alter Erfahrungssatz, daß die Entwaldung, insbesondere der Gebirge, ein immer rascher zunehmendes Zurückgehen der landwirtschaftlichen Produktion bis zur Verödung ganzer Landstriche zur Folge hat.

Die reichen Gefilde in den Thälern des Euphrat

und Tigris zeigen infolge der Entwaldung der Gebirge nur noch die Steppenvegetation; Griechenland war früher wald- und quellenreich, jetzt ist es waldarm aber auch trocken (30 % des Landes sind Wald, aber ohne Holz d. h. Gestrüppe); Kleinasien hatte, solange es seine schönen Eichen-, Linden- und Buchenwälder besaß, die herrlichsten Fluren aufzuweisen, jetzt ist es trocken und verlor mit der Feuchtigkeit seine Vegetation; auf dem Gebirge von Argos fließt keine Quelle mehr; Palästinas Eichenwälder und fette Triften sind verschwunden, das vorhandene armselige Gesträuche und die mageren Weiden vermögen nur die Ziegen noch kümmerlich zu ernähren; in der Kampagna ist der Wald, damit sind aber auch ganze Städte und Ortschaften, die Villen und die Gärten verschwunden; zwischen Piemont und der Provence hat sich das kulturfähige Land außerordentlich vermindert, die Auswanderungen aber nehmen überhand; in Rußland bringen infolge der Waldverwüstungen große Strecken nur noch Strauchwuchs hervor, die Flüsse, selbst die Wolga, leiden an einem konstant niederen Wasserstande; in der nordamerikanischen Union wirkt die sinnlose Waldzerstörung in einer höchst unbehaglichen Weise auf die klimatischen Verhältnisse und die Fruchtbarkeit ein; nach einem Berichte soll seit 125 Jahren infolge der Entwaldung die dem nordamerikanischen Boden notwendige Feuchtigkeit in jedem Vierteljahrhundert um 7 % abgenommen haben und eine weitere Abnahme wesentliche Nachteile für Klima, Fruchtbarkeit und Gesundheit befürchten lassen; besonders könne die Verschlechterung des Klimas an vielen Gartenkulturen nachgewiesen werden; der Pfirsich habe im südlichen Indiana jetzt regelmäßige Mißernten, wo früher die gute Regel war; ähnlich verhalte es sich mit dem Kernobst; Fröste, Stürme und Unwetter erschweren die Kultur, Nachtfröste kommen in manchen Jahrgängen in jedem Monate vor, Weizenernten erfrieren an vielen Stellen ganz, an anderen betrug der Schaden 20 bis 40 %. Bevor wir zur Aufzählung der speciellen Schäden schreiten, die im Herbste 1882 das Alpengebiet Oesterreichs getroffen haben, wollen wir noch kurz erwähnen, daß besonders in den mediterraneischen Ländern überall dieselben Folgen und Klagen zu Tage treten. Der Kulturhistoriker Riehl spricht sich darüber in folgender treffender Weise aus: „Wir sehen, wie ganze gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluten der Gebirgswässer, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind, und ein großer Teil Italiens, das Paradies von Europa, ist ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutze es sich wieder verjüngen könnte. Aber — nicht bloß das Land ist ausgelebt, auch das Volk.“ — Der Erfolg ist immer der gleiche, sei die Bewaldung durch die Axt, durch den Streuentzug, durch eine schädliche Ausübung der Waldweide oder der Harzgewinnung zu Grunde gegangen; und das Schlimmste ist, daß die Eigentümer nicht einmal dabei einen finanziellen Erfolg hatten, denn was sie oben im Walde erlösten, ging ihnen unten an den Wiesen und Aeckern durch Abschwemmung, Zerreißung und Ueberschüttung wieder doppelt und dreifach verloren; die Leute sind ärmer als zuvor und leben dazu jetzt in einem viel schwierigeren Nahrungsstande. Wahrhaft furchtbar sind die Katastrophen, die im Herbste 1882 die österreichischen Alpenländer heimgesucht haben; viele Hunderte von menschlichen Wohnstätten und Hilfsgebäuden sind umgestürzt, Brücken und Dämme vernichtet, die Flußläufe ganzer Thäler zerrissen, der Boden auf Aecker und Wiesen fortgeschwemmt oder von Gerölle, Kies und Sand überschüttet. Einige Zahlen, die, weil das Material nicht überall vollständig vorhanden war, keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen, die aber eher zu nieder als zu hoch sind, mögen einen Begriff von dem Umfange der Verheerung geben. Es sind die Schäden veranschlagt im Fersinagebiet auf über 1 000 000 fl. österr., im Avisiogebiet etwa 2 000 000 fl., im Brentagebiet allein für Wiederherstellung von Schutzarbeiten 250 000 fl., im Rienzgebiet 1 850 000 fl., im Drauthal 1 877 000 fl., im Möllthal 175 000 fl., im Lieser- und Kremsthal 45 000 fl., im Gail- und Lessachthal 878 000 fl., im Kanal- und Raiblerthal 40 000 fl. Der gesamte Schaden, den die beiden Länder Tirol und Kärnten im Spätherbste 1882 erlitten haben, beläuft sich auf etwa 25 Millionen österr. Gulden.

Wenn nun die Heimsuchungen infolge von Erdbeben, Wolkenbrüchen, andauernden Landregen, anhaltender Trockenheit ꝛc. auch die mit den bestbestockten Waldungen gesegneten Länder zu treffen vermögen, so wird der Schaden doch hier niemals so fürchterlich auftreten, als in den entwaldeten Gegenden. Boten auch in Oesterreich die anhaltenden ausgiebigen Herbstregen die erste Veranlassung, so war, um das Unglück voll zu machen, eben der Boden dem unheilvollen Erfolge entsprechend vorbereitet. Die Entwaldung hat gerade in den Alpenländern große Fortschritte gemacht; in Tirol bestanden früher Bauernhöfe auf Höhen, auf denen heute nicht einmal ein Baum Wurzel fassen kann; Joseph Duile veranschlagte im Jahre 1826 das von den Wildbächen zerstörte Gelände auf ein Dritteil der ganzen beurbarten Oberfläche Tirols. Nach den Berichten des Handelskammersekretärs Dr. Angerer ist infolge von Lichtungen und Kahlhieben in Tirol nicht nur kein Handelsholz mehr vorhanden, sondern es kann in vielen Gemeinden sogar der notwendige Gutsbedarf nicht mehr befriedigt werden. (Es steht zu befürchten, daß durch die Eröffnung der Arlbergbahn die Zahl dieser Gemeinden sich noch vermehren wird.) Daß die Verhältnisse in Kärnten nicht besser liegen, geht daraus hervor, daß eine offizielle Note vom 13. April 1883 von einer seit Decennien betriebenen forstlichen Mißwirtschaft spricht. Beide Länder haben durch Hiebe, Weide ꝛc. am Holzvorrate und am Kulturboden in bedauerlichster Weise eingebüßt und der weitere Rückgang beschleunigt sich mit der merkantilen Aufschließung der Thäler in rapider Steigerung.

Der Schlag vom Jahre 1882 mußte der k. k. österreichischen Regierung die Pflicht nahe legen, in möglichst ausgiebiger Weise für die Zukunft Vorbeugungsmaßregeln zu treffen. Schon am 18. April 1883 wurde im Abgeordnetenhause eine Vorlage eingebracht, um eine Grundlage für die systematische Verbauung der Wildbäche und Wiederherstellung der Produktivität der

Gebirgsgründe zu beschaffen. Bevor mit den diesbezüglichen Unternehmungen begonnen wurde, machte Herr Ackerbauminister Graf Falkenhayn in Begleitung des Herrn Regierungsrates und Professors Freiherrn von Seckendorff eine Informationsreise in das französische Alpengebiet, deren Ergebnisse in dem bereits oben erwähnten höchst interessanten und verdienstlichen Werke v. Seckendorffs niedergelegt sind. Südfrankreich war im Jahre 1856 von einer furchtbaren Ueberschwemmung heimgesucht worden. Zahlreiche Menschenleben gingen zu Grunde und über 200 Millionen Franken Werte fielen den Elementen zum Opfer. Man hatte in Frankreich ebensowenig auf die im Jahre 1841 von Surell gemachten vorzüglichen Vorschläge gehört, welche die Verbauung der Wildbäche, die Aufforstung herabgekommener Waldgründe und die Neuregulierung der Weidenutzung in Anregung gebracht hatten, als in Oesterreich den ausgezeichneten Schriften eines Joseph Duile und eines Freiherrn von Aretin das wünschenswerte Gehör geschenkt worden war, welch letzterer schon im Jahre 1808 die heute noch gültigen Grundsätze der Wildbachverbauung klargelegt hatte. Unter der Regierung Napoleons III. wurden in Frankreich die Schutzarbeiten in den Alpen, Pyrenäen und Cevennen in Angriff genommen; nachdem zwei Gesetze vom Jahre 1860 und 1864 nicht ausreichend gefunden worden, hat man nach verschiedenen Vorschlägen und Debatten am 4. April 1882 ein neues Gesetz erlassen, das die Grundlage für die in Frankreich auszuführenden Wildbachverbauungs-, Aufforstungs- und Berasungsarbeiten, sowie für jene Maßregeln bildet, die eine Erhaltung der Wälder und eine Regulierung der Gebirgsweiden bezwecken. Wir werden seine Hauptziele und Stützpunkte in Kürze erläutern, fügen aber vorerst bei, daß eine 20jährige Praxis, die allerdings mit verschiedenen Mißerfolgen zu kämpfen hatte, die französische Forstverwaltung befähigt, unter den ungünstigsten Verhältnissen die Wiederbewaldung der Hochgebirge, sowie eine vollständige Unschädlich- ja Nützlichmachung verheerender Wildbäche in bewunderungswürdiger Weise durchzuführen. Sie ist in diesen Arbeiten unübertroffene Lehrmeisterin und sollen die von den österreichischen Regierungskommissären dort gemachten Wahrnehmungen den Arbeiten in Tirol und Kärnten zum Muster dienen. Da das französische Verfahren geradezu typisch ist, gestatten wir uns den ganzen dort für das Hochgebirge eingehaltenen Geschäftsgang des näheren zu erläutern.

Vor allem haben wir den Begriff des Wildbaches festzustellen; man versteht darunter ein in kurzen, steilen Thälern oder Einschnitten herabstürzendes Gebirgswasser, welches das, was es im Gebirge aufwühlt oder was durch Verwitterung in sein Bett abbröckelt, fortreißt und im Thale ablagert, wo es sich schließlich infolge dieser Ablagerungen ausbreitet. Seine Anschwellungen sind meist plötzlich und von kurzer Dauer und das mitgerissene Material übersteigt dann in der Regel das Zwei- bis Dreifache des Volumens an Wasser; wo die geologischen Verhältnisse die Unterwühlung des Bodens und das Abbröckeln von Felsen 2c. unmöglich machen, wird nie ein Wildbach auftreten. Der Wildbach speist in der Regel den wildbachartigen Fluß und dieser wieder den in breiteren Thälern hinziehenden Gebirgsfluß. Die Wildbäche haben bis zu 50 und mehr Prozenten Durchschnittsgefälle, während die wildbachartigen Flüsse sich selten über 10 % bewegen. Die Wildbäche können unterschieden werden in solche, welche das ganze Jahr Wasser führen (die von ständigen Quellen gespeist werden) und in solche, welche nur bei oder nach Regen oder Schneeschmelze in Thätigkeit treten. Immer sind in ihrem Laufe drei Regionen zu unterscheiden: das Sammelgebiet, der Abflußkanal und das Entleerungsgebiet. Der Wildbach nimmt seinen Ursprung in einem Becken, in dem in der Regel eine Anzahl Runsen (kleinere muldenartige Ausläufer der Hauptschlucht) zusammenlaufen; dort wird der Boden aufgewühlt, dort nimmt auch das Becken, wenn es von abwitternden Felsen überragt ist, das abstürzende Gestein auf; das gesamte Material (Muhre) wird durch den thalwärts verengten Teil des Beckens oder Trichters (durch den sogenannten Hals) dem Abflußkanal zugeführt, durch den es zum Thale hinabgerissen wird, woselbst es sich dann in Fächerform ausbreitet; nicht ausgeschlossen ist, daß der Wildbach während des Laufes noch weiteres Material, oft auch Seitenbäche, aufnimmt. Die größeren Steine bleiben bei starkem Muhrgange in der Nähe des unteren Endes der Wildbachschlucht liegen, während das leichtere Gerölle und der Schlamm sich auf diesen Steinen chaotisch aufstauen; durch diese Ablagerung entsteht der Schuttkegel, der stets mit der Spitze der Wildbachschlucht zugekehrt ist. Nach einem starken Muhrgange hat derselbe eine konvexe Form; wo in gewöhnlichen Verhältnissen der Wildbach den Materialtransport fortsetzt, wo das Wasser wieder Herr über das mitgeführte Material wird, während dieses vorher sich meist mehr infolge der Fallgesetze als durch Wassergewalt fortbewegte, trägt es die aufgestaute Masse weiter und lagert es nach unten in der Weise ab, daß die schwersten Steine am weitesten nach oben, die leichtesten am weitesten thalabwärts zu liegen kommen; der Schuttkegel erhält dadurch eine konkave Form, welche zugleich anzeigt, daß der gewaltsame Muhrgang schon vor längerer Zeit stattgefunden hat. Der Vorgang des Materialtransportes ist bei den verschiedenen Arten von Wildbächen der Hauptsache nach gleich, seien sie ständige oder unständige und stammen sie von Quellen, Regen oder Gletschern her. Je rascher und unvermittelter die Material- und Wasserzufuhr erfolgt, mit desto elementarerer Gewalt, mit um so größerer Gefahr und mit um so heftigerem Schaden werden sie wirken. Je kahler und je größer das Aufnahmegebiet, je stärker das Gefäll des Wildbaches, um so schlimmer wirken Platzregen, Hagelschläge und Schneewasser. Wo die Sammelbecken oberhalb des Waldes liegen, vermag oft der schönste Bestand gegen den Wildbach keinen Schutz zu gewähren; die an der Schlucht stehenden Bäume werden unterwühlt, weggerissen und vermehren die Gefahren des Muhrganges; man hat hierüber in Tirol sehr schlimme Erfahrungen gemacht; die stärksten Bäume konnten der Unterwühlung nicht widerstehen. Es ergibt sich daraus ganz von selbst die Folgerung, daß der Wildbach an seinem Ursprunge bekämpft werden muß.

Die in Frankreich ausgeführten und in Oesterreich

in Angriff genommenen Arbeiten lassen sich in folgende Kategorien einteilen:

1) Schutzarbeiten zur Abwendung der direkten Schädigungen des Thalgeländes durch den Wildbach;

2) Arbeiten zur Verhinderung von Unterwaschungen und Abschwemmungen;

3) Arbeiten zur Verbesserung der Berasung auf Weidefeldern;

4) Aufforstungsarbeiten.

Die von der österreichischen Kommission besuchten Gegenden in Südostfrankreich gehören der Hochregion der Basses-Alpes an; die Verbesserungsflächen erstrecken sich von 300 m Höhe bis zu einer Erhebung von 2000 m über dem Meere; einer eingehenden Besichtigung wurden unterzogen die Arbeiten bei Faucon und St. Pons (bei Barcelonnette), bei Seyne, Curusquet ꝛc. Der Boden, auf dem die Arbeiten ausgeführt sind und noch werden, ist in der Regel gegen die Thalsohle schwarzer Liasmergel, im oberen Teile der Berge Flysch. Hier haben die Wildbäche, nachdem die Bergwände infolge der Entwaldung und rücksichtslosen Beweidung kahl und nackt geworden waren, ihr Unwesen getrieben; sie haben den Verkehr auf den Straßen gefährdet, die Ortschaften bedroht und durch Zerstörung des landwirtschaftlichen Geländes die Bewohner der Thäler bis zur Auswanderung getrieben. Meilenweit waren infolge davon die düsteren Abhänge von Wildbächen, Runsen und Wasserrissen tief durchfurcht und derart herabgebracht, daß „das Auge weder an einem Baume noch an dem saftigen Grün üppiger Wiesen oder Weiden sich zu ergötzen vermochte." So sah das Arbeitsfeld der französischen Forstbeamten aus; glücklicherweise konnte diesem Zweige forstlicher Thätigkeit in der Person des jetzigen Generalinspektors Paul Demontzey in Paris ein ebenso eifriger als tüchtiger und einsichtsvoller Chef vorgesetzt werden; seinem Wirken sind vorzugsweise die Erfolge zuzuschreiben, auf die wir später noch zurückkommen werden.

Bei Ausführung der Schutzarbeiten gegen die direkte Beschädigung des Thalgeländes ging man von der einzig richtigen Unterstellung aus, daß auch die stärkste Schutzwehr am Aussturze des Wildbaches nur sehr selten für eine längere Dauer zu schützen vermag, daß vielmehr schon oben in den Runsen der Zufluß gehemmt und im Bache selbst das Gefäll durch eine treppenartige Verbauung gebrochen werden muß (s. die Abb. unten).

Es leuchtet ein, daß bei unbehindertem Gleiten des Wildbaches dieser den Fallgesetzen gemäß am unteren Ende die größte und zwar je nach dem Gefälle eine rapide gesteigerte Schnelligkeit besitzen muß; mit der Schnelligkeit wächst aber auch von oben nach unten die Kraft, die er im Abreißen und Unterwühlen der Ufer und im Fortwälzen des Muhrmaterials äußert. Werden nun von oben nach unten Querbauten von entsprechender Höhe und in einer dem Bachgefälle angepaßten Zahl angebracht, so muß der Bach das mitgeführte Material hinter diesen liegen lassen, seine Schnelligkeit aber wird dadurch in ein unschädliches Maß zurückgeführt, daß er auf der Auffüllungsmasse ziemlich horizontal hinfließend über den das Bett verbreiternden Querbau senkrecht herabzustürzen genötigt wird, wodurch ihm die Mittel zur Steigerung seiner Fallgeschwindigkeit entzogen oder wodurch diese wenigstens wesentlich vermindert werden. Dieser Vorgang bildet den Schlüssel des ganzen Verbauungssystems, wie solches sich dermalen in Frankreich ausgebildet hat.

Wildbach. Verbauter Wildbach.

Gehen wir nun über zur Besprechung der gesetzlichen Grundlagen der französischen Arbeiten. Das Gesetz vom Jahre 1860 unterschied zwischen obligatorischen und fakultativen Wiederbewaldungsarbeiten; wo die Arbeiten im allgemeinen Interesse erfolgten, wo durch Aufforstung von Höhen und Hängen das thalwärts gelegene Gelände geschützt werden mußte, war die Aufforstungsarbeit eine obligatorische; die bezüglichen Flächen wurden durch eine besondere Kommission ausgeschieden und erhielten die technische Benennung Perimeter. Zu den obligatorischen, wie den fakultativen Arbeiten konnten vom Staate Subventionen an Samen, Pflanzen oder Geld gegeben werden. Wollten die Waldeigentümer die Arbeiten nicht selbst (mit oder ohne Subvention) auf dem obligatorischen Aufforstungsgebiete (Perimeter) in der vorgeschriebenen Weise und Frist ausführen, so übernahm der Staat das Geschäft. Dabei wurde der Private gegen Entschädigung expropriiert, von den Gemeinden und Körperschaften aber mußte der Staat das Gelände in gütlicher Weise erwerben oder die Arbeiten in seinen Kosten ausführen; im letzteren Falle blieb er so lange im Besitze der Gründe, bis das aufgewandte Kapital mit 5 % Zinsen zurückbezahlt war, der Gemeinde war jedoch die Weidenutzung, soweit sie zulässig erschien, gestattet. Der expropriierte Waldeigentümer durfte binnen fünf Jahren nach geschehener Wiederbewaldung die Wiedereinsetzung in sein Eigentum durch Rückersatz der Expropriationssumme und der Kulturkosten nebst Zinsen verlangen; statt der Kulturkosten konnte er die Hälfte seines Grundes hingeben; den Gemeinden war für diese Wiedereinsetzung eine zehnjährige Frist eingeräumt.

Das im Jahre 1864 veröffentlichte Berasungsgesetz kam der Bevölkerung in der Weise entgegen, daß nicht der ganze jeweilige Perimeter zur Aufforstung bestimmt, sondern daß für einen Teil nur die Herstellung einer besseren, möglichst vollständigen Berasung verlangt wurde.

Da laut Gesetz im Jahre nur 1/20 eines Gemeindegrundes aufgeforstet werden durfte, da es ferner unbillig war, den Eigentümern des Perimeters Lasten aufzubürden, für welche sie durch die Melioration ihrer Gründe nur teilweise entschädigt wurden, während der Nutzen der mit den Aufforstungen und Wiederberasungen verbundenen Wildbachverbauungen nicht nur dem zunächst unterhalb gelegenen Gelände, sondern dem ganzen Thalzuge, dem die Wildwasser in ihrem weiteren Verlaufe gefolgt wären, bis in die weitabgelegenen Ebenen zu gute kam, so erschienen die Gesetze von 1860 und 1864 unzulänglich und einer Umgestaltung bedürftig, zumal auch die Wiederberasung der Weideflächen auf die Zurückhaltung der Niederschläge keinen be-

merkenswerten Erfolg zu äußern vermochte; auch hatten diese Gesetze das Augenmerk nur auf die Wiederherstellung zerstörten Geländes, nicht aber auch auf die Erhaltung herabkommender und gefährdeter Gebirgsgründe gerichtet.

Das Gesetz vom Jahr 1882 ordnet die Materie in der Weise, daß seine Vorschriften sowohl die Wiederherstellung als auch die Erhaltung der Gebirgsgründe bezwecken. Bei ersterer wird wieder unterschieden zwischen obligatorischen und fakultativen Arbeiten; für die obligatorischen Arbeiten, welche im allgemeinen Interesse zur Ausführung kommen, werden Perimeter gebildet, welche das Aufforstungs- und Korrektionalgebiet umfassen; die Arbeiten geschehen vom Staate, nachdem der Grund und Boden nach Uebereinkommen oder durch Expropriation endgültig durch jenen erworben wurde; die Eigentümer können übrigens im Besitze ihrer Gründe bleiben, wenn sie sich verbindlich machen, alle vorgeschriebenen Arbeiten unter Aufsicht der Forstbehörde mit oder ohne Entschädigung in der festgesetzten Frist auszuführen und jederzeit in gutem Stande zu erhalten. Es versteht sich von selbst, daß auch hier dem Grundeigentümer sehr bedeutende Opfer zu Gunsten der Allgemeinheit auferlegt werden, es müßte denn entweder die Expropriationssumme hoch bemessen oder die Staatsunterstützung an den Grundeigentümer eine sehr ausgiebige sein. Die außerhalb der Perimeter zur Ausführung kommenden Wiederherstellungsarbeiten sind fakultativ und werden von den Eigentümern unter Gewährung von Staatssubventionen zum Zwecke der Verbesserung und Befestigung des Bodens, sowie der Hebung der Weidegründe unternommen. Ausrodungen von aufgeforsteten Flächen sind im Perimeter unter keinen Umständen gestattet, dagegen genießen die neuen Waldbestände eine dreißigjährige Steuerfreiheit.

Die Erhaltung der Gebirgsgründe wird durch die Inbannlegung und die Weideregulierung bezweckt. Erstere tritt auf denjenigen Gebirgsgründen ein, auf denen der Boden noch nicht soweit herabgebracht ist, daß Wiederherstellungsarbeiten unbedingt nötig wären; sie kann nur auf 10 Jahre ausgedehnt werden und betrifft sowohl die Holznutzung wie die Beweidung; aus den einzubannenden Flächen wird ein Perimeter gebildet; der Eigentümer erhält Entschädigung; will der Staat die Inbannlegung über zehn Jahre ausdehnen, so kann er seitens des Besitzers zum Ankauf der Fläche veranlaßt werden. Die Weideregulierung erfolgt in der Weise, daß alljährlich die Weideordnungen dem Staate zur Genehmigung eingereicht werden müssen; dieser begrenzt die Weidenutzung nach Fläche, Zeit, Art der Weidetiere und deren Kopfzahl.

Es versteht sich wohl von selbst, daß bei Gründen, die im Staatsbetriebe stehen und die in einen Perimeter fallen, die ganze Angelegenheit sich sehr einfach regelt; bezüglich der übrigen Eigentümer ist aber von großer Bedeutung, daß alle einem Perimeter zugeteilten Flächen, also auch die Weiden, fernerhin nicht der Aufsicht eines in der Regel abhängigen Gemeindeschutzbeamten unterstehen, sondern daß auf allen diesen Gebirgsgründen für die Hinkunft die Aufsicht vom Staate durch seine staatlichen Forstschutzorgane geführt wird; hierin liegt die beste Garantie gegen die Gefahr unpfleglicher Wald- und Weidenutzung. Da auf dem Weideperimeter keinerlei Verbauungsarbeiten vorkommen, derselbe vielmehr lediglich die Flächen abgrenzt, auf denen neben gleichzeitiger Futtereinsaat jede Weidenutzung untersagt ist, so verzichten wir darauf, uns weiter mit ihm zu beschäftigen, und haben in folgendem stets nur den Aufforstungs- und Verbauungsperimeter im Auge.

Das Geschäft der Aufforstung und Verbauung beginnt damit, daß seitens der Regierung die Wildbäche und wildbachartigen Flüsse bezeichnet werden, deren Verbauung im öffentlichen Interesse liegt; sodann werden von den ausführenden Behörden die Perimeter um die Wildwassergebiete gezogen, innerhalb deren die Arbeiten stattfinden sollen, und die Kostenanschläge ausgefertigt. Das Vorhandensein des öffentlichen Interesses muß durch ein Gesetz ausgesprochen werden. Sobald der Perimeter gebildet ist, hört selbstverständlich jede Nutzung innerhalb desselben auf. In den Perimeter werden auch Flächen einbezogen, die von Abschwemmung nicht bedroht sind und die keinen wesentlichen Einfluß auf die Wildwassersammlung haben, wenn dies in Hinsicht auf die Geschäftsdurchführung und spätere Bewirtschaftung sich wünschenswert erweisen sollte. Sofort nach Feststellung des Perimeters wird ein Wegnetz entworfen; die Züge (Tracen) werden meist zuerst als Fußwege angelegt und kann deren Verbreiterung zu Holzabfuhrwegen zum Zwecke der Vermeidung großer sofortiger Kosten auf spätere Zeit verschoben werden. Der Holztransport in Riesen (Erdrinnen) wird aufgegeben, weil diese, wenn einmal durch öftere Benutzung vertieft und ausgewühlt, sehr häufig das Bett zur Wildbachbildung abgegeben haben. Mit den Wegen werden zugleich an tauglichen Punkten innerhalb des Perimeters fliegende Forstgärten zur Erziehung des Pflanzmaterials angelegt und in der Nähe der Arbeitsstellen Baracken zum Schutze und Uebernachten für die Arbeiter und das Aufsichtspersonal im Interesse einer vollkommenen Ausnutzung der Arbeitszeit errichtet.

Wenn nun auch die Arbeiten der Verbauung der Wildwasser und das Aufforstungsgeschäft meist mit- und nebeneinander zu geschehen pflegen, so wollen wir der Uebersichtlichkeit halber doch in folgendem eine Trennung durchführen und beginnen mit der

Verbauung der Wildwasser.

Wie bereits oben erwähnt, besteht das Geheimnis der Verbauung darin, daß der Wasserzufluß schon in seinen Uranfängen gehemmt wird. Lassen wir vorerst die Gletscherbäche außer Betracht und nehmen wir die gewöhnliche Form, bei welcher der Wildbach aus Runsen gespeist wird, zeitweise kein oder wenig Wasser führt, aber nach Gewitterregen oder bei Schneegang &c. plötzlich anschwillt, dem Thale Muhre zuführt und das Austreten der Thalwasser, der wildbachartigen und der Gebirgsflüsse, veranlaßt.

Nur wo der naturgemäße Verlauf des Verbauungsgeschäftes wegen ständiger gefährlicher Bedrohung des Thalgrundes und der Bewohner nicht abgewartet

werden kann, darf die isolierte Anlage von starken Sperrwerken am Wildbachaussturz angewendet werden, der Regel nach wird mit der Verbauung der Runsen begonnen (s. Abb. u.). Man bedient sich hierzu lebender (ausschlagsfähiger) Querflechtwerke. Die toten, aus nicht ausschlagsfähigen Holzarten hergestellten Faschinaden empfehlen sich nicht; sie gehen im Laufe der Zeit in Fäulnis über, während die ersteren anwachsen, immer kräftiger und damit widerstandsfähiger werden. Die Querflechtwerke werden im Boden gut befestigt, sie hinterfüllen sich mit Abschwemmungsmaterial, auf welches schließlich noch Esparsette und Gras eingesät und mit passenden Holzarten gepflanzt wird. Wo die Runsen ausgewaschen sind, wird das unterwühlte Ufer

Runsenverbauung mit Flechtwerk.
(Die Verlandung hat stattgefunden, das Geflecht aber noch nicht eingeschlagen.)

abgespalten und das hierdurch gewonnene Material zur Hinterfüllung der Querfaschinade verwendet. Wir haben bereits erwähnt, daß die in Frankreich zum Schutze gegen Abschwemmung ausgeführten reinen Wiederberasungsarbeiten die auf sie gestützten Hoffnungen nicht erfüllt haben; sie dürfen aber nicht mit obigen Futtereinsaaten verwechselt werden, deren Aufgabe ist, entweder die Aufforstung, wie wir später sehen werden, vorzubereiten, oder die Holzpflanzen und Flechtwerkausschläge bei der Bodenbefestigung zu unterstützen.

Nachdem auf diese Weise im Sammelgebiete der Boden befestigt, die Materialzufuhr verhindert und die Wasseransammlung verlangsamt ist, wird zur Verbauung des Wildbachkanals geschritten. Zuerst werden alle jene Stellen ausgemittelt, in denen Aufwühlungen und Unterwaschungen stattfinden können; hier muß der Bachlauf durch Thalsperren verlangsamt und das Ufer durch Längsflechtwerk geschützt werden; wo Bachsohle und Ufer im Felsgesteine liegen, bedarf es keiner Verbauungsarbeiten. Die Thalsperren sind Querbauten im Wildbachbette, welche die Aufgabe haben, das Wildbachgeschiebe zurückzuhalten und den Wasserlauf zu verlangsamen; letztere Wirkung erfolgt teils durch den bereits oben näher auseinandergesetzten Gefällbruch (S. 513), den jedes einzelne Werk auf den Wildbach ausübt, teils durch die Verbreiterung der Bachsohle, die sich dadurch ergibt, daß nach Hinterfüllung der Sperre der Bach seinen Weg statt durch die bisherige enge Schlucht nunmehr über die breite Thalsperrenkrone nimmt. Die Thalsperren sind entweder aus Stein, Holz und Steinkästen (tote Thalsperren) oder aus lebendem Faschinenwerke hergestellt. Man unterscheidet an ihnen den eigentlichen Körper, die Seitenflügel und das Sturzbett (s. Abb. u.); die Flügel sind zur Sicherung der Festigkeit des Körpers nötig und fallen weg, wo diese nicht gefährdet ist; das Sturzbett, das gegen Unterwühlnng zu schützen hat, wird auf nicht unterwühlbarem Bette ebenfalls überflüssig; Flügel und Sturzbett werden meist aus dem gleichen Material hergestellt wie der Körper, doch kann auch bei einer hölzernen Sperre das Sturzbett aus Stein u. s. w. bestehen. Die steinernen Thalsperren werden in Mörtelmauerwerk, gemischter Mauerung oder in Trockenmauerung ausgeführt; sie sind, wo immer thunlich, den hölzernen vorzuziehen, immerhin stellen die steinernen Sperren aber stets mehr oder weniger kostspielige Bauten dar, deren ausschließliche Anwendung unter Umständen einen unerschwinglichen Aufwand verursachen müßte. Man bedient sich ihrer deshalb nur in gewissen Abständen, innerhalb derer der Sperrenzweck durch lebende Sperren erstrebt wird; diese werden, nachdem die Ufer durch Längsfaschinaden gesichert sind, durch Querflechtwerke hergestellt; sämtliches Flechtwerk besteht aus ausschlagsfähigem Gesträuche. Dadurch ist es möglich, ausgedehnte Verlandungen und damit eine durchgehende Verbreiterung des Bachbettes herbeizuführen, während zu gleicher Zeit die Flechtwerkausschläge den Vegetationsbeginn einleiten.

Steinsperre mit Flügeln und Sturzbett.

Gelingt es, durch die Thalsperren die Verlandungen so weit zu erhöhen, daß die Unterwaschungen ausgefüllt werden und die Uferwände auf dem Verlandungsmateriale ruhen, so ist damit den seitlichen Abrutschungen in das Wildbachbett vorgebeugt. An den steinernen Thalsperren sind oft Durchlässe angebracht, welche ein Durchsickern des Wassers und damit eine raschere Verdichtung des Verlandungskörpers ermöglichen. Nach erfolgter Verlandung der Sperren werden solche nicht selten erhöht, worauf mit dem nächsten stärkeren Anschwellen des Baches die Verlandung ihren weiteren Fortgang nimmt; ist der Bach soweit verbaut, daß weitere Erhöhungen der Sperren nicht mehr in Absicht stehen, so wird ihm in dem Verlandungskörper ein Bachbett geöffnet und dieses beiderseits mit Flechtwerken versehen; in diesem Bette bewegt sich der Bach unter gewöhnlichen Verhältnissen; nur bei Hochwasser wird er dasselbe überfluten und seinen Weg über die ganze Sperrenbreite nehmen. Damit die bereits erfolgte Verlandung dadurch nicht beschädigt werde, wird der vom regulären Bachlaufe nicht berührte Teil der Verlandungsfläche in weiter unten zu besprechender Weise aufgeforstet. Wir müssen darauf verzichten, die Herstellung der Sperren eingehender zu besprechen, und lassen jetzt eine graphische Skizze einer Verbauungsarbeit folgen (S. 519). Wir wollen nur noch kurz beifügen, daß an sehr steilen Hängen, wo Thalsperren sich

nicht anbringen lassen, man sich mit Grundschwellen hilft und daß man zwischen diesen schalenförmig ansteigende Sturzbette anbringt, an denen das Wildwasser anprallt und an Kraft verliert.

Mit den verschiedenen bis jetzt behandelten Anlagen müssen oft weitere Bauten verbunden werden; z. B. wird den Abrutschungen häufig mit gutem Erfolge durch Drainage begegnet. Wo der Bach von Schutthalden flankiert wird, genügen die gewöhnlichen Sperren häufig nicht und müssen statt deren, um das massenhafte Muhrmaterial zurückzuhalten, starke Stausperren angewendet werden. Aehnliche Vorrichtungen erfordern manchmal die aus Gletschern durch das Schmelzen von Schnee und Eis gespeisten Wildbäche, die im Hochsommer (beim höchsten Stande) so viel Wasser führen, daß an ein Zurückhalten desselben und der Muhre durch einfachere Sperrwerke nicht gedacht werden kann. Mit der Anlage von Stausperren geht die Herrichtung von Ablagerungsplätzen auf dem Schuttkegel oft Hand in Hand; starke Seitendämme fangen die gröberen Massen auf, während das Wasser und das feinere Gerölle und der Schlamm durch ein in der Mitte angebrachtes Gitter abzufließen vermögen.

Zusammengesetzter Wildbach nach erfolgter Verbauung (S. 518).
1 Thalsperre in Mörtelmauerung. – 2 Thalsperre in Trockenmauerung. – 3 Thalsperre in gemischter Mauerung. – 4 Thalsperre in Flechtwerk.

Wir gehen nun über zu einer kurzen Darstellung der

Aufforstungsarbeiten.

Diese erstrecken sich sowohl auf das den Wildbach umgebende Gebiet, als auch auf die Verlandungsflächen im Wildbachbette selbst. Wie aus bereits Erwähntem zu ersehen, wird unter gewöhnlichen Verhältnissen der verbaute Wildbach nur über einen kleineren Teil der Verlandungsfläche fließen; die zwischen Bach und Berglehne befindliche Oberfläche des Verlandungskörpers wird mit möglichst rasch wachsenden Holzarten (Weiden ꝛc.) ausgepflanzt; durch Hochwasser entstehende Beschädigungen müssen jeweils sofort wieder ausgebessert werden; es gelingt in der Regel, den Boden in kurzer Zeit genügend zu befestigen; ist dieser Zweck erreicht, so können auf der Verlandungsfläche auch andere Holzarten zur Verwendung kommen, wie sie eben zum Standorte passen. In dieser Hinsicht werden für die Perimeter des französischen Alpengebiets 4 Zonen unterschieden, nach denen man sich in der Wahl der Holzarten richtet:

1) Die warme Zone bis zu einer Höhe von 600 m (Aleppokiefer, Pinie, Seekiefer, immergrüne Steineiche, Korkeiche);

2) die gemäßigte Zone, 600 bis 1000 m hoch (Trauben- und Stieleiche, Kastanie, Pappel, Esche, Ulme und Spitzahorn, Weiß- und Schwarzkiefer);

3) die kalte Zone, von 1000 bis 1800 m (von den Laubhölzern nur noch Buche und Bergahorn, dagegen ist diese Zone die Heimat der Nadelhölzer: Bergkiefer, Tanne, Fichte, Lärche);

4) die alpine Zone, über 1800 m (Lärche, Arve; letztere geht bis zu 3000 m Höhe hinauf).

Die aufgeforsteten Flächen sollen um jedes plötzliche und ausgedehntere Bloßlegen des Bodens zu vermeiden, im Fehmelbetriebe (Hochwald mit allmählicher stückweiser Herausnahme der haubaren Stämme) bewirtschaftet werden; der Hochwald bietet die sämtlichen dem Walde vindizierten günstigen Eigenschaften in der vollkommensten Form; der Einfluß des letzteren auf Bodenbefestigung, Temperaturwechsel, Klima, Regenaufnahme u. s. w. ist weiter oben besprochen worden.

Bei der Wahl der zu verwendenden Holzarten entscheiden neben der Erhebung über dem Meere noch die übrigen den Standort bezeichnenden Faktoren, als: Boden, Feuchtigkeit, Sonnenbestrahlung, Schutz gegen Winde ꝛc. Oft wird schon durch die Inbannlegung des Perimeters allein die Veranlassung zur Bildung eines Ueberzuges von Gras und Strauchwerk gegeben, nicht selten jedoch müssen vor Beginn der Aufforstungen verschiedene Vorbereitungsarbeiten und Schutzmaßregeln in Anwendung gebracht werden; insbesondere sucht man den Holzsaaten durch Grasunterbau vorübergehenden Schutz gegen Frost und Hitze zu geben; zugleich erhält unbeständigerer Boden dadurch eine gewisse Befestigung; der vorzugsweise zu diesem Zwecke angewandten Esparsette wird Bibernelle, Raigras, Trespe, Wiesenhafer ꝛc. gern beigemischt. An manchen Orten ist man genötigt, jahrelang mit irgend welcher Vegetation vorlieb zu nehmen, bevor man zum Waldanbau schreiten kann; ebenso gelingt es auch nicht immer, die Buche, Fichte und Tanne, die für die Humusbildung so wertvollen Holzarten, direkt anzubauen und muß ihre Einbringung unter dem Schutze der voraus angebauten Kiefer erfolgen. Im allgemeinen bildet bei der Aufforstung die Pflanzung die Regel, doch wird auch die Saat stellenweise mit gutem Erfolg angewandt. Generalforstinspektor Demontzey, welcher sich seit 30 Jahren in Algier und Frankreich mit der Aufforstung kahler Flächen beschäftigt, stellt bezüglich der Bodenvorbereitung den Satz auf, daß diese um so vollkommener und tiefer sein muß, je wärmer und trockener der Standort ist; auf den kälteren Hochlagen, wo die Bodenfeuchtigkeit wieder zunimmt, bedarf es deshalb keiner sehr tiefen Bodenbearbeitung, um so intensiver muß diese dagegen auf den tiefer liegenden wärmeren Flächen sein.

Der starken Pfahlwurzeln wegen, die das Ver-

pflanzen erschweren, wird die Saat in das Freie gewählt bei der Seekiefer, der immergrünen Eiche, der Korkeiche, Traubeneiche, Kastanie und der korsischen Kiefer; dagegen werden die Aleppokiefer, Pinie, Weißkiefer, Schwarzkiefer, Fichte, Tanne, Arve und die Bergkiefer in den schon erwähnten fliegenden Pflanzschulen erzogen und von dort im Alter von zwei bis fünf Jahren unverschult in das Freie verpflanzt. Im allgemeinen zieht man die jungen Pflanzen vor, ältere verschulte Pflanzen (auch stärkere Heister) kommen nur an steilen Hängen in Anwendung; ob Einzelpflanzung sich empfiehlt, oder ob eine Büschelpflanzung (mit zwei bis drei Pflanzen in einem Loche) einzutreten hat, wird

Büschelpflanzungen.

von Fall zu Fall entschieden. Ueberall haben die Pflanzungen ein rascheres Gedeihen gezeigt als die Saaten.

Die Bodenvorbereitung geschieht häufig in parallelen Horizontalstreifen, die entweder fortlaufend oder gebrochen angelegt werden (letztere siehe auf der Abbildung S. 519).

In entsprechender Breite gefertigt, vermögen die Streifen den raschen Wasserabfluß bei eintretendem Regen u. s. w. zu mäßigen. Mehr noch als die streifenweise wird die platzweise Bodenbearbeitung angewandt. In beiden Fällen bricht man den Boden bis zu 40 cm Tiefe mit der Kreuzhacke um; die Streifen werden 30 bis 50 cm breit angelegt, während die Größe der Plätze sich mehr oder weniger nach der Bodenkonfiguration richtet. Großen Wert legt man in Frankreich auf einen Steinbelag um die Pflanzen, zum Schutze gegen das Ausgefrieren derselben. Auf Schutthalden verwendet man sehr starke Heisterpflanzen in einem weitständigen Verbande; zwischen diesen siedelt sich allmählich Gras und Gesträuche an, so daß der Boden befestigt und für die Verjüngung durch natürlichen Samenabfall vorbereitet wird.

Ganz steile Hänge hatte man früher mit totem Flechtwerk zu binden gesucht; da der Erfolg sehr gering war, so ging man wie bei den Verbauungsarbeiten zum lebenden Flechtwerk über; interessant ist das jetzt meist zur Anwendung kommende System Coutourier, dessen Verfahren den Namen Cordonpflanzung führt. In horizontale Parallelbankette werden zur Bodenbefestigung geeignete Pflänzlinge von Akazie, Weißdorn, Ulme, Ahorn, Hasel, Weide 2c. eingelegt und mit Erde, die von der obern Böschung gewonnen wird, befestigt; infolge von Verwitterung füllt sich die durch die Bankettbildung entstandene Bodenlücke mit gutem Pflanzboden aus, so daß auf letzterem schon nach etwa drei Jahren die gewünschte Bestandesholzart (Schwarz- und Weißföhre) kultiviert werden kann; nach einiger Zeit stellt sich die Aufforstung im Querschnitte wie nebenstehend dar.

Es erübrigt hier noch zu erwähnen, daß ein großer Wert auf die möglichste Ausdehnung des Aufforstungsgebietes nach oben zu legen ist. Je weiter hinauf im Wildbachgebiete der Wald erzogen werden kann, desto erfolgreicher vermag er die Gründe zu schützen; wo am Ausgangspunkte der Schluchten und Runsen, wo an den obern Hängen der Wald den Wasserzufluß hemmt und verlangsamt, fällt es nicht schwer, den Wildbach zu zähmen, während die Widerstandskraft des Waldes dem rasenden Muhrgang gegenüber, wie wir bereits bemerkt haben, eine sehr problematische ist. Daß mit dem Walde weiter hinaufgerückt werden kann, als man in der Regel glaubt, sieht man an den alten Arven- (Zirbelkiefer-)Wurzelstöcken, die wir in der Alpengegend noch bis zu Höhen von 2500 m und weiter hinauf finden.

Die Erfolge, welche die französische Verwaltung in der Verbauung und Wiederbewaldung aufzuweisen hat, sind wahrhaft großartige. Wenn auch noch jetzt beträchtliche Flächen nackter Gründe vorhanden und noch so mancher gefahrbringende Bach unter den Wildbächen zu finden, der seiner Bändigung harrt, „so erblickt man doch heute schon in den Hochregionen der Alpen ausgedehnte Nadelholzbestände, die ihre üppige Vegetation nicht nur im Aufnahmebecken der zuerst in Angriff genommenen Wildbäche entfalten, sondern sich auch über die beweglichen, steilen Hänge erstrecken, welche nun für immer gebunden und gesichert sind, während sich die einst so gefürchteten Wildbäche selbst nicht nur in harmlose Gebirgswässer umgewandelt haben, sondern auch um so wertvoller geworden sind, als sie jetzt der Landwirtschaft bessere und ausgiebigere Bewässerungsmittel zuführen.“ (Demontzey, S. 4.) Vorher wurden der Kulturboden und alle Verwitterungsprodukte von der Höhe herabgeschwemmt und dadurch die Thalgründe überschüttet und verdorben; jetzt bildet sich auf der Höhe eine neue Vegetationsdecke auf den früher kahlen Hängen und im Thale lebt der Landwirt in seinem gesicherten und geschützten Besitze wieder auf. Bis zum letzten Jahre (1883) waren allein in den von der österreichischen Kommission besuchten sechs Perimetern etwa 1700 große, steinerne Thalsperren, gegen 24000 kleinere Sperr- und Flechtwerke angelegt, viele Tausende von Metern Abfuhr- und Fußwege gebaut, die nötigen Baracken errichtet, Entwässerungsarbeiten vorgenommen und 3710 ha Wald aufgeforstet worden (ca. 10300 bad. Morgen); die Kosten betrugen die bescheidene Summe von rund 2600000 Franken. Für die gesamte Aufforstungs- und Korrektionsarbeit ist ein Kredit von 220 Millionen Franken und für das ganze Geschäft ein Zeitraum von ca. 70 Jahren in Aussicht genommen; unabhängig hiervon betreibt Frankreich noch die Aufforstung der ungeheuren Flächen in den „Landes“, mit der bereits vor mehreren Jahrzehnten begonnen wurde.

Im ganzen wurden für die Gebirgsaufforstungen und Korrektionsarbeiten ausgegeben bis zum Jahre 1878 16726907 Franken; damit wurden aufgeforstet 87041 ha; bis zu Ende 1883 beträgt die Gesamtausgabe 29066107 Franken, es mag deshalb die Gesamtaufforstungsfläche bis dorthin etwa 150000 ha aus-

gemacht haben. Der Arbeit harren noch etwa 680 000 ha Gebirgsgründe.

Nachstehende Zeichnung stellt ein verbautes und aufgeforstetes Wildbachgebiet dar; einige Jahrzehnte und die jetzt noch kleinen Pflanzen werden auf schlanken Stämmen ihre anmutige Krone dem Wanderer zum Schatten und Schutze bieten. Eine restitutio in integrum ist da-

Verbautes und aufgeforstetes Wildbachgebiet.

mit noch nicht vorhanden, es dauert jedenfalls Jahrhunderte, bis der Boden seine frühere Festigkeit, Mächtigkeit und Kraft wieder erlangt hat und für die Heranzucht der alten Waldriesen hat unsere heutige Forstwirtschaft überhaupt keine Zeit und kein Bedürfnis.

Die oben angegebene Summe von 220 Millionen Franken auf ihre Rentabilität zu untersuchen, wäre ein sehr schwieriges Geschäft, denn es setzt sich die Rente aus einem kommensurablen und einem inkommensurablen Teile zusammen. Es läßt sich wohl das aus den Aufforstungsflächen zu erwartende Einkommen berechnen, weit höher aber ist in der Regel der Vorteil anzuschlagen, der indirekt der ganzen Gegend geboten wird. Was an Menschenleben, Gebäuden, Thalgründen und Fahrnissen nunmehr gesichert ist, läßt sich nicht in Zahlen feststellen; wir möchten nur daran erinnern, daß ja allein im Rhonethale im Jahre 1856 neben den Menschenleben für 200 Millionen Franken Werte zu Grunde gingen, während der ganze Forstaufwand, der für drei große französische Gebirgsgebiete — die Alpen, Pyrenäen und Cevennen — außer einer erheblichen Waldrente eine vollständige Sicherung bieten soll, wie gesagt nur im ganzen 220 Millionen Franken (darunter übrigens 72 Millionen für Grundablösungen) betragen wird. Zu dieser Sicherung ist auch der Vorteil zu zählen, daß alle die Wege, Straßen, Bahnen (auch schiffbare Flüsse), auf denen bei jeder bedeutenden Steigerung der atmosphärischen Niederschläge der Verkehr gefährdet und gehemmt war, nach Herstellung jener Arbeiten jederzeit ungehindert ihren Zwecken zu dienen vermögen. Wir gestatten uns nun noch, den Erfolg der Verbauung an einem konkreten Beispiele zu zeigen. Um das Verhältnis der Regenmengen zu den Muhrgängen feststellen zu können, läßt Demontzey in den verschiedenen Höhenregionen der Perimeter meteorologische Stationen in Form von Regenmesserbeobachtungen errichten; eine Beobachtung während eines Gewitters vom 8. August 1876 hat ergeben, daß während in dem nichtverbauten Wildbache Sanieres, wo auf einem 480 ha großen Aufnahmebecken pro Stunde 87 680 cbm Wasser niedergingen, dieses unter Muhrgang dem Thale zugeführt wurde, während im benachbarten verbauten und aufgeforsteten Wildbache Bourget, wo von 370 ha eine Wassermasse von 85 630 cbm aufgenommen werden mußte, nicht der geringste Muhrgang stattfand und die Wasserabgabe in das Thal fünfmal länger als die im Wildbache Sanieres dauerte. Daß zur Erreichung solcher Ziele auch unter Umständen Flächen aufgeforstet werden mußten, die im gewöhnlichen Sinne des Wortes eine forstliche Rente nicht zu bieten vermögen, bedarf wohl keiner weiteren Begründung.

Die Arbeiten, die in Oesterreich in Angriff genommen sind, besitzen erst eine kurze Vergangenheit; sie haben jedoch, soweit sie nach den oben dargestellten Principien durchgeführt wurden, sich schon zu bewähren Gelegenheit gehabt. Einige ältere Sperren, wie z. B. die aus dem Jahre 1537 herrührende in der Fersinaschlucht erbaute Sperre von Pontalto, haben nur die Aufgabe, im unteren Teile des Thales die Wasser-, Erd- und Steinmassen zurückzuhalten, während für die Verbauungsarbeiten am Ursprunge der Wildbäche keine Vorkehrung getroffen ist. Gerade aber diese Pontaltosperre ist schon sechsmal zusammengestürzt und hat hierdurch besonders im Jahre 1686 großen Schaden über die Stadt Trient gebracht; seit dem Jahre 1824, wo sie rekonstruiert wurde, hat sie sich wacker gehalten und ist eine Gefahr des Zusammensturzes vorerst nicht vorhanden; gleichwohl beanstandet v. Seckendorff es gewiß mit Recht, daß bei Lavis eine Sperre über den Avisio gebaut wird, die 258 758 fl. öst. W., also einen Betrag kosten soll, für welchen die Franzosen große Wildbachgebiete verbaut und aufgeforstet haben. Es gibt nur eine Regel, der Beginn der Verbauung muß in das Ursprungsgebiet der Wildbäche verlegt werden. Interessant sind die in Oesterreich (wie auch in Frankreich) zur Anwendung gebrachten Thalsperren in Staffelform, welche durch einen staffelförmigen Absturz des Wassers die Unterwaschung der Sperre verhindern, sowie die in verschiedenen Fällen vorgenommene Ableitung der Wildwasser durch Kanäle. Oesterreich hat jedenfalls den besten Weg damit eingeschlagen, daß es statt weitere kostspielige Erfahrungen zu sammeln, eine Kommission zum Studium der französischen Arbeiten abgeordnet hat. Diese Herren haben ihre Zeit gut angewandt; insbesondere gibt das v. Seckendorffsche Werk mit seinen erläuternden Zeichnungen (im Texte) und dem schön ausgestatteten Atlas jedem Fachmanne die Mittel zur tüchtigen, erfolgreichen und sparsamen Ausführung aller vorkommenden Arbeiten in gediegenster Vollkommenheit an die Hand. Wesentliche Mißerfolge sind nicht mehr möglich; eine

größere Anzahl Pläne ist fertiggestellt; es muß sich deshalb jeder Volkswirt der schönen Aufgabe freuen, die sich Oesterreich hier gestellt hat. Glück auf! Nicht minder verdienstlich ist das Vorgehen der Schweiz, wo man seit etwa einem Jahrzehnte die Verbauung und Aufforstung der Wildbachgebiete in größerer Ausdehnung mit sehr gutem Erfolge betreibt.

Wir wollen nicht untersuchen, wie es mit den Aussichten auf ein entsprechendes Vorgehen in den in ähnlicher Weise unter der Entwaldung leidenden Ländern Spanien, Italien, Griechenland 2c. steht. Vor allem entscheidet die finanzielle Kraft; sie wird um so weniger angestrengt werden wollen, als gerade in den wärmeren Ländern der Wald als Brennholzlieferant keine Rolle spielt, und als die Bewohner nachgerade an die Folgen der Entwaldung gewöhnt sind und die Erinnerung an bessere Zeiten ihrem Gedächtnisse entschwunden ist.

Wenn auch in Deutschland keine Statistik den Rückgang der Waldungen (nicht allein an Fläche, sondern auch am Holzvorrate) anzugeben vermag, wenn auch hier mit Ausnahme des bayerischen Anteils an den Alpen die eigentlichen Hochgebirge fehlen, so fehlen doch auch bei uns nicht die periodischen Ueberschwemmungen des Rheines, der Elbe, der Oder 2c. Nach der Statistik nimmt der Wald etwa 3/10 der Gesamtfläche Deutschlands ein; es kommt aber nicht auf die Ziffer allein, sondern auch auf die Verteilung der Waldungen an; es fragt sich: Sind die Wälder auch dort, wo sie den segnenden Einfluß äußern können? Bestocken sie die steilen Felshalden der Alpen, Sudeten, des Schwarzwaldes? Besitzen sie auch die dichte Bestockung und die massigen Holzvorräte, mit denen der Hochwald in so bestimmter Form seine meteorologische Wirksamkeit geltend macht? Sind neben den herrlichen Waldbeständen, die wir besitzen, nicht gerade auf den gefährdeten Gebirgsteilen vielleicht recht armselige Niederwaldungen, ausgebaute Reutberge, deren elende Holzvorratsverhältnisse selbst dem Auge des Laien nicht verborgen bleiben? Auch bei uns in Deutschland gibt es abgeschwemmte Felsrücken, kahle Bergwände und verwüstende Wildbäche; auch bei uns ist mancher Wald der angeblichen höheren landwirtschaftlichen Rente geopfert worden, wo jetzt, nachdem der in demselben gesparte Humus aufgebraucht ist, der Pacht pro Hektar auf einige Mark gesunken ist und wo man in Ermangelung eines Pächters eine Schweinsweide etablieren mußte; auch bei uns gibt es große Flächen, die, wie z. B. die badische hierüber angestellte Enquete gezeigt hat, weil zu entlegen landwirtschaftlich nicht benutzt werden, deren guter Waldgrund aber erst im Wege eines Aufforstungsgesetzes nutzbar gemacht werden kann. Wir müssen die Abschwemmungen verhindern, wir müssen unsere Bodenkapitalien arbeiten lassen, wir müssen, statt die Vorräte an Holz zu schwächen, solche vermehren. Leider ist noch vielfach der Köhlerglaube von unerschöpflichen Holzvorräten in fremden Ländern verbreitet, aus denen der Deutsche mit seinen Differentialtarifen sich für unendliche Zeiten zu beholzigen vermöchte. Vor allem können wir uns unseren Holzvorrat selbst erziehen, wenn aller unbedingter Waldboden aufgeforstet und nach ähnlichen Principien behandelt wird, wie diese bei den Waldungen des Staates, der Gemeinden und Körperschaften zur Anwendung kommen; wir können uns dadurch unabhängig stellen, und das ist doch schon etwas. Neben Rußland, von dem wir schon gesprochen haben und dessen permanente Waldverwüstungen zur Zeit noch einen nihilistischen Charakter zeigen, wird uns in der Regel noch der riesige Holzvorrat Nordamerikas vor Augen geführt; es ist recht lehrreich, was John Booth darüber berichtet. Vor allem blühen dort die Feuersbrünste in echt amerikanisch riesigen Verhältnissen; da verbrennen gleich viele Meilen; im Herbste 1881 hat in Michigan ein Waldbrand über 100 Quadratkilometer verwüstet; 60000 Menschen wurden in ihrem Eigentum geschädigt, 5000 verloren alles, über 1000 verbrannten. In den Rocky Mountains sind allein im Jahre 1871 mehrere Tausend Quadratkilometer verbrannt, eine Menge Menschen kam ums Leben, andere wurden brotlos. Der Staat Colorado erklärt in einer Denkschrift, daß man, wenn es mit Diebstahl und Waldbränden so fortgehe wie bisher, in 25 Jahren mit dem Walde zu Ende sein werde. Im Staate Iowa wird gegen Aufforstung entsprechender Flächen ein teilweiser Steuernachlaß gewährt; Beamte schätzen die neubewaldeten Flächen ab, man glaubt jedoch, daß das Verfahren nicht die Wiederbewaldung, sondern nur den Betrug begünstige. Den Stehlereien in den Regierungswaldungen sollen allein in den Jahren 1868 bis 1872 für viele Millionen Dollar Holz zum Opfer gefallen sein, ein Teil der Diebstähle geschah auf den Export. Dabei sollen in den Vereinigten Staaten die Waldbrände im Jahre 1871 überhaupt den zehnfachen Betrag eines Jahreskonsums verzehrt haben. Wer wundert sich da noch, wenn der Minister des Innern dem Präsidenten berichtet, daß, wenn in seitheriger Weise fortgewirtschaftet wird, in 20 Jahren die Vereinigten Staaten Nordamerikas Holz importieren müssen, da sie ihren Bedarf im eigenen Lande nicht mehr decken können? Jetzt schon sind die östlichen Staaten, z. B. New York, zum Import aus Canada genötigt. Man möchte sich gerne glauben machen, daß Canada unerschöpfliche Holzreichtümer besäße; dies ist unrichtig, auch dort fressen die Waldbrände unbarmherzig an den Vorräten; der Council of Agriculture berichtet an den Minister, daß im Jahre 1877 mehr Tannenholz vom Feuer zerstört, als mit der Axt gefällt wurde. Nach sachverständiger Schätzung würde überhaupt der Holzbedarf der Vereinigten Staaten in vier Jahren die gesamten canadischen Vorräte aufgezehrt haben. Eine Denkschrift des Board of Agriculture im Staate Maine sagt schon im Jahre 1869: „Sollen wir aus diesen Vorgängen lernen, daß nur Monarchien imstande sind, auf die Dauer diese von der Natur uns gegebenen Schätze zu konservieren und kann eine Republik sich nicht ermannen, ihr Land so gut zu schützen, daß es für die Nachkommen bewohnbar ist?"

Wir geben gerne zu, daß der Konservatismus der monarchischen Regierungen im allgemeinen auf die Walderhaltung recht günstig wirken könnte, doch entscheidet die Regierungsform allein nicht, wie die Beispiele von Spanien, Italien 2c. zeigen; ebensowenig braucht die Republik an ihrer erhaltenden Kraft zu verzweifeln. Wir sehen die herrlichen Erfolge in Frank-

reich und in der Schweiz (in Zürich waren voriges Jahr sehr sehenswerte Zeichnungen und Modelle über die schweizerischen Verbauungsarbeiten ausgestellt), wir können sie aber auch in Nordamerika beobachten, in Utah, wo Brigham Young, das Haupt der Mormonen, am Salzsee unter den schwierigsten Verhältnissen durch Kultur und Baumpflanzung aus einer Wüste einen gesegneten Landstrich zu schaffen verstand.

Wie wir aus allem schließen müssen, wird Amerika, das uns zur Zeit noch auf dem deutschen, französischen und englischen Markte Konkurrenz macht, für uns in nicht langer Frist ein Einfuhrgebiet darstellen. Mag auch das fehlende Brennholz dort durch Kohle ersetzt werden, der Nutzholzmarkt wird denjenigen Ländern gehören, welche die Vorräte an Säg- und Nutzhölzern besitzen. Unter solchen Umständen ist es eine ernste Pflicht der deutschen Regierungen, unter Herbeiführung der nötigen gesetzlichen Bestimmungen die Ausdehnung unserer Waldgründe auf Oedungen und landwirtschaftlich schlecht oder nicht rentierendes Gelände, die Verbesserung der Bewirtschaftung aber durch strenge Aufsicht, eventuell durch Staatsankäufe in Ausführung zu bringen; vor allem aber müssen alle Flächen bewaldet werden, wo dies der Schutz des Bodens und die Fürsorge gegen elementare Schäden verlangen. Wir haben zur Zeit noch keine Berechnung über Holzproduktion und Holzkonsum innerhalb der ganzen Weltwirtschaft; nach menschlichem Ermessen aber treten an unsere deutschen Wälder schon in nächster Frist Aufgaben heran, denen wir gerüstet entgegentreten müssen.

Wie unser Farbendruck hergestellt wurde.

Von

Wilhelm Uhland.

Mit Recht ist der Buchdruckerkunst schon im Anfang ihrer Entwicklung durch ihren Namen ihr Platz unter den Künsten angewiesen worden und auch die Neuzeit hat ihr diese Stellung zuerkannt, indem sie dieselbe und die ihr verwandten Vervielfältigungsmethoden als graphische Künste bezeichnet. In der That dürfen die vollendetsten ihrer Leistungen im wahren Sinne künstlerisch genannt werden und ganz besonders gilt das von den besten Erzeugnissen des typographischen und lithographischen Farbendrucks, der heute in ästhetischer wie in technischer Hinsicht eine staunenswerte Vollkommenheit erreicht hat.

Die Geschichte des Farben- oder Buntdrucks reicht ebensoweit zurück als die des Schwarzdrucks; denn als die ersten Buchdrucker es unternahmen, größere Werke zu vervielfältigen, mußte ihnen zur Bekämpfung der ihnen entgegenstehenden Vorurteile daran gelegen sein, die bestehenden Handschriften aufs vollkommenste zu imitieren und so auch die oft sehr schön und sorgfältig in verschiedenen Farben gemalten Initialen durch den Druck wiederzugeben. Seitdem ist der Farbendruck ein Zweig der Buchdruckerkunst geblieben, der, je nach der Zeitrichtung und dem Standpunkte der Technik mehr oder minder eifrig kultiviert, bis in die Gegenwart hinein gewachsen und durch den technischen Fortschritt und die Veredlung des Geschmacks, wie sie die Regeneration des gesamten Kunstgewerbes in den beiden letzten Jahrzehnten zur Erscheinung gebracht hat, zu immer höherer, vielseitigerer Ausbildung gelangt ist. Karten in drei Farben wurden schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gedruckt; ein in acht Farben gedruckter Holzschnitt ist aus dem Jahre 1520 erhalten. Noch im Laufe des genannten Jahrhunderts kamen Holzschneider und Kupferstecher auf den Gedanken, durch Platten mit ausgesparten Lichtern, zunächst also nur durch Nuancierung einer und derselben Farbe, eine lebendigere Wirkung hervorzubringen; es war dies der sogenannte Clair-obscur-Druck, der namentlich in Deutschland und Italien geübt wurde. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde der Farbendruck ebensowenig wie der eigentliche Buchdruck in seiner Entwicklung gefördert. Einen neuen kraftvollen Aufschwung nahm der Farbendruck im Anfang unseres Jahrhunderts in England. Durch William Congreve wurde im Jahre 1824 das nach ihm benannte Verfahren, der Congrevedruck, erfunden, welches einen mehrfarbigen Druck auf einmal ermöglicht. Nach diesem Verfahren besteht beispielsweise die Herstellung einer Etikette, bei welcher ein guillochierter oder gravierter Rand eine mit eingravierter Schrift versehene Kupferplatte umgibt, in folgendem: Jeder der beiden Teile bildet eine Platte für sich, derart, daß die in der Mitte mit dem genau passenden Ausschnitt der Schriftplatte versehene Randplatte abnehmbar die erstere umgibt. Um die Randverzierungen und die Schrift in verschiedener Farbe erscheinen zu lassen, überzieht man die beiden Teile einzeln mit der betreffenden Druckfarbe, worauf sie ineinander gefügt werden und der Druck in gewöhnlicher Weise erfolgt. Bei entsprechender Einrichtung lassen sich so noch in weit mehr Farben Abdrücke erzielen. Heute, nach Einführung der Mehrfarbenschnellpressen, steht einer ausgedehnten Anwendung des Congrevedrucks die Umständlichkeit und Kostspieligkeit desselben entgegen. Der aus einer Platte ausgeschnittene Teil kann nämlich nicht zum Druck verwendet werden, weil er um die Dicke des zum Schneiden benutzten Sägeblatts zu klein ist. Das Ergänzungsstück muß vielmehr aus einer vollen, vom Original stereotypierten Platte sorgfältig herausgearbeitet und in die erste Platte eingepaßt werden, so daß zu jedem Zweifarbendruck zwei ganze Platten erforderlich sind. Höchstens ist das Verfahren noch für den Druck von Wertpapieren in Gebrauch. Ebenso wie beim Congrevedruck konnten bei dem früher beliebten Irisdruck, der jetzt gleichfalls fast vollständig außer Gebrauch gekommen ist, die Farben nur nebeneinander, nicht übereinander, gedruckt werden. Nach diesem Verfahren werden die Farben in Längenstreifen vorsichtig auf dem Farbentisch verrieben, so daß jede für sich bleibt und nur, wo sie aneinander grenzen, die verschiedenen Farben wie im Regenbogen miteinander verschmelzen.

Der eigentliche typographische Bilderdruck wurde fast gleichzeitig mit dem Auftreten des lithographischen

Buntdrucks (der schon von Senefelder, dem Erfinder der Lithographie, angestrebt worden war) um das Jahr 1820 von William Savage in London ausgeführt, welchem im Jahre 1827 G. Baxter mit bedeutend vervollkommneten Leistungen folgte. Baxter gravierte die Umrisse eines Bildes in Kupfer, nahm so viele Abdrücke, als er Farbenplatten brauchte, und schnitt alle diejenigen Teile des Bildes, welche in der gleichen Farbe erscheinen sollten, in eine Holzplatte, worauf diese Platten der Reihe nach aufeinander gedruckt wurden. Das richtige Treffen der Umrisse wurde hierbei dadurch erschwert, daß das Papier während des Drucks je nach seinem Feuchtigkeitsgehalt sich ausdehnte oder zusammenzog. Lange Zeit blieb auch der auf den gleichen Principien beruhende lithographische Farbendruck, auch Chromolithographie genannt, auf die Herstellung einfacher Farben- oder Tonplatten beschränkt, so daß man im Kolorit auf ein eng begrenztes Feld angewiesen war. Immerhin fand diese Manier bereits vielfache Anwendung. Weishaupt in München und Engelmann in Paris gaben in den Jahren 1835—37 ein Verfahren an, das mit Verwendung weniger Druckplatten durch die drei Grundfarben allein gute Farbendruckbilder herzustellen gestattete. Ihren Höhepunkt erreichte die Chromolithographie im modernen Oelfarbendruck, durch welchen sie sich selbst der hohen Kunst gegenüber eine ehrenvolle Stellung errungen hat, indem sie in der Nachahmung von Oelgemälden und Aquarellen Ausgezeichnetes zu leisten vermag, obwohl die Massenproduktion auch heute noch zahlreiche Erzeugnisse in den Handel bringt, deren zweifelhafter Wert ein allgemein gehaltenes ungünstiges Urteil berechtigt erscheinen läßt. Um eine ähnliche Wirkung wie der Malerpinsel und die Textur der Leinwand oder bei Aquarellen, wie das Korn des Papiers hervorzubringen, wird das fertige Bild auf einem gekörnten Stein oder einer gravierten Platte durch die Presse gezogen. Hierdurch werden Kopien von solcher Treue geliefert, daß manchmal der Blick eines Kenners dazu gehört, um sie vom Original zu unterscheiden.

Was die Technik des Farbendrucks nach ihrem heutigen Standpunkt betrifft, so läßt sich das für Typographie und Lithographie übereinstimmende Verfahren in anschaulichster Weise mit Beziehung auf die beigegebene Illustration erläutern. Aehnlich wie beim Aquarell das Kolorit durch verschiedene übereinander gelegte Farbentöne erzielt wird, geschieht dies beim typographischen und beim lithographischen Farbendruck durch Uebereinanderdrucken der Farben, wobei man so viele Platten nötig hat, als Grundfarben für das Bild erforderlich sind. Vor allem handelt es sich darum, festzustellen, durch welche Farbenkombinationen die erforderlichen Effekte erzielt werden können, hierüber muß im allgemeinen die Erfahrung und der Versuch entscheiden. In jedem Fall sind eine größere oder geringere Anzahl Holzstöcke, Zinkätzungen oder Clichés, bei der Chromolithographie Steinplatten, anzufertigen. Wie die Illustration erkennen läßt, wird zunächst mittels einer Platte, auf der das Bild nur in rohen Zügen markiert ist, ein Grundton gedruckt, meist ebenso wie in der Aquarellmalerei ein gelblichroter Ton (siehe „Erste Farbe"). Hierbei sind jedoch schon die ganz hellen Lichter entweder auszusparen, oder es wird die Platte an den Lichtstellen derart abgearbeitet, daß diese nur wenig eingefärbt werden und beim Abdruck kaum sichtbare Töne liefern, wie auch der Abdruck zeigt. Die zweite Platte, die das Bild schon schärfer hervortreten läßt, dient dazu, den hellen Grundfarbenton mit einem mattgrauen Ton zu überdrucken, um etwas Schatten in das Bild zu bringen. Die dritte Figur zeigt die Wirkung, welche das Ueberdrucken der ersten und zweiten Farbe hervorbringt. Die dritte Farbe, ein helles Gelb, wird nur an wenigen Stellen angewendet und dient hauptsächlich dazu, im Verein mit der vierten Farbe, einem matten Rot, dem Bilde einen orangefarbenen Hintergrund zu geben, sowie einigen Partien, z. B. dem Haar, den Grundton zu verleihen. Nachdem die ersten vier Farben übereinander gedruckt sind, erscheint das Bild noch ganz verschwommen; es müssen jetzt erst die kräftigen Schatten hinein gebracht werden, was mittels einer fünften Platte, auf der nur die dunkleren Partien markiert sind, mit einer tieferen grauen Farbe erreicht wird. Mittels einer sechsten Platte wird nur noch an einigen Stellen ein wenig Rot aufgelegt, worauf das Bild mittels einer siebenten Platte mit schwarzer Farbe präcise Gestaltung erhält.

So einfach das geschilderte Verfahren erscheinen mag, so bietet es doch nicht unerhebliche technische Schwierigkeiten, auch abgesehen von der nicht ganz leichten Wahl der verschiedenen Farbenabstufungen und der Bestimmung ihrer Reihenfolge. Das genaue Ineinander- und Aufeinanderpassen der verschiedenen Platten oder F o r m e n (wie man allgemein den Satz mit oder ohne Illustrationsplatte bezeichnet) wird mit Hilfe sogenannter Punkturen erreicht. Es sind dies kleine, den Zeichenzwecken ähnliche Stifte, die entweder in die „Form" selbst eingesetzt, oder an dem den Bogen haltenden Deckel befestigt werden. Diese Stifte durchstechen das Papier und durch die so entstandenen Löcher wird später das genaue Einlegen und somit das Decken der verschiedenen Ueberdrucke ermöglicht. Nicht minder wichtig für die Erzielung guter, sowohl ein- als mehrfarbiger Abdrücke von Illustrationsplatten jeder Art ist das Zurichten der Druckform. Diese Arbeit besteht darin, daß man nach Herstellung eines Probeabzugs prüft, ob die Form überall gleich hoch und infolge dessen gut eingefärbt ist; etwaige Höhenunterschiede werden durch Unterkleben der Platten mit stärkerem oder schwächerem Papier ausgeglichen. Nachdem die Form auf diese Art einigermaßen egalisiert ist, stellt man einige Abzüge des Bildes auf verschieden starkem Papier her, die man zu der eigentlichen Zurichtearbeit in folgender Weise verwendet: Je nachdem einzelne Partien des Bildes im Druck mehr oder weniger markiert werden sollen, werden dieselben aus den auf stärkerem und schwächerem Papier hergestellten Abzügen ausgeschnitten, und zwar wird aus diesen Ausschnitten eine Unterlage für den zu bedruckenden Bogen gebildet, indem dieselben auf den den Bogen haltenden Deckel aufgeklebt werden, so daß sich der Abdruck ganz dieser Polsterung entsprechend abtönen muß. Die betreffende Arbeit setzt nicht nur technische Fertigkeit, sondern auch einen gewissen

Grad künstlerischen Verständnisses voraus. Der geübte Drucker wird sich hierin bald seine besondere Praxis ausbilden. Durch die Erfindung der Zwei- und Vielfarbenmaschine sind dem Farbendruck neue Wege eröffnet worden.

Seitdem auch für die Chromolithographie die Schnellpresse eingeführt ist, stehen beide Manieren einander in einem Wettstreit gegenüber, der für ihre technische und künstlerische Weiterbildung in hohem Grade förderlich zu werden verspricht. Eine eigentliche Konkurrenz, derzufolge die eine durch die andere verdrängt werden müßte, ist hierbei insofern ausgeschlossen, als jeder derselben durch ihre speciellen Eigentümlichkeiten ihr deutlich begrenztes Gebiet zugewiesen ist. Der wichtigste Vorzug des Holzstocks, der Zinkhochätzung, des Galvanos vor dem lithographischen Stein besteht augenscheinlich darin, daß dieselben eine Vervielfältigung der Zeichnung zusammen mit dem Text zulassen, da sowohl Bild als Schrift erhaben ist; hierauf beruht die ausgedehnte Verwendbarkeit dieser Manier für die Illustration von Zeitschriften. Dagegen hat die lithographische Reproduktion im allgemeinen den Vorzug der leichteren und billigeren Herstellung, während dieselbe für die Imitation von Oelgemälden und Aquarellen allein in Frage kommt.

Der Nußbaum.

Von

Wolfgang Kirchbach.

Wiegt ein leiser Wind im Sonnenscheine
Zärtlich sanft des grünen Nußbaums Aeste,
Herbstlich reif zum stillen Winzerfeste
Harren schon die süßen Traubenweine;
Schlägt im Baum ein Vöglein, singt alleine,
Steigt ein Würzgeruch aus allen Zweigen,
Nußbaumblätterduft, der zauberkräftig,
In dem leisen Windhauch süßgeschäftig
Schwingt, wenn sich die Blätter schwankend neigen.
Grüne Nüsse seh' ich heimlich lauschen
Aus des Blätterdickichts sanftem Rauschen,
Rings durchsonnt vom goldnen Herbstesstrahle
Schwebt die Blätterwelt, vom Gold umsäumet,
Holde Lebenswärme weilet, träumet
In den Laubeshügeln wie im Thale.
Unterm Blätterdach ins Laub hinein
Schau' ich aus dem offnen Fensterlein,
Schau' ich in der Blätter still Gewimmel:
Drüber liegt im tiefen Blau der Himmel.
Drüber liegt das blaue Unermess'ne:
Gleich als sei's das ganz allein Vergess'ne,
Scheint das Blättlein grün darauf zu schwimmen,
Einsam grün im Weltenblau zu glimmen.
Schlägt im Baum das Vöglein, singt alleine,
Regt ein Mückchen rasch die vielen Beine,
Huscht und rennt im goldnen Sonnenscheine
Auf des grünen Blättleins weitem Raine.
Ueberm Mückchen wölbt sich nur das Große,
Endlos weit das blaue Grenzenlose,
Und mein Aug' erschaut im Himmelsraume
Auf dem Blatt das Mückchen wie im Traume.
Schaut mein liebes Aug' nun still nach innen,
Lächelnd träumt mein Herz in feinem Sinnen,
Daß ein Mückenäuglein mir im Haupte
Sitzt und helldurchsonnt das Blättlein schauet,
Wo die abgrundtiefe Erde grauet,
Und das Nußbaumall mich hoch umlaubte.
Sieht mein Mückenäuglein nun gar kühn
Rings das weite Blättchen endlos grün.
Zieht ein Blätterrippchen durch die Wiesen,
Ist's ein Röhrenbächlein und es rauschet,
Daß mein Mückenöhrchen stille lauschet,
Wo die zarten Härlein mannshoch sprießen.
Feinverästelt rings Kanäle gehen,
Wassertröpfchen licht darin zu sehen,
Strömen und die Säfte seh' ich steigen,
Und die Rieselquellchen nährend schleichen.
Sind es Ströme, sind es Baumesäfte
Dicht verzweigt im runden Himmelsneste?
Strom und Aeste zweigen sich und schlingen
Aderngleich sich fort in tiefen Rinnen
Mag im Himmelsraum der Erdball drinnen
Oder nur mein Blättlein leise schwingen.
Hat ein Spinnchen nun sein Netz gewebet?
Hat ein Bienlein nun mein Blatt belebet?
An den Rinnen zarte Zellchen hängen,
Wie die Honigwaben sie sich drängen,
Schöngeeckt, zahllos wie Bau der Bienen,
Wasserklar und rein die zarten Wände,
Sonnenperlchenschein darin ohn' Ende
Von der großen Sonne selbst durchschienen,
Von der Riesensonne tausend Sönnchen
Winzigklein versteckt im Zellenbrönnchen.
Ist kein Honig nun zur süßen Labe
In der schöngeeckten, klaren Wabe?
's ist kein Honig drin, in jedem Köpfchen
Hängt ein wundergrünes Lebenströpfchen,
Und sein Sönnchen scheint ihm leuchtend nieder,
Glänzt die Weltallsonne hold ihm wieder. —
Grüne nur im zarten Zellenhause,
Holder Tropfen, grüne klar verhüllet,
Der mein Herz, ein holder Traum erfüllet
In des Lebens lautem Weltgebrause.
Bald erbleichst du und vom hohen Baume
In des Herbstes letztem Lebenstraume
Sinkt das gelbe Blatt zum Erdenraume.
Unterm einsam blauen Grenzenlosen,
Sternenweiten, unermeßlich Großen
Eingesonnt im lichten Zellenhause
Grünst du, wie ein Sternlein, im Gebrause
Kreisend weiter Sonnenwelten niedlich
Im Unendlichen doch still und friedlich.
Schlägt im Baum ein Vöglein, singt alleine,
In des Herbstes mildem Sonnenscheine,
Das ein Sonnenglanz mit Gold umsäumet,
Hab' ich still, das grüne Blatt, zerträumet.
Schaut mein Auge nun die Blätterfülle
Ueber mir, die winddurchwehte Hülle,
Atm' ich nun den zauberkräft'gen Duft,
Der mit Nußbaumkraft durchwürzt die Luft,
Soll durchseligt sein mein Menschenmut,
Wie durchsonnt die Welt im Ew'gen ruht.

Der Herrgottsmantel.

Dorfgeschichte aus dem bayrisch-böhmischen Waldgebirge.

Von

Maximilian Schmidt.

(Fortsetzung.)

Da fiel sein Blick zufällig auf einen der Waldhöfe, welche aus der Waldlichtung am Ossahange herausschauen. Der Schnupfgirgl wünschte niemanden etwas Schlechtes, und wäre es ihm nachgegangen, so würde die ganze Welt nur mit Glücklichen bevölkert gewesen sein, aber gegen den Multerer Hans hatte er schon früher eine große Abneigung gehabt.

„Dös is a falscher Kund," sagte er jedesmal, wenn auf ihn die Sprache kam, und da dieser falsche Kund jetzt in der That der Störenfried des häuslichen Glücks auf dem Balsenhofe werden sollte, konnte er sich, als sein Blick auf die erwähnte Waldeinöde, den Sturzbauernhof, fiel, des Wunsches nicht erwehren:

„Da wollt' i do' schon glei, der Multerer wäret in an' Ochsen verwandelt, wie der Knecht am Sturzhof dort oben, denn daß der Tuifl da im Gspiel is, dessel laß i mir nöd nehma. Aus der Juscha is er außa und in dei Muada is er einigfahrn! Du kennst dennast die Gschicht mit 'n Ochsen dort oben?"

„Na'," entgegnete Karlitschek, „i glaub nöd an die Dummheiten, und ös, Vetter, i woaß 's ja, glaubts aa nöd dran."

„So?" erwiderte der Bauer jetzt wieder lachend, „du hast an' schön' Respekt vor an' Kirchapfleger! Aber unter uns g'sagt, i fürcht 'n Tuifl nöd. Do' die Gschicht von da oben, wie's halt überall bekannt is, muaßt hörn."

Und er erzählte ihm nach seiner Weise, natürlich durch manche Prise unterbrochen, folgende, von der Waldbevölkerung als Thatsache geglaubte Geschichte.

Auf dem Sturzbauernhofe lebte eine Bäurin, die sich von Gott abgewendet und dem Teufel ergeben hatte, welcher ihr dienstbar sein mußte in allen Dingen. Wenn die Stürme über die Berghalden dahinsausten und der Windbruch den Nachbarn ganze Tagwerke Holz niederschlug, da blieben ihre Waldungen unversehrt; als eine Seuche über das Vieh hereinbrach und ringsum kaum ein Stück mehr übrig war, da waren es die Rinder auf dem Sturzbauernhof allein, die gesund geblieben waren. Verbrannte ein später Frost die Blüten der Fruchtbäume, diejenigen des Sturzbauernhofes blieben unversehrt und trugen Obst, daß die Zweige darunter zu brechen drohten.

Auch die Arbeit in Haus und Stall ging ihr gar leicht von statten und kaum trat sie in die Küche, um die Mahlzeit herzurichten, so kehrte sie auch schon mit vollen Schüsseln zurück.

Die Bäuerin, welche Witwe war, hatte einen hübschen Knecht, dem das junge Weib und ihr schöner Hof in die Augen stachen und er hoffte, mit der Zeit die Bäuerin für sich zu gewinnen. Als er ihr eines Tages, wie es in solchen Fällen oft zu geschehen pflegt, vom Feld ins Haus nachschlich, da sah er durchs Küchenfenster, daß auf dem Herd ein lustiges Feuer brenne. Die Bäuerin stand davor. Sie hatte eben aus einer Ecke des Küchenkastens ein Büchslein genommen, tauchte den Zeigefinger der rechten Hand in dasselbe und salbte dann Tiegel und Pfannen ein, dabei Worte murmelnd, die der Knecht nicht verstehen konnte. Da füllten sich Tiegel und Pfannen mit Knödeln und Rauchfleisch und die Bäuerin setzte das Gericht alsbald den Knechten und Mägden vor.

Dem Burschen wollte nun freilich die so vortreffliche Kost nicht mehr recht munden, aber der Wunsch, das hübsche Weib und den stattlichen Hof zu besitzen, behielt die Oberhand und bald aß er wieder mit dem früheren Appetit.

Einmal aber belauschte er die Bäuerin, während alles im Hause schon schlief, wieder in der Küche. Dieses Mal beschmierte sie sich mit der Salbe die Beine und sprach dazu die Worte:

„Oben 'naus und nirgends an!"

Im nächsten Augenblicke fuhr sie zum Rauchfang hinaus.

Jetzt erwachte dem Knechte der Wunsch, desgleichen zu thun. Er holte das Büchslein mit der Zaubersalbe aus dem Verstecke hervor und that nach dem Beispiele der Bäuerin. Aber er hatte die Beschwörungsworte unrecht verstanden und sprach:

„Oben 'naus und überall an!"

Bald wurde er seines Irrtums gewahr, aber leider zu spät, denn seine Arme sanken als Beine zur Erde, Haare bedeckten seinen ganzen Körper und auf der Stirne schossen ihm ein Paar krumme Hörner aus, mit einem Worte: er war in einen Ochsen verwandelt. Vor Entsetzen brüllend rannte er in der Küche umher, stieß Schränke und Bänke um und stürzte endlich todmüde zu Boden.

Die Bäuerin fand ihn dort am nächsten Morgen und erkannte sogleich, was vorgefallen war. Da sie den Knecht gut leiden konnte, jammerte sie sehr, daß sie nicht die Macht besitze, den Zauber lösen zu können. Sie legte eine Kette um seine Hörner und zog den Widerstrebenden in den Stall, wo sie ihn neben die andern Ochsen und Kühe hängte.

Das Unglück hatte sich am ersten Mai ereignet und sechs Wochen lang blieb der Knecht ein Vierfüßler. Am Morgen des Fronleichnamstages aber machte sich die Bäuerin mit ihm auf den Weg, führte ihn nach dem Pfarrdorfe, und als die Prozession aus der Kirche zog, führte sie den verzauberten Knecht hinterdrein. Die Leute achteten in ihrer Andacht nicht darauf. Als der Priester nun beim vierten Evangelium mit dem Allerheiligsten den Segen gab, war der Knecht entzaubert und stand wieder in seiner menschlichen Gestalt neben der Bäuerin.

Diese bekehrte sich und die beiden sollen dann in christlicher Ehe glücklich und lange miteinander gehaust haben.

„Der Multerer aber," beendete der Schnupfgirgl seine Erzählung, „hätt' von mir aus der Ochs bleiben därfen! Aber laß uns iatzt weitergehn, dahoamt wird uns vielleicht a guata Gedanken kemma. So viel is g'wiß, i geh mit dir ummi zu deiner Muada und red ihr in's G'wissen."

„Vetter," sagte Karlitschek sich erhebend, „ös werd's es sehgn, die Sach geht nöd guat ab. I möcht 'n zammschlagn, wie r an' Ochsen."

„Ja, wenn er z'erst in oan verwandelt waar," meinte der Alte lächelnd, „nacha kaantst es ja probirn, aber so lang er der Multerer Hans is, wär' jede Gewaltthat nur dei' Unglück. Drum gscheit, Büawal, gscheit. Laß nur mi gehn, i richt's schon."

Sie schritten jetzt über eine steile Berglehne hinab, übersetzten einen kleinen Wildbach und gelangten nach kurzer Wanderung zu der in einer tiefen, wilden Thalschlucht gelegenen Osserhütte, einer Tafelglashütte, umgeben von Wohn- und Arbeitergebäuden und einer Brettersäge, welche durch den vom Zwergeck herabstürzenden Müllerhüttenbach getrieben wird. Dieser mündet in fast geradem Winkel in die gewaltige Terrainfalte des Donnerwinkels ein, welche sich vom Osserkegel herab erweitert und dem rauschenden Osserbache zum Flußbette dient.

Dieser Donnerwinkel ist durch mehrere Bauernhöfe belebt. Der größte unter ihnen, zunächst am Rande der Schlucht, also in erhöhter Lage gelegen, ist das Besitztum unseres Schnupfgirgls, genannt der Donnerbauerngirglhof. Man hat von der Galerie des mit einem Glockentürmchen (Singoßl) gezierten und steinbeschwerten, flachen Legschindeldache gedeckten, einstöckigen, obwohl nur aus Holz erbauten, aber dennoch sehr ansehnlichen Bauernhauses eine herrliche Aussicht auf das wiesenreiche, reizende Angelthal, auf die malerischen Häuser, des Dorfes Grün und seine hochgelegene Pfarrkirche, weithin gegen Klattau und ins Böhmerland hinein, während im Osten der Osser in vollen, kräftigen Formen aus dem nahen Gebirgsstock hervortritt.

Im Hofe wurde gerade das vormittägige „Interbrot" [1]) eingenommen, als der Freibauer mit seinem Verwandten dort ankam.

„Voda! an' Hei'ßn ham ma kriegt!" rief Wendelin freudig seinem Vater entgegen; „und guat is 's ganga."

„Sakendi! Und i bin nöd dahoamt gwen!" versetzte der Alte. „Guat is 's ganga? Heiliga Leonhardl vogelts Gott!"

„Ja, wo seids denn gwen d' Nacht über?"

„Da — da — 'n Karlitschek hon i aufgabelt; sagst eam aa nöd Grüaß Gott?"

„Jeß, der Karlitschek!" rief der flachshaarige, pausbackige Jüngling, der mit seinen hübschen, blauen Augen und den vollen, bartlosen Wangen das reinste Mädchengesicht und auch in seiner Stimme nicht viel Männliches hatte, dem Vetter die Hand reichend. „I woaß schon, warumst kimmst; willst uns auf d' Hauzat (Hochzeit) einlad'n? Gelt!" setzte er lachend hinzu.

Der Wendelin lachte nämlich so gern wie sein Vater. Aber hinter diesem Lachen verbarg sich nicht die Dummheit, sondern es war natürliche Freundlichkeit, es war das Glück und die Zufriedenheit, deren sich Vater und Sohn so recht bewußt waren. Und beide waren so ohne jedes „Fäserl Falsch", daß die freundlich und lachend dargereichte Hand wirklich von Herzen kam.

Karlitschek erfaßte wohl die Hand des Vetters, aber es war so ganz das Gegenteil, was ihn hieher geführt, daß er etwas empfindlich und ernst erwiderte:

„Wendelini, du brauchst mi grad nöd z' tratzen!"

Diese Worte ließen den Vetter sofort in seinem freundlichen Lachen einhalten und erschrocken sah er den Gast an. Er hielt dessen Hand fest in der seinen und fragte in herzlicher, teilnahmsvoller Weise:

„'S wird ja dennast nix passiert sein?"

Der Schnupfgirgl hatte Hut und Spenzer an den Nagel neben dem Uhrenkasten gehängt, eine rote, mit kleinen Knöpfen verzierte Tuchweste angezogen und eine grüne Schlegelkappe aufgesetzt.

„I muaß ge glei im Stall nachschaugn," sagte er, „wie's der Stuten und 'n Hei'ßn geht." Dann wandte er sich an die Haushälterin. „Klarl, tisch 'n Vetter aaf, was d' guats im Haus hast! Und du, Wendelini, leist' eam G'sellschaft; i kimm aa bal wieder. Vergeßts nöd, an' etli Flaschen Kauter Bier aus 'n Felskeller z' holn."

Damit eilte er aus der Stube. Auch die Ehehalten waren mit ihrer vormittägigen Mahlzeit zu Ende. Sie verrichteten gegen das in der Fensterecke angebrachte, mit Palmzweigen geschmückte und von schlecht auf Glas gemalten Heiligenbildern (Isidor, Leonhard, Florian und Notburga vorstellend) umgebene Hausaltärchen gewendet, ein kurzes Gebet und entfernten sich dann gleichfalls.

„Setz' ma uns aaf 'n Tisch vüri!" sagte Wendelin und führte den Gast zu dem großen Eßtisch, den die noch rüstige Klarl schnell abgeräumt hatte und ober welchem der heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube in einer gläsernen Kugel schwebte.

[1]) Interbrot = Zwischenmahlzeit.

Karlitschek hatte seinen Janker abgenommen und saß nun gleich seinem Vetter in weißen Hemdärmeln auf der Bank, welche an den Wänden der großen, sauber geweißten, oben mit schwarzem Holzplafond versehenen Stube hinlief und sogar den großen, weit vorspringenden, grünen Kachelofen umfaßte. Wendelin hatte sein Ulmerpfeifchen angezündet und legte auch dem Gaste eine Pfeife hin, um nach eingenommener Mahlzeit davon Gebrauch zu machen.

Wendelin wußte nicht gleich, wie er das Gespräch mit dem Vetter wieder beginnen sollte. Er wollte nicht mit weiteren Fragen in ihn dringen, da wählte er halt das ihn zunächst berührende Thema, seine Juscha, und als jetzt Klarl die zinnernen Teller auf den Tisch gestellt, Geselchtes und Weißbrot herbeigebracht und aus der Flasche helles, gelbes Kauter Bier in die schön geschliffenen Gläser geschenkt, lud er den Gast mit den Worten zum Trinken ein:

„Magst trinka mit mir auf die G'sundheit von meiner Juscha?"

„Herzli gern!" erwiderte Karlitschek, stieß mit dem Vetter an und leerte das Glas auf Einen Trunk. „Wann is d' Hauzat?" fragte er dann.

Jetzt lachte Wendelin wieder und hörte auch so bald nicht auf.

„Am Sunnta wern ma 's erst Mal verkünd't, sagte er, „und i moanet halt, bis 's Troad zum schneiden is, kunnts se si' richt'n. I gfreu mi schon so viel drauf, d' Juscha als Bäurin hoam z' führn, daß 's rein aus der Weis' is! D' Juscha soll lebn!"

Es war kein schlechterer Trunk als das erste Mal.

„Gibt si' denn dei' Voda so leicht, daß er schon in Leitum geht?" fragte jetzt Karlitschek.

„Der geht nöd in Leitum," erwiderte Wendelin; „der Voda hampert mit uns furt, so lang's 'n gfreut, und will er uns amal ganz übergeb'n, so is 's sei' Sach. Woaßt, mir is dös aa all's oans, d' Hauptsach is mir d' Juscha. Mei' Herrgodl! Was hon i ausgstanden sitta sechs Wocha, wo 's alleweil zwischen Leben und Sterben gwen is! Woaßt, i glaub's gern, daß selm der Tuifl so a Deanal möcht, wenn's nach sein Willn gaang. Aber unser Herrgodl hat halt so a Deanal aa viel gern und wenn der 's Graaff (Raufen) anfangt mit 'n Tuifl, nacha is der damatscht, dös muaßt dir mirka!"

„Geh zua," versetzte Karlitschek, „du wirst dennast nöd aa an die Dummheit glaubn? Sie hat halt a hitzige Kranket g'habt, da Tuifl hat nix damit z' schaffen ghabt. Dös gibt's nöd?"

„Dös traust du dir z' sagn?" fragte Wendelin überrascht. „Du fürchst 'n Tuifl nöd?"

„Na', gwiß nöd, weil's koan nöd gibt. Hat ebba der Herr Pfarrer g'sagt, daß 's a so is?"

„Dös nöd," entgegnete Wendelin; „der hat 'n halt aa no' nöd gsehn. Was thaatst aber, wenn er plötzli vor dir stehet — mit Klau und Krampeln?"

„Was kunnt i anders thoa'," erwiderte Karlitschek lachend; „i schauget mir 'n halt an."

„Dös wärest bleib'n lassen," meinte der andere, „wennst' an der Juscha ihrer Stell gwen wärst! Z' Bayereck hams 'n Kirta g'feiert, d' Juscha hat mir an' Prachtbuschen auf 'n Huat g'steckt von Bleameln und Flidagold — durt siehgst 'n no' — und zwoa Tag lang is nix als g'essen, gsunga und tanzt worn. Gen z' Nacht am zwoaten Tag san d' Musikanten mit die Burschen von Hof zu Hof zogn, ham tanzt, d' Flecken g'essen, die eana d' Bäuerin auftischt hat und 's Kirtabier trunka. Es is schon völli Nacht worn, bis 's zum Woferlbauern kemma san und i bin mit mein Vodan schon furt auf hoam gwen. — Du woaßt, daß d' Burschen bei der Glegnat (Gelegenheit) oft aaf's Gockelstehlen aus san, mit dem 's nacha am andern Tag 'n Gockelschlag (Hahnenschlag) machen. Der schö', stolz Gockel auf 'n Woferlbauernhof is d' Freud vom Bauern und meiner Juscha gwen.

Voda, hat d' Juscha g'sagt, unsern schön' Gockl laßn ma uns nöd stehln.

Beilei nöd! hat der Voda g'sagt, dös schö' Vieherl laß ma nöd a so schinden, liaba wollt i, es holet 'n der Tuifl, als daß er beim Hahnaschlag mit der Drischel so elendi daschlagn wäret! Und wie's in der Stub'n tanzt und gessen ham, hat der Bauer der Tochter an' Wink geb'n, daß 's sie si' um 'n Hennastall umschaun soll, ob er richti versperrt is. 's Deanl geht außi in der Stockfinstern, denkt nix weiter, — da, wie 's zum Hennastall kimmt, schnellt 's Thürl auf, d' Henna schrei'n — ebbas Schwarz's schiaßt außa und staubaus! Kikriki! hört's schrein — der Gockl is mit 'n Schwarzen furt. 's Deanel ist so dadadert, daß 's grad außi schreit, es denkt an sein Vodan sei' Red: Da Tuifl is 's gwen, der hat 'n Gockl gholt!

Wie nacha d' Leut mit der Latern kemma san, is d' Juscha ganz außananda gwen. Die Burschen ham's eingstanden, daß sie's gern vürg'habt hätten, 'n Gockl weg z' stibizen, aber heili hams versichert, daß 'n koana vom Dorf aus der Hennasteig'n g'holt hat, kurz, den Gockl hat koa' lebendiger Mensch mehr gsehgn. Jatzt is 'n Woferlbauern aa anders worn, daß sei' sündhafte Red in Erfüllung ganga und er in sein' Kind g'straft worn is. Wie r i am Irta zur Kirtaletzt hin bin, is d' Juscha krank gwen, grad außi hat's g'schrien und alle Leut ham's g'sagt und selm ihr Voda und d' Muada, daß der bös' Feind in sie g'fahrn is."

Ein heftiges und höhnisches Gelächter schallte jetzt durch die Stube. Unwillkürlich erschraken die beiden Burschen darüber.

„Mir scheint, der Tuifl is in der Stubn!" rief Karlitschek, indem er lachend den Vetter anblickte.

„Jeß!" versetzte dieser aufspringend, „auf den hon i ganz vergessen — der Oarpangerl liegt in der Ofahöll hinten" (Raum hinter dem Ofen).

„Kimmt der Kampl bis zu enk umma?" fragte Karlitschek.

„Wo kimmt der nöd hin!" meinte Wendelin.

„Grad vor 'n Interbrot is er eina, d' Klarl hat eam a Milli gebn; i hon gmoant, er ißt's drauß auf der Gred, dierweil sitzt er in der Ofahöll; da is 's halt heunt kühl, gel Pangerl," wendete er sich an diesen, nachdem derselbe hinter dem Ofen vorgetreten war.

„G'lobt Jeß Christ!" rief dieser entgegen. „Vergelts Gott für mei Milli und 'n Ofaknödl."

Und er wollte zur Thüre hinaus.

„Darpangerl, halt a weng!“ rief Karlitschek zu. „Kimmst nöd über'n Rittsteig, wennst zruckgehst?“

„Ueber'n Rittsteig?“ antwortete der Trottel. „Ja, ja, kann sein, i kimm drüber. Warum fragts, Balsensuhn — kann i enkara Muada ebbas ausrichten? Gelts, die heirat iatzt wieder? — 'n Multerer Hans — i woaß 's schon.“ Und er zwang sich heiter zu sein und sang:

„Fidlgunges, fidlgunges
Werd d'Hauzat bal wern!
Geh i aa drein, geh i aa drauf
Mit da hölzern Latern!“

„Ja woaß denn dös schon a iada Fex?“ rief Karlitschek, „grad i bin der letzt' gwen, der's erfahrn hat! Nix will i mehr hörn davon! — Aber 'n Mirl kannst ma a Botschaft bringa.“

„Was für an' Mirl?“ fragte Pangerl.

„No', du kennst dennast 's Federnseppen Mirl aaf 'n Rittsteig?“

„'s Mirl? 's schwarz Mirl?“ rief Pangerl, sich vor die Stirne schlagend. „Die is 's gwen heunt Nacht!?“

Es war dies nicht etwa eine Antwort auf Karlitscheks Frage, nein, er war geradezu schrecklich überrascht, in der Unbekannten von heute Nacht plötzlich die Tochter des Federnseppen zu erkennen. Er hatte beim Mondlicht nur flüchtig ihre Züge gesehen, sie waren ihm bekannt und doch wußte er nicht gleich, wem sie angehörten. Vergebens zerbrach er sich darüber den Kopf, zermarterte sich das Gehirn, er konnte das rechte nicht finden.

Um vom Nachtwächter nicht erkannt zu werden, war er eiligst um die Ecke des Balsenhofes geflüchtet, und so hatte er es nicht gesehen, als Mirl in ihr Häuschen getreten war. Die ganze Nacht hindurch und nachdem er an den Totenbrettern die hundert Gulden abgeholt, die richtig dort für ihn hinterlegt waren, auch auf dem ganzen Wege durch die böhmischen Einschichten nach dem ungefähr anderthalb Stunden weit entfernten Donnerwinkel, dachte er an nichts anderes, als wer die unberufene Lauscherin gewesen sein könnte. Jetzt, da er ihren Namen nennen hörte, ward es ihm plötzlich klar, es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; Mirl war's, die Tochter eines der Erschlagenen, sie, die den Vater verlor durch das blutige Verbrechen, dessen Mitwisser er war.

Wie erschöpft mußte er sich auf die Ofenbank setzen und wieder sagte er, die Anwesenheit der anderen ganz vergessend, laut vor sich hin:

„'s schwarz Mirl is 's gwen heunt Nacht! 's schwarz Mirl!“

Karlitschek war zu Pangerl herangetreten.

„Was is 's mit 'n Mirl?“ rief er dem Pangerl streng zu. „Was soll's heunt Nacht gwen sein?“

Pangerl erschrak. Er hatte sich, ohne es zu wollen, verplaudert; er suchte nach einer Ausrede.

„Was is 's? Glei stehst Red'!“ befahl Karlitschek wieder.

Pangerl hatte sich gefaßt.

„Ja no',“ sagte er, „i hon halt heunt Nacht, wie r i durch Rittsteig bin, 's schwarz Mirl gsehgn.“

„Heunt Nacht?“ fragte Karlitschek, „da kannst es wohl gsehgn hab'n, wie 's von ihrer kranken Godl hoamganga is.“

„So, so?“ that Pangerl; „ja, ja, a so is 's, da hon i 's gsehgn; es hat grad der Nachtwachta zwölfe g'schrien.“

„Da hast schon an' Rausch g'habt,“ sagte Karlitschek. „Es is höchstens neune gwen, wie 's zruckkemma is, i hons selm no' gsprochen und ihra Muada is dabei gwen. So is 's — und derethalbn bist so schwach worn, daß d' di hast niedersetzen müassen?“

Pangerl hatte sich jetzt völlig gefaßt. Unter der Maske des Teppen [1]) wand er sich aus der Schlinge, in die er geraten.

„Ja, ja, ja, ja!“ hastete er lachend, „'s wird schon so sein — i hon halt 'n Nachtwachta schrein hörn — was geht mi d' Zeit an, wenn i nur recht viel um an' Batzen krieg. Aber i kimm heunt nimmer übern Rittsteig, 's waar mir a Schaden, wenn i denseln Weg wieder zruckgaang.“

„I zahl di schon guat,“ sagte Karlitschek, „da hast a Guldenstückl — und aaf'n Rittsteig sagst zum Mirl, i laß 's schö' grüaßn und i bin aaf a etli Tag beim Dunnerbauern herentn.“

Pangerl hatte hastig nach dem Geldstück gegriffen und es eingesteckt.

„Nacha richt' i 's schon ein, daß i hinkimm!“ versprach er und eilte mit der gewohnten Formel zur Thüre hinaus: „Globt Jeß Christ!“

Karlitschek sah ihm durchs Fenster nach; es war ihm, als hätte er denselben doch noch mehreres zu fragen gehabt. Warum war er von dem Namen Mirls so entsetzt? Und wie kam er dazu, sie mit dem Nachtwächter in Verbindung zu bringen?

Karlitschek wußte genau, daß der krüppelhafte „Wachta“ erst um zehn Uhr seinen Dienst beginne. Mirl aber war schon gegen neun Uhr vom Richter-Veri heimgekommen.

Das drückende Gefühl, welches ihn am Kreuzwinkel überkommen, wollte sich seiner wieder bemächtigen, es war ihm, als ob irgend etwas geschehen. Der Fex dort lief so verdächtig schnell, er sah sich öfter furchtsam um, jetzt war er im Birkenwalde angelangt und den Blicken Karlitscheks entschwunden. Dieser sah ihm sinnend nach.

Wendelin stand neben ihm und reichte ihm die gestopfte Pfeife hin.

„Vetter,“ sagte er, „nimm's Pfeiferl und rauch — 's is a guata, a böhmischa.“

Karlitschek zündete sich die Pfeife an, wischte sich dann über die Stirne, als wollte er die wüsten und unklaren Gedanken daraus wegstreifen, aber plötzlich jenes höhnischen Gelächters gedenkend, welches Pangerl über der Erzählung von Juschas Krankheit angeschlagen, sagte er:

„Wendelini, i moan, i kenn den Tuifl, der 'n Gockl gstohln hat — der Dar-Pangerl is 's!“

---

[1]) Tepp = ungeschickter Mensch.

„Nöd mögli!“ rief Wendelin, den Mund weit aufreißend.

„I kenn sogar 'n Gockl, am Hals Silberfedern, 'n Leib guldan und der Stoß schwarzgrean.“

„Ja, ja,“ bestätigte Wendelin verblüfft.

„Der Gockl is aaf 'n Fuchsenhof drent, der Pangerl hat 'n durt vor sechs Wocha verkaaft — i werd' di überzeugn, di und dei' Juscha und ihre Eltern.“

„Dös wennst kaanntst, Karlitschek, i schenket dir den Hei'ßn — was d' möchst.“

„I will nix, als daß dei' Voda meina Muada ihren Kopf wieder richt'.“

„A so hätt' also d' Juscha 'n Tuifl gar nöd g'hört?“

„Dumm's Gschmaatz!“ erwiderte Karlitschek; „dir hat's g'hört und g'hört dir sei' Lebta.“

„Ja da muaß i heunt no' hin und muaß ihr alles dazä'hln; du muaßt mit, Vetter!“

„Is recht!“ sagte Karlitschek. „Mit 'n Pangerl aber hon i 's letzt' Wörtl nöd gsprochen. — Gehn ma in Stall außi, i möcht ja aa dein' Hei'ßn sehgn.“

Da trat der Schnupfgirgl seelenvergnügt zur Thüre herein.

„A sakrischer Hei'ß!“ rief er, „'s wird a Prachtstuck. Und z'wegn deiner Sach, Karlitschek, hat mir der heili Geist aa an' guaten Gedanken gschickt. Woaßt, der Pfarrer z' Hammern, der hat dei' Muada kopliert und die halt' große Stuck auf eam; der muaß helfen, fü wö is er a Pfarrer, und er hilft aa, wenn i 'n drum angeh und wenn eam sei' Kanzel nui anstreichn laß. — In Gottsnam! was frag i nach an' Kübel Oelfarb, i streichet eam die ganz' Kircha an, wenn er dir helfen kunnt, und wenn er will, laß i 'n heilin Sebastiani vom Kopf bis zum Fuaß gwanten, und an' extra guaten Schmalzler reib i, der Pfarrer versteht si drauf. Da wern wir halt nachmittags abi gehn auf Hammern zum Schimandl, der muaß uns oans aus sein' Felsenkeller gebn und im Salettl is 's schö' kühl, der Lehrer spielt d' Klampfn (Guitarre) und gsunga wird, daß 's a wahre Freud is. Da vergeht dir die Traurigkeit schnell und du wirst wieder fidei, grad wie mei' Wendelini.“

„Aber Voda,“ wendete dieser ein, „i hätt' halt gern zu der Juscha mögn.“

„Narret!“ rief der Alte, „freili kannst zu der Juscha aa. Wir nehma 's Wagl, da fahrst halt z'erst außi aaf Bayereck, der Karlitschek möcht aa leicht sei' Basl kenna lerna — no', dös wird's gfreun! Dierweil mach i mit 'n Pfarrer z' Hammern schön alles aus. Recht wird's, Karlitschek!“ setzte er hinzu, diesem einen Patsch gebend, „nöd ummasunst sollst di an mi g'wend't hab'n, du kriegst dei' Mirl und 'n Hof. Schnupf ma oans draaf!“

VII.

Nahe dem freundlichen, von der forellenreichen Angel durchströmten Städtchen Neuern befindet sich der Freibauernhof des Woferlbauern am bayerischen Eck, an Hange des Burgberges malerisch gelegen. Von der mit einer Reihe prächtig blühender Blumenstöcke geschmückten Galerie des Hofes aus genießt man eine prächtige Aussicht über das herrliche Angelthal und die im bunten Glanze schimmernde Ebene bis weit über Klattau hinaus. Vom Norden her grüßt der bewaldete Bergkegel des geschichtlich merkwürdigen Riesenberges mit seinen imposanten, weithin schimmernden Burgruinen [1]), südwärts steigen der Ossakamm und die am schwarzen See sich auftürmende Seewand zum Himmel empor, weiterhin vollenden der Spitzberg und der tannendunkle Brennerzug mit seinen nördlichen Ausläufern das köstliche Landschaftsbild in diesem malerischen Gebirgsrahmen.

Die östlichen Hänge der Berge liegen bereits im Schatten, ein bläulicher Duft breitet sich darüber, sonst aber strahlt die ganze Gegend im hellen Glanze der Julisonne, das helle Grün der Birken und Buchen mischt sich mit dem ernsten Dunkel der Tannen- und Fichtenwälder; und aus dem leuchtenden Wiesenteppiche des Thales schimmert wie ein silbernes Band der lustig dahinrauschende Angelbach herauf.

Juscha, die prächtige Maid des Bayereckers, sitzt auf der Galerie. Echt mädchenhaft hängen ihre langen und dichten, blonden Haarzöpfe über die Schultern hinab. Das Mädchen mit den großen, schmachtenden, blauen Augen und dem sonst runden, vollen Gesicht war jedenfalls in gesunden Tagen nicht von solch packender Schönheit, wie jetzt, wo die etwas eingefallenen Wangen blaß und ein gewisser leidender Zug über ihr Gesicht ausgebreitet lag. Sie war trotz des Werktages in mehr festtägiger Kleidung — ein Festtag war es ja auch, daß sie nach sechs leidensvollen Wochen zum erstenmale wieder hier auf der Altane sitzend ausschauen konnte ins Land und nach den Bergen und hinab auf den Weg, auf welchem ihr Bräutigam, der Wendelin, herankommen sollte.

Sie trug einen etwas kurzen Rock aus grünem Zwirnzeug, eine weiße Schürze, rote Strümpfe, Saffianschuhe von violettschillernder Farbe mit Rosetten aus gleichfarbigen Bändern und ein schwarzes, mit breiten Goldborten und Stickerei verziertes Samtmieder, an der Brust stark ausgeschnitten, so daß das schöne, bis zum Hals reichende, oben gestickte Hemd mit den weiten, bis zum Ellenbogen reichenden Puffärmeln sichtbar war. Ein mit Silber umfaßtes, schwarzes Muttergottesbild hing ihr, an einem schwarzen, schmalen Samtbande um den Hals befestigt, auf die Brust nieder.

Sie hatte von den in hölzernen Kistchen gepflegten Blumenstöcken, meist Nelken, Geranien und Rosmarin, das schönste abgeschnitten und, die Blumen im Schooße, war sie eben beschäftigt, einen kleinen Strauß zu binden. Während dieser Arbeit sah sie aber alle Augenblicke sehnsüchtig hinab auf den vom Thale heraufführenden Weg und wünschte den herbei, für dessen Hut der Strauß bestimmt war, ihren Wendelin.

Der letzte Strauß, mit welchem sie seinen Hut geschmückt, war ja längst verwelkt — verwelkt, gestorben, wie auch sie bald gestorben wäre an der bösen

---

[1]) Der Riesenberg liegt bei Neugedein und ist aus den Hussitenzeiten besonders berühmt. Auf der Riesenburg spielt auch ein Teil des bekannten George Sandschen Romans „Consuela“.

Krankheit, die man so übel deutete. Sie litt viel in bösen Fieberschauern, aber das größte Leid war es für sie, daß sie ihren Buam nimmer sehen durfte, nach dessen Anblick sie sich so sehr sehnte und dessen Fernhalten von ihrem Krankenbette wohl ihren Hauptschmerz verursachte. Noch gestern lag sie einsam und traurig auf ihrem Lager, gemartert von „Weillang“ und Sehnsucht nach dem Geliebten. Da ward die Thüre aufgerissen und der Ersehnte eilte herein, legte über sie einen Mantel, nahm sie in seinen Arm und küßte sie auf Mund, Stirne und Augen und küßte sie gesund.

Es war ihr, als erschiene ihr ein Engel des Herrn. Sie mußte weinen vor Freude. Das Etwas, welches ihren Sinn, ihr Herz, ihr ganzes Gemüt bedrückt, mit einemmale war es verschwunden. Sie erwachte aus dem Fiebertraume, kannte Eltern und Geschwister wieder, die freudig herbeigeeilt kamen, das Wunder des Herrgottsmantels — das Wunder der Liebe zu preisen. Und sie fühlte sich gesund. Was achtete sie der Schwäche, welche sich noch des Körpers bemächtigt hatte, Geist und Herz waren frei und doch wieder so voll, so voll Freude, Liebe, Glück!

Nichts störte sie in ihren süßen Gedanken. Eltern und Geschwister waren samt und sonders nach Klattau gefahren, um der dortigen Wundermutter, zu welcher sie sich verlobt, für die Genesung der Tochter und Schwester zu danken. Niemand, als die alte Nandl, welche seit Monaten als Nähterin am Hofe auf der Stör [1]) war, um Juschas Aussteuer herzurichten und welche während der Krankheit des Mädchens dessen treue, liebevolle Wärterin gewesen, befand sich im Hause. Die Zwickbrille auf der Nase, saß sie in der unteren Stube und schnitt und nähte ohne Unterlaß.

Aus den vielen Kreuzen, welche sie nebenbei auf Stirne, Mund und Brust machte, hätte man leicht ihre geistige Beschäftigung erkannt; sie betete, flüsterte Dankgebete für Juschas, ihres Lieblings, glückliche Genesung.

Die alte Nandl war nicht nur die beste Nähterin, sondern auch die beste Märchenerzählerin im ganzen Künischen und über der Grenze, wo sie in Eschlkam beheimatet, und war in jedem Hause gern gesehen. Sie war eine fromme, alte Jungfrau, dabei aber ungemein abergläubisch und sie war es wohl hauptsächlich, welche Juschas Krankheit diagnosiert hatte, die aber auch deren Eltern den wohlgemeinten Rat gab, Wendelin nicht an Juschas Krankenlager zu lassen, weil dadurch das Mädchen mit Gedanken erfüllt würde, die dem bösen Feind wohlgefällig seien und ihn zum längeren Verweilen einladen würden.

Der als Arzt fungierende Badersepp1 von Neuern, dessen ganze Kenntnis in der Aderlaß, dem Schröpfen und in Anwendung selbstbereiteter Tinkturen aus Arnika, Baldrian und isländischem Moos [2]) bestand,

[1]) Auf der Stör sein = im Hause des Arbeitgebers die Arbeit verrichten.

[2]) Das isländische Moos findet sich auf vielen Bergen hier vor und wird vorzüglich bei Brustbeschwerden gebraucht. Dieses Moos wird gezuckert, mit etwas Honig vermischt, als besonderes Kurmittel gegen Lungensucht und Brustbeschwerden angewendet und stärkt auch vermöge seiner Bitterkeit bei Hämorrhoidalleiden die Eingeweide. Auch gegen rote Ruhr wird es im Walde vielfach mit Erfolg angewendet.

machte bei Mensch und Vieh wohl ganz vorzügliche Kuren, schrieb aber, sobald sein „Senf“ zu Ende, die Krankheiten übernatürlichen Erscheinungen zu.

Wie dem auch war, seit gestern galt Juscha als erlöst und als gesund, sie atmete ganz glückselig die würzige Luft ein, es war ihr, als fühle sie sich mit jedem neuen Atemzuge kräftiger. Leise, wie in Gedanken, fing sie, während sie die duftenden Nelken und den Rosmarin zusammenband, zu singen an, leise, als getrauten sich die so lange zurückgedrängten Töne nicht mehr über die schönen Lippen, dann aber vernehmbar und immer lauter, bis ihre prächtige Stimme, wenn auch noch zitternd, wieder hell erklang. Aber gerade dieses Vibrieren machte den Sang so eigentümlich schön und herzergreifend — nicht nur für die gute, alte Nandl, welche unten am offenen Fenster unter Freudenthränen gerührt lauschte, sondern auch für Wendelin und Karlitschek, welche ihr Fuhrwerk im nahen, am östlichen Fuße des Rantscherberges gelegenen Dorfe Freihöls zurückgelassen und zu Fuß einen Waldpfad entlang zum Woferlbauernhof gelangten, ohne von der singenden Juscha bemerkt worden zu sein.

„Mei' Büaberl! 's Warten is,
Woaßt wohl! an' Ewigkeit,
Wann si das Herzerl schon
So narrisch auf was gfreut.
Viel tausend Busseln wär'n
Heut do' schon leichtli mein,
Und so was bringst dein Tag
Ja nia mehr ein.

Bin dein mit Herz und Sinn,
Und schenk dir, was d' dir nimmst,
Hon d' Aeugerln kloan vawoant,
Weils d' gar nöd zweg'n kimmst.
Hon bet', hon gsinnt und traamt,
Hon frumm zan Himmel gschaut,
Hon mi vor lauta Gluat
Nöd z' rühr'n mehr traut.

Mei' Büaberl! i vageh,
Wann d' Liab so weiter brennt,
I bitt' di gar recht schön,
Kimm dennast bald angrennt!
I heb dei' Liadl an —
Leicht hörst's in d' Weit, mei' Bua!
Und thuast dein' Jucheza
Glei gschwind dazua.“ [1])

Mit wahrer Andacht lauschten alle drei dem schönen Gesange, erst stehend, dann setzte sich Karlitschek auf die Gredbank zunächst dem Fenster der ihm wohlbekannten alten Nandl.

Wendelin aber eilte in den oberen Gaden (oberen Stock). Auch hier stand er noch eine Weile an der Thüre zur Laabn, bis der letzte Ton von Juschas volkstümlichem Gesang verklungen. Dann aber trat er vor.

„Juscha,“ rief er, „erschrick nöd, i bin's!“

Das Mädchen war auf den ersten Zuruf in der That erschrocken, aber nur einen Moment. Sobald sie Wendelin erblickte, erhob sie sich, ihre blassen Wangen überflog ein helles Rot, mit offenen Armen

[1]) Von Hugo Graf Lamberg nach kärntnerischer Volksmelodie.

wollte sie ihm entgegeneilen, aber wie mit Bleigewichten beschwert hielt es ihre Füße zurück. Sie brauchte auch nicht vom Platze zu gehen, Wendelin hatte sie schon mit aller Zärtlichkeit umfangen.

„Juscha! mei' liabe Juscha!“ Das war alles, was er im ersten Augenblicke lachend und mit thränenfeuchten Augen hervorbrachte.

Nachdem sich Juscha wieder auf die Bank niedergelassen und er neben ihr Platz genommen, wollte er ein paarmal zu sprechen anfangen, aber Juscha sagte:

„Red nix, daß i 's fassen kann all' mei' Glück, daß du wieder bei mir bist — red nix — nix — gar nix!“

Sie hatte dem Liebsten den Hut abgenommen, den verdorrten Kirtastrauß entfernt und ihn mit dem frischen, soeben gebundenen „Buschn“ geschmückt. Glückselig lächelnd setzte sie ihm dann den gezierten Hut wieder auf den Kopf, streichelte seine Wangen zärtlich und sang dann lächelnd:

„Blauaugets Büawal
Du bist da meinö,
Du bist mir scho' gwarn
In's Herzal einö!

Glanzet koa' Augerl dir,
Klopfat koa' Herzal dir,
Wär's wol koa' Lebn mehr, gelt?
Auf dera Welt.“

Wendelin drückte ihr einen Kuß auf die Lippen und sang in Juschas Melodie, das Deanl fest an sich drückend:

„Deanal du hearzegö!
Moa'st aa, i leißat dö,
Moa'st aa, i möcht mei' Lebn
Nöd füa di gebn!“

Juscha bezweifelte dieses gar nicht und hätte sie's gethan, das zärtliche Gekose des Verlobten hätte sie bald vom besseren überzeugt. Aber auch die alte Nandl, die treue Wärterin und Wächterin, zweifelte nicht daran, fand es aber nicht für nötig, daß der Wendelin droben auf der Laabn sein Leben riskiere und die noch sehr der Ruhe bedürftige Juscha mehr als nötig aufrege.

Deshalb erschien sie besorgt und freundlich auf der Laabn und rief:

„He, he, Liabsleutln! Sad's gscheid — Wendelini, du machst ja 's Deanl aaf's nui wieda krank, schaamst di denn nöd, am helliachtn Tag z' schmatzen, als wärest zahlt dafür? — Glei hörst aaf, oder d' Juscha muaß wieder ins Bett — i bin für sie verantwortli. Sei gscheid, Wendelini, du wirst es ja dennast nöd an' etli Wochen vor der Hauzat zamfress'n wolln?“

„Glei thaat i 's, wenn i 's kunnt!“ rief der Bursche lachend, aber mit viel Wahrheit.

„Ui Gottes!“ rief Nandl, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „was is dös a Glück, daß d' es nöd kannst! Wenn d' Eltern hoamkemmaten und mi frageten, wo is d' Juscha? und i müaßt sagn, da Wendelini hat's gfressen! Na', so was macht mi ganz damisch zum denken — jetzt stehst aber aaf und laßt dein' Vettern auf dein Platz sitzen, der kann si a schöns Beispiel an dir nehma, du verflixta Bua!“

„Ja so, der Karlitschek is aa da!“ rief jetzt Wendelin, Juscha auf den herankommenden Vetter aufmerksam machend. Juscha errötete jetzt in der That.

„Hat er's gsehgn?“ fragte sie leise den Verlobten.

„I glaub nöd,“ antwortete dieser leichtsinnig, und zu jenem gewendet, sagte er: „So setz di her, daß d' Juscha siehgt, was für an' Vettern daß 's kriegt.“

Juscha reichte dem ihr bis jetzt fremden Burschen freundlich die Hand.

„Mi gfreuts,“ sagte sie, „daß i di kenna lern; der Wendelini halt große Stück auf di. Und doppelt wird's mi gfreun, wenn i aa dei' Mirl kenna lern, von der mir der Wendelini dazählt hat.“

„Der Plauscher!“ versetzte Karlitschek lachend. „Aber 's Mirl sollst kenna lerna an dein Hozettag — und is 's dir recht, so soll's a Kranzljungfer von dir macha.“

„Ja, sag ihr, i laß 's drum bitten und wenn i wieder ganz g'sund, muaß mi der Voda ummifahrn aaf 'n Rittsteig; 's war eh heunt fruah d' Red, i sollt aaf etli Wochen in's Boarisch ummi in's Bad am Fuchsenhof. Bei dera Gelegnat lern i 's nacha eher kenna, recht soll's mi gfreun.“

„Nach'n Fuchsenhof gehst?“ fragte Karlitschek. „Da wirst freili gsund, Juscha, da weht a bsundere Luft, halb boarisch, halb böhmisch, 's Wasser soll aa gsund sein durt, wenn's glei nöd stärker lauft, als wie r a Federkiel und si in oana und derselben Wanna und in demseln Wasser oft drei und vier hinter anand baden müassen.“

„Da machst an' Spaß,“ sagte Juscha lachend.

„G'wiß nöd!“ entgegnete Karlitschek. „Da bin i vor sechs Wochen Neubegier halber hin, wollt aa r amal a Gsundheitsbad sehgn. No', 's is nöd anders, wie r a jed's Bauernwirtshaus, sched mit dem Schiedunter, daß in ara untern Kammer a Badwanna steht. No', hon i mir denkt, weilst amal da bist, so probierst es Bad aa, wennst aa koa' Gicht hast oder sunst a Kranket, und verlang also glei a Bad.

Da muaßt dir schon no' a Stund Zeit lassen, sagt die kugelrund Wirtin zu mir, iatzt bad't der Pfarrer vom Rothnbaam, nacha kimmt a Frau von Neugedein, die schon sieben Jahr kontrakt is, draaf a Ochsentreiber von Eschlkam und nacha triffts di, wennst warten magst.

Was, hon i gfragt, alles kunterbunt in oan und demselben Wasser und in dera oanzigen Wann?

Du Lali, sagt d' Wirtin drauf, wo nehmat ma' denn 's Wasser her, wenn si a iada extra baden wollt? 's wird oft 'n Tag die oa' Wanna nöd voll.

Na', sag i drauf und lach, dös wär ja dennast schon a Graus.

O je, sagt d' Wirtin ganz grob, schaugts ma den nöd an! Wo si a geistlicher Herr bad't hat, in dem Wasser muaß 's woltern an' andern a Ehr sein, nachi z' baden. Zum baden g'hört's, du Gscheerter, schreits mi an, verstanden, nöd zum saufen!“

Juscha und die anderen lachten über diese Erzählung und als jetzt jene meinte, da wolle sie es anderen überlassen, dort die Kur zu gebrauchen, brach die alte Nandl eine Lanze für das heimatliche, neu auftauchende Bad, welches sich von Jahr zu Jahr durch die Fassung neuer Quellen und durch bessere Einrichtung empfehle und meinte, daß es ganz gut wäre, wenn Juscha auf einige Wochen zur Erholung hinginge.

„Dessel glaab i aa," versetzte Karlitschek; „von oana Kranket wirst ganz g'wiß kuriert, Juscha, aber nöd in der Badwanna, sondern drauß im Hof, wost dein' Lieblingsgockl wiederfinden wirst, den dir am Kirtamonta der Oar-Pangerl aus 'n Hennastall gstohln und den er am Fuchsenhof drent verkaaft hat."

„Eize geiz hi (ei das wäre)!" rief Juscha, die Hände vor Verwunderung zusammenschlagend und frug dann weiter: „der Oar-Pangerl — der is 's gwen?"

Karlitschek nickte bejahend mit dem Kopfe.

Juscha hatte die Augen zum Himmel gerichtet, sie sprach nichts, aber sie verrichtete in diesem Augenblick sicherlich ein stilles Dankgebet. Dann reichte sie Karlitschek beide Hände.

„Vetter," sagte sie, „unser Herrgott soll dir's und deiner Mirl vergelten, was d' mir in dem Augenblick für a Glück bereit' hast."

Die alte Nandl stand wie versteinert da. Sie getraute sich nicht „ja" und nicht „nein" zu sagen. Diese natürliche Lösung versetzte zwar ihrer Autorität in diesen Dingen einen empfindlichen Stoß, aber sie konnte sich doch eines freudigen Gefühls darüber nicht erwehren, daß unser Herrgott das liebe Mädchen nicht verlassen und nur der Aberwitz das Gegenteil sündhaft angenommen hatte.

„Karlitschek," sagte jetzt Wendelin, natürlich immer glückselig lachend, „iatzt muaßt schon mi wieder hersitzen lassen zur Juscha."

Jener machte auch sofort Platz und der Verlobte wollte mit den ungern unterbrochenen Liebkosungen wieder beginnen, aber die alte Nandl trat abermals heran und sagte:

„Leutln, für heunt muaß 's aus sein; d' Juscha is no' schwach, es is Zeit, daß 's a Ruah kriegt, sonst könnt's leicht wieder krank wern."

„Nacha kimmt halt der Wendelini wieder mit 'n Herrgottsmantel," sagte Juscha lachend, „iatz woaß i 's ja ganz g'wiß, was mi g'sund g'macht hat." Und ihren Kopf an Wendelins Brust legend und ihn treuherzig anblickend, setzte sie hinzu: „Gel, du woaßt es aa?"

„Und i woaß 's, was di wieder krank macht," zankte jetzt die alte Nandl. „Marsch furt iatzt, ös Mannets, oder i nimm an' Stecken!"

„D' Nandl hat recht," sagte Karlitschek, „laß uns gehn!"

„Na', sie hat nöd recht," sagte Juscha, „aber i laß di furt — morgn kimmst ja wieder und alle Tag — alle Tag, bis d' nimmer gehst!"

Wendelin nahm natürlich nicht den allerschnellsten Abschied und als Karlitschek dem liebenswürdigen Mädchen seine Hand reichte, bat sie ihn um seinen Hut, den sie ebenfalls mit einem Strauß aus Nelken und Rosmarin schmückte.

Dann verließen die beiden Burschen das Haus und durch einen freudigen Juhschrei grüßte Wendelin von unten noch hinauf zu seiner Juscha. Sie folgte dem Abgehenden mit den Augen, so lange sie es vermochte und winkte grüßend nach.

Wendelin juchzte fort und fort und lachte dazwischen, daß es eine Freude war. Karlitschek blickte öfters mit stillem Neid nach ihm und nicht ohne tiefen Seufzer sagte er:

„Du kannst freili lacha!"

VIII.

Das Gute wie das Schlimme kommt oft in Einem Tage Schlag auf Schlag. Das erstere kann man sich wohl gefallen lassen, meinte der alte Jäger, der Falzmichl, aber wer hätte nicht schon an Einem Schlage des Schlimmen genug, und gar, wenn's über einen kommt, wie ein wahrhaftiges Donnerwetter mit Wildfeuer und Hagelschlag!

Wir finden ihn des Nachmittags die trauliche Seeförsterei verlassend, um den jungen, verkommenen Wilddieb, den morgens der Förster eingefangen, zur Sicherheitsstation in Grün zu eskortieren. Der junge Bursch sagte, er gehe recht gern mit, er sei froh, eingesperrt zu werden, wäre er doch dadurch einige Zeit der Nahrungssorgen entrückt. Eine Gefahr konnte also bei diesem Transporte nicht vorausgesehen werden, denn es ging ja nach dem Wunsche des jungen Uebelthäters, und so schritt der Falzmichl rüstig auf einige Schritte Abstand, den Birschstutzen über der Schulter hängend, hinter ihm drein den Weg hinab, welcher am Seebach entlang in das Angelthal führt.

Schweigend gingen sie vorwärts. Der junge Arrestant sowohl wie der Falzmichl gaben sich ihren Gedanken hin. Dieser dachte daran, wie er es anstellen solle, mit dem Schnupfgirgl eine Aussöhnung herbeizuführen, und es war ihm dieses geradezu eine Herzensangelegenheit, jener dachte weniger an die magere Kost im Gefängnis, als an die Schönheit, frei durch die Wälder streifen zu können, und mancher Plan entstand in seinem Gehirne.

Schweigend hatten beide das Angelthal erreicht — die geschwätzigen Wasser hatten etwas Ansteckendes — der Falzmichl, der, wenn es nicht anders thunlich, oft mit sich selbst plauderte, konnte es bald nicht mehr übers Herz bringen, hin und wieder an seinen Arrestanten eine Frage zu stellen. Der Bursche antwortete couragiert und er mußte den alten Jäger wohl besser kennen, als dieser vermutete, denn er bezeichnete als das höchste irdische Glück das Abbäumen eines balzenden Auerhahnes und folgerte daraus den Schluß, daß der Falzmichl der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden sein müsse, da keiner sich so gut wie er auf die Hahnfalz verstünde.

Der Jäger strich seinen grauen Schnurrbart und ein vergnügtes Lächeln überflog sein Gesicht.

„Ja no'," sagte er, „es is nöd so weit her — i stell schon mein Mann auf die Aufbäumplätz und hon i amal oan verhört [1]), so g'hört er mei'."

Die Erinnerung an manchen glücklichen Schuß mochte ihn veranlassen, den letzten Schluck Enzian aus seinem Glase zu machen.

Es war doch schade, daß ein junger Mensch, der so viel Sinn für das Schöne hatte, so verkommen mußte! Das war jetzt der Gedanke des Gutmütigen.

„Wär' halt dennast schöner für di," meinte er, „wennst di ehrbar durch d' Welt schlagest und nöd so z'rissen daher kaammst — moanst nöd aa?"

Der Bursche lachte und fing zu singen an:

Z'rissen is 's Gwandl,
Voll Löcha san d' Schua,
Aber Schatzerln krieg i deßwegn
No' alleweil gnua."

„Hör auf!" rief der Jäger lachend, „dös wern schon die richtigen sein, die an' solchen Loder mögn!"

„Ja wißts," entgegnete der Bursche, „i bin halt no' jung, da find' si halt dennast aa diem oani, die d' Jugend schaatzt."

„Ja, ja, d' Jugend is 's ja grad, die ma' gschenkt kriegt und dennast nimmer kaafa kann und gebet ma 's Geld in Metznsäck her! Aber zu der Jugend g'hört aa r a bisserl a Tugend, nacha kann's eam nöd feihln, nacha gfreun di deine Gsangln no'mal so viel."

„Die gfreun mi alleweil," gab der Wilderer zurück, „bsunders die Jagdgsangln und da is 's wieder 's Hahnfalzgsangl, dös i halt gar so gern sing. Därf Enks vorsinga, Herr Jaga?"

„Soll nöd sei'," versetzte der Jäger, aber weil grad neamnd unterwegs, kannst es ja probirn."

Und der Bursche sang:

„Hedehedehede hedehedehei!
Wie rund is d' Jagerei,
Wann i aaf 'n Hahnpfalz geh,
Hedehedehedehe!

Döll, döll, döll, glack, glack, glack!
Hon i aa koa Geld in Sack,
Schneid hon i allöwei,
Hedehedehedehei!

Hör' i an' Henn: kack, köck,
Geh i nöd weg vom Flöck,
Wötz a Weil: hedehedehei
Und sie kimmt glei!

Aft [2]) fang i 's Knappen an,
Was i nur knappen kann:
Döttl, döttl, döttl, döttl — rrra,
Und sie bleibt da!

Wann i zan Hauptschlag kimm
Und dabei 's Hüatl schwing,
Klack, klack, klack, klack, klack, klack,
Hätt' i 's in Sack!

Aba hedehedehe, hedehedehei!
I bleib mein Trautl treu,
Bleib eam treu, bleib sein Gsöll,
Döttl, döttl, döttl! döll!"

Der Falzmichl ging schon bei der dritten Strophe neben seinem Arrestanten her, unwillkürlich summte er immer den Refrain mit und der Bursche sang mit viel Geschick. Diese Begeisterung für die edle Hochjagd des Auerwildes mußte ihn, der nicht nur der Falzmichl, sondern auch oft „der Falzkönig" genannt wurde, gnädig stimmen. Er griff in seinen Jagdranzen und nahm aus demselben ein in Papier gewickeltes Stück Rehbraten hervor.

„Brav hast gsunga," sagte er, „da iß dafür a Stückl Wildpret."

Der Bursche nahm es lachend und machte sich sofort darüber her.

„Habts es selm gschossn?" fragte er den Jäger.

„Na," erwiderte dieser. „Gschossen hon i schon drauf, aber mei' Birschstutzen will nimmer recht parirn — er muaß nui ausgfrischt wern, drum hon i 'n bei mir, der Schlosser z' Grün kann damit umgehn, der muaß mir 'n ge heunt richten."

„Vergeßt's fein nöd, daß 'n Schuß z'erst außaziagts!" sagte eigentümlich zur Vorsicht mahnend der Wilddieb.

„Nöd nöti," entgegnete der Falzmichl harmlos, „er is eh nöd gladn."

„Jeß ja," sagte der Bursche, „iatzt sehg i erst, daß 's nöd amal a Zündhüatl auf 'n Piston habts. Weil er halt nöd gladn is?"

„Natürli!" erwiderte der Jäger.

Aber eben so „natürli" sprang jetzt der Wilddieb über den Weggraben und hatte das Dickicht des linksseitigen, bewaldeten Hanges erreicht, ehe der Jäger sich noch von der ersten Ueberraschung erholt hatte. Wohl rief er ihm nach, schlug auch das Gewehr auf ihn an, aber der Flüchtling fürchtete sich nicht davor, „natürli!" — es war ja nicht geladen.

Selbst auf den Namenszuruf „Rappenhirsl halt!" achtete dieser nicht, so wenig, wie auf das Anschlagen mit dem ungeladenen Gewehre.

Der Vogel war fort. Die Flut von Flüchen, mit welcher der alte Jäger seine beschwerte Brust freimachen wollte, brachte ihn nicht mehr zurück, auch nicht die Selbstanklage, welche darin gipfelte, daß er sich selbst allen Ernstes und voll Ingrimm einen „alten Esel" schimpfte.

Aber vorerst war an der fatalen Sache nichts mehr zu ändern. Da er glücklicherweise den Namen und die Heimat des Burschen kannte, welch letztere sich in der Nähe von Grün befand, so hielt er es doch für das klügste, dorthin zu gehen und der Sicherheitsmannschaft Anzeige zu machen und dann dieser das weitere zu überlassen. Diese, meinte er, würde den Vogel bald wieder einfangen.

Unter solchen Gedanken passierte er die Ortschaft Hammern, schritt vorüber an dem Wirtshause des Schimandl, der in grüner Schlegelkappe, roter Weste und weißem Schurze vor dem Hause stand und dem Jäger zurief, ob er wallfahrten ginge, weil er den Wirtshauskegel ganz übersehe.

Der Schimandl war eine mitleidige Seele. Jedes Leid des Nebenmenschen machte trotz seines geröteten Gesichts einen so tiefen Eindruck auf sein im dicken Körper verborgenes Gemüt, daß seine großen Augen kinderleicht in Thränen schwammen.

[1]) Verhört = einen Hahn balzen hören.
[2]) Aft = dann.

Der Jäger hatte sein Mißgeschick und den gestrigen „Plempl“, den er hier mit dem Donnerbauern trank, im Sinn und wollte vorübergehen, aber der teilnahmsvolle Ton des Schimandl brachte ihn zum Stillstand.

„Michl, was is 's denn? Is dir oana abgstandn[1])? D' Balzzeit is ja vorüber.“

„'s ist dennast a so“ — entgegnete der Jäger, abgstanden is mir oana — i wollt ge glei! — aber — bring mir a Maß, du sollst es hörn.“

Und nach den eingangs dieses Kapitels angeführten philosophischen Auslassungen erzählte er dem teilnehmenden Wirt das Verhängnis dieses Tages.

Der gemütvolle Mann, der sonst immer weinte, hatte auch jetzt die Augen voll Thränen und als der Jäger geendet, sagte er, indem sich sein Gesicht in verschiedenen Zuckungen gefiel:

„Spezl, du woaßt, i hon di gern, dei' Load is mei' Load, aber nimm mir's nöd übel, i kann nöd drüber stenna, i kann nöd anders, es druckt mi, es platzt mi —“ und er verfiel in einen wahren Lachkrampf.

Der Falzmichl saß da und blickte mit erzürnter Miene nach dem plötzlich zum schadenfrohen Scheusal umgewandelten Wirte.

„Jetzt dös hätt' ich nicht von dir glaubt!“ rief er mit hochdeutschem Anstrich.

Aber der Schimandl stand noch immer vor ihm und schlug wie ein Hampelmann mit den Händen auf seine Schenkel, sich krümmend und wieder erhebend, bis er erschöpft auf die Bank sank und nichts von sich gab, als:

„Au weh! au weh!“

„Hast di bald ausglacht?“ fragte Michl fuchsteufelswild.

„No' nöd, no' nöd! Wenn i mir 'n Schnupfgirgl als dein' Arrestanten vorstell, Michl, da müassen die arma Seeln im Fegfeuer lacha! Aber zum Dank für dei' Vertraun sollst a frische Maß kriegn — gib her dös Noagl von gestern, i hol dir oans aus 'n Felsenkeller und nacha halt ma Beratschlagung, was in der bewandten Sach zu richten und zu schlichten is.“

Der Schimandl verließ mit Michls Krug das Zimmer. Sein Zweck war, eine „frische“ aus 'n Keller z' hol'n, und in Anbetracht dessen setzte sich der schon auf dem Sprunge zum Fortgehen begriffene Falzmichl wieder nieder. Und als er dann den weißen, frischen „Foam“ wegblies, sagte er zum Schimandl:

„Wird's dir so leicht, an' Plempl in a sellene Herzstärkung umz'wandeln, so verlang i iatzt von dir, daß d' machst, daß der Dunnerbauer wieder mei' Spezl wird. Heunt is Monta, es is a Kegltag, der Pfarrer kimmt in's Salettl und der Dunnerbauer hat seit Gedenken niermals an' solchen Tag versäumt — da sagst eam die G'schicht, wie 's is und sagst eam aa, daß i 's bereu und was d' eam halt sunst sagn willst.“

Hätte der alte, reuige Jäger jetzt einen Blick durchs offene Fenster geworfen, dem er den Rücken zukehrte, so hätte er seinen Spezl, den Schnupfgirgl mit dem gewohnten freundlichen Gesicht erblickt, wie er neugierig in die Stube hineinschaute, um sich von den schon vorhandenen Gästen zu überzeugen.

Da saß der Falzmichl, der ihn heute morgen samt Karlitschek zum Arrestanten machen wollte! Unwillkürlich zog er den Kopf zurück und wollte sich's überdenken, wie er sich dem Jäger gegenüber stellen wolle. Da vernahm er Schimandls Antwort auf die nicht gehörte Rede des Jägers:

„Ja no', i moan, 's best is, du packst n' Dunnerbauern selm an.“

Dieser schrak in der That zusammen. Anpacken? Ihn? Was war das?

„Na', na', richts nur du alloa,“ versetzte Michl, „laß 'n nimmer aus, du woaßt schon, wie ma' 'n Schnupfgirgl am besten fangt. I maschier dierweil ummi auf Grean zum Gendarmeriekommandanten und mach eam die Anzeig, wie mir der Wilddieb, dös frech' Bürschl, staubaus is. Nam' und Hoamat woaß i und d' Gendarm wern 'n glei hab'n, drauf verlaß di; mit die Handschelln führns 'n heunt no' ein.“

„Bleib lieber sitzen,“ sagte der Wirt, „der Gendarmeriekommandant kimmt ja eh meist umma zum Lavinetteln, da is dir a Weg erspart, den in der Zeit versäumst viel.“ Er machte das Zeichen des Trinkens.

Der Jäger verstand ihn, er überlegte.

Aber auch der Schnupfgirgl hatte überlegt; das gewohnte Lächeln war aus seinem Gesichte verschwunden.

„Schau oana die Tropfen an!“ sagte er für sich, „mi soll der Wirt festhalten und der ander will d' Gendarm' holn, will mi und mein Vettern arretiern lassen, will eam Handschellen anlegen lassen — an' Freibauern — an' Freibauernsuhn! Da muaß i zum geistlin Herrn, der muaß dös verhindern — a Kirchenpfleger kann si so was nöd aussetzen, d' Ehr und d' Reputation wär dahin, i wäret a Kinderspott! — Der Pfarrer muaß helfen!“

Und er eilte zum nahen Pfarrhofe. Der Pfarrer saß, die lange Pfeife im Munde, in einen langen schwarzen Orleansrock gekleidet und ein kleines Käppchen auf dem weißbehaarten Kopfe, in seinem Lehnstuhle und grüßte freundlich den ankommenden Kirchenpfleger.

Dieser teilte ihm sein Anliegen mit und versicherte ihn heilig, daß Karlitschek ganz unschuldig sei und daß es für ihn, wie für den Vetter ein großes Unglück wäre, wenn der Bursche arretiert würde.

Der Pfarrer verließ sofort mit dem Pfleger den Pfarrhof. Er mußte lachen und konnte sich doch nicht genug wundern, wie der gutmütige Falzmichl plötzlich so feindselig gegen seinen alten, langjährigen Freund habe werden können. Aber er hoffte doch schon ein gutes und vernünftiges Wörtlein mit Erfolg anbringen zu können.

So schritt er in die Gaststube, wo der Jäger noch mit dem Wirt am Tische saß. Der Donnerbauer begab sich indessen durch die Küche zu der hinter dem Ofen in die Wirtsstube führenden Thüre, welche er leise öffnete, um zu hören, wie und was der Pfarrer zusammenbrächte. Der Wirt wie der Jäger grüßten

[1]) Ein Hahn davongeflogen, ohne daß man ihn schießen kann.

den geistlichen Herrn und letzterer rückte sogleich, um demselben seinen gewohnten Platz einzuräumen.

„Bleibts nur!“ sagte der Pfarrer, „i setz mi nöd eher, als bis die fatale Gschicht an' End hat. Ihr habts heut an' braven Burschen als Wilddieb arretiert, und der is euch glücklich davon.“

„Glückli?“ rief der Jäger. „An braven Burschen? A Lump is 's gwen, a arbeitsscheuer Loder von Haus aus, koa Pfund Lumpen wert!“

Der Falzmichl hatte natürlich den Rappenhirsl im Sinn, der Pfarrer aber fühlte sich für seinen Freund und dessen Verwandten verletzt.

„Ihr irret euch,“ sagte er, „der junge Mensch ist aus einem braven, angesehenen Hause, er ist ein fleißiger, ehrbarer Jüngling und es ist nicht recht, auf den bloßen Verdacht hin einen Menschen in Verlegenheit und Schande zu bringen.“

„Aber Hochwürden, was soll i denken — iatzt wollns an' Kron (Krähe) weiß reden! — Verdacht — dös is koa Verdacht, er hat's selm eingstandn, daß er d' Schlinga g'legt hat.“

„Das is a Lug!“ rief der Pfarrer.

„Haltens es für oane, Hochwürden, mir kann's gleich sein. I thua mei' Pflicht, so guat wie Sie, i fang meine Gimpel, Sie die eanan. Aa iada thuat dös sei' und iatzt geh i auf Grean zu der Gendarmerie und — ghorsamer Diener, Hochwürden!“

Der Jäger hatte sich erhoben; aber der Pfarrer stellte sich vor ihn.

„Michl,“ sagte er leutselig, „bedenkt doch, daß 's leicht is, einem Menschen a Schand anz'thun, aber schwer, sie ihm wieder weg z' wischen. Der Bursch ist ja ein Verwandter eures alten, lieben Freundes, des Donnerbauern.“

„Was?“ schrie jetzt der Jäger ganz rabiat, „am End aa r a Schwesterkind? Himmel Herrgott! iatzt Hochwürden, lassens mi furt, sunst — sunst. — Wenn der Dunnerbauer dös b'haupt, nacha is er — nacha is er —“

„Was bin i?“ rief dieser, hinter dem Ofen hervortretend. „Jatzt wird's mir z' dumm! Der Karlitschek is mei' Schwesterkind und is so g'wiß unschuldi, so g'wiß du, Jaga, der gröößt' Fex bist im Künischen, ja in der ganzen Monarchie. Jatzt geh meinethalben zum Gendarm oder zum Tuifl — der Karlitschek wird mit enk alle mitanand firti wern.“

Der Falzmichl stand jetzt wieder wie zur Statue erstarrt, der dünne Haarbüschel auf seinem Kopfe schien sich zu bewegen, so zuckten alle seine Nerven.

„Wer red't denn vom Karlitschek?“ rief er. „Dös woaß i schon, daß der unschuldi is — aber was willst di in Rappenhirsl mischen? — warum willst iatzt den aa no' zu dein Schwesterkind machen? Das, Dunnerbauer“ — er sprach jetzt wieder in gehobener, hochdeutscher Art — „ist und bleibt a Lug — ja sogar eine Lüge!“

„I kenn ja den Rappenhirsl gar nöd; bist denn ganz narrisch worn?“ sagte der Schnupfgirgl. „I red ja nur vom Karlitschek.“

„Laßts mi reden!“ rief jetzt der Wirt.

„Oes seids ja alle dazwirrt. Vom Karlitschek is ja gar koa' Red gwen. Der Rappenhirsl is eam auskemma, z'wegn dem will er zu die Gendarm; 'n Dunnerbauern aber — — dir Pfleger, dir, hat er mir auftrag'n, soll i sagn, wies 'n reut, daß er di heunt fruah auf der Seeförsterei so ungschlacht behandelt hat — aber im Dienst hat er gsagt, sagt er, is er halt ebbas, no' ja —“

„No' ja, wenn's a Sünd is, beicht i's schon reumüti auf d' Osterzeit,“ sagte der Jäger.

„Ein reumütiges Bekenntnis hat immer die Absolution zur Folge,“ versetzte der Geistliche lachend und dem Michl die Hand reichend.

Auch der Donnerbauer hatte sein Brisilglas, das er während der ganzen, für seine Nase eine Ewigkeit dünkende Zeit in der Tasche behalten, jetzt hervorgenommen und bereits ein achtunggebietendes Schnüpfl auf die Oberfläche der linken Hand gestreut; und als ihn jetzt der alte Spezl mit eigentümlich fragendem Blicke ansah, als eine feierliche Pause entstand, nur durch das Geflenne des schon wieder gerührten Wirts unterbrochen, da ergriff der Pfarrer lächelnd das Wort und sagte:

„Pax vobiscum!“

Der Schnupfgirgl verstand als Kirchenpfleger dieses Latein und sagte lachend zum Michl, ihm das Brisilglas hinreichend:

„Da hast mein Pax —.“

Gerührt nahm es der Jäger und beide schnupften zu gleicher Zeit, sich über die Hand freundlich anlachend.

Der Michl zog den Stöpsel aus der Tasche, den der Flüchtling zurückgelassen und sagte gerührt: „Was der Stöpsel für's Glasl, Bruadaherz, is mir dei Liab. Laß ma's beim Altn!“

Friede und Versöhnung war geschnupft und gleich darauf auch getrunken, Generalpardon war für jedes unbedachte Wort erteilt und nachdem sich alles in das Salettl neben dem Obstgarten begeben, wo sich auch noch mehrere Stammgäste von den nahen Glasschleifereien einfanden, begann das montägliche Lavinetteln.

Während des Spiels nahm dann der Donnerbauer den geistlichen Herrn beiseite und teilte ihm das weitere Anliegen wegen der Balsenbäuerin mit. Er vergaß nicht, dabei durchblicken zu lassen, daß er zur weiteren Verschönerung der Kirche etwas aus eigenem Säckel beitragen wollte, wenn der Herr Pfarrer sich der Sache annehme, gleichviel, ob es gut oder „schiech“ ausfiele.

Der Pfarrer hielt zwar das letztere für wahrscheinlich, denn eher, meinte er, treibe er einen Teufel aus, als einen Liebhaber, obgleich er das erstere noch nicht probiert und das den Franziskanern in Neukirchen überlasse. Trotzdem wolle er sich aber der Mission unterziehen, dem Pfleger und der Verschönerung seiner Kirche zuliebe und es ward ausgemacht, daß sie am nächsten Tage mitsammen nach dem Balsenhofe fahren wollten.

Der Falzmichl verschob seinen Gang nach Grün von Spiel zu Spiel, er konnte sich von seinem Spezl gar nicht mehr trennen, alle Augenblicke verlangte er dessen Brisilglas und sah ihm dabei schweigend in die Augen.

„Kimm fein um an' Enzian," sagte der Donnerbauer, „wennst oan brauchst. Grad iatz hon i an' sakrisch guaten."

„Spezl," erwiderte der Falzmichl, „dös gfreut mi ungschickt, daß d'nöd harb auf mi bist."

Und nicht lange ging es her, fing er das Hahnpfalz-Gsangl zu summen und allmählich zu singen an.

„Schad is 's um dös Bürschl!" rief er dazwischen, „so schö singa kinna und zumal Jagdgsangln — woaßt, i moan 'n Hirsl, der mi so angsetzt hat."

„Schön singa kann er?" versetzte der Schnupfgirgl, „nach is 's so weit nöd gfeihlt um eam. Schier hätt i Lust, für dös Bürschl, dös heunt alles so durch und hinteranand bracht hat, ebbas guats z' thuan."

Der Pfarrer, welcher nebenan stand, hörte dieses Gespräch.

„Wißts was?" sagte er, „pflanzts dös Kräutl in ein Erdreich, wo es sich am wohlsten fühlt, laßt 'n an' Jäger wern, der Herr Förster is a guater Freund von euch und wenn ihr Lehr und Kost für 'n Hirsl zahlt, so könnts ja sein, daß er 'n euch zulieb aufnimmt."

„Wär nöd aus!" rief der Falzmichl, „an' Wilddieb?"

„Ja no'," entgegnete der Pfarrer, „gerade aus Wilddieben sind schon die bravsten und geachtetsten Jäger herangezogen worden. Ich kenne mehrere solche."

Er blickte dabei wohlwollend, aber doch fest auf den Falzmichl, welcher den Blick von der Quere aus aufnahm. Die Prise, welche er dann still lächelnd schnupfte, bewies übrigens dem Pfarrer, daß er ihn verstanden habe. Und der Michl lenkte auch ein, indem er sagte:

„Jagdgsangln kann er singa, so viel is g'wiß, und so viel i 'n kenn, is der Wald sei' liebste Hoamat. I will eam a guats Wörtl beim Herrn Förster redn, z'erst aber muaß er eingsperrt wern."

„Das halte ich nicht für notwendig," meinte der Pfarrer, „die Besserung eines Menschen muß man mit Milde beginnen und dort seh ich den Herrn Förster kommen, dem wollen wir die Sache vortragen."

„Da mach i, daß i weiter kimm," rief der Falzmichl erschrocken. Aber der Wirt trat jetzt heran und sagte leise zu ihm:

„A guate Nachricht, Freunderl; 'n Rappenhirsl hon i grad in meiner Heuschupfen troffen, i hon gsagt, er soll mit mir in d' Kammer gehn, i gebet eam z' essen und z' trinkn. I hon 's Schloß abgsperrt, du kannst 'n Vogel wieder hab'n."

Der Förster war zur Stelle, der Falzmichl rapportierte ihm zum Erstaunen der Anwesenden, daß er den Wilddieb einstweilen im Hause gut verwahrt habe, weil der Herr Pfarrer und der Donnerbauer ein gutes Wort für den jungen Missethäter einlegen wollten und er deshalb die Ankunft des Herrn Försters abgewartet habe.

Jene brachten dann ihr Gesuch vor und der leutselige Förster entschloß sich nach einigem Bedenken, ihrem Wunsche zu entsprechen. Er wollte davon absehen, daß der Gefangene der Gendarmerie überliefert würde und sagte zu seinem Jäger:

„Führen Sie mich zu dem Burschen."

Der Pfarrer und der Schnupfgirgl erschraken sichtlich für den Alten, der seinen Vorstand so leichtsinnig angelogen, Michl aber sagte ebenso leicht:

„Bitt Gnaden Herr Förster nur mit z' gehn."

Und sie gingen ins Haus, gefolgt von den anderen, die neugierig auf die Lösung harrten, wie sich der Jäger „herausbeißen" wolle.

Natürlich waren sie nicht wenig überrascht, als der Schimandl die Kammerthüre öffnete und der junge Wilddieb leibhaftig vor ihnen stand.

Der Förster hielt ihm erst noch eine kleine Strafpredigt und teilte ihm dann mit, was über ihn beschlossen worden sei. Der Bursche machte einen Freudensprung und schrie „Juhe", küßte dem Förster und den übrigen die Hand und versprach, ein braver, ehrlicher Jägersmann zu werden.

Schimandl vergoß natürlich vor Rührung heiße Thränen, welche auf den Burschen so ansteckend wirkten, daß er ebenfalls über das unverdiente Glück zu weinen begann.

Der Pfarrer meinte, durch diese Thränen würde er zu einem guten, ehrlichen Menschen umgetauft.

Und es möge gleich hier konstatiert werden, daß der Rappenhirsl auch in der That ein braver und tüchtiger Jägersmann geworden und damit seinen Wohlthätern den besten Dank bezeugte.

Als das Kegelspiel zu Ende, blieb die Gesellschaft fröhlich beisammen sitzen, der Lehrer spielte die „Klampfen[1])", und im Chore und einzeln ertönten heitere Weisen, mit besonderer Begeisterung aber das Hahnpfalzgsangl vom Jägermichl, welches der außer dem Salettl sitzende, nunmehr glückselige Rappenhirsl gerührt mitsang, und welcher, die Hand wie zum Schwure ans Herz legend, besonders den Refrain betonte, der von seinem Deandl handelte:

„Hedehedehe, hedehedehei!
I bleib mein Trautl treu,
Bleib eam treu, bleib sei' Gsöll,
Döttl, döttl, döttl, döll!"

IX.

Am Morgen des nächsten Tages hielt das Donnerbauernfuhrwerk in Hammern. Der Schnupfgirgl und Karlitschek befanden sich darauf und der Pfarrer gesellte sich hier zu ihnen, um die verabredete Fahrt nach dem etwa fünfviertel Stunden weit entfernten Balsenhofe zu machen.

Der Schnupfgirgl hatte sein gewohntes, freundliches Gesicht, er hoffte, es könne nicht fehlen, wenn der geistliche Herr seinen Einfluß auf die heiratslustige Schwester geltend mache. Karlitschek dagegen konnte sich nicht so leicht in eine freudige Lösung hineindenken, und wie das wilde Bergwasser, welches sich in dem schmalen Rinnsale des Hochgebirgsthales von den Helm- und Muckenhöfen, zu denen sie ein schlechter

1) Klampfen = Guitarre.

und steiler Weg führte, herabschoß, sich wüst und lärmend niederstürzte und sich tosend überschlug, so jagte in seinem erregten Hirne ein Gedanke den anderen. Außer dem Multerer Hans war es auch der Ausruf des Dar-Pangerl gewesen, was ihn die ganze Nacht über gepeinigt hatte. Das Unglück macht mißtrauisch, und hielt er auch selbst seine Gedanken für sträflich und sündhaft, die Gedanken nämlich, nur im geringsten an der Treue seines Mädchens zu zweifeln, so konnte er sich derselben doch nicht ganz entschlagen.

Er mußte sich gerade jetzt an ein Vorkommnis erinnern, über welches längst Gras gewachsen, das aber auch das einzige war, durch welches er sich in eine gewisse Beunruhigung hineinzudenken vermochte.

Das schwarze Mirl besuchte — zwei Jahre sind darüber vergangen — öfters in der Woche die Frau eines Beamten in dem etwa eine Stunde von Rittsteig entfernten Neukirchen zum hl. Blut, um eine eigene Art von Feinstickerei zu erlernen. Sie ging morgens hin und kehrte abends wieder in ihr Dörfchen heim, wo sie von Karlitschek immer sehnlichst erwartet wurde. Der Weg führte durch einen schattigen Forst bergab über die Dorfschaft Azlern; die Gegend war sicher, und sorglos machte das Mädchen ihre Gänge.

Da sollte für sie der Weg unsicher werden, und zwar durch eine Person, von der sie solches am wenigsten erwartet hätte, durch einen Gerichtsschreiber des nahen Neukirchen. Heribert, in der hiesigen Gegend beheimatet, hatte seine sechs Semester auf der Universität glücklich durchgekneipt und durchgepaukt, als ihm ein finanzieller Verlust seines Vaters das weitere kostspielige Fortstudieren nicht mehr erlaubte und ihn zwang, die bescheidene Stellung anzunehmen, welche damals gerade zu vergeben war.

Aber der junge Mann ließ die Blicke nicht in den Akten allein herumschweifen, sondern blickte darüber hinweg, wenn das volle, warme Leben an ihm vorüberrauschte. So stellte sich das schwarze Mirl, deren Weg an seiner Klause vorbeiführte, immer verhängnisvoller zwischen ihn und seine Schreibereien. Er vergaß seines Amtes, wenn er sie sah, grüßte sie und sprach mit ihr noch ganz so, wie zu jener Zeit, da er noch der lebenslustige Studio war. War es nun Zufall oder Absicht, Heribert ging einmal unvermutet in dem erwähnten Forste neben ihr, vertraute ihr sein Herz und seine Neigung und erklärte sich bereit, sofort das Amt zu verlassen und anderswo einen bessern Verdienst zu suchen, wenn ihm das Mädchen Herz und Hand zusage.

Das sprachlose Erstaunen, ja geradezu den Schrecken des armen Mädchens deutete der heißglühende Jüngling falsch, noch irriger aber war es von ihm, zu glauben, ihr anstandslos einen Kuß rauben zu können.

Mirl stieß ihn empört von sich und floh, so eilig sie es vermochte, den Weg hinan, nicht eher stillhaltend, bis sie oben auf der Höhe den Wald hinter sich hatte und Karlitschek erblickte, der ihrer harrte und nun dem sichtlich geängstigten Mädchen besorgt entgegeneilte.

Mirl hatte so viel Achtung vor der amtlichen Stellung, daß sie es nicht übers Herz hätte bringen können, dem sie mit Fragen bestürmenden Freunde die Wahrheit einzugestehen. Nur soviel hastete sie hervor, daß sie ein junger Mann mit Zudringlichkeiten behelligt und sie von nun an den Weg nie wieder allein machen würde. Den Mann wollte sie nicht gekannt haben.

Karlitschek gab sich damit nicht zufrieden. Er eilte den Wald hinab bis Azlern, um nach dem Frechen zu fahnden, sah jedoch niemanden, als Heribert, den er arglos nach dem Gesuchten fragte und ihm mitteilte, seine Geliebte sei von einem Unbekannten beleidigt worden, den er zur Rechenschaft ziehen möchte.

Daß Heribert selbst die fragliche Person sein könnte, das kam ihm gar nicht in den Sinn, dieser aber war von der Großmut des Mädchens gerührt und rechnete an diesem Tage mit der Welt ab.

Nach wenigen Tagen ward Heribert versetzt.

Dieser Unbekannte nun hatte seiner Zeit Karlitschek manche schlaflose Nacht gemacht, hatte oft seine Stirne gefurcht, die aber sein treues Mirl wieder zu glätten verstand. Längst war dieses Gespenst vergessen, bis es in dem erregten Sinn des Burschen durch Pangerls eigentümliche Rede wieder neu auftauchte.

Der Nachtwächter, meinte er, könnte ihm darüber Aufschluß geben, was der Trottel denn eigentlich gemeint habe. Und als jetzt der Wagen vor dem Balsenhofe hielt und der Pfarrer sowohl wie der Bauer glaubten, es sei besser, wenn Karlitschek bei der ersten Besprechung mit seiner Mutter nicht zugegen sei, sprang er von seinem Sitz und begab sich, das Häuschen der Federnseppin umgehend, zu dem krumpen Nachtwächter von Rittsteig, während seine Fahrgenossen bei seiner Mutter, der Balsenbäuerin, eintraten.

Der Nachtwächter saß in seiner kleinen, vom Rauch geschwärzten Stube und klub Späne. Eine ganz abscheuliche Stickluft herrschte in dem engen Raume, dessen kleine Fenster niemals geöffnet wurden, damit die vielen, frei in der Stube herumfliegenden Vögel der verschiedensten Gattung nicht davonfliegen konnten. Eine Menge hölzerner Vogelkäfige hingen an den Wänden, es zwitscherte und sang von allen Seiten, so daß man sich hätte mitten im Walde glauben können, wenn nicht Nase und Mund diesen Traum sofort entschieden abgelehnt hätten. Der halblahme Mann war nicht wenig überrascht, den reichen Freibauernsohn vor sich zu sehen.

„Da muaß i ja glei 'n Ofen einschlagn über den rarigen Hoa'gast!“ rief er.

„Laßts 'n ganz,“ entgegnete Karlitschek. „Des und enkere Vögel brauchts 'n. I will enk aa nöd lang zur Last sein; i hab nur a Frag an enk.“

„A Frag? Ja wißt's denn ös, daß i was woaß? Hat enks 's Mirl g'sagt?“

Diese Worte trieben dem Burschen das Blut zu Kopfe. Seine Ahnungen, seine Befürchtungen waren

also nicht grundlos, es hatte sich irgend etwas ereignet, Pangerls Ausruf war nicht von ungefähr.

Aber es überkam ihn jetzt auch eine tiefe Scham über sich selbst, daß er hinter dem Rücken seines treuen Deanls etwas zu erfahren suchte, was ihm, wie er glaubte, diese sicher selbst mitgeteilt hätte. Doch war der erste Schritt gethan, die erste Frage gestellt, und als wenn es so sein müßte, reihten sich die übrigen Fragen und Antworten aneinander, denn Karlitschek hatte einige Silbermünzen aus seinem Geldbeutel genommen und damit den als ungemein geizig bekannten Nachtwächter gesprächig gemacht.

Dieser blickte mit gierigen Augen auf das Geld und drückte es fest in die Hand. Mirl, von deren Krankheit er noch nichts wußte, hatte ihm wohl etwas versprochen, aber bis jetzt wartete er vergebens darauf. Da sie es verabsäumt, sein Schweigen zu erkaufen, so sah er gar nicht ein, warum er nicht reden sollte, wenn er dafür bezahlt würde.

„I woaß vom Mirl no' nix," sagte Karlitschek, „i bin seit vorgestern nachts um neune furt gwen und kimm grad z'ruck. Sag mir 's unverhalten, was 's Sunnta nacht gwen is; du sollst nacha dös Dusör verdoppelt kriegn."

Jetzt waren natürlich alle Bedenken des Nachtwächters geschwunden.

„Furt seids gwen sitta vorgestern um neune?" fragte er. „Könnts dös beschwörn? I frag nöd umsunst."

„Auf Ehr und Seligkeit!" bekräftigte Karlitschek.

„No'," rief jetzt der Nachtwächter, entweder wirklich entsetzt, oder sich nur so stellend, „nacha is 's gwiß, was i befürcht' hon; der Pilmas is 's gwen. Gott steh mir bei!"

„Was geht mi der Pilmas an?" versetzte Karlitschek.

„Dös wirst glei hörn. Wie i heunt an dein' Troadacker aaffi ganga bin gegn 'n Stoa'rigl, hon i netta an' halben Schuah broat an' Strich gsehgn, wo die Halm in der Mittn wie abgschnitten san. Deutli hon in am Boden d' Spurn gsehgn von an' Bock. Kannst no' fragn, is no' a Zweifel, daß der Pilmas auf 'n Bock durch dei' Feld g'ritten is und 'n Pilmasschnid gmacht hat? Du wirst es sehgn, der dritt' Teil von deiner ganzen Aernt fliegt beim Dreschen in d' Scheun vom Pilmasreiter [1])."

„A narret!" rief der Bursche, „laß mi iatz in Ruah mit solche Gschichten. Mei' Mirl hat mit 'n Pilmas nix z' schaffen."

„Dös moanst!" sagte der Nachtwächter. „I hätt's aa gmoant bis auf vorgestern Nacht um zwölfe. Da hon i 's schwarz Mirl troffa, wie 's ganz damisch hoam zua is."

1) Unter Pilmas, Bilmez oder Bilwißschnitt, zuweilen auch Bockschnitt, versteht man den als Teufels- oder Hexenwerk betrachteten Durchschnitt im Getreide. Dieser Durchschnitt rührt wohl von den Rehen her, die auf ihrem Gang zu dem Platze, wo sie ihre Jungen setzen, die ihnen in die Augen stechenden Aehren abzubeißen pflegen. Der Bauer hält das aber hie und da für ein Werk des Bösen oder neidischer, mit dem Satan und seinen Künsten vertrauter Nachbarn, dem Bilmesschneider. Man nennt es auch Bockschnitt, weil man annimmt, daß diese Erscheinung von einem Bock herrührt, auf welchem ein Gespenst durch das Getreidefeld reitet, daher auch Pilmas- oder Bilbezreiter. Auf dem Schauplatze dieser Erzählung war dieser Aberglaube noch vor kurzer Zeit sehr verbreitet.

„Tropf, elendiger!" schrie Karlitschek, „dös is a Lug. Glei gstehst es ein, daß d' di g'irrt hast, daß 's a anders Deanl vom Dorf gwen is oder —"

„Oho!" machte der Nachtwächter. „Z'erst zahlst mi, daß i dir d' Wahret sag und nacha möchst mir 'n Hals umdraahn. Da wär's dennast gscheider gwen, i hätt' auf dös Geld g'wart', dös mir 's Mirl versprochen hat, wenn i 's nöd verrat. Dös is schandmäßi von mir gnua, daß i 's verraten hon, aber an' Weibats, dös si mit 'n Pilmasschneider einlaßt, so oan braucht ma' koa' Wort z' halten, bsunders wenn's ihra Verspreche aa vergißt. So, und iatz pfüat enk Gott, Balsenbauernsuhn, mit enkera böhmischen Grobheit."

Karlitschek hatte sich wieder gefaßt. Er mußte alles hören, und ein wiederholter Griff in seinen Geldbeutel öffnete ihm nicht nur die Hand, sondern auch abermals den Mund des ebenso habgierigen wie abergläubischen Mannes.

„Um oilafö (elf Uhr) hon i ganz deutli 's schwarz Mirl am Fenster gsehn. I hon nöd anders denkt, als si wart' auf di, du kimmst zu ihr in's Gaßl [1]). — Was geht's mi an, hon i denkt und bin weiter. Um zwölfe nacha kimm i wieder an's Häusl von der Federnseppin und siehg — was siehg i? — d' Thür is angelweit offa z' Mitternacht! Da hör i was, da siehg i was unter'm Lindenbaam vor enkan Hof. Was siehg i? Zwoa schwarze Gstalten siehg i. Oane macht si' davon gen 's Troadfeld zua, deutli hon i 's gsehn beim Mondschein, kloa' und auf dem kloan is was gwen, im Galopp is 's dahingsaust, der Pilmasschneider is 's gwen auf 'n Bock — Herrgodl, steht mir bei!"

Der Nachtwächter bekreuzte sich, Karlitschek aber rief in fieberhafter Erregung:

„Weida! Weida!"

„Weida nacha kimmt die ander schwarz Gstalt gen mi her. Jesses, mir ham d' Händ und d' Füaß gwackelt, der Spieß is mir schier aus die Händ g'falln, a Fluign (Fliege) hätt' mi umblasen kinna. In dem Schreckn kimmt die G'stalt nachata — wer is 's? 's schwarz Mirl is 's — ganz damisch, kasweiß. Was is 's, hon i gfragt, mit wem bist durt zam gwen? Mit 'n Tuifl, hats zur Antwort gebn — mit 'n Tuifl — und nacha hats mi bitt', i soll neamd ebbas sagn, sie wird mi guat zahln, und is ins Häusl ganga. I aber hon mi davon gmacht, nöd um a Kuah hätt' i mi in dera Nacht mehr aaffitraut ins ober Doarf. Und heunt in der Fruah hon i 's nacha außakriegt, daß 's wirkli der Pilmasreiter gwen is —"

„Staad bist, Tropf, elendiger!" rief jetzt Karlitschek abermals. „A Lug is alles, was d' sagst und a Dummheit! Du bist a Verleumder, und nur oa Wörtl wennst schnaufst über mei' Deanl, so vergreif i mi an dir! Is 's, daß 's Mirl nachts aus 'n Haus war, so wird dös sei' Ursach g'habt ham; was un-

1) Gaßl = 's Fensterln = 's Schrä = nächtlicher Besuch bei dem Kammerfenster eines Mädchens, wobei der „Gaßlbua" das Gaßllied oder Gaßlreim singt. Dies sind keine eigentlichen Lieder, sondern nur mit veränderter Stimme herabgemurmelte Reime aus dem Stegreife, welche die Stelle eines Ständchens vertreten. Sie sind meistens in einer mysteriösen, hyperbolischen Sprache verfaßt und so lang, daß kaum eine Viertelstunde zum Hersagen ausreicht. Je länger sie sind, für desto schöner werden sie gehalten.

rechts kann's nöd sei', hat 's nöd than. I werd's ja glei erfahrn. Und dir will i 's g'rathen hab'n, dei' dumm's Gschmaatz für di z' b'halten, sunst sollst mi kenna lerna!"

Eiligst verließ der Bursche die schmutzige Stube und schlug die Richtung nach dem Häuschen der Federnseppin ein.

Schon nach wenigen Schritten begegnete ihm sein Vormund, der Schnupfgirgl.

„Was is 's?" rief ihn dieser an. „Du bist ja ganz brinnat im G'sicht. Woaßt es schon?"

„Von der Mirl?" fragte Karlitschek dagegen.

„Ja no', von der aa," erwiderte der Vetter ernst. „Dei' Muada hat gsagt, es is a Nachtflankn — 'n Nachtwachta sei' Basl hat ihr 's heunt gsagt, daß 's —"

„Dös woaß i, die Verleumdung hon i selm g'hört, glei werd' i d' Wahret hörn; gehts mit mir, Vetter, ös sollts mei' Deanl, mei bravs Deanl kenna lerna."

„I bin nöd aufg'legt iatzt," sagte der Vetter mit zuwiderm Gesicht, „dei' Muada hat mi ganz ausanander bracht, es is, wie 's d' gsagt hast. Der Multerer hat ihr 's antho'. Gestern is 's mit eam vor 's G'richt und hat eam verschriebn, daß der Hof nach der Koplierung eam mit eigentümli is. Dir wills dei' Vaterguat außizahln und kannst nacha thoa', was d' willst. Der Herr Pfarrer und i ham ihr ins Gwissen gred't, ham's bitt', aber nix hat gnutzt. Drauf hon ihr d' Leviten g'lesen, wie's ihr zuag'hört, da hats mir nacha — mir, ihren Bruadan, 'n Dunnerbauern, d' Thür zoagt, ausg'schafft hats mi! Der Pfarrer is durt bliebn, aber er wird aa nix mehr richten kinna. Aber dös därf nöd gschehgn, si därf di nöd um 'n Hof bringn!"

„Was liegt mir am Hof!" rief Karlitschek, „dran liegt mir iatz gar nix mehr! Um mei' Mirl is 's mir z' thuan, die muaß von dem Verdacht wieder rein wern. Gehts mit, Vetter, ös sollts Zeug sei', was i für a bravs, heilis Deanl hon. Gehts zua, gehts mit!"

Und Karlitschek zog ihn mit sich fort.

Im Häuschen der Federnseppin kam ihnen diese im Hausflötz entgegen. Sie hatte verweinte Augen.

„Karlitschek," sagte sie, „'s Mirl is recht krank."

„Laßts mi eini zu ihr!" bat der Bursche, „d' Leut ham's verleumd't, daß 's in der vorletzten Mitternacht mit ebban unter der Linden brent zammgwen is."

„Dös is a Lug!" erwiderte die Frau empört, „'s Deanl is nöd aus 'n Haus kemma. I moan, so was brauchet i dir nöd erst zu beschwörn."

„I glaab's aa nöd," versicherte Karlitschek, „g'wiß nöd, aber laßt's mi eini, mei' Vetter soll's selber hörn von ihr — i bitt' enk; mei' ganz Seelnheil hängt davon ab."

„So gehts eini!" sagte die Frau stolz und empört über das eben Gehörte.

Mirl mußte die Stimme des Geliebten bereits vernommen haben, sie saß aufrecht im Bette, die Blicke nach der Thüre gerichtet. Ihre üppigen, schwarzen Haare hingen aufgelöst über Schultern und Rücken, ihr Gesicht war blaß. Als jetzt der Ersehnte mit dem Vetter und der Mutter in das kleine, trauliche Stübchen eintrat, rief sie freudig und schmerzlich zugleich:

„Karlitschek, Karlitschek!"

Dieser wollte auf sie zueilen, aber die Mutter riß ihn zurück und sagte:

„Nöd ehnda rührst mir mehr mei' Deanl an, bis daß sie si' rein g'macht hat von der schrecklin Verleumdung." Und sich an Mirl wendend, fragte sie diese mit feierlichem Tone:

„Deanl, 'n Karlitschek is gsagt worn, daß d' in der vorletztn Nacht unterm Lindenbaam drent mit ebban zammkemma bist. Du brauchst gar nix z' sagn, als ja oder na'. Mir gnüagt dös und 'n Karlitschek und an' iaden Menschen muaß dös gnügn. Also sag, ob 's wahr is oder dalogn?"

Mirl bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, sie atmete schnell und tief, ein unaussprechlicher Schmerz durchwütete ihr Herz und ihr Gehirn.

„Gib Antwort, liabs Deanl," sagte die Mutter ermunternd, „neamd zweifelt ja an deiner Unschuld und Ehrbarkeit, am allerwenigsten i, dei' Muada. Gel Mirl, es is dalogn?"

Und Mirl rief jetzt in namenlosem Schmerze:

„Es is nöd dalogn, es is a so, wie d' Leut sagn!"

Aus Karlitscheks Brust löste sich ein Schreckensschrei. Die Mutter wankte und mußte sich aufs Bett setzen.

„Mirl," rief sie, „du luigst!"

„I luig nöd," erwiderte diese, und mit gefalteten Händen und unter Thränen wandte sie sich an Karlitschek: „So wahr Gott im Himmi is, i hon nix unrechts than; dös laßts enk alle gnüagn und fragts nöd weiter; i därf nix sagn."

„Mit wem bist zamm gwen; dös muaß i wissen!" rief Karlitschek.

„I därf 's nöd sagn," erwiderte das Mädchen, „frag mi nöd, i moan, i muaß vogehn vor lauter Elend."

Die Mutter war von dem Bekenntnisse des Mädchens wie niedergedonnert.

„Herrgottl," rief sie, mein Glaubn und mei' Vertraun muaß i verliern, alles muaß i verliern, wenn i 'n Glaubn in mei' brav's, oanzigs Kind verliern muaß!"

Und sie fing bitterlich zu weinen an.

Der Donnerbauer stand gerührt nebenan. Das schöne Deanl erbarmte ihn und er sagte:

„I sehg dös Deanl heunt zum erstenmal, aber mei' Hand leg i dafür ins Feuer, daß 's brav und ehrbar is, und was aa vorgfalln, 's Deanl wird sein' Grund hab'n, daß 's nöd weiter red't."

Aber Karlitschek gedachte jetzt jener Scene im Walde von Azlern, der Unbekannte von damals stand wie ein Gespenst vor seinem erregten Geiste, er schien dem Eifersüchtigen mit dem nächtlichen Besuche von vorgestern in Verbindung zu stehen und er quälte das arme Mädchen mit weiteren Fragen.

„Was soll i denka, wennst im Wald und nacha wieder z' Nacht mit Mannets zammkimmst, die 's d' niermals kenna willst? Ehnda, hon i denkt, fallt der

Himmi ein, als daß mir mei Deanl untreu wird. Sagst mir den Nam' nöd, nacha is fredi der Himmi schon eingfalln, mei' Glück is hin, mei' Freud, mei' Lebn!"

„Karlitschek," schrie das Mädchen, „hör auf, du zerschneidst mir 's Herz, i woaß koan Nam, i därf koan sagn, aber i bin unschuldi."

„J laß 's nöd geltn!" rief der Bursche. „Bleibst dabei stehn?"

„Ja!" rief das Mädchen jammernd und schluchzend. „J muaß!"

„Nacha is 's aus zwischen uns," schrie Karlitschek, sich kaum mehr erkennend; „du bist falsch; iatzt is mir alles oans, Himmi oder Höll; du siehgst mi nimmer!"

Und er stürmte zur Thüre hinaus.

„Karlitschek, Karlitschek!" schrie das Mädchen. Er hörte sie nicht mehr.

„Karlitschek!" schrie sie wie verzweifelt, dann hörte man nur mehr einzelne, zwischen heftigem Schluchzen hervorgepreßte Schmerzenslaute.

Der Schnupfgirgl war hinzugetreten und wollte die Aermste trösten.

„Sei stad, Mirl," sagte er, „i richt's schon wieder, i bring enk wieder zam; i glaub an di und denk mir's wohl, daß 's a Gheimnis is, dös si bald lösen wird. Gib di ruhi; der Jammer bringt di um."

Aber Mirl hörte nichts von dem Troste des gutmütigen Alten. Dafür reichte ihm die Mutter dankend die Hand, indem sie sagte:

„Mit meiner Ehr steh i dafür guat, daß 's gwiß a so is, wie's ös sagts, Dunnerbauer."

Dieser verließ das Haus. Vor dem Balsenhofe stand der eingespannte Wagen; der Pfarrer wartete bereits auf ihn.

Karlitschek hatte noch mit seiner Mutter einen flüchtigen, aber äußerst unangenehmen Disput gehabt und kam nun mit einem schnell zusammengepackten Bündel Wäsche und Kleider zum Wagen heran.

„Vetter," sagte er, „nehmts mi wieder mit als enkan Kned (Knecht), am Balsenhof is mei' Bleibens nimmer."

„Als mei' Gast gehst mit und bleibst bei mir, bis unser Herrgott die Sach zum bessern wend'."

„Ja, ja," sagte der Pfarrer, „wer auf den vertraut, is noch nie zu Schanden worn."

In scharfer Gangart zogen die Pferde den Wagen mit den drei Männern von dannen. Schweigend gaben sie sich ihren teilweise finstern Gedanken hin.

Im Häuschen der Federnseppin aber lag das schwarze Mirl in Krämpfen, hin und wieder im Schmerzensgeschrei die Worte hervorstoßend:

„Karlitschek, mei' arma Bua!"

(Schluß folgt.)

Heimkehr.

Von

E. Paulus.

Wie im Paradiese
Saß ich friedvoll
Oft am Saum der Wiese,
Wo das Bächlein schwoll.

Schmetterlinge flogen
Um den blum'gen Rand,
Und in grünem Bogen
Stand mein Heimatland.

Süßer Duft der Reben
Von den Hügeln kam,
Mir ins Herz zu geben
Träume, wonnesam.

Jetzt aus fernen Gauen
Kehrt' ich heimatwärts
Und es faßt ein Grauen
Mein gequältes Herz.

Wo ich froh geschritten
Bis zum Wald hinan,
Wird der Weg durchschnitten
Von der Eisenbahn.

Wo aus Blütenreisern
Sah mein Vaterhaus,
Füllt mit fremden Häusern
Sich die Gegend aus.

Wo ich sonst gesessen
In der Abendruh,
Decken Grabcypressen
Manchen Hügel zu.

Heiße Thränen hangen
Mir am Augenlicht.
Alles ist vergangen,
Nur die Schmerzen nicht.

Das Märchen vom Plätteisen.

Ein kurzes Märchen aber erbaulich!

In dem Plättsaal einer großen Waschanstalt spielt es. Plättbrett an Plättbrett und an jedem eine Plätterin, junge Mädchen und ältere, hübsch und häßlich, wie's kommt. Dort ein glühender Ofenschlund, in welchem die Stahlzungen aufgefrischt werden. Wie es so warm und wasserdunstig riecht!

Bei einem Fenster plättet Fräulein Klementine neben Fräulein Florette. Fräulein Florette ist zum Fenster getreten: sie wartet auf ein neues Eisen. Der Mullstreifen da ist mit dem erkalteten nicht mehr zu plätten.

Das Plätteisen ist steif und nachdenklich.

„Ein unliebenswürdiger Mullklumpen! Ich war anfangs warm für ihn, wie ich glaube; ich habe nun einmal eine Vorliebe für das Ungeordnete und Widerspenstige. Aber natürlich, wenn man merkt, daß man so wenig Eindruck macht, wird man abgekühlt."

„Dieses dumme Plätteisen wollte mich mit Gewalt bessern," sagt der Mull. „Ich wünsche mich durchaus nicht zu ändern. Mir liegt auch gar nichts an seiner Meinung über mich." —

Fräulein Klementine plättet soeben ein Ballkleid. Sie ist ein anmutiges Geschöpf mit einer Prachtfigur. „Was macht dein Verlobter?" fragt Fräulein Florette vom Fenster her.

„Ich werde ihm bald kündigen." Sie wirft mit einer geringschätzigen Bewegung den Kopf auf. „Er bleibt bei seinen Junggesellen-Gewohnheiten, verspricht immer und hält nicht. Ich bin es beinahe müde, ihn zu erziehen."

Fräulein Florette ist schon etwas wie eine alte Jungfer, aber eine gutherzige und kluge.

„Hm!" Sie stützt den Kopf in die Finger und sieht nachdenklich, zugleich mitleidig aus. „Du hältst ihm wohl auch sehr unverblümte Predigten?"

„Weshalb soll ich ein Blatt vor den Mund nehmen?"

„Ich in deiner Stelle, weißt du, würde es mit Liebe und Geduld versuchen; recht viel Liebe, recht viel Geduld!"

„Das sollte mir einfallen!"

Was sich alte Jungfern einbilden! Sie sind immer etwas schwärmerisch und sentimental. —

„Leben Sie wohl!" klirrt das alte Plätteisen spöttisch. Es wird eben abgeholt und ein neues hingesetzt, welches schon auf drei Schritt wärmt. Der Mull duftet, so gut eingesprengter Mull duften kann. „Wie wohlthuend! das Plätteisen da muß ein warmes Herz haben. Ich glaube, ich könnte ihm gut sein," haucht er.

Fräulein Florette geht an die Arbeit.

„Welch ein Geschöpf, dieser Mullwickel; wie zart, wie duftig! Geliebter Lappen, mein Herz glüht im wahren Sinne des Wortes — —"

„Ich bin wie verwandelt," sagt der Mull zwei Minuten nachher. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten. Aber die Liebe — solch eine Liebe!"

Victor Blüthgen.

De Brazza mit seinen schwarzen Begleitern (S. 578).

Das französische Kolonialreich in Westafrika.

Von

Hugo Zöller.

Von der Kölnischen Zeitung zur Erforschung der deutschen Besitzungen in Westafrika ausgesandt, habe ich, auf Reisegelegenheit wartend, längere Zeit an allen hervorragenden Punkten des dortigen französischen Kolonialbesitzes verweilt und über deren politische Verhältnisse an die Kölnische Zeitung berichtet. Aber da, was ehedem bloß eine kleine verzettelte und verhältnismäßig wertlose Kolonie war, durch neuere Ereignisse und namentlich auch durch die Entscheidungen des Berliner Kongresses zu einem Kolonialreich von großartiger Ausdehnung geworden ist, so dürfte es sich verlohnen, die Verhältnisse dieser französischen Kolonie, welche, weil an Deutschlands wertvollste Besitzung Kamerun angrenzend, geradezu mit derselben in Wettbewerb tritt, einer näheren Beleuchtung zu unterwerfen.

Schon ehe die Franzosen 1842 Gabun besetzten und dort, wo heute Libreville steht, die ersten, höchst ursprünglichen Regierungsgebäude errichteten, war der Ort bis zu gewissem Grade ein Mittelpunkt des Handels für die ganze Umgegend gewesen. Obwohl sich 1851 die große englische Firma Hatton & Cookson und 1862 die deutsche Firma C. Wörmann in Gabun einrichtete, so nahmen doch im Verlaufe der Zeit die Schikanen der französischen Verwaltung einen solchen Umfang an, daß sich nach und nach ein großer Teil des Handels nach der nahegelegenen spanischen Insel Klein-Eloby zog, wo von einer Verwaltung weder im Guten noch im Bösen die Rede sein konnte, wo sich aber gerade deshalb die Kaufleute am wohlsten fühlten. Für die Art und Weise, wie solche französische Kolonien wie z. B. Gabun verwaltet werden, ist es bezeichnend, daß dort sowohl am Lande wie auch auf den Flüssen bloß französische Flaggen, Konsulatsflaggen oder die Hausflaggen der verschiedenen Firmen, aber bei Leibe keine deutschen, englischen oder irgend welche sonstigen Flaggen gehißt werden dürfen. Den auf der Reede ankernden Schiffen ist es dagegen selbstverständlich gestattet, auch ihre Nationalflagge zu zeigen. Eine andere Beschränkung, nämlich die, daß die Europäer keine Hinterladergewehre besitzen durften, ist jetzt aufgehoben worden. Aber die Zahl der erlaubten Präcisionsgewehre beschränkt sich auf eines pro Kopf der männlichen weißen Bevölkerung und außerdem muß die Nummer eines jeden Gewehres vermerkt und in ein hierzu bestimmtes Buch eingetragen werden. Die Grundfehler solcher französischen Kolonien sind allzuviel Verwaltung, allzuviel Förmlichkeiten und Umständlichkeiten, wodurch natürlich die Abgaben, die man den Kaufleuten auferlegen muß, unnatürlich gesteigert werden. Und dennoch und trotz der sehr hohen Zölle denkt die fran-

zösische Kolonialregierung nicht im entferntesten daran, dem Handelsverkehr gegenüber dem am Ogowe wohnenden räuberischen Fanstämmen ausreichenden Schutz zu verleihen. Es würde das auch wegen der geringen Stärke der verfügbaren Militärmacht seine sehr großen Schwierigkeiten haben. Denn zur Zeit meiner Anwesenheit in Libreville gab es dort, abgesehen von den auf der Reede ankernden Kriegsschiffen, bloß dreißig weiße Soldaten, wozu dann allerdings noch hundert senegalesische und „Laptots“ genannte Schwarze, die man von Dakar her erwartete, hinzukommen sollten. Die seit mehreren Jahren ohne Unterbrechung betriebene Vergrößerung der ursprünglichen Kolonie Gabun ist wohl in erster Linie auf des Marineoffiziers und Afrikareisenden de Brazza Thätigkeit und Vorgehen zurückzuführen. Nicht nur, daß der italienische Graf, vom Ogowe aus zum Congo vordringend, durch Protektoratsverträge immer neue und entferntere Gebietsteile der französischen Herrschaft unterwarf, sondern auch an der Küste hat de Brazza zu einer Erweiterung der Kolonialgrenzen den ersten Anstoß gegeben. Nördlich vom Congo gab es bis vor mehreren Jahren die machtlosen und mehr von Fetischpriestern als von Königen beherrschten Reiche oder vielmehr Landschaften Loango, Kabinda und Kakongo. Als im März 1883 die Franzosen ein kleines Stückchen Land bei Loango erworben hatten, wurden ihre Truppen von den Eingeborenen angegriffen, worauf alsdann de Brazza den gern befolgten Plan äußerte, daß man nunmehr das ganze Gebiet des ehemaligen Königreichs Loango

Congo. Der (inzwischen verstorbene) Premierlieutenant Schultze, Chef einer deutschen Forschungsexpedition, mit seinen Leuten (S. 580).

behalten möge. Schon vor dem Berliner Kongreß beanspruchten die Franzosen alles Land, bis zu dem bei Massabe mündenden Flusse, hatten in Ngoto am Kuilu, in Loango und bei Punta-Negra Militärposten eingerichtet und waren mit den Beamten der Association Internationale Africaine, die das ganze Kuilugebiet als Eigentum des belgischen Unternehmens betrachteten, mehrfach in Zwistigkeiten geraten. Durch die Entscheidung des Berliner Kongresses und durch die parallel damit laufenden Abmachungen zwischen Frankreich, Portugal und der Association Internationale Africaine ist dann den Franzosen der ganze Küstenstrich bis Massabe in aller Form zugesprochen worden. Die Portugiesen, die auf diese Küste nicht weniger lüstern waren als die Franzosen, hatten angeblich zur Wiederbelebung älterer Ansprüche am 29. September 1883 für die Küstenstrecke zwischen Massabe (linkes Ufer) und Malemba einen Schutzvertrag abgeschlossen und in dem durch den Mißerfolg der deutschen Loangoexpedition berühmt gewordenen Tschintschotscho einen Delegierten mit 25 schwarzen Soldaten stationiert. Das portugiesische Gebiet nördlich vom Congo, wie es von der Berliner Konferenz festgestellt worden ist, reicht von Massabe bis Yabe und umschließt außer Kabinda auch die Ortschaft Landana, welche die Franzosen, weil sich dort eine französische Mission befindet, sehr gern erworben haben würden. In östlicher Richtung reicht, seit die Kuiluprovinz der Association Internationale Africaine an Frankreich abgetreten werden mußte, das westafrikanische Kolonialreich bis an den Congo. Wo dagegen im Norden die Grenze zwischen französischem Gebiet einerseits, zwischen der spanischen Besitzung am Munifluß und der deutschen Kolonie Kamerun andererseits verlaufen wird, ist zur Zeit noch nicht festgestellt.

Der von der See Kommende gewahrt bei der Annäherung an Gabun zunächst am Strande ein mar-

Loangoküste. Die holländische Faktorei in Futila (S. 579).

schiges Tiefland, des weiteren Dörfer, Wald, Faktoreien, Gartenland, Felder und kleine Prairiestrecken, sowie schließlich im Hintergrund hohen Urwald, Nebelduft und niedrige blaue Höhenzüge. Die Bucht von Libreville, welches gleichzeitig Flottenstation und Hauptort des westafrikanischen Kolonialreiches ist, gleicht einer sehr großen Flußmündung und bietet, falls auch etwa, wie das bisweilen im Juli und August vorkommt, eine stärkere Brandung ansteht, beim Landen keinerlei Schwierigkeiten dar. Einen Hafen besitzt Libreville nicht, sondern bloß eine Reede. Es wird jedoch etwas seitwärts vom Regierungsgebäude ein Steindamm ins Meer hinein gebaut, um das Anlegen der Böte zu ermöglichen. Von diesem Steindamm aus sind, um die Beförderung der ankommenden Waren zu erleichtern, nach verschiedenen Richtungen hin schmalspurige Schienenstränge gelegt worden. Der Untergrund, auf dem Libreville steht, ist fast ausschließlich harter Brauneisenstein, der auch zu fast allen Neubauten und sonstigen Maurerarbeiten das benötigte Material abgibt. Auf einer Küstenstrecke von etwa 7 km liegen dicht am Ufer, aber in weiten Zwischenräumen, die Faktoreien und sonstigen Gebäude der Weißen. Kaum einige hundert Schritte landeinwärts findet man, halb im Busch versteckt, die kleinen, hauptsächlich aus den Blattstielen der Raphiapalme erbauten Dörfer der Eingeborenen. Die katholische Mission bildet auf dieser langen Küstenstrecke den nördlichsten, die Faktorei der deutschen Firma Gödelt und Gütschow den südlichsten Endpunkt. Von den Faktoreien von C. Wörmann und von Jantzen und Thormählen ist es bis zum Regierungsgebäude eine halbe Stunde Weges. Die größtenteils dem Strande parallel laufenden Straßen, auf denen, als sie angelegt wurden, zwei Wagen aneinander hätten vorüberfahren können, sind durch das ringsumher wuchernde Buschwerk auf die Breite gewöhnlicher Negerpfade zusammengeschrumpft und bieten vor diesen bloß insofern einen Vorzug, als ordentliche Brücken über die zahlreichen kleinen Wasserläufe und die morastigen Stellen hinüberführen. Das zweistöckige Regierungsgebäude ist aus Stein erbaut, und zwar mit oben und unten herumlaufenden bogenförmigen Hallen. Es liegt auf einer unbedeutenden Anhöhe, von der aus man über einen mit Gras und Bäumen bestandenen Platz hinüber einen hübschen Ausblick auf das Meer genießt. Unten befinden sich die verschiedenen Arbeitsräume, wie z. B. das Postbureau und oben die Wohnräume des Gouverneurs. Als Hospital dient ein altes Kriegsschiff, das mit demnächstigem Leckwerden und Versinken zu drohen schien. Aeußerst stolz war man während meiner Anwesenheit auf die Thatsache, daß in Libreville aus europäischem Material ein flachgehender Flußdampfer Namens Pionier (mit einem Rade hinten) gebaut wurde. Außer der Kommandantur gibt es in Libreville meines Wissens bloß Bretterhäuser. Erst ganz im Süden von Westafrika bei den Portugiesen werden Steinbauten die Regel und Bretterhäuser eine Ausnahme. Obwohl die Gebäude der Wörmannschen Faktorei unter allen Wohnungen in Gabun die komfortabelsten sind, so muß doch der auf einer höheren Terrainwelle gelegenen amerikanischen Barracamission der Vorzug der gesünderen Lage zuerkannt werden, was indessen nicht ausschließt, daß auch dort das Fieber seine Opfer fordert.

Die presbyterianischen Missionäre, die während vieler Jahre in der von ihnen grammatikalisch bearbeiteten Eingeborenensprache Unterricht erteilt hatten, fand ich in großer Sorge, weil die französische Kolonialregierung ihnen das Unterrichten in irgend einer anderen als der französischen Sprache untersagt hatte. Reisen, die, um diese Verfügung rückgängig zu machen, nach Paris und New York unternommen worden waren, hatten keinen Erfolg gehabt, und es schien nichts anderes übrig zu bleiben, als daß die Schulen der Mission, die schon so sehr viel Gutes gestiftet haben, gänzlich geschlossen würden.

Die katholisch-französische Mission hat nördlich von Libreville ausgedehnte Ländereien erworben und betreibt auf ihrem großen parkähnlichen und sorgsam gepflegten Landbesitz nicht bloß den Unterricht im Lesen, Schreiben und den landläufigen Handwerken, sondern auch so etwas wie eine landwirtschaftliche Versuchsstation. In ihren Gärten, über denen mit Kennerblick der Elsässer Père Stoffel waltet, sah ich Kaffeesträucher, Kakaobäume, Kokospalmen, Oelpalmen, auf die Père Stoffel für die weitere Entwickelung des Landes in erster Linie rechnet, ferner Vanille, Erbsen, Bohnen, Spargel, Kohl, Salat, Radieschen, Gurken und auch Weinreben, denen, obwohl es im Lande selbst eine Art von wildwachsenden Reben gibt, das Klima doch so wenig bekommt, daß sie bloß kleine und fast gar keinen Saft enthaltende Beeren hervorbringen. Obwohl mehrere Grasarten hier vortrefflich gedeihen, so scheint deren Wert als Viehfutter doch nicht so groß zu sein als derjenige unserer europäischen Futtergräser. Kaninchen, mit denen man in der katholischen Mission viele Versuche gemacht hat, wollen wahrscheinlich, weil das zur Nahrung gereichte Gras allzu feucht ist, nicht recht gedeihen, während Meerschweinchen, die von Weißen und Schwarzen gern gegessen werden, sich mit überraschender Schnelligkeit vermehren. Von sonstigem Hausvieh sah ich noch Schweine, Truthühner, Hühner, Tauben und die sehr großen, wahrscheinlich einheimischen oder aber vor mehreren Jahrhunderten von den Portugiesen ins Land gebrachten Enten. Unter den eingeborenen Knaben, die hier die Schule der Mönche, und unter den Mädchen, die die Schule der Nonnen besuchen, findet man nicht bloß Gabunesen, sondern auch junge Sprößlinge aus den Fandörfern, die sich, obwohl ihr Gesichtsausdruck wilder und häßlicher ist, durch größeren Fleiß vorteilhaft vor den intelligenteren, aber faulen Mpongwes oder Gabunesen auszeichnen sollen. Aber leider findet man auch hier die betrübende Thatsache, daß Schwarze, die lesen und schreiben gelernt haben, dünkelhaft werden und den Gipfel aller Kultur erklommen zu haben glauben.

Ungerechnet die französischen Truppen, leben in Libreville gewiß nicht weniger als hundert Europäer, die teils Kolonialbeamte, teils, und zwar überwiegend, allen möglichen Nationalitäten angehörige Kaufleute sind. Obwohl es drei Wirtshäuser (von Madame Pecqueur, Mr. Lagleyze und Mr. Gravier) gibt, in denen man Getränke und Speisen (aber keine Logierräume, die bloß bei den Eingeborenen zu finden sein würden) erhalten kann, so leben dennoch die meisten französischen Beamten und Offiziere ähnlich wie die deutschen Kaufleute, d. h. sie führen eigene Haushaltung mit eigenen Köchen und Stewards. Es kommt

Loangoküste. Faktorei in Kabinda (S. 579 f.).

immer mehr in Aufnahme, daß die französischen Offiziere, ähnlich wie der jetzige Gouverneur, Herr Cornut-Gentille, ihre Frauen mit herausbringen. Zur Zeit mag es ungerechnet der katholischen Nonnen in Libreville etwa ein Dutzend europäischer Damen geben. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen ist durchaus nicht schlecht, soll aber früher bedeutend besser gewesen sein. Es mag den Franzosen bisweilen etwas beschämend vorkommen, daß an einem Orte, wo sie herrschen, ihr Handel doch allerhöchstens ein Viertel des Gesamthandels ausmacht und an Bedeutung vom deutschen Handel nicht bloß überragt wird, sondern diesem gegenüber beinahe verschwindet.

In materieller Hinsicht lebt man in Gabun recht behaglich. Auch ist an solchen Plätzen wie Eloby oder Libreville eher Ueberfluß als Mangel an Ankömmlingen und Neuigkeiten bringenden Besuchern. An Lebensmitteln und auch an frischem Fleisch ist, obwohl die Preise sehr hoch sind, kein Mangel. Was dagegen gerade in diesem Klima (Libreville liegt beinahe unter dem Aequator) am drückendsten empfunden wird, ist die Unmöglichkeit, sich Eis oder auch nur gekühltes Wasser zu beschaffen. Die Fabrikation von Eismaschinen, die auch in tropischen Klimaten durchaus brauchbar und von nicht allzu komplizierter Konstruktion sind, ist eine Sache, die ich unseren Industriellen auf das angelegentlichste ans Herz legen möchte. Meine Ansicht ist, daß, wer dabei das Richtige träfe, ein Vermögen damit machen könnte. Neunzig Prozent aller nach Tropenländern gesandten Eismaschinen erweisen sich

Loangoküste. Faktorei am Tschiloangofluß bei Landana, französische Kolonie (S. 579).

entweder sofort oder nach wenigen Tagen und Wochen als unbrauchbar. Was nutzt es, daß man Leuten, die eine Eismaschine kaufen, den Gedanken beibringt, als ob sie eine solche nun auch wirklich besäßen. Die augenscheinliche und nicht zu leugnende Thatsache, daß sie nicht einmal kaltes Wasser, geschweige denn Eis erhalten, wird andere Kaufliebhaber ganz gewiß abschrecken. Und doch gibt es in Deutschland ganz gewiß tüchtige Firmen, die brauchbare Eismaschinen zu liefern imstande sind. Aber es scheint, als ob deren Adressen noch viel zu wenig bekannt wären.

Was die Eingeborenen anbelangt, so ist Gabun in bescheidenem Maße ein Kulturmittelpunkt für alle umliegenden Landschaften. Die Mpongwes, gewöhnlich Gabunesen genannt, sind durch den Einfluß der Mission so sehr wie kein anderer zwischen Kamerun und dem Congo wohnender Stamm dem äußerlichen Wesen unserer Civilisation gewonnen worden. Es liegt dies nicht bloß daran, daß der Islam, der als der große Feind der christlichen Kultur betrachtet werden muß, diese südlicheren Teile von Westafrika niemals erreicht hat, sondern muß auch wohl in der besonderen Geistes- und Charakteranlage des Mpongwevolkes begründet sein. Denn in Kamerun, wo doch auch von Islam nicht die Rede sein kann, hat die Mission ähnliche Erfolge bisher niemals aufzuweisen gehabt. Uebrigens sind beinahe überall auf der Erde Missionäre und Kaufleute geschworene Feinde. Die Kaufleute haben viel lieber mit heidnischen als mit christlichen Eingeborenen zu thun, weil erstere, wie sie behaupten, ehrlicher seien. Hinter den Mpongwe wohnen die mit ihnen verwandten, aber viel weniger civilisierten Tschikiani und die dem Kamerunvolke näher stehenden, noch ziemlich wilden Fanstämme. Da die Mpongwes zu faul und auch zu stolz sind, um energisch das Land zu bebauen, und da ihnen weder der Handel noch der Fischfang unter allen Umständen einen ausreichenden Lebensunterhalt sichert, so müssen sie häufiger darben und Not leiden, als man beim Anblick des Landes und ihrer hübsch eingerichteten Häuser und Hütten erwarten sollte. Es wird wenig

Fleisch gegessen, aber auf eine höchst ursprüngliche Art sehr viel gefischt. Abends wird man erstaunt sein über die vielen Lichter und Lichtchen, die sich am Strande herumbewegen. Es sind das Krabbenfänger, die mit der Laterne kleine Taschenkrebse zu erwischen suchen. In den viereckigen schrägdachigen, aus den Blattstielen der Raphiapalme erbauten Hütten der Eingeborenen findet man nicht selten schöne Betten und andere europäische Industrieerzeugnisse, die allein schon auf einen höheren Kulturgrad hindeuten, als ihn die übrigen Schwarzen dieser Küste erklommen haben. Ein schönes und geradezu charakteristisches Specimen civilisierter Neger ist der schwarze Photograph von Libreville, der an der ganzen Küste von Westafrika bloß noch drei oder vier Berufsgenossen besitzt. Von Natur ganz außerordentlich gut beanlagt und in seiner Art so etwas wie ein Künstler, ist er beinahe immer betrunken. Neuerdings lieferte er an gewöhnliche Sterbliche keine Bilder mehr, und zwar, wie die böse Welt behauptete, weil er aus Versehen seine Chemikalien ausgetrunken habe. Für mich aber that Joki — so war sein Name — etwas Außerordentliches, noch nie Dagewesenes, d. h. er arbeitete in meinem Dienst ungefähr eine Woche lange ohne jede Unterbrechung. Und warum das? Weil ich mit vergnügtem Gesichte zugehört hatte, als er auf unbeschreiblichem Harmonium und in deutscher Sprache die Wacht am Rhein vortrug. Eitelkeit ist der wundeste Punkt im Charakter jedes Negers. Wer ihn dort zu fassen weiß, wickelt den Hartnäckigsten um den Finger, bis er gar nicht mehr sein eigener Herr ist. Uebrigens könnte es ein guter und fleißiger Photograph an dieser Küste zu einem Vermögen bringen.

Die Gabunesinnen (S. 579), die im Gegensatz zu den häßlichen Fanweibern wirklich anmutige Gesichter besitzen, gehen barfuß, tragen aber lange, auch die Brust bedeckende und sehr sauber gehaltene Hüftentücher von greller Farbe. Ihre niedliche und höchst verwickelte Haarfrisur wird durch mehrere, aus den elfenbeinartigen bloß sehr viel härteren Zähnen der Flußpferde gefertigte und recht hübsch geschnitzte Pfeile noch mehr hervorgehoben. Bei Frauen und Mädchen ist bisweilen der ganze Unterschenkel mit Perlenringen bedeckt, aber niemals bei Männern. Bei besonderem Anlaß sieht man die Gabunesinnen bisweilen in europäischer Kleidung d. h. mit langen weißen Strümpfen, mit Stiefeletten und federgeschmücktem Hut. Einige, die sich ein kleines Vermögen erworben haben, leben in niedlichen Häuschen und ahmen in Bezug auf Kleiderluxus unsere europäischen Damen nach.

Da die Frau in Afrika eine Ware ist, für die es niemals an Käufern fehlt, so sind Unverheiratete in den meisten Gegenden etwas vollständig Unbekanntes. Anders in Gabun, wo das weibliche Geschlecht in mancher Hinsicht und mutatis mutandis eine ähnliche Stellung einnimmt wie in Frankreich und wo es viele verwitwete oder unverheiratete Frauen mit eigenem Haushalt gibt. Geht man mit einem in Libreville lebenden Weißen spazieren, so hört man jeden Augenblick den Ausruf: „Guten Tag, Schwager." Es scheint demnach beinahe, obwohl die kirchlichen Ehen doch immer nur einen verschwindend kleinen Prozentsatz ausmachen, als ob ganz Libreville miteinander verschwägert wäre.

Die eigentümliche Negercivilisation von Libreville hat bereits den Grad erreicht, daß es sogar so etwas wie Bälle gibt, auf denen bloß mit europäischen Gewändern und Schuhen bekleidete Negerinnen erscheinen, die sich Christinnen nennen. Aber so eine Schwarze im Walzer herumzuwerfen dürfte bei dieser Temperatur eher Arbeit als Vergnügen sein. Auch zu den ursprünglicheren Tanzfestlichkeiten der Eingeborenen bedarf es nach dem Höflichkeitscomment der Mpongwes einer förmlichen Einladung, ohne welche die schwarzen Schönen ganz gewiß nicht erscheinen würden. Die bei solchen Gelegenheiten zum Tanze antretenden Mädchen tragen über den Fußknöcheln mehrere Dutzend schmaler Kupferringe, die beim Tanzen und beim Aufstampfen des Fußes auf den Boden ein rasselndes Geräusch von sich geben. Zum Hüftentuch kommt noch ein großes, leichtes, hellfarbenes, von der Brust bis zu den Füßen reichendes Stück Zeug hinzu, das um den Körper gelegt und über oder unter dem Busen in einen Knoten verschlungen wird. Diese Kleidung ist äußerst hübsch, ja sogar malerisch, und da meistens hübsche Gesichtchen und eine sorgsame Frisur (melonenartig oder auch à la Pompadour) hinzukommen, so ist die äußere Erscheinung der meisten Tänzerinnen gar nicht übel. Beim Tanzen tragen die Mädchen in jeder Hand weiße Tücher, die sie mit graziöser Bewegung der Arme auf und nieder schwenken. Es sind fast lauter schlanke, gutgewachsene Figuren, die abwechselnd zum Einzeltanz vortreten oder auch, in einer Reihe stehend, gleich einem Gesangchor die Bewegungen der Vortänzerinnen begleiten. Die hier beliebte Art des Tanzens ist weder erotisch noch wild und aufregend. Bei aller aufgewandten Grazie überwiegt der Eindruck des Scherzhaften. Man muß lachen, wenn man diesen Tanz sieht; ihn ernst zu nehmen ist unmöglich. Die Tücher schwenkend tritt so ein schwarzbraunes Fräulein vor und beginnt mit einer in unglaublich schnellem Tempo erfolgenden Bewegung der Hüften und der Oberschenkel sich langsam weiterzuschieben. Dabei rasseln und knirschen die kupfernen Ringe und langsam in nicht ungraziöser Weise beugt sich der Oberkörper vorwärts und rückwärts. Der Rhythmus des Tanzes wird durch lange, dünne Trommeln angegeben, die man mit urwüchsigen Schlägeln bearbeitet. Dazu singt dann die ganze Gesellschaft, ehe der eigentliche Tanz beginnt, ein paar der Gelegenheit entsprechende Worte, z. B. „Bolani ntangani" (seid willkommen, ihr weißen Männer!), oder irgend etwas Aehnliches. An manchen Punkten der westafrikanischen Küste habe ich schönere Frauen gesehen als irgend eine in Gabun. Aber an kaum einem anderen Orte Westafrikas dürfte die Gesamtheit der Frauen und Mädchen so verhältnismäßig hübsch sein wie gerade hier. Die Mpongwes, deren Zahl sich kaum auf mehr als 1200 bis 1500 belaufen mag, haben es zu einer für Negerverhältnisse auffallenden Sittenverfeinerung gebracht, die allerdings mit großer Trägheit Hand in Hand geht. Sie glauben als Rasse durchaus nicht hinter den Europäern zurückzustehen, die ihnen bloß durch größere Kenntnis der Bücher und deren Inhalt überlegen seien.

Congofluß. Eine der Faktoreien von Boma.

Von der verhältnismäßigen Geringfügigkeit des Ackerbaues habe ich bereits gesprochen. Nicht besser steht es mit der Viehzucht. Das einheimische Rindvieh, dessen es aber nur sehr wenig gibt, ist sehr klein und hat kurze, gerade Hörner. In Gabun wird zwar in sehr geringen Mengen frische Milch verkauft, aber da man sie häufig verfälscht, so ist ihr die allgemeine Stimmung nicht günstig. Die Kühe geben ohnehin auch nicht annähernd so viel Milch als europäische. Und dann sind auch die Eingeborenen zu faul, sie zu melken. Meistens heißt es schon nach wenigen Tagen: „Milk no live for come any more.“ Als Schlachtvieh werden aus den portugiesischen Besitzungen ganze Herden magerer Ochsen nach Gabun verschifft. Diese Tiere sind von sehr viel höherem Wuchse als das einheimische Rindvieh und haben außerordentlich lange, bogenförmig geschweifte Hörner. Bloß der Wörmannsche Hauptagent Konsul Schultze, die französische Regierung und auch ein Schwarzer besitzen Pferde, deren Zahl sich keinesfalls auf mehr denn ein Dutzend beläuft. Konsul Schultze hat die hohe hannöversche Pferderasse hier eingeführt, während meines Erachtens die kleinen Pferde von Madeira, von Teneriffa oder von Principe das feuchte Küstenklima besser würden vertragen können.

Das Klima von Gabun, das mir persönlich allerdings sehr schlecht bekommen ist, steht im Vergleich zu anderen afrikanischen Küstengegenden nicht gerade in üblem Ruf. Alles in allem hat das westafrikanische Klima überhaupt nicht bloß, wie bisweilen angenommen wird, Nachteile, sondern auch sehr große und fast unschätzbare Vorzüge, zu denen ich in erster Linie das gänzliche Fehlen jeder Art von Staub und die Seltenheit der bei uns so häufigen Schnupfen und sonstigen Erkältungen rechnen möchte.

Die Zeit des Frühlings-Aequinoktiums im März ist die ungesundeste des ganzen Jahres, und es sind um diese Zeit während meiner Anwesenheit in Gabun in einer Woche nicht weniger als vier Franzosen gestorben. Die im Dezember beginnende und bis Ende Januar oder Anfang Februar andauernde kleine Trockenzeit, in der es durchaus nicht an gelegentlichen Regengüssen mangelt, ist die angenehmste Zeit des ganzen Jahres. Februar und März folgt bei schwüler Temperatur die durch Tornados, Gewitter und Platzregen sich bemerkbar machende stürmische Regenzeit. April, Mai und halber Juni sind die Monate der großen Trockenzeit. Auch die Zeit von Mitte Juni bis Ende September kann man noch als Trockenzeit bezeichnen, obwohl der Himmel dann meistens bedeckt ist. Besonders um diese Zeit pflegt von etwa 1 bis 8 Uhr nachmittags die Seebrise und nachts die Landbrise zu wehen; frühmorgens wird es bisweilen ganz empfindlich kühl. Oktober, November und ein Teil des Dezembers sind die Monate der kleinen Regenzeit, in der die Nächte meistens ziemlich klar sein sollen.

Den Ogowestrom, der im Gegensatz zu den übrigen Teilen des französischen Kolonialreichs in Westafrika als de Brazzas besondere Domäne angesehen werden kann, habe ich bloß an seiner Mündung kennen gelernt. Dort ist von Brazzas Untergebenen (S. 565), deren wohl einige Hundert sein mögen, bei Kap Lopez eine sogar mit mehreren kleinen Kanonen ausgerüstete Station eingerichtet worden, weil der Ort sich ganz besonders zum Verschiffen der für den Ogowe bestimmten Waren eignet. Zu den Brazzaleuten, die hier wohnen (ein Stationschef, ein Zollbeamter und 10 Laptots), ist zu Anfang 1885 noch eine Faktorei der englischen Firma John Holt & Co. hinzugekommen. Die Gegend bei Kap Lopez ist berühmt als einer der besten Jagdgründe an der westafrikanischen Küste. Woher diese Ansicht stammt, ist mir unbekannt. Leute, die niemals bei Kap Lopez gewesen sind, geschweige denn dort gejagt haben, erzählen mit vollster Ueberzeugungstreue, daß, wer Elefanten, Büffel oder Gazellen schießen wolle, bloß nach diesem gottbegnadeten Jagdrevier zu reisen brauche. Bei näherer Erkundigung an Ort und Stelle kam ich zu der Ueberzeugung, daß bei Kap Lopez weder mehr noch weniger Wild sei als anderwärts an der westafrikanischen Küste. Kleine, geradförmige und sehr gefährliche Büffel scheinen dort allerdings, wenn auch nicht

in nächster Nähe der Brazzaschen Anlagen, ziemlich häufig zu sein. Ein inzwischen verstorbener Herr Hugo von Koppenfels, der, um Gorillas zu jagen, mehrere Jahre lang bei Gabun und Kap Lopez lebte, wurde bei der Büffeljagd von einem angeschossenen Stier lebensgefährlich verwundet. Kap Lopez ist das westliche Ende einer jener niedrigen Inseln, deren es zwischen den verschiedenen Mündungsarmen des Ogowe so viele gibt. Savannenartige Grasflächen wechseln dort mit Busch- und Waldkomplexen. Auf mehrstündigem Umherstreifen mit Herrn Wolf, Herrn Abraham und Herrn Liesberg schossen wir bloß einen grauen Papagei, obwohl Hunderte dieser in Westafrika so sehr häufigen Vögel in Schwärmen von etwa einem halben oder ganzen Dutzend, aber in allzu großer Höhe über uns dahinzogen. In der Trockenzeit sollen manche Seitenarme des Ogowe geradezu von Flußpferden wimmeln, während man in der Regenzeit diese Dickhäuter sehr viel seltener sieht.

Gegen früher hat der Ogowe insofern an Bedeutung verloren, als Brazza oberhalb von Njole Posten, wo ein französischer Militärposten stationiert ist, keine Faktoreien mehr gestattet. Und doch ist Konsul Schultze, den man als einen der ersten Pioniere der Ogoweforschung bezeichnen kann, vor Brazzas Ankunft bis weit über Njole Posten hinaus vorgedrungen. Aber wie die Verhältnisse heute liegen, haben die Missionäre, denen Brazza keine Grenze gezogen hat, einen großen Vorsprung vor den Kaufleuten. Im Februar dieses Jahres ist de Brazza mit einer Expedition von 60 Schwarzen und einem Weißen abermals den Ogowe hinaufgefahren (S. 567). Er führte 60 eiserne Kasten mit sich,

Frauen von Gabun mit sorgfältig melonenförmiger Frisur und einem Elfenbeinpfeil im Haar. Französische Kolonie (S. 575).

die zusammengesetzt einen zerlegbaren Dampfer mit bloß sieben Zoll Tiefgang darstellen sollten. Brazza soll damals abgemagert und verkommen ausgesehen und sich des Waschens überhaupt vollständig entwöhnt haben. Brazza, der bei den in regelrechtem Dienst angestellten französischen Kolonialbeamten durchaus nicht beliebt ist, legt den am mittleren Ogowe Handel treibenden deutschen Kaufleuten so viel Hindernisse als nur irgend möglich in den Weg, verschmäht es aber durchaus nicht, sich und seine Leute ohne Zahlung oder Gegenleistung auf den deutschen Dampfern befördern und beköstigen zu lassen.

Zwischen Ogowe und Congo erstreckt sich jene Loangoküste (S. 569), von der aus (1873 bis 1875) die deutsche Loangoexpedition unter Dr. Paul Güßfeld vergeblich ins Innere vorzudringen versucht hat, bis sie schließlich durch eine unter ihren Leuten ausgebrochene Epidemie (von 100 Trägern starben 70) zur Rückkehr gezwungen wurde.

Südlich vom Ogowe trifft man auf die Handelsplätze Rembo-Nkomi, Banga-Ngovy, Sette-Cama, Nyanga, Majumba, Kuilu, Loango, Punta-Negra, Massabe, Landana (S. 573) und Kabinda (S. 571), von denen die drei letzteren schon zum portugiesischen Besitz und nicht mehr zum französischen Kolonialreich gehören.

Bei Majumba empfängt uns flacher, sandiger Strand mit dahinter gelegenen wohlbewaldeten Hügeln. Im Hintergrund bemerkt man etwas höhere, aber doch nicht sehr ansehnliche Berge. Die Brandung fand ich in Majumba wieder einmal etwas ungemütlich, aber doch bei weitem nicht so schlimm wie an der Sklaven- und Goldküste.

Bismarck und Moltke, die altbewährten Hauptleute der Kru-Männer des „Carl Wörmann", brachten mich glücklich durch die Brandung hindurch, wobei mir Moltke versicherte, daß er nächstens nach Deutschland reisen würde, um seinen großen Namensvetter zu sehen.

Bei Majumba führt auf eine weite Strecke, aber beinahe parallel mit dem Meere, eine flußartige Lagune ins Land hinein. Ihre Ufer sind, soweit man sie überhaupt befahren hat, mit Mangrovebusch bestanden, an dessen Wurzeln Tausende und aber Tausende von Austern sitzen. Anstatt der Sandufer findet man an diesem Flusse bloß Bänke, die, so tief man auch nachgraben mag, aus Au-

sternschalen bestehen. Bei einer Bootfahrt auf dieser Lagune schoß einer meiner Begleiter mehrere Bekassinen und einen sehr großen, adlerartigen Raubvogel mit gewaltigen Fängen. Eine ziemliche Strecke weiter aufwärts soll es in großer Anzahl Flußpferde geben, denen vor nicht langer Zeit der deutsche Agent des Hauses Hatton & Cookson beim Umschlagen des Bootes zum Opfer gefallen ist. Die Faktoreien von Majumba liegen auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Meer und Lagune, und zwar einige am Meere und andere an den Lagunen. Der Ufersand knirscht beim Gehen in höchst unangenehmer Weise unter den Füßen, etwa ähnlich wie bei starkem Frost der Schnee. Bis zur Berliner Konferenz war Majumba nächst Sette-Cama die nördlichste Station der Association Internationale Africaine. Ich sah dort zwei Haussas mit Snidergewehr und blauer Zuavenuniform, aber barfuß, auf Posten stehen. Der Stationsvorsteher hatte niemals irgend welche Verwaltungsrechte in Anspruch genommen und niemals einen Versuch gemacht, die Gerichtsbarkeit auszuüben. Er hielt aber, als ich ihn besuchte, drei Neger in seinem Keller gefangen. Er hatte sich gerade ein recht hübsches Häuschen erbaut, als ihn die Nachricht traf, daß alle diese nördlicheren Stationen an Frankreich überliefert werden würden. Einige Wochen vor meiner Ankunft in Majumba war auf dem englischen Dampfer Biafra eine Gesellschaft von 42 amerikanischen Methodisten und Methodistinnen hier durchgekommen. Mehrere Familien waren in Majumba zurückgeblieben, litten aber bereits derart am Fieber, daß man für alle das Schlimmste befürchtete.

Obwohl Landana durch die erwähnten Uebereinkünfte zwischen Frankreich, Portugal und der Association Internationale Africaine den Portugiesen zugefallen ist, so möchte ich den Ort doch noch an dieser Stelle erwähnen, weil gerade in Landana weit mehr französische Interessen vertreten sind als, soweit Westafrika in Betracht kommt, an den meisten übrigen Plätzen des französischen Kolonialbesitzes. Die Gärten und Plantagen — namentlich ausgedehnte Orangenpflanzungen — der französischen Mission in Landana sind die großartigsten an dieser ganzen Küste. Nicht weit von den sehr umfangreichen Gebäuden dieser Mission steht auf hohem Hügel das Haus des Dr. Lucan, eines sehr tüchtigen französischen Arztes, der seit neun Jahren mitsamt seiner Familie an dieser Küste lebt. Ein Sumpf, der zur Zeit der Flut voll Wasser, zur Zeit der Ebbe dagegen halbtrocken ist und der bis weit ins Land hinein reicht, macht Landana zu einem etwas weniger gesunden Aufenthaltsort, als dies sonst unzweifelhaft der Fall sein würde. Landschaftlich ist dagegen Landana ein kleines Juwel. Hohe und hübsch begrünte Hügel treten hier bis dicht ans Meer heran. Während die Scenerie nach Norden hin immer eintöniger wird, setzt sich das hübsche Bild von Landana in südlicher Richtung bis beinahe zum Norduser der Congomündung fort.

Gelegenheit macht Diebe.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXI.)

Gelegenheit macht Diebe", sagt ein altes und stets wahr gebliebenes Sprichwort. Wenn die Ausnutzung der von dem Bestohlenen leichtfertig dargebotenen Gelegenheit auch kein Milderungsgrund für den angeklagten Dieb sein kann, so dürfte doch auf der anderen Seite nicht zu leugnen sein, daß diejenigen eine moralische Mitverantwortlichkeit trifft, welche unbedachterweise schwachen Menschen Gelegenheiten zum Diebstahl in lockender Weise vor Augen stellen. Banquiers und Geldwechsler haben dies in London wenigstens begriffen. Sie vermeiden, was in kontinentalen Großstädten so häufig vorkommt: die Entfaltung massenhaft aufgehäufter Wertpapiere in den Schaufenstern, und schützen sich durch einfache grüne, undurchsichtige Fenstervorsätze gegen den Einblick in ihre Geschäftsräume. Die große Mehrzahl der gegen Geldwechsler in Wien, München und Stuttgart unternommenen Raub- oder Mordanfälle richtete sich gegen Inhaber solcher Lokalitäten, die zur ebenen Erde gelegen waren und daher gestatteten, daß vorübergehende Verbrecher sich von der Nichtanwesenheit anderer Personen, außer den Geschäftstreibenden selbst, leichter überzeugen konnten, als dies bei Lokalitäten in höheren Stockwerken möglich gewesen sein würde. Amerikanische Blätter haben daher darauf hingewiesen, daß höher belegene Bankgeschäfte besser geschützt seien, und daß bei der Mehrung der gewaltthätigen Angriffe gegen große Geldinstitute vor allen Dingen weniger auf polizeiliche Hilfe und richterlichen Scharfsinn, als auf Selbstschutz durch Erschwerung des Stehlens gezählt werden müsse.

Daß Gelegenheit Diebe macht, zeigen auch die Erfahrungen in der Praxis des Taschendiebstahls, der bei öffentlichen Schaustellungen, in Volksversammlungen, auf der Straße, in Theatern am häufigsten betrieben wird. Den Dieben kommt hier zweierlei zu statten: die Eitelkeit, welche Kostbarkeiten und Schmucksachen, wie Uhrketten, Tuchnadeln, Armbänder, öffentlich vor aller Augen entblößt, und das psychologische Moment der bei dem Eigentümer dieser Wertobjekte vorübergehend durch Ablenkung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände verminderten Obhut. Mit diesen Verhältnissen mag zusammenhängen, was erfahrene Polizisten bemerkt haben wollen: Männer werden häufiger um ihre durch lockende Ketten verratenen Taschenuhren, Frauen häufiger um ihre Geldbeutel bestohlen, wozu ein Franzose die Bemerkung machte, daß Frauen auf ihren eigenen Schmuck aufmerksamer zu achten pflegen als auf das Geld, das sie in der Mehrzahl der Fälle aus den Händen ihres Ehegatten regelmäßig zu empfangen pflegen.

Der Schutz der Frauen gegen Entwendungen ihrer Geldtaschen ist daher wesentlich eine Angelegenheit der Bekleidungstechnik, die die Aufgabe zu lösen hat, eine Aufbewahrungsstelle für Wertobjekte zu liefern, die

einerseits ohne Anwendung großer Aufmerksamkeit von den Eigentümerinnen zu überwachen und deswegen andererseits Taschendieben schwerer zugänglich sein würde. Jedenfalls geschah es mit Recht, daß in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung englischer Geschworener kürzlich vom Richter die Leichtfertigkeit mancher Frauen gerügt wurde, die in belebten Straßen oder sogar im Gedränge des Marktes ihre Geldtaschen in der Hand tragen und gleichsam dazu auffordern, sie durch einen geschickten Griff auf Nimmerwiedersehen wegzuschnappen.

Die Armee der Verbrecher.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXII.)

Wie schwer die Abschätzung der in den Verbrechensziffern statistisch nachweisbaren Potenzen ist, zeigt sich wiederum in den Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit. Dieselbe gesellschaftlich anerkannte Macht, die regelmäßig die Ziffer der Verbrechen zu mehren pflegt, kann — entweder allein oder im Zusammenhange mit anderen Ursachen — auch die Verminderung der Verbrecher herbeiführen.

Augenblicklich scheint es, als ob in der Mehrzahl der großen Kulturstaaten, vornehmlich in Deutschland und Italien, wo der Kulminationspunkt der Verbrechensziffern im Jahre 1880 erreicht wurde, eine Verminderung der Missethaten im allgemeinen (d. h. nicht aller Vergehensarten) eingetreten sei und längeren Bestand gewinnen wolle. Und dennoch ist es anerkannt, daß unter allen Verbrechensursachen wirtschaftliche Notstände eines Volkes, wie Mißernten, Teuerung und Arbeitslosigkeit, den ersten Rang einnehmen. Ueberall in Europa und fast in allen wichtigen Erwerbszweigen, in Landwirtschaft, Handel, Handwerk und Großindustrie, klagt man jetzt über unbezweifelbare, schwer empfundene, dem Notstand nahekommende Bedrückung der wirtschaftlichen Thätigkeit. Und trotzdem gewahrt man eine gleichzeitige Verminderung der Eigentumsverletzungen, obwohl andererseits das Steigen der Verbrechensziffern in Europa in Verbindung stand mit dem Ablauf der nach dem deutsch-französischen Kriege eingetretenen sogenannten Gründungsepoche. Der Moralstatistiker möge angesichts dieser Thatsache erwägen, daß Notstände die doppelte Bedeutung haben, auf die hilflose Menge der Menschen demoralisierend wirken, d. h. Verbrechen hervorrufen zu können, andererseits aber auch als Warnungszeichen und als Schule der Entbehrung zu dienen und insoweit auch zu moralisieren vermögen. Vielleicht verhält es sich damit so: jede plötzlich eintretende, auf eine Periode des Ueberflusses folgende Wirtschaftskrise (wie seit 1873) bewirkt zuvörderst eine Steigerung der Verbrechenstendenz. Jede langandauernde Zeit der Kargheit erzieht lebenskräftige Völker zur Entbehrungsfähigkeit und Einschränkung der Lebensbedürfnisse: eine statistische Vermutung, die mit der urchristlichen Morallehre zusammentreffen würde, wonach die entbehrungsmutige, bescheidene Armut, die nur über das tägliche Brot verfügt, als vollkommenerer Zustand im Vergleich zu dem geistig bedürfnislosen Zustand der reichen Leute erachtet wird.

Trotz des in den neuesten Verbrechensziffern wahrnehmbaren Rückganges bleibt die Armee der Verbrecher in unseren Strafanstalten zahlreich genug.

Nach den amtlichen Mitteilungen der preußischen Justizverwaltung betrug die Gesamtzahl der Gefangenen in den diesem Ressort unterstehenden Anstalten in dem Jahre 1881—1882 nicht weniger als 620404 Köpfe. Im Verlaufe zweier Jahre ging dieselbe um 11,7 % zurück. Sie betrug 1882—1883: 583161 Köpfe, 1883—1884: 547930 Köpfe. Man darf gegenüber dieser Abnahme der Verbrechenstendenz nicht unbeachtet lassen, daß in Deutschland die Bevölkerung im steten Wachstum (um jährlich ungefähr 1 %) verharrte. Daß trotzdem wirtschaftliche Verhältnisse von einem gewissen Einfluß bleiben, dürfte sich aus den starken Unterschieden der höchsten und niedrigsten „Tagesbelegung“ in den Haftanstalten ergeben. Denn die höchste Tagesbelegung, d. h. die höchste Anzahl der gleichzeitig an einem Tage eingeschlossen gewesenen Personen, betrug (1883) 42193 Personen, die niedrigste Ziffer an einem Tage 18259. Sind erfahrungsmäßig gewisse Jahreszeiten und Momente der verbrecherischen Thätigkeit günstiger, so wird andererseits auch zu fordern sein, daß eine vorsichtige Staatsverwaltung zur Verbüßung von Freiheitsstrafen bei allen der Rücksichtnahme würdigen Familienhäuptern diejenigen Monate vorzugsweise benutze, in denen die ärmere Bevölkerung der lohnenden Arbeit, wie namentlich im Winter, zu entbehren pflegt. Denn ist die Not vielfach Ursache des Verbrechens, so darf auch der Staat durch rücksichtslose Geltendmachung seines Strafrechts nicht die Familie der Bestraften in schwere Bedrängnis bringen. Oder wäre es weise, regelmäßig den Dieb dadurch zu bestrafen, daß man die bis dahin unverdorbenen Personen seiner Familienangehörigen in vierfacher oder fünffacher Anzahl zur Bettelei nötigt? In dieser Hinsicht liegen jetzt die Verhältnisse ganz anders als vor hundert Jahren. Die Steigerung der wirtschaftlichen Konkurrenz auf fast allen Lebensgebieten bewirkt, daß heute eine schonungslose Einziehung zu Verbüßung einer Freiheitsstrafe den dauernden Verlust lohnender Arbeitsgelegenheiten bedeuten kann, was in der Wirkung der längst aufgehobenen Strafe der Vermögenskonfiskation gleichkommt. Bei allen statistischen Gesamtziffern handelt es sich bekanntlich nur um Durchschnitte. Die Minderung der Gefangenenzahl im allgemeinen schließt eine Mehrung in einzelnen Gerichtsbezirken nicht aus. So finden wir, daß sich die Untersuchungsgefangenen, die ihrer Aburteilung entgegensehen, im Bezirk des Berliner Kammergerichts, in Köln und in Frankfurt a. M. mehrten, und andere Bezirke, wie diejenigen von Kiel, Königsberg in Pr. und Naumburg a. S., Mehrungen in einzelnen Klassen von Strafgefangenen aufzuweisen hatten.

Wir sprachen bisher nur von den dem preußischen Justizministerium unterstellten Gefängnissen. Was das Ministerium des Innern anbelangt, so zählte man im Jahre 1882—1883: 148988 Inhaftierte. In der Zu-

sammenrechnung mit den Ziffern des Justizministers erhält man somit 732149 Personen, die im Laufe des Jahres 1882—1883 eine Beschränkung ihrer Freiheit in Preußen erlitten haben.

Für ganz Deutschland wird die Gesamtziffer unter Voraussetzung analoger Verhältnisse eine Million ziemlich weit übersteigen müssen.

Ist nun dies, was hier in unseren Zahlen angedeutet liegt, der Effektivbestand der deutschen oder preußischen Verbrecherarmeen? Sicherlich nicht. Einmal werden nicht alle wirklich begangenen Verbrechen und Vergehen entdeckt; sodann nicht alle entdeckten Vergehen verfolgt und endlich nicht alle verfolgten Handlungen wirklich bestraft. Auf der anderen Seite finden wir auch in den gegebenen Ziffern einen erheblichen Bruchteil solcher, die unschuldig in Untersuchungshaft gehalten worden sind, und einen hoffentlich sehr geringen Prozentsatz solcher, die unschuldig auf einen trügerischen Schein hin verurteilt wurden. Gefangene und Verbrecher sind also nicht identisch. Man muß dies um so häufiger und nachdrücklicher bei jeder Gelegenheit betonen, als auch die Untersuchungshaft Unschuldiger nur zu oft Anlaß wird, um daran die verdächtigende Bemerkung zu knüpfen: dieser oder jener habe „gesessen". Noch mehr! Nicht jeden Bestraften darf man im gewöhnlichen und herkömmlichen Sinne kurzweg einen Verbrecher nennen, oder soll jeder, der einmal eine Geldbuße erlegte oder eine Freiheitsstrafe erlitt, als Verbrecher betitelt werden? Kein Richter, der aus solcher Veranlassung in einem Beleidigungsprozesse angerufen wird, dürfte das bejahen. Verbrecherisch im Sinne der Volkssprache und der öffentlichen Meinung (d. h. nicht im Sinne der Gelehrten oder der Gesetzbücher) ist wesentlich diejenige strafbare Verschuldung am Gesetze, welche entweder mit elementaren Forderungen der Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit im Widerspruch steht, oder berufs- und gewohnheitsmäßig in gesetzwidrigem Thun hervortritt.

Die gewohnheitsmäßigen Delinquenten bilden in Wahrheit die ständige Armee des Verbrechens, während die sog. Gelegenheitsdelinquenten gänzlich auszuscheiden sind. Wir dürfen vermuten, daß die Summe der gewohnheitsmäßigen Verbrecher in den alten Kulturstaaten ziemlich stationär oder sogar im Wachsen bleibt, weil von Jahr zu Jahr für Bestrafte die Schwierigkeit steigt, die sie hindert, ehrlichen Erwerb zu finden. Die Summe der Gelegenheitsdelinquenten bietet dagegen viel mannigfachere Perspektiven in den sittlichen Haushalt der Nationen. Da fragt es sich, wieviel schuldhaft zu nennende Gelegenheiten die Gesellschaft ihrerseits als Anreize zu Vergehungen gesetzt hat, welche Versäumnisse in der Volkserziehung durch Gesetzesübertretungen sich gerächt haben und ob der Staat von seiner Strafgesetzgebung den richtigen Gebrauch gemacht hat? Neben der Mehrung der Bestrafungen bemerkt man leider auch oft genug eine Mehrung schädlicher, überflüssiger und dem Bürger unverständlicher Strafgesetze. Darf man heute ehrlicherweise behaupten, der gebildete Mensch oder der einfache Bürger könne sich so halten, daß er mit keinem Strafgesetze in Berührung zu kommen brauche? Eine solche Behauptung ist unmöglich. Denn nicht einmal der Rechtsgelehrte kann alle Strafgesetze seines Landes kennen. Nicht gering ist die Zahl ehrlicher Leute, die in den Straftabellen figuriert, weil irgend ein für sie unerkennbares Gesetz verletzt wurde. Die moderne Gesetzgebungsmaschinerie nähert sich hie und da den Zuständen des altrabbinischen, mosaischen Rechtes, angesichts dessen die christlichen Apostel sagten: Niemand vermöge dem Gesetze völlig Genüge zu thun.

Die Nacht in der alten Hauptstadt der Welt.

Von

Hermann Göll.

Wenn man einen alten Athener oder Römer des Abends in eine moderne Stadt führen könnte, so würde er beim Anblicke der durch Gas oder gar elektrische Flammen erleuchteten Straßen und Plätze glauben, daß er eine Illumination zur Verherrlichung irgend eines Festes vor sich habe. Denn für gewöhnlich gab es in den Städten der Alten keine Straßenbeleuchtung. Als das Gastmahl Trimalchios bei Petron den höchsten Punkt des Blödsinns erreicht hat, entflieht der Held des sauberen Romans mit seinen Genossen. „Aber weder eine Fackel war zur Hand, um den Irrenden den Weg zu bahnen, noch ließ die Stille der Mitternacht uns hoffen, auf ein begegnendes Licht zu stoßen." Die Herumtappenden wurden endlich durch die Klugheit ihres Sklaven aus der Not gerettet, welcher schon am Tage die Pfeiler und Säulen, an denen sie vorübergekommen waren, mit Kreide gezeichnet hatte; denn diese thaten nun auch in der Finsternis ihre Schuldigkeit als Wegweiser! Erst im vierten Jahrhundert n. Chr. geschieht der Straßenbeleuchtung Erwähnung, aber nicht in Bezug auf Rom, sondern das syrische Antiochia und in einer Weise, daß das Institut für die damalige Zeit noch als eine Seltenheit erscheint. Es erzählt nämlich Ammianus Marcellinus, der tyrannische Gallus, der Regierungsgehilfe des Kaisers Constantius, habe sich des Nachts zu Antiochia in den Tabernen herumgetrieben, um die Meinung der Leute über sich zu erkunden, „und dies that er," fährt er fort, „keck in einer Stadt, wo die Helligkeit der die Nacht über brennenden Lichter dem Glanze des Tages nachzueifern pflegt." In Rom selbst mußte natürlich jeder Sterbliche, der nach Sonnenuntergang außerhalb des Hauses zu thun hatte, sich mit der nötigen Leuchte versehen. Bei Juvenal sagt der des hauptstädtischen Lebens überdrüssige Umbricius, der reiche Mann, der des Nachts mit einem langen Zuge von Begleitern unter dem Scheine von Fackeln und Kandelabern heimkehre, verachte ihn, den der Mond nach Hause zu geleiten pflege oder ein Lichtstümpfchen, dessen Docht er sparsam berechne. Wer aber nur irgend einen Sklaven besaß, den nicht andere Dienste in Anspruch nahmen, ließ sich den Weg durch

denselben erhellen. Wenn von Duilius, der den ersten Seesieg über die Karthager im ersten punischen Kriege errang, erzählt wird, es sei ihm vom Volke nachgesehen worden, daß er sich, wenn er des Nachts von einem Gastmahle zurückkehrte, nicht bloß Wachsfackeln vortragen, sondern auch von einem Flötenbläser aufspielen ließ, so liegt das Auffällige für jene Zeit nicht in dem ersten, sondern in der uns komisch berührenden Musik. Den berühmten Redner Antonius, der als junger Mann des verbotenen Umgangs mit leichtfertigen Vestalinnen angeklagt worden war, rettete sein Sklave, der ihm nach der Angabe des Klägers die Laterne zum Tempel der keuschesten aller Göttinnen vorangetragen haben sollte, durch günstige Aussage unter der Tortur. In Bezug auf die Sitte wird auch Piso von Cicero der Laternenträger Catilinas genannt. Der Prätor Lucius Sejanus, der im Jahre 32 n. Chr. das lustige Frühlingsfest der Flora besorgte, hatte den tollen Einfall, um den Kaiser Tiberius zu verspotten, zur Bedienung bei den Spielen lauter Kahlköpfe zu nehmen und den Zuschauern zuletzt von 5000 glattgeschorenen Sklaven heimleuchten zu lassen! Laternen mit Glasfenstern werden erst im sechsten Jahrhundert bestimmt erwähnt. In älterer Zeit bediente man sich dafür dünner Hornblätter oder geölter Leinwand oder der Tierblase. Im Amphitruo des Plautus ruft Merkur den Sklaven Sosia in der Dunkelheit mit den Worten an: „Wohin spazierst du dort, der in Horn eingeschlossenes Feuer bei sich führt!“ Plinius spricht in seiner Naturgeschichte von Bienenstöcken „aus durchsichtigem Laternenhorn“. Noch bei Martial lautet ein Epigramm auf eine Laterne, als Saturnaliengeschenk:

„Leucht' ich, wenn ich aus Horn nicht bin, drum weniger? oder
Wer mir entgegenkommt, sieht er für Blase mich an?“

In Pompeji haben sich bronzene, cylindrische und viereckige Laternengestelle ohne Thüre, aber mit durchlöchertem, aufziehbarem Deckel gefunden.

In einzelnen Straßen wurde zuweilen die durch die nahe einander gegenüberstehenden Häuser vermehrte Finsternis der Nacht unterbrochen durch erleuchtete Hausthüren, was bei Hochzeitsfesten am Abend, bei Geburtstagen und anläßlich der Rettung aus großer Gefahr gegen Morgen geschah. Von einer solchen Solennität heißt es bei Juvenal:

„Alles glänzt, rings dehnen die Zweige sich mir an die Hausthür,
Feierlich kündet durch Lampen das Fest sie an in der Frühe.“

Freilich konnte der Fremde bei solchem Anblick auch schmählichem Irrtum verfallen. Denn nach unzweideutigen Aeußerungen des Kirchenvaters Tertullian pflegten auch neu entstandene zweideutige Lokale, für welche es, wie für die Garküchen und Weinstuben, keine Polizeistunde gab, sich durch glänzende Erleuchtung anzukündigen. Sonst kamen Illuminationen der ganzen Stadt auch, wie bei uns, bei festlichen Gelegenheiten vor. Schon in alter Zeit wurde bei den zu Ehren der kapitolinischen Gottheiten gegebenen Spielen das Forum geschmückt und des Nachts mit Lampen erleuchtet. Am Abend nach der Hinrichtung der Genossen Catilinas stellte das Volk Fackeln und Lampen vor die Thüren der Häuser, wie Plutarch erwähnt; denn von dem Erleuchten der Fenster scheint man stets abgesehen zu haben, vermutlich weil dieselben sich nur in den oberen Stockwerken befanden, zu klein und zu vereinzelt, häufig aber auch vergittert waren. Die ganze Stadt war ferner illuminiert bei den scenischen Spielen Caligulas, beim Einzug des Partherfürsten Tiridates und des Septimius Severus und bei der Rückkehr Neros aus Griechenland. Wahrscheinlich sind auch an den Saturnalien, bei den drei Tage und drei Nächte dauernden Säkularspielen und an den von Nero gestifteten Neronien außer dem Cirkus und dem Theater die Straßen der Stadt erleuchtet worden. Dagegen ist die Verwendung mit Pech umhüllter Christen zu Fackeln bei einem Wagenrennen in den Gärten Neros geschehen.

Für gewöhnlich war also der zur Nachtzeit in den Straßen Roms Wandelnde darauf angewiesen, sich selbst den Weg zu erhellen. Dagegen war sein Tritt viel sicherer als in den lehmigen und höchstens chaussierten Städten Griechenlands, unter denen Theben sogar Misthaufen neben den Hausthüren gehabt haben soll! Denn den Römern gebührt ja bekanntlich der Ruhm, den Straßenbau zur höchsten Vollkommenheit gebracht zu haben, und wenn um 300 v. Chr. die festgepflasterte und mit Trottoirs versehene Landstraße nach Capua gebaut worden ist, so kann die Hauptstadt selbst nicht lange vorher noch ungepflastert gewesen sein. Freilich schmutzfrei waren die Gassen deshalb später auch keineswegs. Juvenal spricht von den im Menschengedränge hoch hinauf bespritzten Beinen. Auch Martial betont diese Unannehmlichkeit als eine Zugabe der Klientendienste und erwähnt, daß vor den von Domitian getroffenen Maßregeln zum Schutze der Trottoirs selbst der hohe Beamte durch die Vorbauten der Häuser gezwungen war, im Schmutze des Fahrdammes zu gehen. Der Kaiser Caligula ärgerte sich einst so über eine kotige Straße, daß er dem Aedilen Vespasian, welcher das Fegenlassen vernachlässigt hatte, den Bausch der purpurverbrämten Toga mit dem Kehricht füllen ließ. Abergläubische Gemüter wollten darin ein Vorzeichen für die einstige Erhöhung des Gemaßregelten erblicken, weil ihm ja die römische Erde in den Schoß geworfen worden wäre!

Außerdem waren die meisten Straßen auch späterhin, wie zum Teil heute noch, winklig und schmal und nur die in den Thälern angelegten großen Plätze übten durch ihre Prachtbauten eine architektonische Wirkung. Diese uns halb orientalisch dünkende, aber schon in alter Zeit des Sonnenbrandes wegen für die Gesundheit zuträglicher geltende Unannehmlichkeit steigerte sich in der Nacht, wenn Ziegel von den Dächern rutschten oder aus den Fenstern unbrauchbar gewordene Gefäße oder unliebsame Flüssigkeiten herabflogen. Recht drastisch schildert diese Gefahren Juvenal, wenn er sagt:

„Blicke mit mir nun noch auf andre Gefahren der Nachtzeit.
Hohe Gebäude wieviel gibt's nicht, von denen die Scherben
Fallen herab auf das Hirn, und wie oft stürzt rissiges Thonzeug
Hoch aus dem Fenster mit Schall und schädigt und zeichnet des Pflasters

Stein durch die Wucht. Es erscheint fürwahr als sträflicher Leichtsinn,
Mangel an Vorsicht, falls man zum Mahl geht, ohne den letzten
Willen zu haben verfügt; denn so oft drohet der Tod dir,
Als in den Fenstern noch Licht scheint, wenn du an ihnen vorbeigehst.
Bete darum und hege den leidigen Wunsch in dem Herzen,
Daß sie sich mögen begnügen, auf dich zu entleeren das Becken."

Zwar war es gesetzlich verboten, aus den oberen Stockwerken etwas hinabzuwerfen oder auch Dinge so aufzustellen und aufzuhängen, daß sie beim Fallen Schaden in der Straße anrichten konnten, und der Schuldige war mit doppeltem Schadenersatz, bei Tötung eines Menschen mit einer Buße von fünfzig Goldstücken bedroht; aber die Gefahr für die Passanten war natürlich dadurch nicht beseitigt.

Unheimlich war es auch, in den dunklen Straßen einem Leichenzuge zu begegnen. Denn die Bestattung von Leuten der ärmeren Klasse und von Kindern pflegte des Nachts bei Fackelschein stattzufinden. Letzterer fehlte sogar bei dem Begräbnis der Sklaven und ganz Unbemittelten, welche von den niedrigsten Dienern der im Haine der Frühlings- und Todesgöttin Libitina domizilierten Leichenbesteller-Genossenschaft auf einer gleich mit einem Sargkasten versehenen Bahre nach den Massengräbern vor dem esquilinischen Thore geschafft wurden. Martial besingt das nächtliche Abenteuer eines dicken Herrn aus Gallien, der solchen Totengräbern seine Rettung verdankte. Aus der Gegend des Marsfeldes wahrscheinlich mit einem Haarbeutel nach seiner Mietwohnung im Innern der Stadt zurückkehrend, verstauchte er sich den Fuß und fiel. Der kleine Bursche, welcher die Laterne trug, konnte die Fleischmasse nicht aufrichten; weder Droschke noch Portechaise war zur Hand! Nur der Zufall konnte Hilfe schaffen, und wirklich erschienen vier Sklaven der Libitina mit einer Bahre. Auf das flehentliche Bitten des schwachen Gefährten vertauschten sie die Last, ließen ihren Toten einstweilen liegen und stopften den massigen Gallier in das enge Gehäuse, um ihn nach Hause zu schaffen.

Doch war oft die Begegnung mit den Toten wünschenswerter als das Zusammentreffen mit berauschten Nachtschwärmern, besonders aus den höheren Ständen. Nachdem sich in Rom das auf die abendliche Hauptmahlzeit folgende, bis tief in die Nacht dauernde Trinkgelage mit griechischem Comment eingebürgert hatte, nahm der nächtliche Straßenunfug bedeutend überhand. Von Wein glühend, den Rosenkranz noch auf dem salbenduftenden Haupte, suchten die heimkehrenden Zecher ihrem Uebermut Luft zu machen; ja, manche, sagt Juvenal, konnten nicht schlafen, wenn sie nicht zuvor Händel gehabt hatten. Der Unschuldige, auf den ein solcher Raufbold stieß, wurde zunächst kommandiert, stehen zu bleiben:

„Da muß man gehorchen,
Denn was willst du, sobald dich ein Rasender nötigt und zudem
Stärkerer als du? Woher? so ruft er, wo hast du mit Essig
Und mit Bohnen so voll dich gestopft? Und was für ein Schuster
Hat Schnittlauch mit dir und gesottenes Schöpsmaul gegessen?
Nichts antwortest du mir? Sprich oder es wird dir ein Fußtritt!
Sag', wo hältst du denn feil? bei welchem jüdischen Bethaus?"

Dann fährt Juvenal fort, es sei einerlei, ob man hierauf antworte oder sich still drücken wolle; Prügel setze es in jedem Falle! Zu Neros Zeit erreichte dieser Unfug seinen Höhepunkt. Der Kaiser selbst pflegte sich abends zu verkleiden, die von Gastmählern Heimkehrenden durchzubläuen, wenn sie Widerstand leisteten, sogar zu verwunden oder in die Kloaken zu stürzen. Kein Geschlecht und kein Alter war vor seinem und seiner Genossen Mutwillen sicher. Sie erbrachen sogar Läden und versteigerten dann untereinander die Beute, und als es endlich bekannt wurde, daß Nero selbst beteiligt sei (ein paarmal war er an den Unrechten geraten und selbst gehörig durchgewalkt worden; ja, Plinius gibt in seiner Naturgeschichte sogar das Mittel an, durch welches er die Schrammen im Gesicht schnell zu vertreiben pflegte), thaten sich auch andere Rotten zusammen und sündigten auf des Kaisers Namen hin, so daß nach Tacitus die Stadt einer vom Feinde eroberten glich. Besonders beliebt war bei den jungen Wüstlingen das Prellen der Begegnenden. Diese wurden nämlich auf ein viereckiges Manteltuch gelegt und durch plötzliches straffes Spannen desselben in die Höhe geschleudert. Deshalb sagt noch Martial zu einem Buche seiner Epigramme:

„Hast du ein mächtiges Bravo gehört, versprichst du dir Küsse,
Wirst du, vom Mantel geprellt, hoch zu den Sternen geschickt."

Der Kaiser Verus, der im Straßenunfug sich Nero zum Vorbild genommen zu haben scheint und ebenfalls oft mit blauen Flecken im Gesicht in den Palast zurückkam, machte sich den kindischen Spaß, von der Straße aus mit großen Kupfermünzen nach den Bechern der offenen Garküche zu werfen!

Endlich fehlte es in der Hauptstadt nach Einbruch der Nacht nicht an gefährlichen Gesellen, die den Raub als Gewerbe trieben. Tibull schreibt seiner Delia:

„Sieh, wenn furchterfüllt im Dunkel ich schweife die Stadt durch,
Stellt mich Cypria selbst sicher vor jeder Gefahr,
Duldet auch nicht, daß einer zu Leibe mir geh' mit dem Mordstahl
Und als erwünschten Gewinn ziehe mir ab das Gewand."

Auch Juvenal rechnet zu dem Ungemach der Nacht, die keines Menschen Freundin ist, daß

„ausbleibet gewiß nicht
Einer, der dich beraubt, wenn die Häuser geschlossen und alle
Buden mit Ketten verhängt, in Schweigen und Schlummer versenkt sind;
Auch treibt oft mit dem Stahl der hastige Räuber sein Handwerk."

Infolgedessen wurden die Fenster, in denen man sich sonst, wie bei uns, seine Lieblingsgewächse zu ziehen pflegte, in unsicheren Zeiten sorgfältig geschlossen gehalten.

Auch von gedungenen Meuchelmördern spricht

Juvenal anderswo und von Brandstiftung an den Hausthüren, um das Entrinnen der Bewohner zu verhindern.

Reiche Leute schützten ihre Häuser oft durch Privatnachtwächter. Dio Cassius erwähnt wenigstens aus seiner Zeit, daß sich die Wächter der Miethäuser, die von den Besitzern oder wahrscheinlicher von den Bewohnern angestellt wurden, mit Glocken einander Signale gegeben hätten. Manche scheinen sich sogar aus ihren Sklaven eine Feuerwehr gebildet zu haben. Wenigstens sagt Juvenal:

„Was macht es für Qual, Reichtümer zu schützen!
Licinus, steinreich, läßt eine Kohorte von Sklaven
Wachen bei Nacht, mit Eimern bewehrt, und ängstigt sich immer
Um seinen Bernstein, die Bilder von Erz, die marmornen Säulen,
Platten aus Elfenbein und aus Schildpatt."

Gegen die Feuersgefahr, welche sich durch den Mangel an Assekuranzen bedenklich steigerte, sowie gegen das Treiben der Banditen und Diebe während der Nacht bestand allerdings schon in den republikanischen Zeiten eine Art von Sicherheitspolizei in einer Dreimännerkommission, welcher eine Schar im Dienste des Staats stehender Sklaven untergeben war. Valerius Maximus erwähnt eines Falles, wo bei einem nächtlichen Brande die Dreimänner zu spät auf dem Platze erschienen waren und deshalb auf Antrag eines Volkstribunen von dem Volksgericht verurteilt wurden, und eines anderen mit demselben Ausgang für einen solchen Triumvir, der es versäumt hatte, die Nachtwache pünktlich zu inspizieren! Aus mehreren Stellen des Plautus ergibt sich außerdem, daß diese Sicherheitskommissäre verdächtige, besonders mit Waffen versehene Personen verhafteten und am anderen Morgen summarisch abstraften. Die Zunahme der nächtlichen Einbrüche und Feuersbrünste veranlaßte später den Kaiser Augustus, ein militärisch organisiertes Nachtwächtercorps ins Leben zu rufen. Dasselbe bestand aus sieben Kohorten (zu 1000 Mann) und hatte einen Präfekten und besondere Wachlokale. Diese Leute, deren Dienst wenig angesehen war, befanden sich im Besitze der nötigen Instrumente und machten wenig Umstände, wenn sie Gefahr witterten. Als bei Petron Trimalchio schließlich in der Trunkenheit befahl, sein Leichenbegängnis zu feiern und die gerade anwesenden Hornisten eine markerschütternde Trauermusik intonierten, brachen die Wächter des nächsten Distrikts die Hausthüre auf, weil sie glaubten, es brenne, und drangen mit Aexten und Wassereimern ins Innere.

Auf etwas anderes dagegen, was unserer Polizei des Nachts, wenn sie nicht selbst schläft, obliegt, scheint weder jene Dreimännerkommission noch das Nachtwächterinstitut der Kaiserzeit das Augenmerk gerichtet zu haben, nämlich die Aufrechterhaltung der Ruhe in der Stadt. Schon die erwähnten Prügeleien und die Bubenstreiche junger Wüstlinge bringen auf diesen Gedanken; noch klarer aber erhellt die Ungebundenheit im Schreien und Lärmen aus den so vielfach bezeugten eigenartigen Ständchen. Vom Zechgelage kommend, die Fackel in der schwankenden Hand, begab sich der selten platonische Liebhaber vor das Haus der angebeteten Schönen, meist aus der Klasse der hübschen Töchter von freigelassenen Sklaven. Die Geliebte wurde gebeten, zu öffnen, die hartherzige Thür selbst angesungen, die Pfosten und Schwellen wurden umarmt, geküßt und mit Zähren benetzt. Oft wanderte auch der Blumenkranz vom Haupte an die Thür und Verse bedeckten ihre Fläche. Half aber die Liebesklage nichts, so wandelte sich das Flehen in Schmähungen und Verwünschungen, ja, der nicht erhörte Anbeter drohte, Feuer an die Thür zu legen und schließlich — wie alles im Leben schon dagewesen ist — sich zu erhängen oder ins Wasser zu springen! Theokrit und Ovid erzählen sogar dergleichen Fälle, wo der Strick den modernen Revolver ersetzte! Schon im „Kornwurm" des Plautus findet sich ein Muster solcher Serenaden. Es lautet:

„Riegel, ihr Riegel, ich grüße euch inniglich,
O, ich lieb' und verehr' euch und bitt' flehentlich:
Gebt mir nach, Riegelein, folget dem Liebenden!
Mir zulieb macht, als wärt Tänzer ihr aus der Fremd';
Springet auf in die Höh', laßt heraus jene Maid,
Welche mir Armen noch all mein Blut sauget aus. —
Aber sieh, sieh, du bleibst wie im Schlaf, böses Schloß,
Unbewegt, und willst nicht öffnen dich mir zulieb."

Auch unter den Liedern des Horaz findet sich ein Ständchen an Lyce, voll Klagen, Bitten und Drohungen, welches damit beginnt, daß der Dichter sagt, selbst wenn die Schöne am fernen Don einem grimmen Barbaren vermählt wäre, würde es sie jammern, den Liebhaber, dem heimischen Nordsturm preisgegeben, vor der Thür ausgestreckt zu sehen. In einem anderen Gedicht spottet er der vereinsamenden Lydia und meint, sie bekomme jetzt seltener des Abends zu hören: „Lydia schläfst du die lange Nacht, während dein Freund vor Liebe vergeht?" Grollend der vom eifersüchtigen Manne verschlossenen Thür seiner Delia singt Tibull:

„Dich, o grausame Thür der Gebieterin, geißle der Regen,
Zürnenden Strahl auf dich schleudere Jupiters Arm!"

Natürlich wäre es wunderbar, wenn Ovid, der die Liebe als Kunst lehrte, der Unsitte nicht gedächte. Er thut es oft, und unter seinen Liebeselegien findet sich eine an den Thürhüter der Geliebten, in welcher der Refrain immer wiederkehrt: „Sieh, es enteilet die Nacht, ziehe den Riegel zurück." Er wird jedoch nicht erhört und läßt beim Scheiden den Kranz auf der Schwelle zurück. Häufig erwähnt er außerdem, wie auch Persius und Martial, des ungeduldigen Harrens vor der Thür der Geliebten und des Anschreibens von Liebesgedichten, die natürlich auch das vorübergehende Publikum am Tage las. Am greifbarsten aber schildert das ganze Treiben Properz in dem Klagelied einer Hausthür über die sinkende Sittlichkeit ihrer Herrin:

„Ich muß nun, bei nächtlichem Zank Weintrunkner mißhandelt,
Klagen, daß oft mich die Hand wüster Gesellen verletzt.
Nie auch fehlt es mir nun am Behange von schmählichen Kränzen
Oder an Fackeln, verstreut, Zeichen versagter Gewähr.
Klag' ich nun ernstlich um all das Leid, so betrübt mich noch herber
Einer, der flehend um Gunst außen die Nächte verwacht.
Auch nicht eine vergeht, in der er den Schlaf mir nicht wegscheucht,
Mit helltönender Stimm' singend ein zärtliches Lied!"

Hierauf folgen wieder die stereotypen Bitten und Klagen des Liebhabers selbst und die der Thür gewidmeten Vorwürfe, „bis am Morgen der Lärm munterer Vögel erwacht!“ Der Philosoph Seneca erzählt, daß auch im Badeort Bajä die Nachtruhe durch die Serenaden Verliebter gestört wurde.

Mußte also auch dieser Lärm dem Schlafe gewaltigen Eintrag thun, so nennt der die Hauptstadt verlassende Umbricius bei Juvenal noch andere Ursachen. Er sagt, die meisten Kranken in Rom verfielen dem Tode durch Mangel an Schlaf; denn keine Mietwohnung lasse denselben zu und nur der Reiche könne sich ihn verschaffen.

„Der Wagen Gerassel an engen
Ecken der Straßen, der Treiber Geschimpf beim Halten des Lastzugs
Brächten den Drusus sogar um den Schlaf und die Kälber des Meeres.“

Unter Drusus aber meint er den Kaiser Claudius, der zuweilen, während er zu Gericht saß, einschlief und unter Caligula oft wegen seines Einnickens bei Tische von den Hofleuten mit Oliven- und Dattelkernen bombardiert worden war. Uebrigens mußte auch das Rädergetöse während der Nacht größer sein als am Tage, weil Reisekaleschen und Lastwagen die Straßen in den ersten zehn Tagesstunden nicht passieren durften. In den Miethäusern mit ihren vielen Etagen lagen, wie in unseren Häusern, die Schlafstätten selbst nahe an den Straßen und Plätzen. Die Paläste der Reichen dagegen streckten sich von der Straße an mehr horizontal über einen großen Raum aus, in dessen Tiefe die Schlafzimmer vom lärmenden Treiben des Volkes unbehelligt blieben. Daraus erklärt sich eben, warum Juvenal sagt, das Schlafen in Rom käme teuer zu stehen. Denn auch bei Martial heißt es, in der Stadt gebe es für den Armen keinen Ort zum Nachdenken oder Ruhen; dagegen schreibt er an einen vornehmen Gönner:

„Du schläfst im Innern; keine Zunge störet je
Die Ruh', und Tag wird's nur, wenn du ihn einläſſest.
Durch Lachen stört das Volk mich, das vorbeigehet,
Und vor dem Bett ist Rom. Will ich Verdrusses voll
Und müde schlafen, muß ich eilen auf das Land.“

Freilich hatten auch zuweilen die Häuser der Vornehmen obere Stockwerke, die vermietet wurden. Aber auch hier mußte man sich der Nachtruhe wegen vorsehen. Denn es gab Sonderlinge, welche die Natur der Dinge umkehrten und den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage machten. Wehe dann dem unglücklichen Mieter! Der Dichter Pedo Albinovanus, ein Freund Ovids, wohnte, wie Seneca erzählt, über einem gewissen Papinius. Um zehn Uhr abends hörte er das Klatschen von Peitschenhieben. Erstaunt fragt er, was vorgehe; man antwortet ihm, der Hausherr rechne mit dem Gesinde ab! Um Mitternacht wacht er wieder auf von lautem Schreien, und als er fragt, was unten geschehe, erfährt er, daß Papinius seine Stimme übe. Und so geht es fort. Um zwei Uhr dringt das Rasseln von Rädern in das Schlafgemach, denn der „Tagfeind“ will sich im Garten ausfahren lassen. Bei Tagesanbruch wird die ganze Bedienung lebendig; alles rennt, ruft und lärmt; der Herr kommt aus dem Bade und will frühstücken!

Zu solchen Störungen kam nun noch hinzu, daß die Hauptstadt der Alten Welt überhaupt sehr früh erwachte und das geräuschvolle Leben des Tages eher als bei uns die nächtliche Stille verscheuchte. Kaum rötete sich der östliche Himmel, so trippelten schon die Kinder der Schule zu. Bei Martial findet sich zu den Schmalzkuchen, als Saturnaliengeschenk, folgende Devise:

„Steht nun auf! Schon verkauft den Knaben der Bäcker ihr Frühstück;
Rings, mit dem Kamme geschmückt, krähen die Vögel des Tags.“

Auch Juvenal erwähnt, daß beim Lehrer vor jedem Schüler die mitgebrachte qualmende Lampe gestanden habe. Nun waren aber auch die Schullokale selbst gewöhnlich nach der Straße offen, und wer in der Nähe einer Lehranstalt wohnte, konnte sofort beim Beginn des Unterrichts dem Gott Morpheus Valet sagen! Im Namen seiner ganzen Nachbarschaft richtet darum Martial an einen Schuldirigenten folgenden groben Protest:

„Sprich, was haben wir dir gethan, Schulmeister, verruchter,
Unglückseliges Haupt, Knaben und Mädchen verhaßt?
Noch nicht haben die Stille der Nacht die Hähne verscheuchet
Und schon donnerst im Grimm scheltend und schlagend du los.
Nicht in der ganzen Nacht verlangen zu schlafen wir Nachbarn;
Leicht ist wachen, doch schwer ist's, zu durchwachen die Nacht.
Schicke die Schüler doch fort! Du Polterer, willst du dasselbe,
Was du empfängst, um zu schrei'n, nehmen dafür, daß du schweigst?“

Auch in einem anderen Gedichte sagt er, die Schulmeister ließen einem frühmorgens nicht leben, die Bäcker (in deren Werkstätten sich ja auch die „kreischende“ Mühle befand) des Nachts. Ein anderer Umstand, der die Schlafenden weckte, auch wenn sie nicht selbst beteiligt waren, bestand in dem Hinströmen der Besucher nach den Häusern der Großen. Diese Morgenvisite begann, wie Juvenal sagt, wenn der Schein der Sterne ungewiß zu werden anfing, ja, es konnte vorkommen, daß man dabei Bekannten begegnete, die bis dahin beim Weinbecher liegen geblieben waren und sich dann, wie selbst der jüngere Cato, mit einem Zipfel des Gewandes das Gesicht verhüllten! Darum schreibt auch Martial aus seiner spanischen Heimat, er habe Rom verlassen, um nicht länger Klient zu sein:

„Muße behagt mir und Schlaf, den das große Rom mir versagte,
Find' ich es, daß man auch hier wachet, dann kehr' ich zurück.“

Wenn nun aber, wie es Seneca beschreibt, ganze Straßen in der Nähe der Paläste in der Dämmerung voll Menschen standen, die laut schwatzend auf Einlaß warteten und sich dann untereinander und mit dem Portier um den Vortritt zankten, wie sollen da die nahe Wohnenden haben weiterschlafen können?

Sehr häufige Störungen der Ruhe nach Mitternacht wurden ferner durch die festlichen Spiele herbeigeführt, vor denen das Volk sich noch in dem Dunkel der Nacht beeilte, einen Sitz im Cirkus zu erobern, der wenigstens in früheren Zeiten der schaulustigen Menge nie Raum genug bot. Wer dann in der Nähe des Festplatzes selbst wohnte, hatte am meisten zu leiden; denn obgleich das Gebäude durch seine zahlreichen Eingänge das Einströmen des Volkes erleichterte, entstand doch gewöhnlich ein so gewaltiges Gedränge, daß nach

Juvenal sich der Aermere nach dem Besitz von ein paar handfesten mösischen Sklaven sehnte, um sicher einen guten Platz erlangen zu können. Wie Sueton erzählt, wurde einst Caligula während der Nacht durch den zu dem nahen palatinischen Berge heraufdringenden Cirkuslärm im Schlafe gestört und ließ in seinem Aerger auf das Volk mit Knütteln einhauen. In dem daraus entstehenden schrecklichen Tumult büßten sehr viele Personen ihr Leben ein, darunter zwanzig römische Ritter und ebenso viele Frauen.

Natürlich ging auch das Hausgesinde schon lange vor Tagesanbruch an seine Geschäfte. Nach Lucians Schilderung mußte selbst der griechische Hofmeister in vornehmen Häusern auf das nach dem ersten Hahnenschrei für die Sklaven ertönende Läuten der Hausglocke aufstehen. Endlich — und hierin ist die römische Sitte der unserigen weit vorzuziehen — arbeiteten auch die den Studien obliegenden Meister und Jünger der Wissenschaft stets nach Mitternacht bei Licht, und der Kaiser Augustus, der es nach moderner Manier nach dem Abendessen that, bildet eine Ausnahme.

Fassen wir das Gesagte noch einmal zusammen, so war wenigstens an einen bequemen Schlaf in der antiken Großstadt Rom nicht zu denken, und so glauben wir auch dem Horaz, wenn er an Scäva schreibt:

„Wenn du nach Ruhe verlangst und Schlaf bis morgens um sechs Uhr,
Wenn dir der ewige Staub, das Wagengerassel, die Schenken
Unmut machen, nun gut, dann wähl' Ferentinum als Wohnsitz."

Deutschland und Spanien in der Südsee.

Von

Colonus.

In dem gegenwärtig das spanische Volk zu den erstaunlichsten Ausschreitungen aufregenden Streit um das Besitzrecht auf eine kleine und zur Zeit wenigstens nicht überreiche Inselgruppe der Südsee, sucht sich die Regierung Spaniens auf zwei Momente zu stützen: die Priorität der Entdeckung und eine päpstliche Bulle.

Unzweifelhaft sind es Spanier oder doch Männer in den Diensten der spanischen Krone gewesen, welchen wir die Entdeckung der Südsee überhaupt, sowie einer Anzahl von Inselgruppen in diesem Meer verdanken. Auf Magelhaens, der zwar Portugiese war, aber im Auftrage Karls V. den von ihm so getauften Stillen Ocean durchschiffte, folgte eine ganze Reihe spanischer Seefahrer, wie Saavedra, Mendana, Quiros, Torres u. a. m. Und es ist auch unzweifelhaft, daß Papst Alexander VI. in seiner berühmten Bulle vom 3. Mai 1493 bestimmte, daß alles Land, welches man westlich von der sogenannten Demarkationslinie, die man hundert Seemeilen westlich von den Azoren und den Kapverdischen Inseln von einem Pole zum anderen zog, neu entdecken würde, Spanien gehöre, das östlich von dieser Linie liegende Land aber Portugal zufallen solle. Indessen bedarf es kaum der Betonung, daß weder der eine noch der andere vorgebliche Rechtstitel heute anerkannt werden kann. Wir gestehen nur dem Besitzrechte zu, der seiner Absicht, ein solches geltend zu machen, durch irgend einen Akt, symbolischer oder anderer Natur, wirklichen Ausdruck gegeben hat. Keinesfalls aber vermögen wir die Wirksamkeit jener vor nahezu vierhundert Jahren erlassenen päpstlichen Verkündigung zuzugestehen, indem dadurch sämtlichen Kolonien Englands, Frankreichs, Hollands, Deutschlands der Rechtsboden entzogen und das Recht ihres Besitzes auf den einen oder den anderen jener beiden, heute von einer ehemaligen Höhe tief herabgesunkenen Staaten übertragen würde.

In dem konkreten Falle, welcher gegenwärtig die früher freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Kaiserreich und Spanien zu trüben droht, sind diese auf so fernliegende Zeiten zurückzugreifenden Prätensionen bereits ganz bestimmt zurückgewiesen worden. Im Jahre 1875 hat Spanien durch seinen Konsul in Hongkong den Versuch gemacht, eine Souveränität und Zollhoheit über den Archipel der Palau-Inseln, den westlichsten Flügel der Karolinengruppe, zu reklamieren; aber dieser Versuch wurde sowohl von der deutschen als von der englischen Regierung durch gleichzeitig nach Madrid abgesandte Noten als ein durchaus unberechtigter erklärt. Es wurde daran erinnert, daß kein auf den Kolonialbesitz Spaniens im Stillen Ocean bezüglicher Vertrag bekannt sei, in welchem die Karolinen- und Palau-Inseln erwähnt wären, Spanien habe niemals auch nur den Willen der Ausübung einer Oberhoheit durch eine staatliche Einrichtung bekundet, es gebe auf den Palaus wie auf den Karolinen keine spanischen Beamten und daher faktisch keine spanische Regierungsgewalt.

Allerdings faßten spanische Jesuiten aus Manila 1710 den Plan, die Bewohner der Inselgruppe zum christlichen Glauben zu bekehren, aber sowohl dieser Versuch als ein anderer, 1731 von Zuam auf den Marianen gemachter mißlang vollständig, und nach der Ermordung des Paters Cordova im Jahre 1733 hörten alle derartigen Bemühungen auf. Und wollte man auf eine Evangelisierungsthätigkeit hier territoriale Ansprüche gründen, so stünde den Amerikanern das Recht zu, welche bereits seit 1852 von Hawaii aus Missionsstationen auf mehreren der schönsten und fruchtbarsten Inseln errichteten, die äußere Erscheinung ihrer Pflegebefohlenen freilich stark beeinflussen, ihre sittlichen Begriffe und ihr geistiges Niveau aber nur wenig hoben, während die Missionäre selber durch Verkauf von baumwollenen Hemden, Busenschürzchen und Traktätchen, sowie durch Erhebung von mancherlei Abgaben eine recht behagliche Existenz führen.

Wahrscheinlich verdanken die Karolinier dem Mißverständnis, welchem der wohlmeinende Cordova zum Opfer fiel, die Bewahrung vor dem Schicksal, welches die unglücklichen, jetzt ganz untergegangenen Chamorro durch die spanischen Bekehrungsversuche betraf. Die ehemals so fruchtbaren und volkreichen Marianen sind durch sie zur Einöde gemacht worden. Freilich dürfte

das gutmütige und liebenswürdige, wenig zu kriegerischen Thaten geneigte Völkchen der Karolinier den Spaniern schwerlich besonderen Widerstand entgegengesetzt haben. Alle Reisenden, welche mit ihnen in Berührung kamen, haben diese braunen Insulaner gelobt, deren hübsche symmetrische Gestalten außer kunstvoller dunkler Tättowierung nur kurze Baströckchen und Blumenkränze verhüllen. In die Lobeserhebungen, welche frühere Reisende ihrer Sittlichkeit zollen, stimmen neuere Beobachter aber keineswegs ein, vielmehr schreiben diese die stetige Abnahme der Bevölkerungsziffer bestimmt den außerordentlich lockeren Sitten zu, welche trotz aller Missionäre unter den Karoliniern herrschen. Es ist längst klar, daß der Nachwuchs den Abgang der Alten nicht ersetzt. So scheint sich auch hier der Prozeß zu vollziehen, den wir anderswo mit Bedauern gewahren können, und die einheimische Bevölkerung wie in Tahiti, dem Hawaiiarchipel, in Neuseeland langsam ihrem Untergang entgegenzugehen.

Es muß ehemals ein anderer Geist in diesem Volk gelebt haben. Auf mehr als einer der größeren Inseln sieht man Bauten errichtet, an welche sich die heutige Generation gar nicht heranwagen würde, deren Ursprung in weit entfernte Zeiten zurückgelegt werden muß, da man heute selbst ihres Zweckes sich nicht mehr erinnert.

Man hat die aus gewaltigen Korallenquadern aufgebauten und mit Basaltsäulen gekrönten Mauern und Kammern für Königsgräber erklären wollen, viel wahrscheinlicher dienten sie aber zur Verteidigung, zur Aufnahme der Bevölkerung der Insel, wenn ein überlegener Feind nahte. Analoges sehen wir ja noch auf mehreren Inseln der Südsee. Anderen Zwecken dienten die Steinwälle an den Häfen, die mit Platten belegten Pfade, solche, wie sich einer noch heute durch den Hauptort der jetzt vielgenannten Insel Yap hindurchzieht.

Auch von ihrer hochgerühmten Geschicklichkeit als Schiffer, als Verfertiger kunstvoller Boote sind sie herabgestiegen, wenngleich sie auch noch in dieser Beziehung Bewundernswertes leisten und wohl alle anderen mikronesischen, melanesischen und polynesischen Völkerschaften darin übertreffen. Aber verschwunden ist die Kunst, das mit Sagen umwobene Geld der Palau anzufertigen, die zu regelmäßigen Figuren geschliffenen und durchbohrten Audou aus geschmolzener Erde, von denen jedes Stückchen seinen bestimmten, durch Herkommen bestimmten Wert hat. Noch immer aber hauen die Bewohner von Yap sich aus den Steinbrüchen Abba Thules runde Stücke eines kalkspatähnlichen Steins von der Größe eines Tellers bis zu der eines Mühlsteins, bringen sie zu ihrer Heimat unter großen Gefahren auf den schwanken Kanoes, um, wenn Krieg ausbricht, sich einen Bundesgenossen oder auch den Frieden zu erkaufen. Denn unter Dutzende von Häuptlingen ist das knappe Land der Inseln verteilt und häufig sind die Fehden zwischen denselben, so daß eine gleichfalls von den Spaniern produzierte, von nur zwei Häuptlingen unterzeichnete Abtretungsurkunde nur den zweifelhaften Wert haben kann, die darin ausgesprochenen Besitzrechte auf die winzigen Territorien dieser kleinen mikronesischen Potentaten zu beschränken.

Die Karolinen bestehen aus etwa 500 Inseln, verteilt auf 48 einzelne Gruppen, von denen nur wenige hoch über das Meer emporragen, die meisten aber in geringer Erhebung über dem Meeresspiegel auf langgestreckten Korallenriffen perlschnurartig aneinander gereiht sind. Verstreut über einen weiten Meeresraum nehmen sie nur ein Areal von 1450 Quadratkilometern ein, prangen aber in üppigster tropischer Vegetation, die sich bis dicht an das tiefblaue Meer hinunterdrängt. Zu den hohen Inseln gehört die ansehnliche Insel Yap oder Eap, im westlichen Teil des Archipels, unter deren Erzeugnissen wir die Arekapalme, sowie den Bambus finden, den die anderen Inseln von hier beziehen. In den Bergen wachsen drei Baumarten, aus deren Holz man Boote baut, wozu auf den niederen Inseln nur der Brotfruchtbaum gebraucht wird, der Gewürznelkenbaum, der aber nicht beachtet wird, Orangenbäume, Zuckerrohr und endlich Kukuma. Auf Yap allein von allen Inseln wird auch der Ackerbau mit größerer Sorgfalt betrieben; in Palau hat man denselben aber schon auf Baumwolle, Mais, Carira papaya und anderes ausgedehnt.

Für Deutschland gewannen die Karolinen erst in jüngster Zeit Bedeutung, obschon nach Chamisso und Lütke mancher deutsche Gelehrte diese interessante Gruppe zu seinem Studium gemacht hat. Von Apia und von Jaluio aus haben deutsche Kaufleute Handelsbeziehungen mit der Gruppe angeknüpft, und heute besitzt die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee auf Samoa hier Niederlassungen und Stationen auf neun Inseln, darunter die großen Yap, Ponape, Kusaie, und die Firma Hernsheim, welche ihr Hauptquartier auf den Marshallinseln hat, errichtete 1876 zwei Faktoreien mit eigenem Grundbesitz auf Ponape, sowie ein paar Faktorein auf einigen anderen Inseln. Außerdem gibt es in dem Archipel noch einige englische Händler, deren Thätigkeit gegen die der deutschen aber weit zurücksteht. Das einzige Handelsprodukt ist Kopra, der zerschnittene und an der Sonne getrocknete Kern der Kokosnuß, wofür man Beile, Zeuge, Schmuckgegenstände und anderes an die jetzt noch sehr bedürfnislosen Eingeborenen hingibt. Die Gesamtproduktion der Karolinen an Kopra beläuft sich gegenwärtig auf 1300 Tonnen, wovon auf den deutschen Handel 1000, auf den englischen 300 Tonnen kommen. Doch soll die Produktion noch einer großen Steigerung fähig sein, und ohne Zweifel ließe sich auf dem außerordentlich ergiebigen Boden der hohen Inseln noch manche andere tropische Pflanze mit Vorteil bauen.

So erscheinen die Karolinen, trotz ihres geringen Umfangs, schon jetzt von nicht geringem Wert für Deutschland, und es eröffnet sich die Perspektive auf eine weit intensivere und vielseitigere Entfaltung ihrer Hilfsquellen. Man hat aber noch einen anderen Grund für ihre Besetzung durch Deutschland ins Feld geführt. An dem Wege von San Francisco über Honolulu nach Neuguinea, sowie an dem von Panama nach Indien gelegen, bilden die Karolinen eine wichtige strategische Position, die uns nach der unzweifelhaft bald erfolgenden Besitzergreifung der Marshallinseln im Stillen Ocean England, Spanien und Frankreich

gegenüber eine Stellung von hoher Wichtigkeit verschaffen könnte. Allein mag auch das Endresultat der Verhandlungen mit Spanien, um die dortige Monarchie zu stützen, zu einem Aufgeben unserer Territorialhoheit führen, sicherlich werden dem deutschen Handel dort solche Bedingungen geschaffen werden, die ihn gegen alle die störenden und hemmenden Maßregeln sicherstellen, welche eine eventuell eintretende spanische Oberhoheit ohne genügende Kaution mit ziemlicher Gewißheit im Gefolge haben würde.

Gewonnen und verloren.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Westen.

Von

F. Meister.

Ein schmaler, holperiger Fahrweg, voll von Löchern und Steinen, steigt bergaufwärts gen Westen. Die Häuser zu beiden Seiten desselben haben sich wie Kaninchen in die lehmigen Bergwände eingraben müssen, um den nötigen Raum zu gewinnen und zugleich die Straße frei zu lassen. Weiter oben spaltet sich der Weg und läuft zu beiden Seiten des Fußes eines felsigen Berges entlang, der sich wie ein Keil oder wie der Bug eines Panzerschiffes in die breiter werdende Schlucht hereinschiebt; auf seiner halben Höhe steht die kleine, aus roten Backsteinen aufgeführte Kirche und dicht daneben das kleine Schulhaus. Das Ganze heißt Cinnabar City.

Nach Osten hin schlängelt sich der Weg zwischen immer niedriger werdenden Hügeln dahin, bis hinab ins offene Land.

Am Spätnachmittage des Tages, an welchem sich unsere Geschichte zutrug, kam die schwere, vierspännige Postkutsche rumpelnd und rasselnd den Fahrweg herauf. Neben dem Kutscher saß ein großer, starkknochiger, reisemüder Mann, dessen Blicke den keuchenden Pferden ungeduldig voraneilten und der nur mit halbem Ohre den Berichten des Kutschers über die Zunahme und die Erfolge des Bergbau treibenden Ortes innerhalb der jüngstvergangenen Monate lauschte.

Der Name des Reisenden war Gerhard Köhler. Seine deutschen Eltern und Voreltern hatten in einem Landstädtchen Pennsylvaniens gewohnt. Er selber, zum Juristen erzogen, war später nach Chicago gegangen, um sich dort eine Existenz zu gründen. Eines Tages wurde aus seinem Heimatsorte die dringende Bitte an ihn gerichtet, schleunigst zu kommen und einen jungen Menschen, der sich durch allerlei schlimme Streiche in die Hände der Gerechtigkeit gebracht, zu verteidigen. Bezahlung konnte er von den verarmten Angehörigen desselben nicht erwarten, dennoch eilte er herbei, riß den jungen Taugenichts so zu sagen noch eben bei den Augenwimpern aus der Patsche und half ihm über alle Berge, ehe die Gerechtigkeit noch ihre weiteren Ansprüche an denselben zur Geltung bringen konnte. Vor der überstürzten Abreise des jungen Taugenichts wurde noch in aller Eile verabredet, daß derselbe sich bessern und sodann seinen Vater und seine Schwester an einem gewissen Orte draußen in dem fernen Westen erwarten und daselbst für die beiden sorgen solle. Aber weder der Vater noch die Schwester besaßen die Mittel zu dieser Uebersiedelung, und so setzte Köhler bereitwilligst seinen letzten Heller an die Reisekosten für diese beiden und für sich. In Cinnabar City angekommen, von wo aus der junge Mensch einen enthusiastischen Brief an sie gerichtet hatte, fanden sie zwar nicht den Schreiber, aber einen weiteren Brief von demselben vor, in welchem ihnen die Vorzüge von Quarz City plausibel gemacht wurden, von wo sie sobald als möglich weitere Nachrichten erhalten sollten.

So sahen sich denn der Vater, die Tochter und der Freund genötigt, zur ersten besten Arbeit zu greifen, um in Cinnabar City ihr Leben zu fristen; es gelang ihnen dies auch wider Erwarten sehr gut, so daß Köhler nach einiger Zeit wieder in der Lage war, sich von neuem westwärts auf die Suche zu begeben, um den jungen Taugenichts aufzustöbern. Monatelang durchstreifte er das Land, aber ohne Erfolg, und so kehrte er endlich wieder nach Cinnabar City zurück. Hier verband er sich mit einem jungen Advokaten Namens Ridley und erhielt bald darauf, als Teilhaber der Firma Köhler & Ridley, die Führung eines großen Prozesses übertragen, bei welchem es sich fast um das ganze Areal handelte, auf welchem die junge Stadt errichtet worden war. Er reiste nach Washington und gewann den Prozeß. Und jetzt kehrte er wieder heim.

Was hatte ihn nun zu diesen jahrelangen, ruhelosen, mühe- und opferheischenden Fahrten bewogen? Er hatte weder Freundschaft für den Thunichtgut, noch besondere Verehrung für dessen auch nicht sonderlich vernünftigen und stets in dieser oder jener Verlegenheit steckenden Vater empfunden. Aber er liebte die Schwester und Tochter derselben. Er hatte alles dieses, und mehr noch, einzig und allein um Margret Middlebrooks willen gethan.

Ehe er sich nach Washington aufgemacht, hatte er

das junge Mädchen seinem Geschäftsteilhaber vorgestellt — der alte Middlebrook war vor Jahr und Tag gestorben — und demselben die Sorge für Margrets Wohl und Wehe ans Herz gelegt. Und jetzt kehrte er wieder heim, und während er sich mit dem Kutscher über neu aufgefundene Erzgänge, über Veränderungen unter der Bevölkerung und im Landbesitz unterhielt, eilte ihm sein Herz sehnsuchtsvoll voraus, dem Wesen entgegen, dessen Beständigkeit und Treue immer sein heißestes Gebet zur Vorsehung gewesen war.

Und oben, an ihrem kleinen Fenster im Schulhause auf dem Bergeshang, müde vom Unterricht und vom Korrigieren der Hefte, stand Margret und sah, wie die Postkutsche vor dem Quecksilber-Hotel anhielt und wie Gerhard Köhler von derselben herabstieg. Sie sah, wie er von den Leuten freudig begrüßt wurde, wie er rechts und links Händedrücke austauschte, wie er dann die Straße hinauf und an Bekannten vorübereilte, wie er sich durch niemand aufhalten ließ.

Jetzt war er am Fuße der steilen Anhöhe; er lief über den Weg, dem Pfade zu, welcher im Zickzack durch spärliches Fichtengestrüpp zum Schulhause hinaufführte. Er sah empor und erblickte sie; er schwenkte grüßend seinen breiten Filz, verschwand dann auf einige Momente hinter dem schroffen Gestein, und als er die Abflachung erreichte, auf welcher sich das Schulhaus erhob, stand sie in der Thür und erwartete ihn. Er eilte herzu und ergriff ihre beiden Hände; sie lächelte, aber glanzlos und nüchtern, und sagte:

„Ich bin recht froh, daß du wieder da bist, Gerhard."

Er drückte sie ein wenig von sich ab, blickte sie an und fragte:

„Ist dir etwas Unangenehmes geschehen, Margret? Ist etwas passiert? Hast du etwas gegen mich?"

„Nein, Gerhard," antwortete sie mit ruhiger Stimme; „was sollte ich gegen dich haben?"

„Nun, Gott sei Dank!" rief er und zog sie dicht an sich. „Aber du siehst angegriffen aus, Liebste. Die Arbeit hier in der Schule ist zu schwer für dich. Aber Mut, Kind; der Prozeß, den ich soeben durchgefochten, bringt mir viel Geld und, was noch mehr ist, Ehre und Ruf, so daß ich dich nun gar bald aus aller Mühe und Arbeit herausreißen kann."

„Du bist so gut, Gerhard," antwortete das Mädchen, „du bist stets so herzensgut gegen mich gewesen. Aber wirklich, die Arbeit hier in der Schule greift mich weder an, noch thue ich sie ungern. Ich fühle mich nur im allgemeinen ein wenig müde. Wenn du es aber willst, gebe ich sie auf; ich bitte dich jedoch, meinetwegen nichts zu überstürzen. Du bleibst ja nun hier und das wird auch für mich heilsam und besser sein."

So redeten sie noch eine Weile zusammen, ernster und ruhiger, als man dies von zwei Liebenden, die so lange getrennt gewesen, hätte erwarten sollen. Dann gingen sie miteinander den steilen Pfad hinab und schritten die holperige Straße, die einzige der „Stadt", entlang. Er sprach zu ihr und beobachtete sie, und dann fiel sein Auge, von ungefähr aufblickend, auf ein über einer Hausthür befestigtes Schild mit der Firma: Köhler & Ridley, Law Office.

„Hatte ich doch ganz unseren Ridley vergessen!" sagte er. „Was ihn wohl abgehalten haben mag, mich am Hotel zu erwarten. Es fehlt ihm doch nichts? Hast du ihn kürzlich gesehen?"

„Ja," antwortete sie. „Ihm ist neuerdings nicht ganz wohl, wenn ich nicht irre. Er war recht gütig und gefällig gegen mich während deiner Abwesenheit."

Vor Margrets Wohnung trennten sie sich, und Gerhard ging zurück, um im Geschäftslokal seinen Partner aufzusuchen. Er ging langsam und gedankenvoll.

„Köhler! Hallo!" rief Ridley, von seinem Drehstuhl aufspringend. „Wieder da? Willkommen, willkommen, alter Freund!"

Und er schüttelte die Hand des Eingetretenen mit großer Gewalt und demonstrativer Herzlichkeit, sein Lächeln aber und der Ausdruck seiner Augen vermochten seinen Worten nicht zu entsprechen.

„Nun, Ridley," entgegnete Gerhard, „was gibt's denn? Wie siehst du denn aus?"

„Hast recht," sagte der andere, aber ganz unnötig laut und so erregt, daß Gerhard den sonst so ruhigen und rücksichtsvollen Mann kaum wiedererkannte. „Ich bin krank. Das Leben in dem verwünschten Neste hier sagt meiner Konstitution nicht zu. Ich muß machen, daß ich hier fortkomme. Es ist gut, daß du wieder da bist; wir wollen abrechnen und dann kannst du die Sache allein in die Hand nehmen und weiterführen. Morgen früh sprechen wir mehr darüber."

Damit ging er auf die Thür zu. Gerhard aber hielt ihn zurück.

„Halt, Ridley," sagte er, „was fehlt dir? Was, zum Teufel, soll dies alles heißen?"

„Ich sage dir's ja, ich bin krank!" schrie Ridley. „Ich will zu Bette gehen. Ich fühle mich ganz miserabel; vielleicht ist hier zu viel Quecksilber in der Luft; was weiß ich! Laß mich zu Bette gehen und komm mir nicht nach; ich bin nicht in der Laune, heute noch mit jemand zu sprechen, wer es auch sei."

Gerhard ließ sich auf einen Stuhl nieder und saß dort, einsam und brütend, bis die Nacht auf die Berge und auf die primitive Stadt herabgesunken war. Dann trat er hinaus, verschloß die Thür und ging die finstere Straße hinab. Bald lagen die Häuser hinter ihm. Eine Querschlucht öffnete sich zur Rechten; der Mond stand oben zwischen den Bergwänden, deren eine er matt beleuchtete, während die andere sich im nächtlichen Schatten schwarz emportürmte. Eine unregelmäßige Reihe kleiner Häuser bildete hier gewissermaßen die Vorstadt des Ortes; vor einem derselben hemmte Gerhard seinen Schritt, und als er einige Augenblicke zögernd im Mondenlichte stand, kam eine Gestalt aus dem Schatten auf ihn zu und nannte ihn bei seinem Namen.

„Komm, Margret," antwortete er, „ich habe mit dir zu reden."

An dem monderleuchteten Bergeshang, ein wenig über dem Fahrweg, zog sich auf einer flacheren Abstufung ein kleines Fichtengehölz entlang. Dorthin lenkte er seine Schritte. Als sie unter den Bäumen standen begann er:

„Vorhin sagtest du mir, Margret, daß du bemerkt hättest, daß Ridley sich neuerdings nicht wohl befände.

Er selber sagte mir, er sei krank; ich merkte aber, daß meine Rückkehr ihm unwillkommen war. Sein Wesen ist ganz verändert, er spricht und benimmt sich in einer Weise, die ich an ihm vorher nie wahrgenommen. Er verließ mich bald, angeblich um sich zu Bette zu legen, soeben aber sah ich ihn auf der Straße. Margret, weißt du den Grund von Ridleys verändertem Wesen?"

Gerhard hatte langsam und ernst gesprochen, und des Mädchens Antlitz, zu ihm emporgewendet und hell vom Monde beschienen, war bleich und bleicher geworden.

„Ja . . . ich glaube," antwortete sie fast unhörbar, aber fest. Dabei schlang sie ihren Arm um einen Baum und drückte sich fest gegen den Stamm, damit er nicht wahrnähme, wie sie vom Scheitel bis zu den Füßen zitterte und bebte.

„Und seit wann weißt du das, Margret?" fragte er weiter.

„Seit gestern."

Sein Ohr entdeckte ein kaum merkliches Zittern in ihrer Stimme, und es durchschauerte ihn wie ein eisiger Sturm. Er wendete sich ab und blickte starr zur bleichen Mondscheibe auf; aber er sprach und sah und hörte nichts.

Nach einer Weile begann sie:

„Du hast keine Ursache, ihm so böse zu sein, Gerhard. Wenn hier jemand zu tadeln ist, so bin ich das, und nicht er. Ihm war von uns beiden nichts bekannt, und nun, da er alles erfahren, weiß er nicht, wie er's tragen soll. Er geht fort von hier, und wenn du dir's recht überlegst, dann kannst du ihn nur bemitleiden. Mir wenigstens thut er herzlich leid."

Er blickte ihr ins Gesicht, anscheinend ohne sonderliche Erregung, und fragte nur: „Und was hast du ihm gesagt?"

Sie errötete jäh und antwortete schnell:

„Die Wahrheit! Zweifelst du daran?"

Nach einem weiteren Blick auf sein Gesicht aber versagte ihr plötzlich die Stimme; sie setzte sich nieder, wo sie gestanden, und verbarg laut aufweinend ihr Gesicht in den Händen. Auch er setzte sich auf ein flaches Felsgeschiebe, aber ohne sie zu berühren oder zu ihr zu reden; und als seine Finger das lockere, umhergestreute Geröll fühlten, begann er, halb abwesend, kleine Steinchen den Abhang hinabzuschnellen, und dabei erinnerte er sich, wie er einst als kleiner Knabe vor seines Vaters Hause im Sande zu sitzen und Steinchen in den Ententümpel zu werfen pflegte. Nach und nach wurde das leidenschaftliche Schluchzen neben ihm stiller, und nun fing er von neuem an zu reden; es war ihm aber, als seien ihm Herz und Nerven erstorben oder eingeschlafen, als könne er weder Schmerz noch Mitgefühl mehr empfinden und als sei die Stimme, die aus seinem Munde kam, gar nicht seine eigene.

„Hast du ihm die ganze Wahrheit gesagt, Margret?"

Da fuhr sie leidenschaftlich empor:

„Warum fragst du mich so? Ich habe dir schon geantwortet, und du hast kein Recht, an meinem Worte zu zweifeln! Das verdiene ich nicht. Ich habe mich an dir nicht versündigt. Ich hieß ihn gehen, sobald ich alles erkannte. Es that mir weh und das verhehlte ich ihm nicht, aber ich sagte ihm, daß ich nie an einen anderen Mann denken dürfe als an dich und daß ich gemeint hätte, es sei ihm dies nicht verborgen gewesen. Ich erzählte ihm, was du alles für die Meinen und mich gethan und wie leicht du zu verletzen wärst, und da versprach er mir, den Ort hier zu verlassen, sobald du wieder da sein würdest. — Zürne nicht, Gerhard, sei lieb und gut wie zuvor!"

Sie streckte ihm flehend ihre Hände entgegen.

Er sah sie an und dann hernieder auf ihre Hände, aber er rührte sich nicht. Er fragte nur wie vorher:

„Hast du mir weiter nichts zu sagen?"

Sie nahm die Hände zurück und sagte rasch und heftig:

„Du hast kein Recht, mich so zu fragen. Du hast kein Recht, mich zu fragen, was auch er mich nicht fragen durfte . . . was ich selber mich nicht frage, was ich gar nicht in meinen Gedanken dulde! Ich bin dir treu, und das ist alles, was in meiner Macht liegt, und alles, was du verlangen kannst. Du quälst mich grausam, Gerhard, und wenn du so fortfährst . . ."

Sie unterbrach sich, und Gerhard erwiderte langsam und eintönig:

„Ich kann die Wahrheit von dir verlangen; das ist mein Recht. Und ich kenne die Wahrheit. Ich erkannte sie gleich, als ich dich heute nachmittag zuerst sah."

Das Mädchen brach von neuem in Thränen aus.

„Ich kann nicht dafür," schluchzte sie. „Ich weiß gar nicht, wie es gekommen ist. Der Ort ist so einsam, so wüst und so schrecklich, und ich hatte hier keine einzige befreundete Seele, nachdem du fort warst. Und du selber hast mich zu ihm geführt und mir geboten, freundlich gegen ihn zu sein. Und auch er war gütig und aufopfernd . . . Gott weiß es, ich dachte nichts Böses, ich ahnte nicht, daß uns Leid daraus kommen würde, ebensowenig wie du."

„Das alles ändert nichts an der Wahrheit," entgegnete er langsam. „Wenn du zurückdenkst an alles, was uns zu einander gehalten, was uns bisher verbunden hat, erscheint dir dann diese Wendung der Dinge nicht auch . . . ein wenig . . . jammervoll?"

Sie antwortete nicht. Der Nachtwind spielte leise in den Nadelkronen der Fichten, und ein Stein, der sich auf der Höhe gelockert hatte, polterte in die Tiefe hinab.

Gerhard erhob sich; er blickte zögernd auf sie nieder.

„Ich gehe fort," sagte er. „Gute Nacht."

Sie sprang auf und ergriff seinen Arm.

„Geh nicht!" rief sie. „Bleib noch ein wenig!"

„Und warum? Hast du mir noch mehr zu gestehen?"

„Gerhard, sprich nicht so!" sagte sie heiser. „Gerhard, du wirst ihm doch kein Leid anthun? Versprich mir das!"

„Haha!" lachte er laut. „Also ich soll ihm kein Leid anthun! Hast du auch ihn gebeten, mir nichts anzuthun? Vielleicht liegt er jetzt dort unten im Hinterhalt und lauert auf mich. Nun, meinetwegen brauchst du dich aber nicht zu ängstigen. Ich fürchte mich nicht."

Dann aber trat er dicht vor sie hin und ergriff sie bei den Schultern.

„Margret," fuhr er mit ganz veränderter Stimme fort, „besser, weit besser, als mir dieses anzuthun, wäre es gewesen, wenn er mir aufgelauert und mich hinterrücks niedergeschossen hätte!"

Er ließ sie los und ging schnell davon, und sie blieb allein unter den flüsternden, wispernden Fichten.

In seiner Wohnung, die zugleich auch die seines Geschäftsteilhabers Ridley war, fand er niemand. Er lief von neuem hinaus in die Nacht und durchsuchte die Gastwirtschaften und die Hotels, wo die männliche Bevölkerung von Cinnabar City sich abends zu versammeln pflegte, ohne jedoch seinen Genossen anzutreffen. Als er aus dem „Hotel aller Nationen" trat, lief er dem Redakteur des „Merkur" in die Hände. Der „Merkur" war das einzige Blättchen der erst wenige Jahre alten Stadt, er verband in seinem Titel scharfsinnig die Idee von jenem alten, heidnischen Gotte, dessen Gunst dem Orte so nötig war, mit dem Namen des Metalles, welches hauptsächlich in den umliegenden Bergen gewonnen wurde. Der Redakteur, einer der hervorragendsten Bürger, versuchte sofort, Gerhard mit Beschlag zu belegen. Er erzählte ihm von einem Komitee, welches eine großartige Bewillkommnungsfeier für ihn, den berühmten Anwalt der Stadt, ins Werk zu setzen beschlossen, eine Feier, die zugleich die glückliche Beendigung jenes Prozesses verherrlichen sollte, welche Cinnabar City unzweifelhaft in nicht zu langer Zeit zur blühenden Gebirgsmetropole machen mußte.

Gerhard riß sich wütend los und hieß den Erstaunten zu allen Teufeln zu gehen. Und noch andere traten ihm in den Weg, um ihn mit Hand und Mund freudig und stolz zu begrüßen; er aber eilte an ihnen vorüber und hatte für keinen ein Wort.

Bald darauf lag die Stadt wieder hinter ihm. Er blickte empor zu den dunklen Konturen der Berge; er sah den Kirchturm, vom Monde schwach beleuchtet, zum Himmel weisen, und tiefer am Bergeshang, im Schatten, das kleine Schulhaus, wie ein Vogelkäfig an der Felswand hängend. Er klomm den in der Finsternis halsbrechenden Zickzackpfad hinan und blieb vor dem jetzt so stillen Hause stehen.

Dort, wo ein paar krüppelhafte Nadelbäume am Abhange während des Tages ein wenig Schatten spendeten, hatte er an jenem Nachmittage vor seiner Abreise mit ihr gesessen. Es war ihm damals hart erschienen, sich von ihr trennen zu müssen; jetzt aber blickte er zurück auf jene Scheidestunde wie auf ein köstliches, unerreichbares Glück.

Und all die Zeit, die er fortgewesen, hatte er ihr Bild in seinem Herzen gehabt, wie sie dort auf den Steinen des Abhangs gesessen, wie der Sonnenschein, an den Bergen heruntergleitend, durch die Nadelkronen der Fichten zitternd, auf ihrem Antlitz gespielt. Und wie hatte er sich danach gesehnt, sie auf dieser Stelle wiederzusehen! Jetzt aber wünschte er, daß er nie zurückgekommen, daß er vorher gestorben wäre mit diesem Bilde von ihr in seinem Herzen. Er warf sich zur Erde und drückte sein Gesicht auf den Fels, wo sie damals gesessen. So lag er lange ganz still und regungslos.

In den Gasthäusern und Hotels der nächstgelegenen Ansiedelungen und Ortschaften aber hatte sich bereits an demselben Abend wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitet, daß der Advokat Köhler von Cinnabar, der deutschpennsylvanische Rechtsgelehrte, siegreich aus Washington zurückgekehrt sei; und gar mancher Mann beneidete ihn, aber auch viele priesen seine Klugheit und seine wohlverdienten Erfolge und prophezeiten ihm eine glänzende, goldene Zukunft.

Der kalte Fels aber fühlte den Druck seiner Stirn, der leichte Wind tändelte mit seinem Haar, und die Berghöhen deckten mitleidig ihren schwarzen Schatten über ihn.

Nach einer Weile erhob er sich und schritt langsam den Pfad hinab und der Stadt zu. Alles war finster, nur aus den Fenstern der Wirtshäuser schien noch rötliches Licht. In der gemeinschaftlichen Wohnung angelangt, fand er Ridley schlafend. Der zerzauste Kopf des Mannes lag halb über dem Bettrand und die Decken schleppten zum Teil auf den Dielen. Der Mond schien hell ins Fenster herein.

Als Gerhard im Zimmer hin und wieder ging, waren seine Bewegungen träge und schwerfällig wie die eines alten Mannes. Sein erster Impuls war leidenschaftlicher, blinder, überwältigender Haß gewesen; aber selbst unter dieses Hasses Sporn und Einfluß hatte ihn das ihm eigene scharfe Ueberlegungsvermögen nicht gänzlich im Stich gelassen, so daß er, während er Ridley überall so vergeblich gesucht, zugleich auch imstande gewesen war, wie etwa ein dritter unbeteiligter Mitwisser, über die Fruchtlosigkeit seiner Jagd innerlich froh zu sein. Jetzt war der Haß einem tiefen Jammer über sich selbst, einem gewissen Erstaunen über die Möglichkeit eines so ungeheuren Wehes gewichen, auch einem Erstaunen darüber, warum gerade ihm unter den übrigen unzähligen Menschen ein solches Leid widerfahren, und jegliche kleinliche Eifersucht trat weit in den Hintergrund. Ein Schmerz war ihm geworden, der nicht zu ertragen war und der dennoch ertragen werden mußte; er hatte alles verloren, was dem Leben Wert und Inhalt gab, und dennoch mußte er die Bürde dieses elenden, leeren Daseins weiterschleppen. Keine Hilfe, keine Hoffnung, kein Trost — von keiner Seite! Und all das Schreckliche wäre so leicht zu vermeiden gewesen! Es verlangte ihn nach nichts als nach dem, das er verloren; das aber sollte ihm nie wieder werden; weder Haß, noch Rache, noch Tod konnten es ihm zurückgeben. Ein großes Mitleid mit sich selber griff in seiner Seele Platz.

Er hob den verwilderten Kopf seines Kameraden auf und legte ihn zurück auf das Kissen; dann setzte er sich auf den Rand des Bettes und starrte trübe und stumpf auf des Schlafenden Gesicht. Ridley öffnete seine Augen und blickte ihn wirr und wild an.

„Was thust du hier?" fragte er rauh und heftig. „Was willst du von mir?"

Gerhards Antlitz ward dunkelrot, er sprang auf und packte den Liegenden an der Kehle.

„Was ... du unterstehst dich? Du, du ... solche Worte mir?" keuchte er dumpf. „Ich ermorde dich, wenn du mich noch einmal so anfährst! Gib mir wieder, was du mir gestohlen, hörst du? Ich will sie wiederhaben!"

Aber sein Zorn war schon gewichen; alle Kraft

verließ ihn, und er legte sich schweigend neben Ridley nieder auf sein Angesicht.

Der richtete sich auf und betrachtete eine kleine Weile düster und mit einigem Erstaunen den neben ihm Liegenden, darauf stieg er leise über denselben fort und fuhr in seine Kleider, dabei die regungslose Gestalt auf dem vom Mondlicht nicht erreichten Bett unausgesetzt beobachtend. Nun trat er herzu und stand einige Minuten unschlüssig vor dem Bett, dann wendete er sich wieder um, lief einige Male durch das Zimmer, hierhin und dorthin, ging zum Fenster, öffnete es und sah die Straße hinauf und hinab; endlich kehrte er sich kurz um, lief zum Bett zurück, hob den willenlosen Mann in seinen Armen empor und setzte ihn schwer in einen großen, am Fenster stehenden Lehnstuhl nieder. Dann holte er zwei Thonpfeifen herbei, stopfte sie, setzte die eine in Brand und drückte sie seinem Partner in die Finger; darauf zündete er sich die andere an, zog einen Stuhl herbei und setzte sich Gerhard gegenüber, so daß ihre Kniee sich berührten.

Ein paar Minuten lang rauchte er mit großer Gewalt und starrte dabei dem anderen unverwandt ins Gesicht; der hingegen hielt seine Pfeife ganz unbewußt zwischen den Zähnen und ließ dieselbe ausgehen. Ridley neigte sich hinüber und sah ihm in den Pfeifenkopf; dann stieß er ihn an.

„Warum rauchst du nicht?“ sagte er grob; er schüttete von seinem brennenden Tabak etwas in die Pfeife des anderen, und auf diese Weise ging auch ihm die Pfeife aus. Jetzt erhob er sich und lief wieder ziellos im Zimmer umher; ab und zu lachte er tief und dröhnend auf, aber er stieß laute Verwünschungen aus und schalt sich und seinen Partner einfältige Narren.

„Sag mir um des Himmels willen, was aus uns beiden geworden ist!“ rief er knirschend. „Wir, zwei große, baumstarke Kerle, seit langen Jahren gewöhnt an alle Widerwärtigkeiten und Gefahren dieses wilden Landes, gewöhnt, uns mit reißenden Tieren und noch reißenderen Menschen abzufinden, gewöhnt an Hunger und Einsamkeit und an alle möglichen Drangsale, wir, die wir bisher Gutes und Böses brüderlich geteilt, die wir oft gemeinsam unser Leben aufs Spiel gesetzt haben, wir sitzen hier und gebärden uns, als ob die ganze Welt nur in einer einzigen kleinen Schullehrerin stäke, als ob das ganze Erdenrund nur einen von uns fassen könnte und als ob der Weg eines jeden von uns absolut nur über den Leichnam des anderen führen dürfe! Aber ich habe einen Vorschlag: das Fatum hat uns in diesen Jammer hineingebracht, mag das Fatum uns wieder herausführen.“

Er holte ein Schachbrett und zwei Würfel nebst dem Becher aus dem Schrank, setzte sich wieder auf seinen Stuhl und legte das Brett auf seine und seines Gefährten Beine. Dann that er die Würfel in den Becher und schob denselben Gerhard zu.

„Wirf an,“ sagte er.

„Wirf du zuerst,“ antwortete Gerhard.

„Ich will keinen Vorsprung vor dir,“ sagte Ridley und zog ein Geldstück aus der Tasche. „Kopf oder Wappen um den ersten Wurf.“ Er warf die Münze in die Höhe. „Ich sage Wappen.“

Das Geldstück fiel auf das Schachbrett, es zeigte das Wappen.

Ridley ergriff den Becher und warf.

Gerhard neigte sich vornüber und sah auf die Würfel.

„Du hast's,“ sagte er. „Ich brauche nicht mehr zu werfen.“

Die Würfel wiesen die Doppel-Sechs.

Ridley that die Würfel wieder in den Becher; er hielt denselben eine Weile seinem Partner hin, indem er ihn zugleich mit einem eigentümlichen, unruhigen Blicke anstarrte. Plötzlich aber schleuderte er Würfel und Becher in eine Ecke des Zimmers und sprang auf, so daß das Schachbrett zur Erde fiel.

„Zum Henker mit den Würfeln!“ sagte er.

Dann schob er einen kleinen Tisch vor Gerhard hin, legte das Schachbrett darauf und begann nun hastig die Figuren aufzusetzen.

„Du warst es, der mich dies Spiel gelehrt,“ sagte er, „du bist also nicht im Nachteil gegen mich. Gilt's?“

Ein Ausdruck der Entschlossenheit lagerte sich auf Gerhards Gesicht; er rückte sich auf seinem Stuhle zurecht und that den ersten Zug.

„Halt! Warte noch einen Augenblick!“ rief Ridley.

Er schloß ein Schubfach auf, nahm aus einem Blechkasten ein Bündel Papiere und warf dasselbe auf den Tisch. Gerhard wußte, daß dies Staatsschuldscheine über eine bedeutende Summe waren, die Ridley vor kurzem geerbt hatte. Der aber holte unter seinem Kopfkissen noch seine goldene Uhr mit der Kette hervor und legte beides auf die Staatsschuldscheine.

„Das setze ich ein,“ sagte er, „außerdem mein Pferd, meine Büchse, meine Bücher, meinen Anteil am Geschäfte, und, wenn ich sonst noch etwas auf Erden besitze, auch das.“

Und so machten sie sich daran und zogen mit ihren Bauern und Springern und Türmen und Königen gegeneinander, schweigend, eifrig und mit grimmigem Ernste; der Mond warf sein weißes Licht auf ihre Gesichter und malte seltsame und scharf begrenzte Schattenstellen darauf. Sie spielten lange, ohne Pause, ab und zu eine Figur vom Brette nehmend oder dumpf die Worte murmelnd, welche das Spiel erforderte. Nach und nach wurden Ridleys Schachzüge langsamer und sein grübelndes Brüten vor denselben währte länger als im Anfang, während Gerhard leichter, ohne Zögern, aber auch ohne Ueberstürzung spielte. Endlich lehnten sich beide in ihren Stühlen zurück und gleich darauf standen sie auf. Ridley faßte nach der Stuhllehne; er stand wie gebrochen. Es verging eine Minute, dann erhob er langsam den Kopf und sagte rauh und heiser: „Laß mich jetzt allein; ich will schlafen! Morgen früh gehe ich.“

Er nahm von dem Wandbrette über seinem Bette eine kleine Flasche, trank daraus und warf sich schwer auf das krachende Lager. Gleich darauf schnarchte er stöhnend in tiefem, narkotischem Schlafe.

Gerhard saß dem Fenster gegenüber und stierte auf den viereckigen Lichtschein des Mondes, der langsam über den Fußboden kroch. Die Nacht war lautlos und still, in seinem Innern aber wogte der Kampf der Leidenschaften hinüber und herüber. Er hatte sein Spiel

gewonnen, das Fatum hatte zu seinen Gunsten gesprochen. Warum quälte er sich noch mit Fragen und Zweifeln? Sein verletzter, in den Staub getretener Stolz hatte sich erhoben und verlangte laut sein Recht. Seine Liebe war während der Zeit seiner Abwesenheit dieselbe geblieben, heiß und innig und treu. Und doch hatte man ihn zurückgedrängt von seinem ersten Platze und in den Hintergrund geschoben. Sollte er sich nun mit Flick- und Stückwerk begnügen? Und dennoch — besaß er nicht ihre höchste Achtung, ihre ganze Freundschaft, ihr Vertrauen, ihre tiefe, aufrichtige Dankbarkeit? Konnten ihre Verpflichtungen, ihr guter Wille ihm mehr geben? Was war er ihr denn schuldig gewesen, daß er ihr alles gegeben, was in ihm war?... O, wohl war er in ihrer Schuld — von ihr war alles gekommen, was in ihm edel und gut, rein und stark, wahr und treu gewesen. Und wußte er sich denn so ganz selbstlos? Hatte er denn alles nur ihretwegen gethan? Hatte er nicht im Grunde seines Herzens nur sein eigenes Glück, nur den unaussprechlich großen Gewinn für sein eigenes Wesen gesucht? Und fühlte auch sie sich jetzt, in dieser nächtlichen Stunde, vielleicht nicht tief elend und unglücklich? Eine Thatsache, die er bisher neben seinem eigenen Schmerze noch gar keiner Beachtung wert gehalten! Und mit welchem Rechte wollte er behaupten, daß sein Schmerz der größere sei? Traf sie eine Schuld? Wer überhaupt war hier schuldig? — Sein ehrliches Herz wußte hierauf keine Antwort.

Und er gedachte eines alten, frommen Wortes, das da sagte: Und wenn ein Mensch auch alles verlöre, sogar seinen Glauben an den allgütigen Gott, so solle er dennoch nicht müde werden in der Wahrheit und in der Gerechtigkeit und in der Liebe zu seinen Mitmenschen.

Aber trotz der Finsternis, die ihre Flügel um sein Haupt geschlagen, hielt er fest an seiner Zuversicht auf ihn, der das Weltall so herrlich regiert und dessen Finger man gerade in solchen schrecklichen Stunden so deutlich in seinem Herzen spürt. Er wußte, daß Gott alles recht machte, wenn er auch nicht zu fassen vermochte, wie ein solches Leid für ihn ersprießlich und gut sein sollte; er sagte sich aber, daß er sowohl wie die anderen, ein jeder mit seinem Schmerz, Teile seien eines großen, unendlichen Ganzen, gerade so, wie die Sterne und die finsteren Weiten, die er dort oben erblickte, und daß er des Allmächtigen Pläne ebensowenig mit seinen Gedanken wie des Weltmeers Größe mit einem Zollstock ermessen könne. Und eine tiefe Demut überkam ihn, ein Mitleid mit seinen blinden, irrenden, strauchelnden Mitmenschen und ein starkes Sehnen nach Klarheit und Verständnis. War der Schmerz in seiner Brust auch fast unerträglich, so hielt er doch noch fest an dem, was ihm geblieben — an Wahrheit, Treue und herzlicher Güte. Zu anderen Zeiten würde er sich in ähnlicher Lage auch noch seines Mutes gefreut haben, jetzt aber war ihm alle Ruhmredigkeit fern.

Als er endlich aufstand, that er das wie einer, den eine große Bürde niederdrückt. Der viereckige Lichtschein war inzwischen auf den Tisch hinaufgekrochen und beleuchtete nun das Schachbrett und die Stellung des Spiels, als sie es aufgegeben. Und jetzt erst wurde er gewahr, daß Ridley die Staatspapiere und die Uhr über den Tisch ihm zugeschoben hatte, und ein Gefühl der Scham überkam ihn. Er schob die Sachen wieder zurück, setzte sich und überdachte die Schlußzüge des Spiels noch einmal. Ja, er hatte gewonnen, an dem „Matt" war nichts zu ändern; und dennoch war das Spiel für ihn verloren. Er las die Würfel und den Becher vom Fußboden auf, er schüttelte und warf wieder und wieder, aber das Höchste, was er erreichen konnte, war die Doppel-Fünf. Er kramte noch ein wenig auf dem Tische und hier und dort im Zimmer, schweigsam und geräuschlos, dann ging er hinaus und zog die Thür leise hinter sich zu.

Seine Schritte führten ihn die Straße hinauf und instinktiv vor das Häuschen in der Seitenschlucht. Auf der Grenze zwischen Schatten und Mondlicht stand er still und blickte empor zu einem der Fenster. Nach einigen Minuten regte sich der Vorhang an demselben, und bald darauf trat jemand aus der Hausthür, blieb aber, wie im Zweifel, in kurzer Entfernung von ihm stehen.

„Ich bin's, Margret," sagte Gerhard.

Sie kam herzu und sah angstvoll zu ihm auf, und dann, als fände sie keine Worte, erhob sie mit flehender Gebärde ihre Hände. Er nahm dieselben in die seinen.

„Also auch du schläfst nicht, Margret?" fragte er sanft und mit traurigem Lächeln.

„Wie könnte ich schlafen, wenn ich dich in Schmerz und Sorgen weiß?" entgegnete sie unter Thränen. „Ein so fühlloses und undankbares Geschöpf bin ich nicht."

Er wendete sein Gesicht ab; sie sagte ihm nicht, daß alles nicht wahr, daß alles nur ein schrecklicher Traum gewesen sei... Nach einer kleinen Weile blickte er sie wieder an und fuhr anscheinend ruhig und kühl fort: „Ich habe es doch recht treu und gut mit dir gemeint, Margret; mußt du dies nicht auch sagen?"

„Ja, das weiß Gott," antwortete sie.

„Ich kenne dich nun vier Jahre lang und ich wäre jederzeit gern und freudig für dich gestorben. Mein Leben während dieser Zeit war nur ein einziger, langer Gedanke an dich; dein Glück und dein Wohl standen in allen meinen Plänen immer voran — und auch heute noch. Jetzt bleibt mir nur noch eines zu thun."

„O Gerhard, geh nicht fort!" rief sie leidenschaftlich. „Meinst du, ich könne nichts für dich thun, nicht dulden und tragen? Ich will dir zeigen, daß ich nichts vergessen habe, daß ich nicht undankbar bin!"

Er trat zurück, bis er ganz im Schatten stand, ihre letzten Worte hatten ihm von neuem einen Stich ins Herz gegeben. Immer noch, aller Wahrheit zum Trotz, hatte er gehofft... aber alles, was sie sprach, bestätigte nur sein Elend. Ihre Dankbarkeit wies er von sich.

„Laß, Margret, laß... sei ruhig, Kind," sagte er. „Ich bin dir nicht böse, ich mache dir keinen Vorwurf. Wir waren nur im Irrtum, Margret, und jetzt sehen wir klar. Es thut mir weh, daß ich dir Schmerz verursachen mußte, ich hätte das nimmer für möglich gehalten. Gott segne dich, Margret. Lebe wohl."

Während sie noch nach Gedanken und Worten rang, um ihm zu antworten, ging er bereits die mondenhellte Straße hinab und entschwand endlich ihren Blicken.

Er fühlte sich schwach und es schwindelte ihm; die Schatten der Berge schienen ihn erdrücken zu wollen. Er zog sein Pferd aus dem Stalle und fingerte lange zitternd, kraftlos und wie geblendet an dem Sattel und dem Riemenzeug herum. Er dachte weder an die Mitnahme irgend einer Waffe, noch füllte er die Satteltaschen mit etwas Eßbarem.

Auch an die Richtung dachte er nicht, die er einzuschlagen hatte. Es lebte in ihm nur das undeutliche Bewußtsein, daß er hinaus müsse aus diesen schwarzen, unheimlichen Schluchten, hinaus in die endlose, freie Ebene. Und so verließ er die in unruhigem Schlummer liegende, leid- und sündenvolle Stadt und ritt dem kühlen Morgen entgegen, der grau über den östlichen Prairien heraufdämmerte.

Als Ridley aus seinem tiefen, unnatürlichen Schlafe erwachte, war sein Partner verschwunden. Unter seinem Kopfkissen fand er seine Uhr; die Staatsschuldscheine lagen in ihrem Blechkasten in dem offenen Schubfache. Die Schachfiguren waren in das Brett gepackt und letzteres an seinen Platz gesetzt worden. An dessen Stelle sah er auf dem kleinen Tische den Würfelbecher und daneben ein Geldstück, mit dem Wappen nach oben. Die beiden Würfel lagen wie eben aus dem Becher gerollt und zeigten die Doppel-Sechs.

Fritze Kulasch.

Aus den Erlebnissen eines Künstlers.

Original-Manuskript,

herausgegeben von A. Roderich.[1])

VI.

Es muß nu aber man Keiner glauben, daß ich immer so runtergedrükkt geworden bin und daß ich immer auf so'n niedrige künstliche Schstufe geschstanden habe, nein, es gibt doch auch gottlob noch Leute, wenn sie auch man selten sind, die was von der drahmatischen Theater-Verarbeitung verschstehn. Und wie ich damals am Volkstheater in der Vorschstadt Sankt Pauli bei Hamburg als erster Held und Liebhaber angajiehrt war, da hat das ferehrliche Puplikum so'n Vurohre aus mir gemacht, daß der Direktor drauf beschstanden hat, ich müßt immer, wenn er selbst keine Zeit nicht hatte, vor der Thür von's Theater die Schstücke ausrufen und mit meine kollossahle Schstimme und in der wunderschönen Ritterrüstung die Leute ranziehn. Na, der Mann hat wohl gewust, was er thut, und sein Schade ist es nicht gewesen. — — —

Ich lojiehrte damals mit mehrere von meinen Kollehgen bei ner alten Witwe, die hatte eine entfernte Verwandte, die sie manchmal besuchen that und Köchin und Mädchen für alles war bei'n sehr wohlhabenden Kaufmann in der Schstadt nahmens Lanke. Sie hieß Lene Klump und war von Natuhr sehr robußt gewachsen mit kollossahle Knochen, sonst aber sehr repuhtierlig, und was ihr Renomméé anbelangt, so hatte sie auch dafon was.

Wie die nu eines Tages die alte Witwe besuchen wollt, da war meine Wenigkeit allein zu Hause und da sagte mir denn nu die Lene mit so'n richtigen ferschämten Augenblick, sie wär'n ganz unglückliches Mensch, wenn ich ihr nicht helfen und retten wollt. — Sie wär nemlich sehr oft ins Volkstheater gewesen und hätt mich schpiehlen gesehn und nu könnt sie sich nicht mehr halten und wollt auch an der Bühne und wollt auch so'n große Schauschpiehlerin werden wie das Fräulein Klarissa, welche immer die Prinzessinnen, feine Damen und sonstige erste Liebhaberinnen bei uns schpiehlte. Und sie hätte bei Tag und bei Nacht keine Ruhe mehr, und ich sollt ihr als großer Künstler sagen, ob ich sie denn nicht auch als Schauschpiehlerin an unser Theater ranbringen könnt.

„Ja," sag ich, „mein gutes Kind, das Theaterschpiehlen ist nu doch am Ende was anderes als Kartoffelkochen und ich muß doch erst'n mal untersuchen, ob Sie auch Talend oder wenigstens 'n bißchen Jenieh haben."

„Ach, Herr Kulasch, denn untersuchen Sie mir doch mal," sagt sie.

„Ja," sag ich, „sehn Sie, da ist erst mal die deutsche Schprache, wo doch 'n Anfängerin wie Sie ordentlich 'n bißchen Bescheid wissen muß; nachher, wenn Sie erst 'n berühmte Künstlerin geworden sind, denn kommt's so genau nicht mehr drauf an. Aber so leicht ist das dabermit nicht, z. B. mit das Mir und das Mich, wenn man da nicht die richtige Vorsche drin hat, denn kann mer sich in 'n ekliche Blamaje reinplappern."

„Aber wo kann einer denn das richtige Mir und Mich dran merken?" fragt nu die Lene in ihrer dienstmädlichen Naihwitäht.

„Ja," sag ich mit so'n bißchen ferechtlichen Lächeln, „merken kann einer das nicht, das muß einer eben riechen können! Sehn Sie mal, wenn ich z. B. sage: Fräulein, gehn Sie vielleicht heute abend mit mir oder mit mich ins Theater? Da sagt mer, weil doch die Sache noch unbeschstimmt ist, ob mer ins Theater gehn oder nicht, ganz egahl mir oder mich. Wenn Sie nu aber beschstimmt antworten: Ja, ich geh mit ins Theater, denn müssen Sie, wenn Sie mit 'n weiblicher Persohn ins Theater gehn wollen, sagen: mit dir; ist es aber 'n männliche Persohn, denn heißt es: mit dich! Verschstehn Sie das?"

„Oh, das werd ich wohl verstehn," sagte die Lene.

„Ja," sag ich, „verstehn müssen Sie nicht sagen, es heißt: verschstehn! Sehn Sie, grade an die Kleidung, an die Haarfriehsuhr und an das Schst kann mer gleich den großen Miehmen erkennen. Na, das wird sich aber wohl machen, nu wer'n mer mal weitersehn. Nu erst mal Ihre Schstimme und Ihr Orgahn. Haben Sie mal in Ihrn Leben 'n großen Schmerz gehabt?"

„Ja, mich ist mal kochend heißes Fett auf'n Arm gesprützt."

„Na, nu denken Sie mal das kochend heiße Fett wär Ihnen in diesen Momend auf'n Herzen geschprützt und nu schrein Sie mal so recht foll innerlicher Schmerz-

[1]) Siehe Band 8, S. 525.

„Schlaf, Kindchen, schlaf!“ Von C. Marr.

lichkeit, wie's immer in den traurigen Schstücken vorkommt: ha ha ha, ferdammt und ferflucht noch mal zu — du hast mich betrogen, ferraten, ha ha ha, du niedertrechtlicher Schorke!" — Na, fors erste Mal schrie das Mädchen ganz achtungsfoll, aber natührlich, von den richtigen Akzank hatte sie noch keine Ahnung und wie ich ihr bloß mal das eine Wort fer—r—r—flu—u—cht! unter die Augen donnerte, daß es man so krachte, da hätt mal einer sehn sollen, wie das Mädchen zusammenschrekken that.

„Ach, Herr Kulasch, Sie spielen zu schön!" sagte sie. Na, ja, ich war auch grad sehr gut bei Schstimme.

„Na, Fräulein," sag ich nu, „for die lauten Rollen wird Ihr Orgahn wohl mit der Zeit die richtige Kwintessenz haben, nu sagen Sie aber mal so ganz leise, wissen Sie, so wisperich, daß man's eigentlich gar nicht hören kann: oh, mein Geliebter, ich liebe dich!"

„Och nee, Herr Kulasch, das mag ich nicht sagen!" dabei kukkt sie mich aber auf so'n forsche und doch schstellenweise schmachtige Art an, daß ich sagen muß: „Ja, Lene, aus Ihnen kann doch noch'n mal 'n ganz tüchtige Liebhaberin werden."

Nu hatt ich aber schon vorher gesehn, daß das Mädchen ganz kollossahle und knallrote Hände hatte, wie ich so'n hohe Nummer noch bei kein labendigen Menschen gesehn hatte. Na das ist denn nu für'n erste Liebhaberin und nahmendlig so für wunderschöne Ritterfräulein, Königinnen und so dergleichen 'n bischen schanand und ich wollt doch den Mädchen das wenigstens auf'n zarte Weise zu verschstehn geben und sag denn: „Fräulein Lene, als Schauschpiehlerin sind Sie nicht ganz ohne und es kann noch mal was werden aus Ihnen, aber ich muß Ihnen, wie's am Theater heist, wegen der Illusiohn ganz höflig sagen: was Ihre kollossahlen und rotbunten Hände anbelangt, mit solchen Kneifzangen können Sie die ganz feinen Rollen nicht schpiehlen!"

„Wenn ich da nu Handschuhe rüber ziehe?" meinte sie.

„Ja, wenn Sie zu so was Geld haben! Ich bin doch nu schon so lange bei's Theater und wenn Sie erst 'n mal kleinen Teil von meinen Applauß zu sehen gekriegt haben, na, — aber Handschuh?! Ich hab noch vorgestern 'n fünfaktigen Räuberhauptmann für'n paar alte Schstiefel geschpielt. Und Sie wollen Handschuh — —?" —

„Ach Herr Kulasch, ich hab ja'n paar hundert Mark auf der Sparkasse und ich freue mir so, daß Sie mir am Theater bringen wollen — das thun Sie doch, Herr Kulasch, nicht?" — „Na, ich werd mal mit'n Direktor schprechen." — „Oh ja, und denn die eklichen roten Hände, die wer ich mir auch noch weg machen."

„*Mich* wegmachen heißt es, Lene, denn Sie wollten sie *sich* doch ja wegmachen. Nein, mit's Deutsche will's noch immer nicht recht, lesen Sie man recht viel in gedruckte Bücher, denn werden Sie's wohl rauskriegen." — — —

Nu sagte mir das Mädchen noch, die alte Witwe, meine Wirtin, dürft von ihre Theateraffähre nichts wissen, denn die Alte wollts parrtuh nicht haben, und denn schriebe sie's ihren Eltern und denn müßt sie gleich weg von Hamburg. Na, ich verschprach ihr das auch und wir verabredeten uns, wenn ich ihr was mitzuteilen hätt, denn käm ich hin wo sie dient, ihre Küche war in'n Keller und sie wollt's schon machen, daß ihre Madamm nichts merkte und 'n gut Schstück Fleisch wollt sie wohl für mich ihre Herrschaft vom Mund abschparen.

Na, das war mir denn ja ganz an passang und ich ging gleich zu unsern Direktor und sagt ihm, daß ich'n sogenannte Kunst-Nowitze entdekkt hätt, ob er sie nicht mal an unsern Theater schpiehlen lassen wollt.

„Wenn sie mich zehn Mark Kautziohn zahlt, kann sie schpiehlen," sagte der Direktor.

„Das wird sie wohl," sag ich, „sie hat zweihundert Mark in der Schparkasse." — „Dann angajiehr ich sie fest," sagt der Direktor, „morgen abend kann sie schpiehlen."

„Nein," sag ich, „das geht nicht, sie ist von Natuhr Köchin und vor Sonntag hat sie ihren Ausgehetag nicht — und denn muß sie doch auch erst'n Rolle lernen und einschstudiehren, sie hat doch noch nie aufgetreten."

„Na," sagt er, „denn Sonntag, bringen Sie mich man die zehn Mark und denn machen Sie man Allens in Ordnung."

Dies Vertrauen vom Direktor schmeichelte meine Wenigkeit nicht schlecht und ich ordnete denn nu an, daß Sonntag 'n ganz eksstrafeines französches Schstück gegeben werden sollt, wozu ich eigenst von unsern Drahmaturch einen wunderschönen neuen Tiehtel randichten ließ. Unser Karakterschpiehler nämlich hatte einen guten Freund, das war unser Drahmaturch, der bearbeitete immer die Tiehtel an den Schstücken, die wir aufführten, und das ist'n sehr wichtige Sache, denn so z. B. ward erst forige Woche bei uns ein Schstück, das eigentlich von Natuhr: „Fiesko oder die Verschwörung zu Genuwah" heißt, unter den Tiehtel: „Herzog und Mohr oder Verschwörung und Verrat" eklig runtergezischt und den andern Tag machte dasselbe Schstück mit den Tiehtel: „Weißer Rewolutzionähr und schwarzer Verräter oder das niedergedolchte Eheweib" ganz bedeutendes Buhrohre.

Für unser Schstück nu dichtete der Drahmaturch den Tiehtel: „Intrihge und Gütergemeinschaft oder Marrkiehse und baumwollene Schstrumpffabrikantentochter." Und gerade Fräulein Lene Klump sollte die Marrkiehse schpiehlen und ich den Marrtieh, ihren Herrn Gemahl.

Als ich ihr die Rolle hinbrachte, war sie ganz außer sich for Entzükken, bezahlte mir gleich die zehn Mark für'n Direktor und traktiehrte mir selbst mit 'n ausgezeichnetes Schstück Hammelbraten, wie ich so was dergleichen noch in meiner ganzen Künstlerlaufbahn nicht zu riechen bekommen hatte. — —

Nu schstellte sich aber doch'n kleine Schwierigkeit von wegen der Probe heraus, weil nämlich Fräulein Lene unter keinen Umschständen des Morgens abkommen konnte von ihrer Küche. — Endlich nachdem ich noch dreimal bei meiner Kunstjüngerin in der Küche gewesen war, und ihr die Rolle ordentlich überhört hatte, wobei ich jedesmal wahre Orgien zu essen bekam, endlich kriegte das Mädchen eine sehr gute Idee.

Nämlich ihre Herrschaft wollte grad den Abend vor der Vorschstellung einen Besuch in der Umgegend machen und denn war Fräulein Lene ganz allein zu Hause und es war ganz sicher, daß ihre Herrschaft wegen der Eisenbahnverheltnisse nicht vor zehn Uhr abends nach Hause kommen konnte. Da konnt ich also hinkommen und die Rolle mit allen Schiehkahnen mit ihr durchschpiehlen und ich hatte auch grade den Abend an unsern Theater nichts zu thun.

Also Sonnabend abend präziehse acht Uhr geh ich nach der Wohnung von Kaufmann Lanke und nehm gleich die Schauschpiehlerin mit, die außer Fräulein Lene und mich eigentlich die einzige bedeutende Rolle in unsern Schstück zu schpiehlen hatte, nämlich die Schstieftochter von der Marrkiehse, und so konnten wir denn auf dieser Weise ne richtige Probe abhalten.

Die Schauschpiehlerin, die ich mitnahm, nannte sich Fräulein Hortans (gütigst durch der Nase zu schprechen) und sie schpielte schon seit zirrka 21 Jahren immer Bakkfischrollen, womit sie aber in den sogenannten klassischen Schstücken bloß noch besonderes Vurohre machen konnte, wenn sie in Berlin schpielten, weil sie durch daselbige Geburt und dito langjähriges Angajemang sich den Berliner Jarrgonn unwiederruflich ranngeholt hatte. Bei den Künstlern aber hieß sie bloß: Die rote Schminke, weil sie sich immerlos auf und von der Bühne 'n ganz bedeutenden Posten rote Schminke im Gesichte klexte. — —

Wie wir beide nu in Herr Lankes Wohnung ankamen, empfing uns Fräulein Lene mit 'n sehr mürrischen Gesicht und erzählt uns gleich, daß sie sehr wütend und wiederhaksch wär, weil ihr Madamm sie heute Morgen auf'n nächsten Ersten gekündigt hätt. Wir fragen natürlich gleich, warum? Nu erzählt sie denn, daß sich gestern Fräulein Minna, die junge Schwester von Madamm Lanke, die da auch mit im Haus wohnt, ferlobt hätte mit einen Herrn Paul Ringel, was 'n sehr hübscher und wohlhabender junger Mann wär, denn sein Vater wär sogahr Pächter von einen großen Gut im Hannoferschen.

Nu wär da gestern abend der Bräutigam, der heut schon wieder abgereist war, und sonst noch'n kleine Gesellschaft zu Tische gewesen und Fräulein Lene hätt 'n großes Dienäh kochen sollen. Nu hatt ich ihr ja aber was auf ihre großen roten Hände gesagt und dadrum hätt sie sich von'n Schuster so lederne Lappen mit Riehmen machen lassen und dadermit hätt sie sich immer des Nachts die Hände feste zusammengeschnühnrt, daß sie kleiner und weißer werden sollen, und weil ich ihr nu auch was von viel Lesen von wegen die deutsche Schprache gesagt hatte, so hatte sie immer, wenn die Madamm nicht dabei war, wunderschöne Geschichten gelesen und auf dieser Weise war denn aus Versehn eins von die ledernen Lappen mit Riehmen in die Suppe und der andere lederne Lappen mit Riehmen ins Gemühse auf'n Tisch gekommen und dadrum hätt die Madamm Schstreit mit ihr angefangen und sie gekündigt.

„Na," sag ich, „schön ist das nicht von Ihre Madamm, aber die Kunst wird Sie entschädigen und nu lassen Sie uns man anfangen. Aber, liebes Kind, in 'n Dienstmädchen-Kostühm können Sie keine Marrkiehse schpiehlen, und wenn Sie nicht forn ordentliche Garrderohbe mit'n bischen Schleppe und so dergleichen gesorgt haben, denn sieht's man sehr powerig aus, denn unser Puplikum zahlt auf 'n ersten Platz fünfzig Pfennig und dafor verlangt mer heutzutage ne Marrkiehse mit was modernes dran und drumm und mit'n Schleppe und 'n ordentlichen Ausschnitt."

Während ich noch so red, hat sich Fräulein Lene besonnen und sagt nu in so'n frohlokkigen Tohn:

„Mein Madamm hat mich gekündigt, dafor wird sie ihr Strafe kriegen — ich zieh ihr best seidenes Kleid an und morgen Abend schpiehl ich die Marrkiehse auch drin!" — Und damit lauft sie raus, und wie sie nach'n paar Minuten wieder reinkommt, da hat sie 'n wunderschönes grauseidenes Kleid mit'n lange Schleppe an und schmeißt mir noch 'n sehr schönen schwarzen Frakk hin und sagt dabei: „Das ist den Herrn sein Hochzeitsfrakk, dadrin schpiehlen Sie morgen Abend den Marrkieh! Passen Sie mal an, ob er Ihnen sitzen thut!" — Na, was soll ich machen? Ich zieh'n mal an und das prachtfolle Schstück Zeuchs sitzt mir wie angegossen.

„Nu fangen wir an mit die Probe" sagt Fräulein Lene und schmeißt meinen alten Rock in der Ecke.

Da mit einmal klingelt die Hausglocke!!!

„Ihr Herrschaft!" ruf ich und krieg'n Todesangst.

„Ist gar nicht möglich," sagt das Mädchen, „bleiben Sie man ruhig hier, ich will mal nachsehn wer da ist."

Damit geht sie raus. Und nach drei Minuhten kommt sie wieder rein und hinter ihr her kommt ein Herr und 'n Dame so im besten Mittelalter.

Der Herr kommt auf mir los und umarmt mich und die Frau schstürzt auf Fräulein Hortans los und umarmt und küst sie, wobei sie'n Teil von der roten Schminke mit auf'n eigenen Gesicht rüberschleppt, und daderbei ruft sie so recht liebefoll: „Meine liebe, liebe Tochter!" — Nu sagt der fremde Herr: „Sie sind erschstaunt über unsern Ueberfall heute noch — so schpät am Abend — aber meine Frau hatte keine Geduld mehr — ich auch nicht. — Gestern Abend bekamen wir auf Helgoland die Depesche unseres Sohnes, wodurch er uns die Verlobung mit Ihrer Schwester anzeigt — wir hatten ja vorher keine Ahnung dafon — meine Frau sagt: ich muß meine liebe Tochter kennen lernen — die Braut meines einzigen Sohnes — wir überraschen sie — und so heute Mittag aufs Schiff und direkt zu Ihnen."

„Sie verzeihen doch?" fragt nu die Frau, die'n sehr reputiehrlichen Eindrukk machte, „aber ich sehe, Sie sind in Grand Toaled – Sie wollen in Gesellschaft, zu Ball — wir schstöhren also?"

„Och nee," sagt Fräulein Lene, „lassen Sie man, wir gehn for alldag so in's Zeuch, das macht uns nix aus, das is dabei über!" — „So — oh?!" sagt drauf die Frau so'n bischen mit'n Art Gesicht, und denn wendt sie sich zu Fräulein Hortans und macht noch'n bischen mehr Gesicht wie sie sie genauer ankukkt.

Drauf faßt sie sie bei der Hand und sagt so recht freundschaftlig: „Also Sie sind die Liebste meines teuren Sohnes? Und Sie werden ihn recht, recht glück-

lich machen?" — „Na, warum denn nicht? sagt drauf Fräulein Hortans, „ick hab schont so ville jlücklich jemacht, warum nich ooch Ihren Jungen, wenn er sonst propper is." — Da läßt die Frau schnell ihre Hand los. — „Und wie hat mein Paul Sie kennen gelernt?" fragt sie. — „Na, wo denn jleich — uf'n Maskerahde!" — „Wie?! Auf einem Priwaht-Maskenball?" — „Na, Jotte, ja — Priwaht-Maskenball — fünf Froschen Angtrééé und Damen frei — wofor Jetränke." Dadrauf dreht sich die fremde Frau rum und thut so, als wenn sie die Hände zusammenfalten will. —

Mir war nu die ganze Siehtuaziohn 'n bischen peinlich, aber wir konnten uns jetzt unmöglich zu erkennen geben, wenn mer nicht die schwere Not auf'n Pels kriegen wollten. — Ich mußt doch aber auch was sagen, und so sag ich denn zu den fremden Herrn: „Herr, — Herr —" „Ringel" sagt er. — „Richtig, Herr Ringel, trinken Sie fielleicht 'n Glas Bier?" — „Oh, ja, wenn ich bitten darf, recht gern!" — „Ist alles verschlossen," ruft nu die Lene, begreift sich aber schnell und sagt: „Das Mädchen ist aus und hat'n Schlüssel mitgenommen. Aber geh mal runter, Minne, in'n Keller nebenan und hol'n Flasche von's helle for 15 Fennig." —

„Sind Sie so jut, mein Kind," sagt aber Fräulein Hortans, „torkeln Se man jefälligst selbsten runter ans Jeländer for 15 Fennig!" —

„Oh, lassen Sie nur — mein Mann ferlangt nicht mehr," sagt dadrauf die fremde Dame mit so'n bischen weinerliche Schtimme, und denn wendt sie sich zu ihren Mann: „Ich muß dich einen Augenblick allein schprechen, Mann, — dürften wir nicht eben in ein Nebenzimmer treten?"

„Meintswegen, ich werd Sie da drinnen Licht anstechen," sagte mürrisch die Lene und ging mit die beiden Fremden ins Zimmer nebenan, woraus sie aber gleich wieder zu uns zurückkam.

„Kinder," sagte sie leise, „die Geschichte is riecherig, die Beiden müssen raus, eh meine Herrschaft nach Hause kommt, sonst kommen wir in Deubels Küche."

Mir war sehr unheimlig zu Mute und ich meinte, ob's nicht besser wär, wenn wir die Geschichte auflösten. Da hätt aber mal einer die beiden Frauenzimmer auf mir loshakken sehn sollen. Eh ich auch noch weiter was sagen konnt, trat Herr Ringel wieder rein und sagte, ob ich nicht einen Augenblick zu ihn und seine Frau reintreten wollt, er hätt mir was wichtiges zu sagen. Na, das that ich und wie ich drinnen war, sah ich, wie die Lene und Fräulein Hortans die Thür 'n bischen aufhielten, und ganz genau hören und sehn konnten, was da bei uns vorgehen thät.

„Herr Lanke," fing nu Herr Ringel an, „unser einziger Sohn Paul hat sich ohne unser Wissen und ohne daß wir vorher das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft hatten, mit Ihrer Fräulein Schwägerin ferlobt, Herr Lanke, wir sehn aber jetzt mit Schmerzen, daß — — daß — nun daß die jungen Leute durchaus nicht für einander passen und ich bitte Sie deshalb, uns das Wort unseres Sohnes zurückzugeben." —

„Ja," sag ich, ganz irretiehriert — „wissen Sie, — wenn Sie meinen — mer könnt ja meinetwegen am Ende fielleicht — aber wir haben doch schon Kosten drauf gehabt — das große Dienäh vorgestern und denn was sonst noch zu so was dazu gehört — —" „Sie verlangen Schadenersatz? Wie viel?" — frug nu schnell Herr Ringel. — „Ja," sag ich, „warten Sie mal, das kann sich doch leicht auf'n 20 bis 30 bis 40 Mark raufplempern."

Nu fiel mir aber zum Glück noch grad ein, daß ich da'n Vallsum mit Zuchthaus rißkiehr.

„Nein," sag ich also beschstimmt, „es geht doch nicht! behalten Sie Ihr Geld — es ist schon bekannt unter den Leuten und meine Schwägerin läßt auch nicht lokker, es muß nu so daderbei bleiben." —

Nu fährt aber die Mutter von den Sohn dazwischen und rief furchtbar aufgeregt: „Und ich sage Ihnen, mein Sohn heiratet dieses Mädchen nicht — er ist düpiehrt! — nie und nimmer!" — „Warum denn nicht?" — „Weil mein Sohn ein anschständiger Mensch ist!" — Nu meine ich aber doch, da kommt 'n labendige Hexe von 'n Blocksberg runtergejagt, so kommt die Hortans aus 'n andern Zimmer reingerast und schreit die Frau Ringel auf'n ganz impertinente Art an, wobei sie ihr immer so mit'n Zeigefinger dicht unter der Nase rumfuchtelt.

„Was!" schreit sie, „Ihr Sohn soll mich nich nehmen, weil er 'n anständiger Mensch is?! Na, ick werd Ihnen mal zeigen, was Anstand is, Sie olle Mutter, Sie —"

Die arme Frau war ganz kreidebleich geworden und retiehriehrte schnell nach der Thür zu. Da schstand aber die Lene und die fing nu auch an zu schrein: „Nee, so was braucht sich auch Keiner in sein eigenes Haus gefallen zu lassen!" und daderbei macht sie so'n Handbewegung, als ob sie die Leute rausschupsen wollt.

Und Herr und Frau Ringel schwankten wie so'n Paar Ferbrecher, die eben auf'n Einbruch, Mord und dergleichen ertabpt worden sind, aus'n Zimmer. Es war ordentlich traurig und unangenehm mit anzusehn. Gleich darauf machten wir denn nu auch das wir fortkamen, Fräulein Hortans und ich; aber ich muß sagen, es war mir gar nicht gut zu Mute bei der Geschichte. —

Na, den andern Tag war nu ja Sonntag und die Forschstellung wo die Lene drin schpielte und in diesem Betreffe war alles ganz passahbel. Der Direktor sagte: „Kulasch, das Mädel ist 'n gute Akwasietziohn for mein Theater und die laß ich nicht eher wieder los, als bis ihr grauseidenes Kleid und die 200 Mark in der Schparkasse alle sind."

Ich hab aber den Tag gar kein so rechtes Interesse für der Kunst gehabt, weil mir mein Thunichgut so schwer aufgelegen hat.

Gleich den andern Morgen bin ich hingegangen und wollt den geliehenen Frakk wieder abliefern und wie ich so vorn Haus von Herr Lanke patrulljiehr und drauf warte, daß mir die Lene das Zeichen aus der Kellerküche gibt, da seh ich am Fenster von's Wohnzimmer ein ganz wunderhübsches und liebliches Mädchengesicht und da hätt ich gleich drauf geschworen, das das die ferlobte Schwester von Frau Lanke ist, wo wir forgestern die Schwiegereltern von rausgegrauhlt hatten. Ach, das süße Gesicht sah aber so traurig aus

und sie schstützte den blonden Kopf in der Hand und die blauen Augen waren ganz rot geweint. „Die schönen blauen Augen hast du rot gemacht, Kulasch," sagte ich zu mir und so war es auch. Denn gleich wie ich in der Küche kam, erzählte mir die Lene mit so'n ecklich hämischen Gesicht, nu wär die Ferlobung aus mit der Mamsell Minna und gestern Mittag wär'n Brief gekommen von Herrn Ringel, den hätt sie gelesen, weil ihre Herrschaft ihn in der Beschstürzung hätt' auf'n Tisch liegen lassen und da hätt dringeschstanden: die Eltern würden nie und nimmer die Heirat zugeben und sie wärn hingereist zu ihren Sohn und wenn der nu wüßt, was sie nu wüßten und denn doch noch die Minna heiraten wollt, dann wärs ihr Sohn nicht mehr.

„Ja," sagte die Lene, „Fräulein Minna will nu fort von hier, und das geschieht die Madamm ganz recht, warum hat sie mich gekündigt!"

„Nein," sag ich, „das leid ich nicht, so auf dieser Weise bringt Fritze Kulasch keinen labendigen Menschen in der Pechhütte." — „So," sagt sie, „denn wollen Sie wol lieber vor's Gericht und denn im dustern Gefängnis?" — „Ja," sag ich, „eh ich mein Leben lang mit so'n Sorte von Gewissen rumlauf, denn lieber ich in'n dustern Gefängnis als das dustere Gefängnis in mich!" — Nu fängt sie auf'n schreckliche Art an zu lamentiehren und ich sollt sie nicht unglücklich machen, daß ich schließlich denn nu das Stillschweigen krieg. Dadrauf drengt sie mich, daß ich fortgeh, denn die Madamm käm gleich in der Küche und wieder herkommen sollt ich auch lieber nicht, wir können uns denn ja immer an'n Theater sehn und so dergleichen. Und denn bringt sie mich noch selbst forsichtig bis an der Hausthür, aber es sollt doch'n bischen anders kommen. Denn grad wie wir eben auf'n Korridohr kommen, tritt Madamm Lanke aus'n Thür raus und wie sie mich sieht, fragt sie natührlich die Lene: „Wer ist das?" — „Das ist'n Stellenvermittler, der hat mir'n Stelle verschafft und da ferdien ich'n ordentliches Stück Geld mehr als bei Sie hier," und daderbei macht sie so'n recht schnippisch und höhnisches Gesicht.

„So," sagt Madamm Lanke, „ein Stellenvermittler — da können Sie mir vielleicht auch helfen, kommen Sie, bitte, mal herein."

Da hätt mal einer das Gesicht von den Mädchen sehn soll'n. Ich geh also mit Madamm in der Schstuhbe rein und da sitzt wahrhaftig das wunderschöne Mädchen mit den ferweinten Augen. „Nein," sag ich mit meine innere Schstimme, „Kulasch, das Mädchen muß gerettet werden."

„Sie wissen ja also schon," fängt nu Madamm Lanke an, „daß meine Köchin zum Ersten abgeht — könnten Sie mir vielleicht ein anderes Mädchen ferschaffen?" — „Hm," sag ich, „was verlangt Madamm denn for eine?" — „Vor allen Dingen muß sie zuverleßlich und ehrlich sein und kochen können." — „Ja," sag ich und besinn mich so'n Augenblick dabei, „das ist schade, das heißt — es ist eigentlich nicht schade," — und nu besinn ich mich wieder 'n Augenblick. — „Was meinen Sie denn?" fragt nu ja ganz natührlich Frau Lanke. — „Ja, sehn Sie," sag ich, „ich habe nemlich zu Hause meine Frau ihre Schwester bei mir wohnen, das ist'n junges Mädchen, die ist zuverleßlich und ehrlich und kochen kann sie auch."

„Nun?! Und?!" — „Ja, nu war meine Schwägerin, Minna heißt sie mit Fornahmen, verlobt (nu sah ich ganz deutlich von der Seite, wie Fräulein Minna plötzlich das blonde Köpfchen in der Höhe brachte) und sie hing so recht mit ganzen Herzen an ihren Paul und er an sie (Fräulein Minna riß nu aber die blaurothen Augen gewaltsam auf), da kriegte ich gestern Mittag mit einmal einen sehr fitahlen Brief von Minnas Schwiegereltern, da schreiben sie drin, daß sie die Heirath ihres Sohnes nie und nimmer zugeben werden! (Nu schstanden aber Madamm Lanke und Fräulein Minna schon dichte vor mir und Fräulein Minna schstreckte ordentlich mit so'n gewisse Krampfhaftigkeit die Hand nach meine Wenigkeit aus.) „Da war die Minna," red ich also weiter, „sehr unglücklich und wollt nu von uns fort und, sehn Sie, dann hätten Sie ihr als Köchin kriegen können, Madamm, aber — — —"

„Nun, aber?" fragte Madamm Lanke sehr aufgeregt. — „Ja," sag ich, „die Sache kam aber anders — nu hat sie ihren Paul wieder! Es hat sich nämlich 'n Mann gemeldet, der — — ja, wissen Sie, es war nämlich so'n Art von Mißverschständnis passiehrt, und der Mann —" und nu nahm ich so meine ganze Kuhraje zusammen und wollt mit eins mit'n Kniehfall oder mit'n andere hübsche Deklamiehrung oder so dergleichen die Geschichte in der richtigen Kontenanß bringen — — — da geht die Thür auf — 'n hübscher junger Mann schstürzt rein und ruft: „Minna!" und das Fräulein wird totenblaß und rosenroth und ruft: „Paul!" und da fall'n sie sich um'n Hals und Herr Paul juhbelt laut und Fräulein Minna weint leise. Und dicht hinterher kommt Herr Lanke und noch dichter hinterher Herr und Frau Ringel und nu giebt's 'n Gefreue und Gerede hin und her und 'n Erzählen kreutzweise durch'nander und denn wieder umarmen und Gejuhbel, und ich benutz den passenden Momang und schleich mich vorn an der Thüre und bin schon beinah halb raus, da schstoß ich mit'n Ellnbogen an einen Knopf und mit einmal geht'n elektrisches Geklingel durchs Haus und die Lene, die wol in der Nähe auf der Lauer geschstanden hat, kommt reingelaufen und wir schstehn da nu wie'n sechstel Dutzend begossene Puhdel, und Herr Ringel ruft: „Das sind ja zwei von den Bösewichtern!"

Na, nu mußten wir denn ja beichten, und wie ich an meiner aus Reue und Geständnißhaftigkeit zurecht gedichteten Schwägerin Minna kam, da sagte die holde wirkliche Minna so recht mit Güte und Menschenfreundlichkeit: „Damit haben Sie vieles wieder gut gemacht!"

Ueberhaupt, wissen Sie, wie ich die ganze Geschichte so erzählte, da konnt einer wieder mal so recht deutlich sehn, was'n wirklicher rehtohrischer Künstler ist und was 'n Schund-Schwätzer vorschstellt, denn wie wir Beide fertig war'n, da sagte Herr Lanke zornig und ärgerlich zu der Lene, die immer zornig und wüthig drauf los geredet hatte: „Packen Sie sofort Ihre Sachen und machen Sie, daß Sie uns aus den Augen kommen!" aber zu mir sagte er hochachtungsfoll und wie's sich gehört: „Und Sie — Sie werden uns gefälligst nicht wieder belästigen!"

Die spanischen Zigeuner.

Von

Gustav Dierks.

Die Bevölkerungsverhältnisse Spaniens gehören zu den interessantesten Objekten, die sich dem Reisenden und Forscher in Spanien darbieten. Wie man in der Kultur überall Ueberreste früherer Perioden und aller der Völker findet, die über den spanischen Boden hinweggegangen sind, so erkennt man in der Bevölkerung auch noch die Typen der verschiedenen ethnischen Faktoren, die sich dort längere oder kürzere Zeit aufgehalten haben. Auf spanischem Boden finden wir sogar noch die Ueberreste jenes uralten Stammes der Basken, deren Ursprung die Wissenschaft noch nicht endgültig ermittelt hat; in Spanien finden wir auch das wunderbare Volk der Zigeuner in größerer Masse als irgendwo sonst in der westeuropäischen Welt. Nirgends vielleicht wurden sie so verfolgt, nirgends wurden so vernichtende Gesetze gegen sie erlassen und doch haben sie sich dort in so großer Zahl erhalten, daß sie ganze Ortschaften, große Stadtviertel in den großen Städten Andalusiens ausschließlich bewohnen, welche Provinz von jeher von ihnen besonders bevorzugt gewesen ist.

Ungeachtet der ihnen im allgemeinen beiwohnenden und rein erhaltenen Rasseneigentümlichkeiten, haben die Zigeuner doch überall, wo sie sich für längere Zeit niederließen, Fremdartiges angenommen, wie sich das besonders in den Sprachen zeigt, die sie in den verschiedenen Ländern Europas ausgebildet haben. Obgleich ihrem physischen und psychischen Typus nach durchaus ähnlich, würde ein spanischer Zigeuner z. B. doch nicht imstande sein, einen ungarischen oder türkischen zu verstehen. Das „Caló“, das der spanische Zigeuner spricht, ist darum aber keineswegs als spanischer Dialekt zu bezeichnen, sondern unterscheidet sich vielmehr durch seinen fremden Grundcharakter völlig vom Spanischen. Die grammatikalische Struktur ist in allen Zigeunersprachen dieselbe geblieben, der Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, daß fremde, in Spanien also spanische Worte in großer Zahl in die indische Ursprache aufgenommen worden sind.

Ihres fremdländischen Ursprungs sich bewußt, *wollen* sie, obgleich ansässig und spanische Staatsbürger, ihre Eigenart, ihre Gewohnheiten und Sitten bewahren, die mit denen ihrer indischen Verwandten auch heute noch viel Aehnlichkeit aufweisen. Stolz blickt der „Gitano“ auf die Masse der Busnés — damit werden die Spanier, überhaupt alle Nichtzigeuner bezeichnet — lebt gesondert von ihnen, geht keine Ehe mit ihnen ein. Wohl kommen Fälle vor, daß ein Zigeuner die Lebensweise seiner Väter, seines Volkes aufgibt, daß er bei seiner außerordentlichen Begabung eine bedeutende gesellschaftliche Stellung erlangt, aber dann hört er auch meist überhaupt auf, Zigeuner zu sein, wird von seinen Stammgenossen weder mehr als solcher betrachtet, noch mag er ferner, als Abtrünniger, mit ihnen zu schaffen haben.

Das Zigeunermädchen, das Zigeunerweib können gewissermaßen als Tugendmuster gelten. In der größten Freiheit, aber nach den strengsten Grundsätzen der Sittlichkeit erzogen, unterscheidet sich das Zigeunermädchen sehr wesentlich zu seinem Vorteil von seinen spanischen Landsmänninnen und wehe dem, der es wagen wollte, sich ihm in ungebührlicher Weise zu nähern. Die Familien- und Stammesliebe ist auch bei den Zigeunerinnen so groß, daß sie sich nie entschließen werden, einen Fremden zu heiraten; nicht die Aussicht

Zigeunerin aus Sevilla

auf das glänzendste Geschick vermag ein solches Mädchen zu bewegen, einem anderen als dem armen Gitano ihre Hand zu reichen, ihre Liebe zu schenken. Nirgends täuscht der Schein so, wie hier. Man würde, wenn man nur nach dem äußeren Benehmen urteilte, das gerade Gegenteil erwarten. Bei ihrer außerordentlichen Schönheit, bei der Eleganz ihrer Bewegungen, bei der Zierlichkeit ihrer Gestalt liegt es auf der Hand, daß die Zigeunerin jeden, der in ihre Nähe kommt, entzückt; kein Wesen ist daher den Gefahren der Versuchung mehr ausgesetzt als sie, aber keines widersteht ihnen auch mit größerer Sicherheit und Charakterfestigkeit. Auch nur die geringste wahre Gunstbezeugung zu erhalten, darf man nicht hoffen; der Glaube, sie erzwingen zu können, dürfte den Siegesgewissen leicht mit dem Dolch bekannt machen.

Tanzende und singende Zigeunerinnen.

Woher dieser Gegensatz zwischen den Zigeunern und den Busnés? Woher dieses zähe Festhalten an den uralten Gewohnheiten? Weshalb diese Sorge der Zigeuner, ihre Rasse rein zu erhalten? — und man vergleiche nur den Zigeuner von Granada mit seinem indischen Bruder! — Gibt es kein Mittel, diesen Widerstand zu brechen? fragen viele, die in dem Aufgeben alles Charakteristischen und Nationalen ein Kulturideal erblicken und verfolgen. Die Gründe für diese strenge Abgeschlossenheit, für den Bettelstolz, für den Haß gegen die Busnés sind mit einem Worte zu erklären. Diese und viele andere Erscheinungen sind die natürliche, absolut notwendige Folge der „Verfolgungen" und „Bedrückungen", denen die Zigeuner Jahrhunderte hindurch in Spanien ausgesetzt waren, sie sind die passive Reaktion des Machtlosen, wie ein wildes Tier Verfolgten und Gehetzten gegen die Aktion der Mächtigen. Daß die Zigeuner nicht schon längst ausgerottet sind, liegt lediglich daran, daß sie gewisse Eigenschaften, Kenntnisse und Fertigkeiten besaßen, die besonders das mystische Mittelalter nicht entbehren konnte. Heute allerdings ist die völlige Vermischung der Rassen und Stämme, die in den Kulturländern miteinander in Berührung stehen, nur noch eine Frage der Zeit und auch die Zigeuner Spaniens werden sich auf die Dauer dem gewaltigen Einfluß des Zeitgeistes und der Richtung des Kulturlebens nicht entziehen können; ja, wer in längeren Zwischenräumen Spanien besucht hat, sieht schon jetzt bedeutende Unterschiede gegen früher.

X.A.v.R.Brdr.
Zigeuner (S. 628).

Von den ersten Zeiten ihres Auftretens an haben die Zigeuner die Handwerke und Fertigkeiten geübt, die sie auch heute noch überall betreiben. Das Schmiedehandwerk, der Pferdehandel, die Wollschur, überhaupt das Scheren aller Tiere, der Schmuggelhandel waren und sind die Arbeitsfelder der Männer, wozu in Spanien noch das Stiergefecht kommt, und sie sind bekannt dafür, in der Arena Tüchtiges zu leisten. Die Frauen waren von jeher Wahrsagerinnen und in Spanien die vorzüglichsten Tänzerinnen. Wie alle Zigeuner sind ferner die spanischen durchweg für Musik außerordentlich begabt.

Was ihren Charakter anbetrifft, so wirft man den Zigeunern Feigheit vor. Abgesehen davon, daß dieser Vorwurf keineswegs durchaus zutreffend ist, denn beispielsweise sind viele berühmte Toreros Zigeuner — ein tüchtiger Torero aber kann nicht feig sein — ist auch diese wie alle anderen Eigenschaften nur eine Folge der schmachvollsten Bedrückung des Machtlosen durch den Mächtigen. Die Verschmitztheit, die jede Gelegen-

heit, einen armseligen Vorteil zu erhaschen, benutzen muß, hat keinen anderen Grund. Alle diese Eigenschaften sind ein Erbteil von jenen Vorvätern, die von Indien fortwanderten, wo sie die Parias waren, deren Berührung, ja deren Anblick jeden Menschen der höheren Kasten verunreinigte, wo sie schon den wilden Tieren gleichgeachtet wurden. Daß sie diebisch sind, ist nicht in Abrede zu stellen, doch findet man auch in dieser Hinsicht Ausnahmen und der Schreiber dieses hat bei seinem langen Verkehr mit den spanischen Zigeunern wiederholentlich Beweise größter Treue und Redlichkeit erhalten. Der Charakter der Menschen hängt ja doch fast immer von der Behandlung ab, die wir ihnen zu teil werden lassen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Wohnungen und die Lebensweise der spanischen Zigeuner.

Zunächst finden wir sie in größeren Massen nur im Süden. In Granada beziffert man sie auf über 3000 Individuen. Das Stadtviertel Triana in Sevilla wird nur von ihnen bewohnt und in der Provinz Murcia ist das Städtchen Tortana als ihr Hauptquartier zu nennen. Ueberall liegen sie den bezeichneten Gewerben ob; am eigenartigsten sind jedoch die Zustände, unter denen wir sie in Granada finden. Gegenüber dem Hügel, den die Alhambra einnimmt, und durch das Thal des Darro davon getrennt, liegt der Sacro Monte, und hier, also gewissermaßen außerhalb der eigentlichen Stadt, haust ein Teil der Zigeuner in Erdhöhlen. Die Abhänge dieses Berges sind fast ganz von Berberfeigen bewachsen, die den Bewohnern des Sacro Monte als Schutz gegen die Sonne und das Unwetter dienen und ihnen zugleich durch ihre Früchte die notwendigsten Nahrungsmittel gewähren. Zahllose verschlungene Wege führen an dem Abhang hin und auf sie münden die Oeffnungen des Berginnern, die Thüren der unterirdischen Wohnungen (S. 628). Diese bestehen meist aus einem, höchstens aus zwei Räumen, haben selten Oeffnungen nach oben hin, um dem Rauch einen Abzug zu gewähren, und hier in diesen licht- und luftlosen Höhlen vegetieren nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere. Die unteren Straßen des Sacro Monte sind allerdings mit regelrecht gebauten Häusern besetzt, von deren Balkonen und aus deren Fenstern stets reizende Mädchenköpfe und fascinierende Augen auf den Passanten herablugen. Man wird selten wechselvollere, vielgestaltigere, buntfarbigere Lebensbilder sehen als diejenigen, die sich in diesen Teilen der in jeder Beziehung so hochinteressanten Stadt bieten. Besonders gegen Abend ist es außerordentlich anziehend, dort herumzustreifen; freilich darf man sich nicht durch das Vieh, besonders die Schweine abschrecken lassen, die um diese Zeit ebenso wie die Höhlenbewohner unter den baumhohen Berberfeigen und auf den öffentlichen Wegen ihr Wesen treiben; man darf sich nicht durch die Scharen bettelnder Kinder und Weiber, die aus der Hand die Zukunft wahrsagen, die gute Laune verderben lassen. Auch gegen Spottreden muß man gleichgültig sein, denn alles Fremdartige weckt ebenso wie bei den Spaniern die Spottsucht, man thut daher gut, sich so unscheinbar als möglich und nach der Landessitte zu kleiden, wenn man nicht gar zu sehr belästigt sein will.

Festlicher Aufzug.

Westlich vom Albaycin ist noch ein zweites Stadtviertel, das ebenfalls fast ausschließlich von Zigeunern bewohnt wird, die auch hier nur zum kleinsten Teil in Häusern leben. Hier beginnt das Leben jedoch erst mit Sonnenuntergang und der Anblick, den man erhält, wenn man sich um 10 Uhr oder später in jene Gegend begibt, gehört in der That zum Eigenartigsten, das sich dem Reisenden in Spanien darbietet. Hier leben meist die Schmiede und diese arbeiten während der Nacht und schlafen am Tage. Der Schein der mächtigen Schmiedefeuer beleuchtet grell die halbnackten, im unsteten Licht stets wechselnden Gestalten der Arbeiter, in deren Nähe sich die Kinder tummeln, wenn sie nicht auf die Erzählungen der greisen Großmutter lauschen, die besonders im Rahmen des skizzierten Bildes und in der Beleuchtung des Feuers den Typus der Hexe gerade so repräsentiert, wie die jungen 12—15jährigen Mädchen als Verkörperungen des Schönheitsideals gelten können. Diese Schönheit, dieser undefinierbare Zauber, der besonders in den zugleich feurigen, lebhaften und schwermütig ernsten, von langen Wimpern beschatteten Augen liegt, sie sind es, die die Zigeunerin unwiderstehlich

Spanische Zigeunerin.

machen und dies ist ein Moment, das für die Geschichte der Zigeuner in Europa von Bedeutung ist. Denn während einerseits die Macht, die in dem Auge des Zigeuners liegt, und der Glaube an dieselbe wie an die Wahrsagekunst, verbunden mit zahllosen anderen Vorstellungen, die der mystischen Geistesrichtung früherer Zeiten entsprachen, die Verfolgung der Zigeuner und Zigeunerinnen als Zauberer und Hexen von seiten der Staatsbehörden heraufbeschworen, entkräftete derselbe Zauber, der im Blick der Zigeunerin liegt, vielleicht oftmals den zur Vollziehung der Gesetze und Urteile erhobenen Arm des Richters und machte manchen Mächtigen zum Beschützer des ruhelos umhergetriebenen Stammes.

Bezeichneten die Orientalen schon früher die Religion der Zigeuner als eine halbe, so ist auch in dieser Hinsicht jetzt kaum etwas anderes zu sagen. Aus praktischen Gründen nehmen sie wohl die fremden Kulte, in Spanien also den katholischen, äußerlich an, von einer wirklichen Religion ist aber auch bei den spanischen Zigeunern keine Rede; man findet bei ihnen Ueberreste eines Gestirnkults, besonders dessen der Sonne, auch Spuren des Buddhismus sind zu erkennen, besonders der Glaube an die Seelenwanderung. Trotz dieses Mangels an einem eigentlichen Glauben entbehren sie aber doch keineswegs eines sittlichen Halts. Unter sich leben sie nach ihren eigenen Gesetzen und es wird selten vorkommen, daß ein Zigeuner den anderen betrügt und bestiehlt; wenn sie sich dem Fremden gegenüber zum Diebstahl berechtigt glauben, so ist das eben auch nur wieder die Reaktion gegen die ihnen zu teil gewordene Behandlung. Aber auch selbst den Busnés gegenüber lassen sie sich höchst selten schwere Verbrechen zu schulden kommen, solange nicht die Ehre der Frauen und Mädchen ihrer Familien angetastet wird. Die Granadiner Zigeuner leben ferner unter einem König (S. 621) oder Herzog (Duque), dessen Macht sich in gewissem Sinne, wie es scheint, über alle spanischen Zigeuner erstreckt, und der auch in streitigen Fällen selbst Recht spricht; doch ist es außerordentlich schwer, in diese inneren Verhältnisse einen Einblick zu gewinnen, da die Zigeuner sehr mißtrauisch sind.

Wie alle Zigeuner lieben auch die spanischen die grellen Farben und Schmucksachen; der junge Zigeuner ferner, besonders der Torero, darf als Typus des Majo, des Stutzers gelten (S. 623). —

Die Verhältnisse, unter denen das fremdartige Völkchen lebt, machen einen höchst armseligen Eindruck und sind auch dem entsprechend; kehrt man sich jedoch nicht an den Schein, so wird man oft genug neben vielen unschönen Eigenschaften gerade bei den spanischen Zigeunern Charakterzüge finden, die sie wesentlich und vorteilhaft von den Spaniern auszeichnen.

Zigeuner-Wohnungen am Sacro-Monte (S. 625).

Der Sammler

Am Grabe Geibels.

Im Nordosten der siebengetürmten Hansestadt liegt hart an einem kleinen Gehölz der allgemeine Gottesacker. Männer von hoher Bedeutung für den lübischen Staat haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden, und unter ihnen einer, dessen Namen soweit die deutsche Zunge klingt, gefeiert wird. Emanuel Geibel, Lübecks größter Sohn und gottbegnadeter Sänger, liegt hier beerdigt.

Geibels Grabstätte ist leicht zu finden. Treten wir durch die Hauptpforte auf den Gottesacker und verfolgen den Weg bis zur Kirchhofskapelle, so führt uns von hier aus nach rechts ein Querweg nach dem Grabe hin, auf welchem sich ein einfaches, aber würdiges Denkmal, dem Dichter von seiner Vaterstadt gesetzt, erhebt. Ein hoher geschliffener Granitstein kündet die Stätte an, wo er ruht. Auf der Vorderseite des Denkmals befindet sich ein Lorbeerkranz eingemeißelt und darunter die Inschrift:

Emanuel Geibel.
Geb. d. 18. Okt. 1815 in Lübeck.
Gest. d. 6. Apr. 1884 in Lübeck.

Das Grab selbst wird von einer Granitplatte bedeckt, in welche eine Lyra, von zwei Palmzweigen umkränzt, eingemeißelt ist. Umgeben ist das Grabdenkmal von einem eisernen Gitter, dessen Ecken durch granitene Säulen zusammengehalten werden. Am Jahrestage des Todes Geibels war das Epitaph fertig gestellt, und Tausende pilgerten an diesem Tage hinaus, um dasselbe mit Kränzen und Blumen zu schmücken. —

Ein heiliges Gefühl durchzieht den Wanderer, welcher vor der letzten Ruhestätte des großen Toten sinnend steht. — Vom nahen Gehölz her rauschen die Buchen eine melancholische Weise.

„Ueppig grünender Wald, wer faßt es, daß dich nach wenig
Monden, ein schwarzes Geripp, trauriger Nebel begräbt?“

So sang Geibel einst, in sinnbildlicher Anspielung auf den Menschen. Jetzt ruht auch er, doch nicht von traurigem Nebel begraben. Das deutsche Volk, welches ihm so vieles Schöne und Edle zu verdanken hat, hält die Erinnerung an ihn fest und wird sie nähren von Geschlecht zu Geschlecht. — Niemals hat Geibel auf Erden nach Ruhm und Ansehen gestrebt; daß ihm dieselben aber zu teil wurden, wie kaum einem anderen Sterblichen, verdankt er seinem liederreichen Mund allein. Er war eben ein gottbegnadeter Sterblicher.

„Auch die Kränze des Ruhms sind Gunst und Gnade der Götter,
Die sie dem Glücklichen nur unter den Sterblichen leihn.“

Und wahrlich, wenn irgend jemand einer dieser Glücklichen war, so war es Geibel, über den die Götter in so reichem Maße ihre Gunst und Gnade ausgeschüttet haben. Albert Kamecke.

Geibels Grabdenkmal in Lübeck.
Nach einer Photographie von J. Thiele in Lübeck.

Das 200jährige Jubiläum der französischen Gemeinde in Berlin.

Am 29. Oktober sind 200 Jahre verflossen, daß der Große Kurfürst als Antwort auf Ludwig XIV. grausame Aufhebung des Edikts von Nantes das Potsdamer Edikt erließ, in welchem er den Flüchtigen der französisch-reformierten Gemeinde großmütig eine Zuflucht in seinen Staaten bot.

Mit furchtbaren Mühen und Beschwerden erreichten etwa 20,000 Refugiés deutschen Boden und das Reich des edlen Fürsten, der den um ihres Glaubens willen Vertriebenen seinen Schutz zugesagt hatte.

Den angestrengtesten Bemühungen des Kurfürsten und seiner Räte, vor allem des Generallieutenant d'Espence und des Ministers von Grumbkow gelang es in verhältnismäßig kurzer Zeit, den Flüchtigen zu einer regelrechten kirchlichen Verfassung zu verhelfen, die ersten notwendigen Unterstützungen für ihren Unterhalt und die Wiederaufnahme ihrer Berufsthätigkeit aufzubringen, und schon unter des Großen Kurfürsten Regierung entstanden neben der großen berliner Kolonie, welche die Einwohnerzahl der kurfürstlichen Residenz um ein Viertel vermehrte, die Kolonieen in Cleve, Brandenburg, Kagar, Emmerich, Frankfurt a. O., Halle, Königsberg, Köpenick, Magdeburg, Schwedt, Vierraden, Groß- und Klein-Ziethen, Rheinsberg, Wesel, Gramzow, Potzlow, Prenzlau, Stargardt, Bergholz, Angermünde und Burg.

Dem Kurfürsten Friedrich III., Preußens erstem Könige, war die Pflege der schönen Saat vorbehalten, die der Große Kurfürst ebenso weise

als großmütig durch die Aufnahme der französischen Refugiés für das Gedeihen seiner Staaten gesät.

Er fügte der weiteren Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten der jungen Gemeinde eine feste Organisation ihrer Gerichtsbarkeit zu, half ihre ersten Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten zu begründen, versorgte die vornehmen Refugiés mit hohen militärischen und Staatsanstellungen und ließ es sich vor allem angelegen sein, die große gewerbliche und technische Begabung, die die Franzosen dem gastfreien Staate als Gastgeschenk zubrachten, nach jeder Richtung hin zu unterstützen und zum Vorteil der Einwanderer wie zum Nutzen seines Staates zu gestalten.

Berlin, das bei dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten noch ein Bild armseligen Elends war, voll wüster Plätze, dürrer Sandflecken, verwilderter Busch- und Sumpfpartieen, das zum größten Teil nur hölzerne Häuser mit Rauchfängen von Lehm und dürftige Ziehbrunnen hatte, dessen Industrieen noch tief in den Kinderschuhen steckten, wurde kaum 50 Jahre später durch die technische Geschicklichkeit, den Fleiß und Geschmack der eingewanderten Franzosen zum Mittelpunkt einer kräftig emporblühenden Industrie erhoben. Die Einrichtung der Wohnhäuser, die materielle Pflege, die Kleidung, die Leder-, Woll- und Färberindustrie, die Techniken jeglicher Metallindustrie, vor allem der Goldschmiedekunst, wurde durch den Einfluß, das Beispiel, die Kunst der Refugiés verfeinert und veredelt, oder ganz neu in die Mark eingeführt. Ebenso wirkten in sittlicher und religiöser Beziehung die fromme Glaubenstreue, die durch alle Stürme ihr Banner begeistert hochgehalten, der sittlich reine einfache Lebenswandel, der von je ein schönes Vorrecht der französischen Kolonisten gewesen ist.

Außerhalb der Städte, draußen auf dem Lande, genoß vor allem die wüste Ukermark des Segens der fleißigen und geschickten Hände der Eingewanderten. Waldbestandene oder versumpfte Aecker wurden wieder urbar gemacht, saubere Dörfer an Stelle der niedergebrannten oder zerstörten wieder aufgebaut, und Tabak, Feldfrüchte und Gemüse angepflanzt, von denen der Märker bisher kaum den Namen gekannt.

Die Gärten vor den Stadtthoren, fast alle von Refugiés angelegt — im Jahre 1700 zählte Berlin 27 französische Gärtner — erzeugten Blumen und Gartenfrüchte von seltener Pracht und Schönheit.

Fig. 1. Begonia spiralis.

Wohin man blickte, verbreitete der junge Staat im Staate Segen und Wohlstand.

Den von seinem erlauchten Vater begründeten Kolonieen fügte Friedrich III. die Kolonien Buchholz, Stendal, Spandau, Neustadt a. D., Soest, Straßburg i. U., Battin, Parstein, Duisburg, Minden, Bernau, Halberstadt, Neuhaldensleben, Müncheberg, Colberg, Oranienburg, Kottbus, Hamm, Braunsberg und Calbe zu.

Ebenso hochherzig wie Friedrich III. die Erbschaft der Sorge für die französisch-reformierte Gemeinde in den brandenburg-preußischen Staaten angetreten, hat jeder seiner Nachfolger auf dem preußischen Thron bis zur heutigen Stunde die Traditionen und Privilegien seiner kolonistischen Unterthanen treu gewahrt, und in seinen hilfreichen Schutz genommen. Vor allem war die Regierungszeit Friedrich des Großen, in der die Gemeinde ihr erstes hundertjähriges Jubelfest feierte, wie sie heute das 200jährige begeht, eine Zeit höchster Blüte. Der große Friedrich verschönerte und verbesserte nicht nur die kolonistischen Kirchen, Wohlthätigkeits- und Industriebauten, die durch die leidenschaftliche Bauthätigkeit seines Vaters in Berlin aufs angelegentlichste gefördert und unterstützt worden waren, seine starke Sympathie für den französischen Geist, und die feineren Formen der Sitte und des Umgangs, zog ihn auch persönlich zu den Refugiés hin und machte eine große Anzahl von Militärs und Gelehrten zu seinen intimsten Freunden.

Fig. 4. Thompsonii flore pleno.

In den Jahren 1809, 10 und 11 nach der Regierung Friedrich Wilhelms III. verloren die Kolonisten in Brandenburg-Preußen ihre staatliche Sonderstellung. Es war dies ein nach den Zeiten schwerster Bedrängnis für Preußen durch die gebotene vollständige Reorganisation der Staats- und Kommunalbehörden nicht zu umgehender Akt. Unangetastet dagegen blieb bis zum heutigen Tage die kirchliche Verfassung der französisch-reformierten Gemeinde und die selbständige Verwaltung ihrer Armenpflege.

Heute, da die Berliner Kolonie sich anschickt, das 200jährige Jubelfest ihrer Begründung durch das segensreiche Potsdamer Edikt dankbar und festesfreudig zu begehen, bestehen mit ihr von allen dereinst begründeten Kolonieen nur noch die Ansiedlungen in Angermünde, Battin, Bergholz, Bernau-Buchholz, Gramzow, Groß- und KleinZiethen. Königsberg, Magdeburg, Potsdam, Prenzlau, Schwedt, Stettin und Straßburg i. U.

Blühend steht zur Stunde die Berliner Kolonie da. Sie nennt stattliche Kirchen, kostbare Grundstücke und Industriepaläste im Herzen der Kaiserstadt ihr eigen. Ihre Toten ruhen auf schön gepflegten Gottesäckern vor dem Oranienburgerthor, ihre musterhaft organisiert und verwalteten Wohlthätigkeitsanstalten gedeihen in luftigen, gesunden Bauten auf einem ausgedehnten, rings von Bäumen umgebenen Areal der Stadt, auf eigenem Grund und Boden der Kolonie.

So haben die Mitglieder der berliner französisch-reformierten Gemeinde wahrlich Ursache, ihr fête de Refuge, das alljährlich am 29. Oktober als Erinnerungsfest begangen wird, in diesem Jubeljahr in ausgedehntestem Maße zu feiern und in dankbarer Erinnerung des Tages und des Gnadenakts zu denken, der vor 200 Jahren ihren armen, von unsäglichen Qualen bedrängten Vorfahren eine Heimat bot.

D. Duncker.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Begonien und anderes.

Das Schiefblatt (Begonia L.), so ungefähr lesen wir in Th. Rümplers ausgezeichnetem „Illustrierten Gartenbaulexikon" (Berlin, P. Parey), bildet eine große, an exotischen Arten reiche Pflanzengattung, welche für sich allein die Familie der Begoniazeen genannt wird. Viele stammen aus der Tropenzone und müssen daher im Warmhause oder im Wohnzimmer kultiviert werden, während andere, in den Hochgebirgen von Peru, Bolivia u. s. w. einheimisch, sich mit dem Kalthause oder dem erweiterten Doppelfenster des Wohnhauses begnügen. Sie sind reich an Oxalsäure, gehören daher zu den kühlenden und antiskorbutischen, zum Teil auch purgierenden Mitteln, und die Blätter sind in ihrem Vaterlande auch als Gemüse beliebt. Wir finden zwischen ihnen fleischige Stauden, Halbsträucher und Sträucher mit herz- und nierenförmigen, auf beiden Seiten ungleich entwickelten, daher im Umriß schiefen Blättern, welche bei einigen Arten mit lebhaften Farben ausgestattet sind (die Begoniengruppe Rex), mit Purpur in den verschiedensten Tönen, Grün in allen Abstufungen bis zum Schwarzgrün, mit Weiß, verteilt als Sterne, Zonen, Marmorflecken, Tüpfel und Punkte (strauchartige Begonien). Die immer eingeschlechtlichen Blumen (d. h. solche von getrenntem Geschlecht auf derselben Pflanze) stehen mehr oder weniger zahlreich in Rispen und sind weiß, rosa, lebhaft rot, karmin, seltener orangerot und gelb (Knollenbegonien, die eigentlichen Stauden und, was die weiße Farbe betrifft, die Halbsträucher oder die Gruppe der Semperflorens). Die einseitig geflügelten Kapseln enthalten viele feine Samen, aus denen sie sich mit großer Leichtigkeit fortpflanzen.

Fig. 2. Begonia Diadema.

Bei der Gruppe Rex J. Pz. ist der Stamm

dick und kriechend; die Blätter sind ursprünglich oben dunkelgrün, in der Mitte gewöhnlich mit einer breiten, unregelmäßigen Zone von glänzend silberweißer Farbe, auf der Unterseite rötlich mit dunkelziegelroten Nerven. Aus der ersten Begonia Rex, wie wir sie eben beschrieben, sind unzählige andere und prachtvollere Formen entstanden, von denen wir der verehrten Leserin heute nur eine vorführen wollen, die Begonia spiralis Comtesse Louise Erdödy (Fig. 1). Deren metallisch glänzendes Blatt ist in der Mitte von dunkelsilberartiger Farbe, welche nach dem Rande zu in Kupferrosa übergeht und als dunkelkupferrotes Band den Rand überzieht. Die Blattrippen sind gelbgrün, auf beiden Seiten mit einem schmalen dunkelgrünen Streifen begleitet; sie liegen infolge einer eleganten Wellung des Blattes etwas vertieft. Was aber diese Spielart besonders auszeichnet, ist die Eigentümlichkeit, daß die beiden Lappen an der Basis des Blattes nicht übereinander oder nebeneinander liegen, sondern daß dieselben in schraubenartigen Windungen fortwachsen, von denen man in einem ausgewachsenen Blatte schon vier beobachtet hat, die eine Höhe von 5 cm erreichten. — Die Pflanze, vielleicht mehr interessant als schön, ist bei dem kgl. Hoflieferanten Ferd. Jühlkes Nachfolger in Erfurt vorrätig.

Fig. 5. Bomarea caldasi.

Die Pflanzen und einzelnen Sorten der Gruppe Rex vermehrt man durch sog. Blattstecklinge, die dadurch entstehen, daß man ein frisches Blatt oder Blattstück mit an zahlreichen Stellen zerschnittenen Rippen auf den Sand einer Samenschale legt, wo es durch mehrere Holzstifte oder Häkchen glatt und festgehalten wird. Die hier erscheinenden bewurzelten Pflänzchen löst man ab und setzt sie in eine andere Schale, dann einzeln in kleine, später in wenig größere Töpfe mit nahrhafter Laub- und Heideerde. Ausgewachsen verwendet man sie zu prachtvollen Blattpflanzengruppen im warmen Wintergarten, auch im Freien auf solchem Beete, dem man mit erwärmtem Pferdemist einen „warmen Fuß" gegeben hat. Im Winter brauchen sie wenig, im Sommer desto mehr Wasser, zuweilen auch einen kräftigen Dungguß. — Die kleinen Blätter werden gern in jedem Kranz- u. a. Blumengewinde gebraucht. Bei der leichten Vermehrung thut man am besten, stets junge Pflanzen anzuziehen, die alten aber wegzuwerfen.

Die Gruppe der strauchartigen Begonien beginnt erst seit kurzer Zeit die Aufmerksamkeit unserer Mitarbeiter auf dem Felde Floras und damit die der Blumenliebhaber zu erregen, nicht so sehr wegen ihrer schönen, wenn auch immergrünen Blätter, als wegen ihrer von Jahr zu Jahr durch Kreuzungen verbesserten Blumen, die bei den meisten Arten während des Winters erscheinen, wie bei B. Schmidtii, Roezlii, Saundersi, manicata, Uhinkii u. a. Eine der schönsten Arten dieser Gruppe ist Begonia Diadema (Fig. 2), eine prächtige Neuheit mit hellgrünen, perlmutterglänzend gefleckten, tief ausgeschnittenen Blättern, die ebenfalls bei Ferd. Jühlkes Nachfolger in Erfurt abgegeben wird. — Einige Arten oder Spielarten dieser Gruppe haben windende Stengel und werden als Ampelpflanzen gebraucht, wie Scandens, Leminghei, Procumbens u. a., die sämtlich auch Kletterpflanzen sind und als solche im Warmhause wie im Wohnzimmer Verwendung finden können, wenn man sie nicht an Stäbe fesselt, sondern sie frei an größeren Pflanzen emporsteigen läßt. Sie verlangen einen nahrhaften, aus Heide- und Mistbeeterde gemischten Boden und lassen sich leicht durch Zweigstecklinge vermehren, die man im Frühjahr beim Versetzen erhält, bei dem gleichzeitig die Pflanzen kräftig zurückgeschnitten werden sollten, damit sie ihre während des Winters gewöhnlich verloren gegangene elegante Form wieder erlangen und zu fernerem kräftigem Wachstum angeregt werden. Während des Sommers können sämtliche Arten dieser Gruppe im Freien stehen, wo sie nur gegen die Mittagssonne geschützt werden müssen. Kleine Pflanzen bilden wegen der Mannigfaltigkeit in Form und Farbe ihrer Blätter auch schöne Gruppen, wenn sie frei in die Beete mit guter nahrhafter Erde ausgepflanzt werden; sie verlangen viel Wasser, oft einen Dungguß. Wenn sie gegen die ersten, überhaupt alle Herbstfröste geschützt wurden, halten sie sich hier bis in den November und läßt man sie dann erfrieren, weil man inzwischen durch Stecklinge zahlreichen Nachwuchs erhalten hat.

Wirkliche Blumenbeete liefert die Gruppe der immerblühenden Begonien, der Semperflorens, die, im Frühjahre durch Stecklinge vermehrt, dann in kleine Töpfe gesetzt und warm gehalten, Ende Mai ins Freie gepflanzt, den ganzen Sommer hindurch blühen, wie Florida incomparabilis, die übrigens auch den ganzen Winter hindurch blüht, Gigantea, die wegen ihrer Größe und schönen Form verdient, als Einzelpflanze, oder auch zu dreien beisammen, verwendet zu werden, dann Semperflorens alba mit schönen glänzenden Blättern und weißen Blumen, Rosea und Coccinea (Fig. 3) mit rosa- bezw. scharlachfarbenen Blumen, sehr reichblühend, Davisi und D. grandiflora, die ganz niedrig und sehr reich, und rosa scharlachfarben blühend, besser vielleicht als andere sich zur Bepflanzung von Blumenbeeten eignen. Sämtliche diese Sorten und viele andere werden von den Firmen Ferd. Jühlkes Nachfolger, Chr. Lorenz und Haage & Schmidt in Erfurt abgegeben, die meisten auch in Samen.

Die vierte Gruppe, die sog. Knollen-Begonien, haben wir ausführlich im Aprilheft 1881 besprochen, und verweisen wir darauf um so lieber, als wir der geneigten Leserin heute noch einige hübsche neuere Blumen und Pflanzen vorführen möchten.

Die indische Sammetpappel (Abutilon Juss.) ist wie die meisten Mitglieder ihrer Familie, die Malvazeen, innerhalb der Wendekreise einheimisch und zwar in Brasilien, Kolumbien, Chile u. s. w. und zeichnet sich durch gefällige Form, freudiges Wachstum und zierliche Blumen im Winter aus, weshalb sie sich als beliebte Schmuckpflanze überall eingebürgert hat; aber mehr noch als die ursprünglichen Arten entsprechen die in den Gärten gezogenen Spielarten den Ansprüchen des Blumenliebhabers. Ob mit Blüten geschmückt oder ohne diese, sind sie sowohl im Warmhause wie im Wintergarten des häuslichen Herdes als Schmuckpflanzen zu verwenden; besonders eignen sich die weißen Blumen zu Kränzen bei Trauerfeierlichkeiten, und so zahlreich wie die Spielarten sind auch die Formen und Farben ihrer Blumen, letztere vom reinsten Weiß, Helllila, Rosenrot bis zum blendenden Gelb, Hellorange und Scharlachrot. Auch gefüllte Blumen sind in der neuesten Zeit gezogen worden.

Abgesehen von der Anzucht neuer Spielarten aus Samen, so ungefähr sagt der kgl. Gartendirektor J. Gärdt in seinem schönen Buch „Die Winterblumen" (Berlin bei P. Parey), pflegt man die Abutilon aus Stecklingen zu ziehen, die leicht wachsen, wenn sie im ersten Frühjahr gesteckt, anfänglich im lauwarmen Mistbeet gepflegt, bei Eintritt milderer Witterung an die frische Luft gewöhnt, dann ohne Fenster gehalten und so in ein Gemisch von Laub- und Heideerde mit Sand gepflanzt werden. Im Laufe des Sommers pflanzt man sie mehrmals um, gibt ihnen viel Wasser, auch zuweilen Dungwasser und erhält so bis zum Herbst stattliche Exemplare. Ehe man sie im Herbst ins Wohnzimmer oder in ein Gewächshaus mit + 8 bis 10° R. Wintertemperatur bringt, vertauscht man wenigstens die auf den Wurzelballen liegende Erde mit frischem nahrhaftem Boden, und sie werden dann den ganzen Winter hindurch reichlich blühen.

Von den zahlreichen Spielarten der Abutilon führen wir zuerst einige der neuesten an, vor allen anderen Thompsonii flore pleno (Fig. 4) mit gelbbunten Blättern und gefüllten Blüten, demnächst dürfte Hybridum compactum „Feuerball" zu erwähnen sein, eine niedrige Spielart von rundem buschigem Bau, die schon als junge Pflanze sich mit einer großen Anzahl von dunkelkarmesinroten Blumen bedeckt. Diese schöne Pflanze wird wie die vorige sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Außerdem erwähnen wir: Souvenir de Maximilian I. mit orangefarbigen, violett schattierten Blumen; le Progrès, zwergartig, Blumen lachsrosa und dunkelrosa geadert, sehr reichblumig, besonders im Winter; Royal scarlet mit feurig scharlachroten Blumen; Boule de Neige (Schneerose) mit becherförmigen, mittelgroßen und reinweißen Blumen, eine der beliebtesten Sorten; Firefly mit feuerroten Blumen; Clochette mit karminvioletten, weißschattierten, im Grunde dunkelamaranthroten Blumen, und schließlich das auch für Ampeln verwendbare Vexillarium fol. var. mit panachierten feinen Blättern und hängenden Zweigen. Sämtliche Sorten sind bei den Hoflieferanten Ferd. Jühlkes Nachfolger in Erfurt vorrätig.

In Beziehung auf die Kultur der Sammetpappel möchten wir noch nachtragen, daß sie im Frühjahr versetzt werden sollte, wenn nötig in etwas größere Töpfe, wobei sie kräftig zurückzuschneiden ist, doch ohne ihr alle Blätter zu nehmen.

Die Gattung der Bomareen hat der berühmte Botaniker Charles François Brisseau-Mirbel, Professor und Akademiker in Paris, einer der vornehmsten Pflanzen-Anatomen und Physiologen († 1854 zu Champerrot bei Paris) wegen augenfälliger Unterscheidungszeichen etwa im Jahre 1804 von der älteren Gattung Alstroemeria getrennt und ihr zu Ehren des Naturforschers Valmont de Bomare den Namen Bomarea gegeben; sie gehört zur Familie der Amaryllideen, besteht also aus Zwiebelgewächsen, oder, sagen wir aus halbharten Knollengewächsen der Kordilleren in Mexiko, Chile, Neugranada, Kolumbien u. s. w. mit meist windendem bis drei Meter hohem Stengel und glockenförmigen, langgestielten Blumen, die sich bis 20 Stück in hängenden Dolden vereinigen und während beinahe des ganzen Sommers erscheinen. — Man kultiviert die Pflanzen wie die Georginen oder Dahlien. Die Stengel ziehen im Herbst ein und dann nimmt man die Kollen aus der Erde, um sie, im trockenen Sand eingeschlagen, im Keller zu überwintern. Unter guter Decke auf gefrorenem Boden halten sie unsere Winter auch im Freien aus. Die im Keller überwinterten Knollen setzt man bei beginnendem Frühling an passender Stelle ins Freie oder, was besser sein dürfte, man pflanzt sie im zeitigen Frühjahr in nicht zu kleine, tiefe Töpfe mit guter Mistbeet- und Lauberde, mit Ziegelbrocken gemischt, auf genügender Unterlage zum leichten Abzug des Wassers, und treibt sie im lauwarmen Mistbeet oder im Zimmer an, um sie Ende Mai ins Freie zu pflanzen, wenn man nicht vorzieht, sie im Kalthause zu

Fig. 3. Begonia semperflorens.

behalten oder im Wohnzimmer, wo sie sich als vorzügliches Material zur Ausschmückung zeigen. Auch sie dürfen nicht steif an Stöcke, Spaliere oder dergleichen gefesselt werden, sondern müssen frei an Baumreisern in die Höhe laufen. Von der Gestalt der Blumen gibt unsere Abbildung eine ungefähre Vorstellung, nicht aber von der Pracht ihrer Farben (Fig. 5). Da ist z. B. die nach dem spanischen Botaniker de Caldas benannte Art Caldasiana Herb. aus den Kordilleren von Quito, deren Blumen mit einem scharlachroten Kelch und einer weit hervortretenden hellorangeroten, purpurpunktierten Blumenkrone herrlich geschmückt sind; sie stehen zu 15—20 in einer Dolde. Eine andere schöne Art ist Caldasi Mast. (Fig. 5), die Th. Rümpler in seinen „Schönblühenden Zwiebelgewächsen“ (Berlin, P. Parey) folgendermaßen beschreibt: Blätter 16 cm lang und wenig mehr als 6 cm breit, oben dunkelgrün mit hervortretender Mittelrippe, auf der unteren Seite graugrün. Die glockenförmigen Blumen bilden eine hängende Dolde, sitzen an 20—25 cm langen, einfachen und gabeligen Stielen und sind über 6 cm lang, rosenrot mit purpurroten Flecken; die Abschnitte der Blumenhülle sind von nahezu gleicher Länge wie die Blumenblätter.

Verschiedene andere Arten übergehend, nennen wir nur noch Bomarea edulis Herb., aus der kalten Region von Kolumbien, mit eßbaren Knollen von der Größe der Wallnüsse. Die Blätter sind schmal lanzettförmig,

Fig. 1.

oben grün, unten graugrün; die Blumen sind außen dunkelrot, innen gelb und rotgefleckt und bilden eine vielblumige, oft riesige, kopfförmige Dolde. — Die meisten der bekannten Arten sind bei Haage & Schmidt in Erfurt vorrätig. — Sie alle sind dem Blumenliebhaber aufs wärmste zu empfehlen.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Wird irgendwo für eine junge, vom Glück begünstigte Fürstentochter ein Trousseau gefertigt oder ausgestellt, so pflegt dies allen modekundigen Frauen eine willkommene Veranlassung zu sein, zu schauen, zu prüfen, sich für all das Sehenswerte zu begeistern.

In Wien hatte man unlängst, als im Maison G. und E. Spitzer das Trousseau für Prinzessin Hilda von Nassau ausgestellt war, Gelegenheit, zu beobachten, mit welchem Interesse alt und jung all die verschiedenen Toilettenherrlichkeiten betrachteten, die zur Ausstattung der Prinzessin gehörten.

Kleider in allen nur denkbaren Farben und Zusammenstellungen, geputzt mit den kostbarsten Spitzen, Stickereien und Phantasiestoffen, hochelegante Mantelets, Hüte, Wäschgegenstände wie von Tau und Duft gewoben, sie waren da auf langen Tafeln in so reicher Mannigfaltigkeit ausgestellt, daß man thatsächlich nicht wußte, welchem Gegenstande man der Schönheit Preis zuerkennen sollte.

Die Kleider, alle Typen des besten Geschmacks, Modelle in des Wortes eigentlichster Bedeutung,

Fig. 2.

aus den schwersten Stoffen gefertigt, dürften in Wien, soweit derartige Phantasiegebilde kopiert werden können, Mode werden.

Ein herrliches für Hoffestlichkeiten bestimmtes Kleid aus azurblauem Sammet zeigte eine lange tiefgefaltete Schleppe, deren Enden, vorn in Dreieckform auslaufend, über einem in Gold gestickten Tüllrock in griechischem Knoten drapiert waren; auf dem Tüllrock kostbare Goldstickerei, Drapées von blauem Crêpe de Chine und zwischen denselben weiße goldschillernde Eicheln.

Gleich effektvoll erschien die für den Einzug der Prinzessin bestimmte Toilette von rosa Faille française, bestehend aus langem, mit großblumigem weißem Crêpe de Chine garnierten Schleppkleid, anliegendem, mit breiter Chenillefranse umrandetem Mantelet, kleinen, mit rosa Straußfedern garniertem Kapottehütchen, einem Muff aus rosa Faille und Rosenknospen.

Malerisch schön war die Wirkung des weißen, tuchartig über der rosa Schleppe drapierten Kreppttuchs, duftig und zart die seitwärts angebrachte Spitzengarnitur (etwa 20 aufeinander fallende Volants von Points d'aiguilles, die sich von

Fig. 3.

dem rosa Untergrunde wirkungsvoll abhoben), pompös die Ausstattung des Mantelets mit reicher rosa Chenille und weißen Perlen. — Noble Einfachheit stellt ein anderes aus moosgrünem Sammet gefertigtes Kostüm dar; vorn nur eine tiefe Hohlfalte, auf der Taille Stickerei von Smaragdperlen, das anliegende Mantelet mit grünen Naturfedern garniert.

Eleganter und durchweg eigenartig erweist sich eine aus schwerstem Brokat-Jardinière gefertigte Robe, deren Rock vorn aus senkrecht gesetzten Valenciennes und Gazeband, seitwärts aus gleichartigen, doch travers gesetzten Streifen besteht. Die hohe, aus Brokat gefertigte Taille zeigt vorn und rückwärts breite Achselbänder von Gazeband, zwischen den Bändern Spitzenjabot von Valenciennes.

Ganz apart ist eine aus lila Seidenpopelin gefertigte Besuchstoilette, die mit Streifen von violettem Sammet abgepaßt ist. Den vorn fächerartig ausstrahlenden Rock begrenzen unten drei breite Sammetstreifen, die gleichfalls mit eingewirktem Sammet garnierte Schärpe scheint aus den breiten, rückwärtigen Rockplissées auszufallen; die Taille, vorn und rückwärts mit Bretelles von Sammet garniert, läuft spitz aus; dazu gepuffter Kapottehut mit Aufschlag von lila Sammet und gleichfarbigen Straußfedern garniert.

Recht effektvoll ist ferner eine aus blau und rotem Surrah à la Marguerite drapierte Toilette, deren Rock vorn auf blauem Grund rote Madeira-Stickerei zeigt. Weste in gleicher Art und über derselben kurzes Jäckchen, dessen Vorderteile in

Fig. 4.

Brusthöhe zu einem Knoten gewunden sind.

Es würde mich zu weit führen, Ihnen, verehrte Leserin, all die andern aus weißem Moiré antique, die aus schwarzem (jaisdurchwirkten) Crêpe de Chine gefertigten Gesellschaftstoiletten, all die selten schönen aus Entre-d'eux und Stickereien bestehenden Wäschgegenstände, deren kostbare Monogramme allein eine Sehenswürdigkeit waren, zu skizzieren; die Beschreibung bleibt auch zumeist hinter der Wirklichkeit zurück. Halten wir lieber Umschau, was uns an praktischen Dingen der Herbst gebracht.

Da sind in erster Linie weiche, stark geraute Wollstoffe, Himalaya genannt, die sich prächtig zu warmen Winterkleidern eignen. Es werden aus ihnen Kleider, Mäntel, Hüte gefertigt und so die längst in der Toilette vermißte Einheit angestrebt, deren Mangel von Geschmackskundigen oft und nicht mit Unrecht betont worden ist.

Die elegantere Tracht wird aus englischem Plüsch, der gleich Sammet ein Hauptartikel geworden, herzustellen sein. Man hat da reizende Farbenstellungen in klein karrierten und schmal gestreiften, auch leicht schattierenden Mustern, wie braun und bordeaux, stahlgrau und azur, staubgrau und dunkelblau.

Diese reichen Plüschstoffe, die, oft auch mit Gold und Stahl durchwirkt, eine seltene Eleganz darstellen, erinnern an die Zeiten eines Rembrandt, da die Kostbarkeit der Gewebe die Kunst des Schneiders überragte. Weniger pompös, doch gleichfalls schön und modern sind die mit Plüschstreifen durchwirkten Foulés, die gern dazu verwendet werden, jährige Tuch- und Kaschmirkleider zu modernisieren. Der Form nach ist dies leicht geschehen, indem man die spitze Taille in eine runde, durch breiten Gurt abgegrenzte verwandelt. Die neuen Gürteltaillen

sind nicht für jedermann kleidsam, da sie kurze runde Figuren sehr ungraziös erscheinen lassen; dennoch werden die sogenannten Empirekleider mit Vorliebe gewählt und zumeist wie Fig. 1 aus marmoriertem oder mit Chenille gemustertem Cheviot gefertigt, reich gepufft und zu einem Faltenrock von glattem Plüsch oder Sammet getragen. Gleich beliebt sind die en polonaise gearbeiteten façonnierten Kleider, die (Fig. 2) mit glattem Plüsch auf Vorder- und Rückentaille und längs der rückseitigen Bahnen besetzt werden.

Für die Gesellschaft sind die halboffenen andalusischen Jäckchen aus Goldbrokat (Fig. 3) sehr in Aufnahme. Das vorliegende Modell zeigt einen aus Madeira-Stickerei gefertigten, seitwärts gerafften Rock, kurze Tunique von Sammet mit Goldbrokat besetzt, Mieder von Sammet mit Achselbändern, Brustlatz und Aermel von Gold; vorne gezogenes russisches Hemdchen von weißem indischem Batist, der auch unter den am Oberarm geschlitzten Aermeln zum Vorschein kommt.

Regenmäntel für ältere Damen werden zumeist mit Kutscherkragen aus kleinkarriertem Tuch gefertigt; für junge Mädchen ist die in Fig. 4 skizzierte Tracht mit quer gehender Shawldraperie sehr beliebt. Der Mantel ist aus gemustertem Wollstoff in Prinzeßform eng anliegend gearbeitet, die Schärpe aus gleichartigem, glattem Stoff.

Eine deutsche Schreibmaschine.

Es galt längere Zeit Amerika für das einzige Land, welches imstande sei, allen Ansprüchen genügende Nähmaschinen zu erzeugen. Seit einigen Jahren ist aber auch hierin ein solcher Wandel eingetreten, daß Deutschlands Nähmaschinen nicht nur auf dem Weltmarkt den Wettbewerb mit den amerikanischen erfolgreich aufnehmen, sondern gar nach den Vereinigten Staaten ausgeführt werden. Ein ähnlicher Wandel ist in Bezug auf die nicht minder wichtige Schreibmaschine im Anzuge. Auf die von uns beschriebene Schreibmaschine von Guhl und Harbeck ist eine zweite, offenbar erheblich verbesserte gefolgt, die wir der Firma E. W. Brackelsberg in Hagen verdanken. Die beifolgend abgebildete Maschine beruht auf einem anderen Princip als die amerikanischen. Bei diesen werden eingeschwärzte Typen auf das unterlegte Papier gepreßt; bei der Brackelsbergschen erfolgt umgekehrt der Abdruck dadurch, daß man auf den zu beschreibenden weißen Papierbogen ein Blatt abfärbendes Papier legt, gegen welches die gewünschten Buchstaben angepreßt werden, wobei das Blatt dem Bogen einen Teil seiner Farbe abgibt. Das Verfahren ist also den Zeitungsberichterstattern abgeguckt, die mittels abfärbenden Papiers mehrere Exemplare eines Berichts zu gleicher Zeit durchschreiben. Das Anpressen der Buchstaben erfolgt mittels des rechts sichtbaren Stiftes c und der Zahnstangen d.

Als ein erheblicher Vorzug der Brackelsbergschen Maschine ist es anzusehen, daß der daran Arbeitende das Geschriebene stets nachlesen kann. Dies ist, zumal wenn der Apparat zu schriftstellerischen Arbeiten benutzt wird, sowie auch für den Fall, daß der Schreibende gestört wurde, sehr wesentlich. Auch möchten wir den Umstand hervorheben, daß der Raum zwischen den einzelnen Buchstaben ein durchaus gleicher ist.

Buchdruck-Schreibmaschine.

Salon-Magie.

Von Alexander[1]).

Der bezauberte Orangenbaum.

Eine der überraschendsten Produktionen des Ritters Pinetti[2]) bestand in einem mit frischen, grünen Blättern versehenen Orangenbaum, an dessen Zweigen alsbald Blüten und Früchte hervortraten, sobald der Ritter, wie er angab, den Baum mit „künstlich präpariertem“ Wasser begossen hatte.

Wir wollen dem Leser nun die wahrscheinlich richtige Erklärung hier geben.

Der Stamm des Baumes und die daran befindlichen Zweige sind hohl und stehen mit einem, in dem Bottiche oder Topfe vorhandenen Reservoir in Verbindung, welches komprimierte Luft enthält, die im gegebenen Zeitpunkt vermittelst eines luftdicht schließenden Kranes in die hohlen Zweige eindringen kann. Die Röhrchen resp. die hohlen Zweige haben an ihren Enden eine etwas erweiterte Oeffnung, an welche kleine Blasen in der Form der zu produzierenden Frucht, die mit entsprechender Farbe bemalt, befestigt sind. Dieselben müssen zart genug sein, um vor dem Experimente in die etwas erweiterte Oeffnung der Zweige hineingedrückt werden zu können. Ferner muß noch Platz genug vorhanden sein, um gleichfalls kleine weiße Blüten von dünnem Zeuge oder weißem Papiere mit hineinschieben zu können.

Vorausgesetzt nun, daß die ganze Einrichtung vorsichtig gemacht, die Röhrenleitung durchaus dicht und die kleinen Blasen vollständig luftdicht daran befestigt sind, so wird die ausströmende Luft, sobald der Kran entsprechend geöffnet wird, zuerst die Blüten und dann allmählich die Früchte hervortreiben. — Statt des Reservoirs mit komprimierter Luft kann eventuell ein Blasebalg in Anwendung kommen, der unterhalb der Bühne oder des Tisches mit einem Rohre in Verbindung steht, welches durch den Tischfuß geleitet so angebracht ist, daß beim Aufsetzen des Baumes das Ende desselben in den dazu vorgerichteten hohlen Stamm mündet.

Sei hier auch die Art und Weise der Darstellung mitgeteilt.

Der Künstler erbittet sich ein Taschentuch oder verwandten Gegenstand und läßt diesen verschwinden. Alsdann holt er einen mit grünen Blättern bedeckten Orangenbaum herbei, den er auf den Tisch stellt, unter dem Versprechen, daß derselbe auf seinen Wunsch alsbald Früchte tragen werde. Er nimmt ein Tuch, schwenkt dasselbe nach dem Baume und im selben Augenblicke sind an dessen Zweigen eine Menge prachtvoller Apfelsinen erschienen. Nun erklärt er, daß das verschwundene Taschentuch sich in derjenigen Frucht befinden werde, welche vom Publikum dazu erwählt wird, sowie auch, daß die Apfelsine sofort aus dem Baume herabkommen werde, sobald er ein Terzerol dahin abschieße. Der Schuß fällt und im selben Augenblicke rollt die betreffende Frucht aus dem Baume dem Künstler entgegen, zumal wenn die Bühne, was in der Regel der Fall ist, nach dem Publikum zu abwärts neigt. Er ergreift die Apfelsine, zerschneidet sie und findet darin das verschwundene Taschentuch.

Erklärung: Das Tuch ließ der Künstler durch die im Hefte Nr. 5 S. 606 Jahrg. 1885 näher beschriebene Schatulle verschwinden und es in der dort angegebenen Weise seinem Gehilfen zukommen. Der Baum (Fig. 1) hat inklusive des Gefäßes oder Bottiches eine Höhe von ungefähr zweieinhalb Fuß. Der Hauptstamm des Baumes ist hohl und befinden sich innerhalb desselben zwei ziemlich kräftige Drähte (siehe Fig. 2) a und b, deren Bewegung durch kleine Vorsprünge im Stamme geregelt wird. Der eine dieser Drähte a hat da, wo er die Krone erreicht, verschiedenartig auslaufende zweigartige Nebendrähte, an deren Enden soviel grüne Blätter vereinigt sind, daß sie genügen, eine dahinter verborgene Apfelsine zu verdecken. Am unteren Ende dieses Drahtes ist ein Bleigewicht c befestigt, welches vermittelst einer kurzen Schnur h

Der bezauberte Orangenbaum.

mit einem Zahnrade d und einer daran befindlichen kleinen Walze in Verbindung steht. Unterhalb dieses Rades befindet sich ein Sperrhaken i, welcher durch seinen im rechten Winkel verlängerten Arm e, der am Boden des Topfes mit einem stärkeren Ansatz ausmündet, ausgehoben werden kann. Ist nun der Draht mit den verschiedenen Zweigenden in die Höhe geschoben, indem die Walze mit der Schnur links herumgedreht wird, und von dem Sperrhaken gehalten, so wird derselbe infolge des freigewordenen Bleigewichtes mit den daran befestigten Blättern zurückfallen und die Apfelsinen sichtbar werden lassen, sobald der Sperrhaken ausgehoben wird.

Der zweite Draht b, welcher sich in dem Stamme befindet, reicht ungefähr bis zur Mitte der Krone, wo er in einer kleinen halbzölligen Spitze k oberhalb eines dort angebrachten durchlöcherten Vorsprunges ausläuft, um dort eine Apfelsine festhalten zu können. Dieser Draht nun ist unterhalb des Baumes im Topfraume winkelförmig gebogen und dort mit einer Spiralfeder f verbunden, welche sich in einem Blechrohre bewegt und die, wenn emporgeschoben, von dem Sperrhaken g zurückgehalten wird, so daß die erwähnte Spitze in der Krone sichtbar wird, um die zubereitete Apfelsine daran zu befestigen.

Nachdem nun der Gehilfe in Besitz des Tuches gelangt ist, steckt er dasselbe schnell in die dazu vorbereitete, ausgehöhlte Apfelsine und diese sodann auf die Drahtspitze. Alsdann hebt er in vorerwähnter Weise den anderen Draht mit den Blättern empor, um die Früchte damit zu verdecken. Ist dies geschehen, so bringt er entweder selbst den Baum herbei, oder überläßt dies dem Künstler.

Um nun den Baum in Aktion zu bringen, sind unterhalb der Tischplatte zwei Hebevorrichtungen, sogenannte Pedale, angebracht, welche genau mit den hölzernen Enden der Hebel l l, die unterhalb des Bottiches ausmünden, korrespon-

1) Vergl. Heft 2, p. 482 d. J.

2) Desgl. Heft 1, p. 225 d. J.

dieren, zu welchem Zwecke man auf dem Tische bestimmte Zeichen gemacht hat. Diese Pedale sind mit Schnüren verbunden, welche entweder durch den Tischfuß laufen oder außerhalb an demselben angebracht sind und bis zu dem Gehilfen reichen.

Zieht nun der Gehilfe das erste Pedal an, so wird, wie gesagt, der Haken des Rades ausgelöst und der mit den Blättern verbundene Draht sich herabsenken, so daß die Apfelsinen sichtbar werden. Auf das zweite Kommando, oder bei dem Schuß, wird durch Anziehen des zweiten Pedales die Drahtstange b frei, sinkt von der Spiralfeder angezogen herab, und die daran befestigte Apfelsine fällt zu Boden.

Wenn der Künstler die Zuschauer ersucht, die Apfelsine zu bestimmen, in welcher das Taschentuch sich befinden soll, so wird man in der Regel die mittelste wählen, anderenfalls hält es bei dem Herabfallen schwer, zu sehen, ob es die richtige ist.

In kurzem sei hier noch die Konstruktion zweier Pedale angegeben, welche zu diesem und ähnlichen Zwecken dienen können. Das erste A besteht aus einer gebogenen Feder, welche bei a an den Tisch geschraubt ist, und aus einer alten Uhrfeder hergestellt werden kann. Bei b ist ein beweglicher Stift angebracht, welcher durch eine in der Tischplatte angebrachte kleine Oeffnung hervortritt, sobald die bei c befestigte Schnur, welche über eine kleine Rolle d beliebig weitergeführt werden kann, angezogen wird.

Das Pedal B, welches ebenfalls unter der Tischplatte angeschraubt wird, besteht aus einem Blech- oder Holztubus mit einem darin enthaltenen eisernen Stift, der unten zur Führung einen Ansatz hat, an dem ein kleiner Haken e angebracht ist, um eine Schnur oder Darmsaite daran zu befestigen, die an der Wandung empor geht, und über eine kleine Rolle bei f zur Weiterführung ausläuft. Innerhalb des Tubus ist der Stift von einer Spiralfeder umgeben, welche bewirkt, daß, wenn der Stift in die Höhe gezogen wird, er nachher von selbst wieder zurücktritt. Die Zeichnung erklärt das übrige. Die Tischplatte muß natürlich eine kleine Oeffnung haben.

Eine merkwürdige Himmelserscheinung.

Im letzten Drittel des August ist für uns am Sternhimmel eine überaus merkwürdige Erscheinung sichtbar geworden. Im altbekannten Nebelfleck der Andromeda, den man in klarer Nacht schon mit einem Opernglase als helles Wölkchen erkennen kann, ist ein neuer Stern erschienen, von gelbem Licht aus 7. Größe. An der Stelle dieses Sternes sah man vordem nur ein verwaschenes Nebellicht und es scheint, daß der Stern sich neugebildet hat oder doch früher so lichtschwach war, daß ihn auch das stärkste Teleskop nicht zu zeigen vermochte. Es gehört wenig Ueberlegung dazu, um zu begreifen, daß das Aufleuchten dieses Sterns den Eintritt einer großartigen Katastrophe in jenen fernen Weltregionen bedeutet, weit großartiger als wenn unser ganzer Erdball sich in ein einziges Glutmeer verwandeln würde. Die Beobachtungen der Astronomen sind in diesem Augenblick darauf gerichtet, um mittels des Spektroskops die wahre Natur des geheimnisvollen Vorgangs droben am Himmel zu ergründen.

Neue Bücher.

Von F. W. Webers **„Dreizehnlinden“** (Paderborn und Münster 1885, Ferd. Schöningh) ist soeben als 25. Auflage eine Jubelausgabe mit dem Porträt des Verfassers erschienen, die sich durch eine geschmackvolle Ausstattung als solche kennzeichnet. Trotz der enormen Verbreitung, die das Buch in kurzer Zeit fand, scheint es noch keineswegs überall bekannt zu sein, sonst könnte nicht immer und immer wieder betont werden, es handle sich hier um eine spezifisch katholische Dichtung. Weber hat, ohne irgendwie zum Tendenzpoeten zu werden, mit bedeutender Gestaltungsgabe an einem erfundenen Stoff den Kampf zwischen Christentum und Heidentum auf westfälischem Boden veranschaulicht und einzig mit dem erhebenden Bewußtsein von den unendlichen Heilsthaten des erstern für die Menschheit, den Sieg der Lehre Christi verherrlicht. So von jedem Extrem fern gelang es Weber auch vollkommen, das den Deutschen noch heute verehrungswürdige Bild von der Religion unserer Vorderen in großen und edlen Zügen wiederzugeben und das Erhabene erkennen zu lassen, was der Anschauung unserer Väter eigen war. An einzelnen Stellen, so namentlich im 17.—19. Abschnitt, ist von der Erlaubnis, im Epos breit zu sein, ein etwas zu ausgiebiger Gebrauch gemacht worden, aber auch mit dieser Breite versöhnt die Fülle der Gedanken, die gerade an diesen Stellen in seltenem Reichtum niedergelegt sind. Interessant ist es zu sehen, wie auch der Dichter dieser, ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung sich abspielenden Dichtung seine Meinung über die bewegte Gegenwart nicht unterdrücken kann, deren Schäden und Mängel er in dem lichtscheuen Tier des Waldes, dem Uhu, personifiziert. Während hier der Verfasser aus dem Werke heraustretend klagt:

„Die Zeit ist schwer; ehrwürd'ge
Heil'ge Satzung wird zur Fabel,
Recht zu Aberwitz; aus Trümmern
Baut der Wahn ein neues Babel.“

greift ein anderer Dichter mitten in diese Zeit hinein und schildert das Leben des einsamen Idealisten, der aus der Unergründlichkeit eines liebewarmen Herzens, obgleich vernichtet von den rohen Mächten des Lebens, triumphierend Liebe und Gottvertrauen hochhält. Auch dieser Dichter gehört nicht zu den Helden der Mode, es ist: H. Steinhausen, der Verfasser der „Irmela“, der in seinem neuesten Werke **„Der Korrektor“** (Leipzig 1885, Lehmann) eines Vergleichs mit Raabe, ja hie und da mit Jean Paul sich würdig macht. Auch bei ihm ließen sich manche formelle Bedenken geltend machen, aber sie verstummen vor der Wahrheit, mit der das Leben gezeichnet ist, vor der ungesuchten Kunst, mit der Humor und Ernst gemischt werden, vor dem rührenden und überzeugenden Glauben an die guten Seiten der Menschheit, die schließlich doch mit deren Verirrungen versöhnen. Der Dichter stellt den Mann einer entarteten, jede menschliche Regung vernichtenden Wissenschaft dem Vertreter des Glaubens entgegen, der endlich auch über jenes Egoismus siegt. Aber nicht nur in der Hauptfigur, nicht nur in der leitenden Handlung zeigt sich Steinhausen als wahrer Dichter und als Mann von echter Gesinnung, sondern nicht minder in den Nebenfiguren und Episoden, durch die er einen tiefen Blick ins Leben eröffnet. Herrschen bei Steinhausen die großen und allgemeinen, die gegenwärtige Zeit bewegenden Gedanken vor, so zeichnet M. v. Ebner-Eschenbach in ihren beiden Novellen **„Die zwei Comtessen“** (Berlin 1885, Ebhard) mit kundiger Hand die Physiognomie eines bestimmten Standes: der österreichischen Aristokratie. Die frische, anregende Schreibweise der geistreichen Dame ist bekannt, sie zeigt sich auch in dem neuen Werke von ihrer besten Seite. E.-E.s beide Comtessen stehen in starkem Kontrast zu einander und das gibt dem Buch einen ganz besonderen Reiz: dort die sportlustige, verwöhnte Dame der großen Welt, hier das Mädchen, welches tiefer veranlagt, von ernsten Gefühlen gedrängt die Schranken der Konvention bricht und nach ihrer Façon in einer Ehe, die nicht zu den sog. guten Partien gehört, selig wird. Die Novellen sind typisch für eine Gattung in unserer modernen Litteratur, deren Autoren, selbst dem Adel angehörend, bewußt oder unbewußt an der Zersetzung dieser Institution mitarbeiten, sei es nun durch Schilderung der Nichtigkeit gewisser Richtungen dieses Standes in der ersten der Comtessen, sei es durch das Inbeziehungsetzen der modernen socialen Gedanken mit der alten feudalen Herrlichkeit, wie es in der Novelle „Er laßt die Hand küssen“ in diesem Hefte geschieht. — Eine andere litterarische Gabe, die uns Oesterreich beschert, ist die **„Deutsch-österr. Nationalbibliothek“**, welche in Dr. Herm. Weichelts Verlag in Prag erscheint. Es handelt sich hierbei um eine der zahlreichen Kollektionen, welche uns die letzten Jahre beschieden haben, aber eigenartig in der Weise, daß sie nur die besten Werke der deutsch-österreichischen Litteratur zum Neudruck bringt. Bis jetzt sind Werke von Raimund, Frankl, Grün, Milow, Ebert, Silberstein, Kürnberger, Halm, Grillparzer, Märzroth 2c. erschienen, meist mit Einleitungen 2c. versehen. Die Ausstattung ist besser wie die der Reklamschen Bändchen, das Format etwas größer, der Druck deutlich, trotzdem kostet der Band doch nur 20 Pfge. Das Unternehmen ist sehr verdienstlich; handelt es sich auch nicht um kritische Ausgaben, so werden diese hübschen Bände doch gewiß dazu beitragen, die Freude an den litterarischen Schöpfungen in weiten Kreisen zu erwecken und wach zu erhalten, was uns ein Ziel scheint, „aufs innigste zu wünschen“.

Von **Meyers Konversations-Lexikon** (Leipzig 1885, Bibliographisches Institut), dessen Neuerscheinen wir bereits anzeigten, ist jetzt der erste komplette Band erschienen. Mehr noch als es bei den einzelnen Lieferungen der Fall war, erkennt man in diesem stattlichen Band die Unsumme von Arbeit, welche seitens der Mitarbeiter und des Verlegers, vor allem aber der Redaktion geleistet worden ist, die ja gerade bei encyklopädischen Werken als Seele des Ganzen zu betrachten ist. Und der Redaktion muß man das Kompliment machen, daß sie, wie der große Feldherr, der über treffliche Truppen herrscht, alles so besetzt hat, daß nirgends eine schwache Stelle dem kritischen Auge sich zeigt. Das Werk verfällt nicht in den Fehler, die Grenzen der lexikalischen Form zu durchbrechen, und erschöpft doch den Gegenstand, stellt ihn immer gerade da hin, wo man ihn sucht und behandelt ihn immer so, daß das Begehrte dem Suchenden sich bietet. Die Ausstattung ist von gediegener Eleganz, und die 34 Illustrationsbeilagen und 154 Textbilder nicht belangloser Bilderschmuck, sondern wertvolles Material zur Verständlichmachung des Textes. Die wärmste Anerkennung dem alten Meyer in neuer Form.

Zugleich mit dem ersten Bande des Lexikons versendet das Bibliographische Institut die erste Lieferung eines kaum minder empfehlenswerten Werkes: **„Allgemeine Naturkunde“**. Das als Fortsetzung von Brehms Tierleben geplante neunbändige Werk wird in vier Abteilungen die Erdgeschichte (von Prof. Dr. M. Neumayr), das Pflanzenleben (von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun), den Menschen (von Prof. Dr. J. Ranke) und Völkerkunde (von Prof. Dr. Fr. Ratzel) umfassen und nicht weniger als 3000 Textdrucke, 20 Kartenbeilagen und 120 Aquarellbilder enthalten. Es ist auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, wird nach den mitgeteilten Proben in lesbarer Darstellung geschrieben und mit bildlichen Beigaben geziert sein, die bei aller Vorzüglichkeit der für sie angewendeten Techniken, doch nicht als Selbstzweck, sondern als Hilfsmittel erscheinen.

Ein empfehlendes Wort dürfen wir den **„Lehrbüchern für den Unterricht in den neuen Sprachen“** aus dem Verlag von Julius Groos in Heidelberg mit auf den Weg geben, die nach der Methode Gaspey-Otto-Sauer verfaßt sind. Es liegen davon heute sechs vor und zwar von Otto „Conversations allemandes“, „Conversations françaises“ und „German Conversations“, von Sauer: „Dialoghi italiani“ und ein „Dialogos castellanos“ und von Gaspey „English Conversations“. Die Methode erweist sich für Deutsche und Ausländer klar und verständlich und hat bei der ausgesprochenen Absicht, das Sprachenerlernen zu ermöglichen, eine besondere Berechtigung in unserer, einen ausgedehnten Verkehr begünstigenden Zeit. Dazu kommt, daß die Bücher auch handlich und nicht zu teuer sind.

Unter den zahlreichen kunstgewerblichen und kunsthistorischen Verlagswerken, welche von Georg Hirth in München herausgegeben werden, nimmt dessen soeben in dritter Auflage erscheinendes **„Deutsches Zimmer“** einen hervorragenden Rang ein. An der Hand vortrefflicher den besten Meistern nachgebildeter Illustrationen schildert es in fortlaufendem Text das deutsche Zimmer der Gotik und Renaissance, des Barock-, Rokoko- und Zopfstils, belehrt und unterhält, bildet den Geschmack und regt an, der Behausung jenen intimen Charakter zu geben, der das Wohlbefinden daheim so bedeutend verstärkt. Bis jetzt erschienen drei Lieferungen, deren jede, obgleich prächtig ausgestattet in Großquart nur 1 Mark kostet. Am besten fügt sich der Anzeige des Hirthschen Werkes die des **„Münchner Kalenders für das Jahr 1886“** (Selbstverlag des Centralvereins für Kirchenbau in München) an, der seinen Vorgänger eher noch übertrifft. In schmalem Folioformat gedruckt ist dieser von Otto Hupp mit glücklichster Anlehnung an alte Muster herausgegebene Kalender, auf kräftigem Handpapier, ein wahrer und stilvoller Schmuck jedes Zimmers. Zudem ist er auch inhaltlich praktisch angelegt, enthält außer dem Kalendarium einen Spruch von Lingg, Münz-, Maß- und Gewichtstabelle, einen Aufsatz Pettenkofers über Ventilation u. a. m.

J. K.

Unsere Bilder

erklären sich dießmal großenteils von selbst. Zu dem Blatt „Wie unser Farbendruck hergestellt wurde“ gibt Uhlands Artikel (S. 527 ff.) Auskunft, C. Marrs reizendes, mit einer seltenen Feinheit der Holzschnittechnik hergestelltes Doppelblatt illustriert in wirkungsvoller Weise das liebliche Kinderlied „Schlaf, Kindchen, schlaf“ und auch das dritte Blatt „Das Märchen vom Plätteisen“ findet seine beste Erklärung in Victor Blüthgens reizender Plauderei. „Nanna“ von Eugen von Blaas ist einer jener lieblichen Kinderköpfe, die uns, wo immer wir ihnen begegnen, das Herz mit Freude erfüllen. Aus diesen großen dunklen Augen leuchtet Unschuld und Frieden, dieser Mund weiß zu lächeln, daß ihn ein Engel darum beneiden könnte, und über diese samtweichen Haare muß sich's köstlich streicheln lassen. Möchte dir und all deinen tausend Schwestern ein glückliches Los hienieden beschieden sein!

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rätsel.

Ich bin ein Kind der
Welt dort oben,
Aus Glanz und Herr-
lichkeit gewoben;
Gesellt dem Lieblichen
und Hellen.
Doch kann ich mich
auch arg verstellen,
Verbündet sein mit
finstern Mächten,
Die gegen Recht und
Wahrheit fechten.

Will man mich grei-
fen und erfassen,
Muß man mich erst
verwandeln lassen
In einen ernstgewicht-
gen Zeugen,
In etwas, dem sich
Alle beugen,

Doch ist mir niemals ganz zu trauen;
Du mußt mich prüfend stets beschauen,
Da ich zu täuschen weiß, zu lügen
Und Unvorsicht'ge zu betrügen.

Dechiffrier-Aufgabe.

Aufgabe.

Welcher Jünger schlief am längsten?
Nimmst du mitten ihm sein Herz,
Grüßt dich ein Barbarenkönig,
Unbiegsam wie Stein und Erz.

Rebus.

Buchstabenrätsel.

Mit K muß ich am Feuer schwitzen,
Mit F braucht man zum Binden mich,
Mit S dien' ich zum Ruhn und Sitzen,
Mit N hingegen brenn' ich dich.

Füllrätsel.

M	A			R	T
A	d			i	o
P	i			n	o
N	e			u	n
B	r			m	a
T	a			n	t

Die leeren Felder des nebenstehenden Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die dritte und die vierte senkrechte Reihe je eine Hauptrolle in einer bekannten Oper nennen, und daß die wagerechten Reihen sechs bekannte Worte ergeben.

Echorätsel.

Quisnam est clamor?
Was that Leander an Sestos Küste?

Auflösungen zu Heft 2, S. 429.

Silbenrätsel: Freischütz.
Mathematisches Scherzrätsel: A mal ie mi t tel s zet tel ist gleich ein es ch achtel d a t tel n zu be s tel l en. Oder: Amalie mittels Zettel ist gleich eine Schachtel Datteln zu bestellen.
Homonym: Anschlag (Kosten-, Angriff, Wellen-, Mauer-, Glocken-A.).
Logogryph: Treue, Reue.
Charade: Finsterahorn.
Was heiß' ich? Firmelung.
Rebus: Wer Kenntnisse erworben — In seiner Jugendzeit, — Ist selten noch verdorben — Im herben Lebensstreit.
Preisrätsel in Heft 1 (von Alfred Friedmann): Vers-Tand.
Scherz-Charade in Heft 2 heißt: Zweifelhaft.

Eine Gruppierungsaufgabe.

Von

Oskar Justinus.

Aus der wechselnden Gruppierung von sieben ein Gebirge bezeichnenden Buchstaben sollen hundert Worte gebildet werden, die in nachfolgenden, nach Buchstabenzahl und Alphabet geordneten Rätselbezeichnungen näher angedeutet werden.

Aus zwei Buchstaben bestehen:

Nr. 1 und 2. Beides Umstandswörter. 3. Ein Flächenmaß. 4. Folge eines Kalauers. 5. Nicht die Frau. 6. Verschieden, nach der Betonung. 7. Weniger als eine Sekunde. 8. Gehörnter Bewohner der Urwälder.

Aus drei Buchstaben:

9. In dem Reich der Lüfte. 10. Ist steuerfrei. 11. Blumig und duftend. 12. Ein großer Vogel. 13. Schwarz und in Afrika. 14 Gerührt und geschmiert. 15. Nicht alt. 16. Ein Flickwörtchen. 17. Ein dito. 18. Noch am Mast. 19. Nicht häufig. 20. Wärmt den Magen.

Aus vier Buchstaben:

21. Ein Zeitabschnitt. 20. Syrischer Hafen. 23. Gebetschluß. 24. Babys Freundin. 25. Staat in Asien. 26. Asiatischer Fluß. 27. 28. 29. Drei schöne Mädchen. 30. Zur Frisur unentbehrlich. 31. Durch eine Hochzeit berühmt. 32. Nicht ganz. 33. Oder Leidenschaft und Genie. 34. In der Pflaume. 35. Erstes Kinderlallen. 36. Berühmte Sängerin. 37. Der Herr in der Ehe. 38. Im Baum, im Knochen und im Beutel. 39. Rings um die Welt. 40. Der Stolz der Küche. 41. Halt' ihn unbescholten. 42. Ein realistischer Roman. 43. Macht viele. 44. Beim Kegelspiel, das Höchste. 45. Alter Römerkönig. 46. Indergott. 47. In der kleinsten Hütte. 48. Kommt oft zu spät. 49. Sitzt am Teiche. 50. Stadt in Westfalen. 51. Ein Element. 52. Aus alten Gräbern.

Aus fünf Buchstaben:

53. Staatsschatz. 54. Aus dem Finkengeschlecht. 55. Zeichen der Hoffnung. 56. Für Wettkämpfe. 57. Das Volk in Waffen. 58 Kolossal! 59. Altdeutscher Vorbau. 60. Der Lohn des Bauern. 61. Antikes Kunstwerk. 62. Erwünscht mit Wein gefüllt. 63. Beim Bau unentbehrlich. 64. Zweihufer thun es doppelt. 65. Bedauernswerter Zustand. 66. Thongefäß. 67. Prophezeit das Alter. 68. Rings um die Burg. 69. Asiatischer Volksstamm. 70. Der Vorfahren Geister. 71. Französischer Fluß 72. Tiroler Kurort. 73. Der Muselmänner Pilgerfahrt. 74. Eigentümlichkeit Braunschweigs. 75. Stadt in Brandenburg. 76. Beim Brückenbau erforderlich. 77. Großer Historiker. 78. Französischer Gelehrter. 79. Aelteste Schrift der Deutschen.

Aus sechs Buchstaben:

80. Ausruf des Archimedes. 81. Hohes Haus. 82. Beliebte Oper. 83. Kriegsminister. 84. Biblisches Land. 85. So sitzen die Türken. 86. Aegyptische Tempelruine. 87. Versteht alles. 88. Deutscher Dichter. 89. Stadt in Galizien. 90. Der Henne Familie. 91. Preußischer General. 92. Orientalisches Gedicht. 93. Griechischer Gott. 94. Zahl. 95. Deutscher Historiker. 96. Aristokratischer Sport.

Aus sieben Buchstaben:

97. Eine Fischgattung. 98. Physiker, der viel genannt wird. 99. Ein europäisches Volk.

Aus acht Buchstaben:

100. Brandenburgische Landschaft.

Charade.

(Dreisilbig.)

Die Erste nennet eine
Pflanze,
Die Letzten sind ein
Federvieh,
Und sicherlich kennt
auch das Ganze
Der, welcher treibt
Geometrie.

Whistaufgabe Nr. 5.

A, B, C und D spielen Whist. D hat Karten gegeben. A ist Vorhand, B zweite Hand, C dritte Hand. B hat (mit dem zweiten Spiel Karten) Coeur Atout gemacht.

B hat die folgenden Karten: Treff-Aß, Treff-König, Treff-Dame, Pique-Aß, Pique-König, Coeur-König, Coeur-Bube, Coeur-Neun, Coeur-Sieben, Carreau-Aß, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-Bube.

B und D werden Groß-Schlemm, obwohl B so vorzügliche Karten hat.

Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Lösung der Whistaufgabe Nr. 4.

Sechster Stich: Coeur-König, Coeur-Aß, Treff-Aß, Coeur-Zwei.

Siebenter Stich: Treff-Drei, Treff-Zehn, Treff-Bube, Treff-Neun.

Achter Stich: Treff-König, Coeur-Acht, Pique-Fünf, Treff-Dame.

Neunter Stich: Coeur-Dame, Pique-Zehn, Carreau-Vier, Coeur-Fünf.

Zehnter Stich: Coeur-Bube, Pique-Bube, Carreau-Neun, Carreau-Drei.

A spielt nun entweder Pique oder Carreau und die Karten von C machen die drei letzten Stiche. Wirft B im zehnten Stich nicht den Pique-Buben, sondern den Carreau-Buben ab, so gibt A aus den Karten von C nicht Carreau-Neun, sondern Pique-Neun.

Schachaufgabe Nr. 19.

Von E. H . . . . . n in Nyköping.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XI.

Von Gustav Sieg in Görlitz.

Weiß. Kc2. Te3, e8. Sf7. Bc3, d5, g2, h4.
Schwarz. Kf4.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 18.

1. De2 — d3 beliebig.
2. Dd3 — f3 (+) beliebig.
3. Le7 — f6, Sd4 — c6, Df3 — e3 matt.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 17 wurde gelöst von E. Kuhl in Gotha, R. Miltiz in Erfurt, W. Liebmann in Leipzig, Gustav Stichel in Hamburg.

Nr. IX wurde gelöst von J. G. Krähenbühl in Lekwyl, R. Miltiz in Erfurt.

Russische Steppenjagd.

Während im westlichen Europa die Parforcejagd zu den überwundenen Standpunkten gehört und wir nur die britischen Fuchsjagden und die Berliner Hubertusjagd davon ausnehmen, bildet sie im südöstlichen Europa: in Rumänien und dem südrussischen Steppenlande noch einen höchst beliebten und gepflegten Zweig der Jagd. Dort in jenen weiten, wellenförmigen Steppen mit dürftigem Holzanflug oder hohem Gras und Gestrüpp hat die Hetzjagd mit Pferden und Hunden auch ihre volle Berechtigung, denn das Weidwerk mit Anstand, Pirschgang und Treiben würde bei der Beschaffenheit der Oertlichkeit und der Natur des Wildes nur eine dürftige Ausbeute liefern und die aufgewandte körperliche Anstrengung nicht lohnen. Das dortige Haarwild: Fuchs und Wolf, Hase, Reh, Wildschwein und Saiga-Antilope ꝛc. kommen allzu sporadisch in den weiten Einöden vor, um eine geordnete Jagd zu verlohnen, welche auch des poetischen oder idealen Reizes ermangeln würde. Da aber die Bewohner jener Gegenden alle beritten und vortreffliche, kühne Reiter sind, so verursacht es größeres Vergnügen, auf windschnellen Pferden im vollsten Rennen den weiten Raum zu durchmessen und dem angehetzten Wild und der eifrigen Meute über Stock und Stein und durch Busch und Dorn zu folgen, bis das Wild niedergeritten ist. Es bildet einen wirklichen mannhaften Sport, dessen poetischen Reiz und Zauber nur der leidenschaftliche und gewandte Reiter zu schätzen imstande ist. Materiell lohnend ist die Steppenjagd nicht, denn das Wildbret des gehetzten Wildes ist unappetitlich und ungesund und wird nach dem Abfangen meist den Hunden als curée vorgeworfen. Allein so in aller Morgenfrühe, wenn der fein flimmernde Duft oder leichte Nebel noch über der Steppe liegt und der Reif an Gras und Busch blinkt, auf feurigem Renner hinauszureiten, mit dem Spürhund irgend ein Wild aufzusuchen und anzuhetzen und dann der lustig bellenden Meute meilenweit in einer Gangart zu folgen, daß selbst die Rosse in ihrer Aufregung den Raum zu verschlingen scheinen, das ist eine mannhafte Lust, ein berauschendes Hochgefühl, welches auf die leidenschaftlichen Söhne jener Länder, seien sie nun dakischen, slavischen, sarmatischen oder tatarischen Bluts, einen unwiderstehlichen Reiz ausübt und zu den beliebtesten Sports gehört. Die Zucht edler Hunde und ausdauernder flüchtiger Pferde steht damit in innigstem Zusammenhang, und hierdurch erhält diese noble Passion der dortigen Jugend auch ihre praktische Bedeutung. Für den berückenden und berauschenden Zauber dieses Sports sind aber auch Abendländer nicht gleichgültig, wie denn Kaiserin Eugenie in den Tagen ihres Glanzes eine passionierte Parforcejägerin war und diese Jagd unter den „Oberen Zehntausend“ des westlichen Europas eine Menge von Verehrern findet. —r.

Der gestirnte Himmel im Monat Dezember.

Der Planet Merkur wird in diesem Monat bei sehr günstigem Wetter gesehen werden können, jedoch nur auf kurze Zeit, höchstens eine Viertelstunde lang vor Sonnenaufgang im Südosten. Venus wird immer besser sichtbar und geht zuletzt erst um 8 Uhr abends unter. Am 9. erreicht sie ihre größte östliche Entfernung von der Sonne. Sie ist alsdann zur Hälfte erleuchtet und man kann mit Hilfe eines kleinen Fernrohrs deutlich wahrnehmen, daß sie jetzt eine Lichtgestalt zeigt wie der Mond im ersten Viertel. Auch Mars bleibt immer länger sichtbar, am Schlusse des Monats geht er bereits um 10½ Uhr abends auf. Man kann ihn also in den Frühstunden hoch am Himmel erblicken, wo er durch sein rotes Licht gleich kenntlich wird. Jupiter geht kurz nach Mitternacht auf und erst gegen 8 Uhr morgens unter. Eintritte in den Schatten finden bei seinem ersten Monde statt am 5. 7 Uhr 57 Minuten morgens, am 7. 2 Uhr 25 Minuten nachts, am 14. 4 Uhr 18 Minuten morgens am 21. 6 Uhr 11 Minuten morgens, am 30. 2 Uhr 32 Minuten morgens. Eintritte des zweiten Mondes in den Schatten erfolgen am 10. 5 Uhr 21 Minuten früh, am 17. 7 Uhr 56 Minuten morgens. Saturn erreicht in diesem Monat seine günstigste Sichtbarkeit; am 26. steht er der Sonne gerade gegenüber, glänzt also um Mitternacht hoch im Süden, sein Ring ist jetzt am weitesten geöffnet und kann auch schon in einem kleinen Fernrohre wahrgenommen werden Am 21. 4 Uhr abends tritt die Sonne in das Zeichen des Steinbocks und damit beginnt astronomisch der Winter. Am 6. Dezember mittags tritt der Neumond ein, am 14. abends das erste Viertel, am 21. abends der Vollmond und am 28. mittags das letzte Viertel.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

6 mal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. Wilhelmy, Sarasate u. v. A. Ausf. Preiscourante werden gratis frc. zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
SCHUTZMARKE
Fahnen-Manufactur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.
Nur Handstickerei.

Hochfeine Weichselpfeifen, Dtz. 24 M., extra elegant 30 M.; Brilloner 12. Probe 1/2 Dtz. wird abgeg. Nichtconv. zurückgen. Illustr. Preisl. fr. [1993]
M. Schreiber, Hoflieferant, **Düsseldorf.**

Neu! Für Aerzte und Apotheker!
Dr. Oidtmann's Purgatif, gesetzlich geschützt. **Aeußerlich** gegen Stuhlbeschw., Hämorrhoiden, Blasenschwäche. Nur in Apotheken.
[2000] **Dr. Oidtmann, Mastricht, Holland.**

Maschinenbau-Unterrichts-Anstalt
Berlin C, August-Str. 30. [2001]
Wintercursus beginnt 4. Oct. Prosp. z. Verfügung. **Dr. Böhme Nachf. H. Götze.**

---

400 der schönsten Bilder
sind in Photographiedruck, Cabinetformat (16/24 ctm) à 15 Pf. zu haben. Religiöse, Genre-, Venus-Bilder etc. 6 Probe-Bilder mit Katal. g. Eins. v. 1 Mark in Briefm. überallhin franco.
H. Toussaint, Berlin, S. W., 44 Unter den Linden.

Echte Briefmarken!
Brasilien 12 versch. 40 Pf. — Bulgarien 10 v. 50 Pf. — Siam 3 v. 50 Pf. — Persien 4 v. 50 Pf. etc. Preisl. grat. u. frco.
Ernst Hayn, Berlin N., Invalidenstraße 15.

Flechten und sonstige Hautkrankheiten heilt sicher **F. Diehl,** Apotheker, **München,**
[2016] Nymphenburgerstraße 46.

SANJANA
HEILMETODE.

Grossartigste u. glänzendste Erfolge i. d. Behandlung sämtlicher Blut- u. Hautkrankheiten (Psoriasis), Hals- u. Lungenleiden (Tuberculose), Nervösen Schwächungen, Anämie, Epilepsie, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magen- u. Leberleiden durch die Specifica der Sanjana Company, Egham, England.
Billigstes, bestes u. sicherstes Heilverfahren, welches überhaupt existirt.
Kein Kranker gebe die Hoffnung auf, selbst wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, sondern wende sich an den *Secretär d. Sanjana Company,* Prinzenstr. 92, *Berlin.* **Gratis u. franco** genaueste Auskunft und Instructionen.

Bei 1000 Mark Gehalt
sucht solide Leute zum Caffee-Verkauf in Postcollis an Private [2006]
Wilh. Volckmann, Hamburg.

Tragbare Oefen

mit **Carbon-Natronheizung** für Lokalien ohne Rauchabzug; die Oefen brauchen **keinen Schornstein,** brennen rauch- und geruchlos und erwärmen schnell selbst größere Räume. Behördlich auch da gestattet, wo sonst Feuerungsanlage untersagt ist. — Kleinster Ofen ca. 1 Mtr. hoch incl. Füllung für ca. 2 Monate 30 Mark. [1943]
Alwin Nieske, Dresden.

Damen-Kleiderstoffe, Flanelle, Besatzstoffe etc.
liefert in beliebiger Meterzahl, in nur reellen Qualitäten an Private, zu **billigsten Fabrikpreisen** — Muster frei — [2027]
Paul Louis Jahn, Greiz,
Fabrik reinwollener Waaren u. Versandtgesch.
Garantie für reellste Bedienung: Im Fall Zurücknahme.

Eau de Claron, gegen Kopfschuppen. Fl. 80 Pf. [2011]
L. Grünbaum, Altenburg i. S.

Gesucht

Agenten und Reisende zum Verkauf von **Kaffee, Thee, Reis** und **Hamburger Cigarren** an Private gegen ein Fixum von 300 Mark und gute Provision.
Hamburg. J. Stiller & Co.

Neue Preisliste
über Patent-
Steinbaukasten
soeben erschienen! Eltern, welche sich über das diesem hochwichtigen Artikel zu Grunde liegende System zu unterrichten wünschen, wollen nicht versäumen, sich die **neue reichillustrirte Preisliste** kommen zu lassen. Zusendung franco.
F. Ad. Richter & Cie.
Rudolstadt, Thüringen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne u. classische Bilder, Pracht- u. Galeriewerke, Photogravüren 2c.) mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen. [2030]

Trunksucht.

Mittel dagegen sende gegen 3 M.
Apotheker Dr. Werner,
Endersbach, Württemberg.
Discr. selbstverständlich. Wohlbefinden und Muth zur Arbeit stellt sich alsbald wieder ein.

Münchner Zithern,
Export. — Preisgekrönt.
nur ganz vollendete Arbeit,
[1893] **beste Sorten Saiten,**
Jos. Thumhart, München,
Preis-Courant gratis.

Kirche, Schule u. Haus.
ESTEY
ORGELN und **Harmoniums**
amerikanischen u. deutschen Systems v. 120—4000 M., unter **5jähr. Garantie**
Illustr. Preislisten, Referenzen grat. u. fran.
Alfred Merhaut, Leipzig.

Die **Meerschaum-, Bernstein- u. Elfenbeinwaaren-Fabrik** v.
Justus Breul, Berlin, C. Gertraudten Str. 22.
empf. nur **echte Meerschaumspitzen** und **Pfeifen,** Damenschmuck von **Bernstein, Elfenbein u. engl. Jet. Ball-, Theater- u. Federfächer. Neu! Spazierstöcke mit Spritzflacons** v. 5.50—8 M
Neuestes ill. gross. Musterbuch geg. 1 M Marken franco, welche bei Aufträgen v. 10 M in Abrechnung kommen. [1958]

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in **Hannover** ist soeben erschienen: [2012]

Aus England.
Aphoristische Skizzen über Land und Leute
von
Bernard Ellis.
Preis 2 M. 40 Pf.

P. Pabst's
Musikalien-Handlung in **Leipzig,**
verbunden mit einer
bedeutenden Musikalien-Leihanstalt,
versendet ihre Cataloge **gratis und franco.** — Bei **Musikalien-Ankauf coulanteste Bedingungen.** — Nicht-Convenirendes wird bereitwilligst umgetauscht. [2010]
Metronome (nach Mälzl) billigst.

Die Damen-
Vor Nachahmung wird gewarnt. — gesetzlich geschützt.
Hygiaea-Binden, ärztlich empfohlen und nicht zu verwechseln mit den seither bekannten, gleichem Zwecke dienenden primitiven Aufsaugekissen, sind den Damen zu regelmäßigen Zeiten unentbehrlich. 1/1 Dtzd. M 3. —, Gürtel dazu 75 ₰.
S. Immenkamp, Chemnitz, Sachsen,
[2026] Fabrik medic. Verbandartikel.

Jede Dame ist
im Stande, **altdeutsche gepunzte Lederarbeiten** als schöne Geburtstags- u. Weihnachtsgeschenke herzustellen. **Werkzeugkästen** mit Anleitung u. Vorlagen hierzu Preis M. 10. — u. M. 14. — versendet
Gustav Fritzsche, K. Hoflief. **Leipzig.**
Preisverzeichnisse franco und gratis.

Ein stolzer Schnurrbart,
Vollbart, sowie üppiges Haupthaar wird in kurzer Zeit durch **Prof. Battyann's Ungar. Haar- und Barttinctur** hervorgebracht. **Erfolg großartig und garantirt.** Für die Haut völlig unschädlich. Prs. p. Flac. n. Gebr.-Anw. 2 M. Gegen Nachn. od. Einsdg. d. Betr. **direct echt** zu bez. durch die
Parfümeriefabrik von G. Seifert,
Dresden-Plauen, Ringstr. Nr. 6—8.

Allen Gesangvereinen sei bestens empfohlen: [2025]

Der Chorgesang.

Photogr. v. C. Stuedtes, Leipzig-Reudnitz.

Zeitschrift für die gesamten Interessen der Sangeskunst
mit besonderer Berücksichtigung der
Gemischten Chöre, Männer- und Frauen-Gesangvereine.
Herausgegeben unter Mitwirkung
hervorragender Komponisten für Chorgesang, Musikdirektoren, Chor-Dirigenten und berühmter Musikschriftsteller
von
A. W. Gottschalg,
Großherzogl. Hoforganist und Lehrer an der Musikschule zu Weimar.

Preis pro Quartal mit allen Musikbeilagen 2 Mark.	Erscheint mit Musikbeilagen am 1. und 15. jeden Monats.

Die Redaktion und Verlagshandlung haben ihr Augenmerk bezüglich der Originalkompositionen ganz besonders darauf gerichtet, daß dieselben weder ausschließlich der neueren noch der älteren Musikrichtung angehören. Es soll hierbei in jeder Hinsicht **parteilos** zu Werke gegangen werden.

Gerade durch den musikalischen Teil des „Chorgesang" wird den Vereinen unserer festen Ueberzeugung nach eine Fülle vorzüglichen und einen dauernden Wert behaltenden Materials geboten. **Ein Jahrgang des „Chorgesang" soll und muß ein Schatz moderner Chorgesangskompositionen werden!**

Der „Chorgesang" soll bieten

a) **in seinem textlichen Teile:**

1. **Biographien hervorragender Komponisten und Dirigenten der Gegenwart,** wenn möglich mit deren **Portraits,** 2. **Populäre Abhandlungen ästhetischen und didaktischen Inhalts,** 3. **Feuilleton, enthaltend gediegene Künstlernovellen, Musikhumoresken, zu Kompositionen geeignete Gedichte** 2c., 4. **Vereinsnachrichten in schematischen und ausführlichen Berichten,** 5. **Vakanzen von Dirigentenstellen,** 6. **Buch- und Kunstmappe,** 7. **Vermischtes,** 8. **Briefkasten,** 9. **Sprechsaal,** 10. **Preisaufgaben** (möglichst eine in jedem Quartale), 11. einen **Vereins-Wegweiser,** in welchem **alle** Vereine, welche Abonnenten sind, mit Angabe ihres **Lokales** und der Uebungsstunde kostenlos Aufnahme finden, 12. **Anzeigen.**

b) **in seinem musikalischen Teile:**

Original-Kompositionen, welche von der Verlagshandlung selbst erworben sind, und die mindestens 8 Seiten jeder einzelnen Nummer füllen müssen. Es verbleiben diese Chorgesangs-Kompositionen **Eigentum der Verlagshandlung des „Chorgesang",** welche den Herren Komponisten **außer einem Honorar** (nach vorheriger Vereinbarung) auch noch eine **fortlaufende hohe Tantième** vom Reingewinn der nachträglich bestellten **Extra-Partituren** und **Stimmen** zusichert. Ein Modus, wie er bisher wohl nur selten von Verlagshandlungen gehandhabt wurde 2c.

Wertvolle Beiträge für den textlichen Teil Nr. 1—3 werden angemessen honorirt, und finden Vereinsnachrichten bei **pünktlicher** Einsendung unentgeltliche Aufnahme.

Die von der Presse zahlreich eingegangenen Empfehlungen werden auf Umschlag von Nr. 2 bekannt gegeben. —

Bei jeder Buch- und Musikalienhandlung, Postanstalt des In- und Auslandes, sowie bei der Expedition: Licht & Meyer in Leipzig werden Abonnements entgegen genommen.

Probenummern stehen auf Verlangen gern gratis und franko zur Verfügung.

Verlag von Licht & Meyer in Leipzig.

Franko! Neueste Muster! Franko! Neueste Muster! Franko! Neueste Muster!

Wir versenden auf Verlangen **franco an Jedermann die neuesten Muster** der für gegenwärtige Saison in denkbar größter Reichhaltigkeit erschienenen und in unserem Lager vorräthigen Stoffe zu Herrenanzügen, Paletots, Regenmänteln, wasserdichten Tuchen, Doppelstoffen, Feuerwehrtuchen, forstgrauen Tuchen, Billard-, Chaisen- und Livrée-Tuchen, vulkanisirten Paletotsstoffen mit Gummieinlage garantirt wasserdicht, sowie Damentuche und liefern jedes beliebige Maaß nach dem In- und Auslande franco.
Tuchausstellung Augsburg (Wimpfheimer & Cie) in Augsburg. [2007]

Weltpost.

Preisverteilung
an die Einsender richtiger Lösungen des Preisrätsels (S. 223) im ersten Heft „Verstand".

1. Heinrich Ordenstein, Direktor des Konservatoriums, Karlsruhe, Kaiserstraße 199: J. v. Falke, Hellas und Rom.
2. Max Fischer, Eisenbahnsekretär, Chemnitz, Wilhelmstraße 2, II.: W. Kaden, Die Riviera.
3. Alex. Nelson, Berlin W., v. d. Heydtstraße 13: Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben.
4. Adolf Hassieur, Malzfabrik, Neustadt a. d. Haardt: J. v. Falke, Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker.
5. Prof. Dr. Th. Helm, Wien III., Hauptstraße 51: F. v. Hellwald, Die Erde und ihre Völker.
6. M. von Nieden, Elberfeld, Ludwigstraße 72: A. v. d. Linde, Gutenberg.
7. Dr. Schön, Realgymnasial-Direktor; Offenbach a. M.: H. Zöller, Die Deutschen im brasilianischen Urwald.
8. Anna v. Hertlein, Doktorsgattin, Sinsheim in Baden: A. v. d. Elbe, Der Heliandsänger.
9. Heinr. Oertl, k. k. Oberlieutenant des 8. Infant.-Reg., Brünn: Th. Zolling, H. v. Kleist.
10. Ernst Neu, Livorno, Piazza Venti Settembre 5: E. Werner, Der Egoist.
11. Dr. J. Schmidt, Lehrer am Realgymnasium, Brandenburg a. H.: Eine Serie kulturhistorischer Stammbücher.
12. Dr. E. von Herzfeld, Wien I., Börsengasse 14: desgl.
13. A. Friedrichsen, Kiel, Brunswickerstraße 16: desgl.
14. W. Linck, Köln, Jahnstraße 24: desgl.
15. Carl Seyffardt, Crefeld, Luisenstraße 117: desgl.
16. Christian Spinner, Elizabeth, 710 Elizabeth Ave., State of New Jersey: L. Walesrode, Der Storch von Nordenthal.
17. Frau Klara Friedländer, Bromberg, Wollmarkt 7: desgl.
18. Frau Paula Reiß, Karlsruhe, Bismarckstraße 27: desgl.
19. Emil Robert Schulz, Privatsekretär, Löbau in Sachsen: desgl.
20. August Witt, Hamburg, Nikolaistraße 9: desgl.
21. Zach. Lorch, Frankfurt a. M., Baumweg 44: 5 Bände Collektion Spemann.
22. v. Freyholdt, prakt. Arzt, Adenau, Reg.-Bez. Coblenz: desgl.
23. Frau Orphine Mack, Ulm a. D., Kohlgasse: desgl.
24. Centner, Dresden, Wilsdrufferstr. 44: desgl.
25. L. Horn, Berlin, Göbenstraße 5: desgl.

Richtige Lösungen sandten ein:

Aachen: B. S.; Abbach: H. P.; Adenau: v. F.; Agram: W. M.; Aistersheim: K.; Altena: H. K.; Altenburg: H. N.; Altona: A. L.; Amberg: L. F.; Ashford i/England: W. R.; Aurich: G v. H.; Bad Soden: A. H.; Bamberg: G. B.; Barmen: C. B.; Barr i/Els.: C. Sch.; Bartenstein: v. Sch.; Barth: E. K.; Basel: H. Sch.; Berent: L. R.; Berlin: A. O., B. K., G. K., L. H., A. B., E. v. A., C. W., G. F., O. H., A. N., H. P., O. E., C., A. G., M. J., G. S., L. St., E. K., G. E., B., L. H., S. R., M. H. Th. H., O. Sch., E. H., A. Sch., H., W. K., E. S., E. Sch.; Bialystock (Rußland): S. W.; Bitterfeld: B.; Blankenburg a/H.: E. W.; Brandenburg: J. Sch.; Braunschweig: O. L., F. O.; Bremen: J. W. S., F. B.; Bremerhaven: W.; Breslau: W. K., M. R., H. F., J. G., M. Sch., F., L. F.; Bromberg: C. F.; Brooklyn: A. Z.; Bruchsal: P. J.; Brünn: H. O., J. v. L.; Brüssel: A. F.; Budapest: K. P., A. St., J. C. A.; Budweis: H. K.; Cassel: F. D., A. W., M. v. B., L. W.; Charlottenburg: F. T.; Chemnitz: E. D., A. L., M. F.; Christiania i/Norwegen: B. M.; Cincinnati: L. R.; Coblenz: E. Sch., J. D.; Coburg: F. P.; Connewitz: A. H.; Cottbus: M. N.; Crefeld: C. S.; Danzig: E. Sch.; Darmstadt: W. E., A. R., H. St., E. E.; Delecke: B.; Dresden: H. E., A. N., E. P., P. St., A. K., C. B., R. Sch., G. Sch., R. Sch., C., F. Sch., F. H., G. D.; Düsseldorf: P. B., J. L.; Dux: B. M.; Elberfeld: F. B., W. F.; Elizabeth: Ch. S.; Elsterwerda: B.; Erfurt: G. K., v. G.; Erlangen: A. K., K. F., E. F.; Eschweiler-Pumpe: H. C.; Essen: J.; Frankfurt a/M.: B. St., A. A., E. R., C. B., W. M. M., A. S., B., A. R., Z. L., H. St., W. W., C. H., R. L., L. H.; Freiburg i/B.: E. L.; Forst: B. H.; Galow: A. R.;

Weltpost.

Genf: F. M.; Genthin: F. A.; Gera: E. W.; Gildehaus: M. B.; Glückstadt: R.K.; Goldenkron: R.Sch.; Gotha: W.G.; Graz: M. Sch., F. R., C. W., M. P.; Greifswald: C. W., C. R.; Greiz: H. N.; Gr.-Glogau: L. S.; Grünberg i/S.: G. W. v. H.; Güstrow: L. P.; Hagen i/W.: E. St.; Hagenow: Ch. P.; Halle a/S.: M. B., F. St., H. v. G.; Hamburg: W. J., C. G., C. G., H. C., W. B., A. F., E. G., C. M., H. B., M. S., A. R., D., A. W., E. W., A. O., E. O.; Hannover: A. G., L. M.; Harburg: C. S.; Heidelberg: C. Sch.; Heilbronn: E. K.; Helmbrechts: R.; Hennersdorf: W. F.; Herborn: K. C.; Herford i/W.: G. H., H. K.; Hilbersdorf b/Chemnitz: H. G.; Hohenfriedberg: G. S. S.; Holzminden: D.; Hotzenplotz: J. P.; Hoyerswerder: G. W.; Jessen: R. B.; Iglau: W. F.; Ingolstadt: J. W. Sch.; Innsbruck: J. M.; Inowrazlaw: M. L.; Iserlohn: J. L.; Kappel (Tirol): E. G.; Karlsruhe: H. O., L. T., E. S., P. R.; Kiel: A. F., A. J.; Kirchberg bei Burgdorf: Sch. A.; Köln: W. L., G. H., Th. R.; Königsberg i/Pr.: A., B. B. L.; Kolmar: Ein neuer Abonnent; Konstanz: M. H.; Kornthal: W. W.; Küstrin: P. T.; Landau (Pfalz): B. K.; Landeck: R. B.; Landsberg a/W.: G. P.; Langenberg: P. M.; Langenlois: J. B.; Leipzig: A. B., G. Sch., A. P., G. A., M. U., A. W., F. N., Th. L., F. N., H. K., F. G., O. D.; Lemberg: W. Sch., A. R.; Leobschütz: M. K.; Lichtenfels: L. B.; Liebau: B.; Liegnitz: J. A.; Livorno: E. N.; Löbau: E. R. Sch.; London: A. L., P. H.; Lucherberg: K.; Lübeck: E. B.; Lüneburg: W. A., F. Sch.; M. Trübau: K. H.; Magdeburg: P. O., H. B., H. M., B., R. Sch.; Mainz: S., G. S.; Marburg a/L.: K. St.; Mechernich: H. G.; Meerane: C. B.; Meersburg: F. St.; Meißen: H. F.; Merseburg: F.; Milwaukee: R. P.; Mittelgrund: A. Sch.; Mörs: F. G.; Mühlberg a/Elbe: R.; Mülheim a/R.: J. E.; München: F. H. O., St.; Nauendorf: R. W.; Neubrandenburg: C. B.; Neudamm: H. Sch.; Neuschönefeld: A. R.; Neustadt a/Hdt.: A. H., D. K.; Neutitschein: R. G., G. T.; New-York: M. L. S., C. M., L. L., R. B. E. Sch., G.; Niemes i/Böhmen: G F.; Nürnberg: M., R. H.; Ober-Peilau: J. St.; Ober-Ursel: V. S.; Odessa: C. K.; Oedenburg: J. R. B.; Offenbach a/M.: F. K., E. R., D. Sch.; Oldenburg: H. N., A H.; Osnabrück: G. B.; Ostrowo: M. H.; Pforzheim: O. M.; Pfullingen: W. v. G.; Plathe: B. W.; Plauen i/V.: E. K., B.; Poisdorf: L. Sch.; Posen: S. L.; Prag: S. A., L. R., E. C., G. H., L. v. B.; Pr. Moresnet: M.; Pr. Stargard: E. Sch.; Proßnitz: J. P.; Pudewitz: R. F. H.; Raitz: V. E. K.; Rastenburg: L.; Reudnitz: A. S., R. K.; Reval: J. T.; Riesenburg: P. K.; Riga: E. R.; Rittierode: H. F.; Rixdorf: T. V.; Rostock: K.; Saarbrücken: J. P.; Saventhem b/Brüssel: A. F.; Scado b/Senftenberg: N.; Schaffhausen: H. P.; Schleiz: K. K.; Schnittenitz: J. R.; Schwarzenbruck: C. Sch.; Schwelm: F. W.; Schwerin: A. St.; Schwientochlowitz: K. P.; Sinsheim: A. v. H.; Sondershausen: H. R.; Speyer: W. K.; Sprindlack: H. v. S.; Stadtamhof: G. F.; Stadtlauringen: J. M.; Steglitz b/Berlin: M. v. Z.; Stein a/Donau: F.; Stettin: v. G., O. W.; St. Louis: G. R.; Stolp: O. C.; Stuttgart: G. M., Z., S., H. R., A. B.; Teschen: J. B.; Teplitz: A. M.; Tilsit: K. W. H.; Town of Union (Nord-Amerika): J. E. W.; Trarbach: O. C.; Uffenheim: F. H.; Ulm: O. M.; Walterswyl: S. G. K.; Wartburg: M. Sch.; Weimar: A. M. G., F. H., G. H., G. R.; Wernigrode: W. K.; Wien: A. B., Th. H., M. K., L. B., E. v. H., M. B., F. P., R. F., R. R., A. L. B.; K. P.; Wiesbaden: K. M.; Wilsnack: D.; Winterstein: v. W.; Witten: L. H.; Wittlich: L.; Wolfenbüttel: M. B.; Wolfsberg i/Kärnten: J. B.; Würzburg: F. R.; Zürich: K. H.

A. B. in M. Ihre Gedichte finden unseren Beifall nicht. Haben Sie nicht selbst erkannt, daß es dem „blühenden Blödsinn" nicht allzufern ist, wenn Sie singen:

„Durch wolkige Falten (!?)
Durch glitzernde Spalten
Erblickst du im seligen Traum
Den Himmelsraum?"

Was wollen Sie eigentlich mit den wolkigen Falten und glitzernden Spalten?

N. M. in K. Ihrem Wunsche entsprechend, haben wir den Beschluß an Dr. ... befördert.

Susi. Von Franz Defregger.

Wähle!

Von

Elisabeth Werner.

Das ist ja eine schöne Nachricht! Die Oper ist für übermorgen angekündigt, die ganze Stadt erwartet das Auftreten der jungen Debütantin und jetzt soll aus der ganzen Sache nichts werden, weil es dem ersten besten Landjunker einfällt, dem Mädchen einen Heiratsantrag zu machen! Und ich soll mir das ohne weiteres gefallen lassen, ich, der Direktor des Stadttheaters? Das ist ein Komplott, das du gegen mich angezettelt hast, Herbert, aber ich dulde es nicht, ich protestiere, protestiere mit aller Energie!"

Der kleine cholerische Herr, der diese Worte hervorstieß, lief dabei in höchster Erregung im Zimmer auf und ab. Es war ein einfach aber sehr behaglich eingerichtetes Gemach, in dessen Mitte ein schöner Flügel stand. Vor demselben saß ein alter weißhaariger Mann mit einem Gesicht, das die Jahre und wohl auch das Schicksal tief durchfurcht hatten, nur die Augen leuchteten noch klar unter der Stirn des Siebzigjährigen. Er schlug leise einige Accorde an und sagte in beschwichtigendem Tone:

„Nicht so laut! Man könnte dich drüben im Besuchzimmer hören und dort fällt soeben die Entscheidung über Margaritas Schicksal. Uebrigens thust du mir unrecht, es ist von keinem Komplott die Rede. Ich ahnte nicht, daß Herr v. Sandheim ein tieferes Interesse für meine Enkelin hegte, so wenig wie sie selber, er war sehr zurückhaltend in seinem Benehmen, und er hat sie ja auch nur selten gesehen. Um so mehr überraschte es mich, als ich heute morgen seinen Brief erhielt, in dem er um die Hand des Kindes wirbt, in so offener, ehrenhafter Weise und mich so warm und herzlich bittet, für ihn zu sprechen, daß es mich wie tiefe Rührung überkam."

„Hol' der Kuckuck deine Rührung und den Herrn v. Sandheim dazu! Man möchte sich die Haare ausreißen!" rief der Direktor, indem er sich zur Bestätigung mit beiden Händen in das schon stark ergrauende Haar fuhr. „Kommt dieser Mensch da eigens von seinem Gute angefahren, um mir meine angehende Diva zu rauben! Wäre er doch lieber bei seinen Kohlköpfen geblieben! Und du hast natürlich seinen Wunsch erfüllt und dem Mädchen zugeredet?"

„Allerdings habe ich das gethan, denn ich halte diesen Antrag für ein Glück. Der junge Sandheim ist mündig und Herr eines schönen Gutes, er stammt aus hochangesehener Familie und verbürgt sich für die Einwilligung seiner Mutter. Mehr als das alles aber, er macht den Eindruck eines trotz seiner Jugend schon fertigen und tüchtigen Charakters und bringt Margarita eine volle, ehrliche Liebe entgegen. Das ist mehr, als sie erwarten konnte."

„So? Und die Künstlerlaufbahn, die ihr bevorsteht, der Ruhm, die Erfolge, die Triumphe, ist das etwa nichts?"

„Für die Wissenden — nein!" sagte Herbert mit aufquellender Bitterkeit. „Ich habe ja auch eine sogenannte Künstlerlaufbahn gehabt und bin, wie man so sagt, vorwärts gekommen, wo so viele scheitern. Ich hatte ja Erfolge."

„Das will ich meinen! Du warst ein Kapellmeister, der jeder Bühne zur Zierde gereichte und dem der ehrenvollste Abschied mit reichlicher Pension bewilligt wurde."

„Gewiß. Die Kunst gab mir Brot und es war meine Schuld, daß ich Nektar und Ambrosia verlangte. Der junge Komponist, der davon träumte, die Welt mit seinem Ruhme zu erfüllen, mußte sein lebenlang den Taktstock schwingen, um den Werken anderer Leben zu geben. Es war doch hart dies stufenweise Herabsteigen aus der Idealwelt in die nüchterne Wirklichkeit, wo man — sein Auskommen hat."

Der Direktor zuckte halb mitleidig, halb spöttisch die Achseln.

„Nimm es mir nicht übel, alter Freund. Du warst von jeher ein überspannter Kopf. Ich gebe ja zu, daß es mehr Geld und Ruhm einbringt, Opern aufführen zu lassen, als sie zu dirigieren —"

„Geld?" unterbrach ihn der Kapellmeister. „Ich hätte gern gedarbt, gehungert, wenn ich einmal, nur ein einziges Mal meine Töne von der Bühne hätte hören dürfen!"

„Ja das sieht dir ähnlich, aber du hattest doch nun einmal nicht das Zeug zum Komponisten. Einige kleine Lieder sind dir geglückt, die großen Kompositionen hast du in richtiger Selbsterkenntniß aufgegeben."

„Weil ich zu ehrlich war zum Selbstbetruge. Ich fühlte es ja, daß mir das eigene Schaffen versagt war, aber die Stunde, in der mir das unwiderruflich klar wurde, ist doch die bitterste meines Lebens gewesen — und vor einer solchen möchte ich doch Margarita bewahren."

„Unsinn! Davor bewahrt sie schon ihr Talent.

Du bist doch selbst Musiker und weißt, welchen Schatz das Mädchen in seiner Stimme besitzt. Willst du den ungehoben lassen?"

„Besser er bleibt ungehoben, als daß er sich als Truggold erweist. Eben weil ich Musiker bin, sage ich mir, hier fehlt das Beste. Margarita singt korrekt und tadellos, aber ihrem Gesange fehlt die Seele und mit dem bloß Eingelernten kann man heutzutage wohl Erfolge erringen — eine Künstlerin wird man nicht dabei."

„Pah das findet sich," sagte der Direktor ärgerlich. „Laß sie nur erst auf der Bühne stehen, die Theaterluft athmen und den Beifall des Publikums hören, dann findet sich alles."

„Bei meiner Margarita, dem sanften stillen Kinde? Nein, die hat nichts von jenem Künstlerdämon in sich, der vielleicht unglücklich aber auch groß macht. Und weil ich das weiß, bin ich von jeher gegen diese Bühnenlaufbahn gewesen. Wären die Eltern nicht so früh gestorben, wäre die Zukunft des Mädchens auf andere Weise zu sichern gewesen, ich hätte nie meine Einwilligung gegeben, aber meine Pension erlischt mit meinem Tode, es war eine Existenzfrage, da blieb keine Wahl. — Jetzt wird uns eine bessere Wahl gestellt. Sandheim ist vor einer Stunde gekommen, um sich selbst die Antwort zu holen, er bat, mit Margarita allein sprechen zu dürfen und ich hoffe und wünsche, daß er ihr Jawort empfängt."

„Und ich hoffe zu allen neun Musen, daß er einen Korb bekommt!" rief der Direktor wüthend. „Meine Oper — die Theaterzettel — das Publikum! Ich sage dir, Herbert, die Vorstellung muß stattfinden. Sie ist mir zugesagt, ich bestehe auf meinem Schein, und wenn du dich auf den Kopf stellst — Margarita muß übermorgen ins Theater!"

„Du wirst dich in das Unvermeidliche finden müssen," sagte der Kapellmeister ruhig.

„Du hofftest mit dem Debüt ein gutes Geschäft zu machen und hast ja auch ganz recht, von deinem Standpunkte aus, aber mir sind andere Rücksichten maßgebend. — Still, da kommen sie! Nun werden wir ja hören, was geschehen ist."

Man hörte in der That eine Thür öffnen und schließen und gleich darauf kam das junge Paar, von dem die Rede war, durch das Nebenzimmer.

Herr von Sandheim, eine kräftige, etwas derbe Erscheinung, mit einem frischen von der Sonne gebräunten Gesicht, machte zwar keineswegs einen bedeutenden aber jedenfalls einen angenehmen Eindruck. Die schlanke jugendliche Gestalt an seiner Seite, mit den langen blonden Locken stand freilich im schärfsten Gegensatz zu ihm. Hier war alles zart, anmuthig, graziös, vielleicht zu zart für eine Bühnenerscheinung. Dies Antlitz mit seinen weichen fast noch kindlichen Formen schien weit eher gemacht für den Rahmen einer sonnigen friedlichen Häuslichkeit als für den schillernden Glanz des Bühnenlebens.

Ein Korb war jedenfalls nicht erteilt worden, wie der Direktor mit heimlichem Ingrimm bemerkte, denn der junge Sandheim sah heiter und zuversichtlich aus und auch Margarita hatte ein Lächeln auf den Lippen, aber in der Haltung beider lag nichts von jener halb scheuen, halb vertraulichen Innigkeit, die ein eben verlobtes Paar kennzeichnet. Sandheim war offenbar im Begriff zu gehen, er wechselte ein paar höfliche Redensarten mit dem Direktor, den er bisweilen im Herbertschen Hause getroffen hatte, und verabschiedete sich dann von dem jungen Mädchen mit einigen leisen aber anscheinend sehr herzlichen Worten.

Der Kapellmeister begleitete seinen Gast in das Vorzimmer und schloß die Thür hinter sich.

„Nun?" fragte er etwas befremdet, „Sie wollen gehen?"

„Für heute muß ich es wohl," erwiderte der junge Mann lächelnd. „Mir ist vorläufig eine Geduldprobe auferlegt worden, Margarita fordert einige Tage Bedenkzeit. Mein Antrag scheint ihr ganz überraschend gekommen zu sein und sie kann sich nicht so schnell in diese plötzliche Aenderung all ihrer Zukunftspläne finden. Ich habe im Grunde nichts Anderes erwartet und es stellt Ihre Enkelin nur höher in meinen Augen, wenn sie die Sache ernst nimmt und sich nicht sofort bindet, wenn ihr geboten wird, was die Welt eine gute Partie nennt."

„Gewiß, sie hat vollkommen recht," stimmte Herbert bei, aber es lag doch etwas wie Enttäuschung in seiner Stimme.

„Ich hoffe trotzdem zuversichtlich auf das Jawort," fuhr Sandheim fort. „Margarita war unendlich lieb und gut, nur in einem Punkte gab es eine Differenz zwischen uns, sie besteht darauf, dem Direktor ihr Wort zu halten und übermorgen aufzutreten."

„Und Sie sind damit einverstanden?"

„Ich habe noch kein Recht zu verbieten und würde es vielleicht auch nicht thun, wenn Margarita schon meine Braut wäre; sie freut sich so kindlich darauf, es wäre hart, wollte man ihr diese Freude versagen oder — fürchten Sie etwa ein Mißlingen?"

„Nein," sagte Herbert mit Bestimmtheit. „Sie hat durch ihr Auftreten in den Konzerten bereits die nötige Sicherheit und Ruhe dem Publikum gegenüber gewonnen, ihre Stimme gewinnt ihr die Herzen und sie ist der Liebling aller maßgebenden Kreise unserer Stadt. Das sichert ihr eine sympathische Aufnahme, selbst wenn sie die gehegten Erwartungen nicht erfüllen sollte."

„Nun so lassen wir ihr den Willen! Es ist ja hoffentlich das erste und letzte Mal, daß sie die Bühne betritt. Am nächsten Tage komme ich, mir das Jawort zu holen und entführe dann meine Braut all diesem Treiben in eine stille aber so Gott will glückliche Häuslichkeit. Also auf frohes Wiedersehen!"

Er streckte mit voller Herzlichkeit dem Kapellmeister die Hand hin, dieser erwiderte ebenso herzlich den Druck, aber es lag eine Wolke auf seiner Stirn, als er den jungen Mann entließ.

„Daß die Eitelkeit auch selbst dem Besonnensten einen Streich spielt!" murmelte er halblaut. „Er hat offenbar gar nichts dagegen, daß Margarita die Bühne betritt, er will sie gefeiert, bewundert sehen, um sie dann als *sein* ausschließliches Eigentum in Anspruch zu nehmen. Er thäte besser, die Probe nicht zu wagen!"

Drinnen im Arbeitszimmer Herberts machte inzwischen der Direktor seinem Herzen Luft. Kaum hatte sich die Thür geschlossen, so schoß er wie ein Stoßvogel auf das junge Mädchen zu.

„Was soll das heißen, Margarita? Der Großpapa hat mir einen heillosen Schreck eingejagt mit seiner Nachricht. Sie wollen sich Hals über Kopf verloben, verheiraten und mich dabei schmählich im Stiche lassen? Wollen Sie wirklich diesen braven Landjunker nehmen und Ihr Lebenlang mit ihm unter Kraut und Rüben sitzen —"

„Herr Direktor!" unterbrach ihn das junge Mädchen verletzt.

„Ah so! Man darf schon keine Silbe mehr gegen den Herrn Bräutigam sagen. Man wird ja gnädige Frau und fährt künftig in der Equipage! Und die Studien, die Kunst, die ganze Zukunft können dabei zum Kuckuck gehen und meine Vorstellung dazu! Es ist himmelschreiend!"

Margarita, die bei dem alten Freunde ihres Großvaters an dergleichen Ausbrüche gewöhnt war, schüttelte lächelnd den Kopf.

„Beruhigen Sie sich doch. Es ist ja noch nichts entschieden, ich habe mich noch durch kein Versprechen gebunden und Ihnen halte ich jedenfalls Wort, Herr von Sandheim ist damit einverstanden."

„Gott sei Dank, so viel Vernunft hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Sie werden also auftreten?"

„Uebermorgen wie es bestimmt ist."

„Das ist brav!" sagte der Direktor aufathmend, „dann bin ich wenigstens aus der ärgsten Verlegenheit und das Weitere wird sich finden. Sie tritt auf!" rief er triumphierend dem zurückkehrenden Herbert entgegen. „Unsere brave kleine Margarita hält mir besser Wort als du."

„Ich weiß es bereits," sagte der Kapellmeister einsilbig, während er zum Flügel trat und sich in die dort liegenden Notenblätter vertiefte.

Der Direktor wandte sich jetzt ausschließlich an das junge Mädchen, um noch einiges hinsichtlich der morgen stattfindenden Hauptprobe und der Vorstellung selbst zu besprechen. Er war ganz Feuer und Flamme dabei, während Margarita sich sehr ruhig zeigte, endlich war alles Nötige festgestellt und der alte Herr verabschiedete sich.

„Also ich verlasse mich unbedingt darauf. Morgen um neun Uhr die Probe und übermorgen zur großen Aktion! Adieu Margarita — adieu alter Brummbär!"

Herbert nickte nur leicht mit dem Kopfe und fuhr fort, in den Noten zu blättern. Er war jetzt allein mit seiner Enkelin und es herrschte einige Minuten lang ein etwas drückendes Schweigen, endlich sagte er wie beiläufig:

„Ich werde morgen verhindert sein, der letzten Probe beizuwohnen, doch das thut nichts, ich weiß ja, daß du sattelfest bist. Noch eins, welches Lied ist für die Einlage im zweiten Akt bestimmt?"

In dem Gesichte Margaritas zeigte sich eine eigentümliche Verlegenheit, aber sie trat zum Flügel und zog eins der Notenblätter hervor, während sie leise erwiderte:

„Dies hier — so wünscht es der Direktor."

Herbert zuckte die Achseln.

„Eine von den Dutzendkompositionen! Aber sie ist gerade Mode und des Beifalls sicher. Wir wollen das Lied noch einmal durchnehmen, willst du beginnen?"

Er ließ sich nieder und begann die Begleitung, während Margarita nach wenigen Takten einfiel. Ihre Stimme war in der That von einer wundervollen Reinheit und Schönheit, die Töne perlten nur so von ihren Lippen, aber der Text des Liedes kam sehr wenig zur Geltung. Herbert hatte recht, ihrem Gesange fehlte die Seele.

„Es ist gut," sagte er aufstehend. „Ich denke, es wird nichts zu besorgen sein bei deinem Debüt — da es doch nun einmal stattfinden soll."

Das Auge des jungen Mädchens hing an dem Gesichte des Großvaters, sie mochte wohl darin lesen, denn statt aller Antwort fragte sie in zaghaftem Tone:

„Bist du mir böse, Großpapa?"

„Nein, mein Kind," erwiderte er ernst. „Ich habe dir die Entscheidung überlassen, und wenn du mit dir selbst noch nicht einig bist, so magst du immerhin Aufschub verlangen."

„Aber du hättest es lieber gesehen, wenn ich sofort mein Jawort gegeben hätte?"

„Ja, Margarita. Ich habe dir bereits heute morgen die Gründe auseinandergesetzt, die mich diesen Antrag als ein Glück betrachten lassen und ein Glück zu ergreifen, sollte man niemals zögern. Du weißt, daß ich in deine Ausbildung für die Bühne nur willigte, weil unsere Verhältnisse und die Nothwendigkeit sie geboten, sonst hätte ich es nicht zugelassen."

„Und doch hast du selbst dein lebenlang dem Theater so nahe gestanden."

„Eben deshalb! Ich habe ihn zur Genüge kennen gelernt, diesen heißen Boden und weiß, was es kostet, sich dort zu behaupten. Ich kenne die Bühnenwelt mit ihrem erborgten Glanz, ihrem trügerischen Schimmer, wo man so lange sich und anderen lügen muß, bis man es verlernt, überhaupt noch wahr zu sein, wo Neid und Intrigue selbst den Erfolg vergiften. Glaube mir, Kind, es braucht Adlerschwingen, um das alles tief unter sich zu lassen und aufzusteigen in jene Höhen, wo die reine Luft der Kunst weht. Das ist nur wenigen gegeben — versuche es nicht."

Es war ein Ausbruch tiefster Bitterkeit, Margarita sah fast erschreckt den Großvater an und dann zu Boden.

„Du hältst nicht viel von meinem Talente, ich weiß es," sagte sie niedergeschlagen, „und ich habe doch so viel gelernt und studiert."

„Gelernt, ja wohl! Du warst von jeher ein fleißiges Kind, aber das Höchste, Beste läßt sich eben nicht lernen. Sei ruhig, deine Stimme sichert dir immerhin einen Erfolg und von einem Mädchen in der ersten Jugendblüte verlangt man noch nicht mehr. Ich habe das ja selbst erlebt bei meinen Kompositionen, da trägt die Jugend und der Glaube an sich selbst. Aber es kommt ein Tag, wo das nicht mehr ausreicht, wo das Publikum den Künstler fordert, und wer die Probe da nicht besteht, der bleibt am Boden. Ich

habe sie nicht bestanden und du — wirst es auch nicht."

Das junge Mädchen widersprach nicht, sondern senkte das Haupt und schwieg.

„Und deshalb möchte ich dich beizeiten flüchten in die Arme eines ehrenhaften Mannes, der dich liebt, selbst wenn er deinen Mädchenträumen nicht entsprechen sollte," fuhr Herbert fort. „Ich bin ein Greis, der vielleicht schon im nächsten Jahre sein Haupt zur Ruhe niederlegt, dann stehst du verwaist und allein im Leben und jener andere Weg führt an Untiefen und Abgründen vorbei, von denen du jetzt noch keine Ahnung hast. Glaube mir, du erwählst das bessere Teil, wenn du Sandheims glückliche und geliebte Gattin wirst und ich werde den Tag segnen, wo es geschieht."

Er zog die Enkelin in seine Arme, sie schmiegte sich fest an ihn und in ihrem Auge stand eine Thräne, während sie im kindlichen Tone sagte:

„Ich habe ja nicht nein gesagt und werde es auch nicht thun, aber vorhin, als ich das Jawort schon auf den Lippen hatte, überkam es mich auf einmal wie eine Mahnung, wie eine Warnung, als dürfe ich es nicht aussprechen. Du hast recht, Großpapa, meinen Mädchenträumen entspricht Herr von Sandheim nicht; ich hatte mir die Liebe so ganz anders gedacht, aber ich weiß, daß ich dir einen Herzenswunsch erfülle und um deinetwillen —"

„Nicht um meinetwillen," unterbrach sie Herbert mit tiefem Ernst. „Um deiner selbst willen, Margarita! Dir wird die Entschließung nicht schwer werden, du hast ja nie jenes Sehnen und Ringen gekannt, das mich mein ganzes lebenlang verfolgte, und sich bisweilen noch unter dem Schnee des Alters regt. Dir ist diese Bühnenlaufbahn nur ein glänzendes Spielwerk, das dich freut, und das du ohne Schmerz beiseite legst, wenn dir Besseres gegeben wird. Nun so freue dich denn einmal daran, das will auch sein Recht haben! Aber wenn es vorüber ist, dann, mein Kind, sieh dem Leben ernst in das Auge, dann — wähle!"

Die Oper hatte begonnen und der erste Akt war bereits zu Ende. Das Publikum hatte die junge Debütantin, die es von ihrem Auftreten in den Konzerten her kannte, sehr freundlich empfangen, obgleich ihre Rolle in diesem ersten Akte noch keine Gelegenheit zur Entwicklung bot. Die Voraussetzungen des Kapellmeisters erwiesen sich als richtig, Margaritas Stimme gewann ihr alle Herzen und ihre liebliche Erscheinung, die in dem idealistischen Kostüm noch mehr zur Geltung kam als sonst, that das übrige. Selbst die Befangenheit, die so sichtbar auf ihrem ganzen Wesen ruhte, und anfangs sogar die Wirkung ihrer Stimme beeinträchtigte, gefiel dem Publikum. Man fand das so natürlich, so echt mädchenhaft und übersah dabei das Eingelernte, was dem Vortrage und Spiel anhaftete. Jedermann fühlte sich geneigt und verpflichtet, dies junge Talent durch freundlichen Beifall zu ermutigen.

In einer kleinen Seitenloge, zunächst der Bühne, befand sich der Kapellmeister mit dem jungen Sandheim. Herbert hatte es vorgezogen, dem Debüt seiner Enkelin im Zuschauerraum beizuwohnen, und konnte sich bei ihrem ersten Auftreten einer peinigenden Unruhe nicht erwehren, aber das verlor sich bald, denn er sah, daß Margarita trotz ihrer Schüchternheit sich nicht verwirren ließ und in ihrer Rolle vollkommen sicher blieb. Jedenfalls hatte sie bereits die Sympathie der Zuhörer gewonnen, ein Mißerfolg war nicht mehr zu befürchten.

Der Vorhang hob sich zum zweitenmal, die ersten Scenen gingen vorüber und jetzt kam jener Moment, wo das eingelegte Lied begann. Die junge Sängerin stand im Vordergrunde der Bühne und Herbert, der sie nicht aus den Augen ließ, bemerkte, daß sie ein leises Zeichen des Einverständnisses mit dem Kapellmeister wechselte, der das Orchester leitete. Dann aber flog ihr Auge empor zu jener Stelle, wo sie den Großvater wußte. Es war ein seltsamer Blick, den er sich nicht zu enträtseln vermochte, halb bittend, halb angstvoll, aber er fand keine Zeit, darüber nachzudenken, denn bereits erklangen die ersten Takte der Begleitung und gleich darauf fiel Margarita ein.

Aber das war ja nicht die Begleitung jenes Liedes, das man zur Einlage bestimmt und gestern erst noch am Flügel durchgenommen hatte. Das waren fremde Töne — nein, nicht fremd, aber verschollen, halb vergessen. Sie wehten herüber wie ein Klang aus alter, längst versunkener Zeit, wie die Erinnerung an einen Jugendtraum, der einst voll Licht und Glanz gewinkt hatte, um dann auf immer zu verschwinden.

Das Lied, dem ein älterer aber poesievoller Text von Herbstklage und Frühlingsjubel zu Grunde lag, begann in einer düsteren Tonart. Es klang wie das Rauschen des Herbstwindes, wenn er klagend über Berg und Thal zieht und das müde Laub von den Bäumen streift, wie ein Abschiedsgruß der Natur, die nun niedersteigen muß zu Nacht und Schweigen. Und als sei es nun für immer zu Ende mit dem Blühen und Leben, mit dem Glauben und Hoffen, so wehmütig verklang die erste Strophe.

Margarita sang die ersten Worte in eigentümlicher Erregung, es war gut, daß ihr die verschleierte Stimmung des Liedes zu Hilfe kam, denn ihre Stimme bebte und drohte alle Sicherheit zu verlieren, aber schon in der nächsten Minute gewann sie die Herrschaft darüber zurück. Das Publikum stutzte, es fühlte instinktmäßig, daß ihm statt des bisherigen Eingelernten, mühsam Einstudierten etwas Ursprüngliches geboten wurde.

Und nun malten die Töne das Wiedererwachen der Natur, das keimende, sprossende Frühlingsleben. Es klang daraus hervor wie Nachtigallenschlag und Lerchenjubel, aber mit diesen Tönen hob sich auch die Stimme der jungen Sängerin in einer so glockenhellen Reinheit, zu einer so mächtigen Höhe, als werde sie sich erst in diesem Augenblick ihrer vollen Kraft bewußt. Und wie auf Lerchenschwingen stieg das Lied empor, immer höher, immer triumphierender, als wolle es geradewegs in den Himmel ziehen, um ihm Dank und Kunde zu bringen von der neu erstandenen Erde. —

Es war zu Ende, einige Sekunden lang herrschte

noch Stille, dann aber brach lauter Beifall aus von allen Seiten des Hauses. Das war ja eine förmliche Bravourleistung, das hatte niemand der jugendlichen Sängerin zugetraut, sie übertraf wirklich jede Erwartung.

Herr von Sandheim saß mit strahlender Miene da. Es schmeichelte ihm unendlich, das Mädchen, das er morgen schon seine Braut zu nennen hoffte, so gefeiert zu sehen. Es war doch ein sehr angenehmes Bewußtsein, dies anmutige Geschöpf sein zu nennen, es dem Schauplatze seiner beginnenden Triumphe zu entführen und aller Welt zuzurufen: Ich habe den Preis davongetragen, er gehört mir allein!

Diese Gedanken standen deutlich genug auf dem Gesichte des jungen Mannes, als er sich zu seinem Nachbar wandte und bemerkte:

„Margarita übertrifft sich heute selbst. Ich glaube, daß — aber was haben Sie? Was ist Ihnen?"

Der Kapellmeister saß weit vorgebeugt, in atemloser Spannung da, als lausche er noch den Tönen, die längst verklungen waren, erst bei der Anrede fuhr er wie aus einem Traum empor.

„Mir ist nichts, gar nichts, ich — hörte nur!"

Mit einem tiefen Aufathmen, das fast einem Seufzer glich, lehnte er sich in den Stuhl zurück, beide Hände gegen die Brust pressend, aber dabei waren seine Augen starr und unverwandt auf das Publikum gerichtet, das mit jubelndem Zuruf das Lied Dacapo forderte.

Sandheim fand die Erregung des alten Mannes natürlich, wenn auch etwas übertrieben bei diesem doch erhofften und erwarteten Erfolge, er versuchte gutmütig, ihn zu beruhigen und abzulenken.

„Ein recht hübsches Lied!" äußerte er. „Und wie hat Margarita es gesungen! Schade — sie scheint dem Dacapo-Ruf nicht folgen zu wollen."

„Sie hat recht!" sagte Herbert leise, aber in beinahe leidenschaftlichem Tone. „So singt sie es nicht zum zweitenmale, und das galt auch nicht dem Publikum!"

Der junge Mann blickte ihn verwundert an, fand aber keine Zeit, nach der Bedeutung der letzten Worte zu fragen, denn man hatte in der That dem Dacapo-Rufe keine Folge gegeben und die Oper nahm ihren Fortgang. Aber mit der Trägerin der Titelrolle war eine Veränderung vorgegangen, die mit jeder Scene deutlicher hervortrat. War es doch, als sinke nach und nach ein Schleier von ihrem Gesange und ihrem ganzen Wesen.

Ob sie sich erst jetzt, wo die Rolle wirklich zur Entwicklung gelangte, ihrer Kraft bewußt wurde, ob der erste Beifallssturm mit seinem berauschenden Klang oder die Töne jenes Liedes das erlösende Wort gesprochen hatten — genug es war gefunden! Wie eine Knospe, welche die gefangene, verhüllte Blüte bisher nur ahnen ließ, plötzlich aufbricht in Duft und Farbenglanz, so brach hier ein Etwas hervor aus dem tiefsten Innern, ein Mächtiges, Unmittelbares, das niemand geahnt und das mit dem Studium des „fleißigen Kindes" nichts zu thun hatte. Das schmeichelte und flehte, klagte und jubelte in den süßesten Tönen und riß damit unwiderstehlich die Herzen der Hörer an sich. Niemanden kam es zum Bewußtsein, daß dem Gesange und der Darstellung noch manches Unfertige anhaftete, hier ein zu viel, dort ein zu wenig, daß die Uebergänge bisweilen unvermittelt, der Ausdruck ungleich war. Stieg doch die rührende Hauptgestalt der Oper so deutlich, so lebendig vor den Augen der Zuschauer empor, als sei sie wirklich zum Leben erwacht und eins geworden mit dem holden, jungen Geschöpf, das sie verkörperte und seinen Tönen ihre Seele einzuhauchen wußte.

Die Vorstellung war längst zu einer ebenso unerwarteten als glänzenden Ovation für die junge Künstlerin geworden. Der freundliche und etwas gönnerhafte Applaus, den man im Anfange gespendet, hatte sich in einen Beifallssturm verwandelt, der immer wieder von neuem ertönte, so oft der Vorhang sich senkte. Man war gekommen, um ein noch unbekanntes, bescheidenes Talent zu ermutigen, das „vielleicht" eine Zukunft hatte, jetzt kam dies vielleicht nicht mehr in Frage, man huldigte dem neu aufgehenden Sterne.

Der alte Kapellmeister schien alles um sich her vergessen zu haben, es war, als ob seine ganze Seele aufgehe in dem, was er sah und hörte, er bemerkte es nicht einmal, daß sein junger Nachbar immer ernster und schweigsamer wurde.

Sandheim hatte sich bei dem ersten Erfolge Margaritas sehr geschmeichelt gefühlt, jetzt aber, wo sich dieser Erfolg zu einer so schwindelnden Höhe erhob, überkam ihn eine gewisse Beklommenheit, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Dieses plötzliche Aufbrechen und Erwachen einer Künstlernatur, das alle Welt begeisterte, ihn ernüchterte es. Das war ja nicht mehr seine Margarita, das sanfte, stille Kind, dessen musikalische Begabung für ihn nur Nebensache war, ein hübsches Talent, das man in der Häuslichkeit hegen wollte, um sich daran zu erfreuen. Er konnte sich in diese Veränderung nicht finden, sie mutete ihn fremdartig, beinahe feindselig an und anfangs leise, dann immer lauter erhob sich eine Stimme in seinem Innern, die ihm zuflüsterte, daß er eine Thorheit begangen habe, als er dies Auftreten zuließ.

Es wäre ja zu verhindern gewesen, wenn er vorgestern mit aller Leidenschaft auf Entscheidung gedrungen und dann sein Bräutigamsrecht geltend gemacht hätte. Dann hätte er sein Mädchen, so wie er es kannte und liebte, in den stillen Frieden des väterlichen Erbgutes geführt und sie hätte nie diesen berauschenden Trank gekostet, den man ihr heute so verschwenderisch kredenzte. Aber freilich, Leidenschaft war nie die Sache Sandheims gewesen, er hatte kein Verständnis dafür und doch fühlte er instinktmäßig, daß dies junge Wesen, dem sich die Pforten der Zukunft jetzt so weit und glänzend aufthaten, eines Tages etwas anderes fordern werde, als er zu geben hatte, die ruhige Alltagsneigung eines braven Mannes und die eng begrenzte Häuslichkeit, deren Horizont kaum über den nachbarlichen Kreis hinausreichte.

Der Vorhang sank zum letztenmal und als nun tausend Stimmen Margaritas Namen riefen, als

sie endlich erschien, ganz verklärt von Glück und Triumph, da flog ihr Blick wieder hinauf zu jener kleinen Loge, er suchte und fand die Augen des alten Mannes, in denen es flammte wie der Wiederschein der eigenen längst entschwundenen Jugend. Es war nur ein Moment, aber ein leuchtender Strahl des Verständnisses flog hinüber und herüber, dann verneigte sich die junge Künstlerin noch einmal vor dem Publikum, das ihren Sieg in so überschwenglicher Weise feierte und verschwand hinter dem Vorhange.

Sandheim, der jenen Blick wohl bemerkt hatte, preßte mit einer unendlich bitteren Empfindung die Lippen zusammen. Für ihn hatte Margarita keinen Gruß, kein Zeichen gehabt und sie wußte doch, daß er neben ihrem Großvater saß, hatte es wenigstens vorhin gewußt, jetzt freilich schien sie keine Erinnerung mehr daran zu haben — er war vergessen!

Der Kapellmeister erhob sich mit einer hastigen Bewegung und wandte sich nach der Thür.

„Sie verzeihen, Herr von Sandheim — ich muß zu meiner Enkelin!“

Der junge Mann sprach nicht die Bitte aus, ihn begleiten zu dürfen, er sagte nur einsilbig:

„Ich lasse Margarita Glück wünschen zu ihrem Triumph.“

Der Ton machte Herbert aufmerksam, sein Blick begegnete dem Sandheims, in beider Augen stand der gleiche Gedanke zu lesen, aber keiner sprach ihn aus.

„Leben Sie wohl,“ sagte der Kapellmeister rasch und gepreßt, indem er ihm die Hand reichte. „Es bleibt doch dabei, daß Sie morgen kommen? Auf Wiedersehn!“

Er eilte fort, während sein Gefährte langsamer folgte. Draußen in den Korridoren flutete das Publikum bereits aus Logen und Galerien, noch ganz erregt und erfüllt von dem, was es gehört hatte. Niemand beachtete den jungen Mann, der sich allein und schweigsam Bahn durch die Menge machte. Morgen! Er ahnte bereits, was dies „morgen“ ihm bringen werde.

Herbert hatte sich nach der Garderobe seiner Enkelin begeben, sie war allein und hatte ihn augenscheinlich erwartet. Noch im vollen Kostüm, mit den Locken, die gelöst über ihre Schulter wallten, flog sie ihm entgegen und sich an seine Brust werfend, fragte sie leise wie vorgestern, aber mit ganz anderem Ausdruck:

„Bist du mir böse, Großpapa?“

„Mein Kind!“ er schloß sie fest in die Arme und seine bebende Stimme schwankte zwischen Rührung und Vorwurf. „Du böses Kind, wie konntest du mir das anthun! Wie konntest du ein solches Wagnis unternehmen, ohne mir auch nur ein Wort davon zu sagen!“

„Du hättest es ja nicht zugelassen,“ verteidigte sich das junge Mädchen. „Du verweigertest mir ja das kleine Lied, das ich unter deinen alten Papieren fand, und wolltest mir nicht einmal erlauben, es im Konzerte zu singen. Du sagtest mir so herb und bitter: Das ist lang vorbei! Laß das Tote ruhen! Und doch nanntest du es dein bestes Werk, das einzige, das dir ganz und voll gelungen sei.“

„Und es hat doch damals nicht den geringsten Erfolg davongetragen,“ sagte der Kapellmeister, dessen Blick sich bei der Erinnerung verdunkelte. „Ich hatte meine ersten, liebsten Hoffnungen darauf gesetzt und sie wurden unter dem eisigen Schweigen der Zuhörer zu Grabe getragen. Ich lernte ja später so manches verwinden und vergessen, diesen ersten Mißerfolg habe ich nie verwunden und ich habe das Lied auch nie wieder öffentlich singen lassen, so oft sich auch später die Gelegenheit dazu fand.“

Margarita legte beide Arme um den Hals des Großvaters und lehnte den Kopf an seine Brust.

„Und heute? — Warst du zufrieden mit mir?“

Er blickte einige Sekunden schweigend auf sie nieder, trotz seiner Versuche, ruhig zu erscheinen, zitterte doch jede Fiber an ihm vor mühsam niedergehaltener Erregung, endlich sagte er halblaut:

„Ich habe nicht geglaubt, daß du *so* singen könntest, Margarita!“

Da flog ein strahlendes, glückseliges Lächeln über das Gesicht der jungen Künstlerin, nicht die Worte allein, der Ton sagte ihr, daß sie auch hier, wo der Sieg vielleicht am schwersten gewesen war, ganz und voll gesiegt hatte, und mit einem unendlich lieblichen, fast kindlichen Ausdruck versicherte sie:

„Ich habe es auch nicht geglaubt!“

„Nun da ist er ja endlich!“ tönte die Stimme des Direktors hinter ihnen. „Was sagst du zu unserem Komplott! Haben wir es recht gemacht? Alter Brummbär, ich glaube, du hast deine Enkelin ausgescholten, weil sie dir zu einem so glänzenden Siege verhalf.“

Herbert richtete sich auf und streckte seinem alten Freunde die Hand hin.

„Und *du* hast dies Wagnis zugelassen? Es hätte Margaritas ganzen Erfolg gefährden können. Die Modekomposition war des Beifalls sicher und mein Lied —“

„Hat früher einmal Fiasko gemacht! Ja, das weiß ich noch aus unserer Jugendzeit. Du nahmst dir die Sache damals mehr als nötig zu Herzen, aber auch mir war sie nicht ganz geheuer und ich sträubte mich mit Händen und Füßen, als Margarita erst in den letzten Tagen mit der Zumutung hervortrat. Aber die Kleine — ich wollte sagen unsere künftige Diva — hat tapfer und hartnäckig für ihren Großvater gestritten, sie machte es schließlich zur Bedingung ihres Auftretens überhaupt, und ich mußte nachgeben. Diesmal hat die Jugend recht behalten und ich alter Bühnenpraktikus schäme mich wegen meiner Kurzsichtigkeit. Gratuliere von ganzem Herzen, ich denke, du kannst zufrieden sein, auch mit deinem Erfolg.“

„Das Publikum war in der That sehr freundlich —“

„Freundlich? Halb verrückt war es vor Enthusiasmus! Von mindestens zwanzig Seiten bin ich schon nach dem Komponisten gefragt worden, alle Welt will seinen Namen wissen. Nun übermorgen bei der ersten Wiederholung steht er auf dem Zettel und dann mußt du mit heraus vor die Lampen,

ohne Gnade und Barmherzigkeit, Hand in Hand mit deiner Enkelin. Das wird einen Haupteffekt geben!"

Für den Direktor schien allerdings dieser Effekt die Hauptsache zu sein, der Kapellmeister dagegen achtete kaum auf die letzten Worte, sein Blick heftete sich wie mit unruhiger Frage auf das junge Mädchen.

„Uebermorgen? Die Wiederholung der Oper? Hast du denn vergessen, Margarita —?"

Margarita senkte die Augen und eine tiefe Röte stieg in ihrem Antlitz auf, während sie kaum hörbar sagte:

„Was soll ich vergessen haben?"

„Daß du für morgen versprochen hast, eine andere Antwort zu geben. Herr von Sandheim wird kommen —"

„Und hoffentlich sogleich wieder umkehren!" fiel der Direktor erbost ein. „Bildest du dir im Ernste ein, sie könnte jetzt noch fahnenflüchtig werden? Herbert, Mensch, du hast doch auch Künstlerblut in den Adern, du hast doch auch einmal von Erfolg und Ruhm geträumt. Wenn du wirklich imstande wärst, deine Enkelin, mit diesem unerschöpflichen Goldquell in ihrer Stimme, an den ersten besten zu verheiraten, nur weil er reich ist und seine Frau anständig versorgen kann —"

„Du thust mir unrecht!" fuhr der Kapellmeister auf. „Nicht in den Reichtum, in den Frieden einer Häuslichkeit wollte ich Margarita flüchten, ich wollte sie geschützt und behütet wissen vor den Wogen und Stürmen des Lebens."

Der Direktor zuckte die Achseln.

„Pah, kämpfen müssen wir alle, das wird auch ihr nicht erspart bleiben, wie auch der Würfel fällt. Versuche es, ob sie sich jetzt noch ‚flüchten' läßt — ich glaube es nicht."

Herbert gab keine Antwort, er trat zu dem jungen Mädchen und hob leise dessen gesenkten Kopf empor, es war eine wortlose, ernste Frage, aber sie wurde verstanden, es glänzten ein paar Thränen in den dunklen Augen.

„Glaubst du, daß es ihn sehr, sehr kränken wird, wenn ich nein sage?"

„Ja, mein Kind, denn er liebt dich ehrlich und aufrichtig und wenn du auch Bedenkzeit fordertest, so hast du ihm gerade durch diese Forderung eine Hoffnung gegeben."

„Ich kann aber seine Frau nicht werden!" brach Margarita plötzlich so leidenschaftlich aus, daß der Direktor in heimlichem Entzücken sich die Hände rieb. „Seit heute weiß ich, daß ich es nicht kann! Schilt mich nicht, Großpapa, es ist nicht die Eitelkeit, der Erfolg, der mich blendet — gewiß nicht. Als ich aber vorhin dein Lied sang und selbst damit emporgetragen wurde, so hoch, so frei und glückselig, wie eine Lerche emporsteigt, da habe ich gefühlt, daß es doch noch etwas anderes ist um die Liebe, und etwas anderes um das Leben, als du und Sandheim mich glauben machen wollen, da habe ich Furcht bekommen vor dem stillen, friedlichen Glück, das ihr mir aufzwingen wollt. Ich kann dir nicht folgen. Laß mich hinaus!"

Die Worte klangen so flehend, so angstvoll, als fürchte sie in der That ein Verbot aus dem Munde des Großvaters, aber dieser sagte mit tiefem Ernste:

„Ich halte dich nicht, Margarita, es ist deine Zukunft, du hast zu wählen! Gott weiß es, ich hätte dich gerne bewahrt vor einer Laufbahn, die ebenso viel Schatten als Licht birgt, zumal für ein Frauenleben — es hat nicht sein sollen! Ich habe immer geglaubt, du seist ganz das Ebenbild deiner sanften, stillen Mutter, jetzt freilich — hier leuchteten die Augen des alten Mannes plötzlich auf und seine gebeugte Gestalt richtete sich empor, als sei auf einmal eine lang getragene Last von ihm gesunken — jetzt weiß ich, daß du mein Blut bist, ein Teil von meinem eigenen Leben und Ringen. Aber mir war nur die Sehnsucht gegeben, nur der Aufblick zu jenen Höhen, die ich nicht erreichen konnte, weil mir die Flügel versagt blieben. Du hast die Schwingen — nun so steig' empor!"

Deutschlands neuester Seehafen.

Von

Ph. Kniest.

Eine der ältesten Städte und Handelsemporien, die zweite Seehandelsstadt Deutschlands, Bremen, ist bisher selbst keine Seestadt im ganzen Sinne des Wortes gewesen, obwohl es die Fiktion einer solchen stets aufrecht erhalten hat.

Bekanntlich hat man bis zu den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts sich in Bremen sogar ohne einen eigenen Seehafen ersten Ranges beholfen. Man sah die ganze Weser unterhalb der Stadt als den eigentlichen Hafen Bremens an (auch noch heutigentags). Vor ungefähr 250 Jahren erbaute die Stadt zwar den kleinen Hafen zu Vegesack — zwei Meilen stromabwärts — um den Seeschiffen eine gesicherte Zufluchtsstätte zu bieten. Die zunehmende Größe der Schiffe und die fortschreitende Versandung der Weser machten jenen Hafen aber bald unwichtig für die Handelsinteressen der Stadt. Vegesack war zu Anfang dieses Jahrhunderts kaum mehr als eine Art Winterhafen, wo die Schiffe repariert wurden und sich für ihre neuen Reisen ausrüsteten. Der eigentliche Lösch- und Ladeplatz für größere Schiffe (Küstenfahrer und kleine Seeschiffe sind zu allen Zeiten bis zur Stadt aufgesegelt) war die Reede des oldenburgischen Ortes Brake, für die ganz tief gehenden die Reede des weiter unterhalb gelegenen Großensiel.

Als die zunehmenden Handelsverbindungen mit Nordamerika, West- und Ostindien, immer größere Schiffe beanspruchten, als Maßnahmen der oldenburgischen Regierung, welche darauf abzielten, Bremen des Namens einer Seehandelsstadt überhaupt zu berauben, keinen andern Ausweg der bedrängten Stadt mehr übrig ließen, da griff man zu dem immerhin nicht unbedenklichen Mittel, 10 Meilen fern von Bremen einen Landkomplex von Hannover zu erwerben, um dort einen großen Seehafen, das heutige Bremerhaven, anzulegen.

Die damalige Maßregel, obgleich sie lebhaften Widerspruch fand, war politisch richtig, denn sie verschaffte Bremen die Möglichkeit, sich vermittelst des Hafens zur Welthandelsstadt zu erheben. Stimmen, welche warnten, gab es damals viele; manche Gründe, welche angeführt wurden, Hindeutungen auf mögliche Gefahren für die Mutterstadt haben sich im Laufe der Zeit als nicht ganz unberechtigt herausgestellt.

Es ist nicht zuviel gesagt, daß die Gründung Bremerhavens mehr der Not gehorchend geschah als dem eigenen Triebe. Eine andere Wahl gab es eben nicht, denn einen Kanal am linken Weserufer zu erbauen, um der Stadt den Zugang zur See zu erschließen, einen Kanal, wie schon der erste Napoleon ihn geplant hatte, litt die Eifersucht der oldenburgischen Nachbarn nicht. Und um die Weser selbst in schiffbaren Zustand zu versetzen, dazu fehlte es in jener Zeit, da die Dampfkraft noch in den Kinderschuhen steckte, an den Mitteln, vollends, weil die Politik der Hannoveraner und Oldenburger dahin strebte, Land in und an der Weser gerade dort zu gewinnen, wo Bremen gern tiefes Wasser gehabt hätte.

Die Entwickelung Bremerhavens ist eine rapide gewesen. Kaum 50 Jahre alt, zählt die Stadt gegen 14 000 Einwohner. Die Nachbarorte Lehe, Geestendorf und Geestemünde haben sich mit ihm gehoben, und der ganze Komplex mag gegenwärtig gegen 50 000 Einwohner zählen.

Bremen selbst hat auch prosperiert und ist aus einer Stadt von ca. 40 000 Einwohnern im Jahre 1830 jetzt zu einer von 120 000 Einwohnern angewachsen. Indes ist doch nicht zu leugnen, daß die Verhältnisse sich nicht so glücklich entwickelt haben, wie es eigentlich in einer so großen Handelsstadt hätte der Fall sein sollen.

Thatsache ist, daß in den letzten Jahren nicht allein der Handel der Stadt zurückgegangen ist — die Ursachen weshalb, bleiben hier aus dem Spiel — sondern auch, daß namentlich die sog. kleinen Leute, die Handwerker und Detaillisten, nicht in dem Maße verdienen und prosperieren, wie die Bewohner der Tochterstädte.

Naturgemäß haben sich die Blicke mancher Patrioten in Bremen auf den Strom, die Lebensader der Hunderttausende, welche an seinen Ufern wohnen, richten müssen. Die Frage entstand, warum denn derselbe in dem über alle Beschreibung verwilderten Zustande verbleibe, in welchem er sich, namentlich in seinem unteren Teile, ab Bremen bis Bremerhaven, befand. Warum, wurde gefragt, nimmt man nicht eine gründliche Korrektion der Weser vor, die doch jedenfalls die Folge haben müßte, daß tiefer gehende Schiffe als die Lichter und Küstenfahrer die Stadt zu erreichen vermöchten. Man wies auf Analoges in England und Schottland hin, namentlich auf den Clyde, dessen Fahrwassertiefe von 3 ½ Fuß, bei Glasgow Mitte des vorigen Jahrhunderts, auf über 20 Fuß gebracht worden ist.

Bremen übte allerdings auf der Weser eine Art Souveränität aus, indem es seine Sache war, für Tonnen und Baken, Leuchttürme und Leuchtschiffe zu sorgen. Aber Stromverbesserungen durch Bauten und Baggerungen waren der Stadt nicht erlaubt, oder die Genehmigung, letztere vorzunehmen, erfolgte nur nach langen Verhandlungen. Es ist zu konstatieren, daß das wenige, welches bis 1866 geschah, nur von Bremen ausging. Dann trat Preußen an die Stelle des feindseligen Hannovers, welchem das Prosperieren Bremerhavens ein Dorn im Auge war, und führte innerhalb seines Gebietes die notwendigsten Stromkorrektionen aus. Oldenburg, im wesentlichen ein Ackerbaustaat, ließ die Dinge wie sie waren. Leider liegt gerade auf oldenburgischem Territorium die Achillesferse der Unterweser, die zur Barrenbildung geneigte Stromstrecke von Lienen bis Brake, zu deren Verbesserung fast gar nichts bislang geschehen ist.

Bremen ist inzwischen keineswegs unthätig gewesen. Innerhalb seines Gebietes, bis Vegesack, wo die Meeresflut schon sehr bedeutend sich bemerkbar macht, wurde unter der Aegide des Oberbaurats Hagen in Berlin eine umfassende, stellenweise sogar großartige, Korrektion der Weser vorgenommen, deren schließlicher Erfolg war, daß im Jahre 1882 schon kleine Seeschiffe mit 9 ½ bis 10 Fuß Tiefgang die Stadt zu erreichen vermochten, ein Erfolg, der um so eklatanter ist, als in den sechziger Jahren Fahrzeuge mit nur 5 Fuß Tiefgang zu Zeiten nur mit größter Schwierigkeit nach Bremen gelangen konnten. Die Flut, welche früher kaum bemerkbar war, tritt jetzt bei Normalwasserstand ganz regelmäßig in der Stadt auf.

Derartige erfolgreiche Maßnahmen legten die Ueberzeugung immer näher, daß eine durchgehende Korrektion der ganzen Unterweser bis Bremerhaven die Verhältnisse des Stromes in der allergünstigsten Weise beeinflussen müßte. Das Verlangen nach einer solchen wurde stets größer. Die Angelegenheit verschwand nicht wieder von der Tagesordnung.

Im Einverständnisse mit Preußen und Oldenburg wurde denn auch vor mehreren Jahren eine Kommission niedergesetzt, in deren Auftrag und unter deren Mitwirkung und Gutheißung durch den bremischen Oberbaudirektor Franzius ein umfassender Plan zur Korrektion der Unterweser aufgestellt wurde, nach dessen Durchführung mit der Flut bis 5 Meter tiefgehende Schiffe die Stadt Bremen erreichen können.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen ein Bild der beabsichtigten Korrektion zu geben. Erwähnt sei nur, daß sie bezweckt, die Flutwelle, welche unter besonders günstigen Verhältnissen in die Weser eindringt (Bremerhaven hat 3,30 Meter, Cuxhaven an der Elbe 2,80 Meter mittleres Flutintervall) kräftiger als bisher nach der Stadt Bremen hinaufzuführen, indem der Ebbespiegel, also die Sohle des Flußbettes, erniedrigt wird, Krümmungen abgeschnitten, übermäßige Breiten und Spaltungen des Stromes beseitigt werden; überhaupt die Weser in einen nach oben sich allmählich verengernden Schlauch verwandelt wird, welcher der auflaufenden Flut keinen, oder den möglichst geringsten Widerstand entgegensetzt.

Zur Verwirklichung dieses, technisch als durchführbar angesehenen Planes ist eine Verwendung von ungefähr 30 Millionen Mark erforderlich, zu deren Aufbringung die freie Hansestadt Bremen bereit wäre, wenn ihr von Reichs wegen gestattet würde, zur Verzinsung und Amortisation des Kapitals eine Schiff-

fahrtsabgabe auf der korrigierten Stromstrecke zu erheben.

Das Projekt hat seine Gegner, und zwar wohl fast ausschließlich in Bremerhaven-Geestemünde, wo man eine Einbuße fürchtet, wenn ein Teil der Schiffe, welche jetzt dort löschen und laden, demnächst die Stadt Bremen erreichen kann. In Bremen betrachtet man diese Opposition, die allerdings nicht unverständlich ist (opponiert doch Liverpool gegen einen Seekanal nach Manchester, opponierten doch s. Z. sämtliche Fuhrleute gegen die Eisenbahnen!), ziemlich kühl, weil man der Ueberzeugung ist, daß der durch den großen neuen Seehafen in Bremen sich voraussichtlich in großartiger Weise steigernde Weserhandel einen etwa momentan entstehenden Ausfall im Verkehr der genannten Häfen sehr bald begleichen würde, denen zudem die größten Schiffe und die Ocean-Schnelldampfer für alle Zeit verbleiben müssen.

Außer Frage ist, daß ein Seehafen um so wertvoller ist, je höher er im Lande liegt. Beispiel: Hamburg, welches gegen 12 Meilen weiter aufwärts an der Elbe liegt als Bremerhaven an der Weser. Die Frachten aus See nach Hamburg sind aber deswegen nicht höher. Die 12 Meilen Eisenbahn- oder Lichterfracht werden gespart. Dasselbe würde gegenüber Bremerhaven und Bremen der Fall sein. Auf der korrigierten Weser würden die Schiffe mit derselben Flut, mit welcher sie in den Strom einlaufen, die Stadt Bremen erreichen, und könnten fast ebenso rasch an ihren Löschplätzen liegen als die nach Bremerhaven bestimmten Schiffe, welche in die dortigen, nur bei Hochwasser durch Schleusen erreichbaren Bassins zu legen haben. Zudem ist bei Bremen der Punkt, wo Fluß- und Seeschiffahrt sich am bequemsten die Hände reichen können.

In Erwägung also der bevorstehenden Korrektion der Unterweser, welche man als so sicher annimmt, daß man für alleinige bremische Rechnung seit drei Jahren beschäftigt ist, den gewaltigen, im Generalplane schon vorgesehenen Durchstich einer Bucht der Weser (auf bremischem Gebiet belegen), von welchem man sich für die Schiffahrt und die weniger behinderte Bewegung der Flutwelle nach Bremen die größten Vorteile verspricht, vorzunehmen, hat man bei Gelegenheit des bevorstehenden Zollanschlusses die Anlage eines Seehafens im demnächstigen Freigebiete beschlossen, welche einen Aufwand von 32 Millionen Mark erfordern wird, wozu die Reichskasse einen Beitrag von 12 Millionen leistet.

Den Lesern d. Bl. wird es ohne Zweifel nicht uninteressant sein, über diesen neuesten großartigen Seehafen Deutschlands in der alten Reichsstadt Bremen etwas näheres zu erfahren.

Das Areal desselben liegt unterhalb der Stadt am rechten Weserufer und ist zum großen Teil vom Staate erworben worden; ein kleinerer Teil war Staatseigentum. Es ist rund 90 Hektar groß, bei ungefähr 2000 Meter größter Länge und 400 Meter mittlerer Breite.

Das Hauptbassin wird eine Länge von ungefähr 1800 Meter Länge erhalten, eine Breite von 120 Meter. Zur Vergleichung sei angeführt, daß die Länge der drei Hafenbassins zu Bremerhaven um ein geringes größer, während deren Breite 5 Meter weniger ist. Die Tiefe ist auf 6,8 Meter angenommen, damit auch bei niedriger Ebbe Schiffe von 5 Meter Tiefgang flott liegen können. Ueberhaupt soll der Hafen mit allen neuesten Verbesserungen der Lade- und Löschvorrichtungen, mit elektrischem Lichte und den nötigen Eisenbahngeleisen versehen werden, damit die Verladung von der Bahn aufs Schiff und umgekehrt in der raschesten und rationellsten Weise betrieben werden kann. Für große Speicher, Schuppen, Silos für den Getreidehandel ꝛc. ist selbstverständlich in ausreichender Weise Sorge getragen.

Das ganze Areal des Hafens wird eine Landgrenze von ca. 4800 Meter Umfassungsmauern umschließen.

Alle Schiffe, welche künftighin in das Freigebiet einlaufen, können frei von jeglicher Zollkontrole verkehren. Die Waren kommen erst dann in zollamtliche Behandlung, wenn sie die Grenze des Freigebiets passiert haben.

Da die nötigen Enteignungen von Grundstücken und Gebäuden (im Gegensatz zu Hamburg waren sie unbedeutend) schon stattgefunden haben, wie auch die Submission für die wichtigsten Teile des Baues: die Quaimauern und die Erdbewegung, so wird sich auf dem Platze des künftigen Hafens bald eine emsige Thätigkeit entfalten. Hoffentlich gelingt es, den Bau der großartigen Verkehrsanstalt bis zum Jahr 1888 zu vollenden, wo Hamburg und Bremen ihren Anschluß an das deutsche Zollgebiet zu bewirken haben werden.

Der neue Seehafen wird der Stadt naturgemäß große Umwälzungen bringen und das eigentliche Geschäftscentrum verlegen. Doch unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Umwälzung im allgemeinen segensreich sein wird, wenn auch manche Einzelinteressen empfindlich geschädigt werden.

Die Großartigkeit der projektierten Anlage und die große Wassertiefe, welche in dem Bassin geschaffen werden soll, verbürgen so entschieden wie möglich die Durchführung der Unterweser-Korrektion. Ohne dieselbe wäre der Hafen ein Torso. Der Senat von Bremen hat bereits beim Bundesrat einen Gesetzentwurf wegen der vorhin schon erwähnten Abgabe für die die korrigierte Stromstrecke künftig befahrenden Schiffe eingereicht. Wird selbige bewilligt, so wird sicher das Riesenwerk der Korrektion auch sofort in Angriff genommen werden.

Wenn dann noch die von der preußischen Regierung projektierten Kanalanlagen, welche Rhein, Weser und Elbe miteinander in Verbindung setzen sollen, ausgeführt sind, dann wird sich in Bremen ein großartiger See- und Flußschiffahrtsverkehr entwickeln, weil es mit seinen Rivalen Hamburg, Rotterdam und Antwerpen, die es jetzt überflügeln, erfolgreich zu konkurrieren vermag.

Nach wenigen Jahren also wird Deutschland um einen leistungsfähigen Seehafen reicher sein. Möchten sich alle an ihn geknüpften Erwartungen zum Segen der Stadt Bremen, die mit aller Energie sich zum Kampfe für ihre Stellung aufrafft, und auch im Interesse des Deutschen Reiches erfüllen.

Winter in Kanada.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Ueberall Schnee und Eis. Das ganze weite Land von den Quellen des Missisippi bis in den höchsten Norden hinauf, von dem festgefrorenen Golf des St. Laurenzstroms, westlich über die Ketten der Felsengebirge nach dem Stillen Ozean, ist festgefroren. Das Wasser ist zu Eis, die Erde zu Stein verwandelt, und auf dem ganzen, Millionen Quadratmeilen umfassenden Lande ruht eine blendend weiße Schneedecke — ein Leichentuch. Alles verschneit, verweht: Flußläufe, Straßen, Seen; die kanadischen Ströme, im Sommer so klar und hell, über zahllose Fälle und Schnellen den Seen und Meeren zusprudelnd, sind wie vertrocknet, die üppig grünen Prairien des Sommers tief unter den sandartigen körnigen Flocken dieser Schneewüste begraben. — Die schönen inselreichen klaren Seen sind zugefroren, die Eisdecke verweht, Festland und Wasser nicht voneinander zu unterscheiden. Große Eisberge, hunderte Fuß hoch, stehen zu einer Barrikade fest ineinandergepfercht in den Meerengen von Neufundland; das Meer selbst, den felsigen Küsten von Labrador entlang, ist fest zugefroren; die Insel Anticosti und die weit vorspringende Chaspé sind mit hoch daran aufgetürmten Eismassen ganz umkränzt; Quebeck und Montreal, sonst so geschäftige belebte Seehäfen, sind eingefroren, in trockene Inlandstädte verwandelt. — Nirgends, auf Millionen Quadratmeilen wird die Landschaft durch Wasser belebt, nirgends zeigt sie sich in einer anderen Farbe als in dem einzigen blendenden Weiß. Die spärlichen Ansiedlungen im weiten Westen treten kaum aus ihrer eintönigen Umgebung hervor. — Mag die Sonne auch noch so hell nieder-

Karneval in Montreal
(S. 683).

scheinen, sie gibt wohl Licht, aber keine fühlbare Wärme. Alles Leben scheint dieses Winterland mit dem ersten Novemberfrost, mit dem ersten Schnee verlassen zu haben, um erst wieder nach sechs Monaten dahin zurückzukehren. Und doch ist dieses anscheinend öde, trostlose Winterbild voll Reiz, voll Leben, ja ich würde getrost behaupten, wer Kanada sehen und kennen lernen will, der muß es im Winter besuchen.

Vielleicht ist es ein bischen Selbsttäuschung meinerseits, wenn ich mit Befriedigung nach den in Schnee und Eis verlebten Wochen zurückblicke. Jeder, der in seinem Leben schon zum Wanderstab gegriffen hat, wird dies wohl an sich selbst erfahren haben. Ist eine Nacht glücklich überstanden, so treten merkwürdigerweise alle Unannehmlichkeiten und Beschwerden derselben allmählich in den Hintergrund, und nur die unendlich reizvollen Bilder fremder Länder, fremder Gegenden und Menschen bleiben dem Wanderer vor seinem geistigen Auge. Wie bei einer Blume die welken Blätter nacheinander sterben und abfallen, und nur den Samen zurücklassen, oder wie sie wieder frische Keime treibt, so bleibt dem Reisenden nur die angenehmste Erinnerung seiner Erlebnisse zurück, die ihn immer wieder nach fernen Ländern führt. Ich würde ebensogerne wieder eine Schlittenreise durch die unendlichen Einöden Manitobos unternehmen, wie in Gesellschaft schöner Kanadierinnen den buntbewegten Karneval von Montreal verleben. Eine unendliche Fülle der reizvollsten Bilder tritt mir, während ich diese Zeilen schreibe, wieder, Fata Morgana gleich, vor die Augen, und drängen sich in die Feder. Denn der kanadische Winter, so öde und traurig er dem Europäer auch vorkommen mag, hat seine schönen Seiten. Stadt und Land verleben den Winter in ihrer eigenen Weise, die Stadt angenehm und gesellig, unterhaltend, das Land

Tobaggoning (S. 676).

Straßenscene
in Montreal (S. 674).

im Gegenteile, in schrecklicher Einförmigkeit, nur gemildert durch die wahrhaft großartigen Naturerscheinungen.

Meine ersten Erfahrungen über den kanadischen Winter waren allerdings nicht angenehmer Art. Von St. Paul, der Hauptstadt Minnesotas, im Januar 1882 den großen Red River des Nordens entlang nach Winnipeg fahrend, blieb mein Eisenbahnzug in der Nähe der kanadischen Grenze in einer Schneeverwehung stecken, und wir spärlichen Passagiere mußten zwei Tage und drei Nächte auf offener Steppe auf Erlösung warten. Einer jener furchtbaren Schneestürme, welche Dakota, Minnesota und das Gebiet der kanadischen Seen im Winter so häufig heimsuchen, hatte uns inmitten der Steppe, viele Meilen von jeder Ansiedlung entfernt, überrascht; harte Schneeflocken, großen Hagelkörnern gleich, fielen, an unsere Fensterscheiben schlagend, in Wolken hernieder und begruben unsere Waggons bald bis an die Fensterhöhe. Der Sturm, aus den Felsengebirgen von Montana kommend und ungebrochen durch die unendlichen Steppen, sauste mit furchtbarer Gewalt heran, den losen Schnee wie Wüstensand vor sich her fegend. Die grimmige Kälte machte jeden Aufenthalt im Freien unmöglich. Schon einige Minuten nach Beginn dieses Schneeorkans wurden Heizer und Ingenieur von der Lokomotive mit erfrorenen Gliedern hereingebracht. Stunde um Stunde verrann, Tag und Nacht wechselten, unser Lebensmittelvorrat war verzehrt, unsere Kohlen waren verbrannt, und wir sahen in unsere Decken gehüllt ergebungsvoll einem traurigen Schicksal entgegen, das in jedem Winter hier, auf den Schneesteppen von Dakota, so viele Opfer fordert. Der Aufopferung einiger Eisenbahnleute, die mit einem Rettungszug aus St. Vincent zu unserer Hilfe herbeieilten, haben wir es zu danken, daß wir mit dem Leben davonkamen. Von zwei Lokomotiven getrieben, bahnte sich der große schwere Schneepflug gewaltsam Bahn durch die meilenlangen Verwehungen, bis der Rettungszug uns erreichte, und wir mit halberfrorenen steifen Gliedern in die warmen Waggons kletterten.

Einige Stunden darauf — es war zwei Uhr morgens — kamen wir in Winnipeg, der Hauptstadt Manitobas an, und hier, in der fernen nordischen Kapitale, erhielt ich das erste Bild kanadischen Städtelebens im Winter.

Winnipeg war damals schon, wie jetzt, das große geschäftige Emporium des neuerblühenden Nordwestens, der Hauptsitz der großen Hudsonsbaicompagnie, die Residenz des Gouverneurs. Ueberall in den Straßen herrschte das regste Leben, ungeachtet der grimmigen Kälte, die das Quecksilber bis auf — 25 ° zusammenschrumpfen machte, die Tramways hatten den Verkehr trotzdem nicht unterbrochen, und die guten asiatischen Kanadier, die französischen Akadier und Halbindianer, fuhren in offenen Schlitten, gezogen von behenden kleinen Ponys, Straßen auf und ab (S. 667). Freilich, in den

Auf dem Gipfel des Tobaggonhügels (S. 677).

compagnie, welche Indianer, Trapper und Jäger mit allem Lebenserfordernis versorgt und gegen hundert Faktoreien oder sogenannte „Forts“ im ganzen Lande zerstreut besitzt. An allen Flußgabeln, an den Seen, in der Ebene, wie in den Felsengebirgen und an der Hudsonsbai selbst findet man diese einsamen Handelsposten, die einzigen festen Ansiedlungen in einem ganz Europa an Ausdehnung gleichenden Lande. Bis in die unwirtlichsten Gegenden am Mackenziestrom und am großen Bärensee sind die waghalsigen Trapper gedrungen, und all' diese äußersten Urias-

Tramwaywagen hingen trotz der zum überfüllen geheizten Oefen die Eiszapfen von der Decke nieder; die Pferde dampften und weißer dicker Reif bedeckte sie sofort, wenn sie einen Augenblick stille hielten, um irgend einen Passagier ein- oder auszulassen. Unsere Bärte waren zu einem Eisklumpen zusammengefroren, und unser Atem hatte, über den Pelzkragen streifend, auch diesen mit Eis bedeckt; so grimmig indessen die Kälte auch war, sie war doch erträglich, denn es herrschte vollkommene Windstille. Die Rauchsäulen stiegen aus den zahllosen Kaminen der Stadt kerzengerade zum Himmel empor und solange sie nicht in Bewegung geraten, wird die tägliche Arbeit in dem schnelllebigen, emporstrebenden, geschäftigen Winnipeg nicht unterbrochen. Ueberall wurde gemauert, gezimmert, gehämmert, geklopft, Häuser entstanden, andere verbrannten und neben der mit Eiszapfen über und über behängten Ruine eines in der vergangenen Woche niedergebrannten Hauses war ein anderes schon bis zur Dachhöhe gediehen; freilich, die Ziegel mußten an mächtigen offenen Feuern zuvor erwärmt werden, und der Mörtel wurde in großen Kesseln mit siedendem Wasser angemacht; auch dann noch fror er den Mauerleuten unter der Kelle zu. — In den Kaufläden und outfitting stores herrschte ebenso reger Verkehr, denn Winnipeg ist wie gesagt die große Metropole der „Abenteurer des Hudsonsbailandes“, jener großen bis auf die jüngste Zeit souveränen Handels-

Tobaggoning zur Nachtzeit (S. 676).

Indianischer Schneeschuhmacher.

posten der Zivilisation werden von Winnipeg aus versorgt. Kein Wunder denn, daß auch im Winter hier, wo diese weitausgesponnenen Fäden zusammenlaufen, das geschäftliche Leben so bunt ist. Aber von der Straße aus kann man von den vielen und verschiedenartigen Waren, die hier aufgestapelt sind, nicht viel wahrnehmen, denn die großen Schaufenster sind an der Innenseite mit einer fast zolldicken Eiskruste bedeckt, welche selbst die hellstrahlenden Gasflammen nicht zu tauen vermögen. Von meinem warmen Wohnzimmer aus auf die Straße herabzusehen, war aus der gleichen Ursache unmöglich; ich mußte mir erst das Eis von den Fenstern herunterschlagen und kaum war eine Spürlücke geschaffen, so war sie auch schon wieder zugefroren. Der Schnee in den Straßen war nicht wie in unseren Gegenden, eine schmutzige halbzerronnene weiche Masse, sondern lose, hart, jedes Flöckchen für sich, und das Ganze wie tiefer Sand, in welchem man watete, ohne daß die Fußbekleidung naß wurde, denn die innere Wärme ist hier nicht hinreichend, die Körnchen zu schmelzen. Und doch, trotz all diesen Anzeichen großer Kälte fühlt man dieselbe in Kanada lange nicht so sehr, wie manchen Frost in England oder Schottland, wenn nicht gar näher bei uns, denn man versteht es im Rupertslande, sich gegen die Kälte zu schützen, man ist darauf vorbereitet: für den Verkehr im Freien dicke warme wollene Unterkleider, pelzgefütterte Röcke, ebensolche Kappen und Handschuhe, an den Füßen weiche indianische Mokassins. Der Kanadier in Ost und West ist schon an seiner typischen Winterkleidung, der langen pelzgefütterten Redingote und der um den Leib gewundenen Schärpe nicht zu verkennen, falls er sich der angestammten Indianertracht nicht noch mehr nähert und die besonders von den Trappern gern getragenen ledernen Beinkleider mit Ledertressen — die „Schemilun“ anlegt. In den kanadischen Großstädten wird diese Tracht von vornehmen Sportingsklubs gerne bei ihren Ausflügen getragen. — In den Häusern befindet sich der Kanadier ebenfalls viel wohler und behaglicher als wir in den gemäßigten Zonen Lebenden. Fenster und Thüren

Abendmahl im Schneeschuhklub (S. 682).

schließen hermetisch, alle Ritzen und Spalten sind sorgfältig verkleidet, die Fußböden mit Teppichen, die Korridore mit Matten bedeckt. Die Heiz- und Ventilationseinrichtungen sind unübertrefflich. Die Außenwände vieler Häuser, sogar jener der Ansiedler und Farmer, bestehen aus doppelten Holzwänden, zwischen welchen häufig Birkenrinde aufgefüllt wird, wenn der Zwischenraum nicht ganz leer bleibt. In diesen Häusern ist man auch gegen die strengste Kälte vollständig geschützt und schlägt Bruder Frost ein Schnippchen. Obschon die viertgrößte Stadt Kanadas, ist Winnipeg doch noch viel zu jung und in seinen Verhältnissen viel zu zerfahren, als daß es sich in geselliger Hinsicht mit Montreal, Quebeck, Toronto, ja sogar mit Ottawa, der Kolonialhauptstadt, messen könnte. Die großen Wintervergnügungen und das Sportswesen sind nur in den östlichen Großstädten, hauptsächlich in Montreal, zur höchsten Blüte entwickelt, und der Winter in dieser majestätischen, großartig angelegten Stadt ist gesellschaftlich angenehmer und bewegter als in mancher Großstadt Europas.

Kaum hat sich Stadt und Land in die erste Schneedecke gehüllt, so ändert sich auch das ganze geschäftliche wie soziale Leben der Großstädte. In den Straßen und vornehmen Avenuen des Mont Royal — des Berges, welcher der Stadt seinen Namen gegeben, erscheinen elegante Schlitten, gezogen von stolzen, schellenbehängten Pferden, besetzt mit schönen Insassen, den Töchtern der kanadischen Baronets und Sirs — denn auch Kanada hat seine eigene Aristokratie; auf den Eislaufbahnen herrscht Tag und Nacht das regste Leben — ein Ball auf Schlittschuhen; die Eisbahnen an den Abhängen des Mont Royal sausen mit Blitzesschnelle Toboggonschlitten hinab; auf den festgefrorenen Flüssen fliegen mit geschwellten Segeln Eisböte einher; im freien Lande draußen begegnet man ganzen Klubs auf Schneeschuhen eintrabend und in manchem Gehölz hat irgend ein Verein großstädtischer vornehmer Voyageurs ein winterliches Zeltlager aufgeschlagen (S. 675).

Schneeschuh-Ausflug von Damen (S. 675).

Das out of door life ist hier zur höchsten Vollkommenheit gediehen; die elegante Gesellschaft, die stolzen, hochgewachsenen, schönen Kanadierinnen mit eingeschlossen, bringt Tag und teilweise die Nacht im Freien zu.

Wie die schlanke dunkle Tanne noch von Eis und Schnee, von den Winterfrösten unberührt bleibt, so die Kanadierin. Ihr gegenüber erscheint das schöne

Geschlecht der Vereinigten Staaten wie zarte Blumen, welche nur die warme Jahreszeit unbeschadet im Freien zubringen können, und im Winter in den Konservatorien — warmen Wohnhäusern ihr Fortkommen

Ein Zeltlager (S. 674).

finden. Man sehe doch nur die Kanadierin beim Sport! Wie graziös sie auf den Stahlschuhen einherfliegt! wie geschmeidig sie sich dreht und wendet, wie prächtig ihr die kurzen, pelzverbrämten Röckchen sitzen,

Holzhauer im Walde.

wie stramm und voll ihr Wuchs, der bei solcher Tracht so vorteilhaft zum Vorschein kommt (S. 673)! — Am regsten äußert sich das winterliche Leben und Treiben an einer Tobaggon Slide (S. 666 u. 670). Eine steile Schneebahn am Gipfel einer Anhöhe, bis weit über ihren Fuß in die Ebene hinaus, zu ihren Seiten eine

bis zum Gipfel führende Treppe, oben eine Plattform, auf welcher sich die Sportsjünger für ihre tollkühne, blitzschnelle Thalfahrt vorbereiten (S. 669).

Der Indianerschlitten ist nicht viel mehr als ein etwa zwei Fuß breites, sechs bis zehn Fuß langes dünnes Brett, vorne im Halbkreis nach oben und rückwärts umgebogen. Auf diesen einfachen Schlitten sind ein paar weiche Sitze aufgeschnallt. Zwei, drei oder mehr Damen setzen sich auf den Schlitten hintereinander. Der galante Schlittenführer hüllt die schöne Last in

„Curling", ein kanadischer Sport (S. 682).

Pelze ein, setzt sich hinten rittlings auf und schiebt den Tobaggon bis an den Rand der Plattform. Ein Ruck und wie ein abgeschossener Pfeil saust das luftige Fahrzeug durch nichts weiter als die Schwere seiner Insassen getrieben, den steilen glatten Abhang hinab, daß der grobe körnige Schnee zu beiden Seiten hoch aufspritzt und das Fahrzeug in eine weiße Wolke hüllt. Der Führer lenkt den Schlitten, indem er mit den Füßen oder Händen bald auf der einen bald auf der andern Seite gegen die Schneebahn drückt. Ein sicheres Auge, Geistesgegenwart, Behendigkeit und Ruhe sind unumgänglich notwendig, sollen Schlitten und seine Insassen

nicht auf halber Bahn umkippen und anderen Schlitten in die Quere, sich selbst zum Verderben pelemele den Abhang herunterkollern. Saust jedoch der Tobaggon glücklich an allen zufälligen oder künstlich hergestellten Hindernissen vorbei, so gleitet er durch das eigene Bewegungsmoment fortgetrieben unten auf der Ebene noch eine Viertelmeile weiter. Dann kehren die Passagiere, den Schlitten hinter sich herziehend, wieder zurück, die Treppen hinauf zur Plattform, um die rasende Fahrt nochmals zu unternehmen. Ein Schlitten drängt den andern, Herren und Damen harren in langen Reihen, um zur Bahn zu gelangen. Die Wangen sind hochgerötet, die scharfe schneidende Winterluft hat ihnen bei der Thalfahrt den Atem benommen, die zuerst vielleicht den Puls stocken gemacht, aber immer wieder wagt sich das vergnügungslustige, tollkühne Völkchen auf die steile Bahn.

Pelzjäger (S. 680).

Auf dem mächtigen breiten St. Laurenz hat wohl die Schiffahrt aufgehört, aber nicht der Verkehr. Ist die Eisdecke hinreichend fest gefroren, so dient der Strom einfach als Verkehrsweg geradeso wie jede Landstraße. Ja mehr noch — es werden Schienen über die Eisdecke gelegt und Last- wie Personenzüge, von Lokomotiven gezogen, fahren über den gefrorenen Strom. Aber gar viele brauchen keine Eisenbahn — denn sie legen die gleichen Strecken in viel kürzerer Zeit auf Schlittschuhen zurück. Die kanadischen Flüsse sind mitunter mit einer glatten Eisdecke von ein bis anderthalb Fuß Dicke überkleidet, und eine sicherere bessere ebenere Bahn ist kaum denkbar. Die Schlitten von Pferden gezogen verkehren darauf ebenso wie die Schlittschuhläufer, welche nicht selten vier bis fünf deutsche Meilen in der Stunde zurücklegen. So z. B. fahren viele auf Schlittschuhen von St. John (Neubraunschweig) über den gleichnamigen Strom nach dem circa 18 deutsche Meilen entfernten Frederiksstrom in einem Tage, ohne mehr zu ermüden, als wären sie ebensoviele Stunden marschiert. Noch schneller ist der Verkehr mittelst Eisbooten, dreieckigen auf drei Schienen ruhenden Plattformen, deren hintere Schiene nie vom Steuer verstellbar ist. Ist der Wind günstig, so wird auf dem vorne stehenden Mast ein dreieckiges Segel aufgezogen und die Geschwindigkeit solcher, auf dem Eise hinschießenden Böte ist so groß, daß sie erwiesenermaßen mitunter neun deutsche Meilen in der Stunde zurücklegen!

Weniger angenehm, weil viel beschwerlicher und ermüdender ist das Schneeschuhlaufen. In den Einöden der Hudsonsbailänder und Labradors, auf den entlegenen Farmen und Dörfern, sind die Schneeschuhe die einzigen Mittel, um den Verkehr mit der Außenwelt aufrecht zu erhalten, denn rings um diese verschneiten Ansiedlungen liegt der Schnee an manchen Stellen mannshoch und das Durchwaten wäre eine Unmöglichkeit. Die einsamen Trapper und Pelzjäger (S. 679), die Indianer und Mischlings-„Voyageurs“,

die Farmer und Holzfäller müssen deshalb wohl die großen, netzüberzogenen Schneeschuhe an ihre indianischen Mokassins, ihre gewöhnliche Fußbekleidung, schnallen, um vorwärts zu kommen. Aber aus diesem Schneeschuhlaufen hat sich in der eleganten Gesellschaft auch ein Sport entwickelt, dem von vielen Klubs mit Leidenschaft gehuldigt wird. In Montreal, Toronto Quebeck, Ottawa und anderen Städten besteht eine Anzahl Schneeschuhklubs, und häufig werden von diesen weite Ausflüge in die Umgebung unternommen. Herren wie Damen nehmen daran teil. Jeder Klub hat sein eigenes, recht malerisches Kostüm mit gewissen Abzeichen — jeder seine Diener, Fackelträger, Hunde u. s. w. — Nach mehrstündigem Marsch unter Gesang und lauter Fröhlichkeit wird irgendwo an einer geschützten Stelle im Freien Halt gemacht — ein mächtiges Feuer lodert bald im Lager empor und man verweilt ein Stündchen um zu ruhen und einen kleinen Imbiß einzunehmen. Ein großes Holzfeuer und ein brodelnder, dampfender Theekessel darüber üben einen merkwürdigen Zauber auf den Menschen aus. Man fühlt sich trotz der öden winterlichen trostlosen Umgebung heimisch, man lacht und scherzt, bringt wohl irgend einer Dame ein Ständchen dar, und kehrt am Abend bei Fackelschein wieder mittelst Schneeschuhen über den mehrere Fuß tiefen Schnee einhertrabend, nach der Stadt zurück, wo ein Souper im Klubhause den angenehmen Ausflug beschließt (S. 672, 683, 685, 690). Andere Klubs pflegen wieder das Schlittschuhlaufen, Eisbootfahren und das schottische Curlingspiel (S. 677), bei welchem schwere hölzerne Scheiben über das glatte Eis

Ein Fackelzug auf Schneeschuhen

Kanadisches Winterbild.

nach bestimmten, verschieden hoch zählenden Quadraten geschoben werden. Der Höhepunkt der Wintervergnügungen ist jedoch der Karneval (S. 663), der in den kanadischen Städten, besonders in Montreal ungemein lebhaft und bewegt gefeiert wird. Große Eispaläste, Monstrebälle, Maskeraden auf dem Eis, Tobaggonfahren bei Fackelbeleuchtung (S. 670) u. dgl. machen die kanadischen Städte dann zum Zielpunkt großer Touristenwanderungen aus den Vereinigten Staaten, ja selbst aus England und vom europäischen Kontinent. — Auch ich befand mich ein Jahr nach meiner Reise durch den kanadischen Nordwesten unter den Karnevalsgästen von Montreal. Ich hätte mich auf den römischen Korso, auf die Promenade des Anglais in Nizza, an die Canalstreet von New Orleans, auf den Meirsplatz nach Antwerpen versetzt geglaubt, wären nicht die 25 Grad Kälte bitter durch meine Glieder bis auf die Knochen gedrungen, und hätte ich bei Betrachtung der Fröhlichkeit und Ausgelassenheit in Straßen wie Plätzen nicht immer meine Nase vor Frostbissen beschützen müssen! Gar manchen sah ich damals mit weißen erfrorenen Nasen und Ohren nach Hause eilen! — Wie wenige, die damals in der kanadischen Großstadt den herrlichen Krystallbau des Eispalastes anstaunten, die singend und lärmend durch die glänzend illuminierten, im Karnevalsschmuck prangenden Straßen zogen, oder sich toll in das malerische Gewühl an den Tobaggon Slides drängten — wie wenige mochten doch des traurigen Karnevals gedenken, den die Jäger und Trapper in den großen Einöden westlich der Hudsonsbai, hoch oben am Athabaskasee und am Saskatchewan zur gleichen Stunde verbrachten! Ich selbst hätte meine Gedanken kaum über die bunt bewegten glänzenden Karnevalsbilder der Hauptstadt hinweg nach jenen verlassenen Einöden gerichtet, hätte ich diese nicht selbst gerade ein Jahr vorher in ähnlicher Einsamkeit durchwandert, hätte ich es nicht selbst an mir erprobt, was es heißt, in jenen Ländern eine Winterreise zu unternehmen!

Dort im Rupertslande stielt sich der Winter langsam allmählich, unauffällig heran. Eines Morgens nach einer kalten Nacht wird man längs der Flußläufe harte ausgewaschene Eisränder finden, die Stück für Stück von den rasch dahineilenden Fluten in den Strom gerissen werden und dort die Oberfläche immer dichter bedecken. Am nächsten Morgen ist vielleicht auch der ganze Fluß schon zugefroren und ein „Silberfrost“ vereist das ganze Land. Diese Silberfröste gehören zu den schönsten Naturerscheinungen, die ich in den Hudsonsbailändern gesehen. Die Temperatur bewegt sich in der Nähe des Gefrierpunktes, bald darüber, bald darunter. Ein feiner dichter Regen fällt aus den leichten Nebelwolken und friert in dem Augenblicke, da er den Boden berührt. Kruste um Kruste feinen Eises legt sich an die Schollen, an die Baumstämme, die Zweige und Aeste und Blätter, und bald ist die ganze Gegend, die Wälder, die Hecken, Häuser und Zäune wie krystallisiert, mit einer dünnen ganz durchsichtigen Eiskruste überzogen. Jedes noch so dünne Zweiglein, jeder Halm steckt in einer solchen Eisschale, und kommt dann die Sonne hervor, so glitzert und strahlt und funkelt ein solcher Wald wie mit den lautersten Diamanten besät. Schnee folgt bald darauf. Für mehrere Tage nichts als Schnee. Immer höher, dichter bedeckt er das ganze Land, verbirgt Straßen, Wege, Hecken, Felder, und bleibt nun für fünf oder sechs Monate lang ungeschmolzen liegen. Der Winter ist da. Tage und Wochen kann man durch die Länder westlich der Hudsonsbai reisen, ohne irgend einer Ansiedlung, einem menschlichen Wesen zu begegnen. Tage- und wochenlang wird man nichts als Schnee und wieder

Schneeschuhrennen mit Hindernissen (S. 682).

Schnee sehen. Die ungeheure Ausdehnung dieser Schneewüste ist überwältigend, und sie drückt noch viel mehr auf den einsamen Wanderer als durch die grimmige Kälte, durch die unsagbare Ruhe, welche über die gefrorene Natur gebreitet ist. Die Atmosphäre ist von wunderbarer Klarheit und die Aussicht erstreckt sich über unmeßbare Entfernungen. Man erkennt Häuser, Farmen, Bäume von liliputanischer Kleinheit ungemein scharf gezeichnet, und Menschen zeigen sich so klar und deutlich, wie auf scharfen photographischen Bildern. Die Stille ist so unendlich, daß das ferne Krachen des Eises oder der Bäume wie Kanonenschüsse scharf herüberdröhnen, daß man das Losbrechen eines Zweigleins für das Fallen eines Baumes halten könnte; daß der eigene durch weiche Mokassins gedämpfte Schritt über den Schnee wie das Knirschen eines Pferdehufes auf Kies ertönt; jedes Geräusch erscheint in dieser intensiven Stille hundertfach vergrößert. Die Kälte, obschon für den ersten Moment beim Heraustreten aus der warmen Stube kaum empfindlich, äußert sich erst nach einigen Minuten. Der Thermometer mag vielleicht dreißig, vierzig Grad Kälte zeigen, und ein halbstündiger Aufenthalt im Freien ist ein halbstündiger Kampf um das eigene Leben. Ein leises Lüftchen beginnt sich zu regen. Ein plötzliches Prickeln in der Nase und man weiß, sie ist erfroren; die Backen folgen darauf; man hebt die Hand um die schrecklichen weißen Flecke, diesen Aussatz des Winters, wegzureiben, und nun ist auch die Hand erfroren — man reibt seine Glieder, läuft umher, schwingt seine Arme, alles vergeblich. Der Athem gefriert fast im Momente, wo er den Mund verläßt, und der eisige Dampf fällt zu Boden statt zu steigen. Ein Pferd könnte es an solchen Tagen kaum einige Minuten im Freien aushalten. Es ist mit einem Worte tödlich kalt, und doch ist die Natur so erhaben still, so anscheinend mild und gleichmäßig wie an einem warmen Maitage! Unaussprechlich schön sind in solchen Perioden die kanadischen Nächte! Sie sind viel heller und klarer als unsere Nächte in Europa; Mond und Sterne scheinen kaum auf Kirchturmhöhe entfernt zu sein; sie strahlen in ungewöhnlichem Glanz, und zeitweilig schießen die nebelhaften Blitze der Aurora Borealis strahlenförmig über das nördliche Firmament. Die blendende glänzende Schneefläche reflektiert das von oben kommende Licht, so daß sie selbst zu leuchten scheint. Das ganze Bild ist ähnlich jenem, das eine Mondlandschaft, durch ein Teleskop betrachtet, dem Beschauer zeigt. Schlimmer, fürchterlicher ist die Einöde jedoch an einem sogenannten „Poudre“-Tage mit dem Thermometer auf etwa 40 Grad unter Null. Dann verlassen selbst die kühnen abgehärteten Kanadier ihren warmen Kamin nicht. Eine Reise an einem solchen Tage wäre sicherer Tod. Der frühe Morgen mag mild und klar und ruhig sein, aber beim Heraustreten aus dem Hause wird man bald winzige Eiskrystalle wahrnehmen, welche in der Luft schweben und auf den Flügeln eines kaum fühlbaren Zephirs umhergetragen werden. Mit Tagesanbruch wird auch der Wind stärker; auf der glatten Oberfläche des Schnees erscheinen kleine losgelöste Flocken, die sich sanft im kleinen Wirbel drehen — und wieder zerstieben. Andere folgen, und werden vom Winde emporgehoben. Immer größer werden die Wirbel, immer heftiger der eisige Wind, bald ist die Atmosphäre mit aufgewirbelten Schneeflocken und Eiskörnern erfüllt, so dicht, daß man kaum einige Schritte vor sich hinsehen kann. Endlich saust und rast der Sturm in Stößen heran, hebt ganze Schneeberge weg, zerzaust sie und führt sie wie Wüstenwinde den Sand, nach anderen Orten. Alles wird überfegt, verweht, mit dem eisigen Grabtuch bedeckt. Wehe den Proviant- oder Jagdkarawanen, welche hier in den Schneewüsten

Ein Schneeschuh-Ständchen (S. 682).

des Nordens von einem solchen Poudre-Sturm überrascht werden! Das Atmen wird fast unmöglich, die halberfrornen Augenlider versagen ihre Thätigkeit und ein eigentümlicher Schwindel oder Taumel erfaßt den Wanderer. Seine ganze Aufmerksamkeit, sein ganzes Streben muß darauf gerichtet sein, Gesicht und Hände gegen das Erfrieren zu schützen, und selbst wenn er genug Energie fände, sein Augenmerk auf andere Dinge als sein eigenes Ich zu wenden, auf seine Pferde, auf den Weg, den er zu verfolgen hat, es wäre ihm doch unmöglich bei diesen anstürmenden blendenden Schnee- und Eismassen irgend welchen Erfolg zu haben. So leistet der Wanderer vielleicht stundenlang nur passiven Widerstand mehr, bis er schließlich Gefahr läuft, den Kampf mit den Elementen ganz aufzugeben. Schreckliche Müdigkeit überfällt ihn. Ich erinnere mich an Augenblicke, wo ich all' mein Habe mit Freuden hergegeben hätte, um mich nur für ein Viertelstündchen auf irgend eine Schneebank zur Seite des Weges hinlegen zu können, und wäre ich allein gewesen, nichts hätte mich daran gehindert, denn die Müdigkeit erschien mir noch furchtbarer, als der eisige Schneesturm, der um mich wehte. Aber wehe demjenigen, der in solchen Momenten den Widerstand aufgibt! Er mag seinen Rosenkranz beten und nicht weiter an den nächsten Morgen denken, denn sein Schlaf wird ein langer sein! Viele, viele Opfer verlangt der kanadische Winter in Ost und West, und während in der Großstadt nach

Kanadische Dorfscene im Winter.

durchwachter Ballnacht irgend eine lustige Gesellschaft in glänzender Equipage nach Hause fährt, bescheint die Morgensonne draußen in der Schneewüste vielleicht ein paar menschliche Gestalten, anscheinend im ruhigen friedlichen Schlaf hingestreckt, mit steifen festgefrornen Gliedern — das bischen Leben vom Wirbelsturm fortgetrieben, die Körper kalt und hart, wie aus Granit gehauen.

Der Mechanismus des Reichstags.

Von

J. Kastan.

Das gleiche, geheime, allgemeine und direkte Wahlrecht ist das politische Rieseninstrument, zu dessen Handhabung das ganze deutsche Volk einmal in je drei Jahren aufgerufen wird. Das ist ein schwieriges, ja ein gefahrvolles Geschäft, das seinen wohlgeschulten Spieler verlangt, und unsere Deutschen sind eigentlich noch recht unbekannt mit den Tücken und Nücken, welche es in sich birgt. Da gibt es denn ein furchtbares Aechzen und Knarren, da kracht es überall in den Fugen, daß zartnervige Naturen darüber gar leicht ins Schwanken geraten könnten. Was es eigentlich mit dieser, die Volksleidenschaften von Grund aus zerwühlenden Einrichtung für eine Bewandtnis habe, das merkt man so recht erst, wenn der ganze sinnverwirrende Spektakel vorüber ist. Am Nachmorgen des Wahltages empfindet jeder mehr oder weniger etwas, wie das Gefühl einer Schwere in Kopf und Gliedern, gleich als lägen die halbdunklen Erinnerungen einer wüstdurchlebten Nacht traumhaft hinter ihm. Man reibt sich die rotmüden Augen und besieht sich das Ergebnis all dieser erbittert durchgeführten Einzelkämpfe. Furcht auf der einen, Hoffnung auf der anderen Seite spiegelt sich auf den

Gesichtern der Unterlegenen und der Sieger ab. Schüchtern drängt sich die ungewisse Frage auf die Lippen, was wohl der neugewählte vielhundertköpfige Gesetzgeber dem deutschen Volk für die nächste Zukunft bringen wird. Denn als solchen müssen wir doch wohl die durch den Wahlakt durchgesiebte politische Volksvernunft ansprechen. Allein so ohne weiteres kann selbst diese auf dem genannten Wege geläuterte politische Volksvernunft nicht zum Ausdrucke gelangen. Dazu bedarf es noch überdies einer ganzen Reihe der mannigfachsten Vorbereitungen und Zurüstungen und von diesen soll in nachfolgenden Blättern die Rede sein.

Sobald das Wahlresultat in den einzelnen Bezirken amtlich verkündet, werden die Wahlakten gesammelt und entweder unmittelbar an den Herrn Reichskanzler oder an die betreffenden Landesregierungen übersandt, von wo aus dieselben an das Bureau des Reichstages gelangen. Man muß solch einen Haufen von Wahlakten einmal gesehen haben, um eine Vorstellung von dem ungeheuren Schreibwerk zu bekommen, welches an den tausenden und abertausenden Abstimmungsorten im ganzen Deutschen Reiche an jenem Wahltage vollbracht werden muß. Sobald der neugewählte Reichstag seine Sitzungen aufgenommen hat, besteht sein erstes Geschäft darin, die Wahlprüfungsarbeiten durchzuführen. Die vorläufig als ordnungsgemäß gewählten Mitglieder des Hauses werden durch das Los in sieben Abteilungen eingereiht, denen eine möglichst gleiche Zahl von Wahlverhandlungen, welche gleichfalls das Los bestimmt, zur Prüfung überwiesen werden. Auf diese Weise ist jede parteiliche Beurteilung der Gültigkeit oder Ungültigkeit einer Wahl von vornherein ausgeschlossen. Die Ergebnisse der Wahlprüfungen in den Abteilungen werden, falls keinerlei Wahlanfechtungen oder Einsprachen von seiten eines Reichstagsmitgliedes innerhalb der vorgeschriebenen zehntägigen Frist erfolgten, dem ersten Vorsitzenden des Reichstages bekannt gegeben. Natürlich werden die meisten Wahlen auf diesem Wege, glatt und ohne viel Schwierigkeiten erledigt. Aber wo, wie gegenwärtig bei uns leider der Fall ist, die Verbitterung und Verhetzung der Parteien, welchen Namen sie auch haben mögen, auf das höchste gestiegen ist, wo kein Mittel unversucht bleibt, um den verhaßten Gegner aus dem Sattel zu heben, wo das Zünglein der Wage sehr häufig nur um ein Geringes nach der einen oder anderen Seite sich hinneigt, da fehlt es auch nicht an zahlreichen Beschwerden über unerlaubte Wahlbeeinflussung, sei es von seiten mancher Beamten, sei es von seiten mancher Privaten. Da häufen sich Proteste auf Proteste; die Unterlegenen verlangen die Ungültigkeitserklärung des Gewählten. Es beginnt ein förmlicher Kampf, der zuweilen sehr große Ausdehnung annehmen kann, bei dem es aber auch an erheiternden Momenten nicht fehlt. Der Volkshumor offenbart sich hierbei mitunter auf die denkbar drastische Weise. Freilich enthüllen die Wahlakten nicht selten mancherlei Vorkommnisse, welche geeignet wären, recht düstere Schatten auf den Charakter der Gesamtheit, auf die Gesinnungsweise vieler Beamtenklassen zu werfen, wenn man nicht wüßte, daß gewisse Kampfesgewohnheiten abgelegt würden, sobald die Zeit des eigentlichen Gefechtes vorüber ist. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß dem geflügelten Worte: „Die Politik verdirbt den Charakter" eine psychologische Berechtigung wohl zuzuerkennen ist. Und wenn der beschränkte Pfahlbürger das politische Lied ein garstig Lied benamst, so hat er in seiner Sprechweise etwas ungemein Zutreffendes behauptet. Treibt's jedoch die charakterverderbende Leidenschaft zu weit, ergibt die Prüfung der in den Wahlakten aufgeführten Thatsachen, daß die Grenze der erlaubten Kampfmittel überschritten ist, dann gestalten sich die Arbeiten der Wahlprüfungskommission zu einer förmlichen Voruntersuchung. Von dem Ausfall dieser Arbeiten hängt das endgültige Schicksal der vorläufig in die Volksvertretung entsendeten Abgeord=

Schneeschuh-Wettrennen zwischen Bleichgesicht und Rothaut (S. 682)

neten ab. Die Wahl kann beanstandet werden; alsdann wird der Reichskanzler aufgefordert, die betreffenden Staatsaufsichtsbehörden zu veranlassen, sich des näheren mit den bei der beanstandeten Wahl vorgekommenen Unregelmäßigkeiten zu beschäftigen. Unter Umständen kann die ganze Angelegenheit vor den Richter zur Entscheidung gelangen, sobald direkte Verletzungen gewisser Gesetzesbestimmungen stattgefunden haben, und es können zuweilen recht empfindliche Strafen zuerkannt werden. Zum Glück sind Fälle dieser Art selten. Ungleich häufiger müssen jedoch von seiten der Aufsichtsbehörden die übereifrigen Beamten, Ortsvorsteher, Landräte in ihre Schranken gewiesen werden. In solchen Fällen bekommt der betreffende Herr Minister recht bittere Wahrheiten „vor versammeltem Kriegsvolke“ — wie der Kanzler zu sagen liebt — zu hören. Ohne thatkräftige Mitwirkung der Staatsbehörden, zu deren Leistung dieselben verfassungsmäßig verpflichtet sind, kann in den meisten Fällen die von dem Reichstag beantragte Wahlbeanstandung gar nicht aufgeklärt werden; allein nicht immer erledigt sich der Geschäftsgang zwischen den in Frage kommenden Ober- und Unterbehörden, die Vorladung der vorgeschlagenen Zeugen in der gewünschten oder für erforderlich erachteten Schleunigkeit. Da gibt es denn späterhin in den öffentlichen Reichstagssitzungen die spitzesten Auseinandersetzungen, welche naturgemäß von den Mitgliedern der Oppositionspartei an die Vertreter der Regierungen gerichtet werden. Es ist zuweilen schon der Fall gewesen, daß einzelne Wahlbeanstandungen durch eine ganze dreijährige Legislaturperiode hindurch unerledigt blieben oder doch erst unmittelbar vor Thorschluß entschieden werden konnten. Bei den schwankenden Parteiverhältnissen im Reichstage, wo es sich schon zugetragen hat, daß wichtige Gesetzesvorlagen mit nur wenigen, ja mit einer einzigen Stimme, um welche die Mehrheit überwog, angenommen wurden, da ist es ein naturgemäßes Interesse aller, daß die Wahlprüfungsarbeiten mit der thunlichsten Raschheit zu Ende geführt werden. Gerade nach dieser Richtung wird die diesmalige Kommission alle Hände voll zu thun bekommen, da ja bekanntlich fast der vierte Teil aller Wahlen erst im Stichwege entschieden werden mußte.

Ist die Gültigkeit der zur Beschlußfähigkeit des Reichstages erforderlichen Mandate — es sind hierzu 200 Abgeordnete notwendig — festgestellt, dann ordnet der Alterspräsident, welcher vorläufig die Leitung der Geschäfte übernommen hat, den Tag für die Präsidentenwahl an. In der Zwischenzeit finden unter den tonangebenden Parteien Besprechungen statt, in welchen die Personenfragen entschieden werden, so daß am eigentlichen Sitzungstage der Wahlgang verhältnismäßig reibungslos sich vollzieht. In den ersten Legislaturperioden des Reichstages, als das neuerstandene Deutschland seine politischen Flitterwochen so zu sagen feierte, da erfolgten die Wahlen zum ersten Vorsitzenden nahezu mit Stimmeneinhelligkeit. Der Präsident war wirklich der Erwählte aller und dieses ihm ohne Unterschied der Parteien entgegengebrachte Vertrauen trug naturgemäß nicht wenig dazu bei, dieser höchsten Stellung, welche das Volk als solches mittelbar zu vergeben hat, ein großartiges, moralisches Gewicht zu verleihen. Vor allem aber gab diese allseitige Vertrauensbezeigung dem erwählten Präsidenten das Gefühl einer unerschütterlichen Sicherheit. Als der erste Jubelrausch verflogen war, die Parteienzerklüftung mehr und mehr sich bemerkbar machte, da fingen denn auch bei den Präsidialwahlen an, die unbeschriebenen Zettel eine nicht mißzudeutende Sprache zu führen. Die unterlegene Partei zog es alsdann vor, durch die von ihr abgegebenen weißen Zettel einen stummen Protest

Kanadische Dorfscene im Winter.

zu erheben, der indessen keineswegs der Person des in Aussicht genommenen Vorsitzenden galt. Diejenige Partei, welche bei der Präsidialwahl mit weißen Zetteln zur Stelle ist, will hierdurch nichts anderes ausdrücken, als daß sie an dem zwischen den übrigen entscheidenden Gruppen abgeschlossenen Abkommen keinen Anteil haben will. Diese Stimmenenthaltung der einen Seite bei der Wahl zum ersten Vorsitzenden kann dasselbe Vergeltungsmanöver auf der anderen Seite bei den späteren Wahlen zum ersten und zweiten stellvertretenden Vorsitzenden zur Folge haben, so daß unter Umständen eine Wiederholung des Wahlaktes notwendig wird. Es ist daher immer ein vorbedeutungsvolles Zeichen, ein Gradmesser für die Stimmung der Parteien gegeneinander, sobald sich derartige Schwierigkeiten schon bei den Wahlen zu den Präsidentenstellen erheben. Bei Beginn einer neuen Legislaturperiode, wie also diesmal der Fall gewesen, werden der Vorsitzende und die beiden Stellvertreter vorerst nur für die Dauer von vier Wochen, dann aber für die ganze Session gewählt. Während der übrigen Sessionen einer Legislaturperiode erfolgt die Präsidenten- und Vicepräsidentenwahl sofort für die ganze Session. Die acht Schriftführer werden durch eine einzige Wahlhandlung mit relativer Stimmenmehrheit in ihre Stellung berufen. Es werden hierbei alle irgendwie bedeutenderen Parteigruppen berücksichtigt. Mit Vorliebe werden jüngere Mitglieder zu diesem Amte berufen. Von den gewählten acht Schriftführern ernennt der Präsident immer je vier zur Wahrnehmung der Geschäfte. Diese sind mannigfacher und zum Teil recht mühsamer und verantwortlicher Art. Vor allem haben die Schriftführer für die Aufnahme der Sitzungsprotokolle und für den Druck der Verhandlungen zu sorgen. Die Ueberwachung und Durchsicht der stenographischen Berichte liegt ihnen ob; sie haben darauf zu achten, daß die von den Rednern beliebten nachträglichen Verbesserungen nicht den Rahmen der erlaubten stilistischen Aenderungen durchbrechen. Beschwerden nach dieser Richtung hin sind bisweilen vorgekommen und sie pflegten noch stets eine gewisse Reizbarkeit der Stimmung hervorzurufen. Die Schriftführer haben ferner alle etwaigen an den Reichstag gelangenden Schriftstücke, Anträge vorzulesen, die erforderlichen namentlichen Abstimmungen zu leiten; ferner entscheiden die Schriftführer auf Aufforderung des Präsidenten über die Höhe der Zahl der Abstimmenden, sobald eine Gegenprobe gemacht werden mußte. Erst im Falle, daß das aus dem Präsidenten und den vier Schriftführern bestehende Bureau sich über die Höhe der Ziffer der Abstimmenden nicht schlüssig machen kann, findet die „Auszählung“ des Hauses statt. Der Präsident ersucht alsdann sämtliche Abgeordnete, den Sitzungssaal zu verlassen. Sobald dies geschehen, werden sämtliche Zugänge zum Saale bis auf zwei, die „Jathür“ und die „Neinthür“ geschlossen. An jede dieser Thüren begeben sich nunmehr je zwei Schriftführer und auf das vom Präsidenten gegebene Klingelzeichen beginnt die Auszählung, welche die Annahme oder Ablehnung irgend eines Antrages oder einer sonstigen Bestimmung feststellt. Diese Prozedur führt in dem Argot des Parlaments und der Presse den Scherznamen „Hammelsprung“. Bei besonders schwierigen Angelegenheiten ist es vorgekommen, daß während einer einzigen Sitzung mehreremal dieser sogenannte Hammelsprung ausgeführt werden mußte.

Innerhalb des Reichstagsgebäudes übt der Präsident die oberste Polizeigewalt, er ernennt und entläßt sämtliche für den Dienst im Reichstagssaale, sowie für die weitschichtigen parlamentarischen Verwaltungen erforderlichen Beamten. Zur Kontrolle des Kassen- und Rechnungswesens ernennt der Präsident für die Zeit seiner Amtsführung zwei Quästoren. Mit einer fast eifersüchtig zu nennenden Sorgfalt wacht der Präsident über die ihm zustehende Hauspolizeihoheit. Kein Polizist, er sei in Uniform oder in Civil, darf innerhalb des Reichstagsgebäudes erscheinen, um daselbst irgend eine polizeiliche Befugnis auszuüben. Nach dieser Richtung duldet der Präsident keine andere mitkonkurrierende Behörde. Als im vorigen Jahre einmal die Kunde von der Anwesenheit gewisser Polizeibeamten auf der Journalistentribüne sich verbreitete, da bemächtigte sich der meisten Parlamentsmitglieder eine schwer zu unterdrückende Entrüstung. Es gab höchst erregte Debatten über diese landespolizeiliche Eigenmächtigkeit. Der Präsident ließ eine strenge Untersuchung über den beregten Fall eintreten und die Gemüter beruhigten sich nach und nach.

Um die wirklich unübersehbare Fülle von Geschäften, welche an den Reichstag herantreten, mit einer gewissen sicheren Stetigkeit erledigen zu können, hat die Geschäftsordnung eine feste Zahl von Kommissionen ein für allemal angeordnet. Die einzelnen Abteilungen wählen die gleiche Zahl von Kommissionsmitgliedern einfach mit absoluter Mehrheit ihrer anwesenden Mitglieder und zwar erfolgt die Wahl in die Kommissionen durch Stimmzettel. Solcher fester Kommissionen gibt es sechs. Der ersten, der Geschäftsordnungskommission, werden zumeist die erfahrensten Parlamentsmitglieder zugewiesen, da die meisten diesbezüglichen Angelegenheiten nur im Wege einer gereiften, langjährigen Erfahrung und einer scharfen Auffassung entschieden werden können. Ferner besteht eine Kommission zur Erledigung aller an den Reichstag gelangenden Bittschriften. Einer dritten Kommission werden alle auf den Handel und die Gewerbe bezüglichen Vorlagen, Anträge zugestellt, falls eine derartige Vorbereitungsarbeit für die eigentliche Plenarberatung für notwendig erachtet wird. Ebenso existiert eine besondere Kommission für die Finanzen und Zölle, für das Justizwesen und für den Reichshaushalt. Es steht aber im übrigen ganz im Ermessen des Reichstages, beliebig viele andere Kommissionen behufs Erledigung einzelner Geschäfte einzusetzen oder die oben genannten durch hinzugewählte neue Mitglieder zu verstärken. Den Verhandlungen in den Kommissionen dürfen alle Reichstagsmitglieder beiwohnen, der Präsident des Reichstages jedoch hat das Recht, bei denselben mit beratender Stimme anwesend zu sein. Die Oeffentlichkeit der Kommissionssitzungen ist also eine sehr beschränkte. Gleichwohl werden die Einzelheiten der Verhandlungen sehr rasch durch die Tagesblätter zur allgemeinsten Kenntnis gebracht. Eine Anzahl von Kommissionsmitgliedern

läßt sich immer bereit finden, ihre Mitteilungen an befreundete Parlamentsjournalisten oder direkt an Zeitungsredaktionen zur Veröffentlichung abzugeben. Gewisse Zeitungsberichterstatter machen ein förmliches Gewerbe daraus, zuverlässige Nachrichten aus den wichtigen Kommissionsverhandlungen an die Zeitungen gelangen zu lassen. In dieser Beziehung sind naturgemäß die Zeitungsberichterstatter auf die Geschicklichkeit der ihnen befreundeten Kommissionsmitglieder angewiesen und es ist begreiflich, daß hauptsächlich juristisch geschulte Abgeordnete nach dieser Richtung in Anspruch genommen werden. Diese Berichterstattung über Vorgänge aus den Kommissionsverhandlungen ist allerdings und nicht ohne eine gewisse Berechtigung angegriffen worden. Man behauptet nämlich, daß es der Natur der Kommissionsverhandlungen mehr entspricht, wenn über ihre Einzelheiten möglichst wenig in die Oeffentlichkeit gebracht wird. Aber heutzutage ist die Tageszeitung stärker, als selbst ein sehr mächtiger Erwägungsgrund. Die Zeitung verlangt gebieterisch, daß sich vor ihren Vertretern die verschlossenen Thüren zum Kommissionssitzungssaale öffnen. Und das geschieht in der That. Für den Erfolg einer Veröffentlichung ist es jedoch ganz gleichgültig, ob dieselbe in einem Regierungs- oder in einem Oppositionsblatte geschehen konnte. Nach dieser Richtung hin ist eben jede Zeitung der anderen vollkommen ebenbürtig. Es kommt ja in einem solchen Falle einer Veröffentlichung ganz und gar nicht auf den politischen Standpunkt dessen, wer die Veröffentlichung veranlaßt, sondern auf diese Thatsache an sich an. Und in dieser Beziehung trägt die Macht der Oeffentlichkeit den Sieg davon über die bureaukratische Aengstlichkeit, von welcher zuweilen selbst vermeintliche antibureaukratische Kreise ganz und gar nicht frei sind. Allerdings muß unumwunden zugestanden werden, daß nach vielen Richtungen hin das Verhältnis unseres deutschen Reichstages zur Oeffentlichkeit ein weitaus günstigeres ist, als in den meisten übrigen konstitutionellen Staaten Europas. Die Tagespresse nimmt vielleicht bei uns noch nicht den Rang ein, der ihr nach ihren wirklichen Leistungen im Dienste der Oeffentlichkeit gebührt — es ist hier der Ort nicht, die Gründe dieser seltsamen Erscheinung zu erörtern — aber sie steht nichtsdestoweniger in einem sehr gefesteten Verhältnis zum Parlamente. Je nach der Parteizugehörigkeit der Empfangenden und Gebenden richtet sich die Reichhaltigkeit der aus dem Parlamente in die betreffenden Zeitungsredaktionen wandernden intimeren Mitteilungen. Nur in denjenigen Fällen, in welchen von seiten einzelner schriftstellernder Parlamentsmitglieder den berufsmäßigen Berichterstattern ein unliebsamer Wettbewerb entgegengesetzt wird, gestalten sich die Beziehungen zwischen Presse und Parlament ein wenig schwieriger. Indessen bleiben dieselben im großen und ganzen ungetrübt. Namentlich sind die eigentlichen Reichstagsbeamten von einer nicht genug rühmenswerten Zuvorkommenheit gegenüber den schwerbelasteten Vertretern der deutschen Zeitungen. Zur Fertigstellung der Toilette der Reichstagsverhandlungen gehören aber auch die allzeit dienstbereiten Hilfsgenossen aus der Zunft der Zeitungsschreiber, auf die man wohl gelegentlich schimpft, deren Mitwirkung man jedoch nicht entraten kann. Weil aber dem so ist, weil die Zeitungsschreiber einen integrierenden Teil der auf die öffentliche Wirksamkeit gerichteten Parlamentsverhandlungen, wenigstens mittelbar ausmachen, deshalb sei auch ihrer schwerverantwortlichen und meistens schlecht gelohnten Arbeitsleistungen hier ausdrücklich erwähnt. Nicht immer ist die Ueberweisung einer Vorlage an die betreffende Kommission ein Zeichen von guter Vorbedeutung für das endgültige Schicksal derselben. Zuweilen ist vielmehr solch eine Ueberweisung ein sicherer Vorbote dafür, daß die Vorlage überhaupt gar nicht zur Beratung vor den Reichstag gelangt. In der parlamentarischen Haussprache heißt es alsdann: „Der Gesetzentwurf wird in der Kommission begraben.“ Es gehört mitunter das ganze Aufgebot von diplomatischer Kunst seitens der einzelnen Parteiführer dazu, um solch ein „anständiges Begräbnis“ überhaupt nur zu ermöglichen! Es kostet zuweilen enorme Mühe und Arbeit, um die widerstrebenden Elemente nach dieser Richtung hin zu vereinigen. Gerade an der Entscheidung über derlei Fragen, wie Ueberweisung einer Vorlage, oder eines Antrages an eine Kommission kann man die Kraft einer einzigen Partei oder einer Parteigruppe bemessen. Auch für die Beurteilung der allgemeinen Stimmung ist ein Ausfall in der Entscheidung in dem angedeuteten Sinne von sehr großer Wichtigkeit. Die parlamentarischen Intimitäten verraten sich hierbei auf das unzweideutigste. Im großen und ganzen haben die Beobachter der parlamentarischen Verhältnisse eine vorzügliche Witterung für all dergleichen Vorkommnisse. Weitaus die meisten Vorhersagen nach der angegebenen Richtung hin erweisen sich als vollkommen zutreffend. Um so größer ist freilich dann die Ueberraschung, wenn eine anscheinend sicher begründete Voraussicht sich nicht erfüllt. Alsdann kann man ganz gewiß behaupten, daß noch in dem letzten Augenblick einige Kombinationen sich bemerkbar machten, die in der allgemeinen Rechnung keinen Platz finden konnten. Das sind diese Fälle, bei denen sich später die heftigste leidenschaftliche Erregtheit in der Presse geltend macht, welche auf seiten der Enttäuschten sich befinden. Dann werden Nachrechnungen angestellt, dann werden alle Hebel angesetzt, um hinter das Geheimnis zu kommen, wer wohl schuld an der unerwarteten Wendung sei. Zumeist gelingt es, den Schleier zu lüften — und man ist um eine, zuweilen schmerzliche Erfahrung reicher. Aber an der Thatsache ist eben nichts mehr zu ändern.

Wir sind im Laufe der Schilderung dieser kleinen, aber sehr bezeichnenden Vorkommnisse, der eigentlichen Entwickelung der parlamentarischen Dinge ein wenig vorausgerückt. Wir hätten vorerst von der Art und Weise sprechen müssen, wie Regierungsvorlagen, Gesetzentwürfe, Anträge, Bittschriften, Resolutionen überhaupt behandelt werden. Sicherlich ist es unseren Lesern bekannt, daß alle etwaigen Vorlagen, Anträge, Gesetzentwürfe, Resolutionen gedruckt und an die einzelnen Mitglieder verteilt werden müssen. Frühestens am dritten Tage nachdem das betreffende gedruckte Dokument in die Hände der Reichstagsmitglieder gelangt ist, tritt die erste Beratung ein, welche

sich nun als eine sogenannte „Generaldebatte" über die allgemeinen Grundsätze des vorgelegten Entwurfes verbreiten darf. Als eine logische Folge dieser Bestimmung muß es angesehen werden, daß Abänderungsanträge zu der betreffenden Vorlage vor Schluß der ersten Beratung nicht zulässig sind. Nachdem diese erste Beratung geschlossen ist, tritt die Frage auf Kommissionsüberweisung oder nicht, an den Reichstag heran. Entscheidet der Reichstag im letzteren Sinn, dann beginnt am zweiten Tage nach vollendeter erster Beratung die zweite. Abänderungsanträge zu den einzelnen Paragraphen können entweder in der Zwischenzeit oder im Laufe der Verhandlung eingebracht werden. Manchmal steigt die Masse der einlaufenden Anträge bis zu einer bedenklichen Höhe an, so daß es mitunter keine leichte Aufgabe für den Vorsitzenden ist, das Beratungsfeld so zu sagen klar zu halten und namentlich bei den Abstimmungen die Fragestellung richtig zu formulieren. Bei diesen Gelegenheiten zeigt sich die Befähigung eines Vorsitzenden, seine rasche und sichere Auffassung in unzweideutiger Weise. Noch heut denken die älteren Parlamentarier und die Insassen der Journalistentribüne an die wahrhaft virtuose Manier mit welcher Eduard Simson, der gegenwärtige Reichsgerichtspräsident, seines Amtes im Reichstage auf dem Präsidialsitze wartete. In der Wahrung dieses Teiles der Geschäftsleitung muß naturgemäß der Vorsitzende durch seinen Schriftführer wirksam unterstützt werden. Ueber jeden einzelnen Paragraphen der betreffenden Vorlage wird besonders abgestimmt. Diese so festgestellten Einzelbeschlüsse werden nach der zweiten Beratung zusammengefaßt und dienen nunmehr als Unterlage für die dritte Beratung, in welcher unter Umständen die Beschlüsse der zweiten Lesung umgestoßen und die ursprüngliche Regierungsvorlage wieder hergestellt werden kann. Wird ein Entwurf während der zweiten Lesung in allen seinen Teilen abgelehnt, dann findet eine weitere Beratung nicht mehr statt. Die dritte Lesung ist eigentlich eine verbesserte Auflage der ersten und der zweiten. Es kann von neuem eine Generaldebatte, ebenso eine neue Einzelberatung Platz greifen. Es können wiederum Abänderungen eingebracht werden, die aber nunmehr von 30 Mitgliedern unterstützt werden müssen, um zur Beratung zu gelangen. Kurz und gut, die dritte Lesung kann zuweilen die denkbar gründlichste Umänderung einer Vorlage noch zuwege bringen. Sind derartige Abänderungsanträge angenommen worden, dann wird die Schlußabstimmung über das Ganze bis zur Zusammenstellung der gefaßten Einzelbeschlüsse durch das Bureau hinausgeschoben.

Die endgültigen Beschlüsse der dritten Lesung werden von den Schriftführern zusammengestellt, worauf dieselben durch den Präsidenten zum Druck befördert und alsdann an die Mitglieder des Hauses, an die im Bureau angemeldeten Zeitungen, an die Ministerien aller deutschen Staaten, an die Bevollmächtigten zum Bundesrate verteilt werden. Allein mit dieser Schlußannahme des Entwurfs in dritter Lesung ist derselbe noch keineswegs Reichsgesetz. Hierzu ist die Genehmigung des Entwurfes, wie er aus den Berichtigungen im Reichstage hervorgegangen ist, seitens des Bundesrates und die Veröffentlichung durch den Kaiser erforderlich.

Wer von den Mitgliedern jedoch dem Reichstage einen Antrag zur Beratung unterbreiten will, gleichviel ob in dem Antrage eine Gesetzesvorlage enthalten ist, oder ob er bloß eine Aufforderung an den Kanzler enthält, in irgend einer Weise ein behördliches oder sonst welches Vorgehen veranlassen zu wollen, der muß sich vorher der Unterstützung mindestens vierzehn Abgeordneter versichern. Denn nur fünfzehn Reichstagsmitglieder (einschließlich des Antragstellers) haben das Recht, eine Beratung im Hause selbst über ihren Antrag herbeizuführen. Diese Einschränkung ist eine vollberechtigte, damit nicht der Reichstag unter Umständen durch einen allzu antragslustigen kleinen Anhang in der Erledigung der ihm von der Reichsregierung überwiesenen Arbeiten mehr als nützlich behindert werde. Eine Parteigruppe also, die es noch nicht auf jene fünfzehn Mitglieder gebracht hat, ist somit an der Entfaltung ihrer Kräfte vollkommen verhindert. Erst sobald sie jene Mitgliedsziffer erreicht hat, kann sie ihr Daseinsrecht im Parlament durch selbständig von ihr eingebrachte Anträge erweisen. So haben beispielsweise die Socialdemokraten in der gegenwärtigen Legislaturperiode zum erstenmal dieses wichtige Recht, selbständig Anträge zu stellen, erlangt. Sie sind somit zum erstenmale unter die Zahl der parlamentarischen Parteien getreten und werden allem Anscheine nach von den ihnen nunmehr gewordenen Rechten, welche ihnen die Geschäftsordnung in die Hand gibt, einen sehr ausgiebigen Gebrauch machen. Für die Beratung derartiger aus der Initiative des Hauses hervorgegangenen Anträge ist seit langer Zeit der Mittwoch herkömmlich, den man in der Parlamentssprache nach seinem Urheber, dem früheren bekannten liberalen preußischen Minister Grafen Schwerin, eben den Schwerinstag oder den Schwerinsmittwoch benamst. An diesen Verhandlungstagen pflegt es gemeinhin sehr scharf herzugehen. Die Mittwochssitzungen während der Kulturkampfjahre hatten geradezu die Bedeutung parlamentarischer Ereignisse erlangt. Die hauptstädtische Gesellschaft drängte sich förmlich danach, einen Einlaß in die sehr beschränkte Zuschauertribüne zu gewinnen. Was in Preußen und auch im Reiche ehedem der Kulturkampf bedeutete, das scheint dermalen die Bestimmung der socialen Frage zu sein. Die Vertreter des sogenannten vierten Standes scheinen gegenwärtig so in Mode zu kommen, wie ehedem die parlamentarischen Streiter für Roms Universalkirche.

Ebenso wichtig, als das Recht, selbständige Anträge zu stellen, ist das, Anfragen, Aufforderungen, Interpellationen an den Bundesrat zu richten. Aber der Bedeutung dieses Rechtes entsprechend, müssen mindestens dreißig Mitglieder sich zu einem derartigen Vorgehen vereinigen. Sobald dies geschehen, muß die bestimmt formulierte Interpellation zunächst dem Reichstagspräsidenten überreicht werden. Dieser teilt dieselbe dem Reichskanzler abschriftlich mit und fordert ihn in der nächsten Reichstagssitzung zu der Erklärung auf, ob und wann die Beantwortung der Interpellation

stattfinden werde. Soll sich hieran, das heißt an die Beantwortung oder an die Weigerung, eine sofortige Besprechung knüpfen, dann muß ein hierauf abzielender Antrag von mindestens fünfzig Mitgliedern unterstützt sein. Doch dürfen bei dieser Besprechung selbst keinerlei Anträge gestellt werden. Eine solche Interpellation und die sich hieran schließende Beratung ist die echte parlamentarische Staatsaktion, denn es handelt sich, wie man sich wohl denken kann, hierbei in der That nur um wirklich bedeutende Angelegenheiten der inneren Regierung. Noch ernster dürften sich die parlamentarischen Dinge gestalten, wenn es sich nun gar um Interpellationen an die Reichsregierung hinsichtlich der auswärtigen Politik handeln würde. Zuweilen verlautet auch etwas von sogenannten gewünschten oder gar bestellten Interpellationen, wenn der Reichskanzler das Bedürfnis nach einer Mitteilung im Parlament verspürt, ohne gleichwohl aus rein persönlichem Entschlusse heraus in der angedeuteten Weise handeln zu müssen. Man läßt sich aber mitunter über etwas gerne ausfragen und steht dann willig Rede. Der aufmerksam zuhörende Dritte weiß alsdann schon die innere Bedeutung dieser Abmachung zwischen dem Fragesteller und dem Antwortgeber zu würdigen.

Für die Aufrechthaltung der Ordnung während der Beratung sorgt selbstverständlich der jeweilige Vorsitzende. Er erteilt das Wort jedem, der sich dazu meldet. Eine Rednerliste existiert im Reichstage nicht; der Reichstagsabgeordnete gelangt zum Worte, sowie er eben sich bei einem der Schriftführer gemeldet hat. Lediglich die Bundesratsmitglieder, beziehungsweise ihre Kommissare müssen jederzeit auf ihr Verlangen gehört werden, so daß hierdurch die Reihenfolge der Redner aus dem Parlamente selbst je nach dem Belieben der Regierungsredner unterbrochen werden kann. Ebenso müssen alle diejenigen Redner, welche zur Geschäftsordnung sprechen wollen, sofort zum Worte zugelassen werden. Der Ruf zur Geschäftsordnung hat gar nur zu häufig eine bedenkliche Vorbedeutung. In den allermeisten Fällen erzeugen Geschäftsordnungsdebatten einen gesteigerten Hitzegrad in den Gemütern der Redner. Im Gegensatze zu den auf die Geschäftsordnung bezüglichen Bemerkungen, die sofort zur Kenntnis des Hauses gebracht werden müssen, werden alle persönlichen bis nach Schluß der Debatte oder der Sitzung verschoben. Man mochte wohl auf die inzwischen eingetretene Beruhigung der Gemüter gerechnet haben; man wollte auch wohl den Gang der Beratung selber nicht durch Erörterungen persönlicher Art erschweren. Allein — erfahrungsgemäß erweisen sich die auf den Schluß zurückgesetzten persönlichen Bemerkungen als ein wahres Pfeilbündel, das die Beteiligten gegeneinander losschleudern. Zuweilen wirken die hierbei zu Tage geförderten Rücksichtslosigkeiten und kleinen Malicen als sehr erheiternde Momente nach ermüdenden, vierstündigen Sitzungen. Aber sonderbar ist's, zu bemerken, wie häufig selbst die scharfsinnigsten Redner den Rahmen der persönlichen Bemerkungen durchbrechen. Mitten in der schärfsten Gangart werden sie alsdann durch den mahnenden Präsidentenruf: „Das ist keine persönliche Bemerkung" angehalten und es ist zuweilen recht possierlich zu beobachten, wie solch ein unerwartetes „Halt!" von seiten des Vorsitzenden selbst den schlagfertigsten Redner aus der Fassung zu bringen vermag. Zeigt der Weitergang der Beratungen einen bedrohlichen Charakter, dann warnt der Vorsitzende, indem er den Redner ermahnt, sich mehr an den Gegenstand zu halten, oder sich mehr zu mäßigen. Erweist sich der Redner einer solchen väterlichen Verwarnung als unzugänglich, dann trifft ihn der scharfe Ordnungsruf seitens des Vorsitzenden. Ist aber auch ein zweiter derartiger Ruf nutzlos an den widerhaarigen Redner ergangen, dann kann die Versammlung auf Antrag des Vorsitzenden einfach ohne Debatte die Wortentziehung beschließen. Ein schärferes parlamentarisches Rügemittel gibt es bei uns im Reichstage nicht. Hoffentlich wird nach dieser Richtung hin niemals eine Aenderung, das heißt eine Verschärfung der Präsidialbefugnisse notwendig werden.

Somit glauben wir, unseren Lesern die wesentlichsten Einrichtungen des parlamentarischen Mechanismus im Zusammenhange vorgeführt und erörtert zu haben.

Weihnacht.

Von

Johannes Kruse.

Weihnachtszauber sieht mich wieder
Mit den blauen Augen an;
Engel fliegen sacht hernieder,
Fromme süße Christkindlieder
Ziehn mich jauchzend himmelan.

Bunte duft'ge Tannenbäume
Hauchen in die Nacht hinein;
Und im Herz erwachen Träume
Wenn die dunklen, stillen Räume
Strahlen hell im Kerzenschein.

Kindesahnen, — lang verronnen!
Kinderglauben, — lang verweht!
Wieder rauscht der Lebensbronnen
Durch die Brust mit heil'gen Wonnen,
Und mein Herz wird ganz Gebet.

Susi.

Eine Weihnachtsgeschichte

von

B. Renz.

In der tiefen Fensternische des altertümlichen Gemaches stand ein vierzehnjähriger dunkellockiger Knabe und blickte sinnend hinaus auf den weiten Gutshof, der umgeben von Stallungen und Scheunen heute fast einsam lag. Es gab ja auch nichts zu thun im Freien, und nun gar bei dem Wetter! Ein scharfer Nordost wirbelte feinkörnigen Schnee in der Luft, trieb ihn über die Dächer daher und schleuderte ihn prasselnd gegen die Fenster, daß jedem die warme, schützende Stube doppelt heimisch erscheinen mußte. So auch dem hübschen Knaben. Er war vor zwei Stunden aus Westenberg, der nahen Kreisstadt, eingetroffen, aus der Pension bei „Professors", um im großelterlichen Hause das Weihnachtsfest zu verleben, denn heute schrieb man schon den dreiundzwanzigsten des Christmonates.

Der Blick des Knaben hing fast unverwandt an dem Thermometer draußen; der zeigte acht Grad unter Null und sank noch immer. „Abscheulich!" sagte der Junge halblaut, „daß ich ein Paar Schlittschuhe zu Weihnacht bekomme, ist so gut wie gewiß, aber nun kann ich doch nicht auf unserem Teiche laufen, der Schnee verdirbt alles."

Leise hatte sich ein blondhaariges schlankes Mädchen aus der anderen Fensternische erhoben und war zu ihm getreten, den weichen Arm um seinen Hals legend.

„Mein alter guter Hans, was faselst du wieder? Der Schnee wird fortgekehrt, dann laufen wir übermorgen miteinander, daß es eine Lust ist."

„Freust du dich auf Weihnacht, Susi?" Die Augen des Knaben leuchteten voll Entzücken.

„O, wie ich mich freue! Schlittschuhe kriege ich; und Max erzählte mir, Großvater will mir eine kleine Doppelflinte schenken, er hätte sie schon vor acht Wochen in Gernrode bestellen müssen. Aber ich merkte es wohl, der Max hatte sich verschnappt, drum schwieg er plötzlich und meinte nachher, es wäre nur gut, daß der Büchsenmacher sie noch nicht angefangen hätte, ich wäre doch noch zu jung und ungeschickt."

Das Mädchen war jäh errötet. „Wann hast du Max gesehen?"

„Warte," sagte der Knabe, „heute ist Donnerstag, — also am Montag. Da stand er vor dem Gymnasium als mittags die Schule aus war. Wie er mich sah, that er, als ginge er zufällig vorüber, er hätte im Gericht zu thun. Aber er ging nicht nach dem Markt, er begleitete mich nach Hause und schwatzte allerlei von Weihnacht und von den Großeltern, und auch von dir."

„Von mir, Hans?"

„Nun ja! Er sagte, er käme morgen nicht zu uns, obschon er bis jetzt jeden heiligen Abend bei uns verlebt hätte. Großvater und Großmutter verehrt er ja wie seine rechten Eltern — —"

„Na, Hans, aber der Nachsatz?"

„Ich darf's ja nicht wiedersagen, Susi; er hat mir's dringend anbefohlen: er nähme mich sonst nie wieder mit hinaus nach seiner Oberförsterei; du weißt, wie in den Michaelisferien. Und ich will doch gern schießen lernen."

„Aber mir sagst du's, Hans? Deiner Schwester sagst du's?" Das Mädchen war jetzt blaß geworden vor Erregung.

„Willst du mich wirklich nicht verraten, Susi? Und willst du den Großvater bitten, daß ich Pfingsten nach Ullrode darf zu Max?"

„Pst! Hans! Die Thür ist offen, und nebenan halten die Großeltern ihr Nachmittagsschläfchen — sprich leise. Ja, ja, ich will es thun, Großvater wird nichts dawider haben, Max ist ja sein erklärter Liebling. Also, was hat er von mir gesagt?"

Der Knabe legte zärtlich den Arm um die Schwester und flüsterte ihr ins Ohr: „Max ist dir gut, aber er grämt sich, du hättest ihn zuletzt immer so kalt behandelt, und neulich — — na, darum käme er nicht."

Das Herz des jungen Mädchens pochte zum Zerspringen; aber der Knabe merkte es nicht. Gespannt blickte er hinaus in das Schneetreiben. „Susi, ist es wahr?"

„Du bist närrisch, Hans!"

„Susi, er ist ein guter Mensch und wir alle haben ihn so lieb und — bedenke — er ist schon Oberförster! Warum magst du ihn nicht leiden? Ich hab's recht gut gesehen, wie du ihn abfallen ließest, als er vor vierzehn Tagen hier war und du mit ihm in der Fensternische standest."

„Das verstehst du nicht, Hans! Ich bin achtzehn Jahre geworden, und da hören solche Kindereien auf."

„Kindereien, Susi? Er hat dich immer so lieb gehabt und jetzt möchte er dich zur Frau Oberförsterin machen; denke doch, Frau Oberförsterin in dem prächtigen alten Jägerhause in Ullrode."

„Unsinn, Hans! Weißt du denn nicht, wessen Sohn er ist?"

„Und ein so hübscher Mann, Susi." Der Knabe mochte die Frage nicht verstanden haben.

„Hans, weißt du, wessen Sohn er ist?" Sie wiederholte die Frage fast heftig.

„Ja, Susi, das weiß ich; sein Vater war Schafmeister hier beim Großvater. Aber was schadet's? Großvater hat ihn angenommen als Pflegesohn und hat ihn studieren lassen in Eberswalde. Weißt du, wenn Großvater ihn lieb hat — —"

„Hans, wenn — wenn Vater und Mutter noch lebten, sie würden nie zugeben, daß ich einen Mann heirate von solcher Herkunft. Marianne von Hecken ist auch der Meinung."

„Susi! Susi, du bist ihm ja doch gut!" Der Knabe lachte fast überlaut.

„Still, Hans!" Das Mädchen schritt zur Thür des Nebenzimmers und schloß sie leise, ganz leise. „Wenn das die Großeltern hörten! Du bist ein naseweiser Junge!"

„Und weißt du, Susi, morgen ist Weihnacht und außerdem sein Geburtstag. Deine Jagdpfeife für Max ist wunderhübsch geworden, zumal der silberne Beschlag mit dem Eberkopf und der Jahreszahl. Willst du sie nicht lieber nach Ullrode schicken, da er nun doch nicht herkommt?" Offenbar neckte der Junge seine Schwester.

„Hast du alles gut besorgt und mitgebracht, Hans?" fragte sie, den Vorschlag überhörend.

„Ja, Susi, alles. Die Frau Professorin sagte, deine Stickerei zum Jagdmuff für den Großvater wäre so geschmackvoll, du solltest ihr später das Muster borgen."

„Wir wollen nachher deinen Koffer auspacken, Hans."

„Apropos, Susi! Max läßt dir sagen, den Weihnachtsbaum schickte er darum doch, heute abend sollte er hier sein."

„Ach, laß doch!"

„Und seine kleine Bescherung auch," fuhr der Knabe unbeirrt fort und lächelte verstohlen. Aber sie sah es nicht; es war schon beinahe dunkel geworden und eben stiebte wieder eine ganze Schneeladung gegen die Fenster. „Ich weiß auch, was du von ihm bekommst."

„Nun hör' auf, Hans, es ist genug!" Es klang bei weitem nicht mehr so fest wie vorhin, und sie legte die hübsche Stirne an die kalten Scheiben.

„Die Großeltern würden doch den Baum von Max sehr vermissen, Susi. Zum erstenmal aus seinem Reviere!"

„Komm, Hans; wir wollen hinaufgehen und den heiligen Christ für die Großeltern auspacken."

* *
*

Ein Kloster der Benediktinerinnen war es gewesen, Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit. Als Napoleon I. das Königreich Westfalen schuf und bei dieser Gelegenheit viele geistliche Institute aufhob, dieselben zum Teil als Geschenke seinen Generalen überlassend, traf dies Schicksal auch das reiche Kloster Billeben. Der neue Besitzer vertrieb erbarmungslos die frommen Damen, und nur drei derselben, die der Außenwelt völlig fremd geworden, durften bleiben und in irgend einem entlegenen Winkel des mächtigen Gebäudes ihr karges Brot verzehren. Allein lange blieb das Klostergut nicht im Besitz des französischen Kriegers. Als die Schneefelder Rußlands die Eroberungssucht des ersten Napoleon etwas abgekühlt hatten, als seine Geschöpfe das Wanken des Kolosses fühlten, da veräußerten sie schleunigst ihre Realitäten auf deutschem Boden, und auch Kloster Billeben mit Wäldern und Feldern, mit Teichen, Wiesen und sämtlichen Gerechtigkeiten kam unter den Hammer, und seine Kunstschätze wurden für ein Spottgeld in alle Winde zerstreut.

Ein unternehmender Oekonom, der Amtmann Berge, kaufte Anno 1813 die Besitzung in der Versteigerung für eine lächerlich geringe Summe; freilich nicht ohne Besorgnis, denn die Möglichkeit, daß der rechtmäßige Landesherr später den Kauf nicht anerkennen werde, lag nahe. Aber er kaufte auf Zureden seines jungen Weibes, und diese behielt recht. Der Besitztitel wurde von den preußischen Behörden anerkannt, und nach wenig Jahren galt Billeben für eines der reichsten Güter der Provinz. Und wie schön war dieses Gut! Umgeben von fruchtbaren Aeckern und fetten Wiesen, von Gärten und fischreichen Teichen lag das Kloster da, ein trotziger altersgrauer Bau, dessen mächtige Fassade zur Sommerszeit verschwand unter der Fülle weißer Kletterrosen, die schier betäubend dufteten.

Wenn solch ein Bau erzählen könnte! Sechs Jahrhunderte hatte er überdauert in aller Größe und Pracht, die Edelsten des Landes hatten ihre Töchter ihm anvertraut, Fürsten und Feldherren seine Gastlichkeit genossen, und dann war ein Sturm gekommen und hatte die alten Besitzer hinweggefegt auf Nimmerwiederkehr. Aber eins war doch geblieben, die Gastfreiheit; sie hing zu fest an diesen alten Mauern.

Wieviel Weihnacht und Ostern waren über sie dahingezogen im Schnee und Sturm, wieviel Pfingsten im Sturm und Blütenschnee, in stiller Feier und heller Lust; vielleicht auch in stummer Qual? Freud und Leid waren auch hier heimisch gewesen, wie überall, wo Menschenherzen schlagen, und Leid und Freud sollten auch ferner hier weilen, wie könnt's anders sein? Wo Licht, da Schatten.

Das einzige Kind der jungen Amtleute, ein Knabe, war schwach und kränklich. Als er sich dann mählich erholt, dank der peinlichsten Sorgfalt der Eltern, als er erwachsen war und in die Jahre kam, da führte er ihnen ein lieblich Mädchen zu, die Tochter eines Gutsbesitzers am Harze. Das junge Paar bezog die prächtigen Räume, wo weiland die Pröbstinnen hausten, denn in der ehemaligen Residenz der Aebtissinnen, in dem rechten Flügel des Klosterbaues, waren die Eltern seßhaft. Man konnte von dort aus den ganzen Hof übersehen, die Scheunen, Ställe und Leutewohnungen, und ein gar scharfes Auge war es, das die Wirtschaft leitete, das „Auge des Herrn", im weitesten Sinne; heute noch ebenso scharf wie vor fünfundvierzig Jahren, als der nunmehrige Herr Amtsrat einzog in das neue

Heim. Es war ein glückliches Familienleben in dem alten Hause, nur hin und wieder getrübt durch die Sorge um den kränkelnden Sohn. Als aber die Großeltern eine Enkelin in den Armen hielten, und nach einigen Jahren den ersehnten Enkel, war das Glück vollkommen und dauerte ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1844.

Da starb der Sohn, auf dem die Hoffnung der alten Leute beruhte, die Witwe mit zwei unmündigen Kindern hinterlassend. Und nach sechs Jahren folgte die junge Frau ihrem Gatten, und zum zweitenmale traten die Großeltern an ein frisches Grab, mit den beiden Waisen an der Hand.

Der Herr Amtsrat schaffte von jetzt an für diese Kinder; sein Wunsch nach Ruhe sollte noch lange nicht in Erfüllung gehen. Aber er konnte es ausführen, der große stattliche Mann mit den freundlichen Augen und dem anmutenden Wesen. Zwar hatte ihn der Kummer um den Sohn und die Last der Arbeit ein wenig gebeugt und das Haar gebleicht, aber sein Schritt war heute noch so fest, wie damals, sein Auge noch ebenso klar; zwar ritt er nicht mehr ins Feld oder zur Jagd, aber er fuhr hinaus und die Energie seines Wesens hatte nicht gelitten, nicht im mindesten. Und dasselbe durfte man behaupten von der kleinen, behenden Frau Amtsrätin, die die Oberherrschaft in Küche und Milchkeller, in Haus und Garten sich nicht hatte nehmen lassen, emsig bemüht, die Enkelin zur tüchtigen Hausfrau heranzubilden, nachdem ein längerer Aufenthalt des Mädchens in der berühmten Erziehungsanstalt zu H. vorangegangen war.

Heute war es still in dem großen traulichen Zimmer des Herrn Amtsrates; nur die Uhr tickte leise und dann und wann knackte ein Holzscheit in der Glut des Kamines, vor welchem in zwei bequemen Lehnsesseln das alte Ehepaar seine Nachmittagsruhe hielt. Als das Gespräch der Geschwister in der Nebenstube lauter geworden, wendete der alte Herr leise das Haupt und öffnete die Augen, und diese klaren, prächtigen Augen nahmen einen immer erstaunteren und keineswegs freudigen Ausdruck an; aber er blieb stille sitzen. Und als dann die Thür leise geschlossen wurde von Fräulein Susanne, richtete er sich ein wenig auf und faßte nach der Hand seiner Gattin.

„Meta,“ fragte er flüsternd, „hörtest du es?“

„Ja, Fritz, der Hans wünscht sich — —“

„Ich meine, hast du das Gespräch der beiden verstanden?“

„Was sie von Max sagten?“

„Nun ja,“ erwiderte er, und beugte sich zu ihr hinüber. „Susanne mag ihn nicht, sie erklärte es ja eben ganz offen — und ich hatte mir's doch so ganz anders gedacht! Also darum hat der Junge uns abgeschrieben, darum kommt er morgen nicht!“ Eine tiefe Bekümmernis sprach aus den Worten.

„Du meinst, sie kann unseren Max nicht leiden, Fritz? Unsinn! Ich glaube, die Kleine ist verliebt in ihn bis über beide Ohren und liegt nun im Kampf mit ihrem Stolz; die dumme Pension steckt ihr noch immer im Kopfe. Aber es wird sich geben, glaube mir; sie hat das Herz auf dem richtigen Fleck.“

„Hörtest du denn nicht, wie sie den Jungen fragte nach den Eltern von Max?“

„Ja, Alter, gewiß hörte ich es. Aber, was schadet's, wie Hans ganz richtig sagt? Max ist so gut wie unser eigen Kind, er ist ein tüchtiger Mann geworden, ein Normalmensch. Daß sein Vater unser Schafmeister war —“

„Das ist's eben, was sie nicht überwinden kann,“ unterbrach der Amtsrat. „Wäre sein Vater Rat oder Amtmann gewesen oder dergleichen, ich glaube, sie wäre längst seine Braut. Es kränkt mich tief in der Seele des Jungen, er liebt sie so innig und treu, und ich — ich habe, Gott weiß — immer gewünscht, es möchte so kommen, denn er ist der richtige Gatte für sie und hat doch auch eine so schöne Stellung, so recht in unserer Nähe. Was ich im vorigen Jahre noch gar nicht zu hoffen wagte, ist eingetroffen — diese prachtvolle Oberförsterei —!“

„Durch deinen Einfluß, Alter,“ fügte die alte Dame hinzu. „Aber ich will damit sein Verdienst nicht schmälern, er ist mir ja so lieb, als wäre er mein rechtes Kind. Glaube doch nur, Susanne liebt ihn im stillen und alles wird noch gut werden.“ Sie klopfte zärtlich die Hand ihres Gatten.

„Die erste Weihnacht, wo Max uns fehlt,“ seufzte der Amtsrat.

„Freilich!“ klang es zurück, „aber die Wege mögen auch sehr verschneit sein.“

„Ach was — die Wege! Was fragt er danach!“ Es lautete ein wenig ärgerlich.

„Du hast ihm doch geantwortet auf seine Absage, Fritz?“

„Gewiß, Meta! Ich habe ihm geschrieben, er soll sich nicht an Mädchenlaunen kehren, er gehöre einmal zu uns, und ich verlangte, daß er kommt.“

„Ja, Fritz,“ wiederholte die alte Dame fast feierlich, „er gehört zu uns, und so soll es bleiben trotz aller Mädchenlaunen. Als ich ihn damals aus den Armen seiner sterbenden Mutter nahm, ein kaum vier Stunden altes Kind, da hab' ich mir's gelobt; und du, Fritz, du hast's auch gelobt und wir werden es halten so Gott will!“

„Morgen ist doch sein Geburtstag, Meta.“

„Ja,“ sagte sie, und mir ist, als wäre es gestern gewesen, so lebendig steht die Nacht vor meinen Augen.

Eine junge Magd brachte Lampe und Kaffeegeschirr und der alte Mann stand auf und trat zum Fenster. „Der Hans ist ein prächtiger Junge,“ bemerkte er und ergriff die lange Pfeife nebst Fidibus, dann drückte er auf das Feuerzeug mit Platinschwamm und brannte die Pfeife an. „Wie hat er seiner Schwester nett die Wahrheit gesagt! Er wird, Meta, er soll einst hier meine Stelle einnehmen, vielleicht in acht bis zehn Jahren, wenn der Herr mir noch so viel Weihnachten schenkt.“

„Fritz, du zählst noch nicht siebenzig und bist so frisch und rüstig. — Aber die Glocke am Hofthor läutet, wer mag heut abend noch kommen?“

Es war dunkel draußen trotz des Schnees, der in Wolken von den Dächern stiebte; die alte Dame vermochte nicht zu erkennen, was auf dem Hofe vorging,

sie hörte nur Stimmen von der großen Freitreppe her. Aber bald erschien der Diener und brachte einen Brief. „Der Herr Oberförster Rhoden schickt dies und einen großen Tannenbaum. Der Bote wartet."

„Bei dem Wetter?" fragte die Frau Amtsrätin.

„Der reine Schneemann," erwiderte der alte Johann, „er ist ganz außer Atem; auf der Reindorfer Steier hat der Wind ihm bald die Ohren abgeschnitten."

„Nehmt ihn in die Küche, Johann, und laßt ihm heißen Kaffee geben und sich aufthauen; heute kann er nicht zurück, das hieße ja Gott versuchen; wie es draußen heult und tobt, der wilde Jäger ist jawohl losgelassen." Die alte Dame sagte es mit einem besorgten Blick auf die wohlverwahrten Fenster. „Ein schöner Baum, Johann?"

„Na, und ob! Frau Amtsrätin. Der Herr Oberförster hätte ihn selbst eigenhändig geschlagen."

Der Amtsrat hatte unterdes den Brief geöffnet, und während er las, verdüsterte sich seine Miene Zug um Zug. Er winkte dem Diener zu gehen und sagte dann: „Meta, er kommt nicht, er kommt wahrhaftig nicht. Es ist traurig!"

„Besser, Fritz," tröstete die Frau, „Rom ist nicht in einem Tag gebaut, und kein Baum fällt auf den ersten Hieb. Beruhige dich und glaube nur, was ich vorhin sagte, er wird schon wiederkommen und sie — —"

„Ja sie," lautete es zurück, „sie hat den Dickkopf ihrer Mutter."

„Und deinen, Alterchen! Wer war jemals einiger als du und unsere gute verstorbene Elise, Susannens Mutter? Uebrigens laß die Sache nur ruhig gehen; Susanne hat von ihrem Taschengelde ein so hübsches Geschenk für Max gekauft — wenn sie ihn nicht möchte, wäre es sicher nicht geschehen. Ueberhaupt das liegt ja alles in Gottes Hand."

„Du hast recht, Meta, wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben."

„Ja, Fritz, noch eins; erzähle ihr heut abend die traurige Geschichte, 's ist ja Jahrestag." Dabei nickte die alte Dame ihm zu und filtrierte den duftenden Trank mit peinlicher Sorgfalt, denn der Herr Amtsrat liebte einen guten Kaffee, wie ihn nur seine Frau zu bereiten verstand. „Du hast es ihnen ja immer erzählen wollen, nur ich war dagegen, es paßte nicht für so junge Gemüter. Aber jetzt paßt es und, wie gesagt, es ist heute der traurige Tag —. Nun will ich aber die Kinder rufen — was der Hans sich doch freut auf Weihnacht!"

Als das wichtige Geschäft des Kaffeetrinkens beendet und dem Festkuchen genügend Ehre angethan war, zumal seitens des fröhlichen Jungen, ergriff der Herr Amtsrat wieder die lange Pfeife und schickte Frau und Kinder in die Nebenstube, denn jetzt war der Moment gekommen, wo seine Beamten den Rapport brachten, zuerst der Inspektor und Verwalter, dann Gärtner und Schafmeister; letzterer auf dem Gute eine besonders wichtige Persönlichkeit. Heute nun war des nahen Festes wegen mancherlei mehr zu besprechen als zu anderen Zeiten, die Konferenz dauerte lange. Als aber auch dies vorüber war, nahm der alte Herr wieder Platz im Großvaterstuhl vor dem Kamin, seine Frau kam ebendahin mit dem Strickzeug, und die beiden Enkelkinder, wie es immer gewesen, setzten sich zu den Füßen der alten Leute auf niedrige Bänkchen, der Knabe neben den Großvater und das Mädchen zur Großmutter. Es war die Zeit der gemütlichen Plauderstunde, und der Großvater pflegte dann gern von alten Zeiten zu sprechen, von dem, was er erlebt und erfahren hatte durch viele Jahre.

Eben sann er nach, wie er zwanglos einen Uebergang finden könnte zu der Erzählung jenes traurigen Ereignisses, dessen Kenntnis der Enkelin nicht länger vorenthalten werden sollte, als der Zufall ihm zu Hilfe kam. Hans in seiner Festfreude berichtete von einem Buche, welches der Herr Professor ihm gestern abend beschert habe, die Chronik von Westenberg und Umgegend, die er sich schon lange gewünscht hatte. „Großvater," sagte der Junge, „unser Kloster ist auch darin beschrieben, und daß es gegründet wurde, als hier noch lauter Wald war und Bären und Auerochsen umherliefen."

„So?" der alte Herr legte freundlich seine Hand auf das lockige Haar des Enkels. „Nun laß mal hören, wer hat es gegründet?"

„Das weiß man nicht genau, Großvater; in meinem Buche steht: ‚Der prächtige Profanbau wurde ausgeführt in den Jahren 1281 bis 1286; vom Bischof zu Halberstadt geweiht und mit Benediktinernonnen aus den vornehmsten Geschlechtern besetzt. Die Gründung soll erfolgt sein aus Anlaß eines Gelübdes, vermutlich von einem Grafen Regenstein.' — Waren es Benediktinerinnen, die du hier vorgefunden hast, Großvater?"

„Ja, mein Junge. Drei alte Damen habe ich damals übernommen, die Schwester Cäcilie, die Luitgarde und Franziska. Die jüngste von ihnen, Franziska, war schon über siebenzig Jahre alt, sie wußte es selbst nicht genau. Die armen Mädchen hatten keine Heimat als das Kloster, und so ließ man sie hier leben und darben."

„Darben, Fritz? Doch nur, bis wir einzogen?" bemerkte die alte Dame.

„Nun — ja."

„Wann sind sie denn gestorben?" fragte Susanne, „habe ich sie noch gekannt?"

„Nein, Kind!" Der Amtsrat lächelte. „Die Schwester Franziska starb im Jahre 1827, nachdem sie mir kurz zuvor noch einen wichtigen Dienst geleistet hatte." Er seufzte. „Erzähle Großvater," baten die Kinder, und die Frau Amtsrätin nickte ihm ermunternd zu.

„Die drei alten Damen," begann er, „residierten in dem westlichen Flügel dieses Hauses, dort, wo die Ruine der katholischen Kirche — ein Blitz hatte sie anfangs des Jahrhunderts zerstört — an dasselbe stößt. Sie ließen sich selten blicken hier unten, dann aber stets im schwarzen Ordenskleid mit der weißen Stola. Eines Nachmittags im Jahre 1826, es war just so ein Wetter wie heute und auch derselbe Tag, der 23. Dezember, schritt ich durch den Kreuzgang, unter dessen Steinen so viele der früheren Bewohnerinnen des Klosters ruhen, und da stand plötzlich wie hingezaubert, regungslos, die Gestalt einer Nonne vor mir. Sie war

uralt und sah aus wie ein Wesen der anderen Welt. Nun erzählte man sich im ganzen Dorfe, daß hier im Stifte die Aebtissin Bertradis umgehe, eine Dame, die sich bei Lebzeiten ausgezeichnet hatte durch ihr strenges Regiment; und ich erschrak wirklich im ersten Augenblicke. Dann aber, was sonst nicht eben zu geschehen pflegte, redete sie mich an und erzählte flüsternd, über ihrer Wohnung sei allnächtlich ein sonderbares Geräusch zu hören, gleichsam als ob Korn umgeschaufelt werde; ob ich davon wüßte?

„Ich hatte damals sämtliche Böden des Klosters voll Korn liegen; es waren gute Erntejahre gewesen, das Getreide billig und ich wollte auf bessere Preise warten. Ich hatte aber auch bereits wiederholt bemerkt, daß die Haufen nicht immer so regelmäßig geschichtet waren, wie ich befohlen, und ein Verdacht war mir aufgestiegen, daß Korn gestohlen sei; und dieser Verdacht hatte sich bestätigt, als ich begann, heimlich jeden der Haufen mit einem Zeichen zu versehen. Aber wo den Dieb suchen? Ich konnte mir keinen Vers darauf machen, denn der Verschluß der Böden war ein durchaus sicherer. — Ich holte also die Schlüssel und ging mit der Schwester hinauf.

„Da sahen wir denn bald die Bescherung. Von dem Turm der verfallenen Kirche aus, die an den westlich gelegenen Boden stößt, waren die Diebe auf das Dach geklettert, hatten ein halbes Dutzend oder mehr Ziegel losgemacht, um einzusteigen, und hatten dann jedesmal die Ziegel wieder richtig hingelegt, wenn sie den Boden mit ihrem Raube verließen. Von der Schwester Franziska aufmerksam gemacht, blieb mir kein Zweifel an der Sache, die mich, weiß Gott, lange gequält hatte.

„‚Was wollen Sie thun?‘ fragte sie mich dann. ‚Ich werde die Kerle fangen,‘ sagte ich, ‚und das heute abend noch.‘ — ‚Aber es könnte Blut kosten!‘ wandte sie ein, ‚die Bevölkerung ist verwildert, ich wüßte manches davon zu erzählen. Ich will Ihnen Besseres vorschlagen: lassen Sie mich heute nacht, wenn ich die Diebe höre, auf den Boden gehen; sobald sie mich sehen — es ist ja schneehell — werden sie mich für die Aebtissin Bertradis halten — —‘

„‚Nein, Schwester,‘ erwiderte ich, ‚vielen Dank, aber ich bin hier Polizeivorstand und gedenke nur gesetzliche Mittel zu gebrauchen; will auch wissen, wer der Dieb ist, um ein Exempel zu statuieren.‘ — ‚Thun Sie es nicht!‘ antwortete sie, ‚ich verjage sicher die Räuber, und morgen lassen Sie die Stufen in dem alten Turm abbrechen, dann ist's aus mit der Dieberei.‘ — Wäre ich doch ihrem Rate gefolgt!

„Ich blieb bei meinem Entschluß, bestellte drei meiner besten Leute auf die Nacht zu mir und ging gegen elf Uhr mit ihnen auf den Boden in ein Versteck. Der Kutscher, unser alter Jochen, trug eine Blendlaterne unter dem Mantel und alle hatten Mistgabeln in der Hand, die Lieblingswaffe unserer Leute; ich selbst war bewaffnet mit einem Hirschfänger.“

Hans war aufgestanden und hatte sich voll spannender Erwartung zwischen die Knie seines Großvaters gestellt, Susanne aber blickte den alten Herrn mit großen fragenden Augen an, die wie angstvoll aus dem Gesichte schauten. „Großvater, ist es was Schreckliches, was nun kommt? Erzähle es lieber nicht!“

„Doch, Kind, du mußt erfahren, was einst in diesem Hause vorging; du wirst dann auch manches besser beurteilen und verstehen lernen. Also, um es kurz zu machen, die Diebe kamen; deutlich hörten wir, wie sie auf das Dach kletterten, die Ziegel entfernten und durch die Latten einstiegen. Ich hatte meine Leute instruiert, nicht eher loszubrechen, bis ich rief, und dies geschah erst, als die Diebe beim Scheine einer Laterne, die sie anzündeten, mehrere Säcke mit Korn gefüllt hatten. Dann stürmten wir los. Als wir das Ende des langen Bodens erreichten, wo die Dachöffnung war, hatten sich bereits zwei der Schurken hinausgeschwungen, und der dritte war eben im Begriff, es zu thun, als ich nach ihm greifen wollte. Er wandte sich, ein Messer blitzte in seiner Hand — da sprang einer meiner Leute vor, um mich zu decken, und im selbigen Augenblick sank er stöhnend zurück und in meine Arme; der Schuft hatte nur zu gut getroffen —.“

Der Amtsrat hielt einen Moment inne; das Mädchen dort zu Füßen seiner Frau sah erschreckend bleich aus. Auf ihren Lippen lag eine Frage, aber sie sprach sie nicht aus. „Als wir um Hilfe riefen, nach Licht, als eure Großmutter erschien mit Leuten, den Knechten und Enken, da war der Mann bereits tot, verblutet —.“

„Und der Mörder, Großvater?“ Hans fragte es mit bebender Stimme.

„Er entkam übers Dach, aber Jochen hatte ihm einen Stich mit der Mistgabel versetzt und dies führte seine Entdeckung herbei. Er hat sich wenige Tage später im Gefängnis erhängt, der Elende. Die andern wurden bestraft.“

„Und der Tote? Es war am vierundzwanzigsten Dezember, Großvater?“ Die Stimme des Mädchens klang rauh, fast heiser.

„Eine Stunde später,“ fuhr der alte Herr fort, „unternahm ich den schweren Gang, der jungen Frau des Gemordeten das Entsetzliche beizubringen. Aber sie hatte es bereits erfahren. Der ganze Hof, sämtliche Knechte waren auf den Beinen, und die Frau lag in Krämpfen, als ich an das Lager trat. Der Bader wurde geholt aus dem Dorfe, aus der Stadt die Aerzte, vergebens! Als die Sonne aufging über den vierundzwanzigsten Dezember, da lag ein wenig Stunden altes Kind in der Wiege, und die Mutter war tot, war ihrem Gatten gefolgt —.“

„Großvater!“ schrie das Mädchen auf und barg das Gesicht in die Hände der alten Dame.

„Susanne, höre zu: In jener Stunde gelobte ich, diesem Kinde ein Vater zu sein, denn der leibliche Vater war gestorben, indem er mir das Leben erhielt. Er war nur ein Schafmeister, Susanne, aber ein so braver Mensch wie je gelebt, und wie er auch nur einen so braven Sohn hinterlassen konnte. Und ich liebe diesen Sohn wie mein eigen Fleisch und Blut.“ — Die Stimme des alten Mannes brach vor Rührung.

Die Frau winkte ihm Schweigen und deutete auf das Mädchen, die im verhaltenen Schluchzen erbebte.

„Susanne,“ sprach sie ruhig, „wir wollen auf dich keinen zwingenden Einfluß üben, du hast frei über dich

zu verfügen. Aber wir wollten dir die Gründe nicht vorenthalten, die uns, zumal deinen Großvater, bestimmen, dem Max so zugethan zu sein. Max stünde ohne uns ganz allein in der Welt, genau wie ihr, Kinder! Kannst du Max nicht lieben, so achte ihn wenigstens und sei nie wieder lieblos gegen ihn, wie jüngst, Susanne!"

„Großvater, ich habe Max schrecklich lieb," versicherte Hans und umfaßte den alten Herrn zärtlich, „und die Susi auch; ich weiß es ganz genau, sie wird immer rot, wenn wir von ihm sprechen."

Das Mädchen rührte sich nicht bei dieser dreisten Behauptung. Der blonde Kopf ruhte noch immer in dem Schoß der Großmutter, aber ein leiser Protest erfolgte doch; halb weinend, halb lachend klang er, verständlich nur für die alte Dame.

„Suschen," neckte sie, „wenn der Hans nun recht hätte?"

Da sprang das Mädchen auf und stürmte zur Thür hinaus.

„Siehst du, Großmutter? Es ist nur, weil die dummen Mädel in der Pension ihr den Kopf verdreht haben," rechtfertigte sich Hans. „Die Frau Professorin sprach neulich auch davon."

„Mag der Grund sein, welcher er will," zürnte der Amtsrat, „es ist hart für den braven Menschen, sich so abfertigen zu lassen; und mich bedrückt es mehr als Susanne vielleicht ahnet. Es war ein schöner Traum; das Kind bekam einen trefflichen Mann und blieb in unserer Nähe, und wenn Hans später hier — —"

„Alter," tröstete die Frau und winkte dem Knaben hinauszugehen, „was nicht ist, kann ja werden. Nur nicht in sie dringen; deine Erzählung hat ohnehin einen sehr tiefen Eindruck auf sie gemacht."

Aber der Amtsrat war einmal verstimmt; daß Max nicht kam, wollte ihm nicht in den Sinn. Er stellte ganz gegen seine Gewohnheit die Pfeife in die Ecke, nahm die Mütze vom Nagel und das spanische Rohr und ging hinaus, um die Ställe zu revidieren, und dann wehe den Knechten, wenn nicht alles in Ordnung war.

Und oben in ihrem gemütlichen Zimmer schritt Fräulein Susanne unruhig auf und ab. Wie war ihr nur zu Mute plötzlich! Wie hatte sie nur so lieblos sein können gegen den Mann, der ihr nie etwas zu leide gethan, der sie als kleines Mädchen auf dem Arme getragen, jeden ihrer Wünsche erfüllt hatte und der sie liebte? — Liebte? Ja, die Worte, die er neulich in der Fensternische zu ihr gesprochen, die waren nicht mißzuverstehen. Und da hatte sie ihn schnöde abgewiesen, um es gleich nachher zu bereuen, denn eigentlich hatte sie ihn gern, sehr gern; und das war ihr vorhin ganz plötzlich so recht klar geworden bei der Erzählung des Großvaters. — Was ging es auch ihre Freundinnen an, wem sie die Hand reichen würde? Zwar hatte sie ihnen in einer sentimentalen Stunde von Max erzählt und wie gern er sie habe, auch woher er stammte, und da hatten einige gelächelt und ihre liebste Freundin, Marianne von Hecken zu Hohenstein, hatte den zierlichen Kopf in den Nacken zurückgebogen und die Susi mit einem Blick angesehen, einem Blick, der ihr das Blut in die Wangen trieb. „Wenn ich noch meinen Vetter, den Gardehusaren, heiraten sollte, so müssen wir uns trennen, Susi, denn, wenn ich auch tolerant genug bin — du weißt, die Männer denken anders darüber." Da war Susi der Freundin um den Hals gefallen, und hatte sich hoch und teuer verschworen, nur standesgemäß zu heiraten, das heißt: Mit einem Mann von H e r k o m m e n! Noblesse oblige.

Das war dumm gewesen, denn Max war ein lieber Mensch, hatte eine beneidenswerte Stellung und konnte es noch weit bringen. Aber es war auch schlecht gewesen, — sie sagte es zweimal — schlecht gegen Max und gegen die Großeltern, zumal gegen den Großvater, dessen Freude der Max nun einmal war und mit recht; sie hatte es eben erfahren — warum? Sie schritt zum Fenster und öffnete es. Wenn sie doch durch Nacht und Schnee hätte blicken können! Drüben lagen sie ja, die waldigen Thäler der Harzberge, seine neue Heimat, sein schönes Revier. Ob er ihr zürnte, ob er traurig war? Aber rasch schloß sie wieder das Fenster, der Sturm trieb eine ganze Schneewolke ins Zimmer; kalt und rauh kam sie über die Berge daher, wo er so allein saß, allein in dem großen weiten Hause zu Ullrode. Nein, sie war ihm doch eigentlich sehr gut, so gut, daß sie entschieden etwas thun mußte, um es ihm zu beweisen, und auch den Großeltern, die ihr die Eltern ersetzt hatten, und fast mehr wie das. Ja, der Großvater durfte das Fest nicht traurig verleben — der Max mußte da her!

Sie war vor einem altertümlichen Spind stehen geblieben und schloß es auf. Da lag die Jagdpfeife für ihn mit dem silbernen Beschlag. „Ich selbst will sie ihm geben," sagte sie halblaut, und lachte, „eine richtige Friedenspfeife!" Dann besah sie die andern Geschenke für die Großeltern, für Hans und die Leute, alles, was die beiden Geschwister morgen abend hier in dieser Stube bescheren wollten; auch Teller mit Kuchen und Nüssen standen da. Sie nickte mit dem Kopfe: „Der Max muß da her! Dabei bleibt es! Aber wie?" — Sie nahm eine Handvoll Nüsse und knackte sie mit ihren prächtigen Zähnen, und da kam Hans herein.

„Hans, ich habe einen Plan, und du mußt mir helfen," sagte sie und legte den Arm um den Nacken des Knaben, der nur wenig kleiner war als sie, „ich muß notwendig morgen früh, ganz früh — wegfahren, um noch ein Geschenk, eine Ueberraschung für die Großeltern zu holen, die ausgeblieben ist, und du sollst mich begleiten."

„Was denn noch, Susi? Ich habe ja alles heute mitgebracht."

„Hans, alles? Geh', lieber Hans, und bitte den Großvater, daß er uns morgen früh den Schlitten gibt, um nach der Stadt zu fahren. Du sagst, unser Hauptgeschenk wäre noch nicht angekommen, man hätte uns sitzen lassen, verstehst du? Und ohne das wäre unsere Bescherung keinen Deut wert."

„Aber was ist's denn, Susi?"

„Nachher, Hans; jetzt geh! Und wenn Großvater

Ja sagt, dann bringe gleich den alten Jochen mit, ich will ihn instruieren." Sie sprach das mit großer Würde. „Geh, du bist auch ein guter Junge; es wird hübsch werden, und du sollst deine Freude daran haben."

Sie schob ihn gleichsam zur Thür hinaus, und Hans ging.

Der Amtsrat saß wieder vor dem Kamin, hatte die Pfeife angezündet und las die Zeitung; die Großmutter strickte, aber mit verweinten Augen.

„Na, Hans, was hast du auf dem Herzen?" fragte der alte Herr und zog den Knaben an sich. „Die Susanne heult wohl oben in ihrer Stube?"

„Nein, Großvater."

„Was treibt sie denn?" Es klang nicht sehr freundlich, und der Amtsrat sah auch recht ernst aus.

„Sie knackt Nüsse, Großvater, und — —"

„So! Sie knackt Nüsse?" wiederholte der Amtsrat ärgerlich. Seine mahnende Erzählung schien an ihrem Herzen vorübergegangen zu sein.

„Und sie — und wir möchten dich bitten," fuhr Hans fort, „uns morgen früh den Schlitten zu erlauben; wir müssen noch was holen aus der Stadt; sie haben's nicht geschickt, und Susi muß nun selbst hin; — es ist für euch," setzte er schmeichelnd hinzu.

Die alte Frau horchte plötzlich hoch auf. „Für uns, Hans? Was mag das sein? Ich glaubte, ihr hättet alle eure Kleinigkeiten beisammen?"

„Nein Großmutter, nicht alles, aber ich darf nichts verraten, es soll ja eine Ueberraschung sein." — Daß er selbst nicht mehr von der Sache wußte, hielt er nicht für nötig zu bekennen.

„Aber das Wetter, Hans!"

„Das Wetter wird sich wohl bis morgen bessern," erwiderte der Amtsrat statt des Jungen, „das Barometer steigt. Bedenke lieber die Pferde; wie mögen die Schneeweddeln zusammengefegt sein bei dem Winde. Ich könnte übrigens mitfahren, vielleicht sehe ich den Max in der Stadt."

„Ach, Männchen, deine Gicht!" rief die alte Dame, welcher eine dunkle Ahnung aufgestiegen war bei dem Verlangen des Knaben. „Das laß unterwegs, Fritz; aber wenn das Wetter sich bessert, gib ihnen den Schlitten auf einige Stunden."

„Meinethalben! Uebrigens will ich gar nichts geschenkt haben von Susanne; das sage ihr." Er nahm die Zeitung wieder auf und schob die Brille, die inzwischen auf der Stirn pausiert hatte, vor die Augen. „Aber Jochen soll fahren und die alten Pferde nehmen; und wo der Weg schlecht ist, nur im Schritt. Hörst du, Junge?"

„Ja, Großvater," jubelte Hans, „ich laufe nach dem Kutschstall zu Jochen und bestelle es ihm!" Fort war er, und fünf Minuten später trat er mit Jochen bei Susanne ein.

Mamsell Kruse, die Wirtschafterin, der alte Johann und Jochen waren damals, vor vielen Jahren, mit den jungen Amtsleuten eingezogen in das Klostergut. Sie hatten alle drei gute und böse Tage mit der Familie durchlebt und die Söhne der beiden Männer waren ebenfalls seit Jahren auf dem Hofe angestellt; Jochens Sohn als Gärtner, und Johanns Sohn als zweiter Verwalter. Das merkwürdigste Glied dieses greisen Kleeblattes aber war Jochen; einen gutmütigeren Gesichtsausdruck, wie ihn der alte Mensch besaß, konnte man sich kaum denken; und dennoch, aus den blauen Augen, welche unter den dichten Brauen so treu hervorblickten, sprach eine tüchtige Portion Humor und Schlauheit. Die beiden Kinder, Susanna und Hans, waren seine Lieblinge, und für sie wäre er durchs Feuer gegangen, wie einst für den Vater derselben.

Verwundert und mit fragenden Blicken trat er ins Zimmer. „Hier bin ich, Fräulein Suschen."

„Jochen, Großvater hat's erlaubt, morgen früh fahren wir," rief das Mädchen ihm fröhlich entgegen.

„Wenn's sein muß, Fräulein — na ja!" und er nickte ihr zu.

„Jochen, aber den großen Schlitten, den Familienschlitten."

„Warum den grade, Fräulein? Wir haben den hübschen Rennschlitten und Sie sind ja nur zwei; ich sitze auf der Pritsche. Die Wege sind doch mächtig verschneit."

„Bitte, Jochen, den großen Schlitten," beharrte das Mädchen und Hans sah verwundert drein; er begriff es nicht. „Wir haben ein so großes Geschenk, Jochen, das können wir auf dem Rennschlitten nicht unterbringen."

„Na — aber! Wir legen das Paket quer über, Fräulein."

„Geht nicht, Jochen!" Das Mädchen lachte wie ein Kobold. „Zerbrechliche Ware; das könnte eine schöne Geschichte werden! — — Jochen," sagte sie dann und faßte schmeichelnd die Hand des Alten, „wollt Ihr schweigen und uns die Freude nicht verderben?"

„Allemal!" beteuerte er, „aber was da nur herauskommt?"

„Jochen, hört zu, auch du, Hans! Wir fahren gar nicht nach der Stadt," sagte sie leise, „wir fahren nach Ullrode und recht früh; wir müssen gegen neun Uhr dort sein."

„Hui!" pfiff der Alte, „da hinaus!" und seine Augen leuchteten. Na meinethalben, Fräulein; aber der Herr darf's nicht wissen, sonst gäbe er die Pferde nicht. Und früh müssen wir fahren, denn unter drei Stunden kommen wir nicht hin bei dem Schnee. Wenn der Herr den großen Schlitten sähe, dann — —"

„Großvater schläft bis acht Uhr, Jochen."

„Aber die Frau! Die ist immer schon vor Tag auf den Beinen."

„Großmutter verrät uns nicht," versicherte Hans und sprang vor Vergnügen in der Stube umher, „Großmutter hat nichts dagegen, sie redete ja zu, daß wir den Schlitten bekommen. O Susi, du bist doch die klügste!"

„Großmutter hat nichts dagegen? Wogegen denn?" Die alte Dame stand plötzlich, wie hereingeschneit, im Zimmer. Es hatte sie unten nicht gelitten, sie mußte wissen, was die Susanne plante, das Mädchen hatte mitunter unglaubliche Einfälle; wohin sie eigentlich reisen wollte, denn eine Fahrt nach der Stadt in Weihnachtsangelegenheit — das glaubte sie nun und nimmermehr.

„Ach, Großmutter!" Das Mädchen lag jäh er-

rötend am Halse der alten Dame. „Großmutter, du hast gehorcht, gesteh's nur, — aber nun mußt du feierlich schwören, nichts zu verraten."

„Ich habe nicht gehorcht," versicherte Frau Amtsrätin ernst, „aber ich habe begriffen, was du beabsichtigst. Du nimmst Hans mit?"

„Ja, Großmutter; es ist besser ich gehe selbst, als wenn ich ihm schreibe, und was ich schreiben müßte, ich weiß es wahrhaftig nicht." Das Mädchen lachte. „Mündlich geht es besser zu machen, oder vielmehr, ich nehme ihn einfach mit, er wird mir's nicht abschlagen."

„Gut, Kind," sagte die alte Dame freundlich, „ich habe nichts dawider, es wird die schönste Ueberraschung für euren Großvater sein. Aber seid vorsichtig. Jochen, ich muß Euch die Kinder anvertrauen; und fahrt früh genug, vor sieben Uhr müßt Ihr aus dem Hofe sein."

„Großmutter, du verrätst nichts!"

„Nein, Susanne."

„Und backst noch Marzipan für Max?"

„Auch das, Kind!" Frau Amtsrätin lächelte und strich der Enkelin über das blonde Haar. Aber nun kommt herunter, sonst möchte dem Großvater doch ein Verdacht aufsteigen wegen der langen Konferenz mit Jochen."

Gegen Morgen hatte sich Sturm und Schneetreiben gelegt; es war ganz windstill geworden, aber ein feiner Nebel bedeckte die waldigen Höhen, denen die beiden Geschwister unter dem Schutz des alten Jochen entgegen fuhren. Als die Sonne wie ein glühender Ball über den 24. Dezember aufging, befanden sie sich im Forste und nun sank plötzlich der Nebel und entrollte vor den Augen der entzückten Kinder ein wundervolles Bild. Jeden der Riesen des Hochwaldes, jeden Zweig, jeden Strauch und Grashalm schmückte eine leuchtend weiße Krystallhülle und diese blendende Pracht erglühte plötzlich rosafarben im Scheine der aufgehenden Sonne.

„Weihnacht im Walde, Hans," sagte die Schwester, „ist es nicht etwas Wunderbares? Und diesen Genuß verdanken wir allein dem Herrn Max oder vielmehr seiner Schüchternheit."

„Oder auch dir, Susi; das heißt, ich meine — — ach, Susi, wie wird sich der Großvater freuen!"

„Hm! — Ob Max wohl zu Hause ist? Sonst wird's 'ne Reise ins Blaue oder vielmehr ins Weiße," sagte sie nachdenklich. Schau, dort steht ein ganzes Rudel Rehe! Jochen, nehmt den Pferden das Geläute ab, es ist viel feierlicher dann."

„Die armen Dinger haben Hunger," mischte sich Jochen ins Gespräch, nachdem er dem Befehle des Mädchens nachgekommen war, „wir sind nun bald am Futterplatz, da werden Sie noch mehr Wild sehen, vielleicht auch Hirsche und Sauen."

„Da könnte man wohl zum Schuß kommen, Jochen?" fragte Hans und that, als ob er das Gewehr anlegte.

„Bewahre, junger Herr, das muß man nicht thun! Die armen Geschöpfe leiden schon genug von Hunger bei solchem Schneefall; auf den Futterplätzen soll man sie nicht auch noch verfolgen!"

Hans schwieg; er war ein wenig verlegen.

„Sehen Sie dort", fuhr der alte Mann nach einer Weile fort und zeigte mit der Peitsche in die Ferne, „da, zwischen den hohen Eichen steht ein Dach auf vier Pfählen, das ist der Futterplatz für das Wild; und sehe ich recht, so bewegen sich dort auch Menschen."

Es war so. Dicht am Wege, keine fünfzig Schritt entfernt, befanden sich Leute, beschäftigt ein Fuder Heu abzuladen, und eben kam auch ein Reiter aus dem Dickicht.

„Max! Max!" rief Hans und klatschte in die Hände, „Max, wir sind da und wollen dich holen!"

Der junge Mann in der kleidsamen Tracht der königlichen Oberförster war mit einem Satze vom Pferde gesprungen und stand im nächsten Augenblick an dem Schlitten.

Da saß das Mädchen, dunkelrot erglühend unter dem Schleier. Wie ein Bann lag es über ihren Augen, sie vermochte nicht die Wimper zu heben; heiße Tropfen quollen unter diesen Wimpern hervor und fielen auf den Marderpelz des Mäntelchens. Ach, er mußte es ja ahnen, weshalb sie kam, sie zu ihm. Todschämen mußte sie sich von Rechts wegen; — das war das Einzige, was ihr übrig blieb.

„Susi, du?" fragte er atemlos.

Da schlug sie die Augen auf; sie wollte sprechen, aber es wurde weiter nichts als ein Lachen unter Weinen. Nur seine Hand hielt sie fest.

Und währenddem war Hans aus dem Schlitten gesprungen und nach dem Futterplatz hinüber gelaufen, und Jochen stand vor seinen Pferden und machte sich am Geschirr zu schaffen.

„Susi," fragte der junge Mann noch einmal, und bog sich zu ihr hernieder.

„Max!" antwortete sie, weiter nichts; aber sie hatte plötzlich beide Arme um seinen Nacken, und ihr Pelzmützchen saß bedenklich schief im nächsten Moment.

Jochen aber sagte halblaut zu seinem Handpferde: „Huh Alte, das war ein Kuß, nu ist's in Richtigkeit!"

Nach einem Weilchen, als er den Hans daher laufen sah, rief er: „Herr Oberförster, die Pferde sind warm!"

„Recht, Alter; fahrt nach der Oberförsterei, Ihr müßt erst ein wenig auftauen. Und du, Susi, lernst bei der Gelegenheit mein neues Heim bewundern; 's ist gar hüsch und traulich," setzte er leise hinzu mit besonderer Betonung. Dann schwang er sich aufs Pferd und ritt neben dem Schlitten her, an der Seite, wo das Mädchen saß, und sah ihr tief in die Augen. „Weiß der Vater, daß Ihr mich holt?" fragte er.

„Nein!" sagte sie und der Ernst in ihrem lieblichen Gesichte wich dem alten schalkhaften Lächeln.

„Aber, Max," rief Hans, „die Susi will dich doch zu Weihnacht bescheren, — merkst du das gar nicht?"

„Doch! doch!" erwiderte der junge Mann und sah auf das Mädchen und die beschneite Tanne, die einsam gleich einem riesigen Christbaum unter den entblätterten Buchen stand. — Gab es je einen herrlicheren Weihnachtsbaum als diesen zartbeschneiten, frostfunkelnden? Gab es einen festlicheren Saal als den weiten, weiten Wald in seiner feierlich erhabenen Stille? Und wer in aller Welt bekam ein solches Christgeschenk, so ein liebes, heißersehntes?

Da trafen sich wieder ihre Blicke.

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!

* * *

Der Herr Amtsrat hatte schlecht geschlafen; es waren ihm über Nacht wieder allerlei ärgerliche Gedanken gekommen und am Kaffeetisch herrschte eitel Schweigen und üble Laune. Aber seine Frau schien dies gar nicht zu bemerken. Sie sprach vom Wetter, von der Bescherung armer Kinder aus dem Dorfe; erzählte, daß der Herr Pastor zum Festkarpfen heute abend kommen werde mit seiner Frau und verschwand dann in Küche und Keller, während er seine Pfeife anzündete, die ihm aber gar nicht schmecken wollte. Endlich nahm er Mütze und Rock und begann die gewohnte Morgentour durch den Gutshof, zunächst nach dem Kutschstall. „Ja so," sprach er für sich, „der Jochen ist nach der Stadt mit den Kindern; was das wieder für eine Marotte sein mag —. Ist mir gar nicht wie Weihnacht heute," dachte er weiter, „der Junge fehlt mir an allen Enden, der Max."

Er wanderte nach den anderen Ställen und dann ins Gewächshaus, wo er Jochens Sohn fand, den Gärtner.

„Jochen, ist der Blumentisch für meine Frau fertig? Hast du ihn hübsch arrangiert?"

Der Mann zuckte verlegen die Schultern und drehte die Mütze in der Hand.

„Nun?"

„Der Tisch ist noch gar nicht da, Herr Amtsrat. Die Botenfrau sollte ihn mitbringen, aber das Wetter gestern — —"

„So? Dann konnte es ja dein Vater heute besorgen. Er ist mit meinen Enkelkindern nach der Stadt gefahren. Weißt du das nicht?"

„Doch, Herr Amtsrat — aber — —"

„Was denn — aber?"

„Fräulein Susanne sagte, es ginge nicht, sie hätten keinen Platz übrig."

„Da brate mir einer 'nen Storch!" Der alte Herr schüttelte ärgerlich den Kopf. „Was heißt das, Jochen? Ist der Schlitten zu klein, oder — —? Sprichst du überhaupt die Wahrheit?"

„Ich weiß nicht, Herr Amtsrat," erwiderte der Mann verlegen, „mein Vater meinte auch, es wäre nicht möglich; und da habe ich meine Frau hineingeschickt, den Blumentisch zu holen."

Der alte Herr ging kopfschüttelnd weiter und klopfte an das Fenster der Verwalterstube. „Siebert, welchen Schlitten haben die Kinder bekommen?"

„Den großen viersitzigen, Herr Amtsrat," war die prompte Erwiderung, „ich habe ihn selbst aus der Remise gezogen."

„Es ist gut!" Er schritt wieder nach dem Hause zurück, er wollte seine Frau interpellieren, sie wußte jedenfalls mehr von dieser Sache, wie er. Frau Meta war aber weder in der Wohnstube zu finden, noch in der Schlafstube. Der Herr Amtsrat ging also nach der Küche, wo die „Mamsell" ihr Bereich hatte, schon seit länger als vierzig Jahren.

„Mein Gott, Krusen, Sie sind ja rot wie ein gekochter Hummer, was gibt's denn heute zu backen und zu braten?"

„Wie immer am 24., Herr Amtsrat, grünen Kohl und Hamburger Rauchfleisch." Die alte Person hatte den Sinn seiner Frage jedenfalls nicht verstanden.

„Natürlich!" erwiderte der Amtsrat lachend; „aber es riecht verdächtig nach Wildbraten; liebste Krusen, und was die Dörte dort zusammenrührt scheint ein Pudding werden zu sollen?"

„O, Herr Amtsrat, zu kaltem Aufschnitt heute abend —."

„Wohl alles Aufschnitt, auch der Pudding?" Aber plötzlich wurde der alte Herr wieder ernst, denn sein Blick fiel auf einen Korb, aus dem verschiedene Weinflaschen neugierig ihre Hälse streckten, und das niedliche Hausmädchen war eben im Begriff, diesen Korb verschwinden zu lassen.

„Wohin, Ricke?"

„Ins Eßzimmer, Herr Amtsrat!"

„Laß sehen. Das ist ja mein bester Rotwein. Latour Pouillac — wer hat den herausgegeben?"

„Die Frau Amtsrätin," erwiderte das hübsche Kind ein wenig schnippisch, und zog ab im Bewußtsein ihres Sieges.

„Mamsell Kruse, wo ist meine Frau?" Er war jetzt wirklich ärgerlich; das ganze Küchenpersonal schien rebellisch zu sein, die Dörte hatte sogar vernehmlich gelacht.

„In der Weihnachtsstube, Herr Amtsrat!" und das alte Fräulein sah mit großer Erleichterung ihren Gebieter fortgehen.

Die im ersten Stock gelegene Weihnachtsstube, das heißt die Stube, in welcher die Bescherung stattzufinden pflegte, war verschlossen. „Es darf niemand mehr herein!" ertönte die Stimme der Hausfrau von innen, „ich baue eben auf."

„Meta!" rief der Amtsrat nicht eben sehr freundlich.

„Du auch nicht, Fritz, niemand!" schallte es zurück; und dann folgte ihr leises, schalkhaftes Lachen, in das er sich als junger Mann so sterblich verliebt hatte, und das er so lange, lange nicht gehört von der alternden ernsten Frau. Es machte ihn vollends verwirrt.

„Meta, öffne oder komm heraus, ich muß dich sprechen!"

Dagegen galt kein Protest. Frau Amtsrätin öffnete also und kam in die Vorstube, wo der Tannenbaum für das Gesinde bereits aufgestellt war. „Nun, Fritz?"

„Was, um Himmels willen, ist los im Hause, Meta? Sie scheinen alle verdreht zu sein, der alte Jochen und der junge, die Mamsell und die Ricke — und du lachst!"

„Aber, Alterchen? Du bist ja ganz außer dem Häuschen? Das macht die schlechte Nacht." Und sie faßte zärtlich seine Hand.

„Ach was! — Da trägt die Ricke einen ganz gefüllten Flaschenkorb in das Eßzimmer, darunter auch Latour Pouillac, von dem ich nur noch zehn Flaschen habe —"

„Ja, Fritz; und heute abend werden es wohl nur noch sieben bis acht sein." Es klang wieder so lustig.

„Natürlich! Die Rechnung stimmt. Aber es ist der Lieblingswein von unserem Max."

„Ebendeshalb, Alterchen.“

„Ebendeshalb? Kommt er denn, Meta?“

„I wo!“ sagte die alte Dame und errötete ein wenig; „sein Geburtstag ist ja heute, und da müssen wir den Jungen doch leben lassen?“

„Wohl auch in Pudding und Rehbraten, Meta? Unbegreiflich! In der Küche sah ich die silbernen Champagnerkühler und sogar mit Eis gefüllt — Meta, was hast du nur vor? Alles steht auf dem Kopf heute; die Kinder sind mit dem großen Schlitten fort, was ganz unnötig war, und haben nicht einmal Platz, um für mich eine Kleinigkeit aus der Stadt mitzubringen — das begreife wer kann —. Und du, du lachst!“ wiederholte er.

„Sie holen ja ein Geschenk für dich, Männchen, ein so riesengroßes, daß wirklich kein Platz ist für andere Dinge. — Bitte, Fritz, um Weihnacht darf man nicht so neugierig sein. Laß mich nun weiter schaffen, es geht schon auf ein Uhr; besuche doch den Herrn Pastor ein Stündchen und erinnere ihn, ja zur Bescherung zu kommen mit seiner Frau. Uebrigens“, rief sie ihm noch nach, als er kopfschüttelnd bereits die Treppe hinabschritt, „wir essen erst um drei Uhr Mittag.“

„Auch das noch,“ sagte er halblaut.

Frau Amtsrätin aber blinzelte seelenvergnügt durch die Vorhänge und arbeitete dann beruhigt weiter, als sie ihren Eheherrn der Klosterpforte zuschlendern sah, denn der Herr Pastor war durch Ricke benachrichtigt worden und würde den alten Herrn sobald nicht loslassen.

Es mochte auf drei Uhr gehen und die Sonne stand schon so tief, da kam der Amtsrat, in besserer Stimmung als am Morgen, über den Gutshof geschritten und trat sich auf der Freitreppe des Klosters den Schnee von den Füßen. Er hatte an der Spur gesehen, daß der Schlitten wieder eingetroffen war, und nahm sich nun vor, die Kinder scharf zu inquirieren und, wenigstens scheinbar, eine strenge Miene anzunehmen. Aber es gelang nicht. In der großen Halle flog Susanne ihm entgegen und so zärtlich umhalste und küßte sie ihn wieder und wieder, daß der alte Herr sich ordentlich wehren mußte dagegen. „Ei, Gott behüte,“ scherzte er, „wenn ich vierundzwanzig Jahr alt wär — —“

Sie versteckte ein wenig das Gesicht in seinem Ueberzieher. „Großvater, es war wirklich kein Platz in dem Schlitten!“ lachte sie. — Ja, das Lachen hatte sie von der Großmutter. „Das Geschenk ist für dich zu groß.“ Und die alte Dame lachte mit, und der Hans grinste vor Vergnügen.

Der Herr Amtsrat aber hatte diese Eulenspiegeleien nachgerade satt. „Kinder, ihr seid närrisch heute,“ sagte er verdrießlich, „sogar der Pastor hatte einen kleinen Hieb, er wollte mich absolut nicht fortlassen. Ich bin aber wirklich nicht in der Stimmung, wollte es wäre vorüber — — solch ein klöteriges Weihnachtsfest! — Gibt's bald was zu essen?“

„Erst mußt du dein Geschenk sehen, Großvater,“ bat das Mädchen, „bis zur Bescherung kann's nicht warten; komm in die Stube.“ Sie zog ihn an der Hand mit sich fort, und Hans lief voran und öffnete die Thür des Vorzimmers.

„Max, mein Junge!“ „Vater, lieber Vater!“ klang es; dann wurde es still. Der alte Mann hielt den Pflegesohn fest umschlossen, er wußte ja mit einemmal, daß sein Lieblingswunsch in Erfüllung gehen würde. Er war überglücklich.

Und die kleine Frau Amtsrätin trat auf ihren Eheherrn zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte zärtlich: „Fritz, wenn du das Geschenk nicht behalten willst — hier ist eine, die nimmt's mit Freuden und behält es ihr Lebtag.“

Das gute Kind, die Susi! Er war ihr in Gedanken so bitterböse gewesen. — Wo war denn nur die Hexe? Da trat das Mädchen tief errötend vor ihn. Hand in Hand mit dem, dem sie angehören wollte für alle Ewigkeit.

„Kinder, jetzt werde ich auch närrisch, aber vor Freude. Komm her, Susi, du bist ein Prachtmädel. Weiß Gott, es war mein Lieblingswunsch —. Max, mein lieber Junge, in diesem Augenblicke ist mir's, als hätte ich deinem Vater ein wenig vergolten, was er an mir gethan. Du bist mein Sohn, wie ich damals gelobte!“

„Und ich kriege 'ne Doppelflinte, Großpapa! Die habe ich ehrlich verdient!“ unterbrach Hans den gerührten alten Mann.

Und als zwei Stunden später das glückliche Paar unter dem strahlenden Weihnachtsbaum stand, da sagte der junge Forstmann: „Susi, du kannst dir nicht denken, wie ich noch gestern die Tanne hier beneidet habe, als ich sie fällen ließ. Ich hätte gern mit ihr getauscht, wußte ich doch, sie sah dich heute abend.“

„Und jetzt?“ fragte der Schelm.

„Ach jetzt! Ich mag nichts weiter sein, als was ich bin — dein Max.“

„Mein Max!“ sagte sie stolz; so stolz, als wäre er ein Prinz von Geblüt. Und er war doch gar nicht von Herkommen. —

Der Sonntag der Gefangenen und die Statistik der Selbstmorde.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXIII.)

Von

Franz von Holtzendorff.

Nicht nur für den freien, von der Last des Tages niedergedrückten Arbeiter, der nach Ruhe seufzt, auch für den Gefangenen, der sich nach Freiheit sehnt, gewinnt die Frage der Sonntagsfeier weittragende Bedeutung. Dies erkennend, hat der internationale Gefängniskongreß, der jüngst zu Bern abgehalten wurde, sich mit der Angelegenheit der Sonntagsruhe in Hinsicht der Sträflinge beschäftigt.

Geht man von dem heutigen Zustande der Dinge aus, so gewahrt man sofort, daß die Schwierigkeit einer Verständigung eine ungewöhnlich große schon dann ist, wenn es sich um die bürgerliche Gesellschaft im allgemeinen handelt. Wieviel gebührt in dieser Sache der Kirche? Wieviel der freien Ordnung der Sitte, welche sich beispielsweise in England und Schottland so mächtig erweist? Wieviel der zwangsweise eingreifenden Ge-

setzgebung des Staates und der verordnenden Polizeimacht, welche wenigstens den Sonntagslärm äußerlich hindern kann?

Im großen und ganzen sind es drei Gesichtspunkte, von denen aus die Streitfragen der in dieser Beziehung zu ziehenden Grenze beurteilt werden können. Zunächst vom religiös-kirchlichen, welcher nicht nur Sonntagsruhe, sondern außerdem eine innerliche Sonntagsheiligung, die der Staat nicht erzwingen kann, als Gewissenssache fordert. Sodann vom Standpunkte der Humanität, welcher einen Tag der körperlichen und seelischen Ruhe als Abwehr gegen aufreibende Thätigkeit verlangt. Endlich vom wirtschaftlichen Standpunkt einerseits des Arbeitgebers, der gewisse Produktionszweige nicht unterbrechen kann und andererseits des Arbeitnehmers, der entweder das Recht beansprucht, auch an Sonntagen zum Unterhalt seiner Familie zu arbeiten, oder in entgegengesetzter Richtung vom Staat verlangt, daß er durch Verbote einschreite und die regelmäßige Sonntagsarbeit unterdrücke. Nicht zu verkennen ist dabei, daß neben dem immer allgemeiner erkannten Segen der Sonntagsruhe auch mancherlei Schattenseiten wohl erwogen werden müssen. Sonntagsruhe durch Einstellung der Arbeit bedeutet in nicht wenigen Fällen Sonntagsentweihung durch übermäßigen Genuß aufregender leiblich schädlicher Vergnügungen. Nur zu oft erwacht der vergnügungssüchtige, aufregungsbedürftige Städter am Montag morgen im Zustande der durch Krafterschöpfung bedingten Arbeitsunfähigkeit. Durch den Mißbrauch der Sonntagsruhe wurde ihm die Thatkraft geraubt, die er noch am Samstag abend besaß. Immerhin handelt es sich bei der freien Bevölkerung, wenn Sonntagsarbeit oder Sonntagsruhe in Frage steht, um die Verantwortlichkeit des freien Bürgers innerhalb der vom Gesetze gezogenen Schranken und um die gesetzgeberische Würdigung der Thatsache, daß Uebertreibungen in der gebotenen Zwangsheiligung des Sonntags die Strafanstalten zu füllen pflegen.

Es ist allen Statistikern bekannt, daß in England und Schottland am Sonntage und hinterher am Montage ganz bedeutend größere Mengen von Uebelthaten das Einschreiten der Polizei veranlassen, als an den Wochentagen geschieht.

An dieser statistischen Thatsache offenbart sich die Wichtigkeit einer richtigen Sonntagsordnung für die Gefangenen. Sind die Rechtsfolgen übertriebenen Sonntagszwanges schon bei freien Arbeitern höchst schädliche — wie sollte es unter einer meistenteils verderbten Sträflingsgesellschaft anders sein? Die Gefahren der sonntäglichen Arbeitslosigkeit wachsen im Verhältnis zur Unbildung und Willensschwäche der Menschen. Mögen in den höher civilisierten Staaten Europas die meisten oder fast alle Kinder in der Volksschule lesen und schreiben gelernt haben, nur sehr wenige sind es, die in unseren Elementarschulen gelernt haben, sich selbst geistig zu beschäftigen. Wo der durch wirtschaftliche Not auferlegte Arbeitszwang aufhört, beginnt sie stark als Bedürfnis schädlicher Aufregung oder aufreibender Vergnügungen. Und wie Selbstverwaltung das Ziel politischer Freiheit ist — ebenso bedeutet Selbstbeschäftigungsfähigkeit das Endziel elementarer Bildung des Volkes.

Einen höchst wesentlichen Teil aller Sträflingspflege und Gefängnisordnung bildet mit Recht der Arbeitszwang. Ist es nun aber völlig klar, daß, ohne die religiösen Fundamente des Volkslebens zu untergraben, der Staat an Sonntagen niemand zur Arbeit zwingen darf (ein Grundsatz, den die heutige Gesellschaft selbst gegenüber einem Sklaven bethätigen würde), so entsteht jene Frage: Was soll mit dem Bestraften an Sonntagen geschehen, wo er nicht zur Arbeit gezwungen werden darf und andererseits aus Gründen eigener Unbildung und gewaltsamer Einsperrung verhindert ist, sich selbst zu beschäftigen? Wäre erzwungener Müßiggang an Sonntagen nicht Anfang und Ende aller Laster? Man vergegenwärtige sich die für gefühlvolle und anregungsbedürftige Nationen furchtbare Monotonie mit mehrjähriger Gefängnisstrafe innerhalb kalter, schmuckloser Mauern: Ein Tag wie der andere. Dieselben Gesichter in der Umgebung, dieselbe Leere an den Wänden. Man bedenke, wie die Arbeit des Wochentages unter solchen Umständen gleichzeitig Ablenkung der Aufmerksamkeit an eine trostlose Umgebung bedeutet. Dann begreift man sicherlich, was es heißt, am Sonntage stillsitzen. Und nun erst die stumpferen oder beinahe schwachsinnigen Sträflingsnaturen, die an Wochentagen noch nicht hinreichend durch Arbeit angeregt werden!

Unter solchen Umständen kommt es darauf an, sich darüber klar zu werden: Arbeitseinstellung der Gefangenen am Sonntage bedingt nicht nur keine Beschäftigungslosigkeit, sondern verlangt geradezu ein höheres Maß von nicht anstrengenden Beschäftigungen und zwar in solcher Abwechslung und Mannigfaltigkeit, daß geistige Ermüdung ausgeschlossen bleibt. Sonntagsruhe darf niemals zum Sonntagsmüßiggang ausarten.

Schwerlich wird man meinen, daß der Sonntag mit erbaulichen Betrachtungen, geistlichen Ermahnungen oder gottesdienstlichen Handlungen ausgefüllt werden könne. Echte Religiosität bedingt immer ein gewisses Maßhalten im Kultus, eine freiwillige Hingabe, eine Selbsterhebung des Gemütes. Eben deswegen ist von ebenso sachverständigen als frommen Männern bezweifelt worden, ob es überhaupt einen dauernden Nutzen gewährt, Sträflinge Sonntags in die Gefängniskirche zu kommandieren; ein Zweifel, den Verwaltungsbeamte oft nur dadurch beseitigen, daß sie betonen, man wisse mit der Zeit der Sträflinge nichts anzufangen, wenn die Nötigung zum Gottesdienste in Wegfall käme.

Eine in Gefängnissachen besonders erfahrene Spanierin, deren Urteil sehr schwer wiegt, Donna Concepcioni Arenal, schreibt in einem von ihr eingeforderten Gutachten: „Die erzwungene Verpflichtung, dem Gottesdienst und der Predigt beizuwohnen, weit davon entfernt, nützlich zu sein, bewirkt (bei Gefangenen) gerade das Gegenteil. Ihre Seele, der man Gewalt anthut, behauptet sich in ihrer ablehnenden Haltung, während, wenn man in dieser Hinsicht den Gefangenen völlige Freiheit ließe, sie vielleicht durch Wißbegierde

oder Langeweile getrieben werden würden, zuletzt doch mit denjenigen im Gottesdienste sich zu vereinigen, die anfangs nur mit den Händen, endlich aber im Geiste und in der Wahrheit beten."

Dieselbe Frau macht für den Gefängnissonntag eine Reihe anderer höchst beachtenswerter Vorschläge, die mit dem hergebrachten Schematismus der Verwaltung schwer vereinbart werden könnten, aber dennoch sorgfältig erwogen werden müssen, sobald man begreift, daß die Aufrechterhaltung der äußerlichen Ordnung in den Strafanstalten zwar immer höchst wichtig bleibt, aber doch nicht das höchste und letzte Ziel aller geistigen Einwirkungen auf den Gefangenen darstellen kann. Solche Mittel wären: Sittliche Belehrung in Form freier Vorträge (also nicht bloß der Predigt), Gestattung freiwilliger Selbstbeschäftigung durch nicht störende Arbeiten (was in Zellengefängnissen leicht möglich und vielfach zugelassen ist), Uebungen im Zeichnen, Belehrung durch naturwissenschaftliche Demonstrationen und Experimente, Vokalkonzerte in Vortrag ernster, namentlich geistlicher Musik, Lektüre und zwar nicht bloß in Erbauungsschriften. In dieser Hinsicht sagt die Spanierin, was sogar in Ländern der nordischen Reformation auffallen wird: Im allgemeinen müssen unverlangt fromme Bücher den Gefangenen niemals verabreicht werden. Im Gegenteil muß man bei der Auswahl solcher mit großer Vorsicht verfahren. Bücher, die sie lesen und verstehen sollen, dürfen weder langweilig noch aufregend sein.

Weder langweilig, noch sensationell! Das ist in der That die negative Grundregel für alle Volksschichten. Mit großem Nachdruck führt Donna Arenal aus, was ich oft im Kreise von Gefängnisreformatoren und im Hinblick auf die Sonntagsfrage angeregt habe: Die Begründung eines Sonntagsblattes, das in den Hauptsprachen Europas erscheinend, von den hunderttausenden der Gefangenen, Reuenden und Elenden mit der Frucht der Gesittung, Tröstung und Veredlung gelesen werden könnte; eine Zeitschrift also, die weit erhaben über die Neugier des Tages und die Bedürfnisse oberflächlicher Unterhaltung das Beste, was jemals in alter und neuer Zeit geschrieben wurde, das Edelgestein unter den Gedanken der Menschheit, unter der verwahrlosten Klasse in Umlauf brächte. Das wäre der Punkt, von wo aus die frivole Litteratur bekämpft werden könnte. Hätte man doch für diese Tausende von Verbrechern und Duldern ein Sonntagsblatt, worauf sie mit Genehmigung der Gefängnisbehörden getrost abonnieren könnten, das ihnen allmählich lieb würde und dem sie auch dann anhänglich bleiben könnten, wenn sie in die Freiheit zurückkehren. Für die vornehmen Leute und für die gebildete Mittelklasse sorgt unsere andere Litteratur hinlänglich. Für die Klasse der verbrecherischen und elenden Leute ist aber der Vorrat des Besten und Edelsten in den Schriften aller Zeiten kaum ausreichend, wenn es unter dem Gesichtspunkt der Volksverständlichkeit gewürdigt wird. Hier bedarf es noch auf längste Zeiten hinaus der Verdolmetschung durch unaufhörliche und unermüdliche Arbeit, eines nur auf Veredlung des Gemüts und Bildung des Geistes gleichsam eingeschworenen Volksblattes, das die höchsten sittlichen Interessen in schönen und doch überall fruchtbaren Formen pflegen würde.

* * *

Die größere Häufigkeit oder Seltenheit der Selbstmorde bedeutet gleichzeitig die Gradation der in einer bestimmten Bevölkerungsgruppe bestehenden Lebenslust.

Je seltener der Selbstmord in manchen Ländern auftritt, desto größer ist sicherlich in ihnen die Lebenslust, deren Maß wiederum durch äußere Verhältnisse der wirtschaftlichen Existenz schwieriger Zeiten, durch religiöse Lebensanschauungen und durch andere Faktoren mitbedingt wird. Zwei Erscheinungen der Gegenwart sind besonders auffällig: Die fast überall hervortretende Mehrung der Selbstmorde gerade in derjenigen Altersklasse, deren Lebenslust sonst am größten ist, in der Jugend. Nur zu oft hört man vom Selbstmorde solcher Schüler, die nicht versetzt wurden. Sodann die Verschiedenheit der Selbstmordziffer innerhalb eines und desselben Nationalgebietes. Auf eine Million Bewohner zählt Baden 194 Selbstmörder, Bayern nur 127, Sachsen dagegen die schier unbegreifliche Ziffer von 416, Preußen 188, Württemberg 191, Oldenburg 174. Sachsen hat den traurigen Ruhm, an der Spitze Europas zu stehen. An zweiter Stelle steht Dänemark (mit 273). Es folgt die Schweiz (mit 239). Die Reihenfolge unter den andern westeuropäischen Kulturstaaten ist dann: Frankreich (179 im Jahre 1881), Oesterreich (169), Belgien (99), Schweden (84), England (75), Norwegen (64), Italien (47). So berichtet die schweizerische Bevölkerungsstatistik für 1884 (57). Warum so grundverschiedene Länder, wie Italien und Norwegen die europäischen Selbstmordminima repräsentieren, dürfte schwer zu sagen sein.

Der Blumenschleier.[1]

Von
Karl Bartsch.

Die Hand, die liebevoll in Sommertagen
Die Blumen dir gepflückt, schrieb auch ein Wort,
So innig tief, kaum weiß ich selbst zu sagen,
Warum es mir tönt in der Seele fort.

Sie schrieb: „Es möge stets nach deinem Leben
Dem äußern wie dem innern im Gemüt,
So heller Sonnenschein der Freude schweben,
Wie auf den Blumen lag, als sie geblüht.

Doch ach! auch in dem sonnenhellsten Dasein
Gibts dunkle Stunden, plötzlich, ungeahnt;
Dann tröste dich der kleinen Boten Nahsein,
Das an die lichten Sommertage mahnt.

Am Winterabend, wenn die Lampe helle
Brennt auf dem Tische nach des Tages Müh'n,
Dann immerdar vor deinen Blick sich stelle
Der Kranz von Blumen, welche nicht verblüh'n.

Es hat ihr flüchtig Leben festgehalten
Die Liebe, die des Daseins Sonnenschein;
Sie möge treu ob deinen Tagen walten
Und auch dem Winter Frühlingsglanz verleih'n."

[1] Zu einem Lampenschleier mit natürlichen Blumen.

Ein Juwel des Rokoko.

Von

Friedrich Lampert.

Von der Station Friedrichsfeld der Heidelberg-Mannheim-Darmstädter Bahn führt ein kurzer Seitenschienenstrang nach Schwetzingen. Sonst ging wohl jedermann, der nur irgendwie eine Rheinreise gemacht haben wollte, dorthin: der Schwetzinger Garten gehörte zu den Wunderwerken der guten alten Zeit, aber man hat heutzutage so seine eigenen Ansichten von diesen Wunderwerken, sie sind aus der Mode gekommen, neben hinaus geschoben und so glaubt mancher, in Schwetzingen nichts holen zu können, als eben ein gut erhaltenes Bild der Zeit, da Gärten wie Menschen Rokoko waren, verzopft und versteift, ein Abklatsch französischen Wesens, ein feindselig Widerspiel deutscher Originalität. Aber diese Anschauungen treffen hier nicht zu. Der Grundton von jenem ist da, ja, aber wie das alles ausgeführt ist, so groß und frei, in so edlem und genialem Stil, das macht vergessen, daß einst auch hier jene Allongeperücken und Menuettfiguren ihr Wesen getrieben haben, die wir uns in Gedanken unter die Bäume und in die Gärten à la Louis XIV malen. In Schwetzingen ist mehr zu sehen als eine bloße Imitation von Versailles. Hier hat eine selbständige, fein und sinnig erfindende und mit großen Mitteln ausführende Kunst gewaltet, haben sich der kunstsinnige Fürst, der hier seinen Lieblingssitz geschaffen, wie die Künstler, die dessen Intentionen Leben gegeben, ein ehrend und dauernd Denkmal gesetzt. Diese Dinge alle, deren Bilder wir hier vor uns sehen, sind mehr als die sonst an solchen Orten zu findenden Spielereien, sind wahre Kunstwerke, die bleibenden Wert haben, in denen Architektur, Skulptur und Malerei sich vereinigen, einen nicht so rasch entschwindenden Eindruck zu hinterlassen. Und nun dies alles auf dem Hintergrund, auf dem Plan einer wahrhaft großartigen Gartenanlage, in der nichts Geziertes, ängstlich Gemachtes zu gewahren ist, sondern in der sich die größten Rasenflächen, die duftigsten Blumenparterres, die längsten Alleen, die dichtesten Haine, die malerischsten Baumgruppen, die Bäche und Seen, aufs freieste und ungezwungenste entfalten und doch wieder in ein har-

Apollo-Tempel (S. 738).

monisches Ganze zusammenstimmen; dazu die marmornen und bronzenen Götter- und Heldenbilder in der grünen Umlaubung, die frisch sprudelnden und rauschenden Kaskaden und die prächtigsten Fernblicke auf die im Glanz der Morgen- oder Abendsonne magisch herübergrüßenden Berge des alten Vogesus — all das zusammengestellt rechtfertigt heute noch, daß man Schwetzingen zu dem Schönsten zählen muß, was die reiche Pfalz am Rhein Schönes aufzuweisen hat.

Seit wann das Schwetzinger Schloß existiert, darüber fehlt urkundlicher Aufschluß; aber bereits 1350 bestand es, und eines herrschaftlichen Gartens wird schon im 15. Jahrhundert gedacht. Den pfälzer Kurfürsten eigentlich als Jagdruheort dienend, mußte jenes in den den „Winterkönig“ Friedrich V. namentlich hart betreffenden Drangsalen des dreißigjährigen Krieges bis fast zu seinem gänzlichen Untergang zur Festung werden. Erst nach dem Friedensschlusse konnte des unglücklichen Friedrichs Sohn und Erbe Karl Ludwig den verfallenen Fürstensitz wieder aus seinen Trümmern aufrichten und er that es, um ihn zur Stätte eines glücklichen Liebeslebens für sich und seine Luise von Degenfeld, die ihm das war, was ihm die von ihm geschiedene kaltsinnige Gemahlin niemals sein konnte, zu machen. Aber gerade dieser Kurfürst war es, der wider Willen neu seines Schwetzingens Geschick gefährdete: aus der Vermählung seiner Tochter aus erster Ehe, Elisabeth Charlotte, der bekannten „Lieselotte“, mit dem Herzog von Orleans nahm Ludwig XIV. seine Raubansprüche auf die pfälzischen Lande her und abermals wurden diese unter dem Greuel der Verwüstung begraben. Und langsam wieder vollzog sich die Erholung und Erneuerung; auch Schwetzingen ward wieder die fürstliche Aufmerksamkeit zugewendet, aber über lokale Bedeutung kam es nicht hinaus. Da wurde eine alte Kirchenmauer, die in der Heiligengeistkirche zu Heidelberg die gottesdienstlichen Räume der Katholiken und Protestanten trennte, worüber man sich von seiten des Kurfürsten, der sie niedergerissen und die ganze Kirche dem katholischen Kultus zuweisen wollte, und von seiten der reformierten Gemeinde, die auf ihrem alten Recht bestand, lange mit grenzenloser Erbitterung stritt — eine Mauer, um welche die Kabinette von halb Europa in Bewegung kamen, Veranlassung, daß Kurfürst Karl Philipp am 14. April 1720 mit Hof und Regierung den alten Stammsitz Heidelberg verließ und Mannheim zur ständigen, Schwetzingen zur Sommerresidenz erkürte. Von dieser Zeit datiert sich des letzteren Blüte. Aber erst Karl Philipps Neffe und Nachfolger, der für Kunst und Wissenschaft gleich opferfreudige Karl Theodor, brachte sie zur vollen Entfaltung. Er muß als Schöpfer des Schwetzinger Gartens in seiner dermaligen Ausdehnung und Schönheit gelten, für dessen Anlage und Ausschmückung er in Männern, wie den Gartendirektoren Nikolaus von Pigage und Friedr. Ludwig Skell, sowie in Bildnern und Malern, wie Ritter v. Verschaffelt, Eggel, Lamine, Link, Crepello, Bouchardon, Carabelli, Pozzi, Kobell u. a. die richtigen Interpreten fand.

Große Fontäne (S. 731). Venusstatue (S. 738). Hirschgruppe (S. 732). Blick auf das Schloß (S. 736).

„Schwetzingen war,“ sagt eine ältere Beschreibung, „jetzt abwechselnd mit dem nahen Mannheim der sichere Hafen aller pfälzischen Künstler und Gelehrten von Bedeutung, Brennpunkt des herrschenden Geschmacks der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Sitz der Grazien und der Musen, Centralsonne der ganzen Pfalz, Gegenstand der Aufmerksamkeit und

Bewunderung von halb Europa, Sammelplatz der gefeiertsten Geister, die Deutschland durchstreiften. Kein Reisender von Auszeichnung segelte durch die Gegend, ohne hier Anker zu werfen. Fast alle Fürsten und Großen, fast alle berühmten Männer strömten nach diesem deutschen Versailles, Saint-Cloud, Aranjuez, oder wie man diesen merkwürdigen Ort sonst nennen mag."

Moschee (S. 734).

Die Summen, die Karl Theodor von seinem Regierungsantritte an auf Schwetzingen verwendete, betrugen 66000 Gulden jährlich; nach Verlegung der kurpfälzischen Residenz nach München wurden diese zwar auf 24000, ja 12000 herabgesetzt, aber die Summe reichte trotzdem hin, den 186 Morgen umfassenden Garten samt dem Schlosse im besten Stand zu erhalten. Letzteres, ein zwar ansehnliches, aber im ganzen einfaches Gebäude, kommt neben dem erstern wenig in Betracht. Aus seinem Mittelteile, in der Richtung von Ost nach West, öffnet sich der Eingang in den Park mit einer breiten Terrasse, von welcher man in der Mitte auf einer Freitreppe, zu beiden Seiten auf schiefen Ebenen in den „Vorgarten", das sogenannte „große Parterre", niedersteigt. Es ist noch ganz nach Le Notres System auf seiner kreisförmigen Grundfläche in Parallelogramme und Dreiecke geteilt. Auf den zwischendurch leitenden Wegen gelangt man nach dem Innern des Gartens. Umschlossen wird diese Anlage, rechts vom Schlosse, durch das Orangerie-, links durch das Gesellschafts- und Spielsaalgebäude, welche zusammen die halbe Peripherie des Kreises bilden. Die andere Hälfte schließt ein hoher und breiter von wildem Wein umzogener Laubengang ein. Stolze holländische Linden mit ihren kegelförmig emporstrebenden Kronen umsäumen in zahlreichen Reihen die parallellaufenden Hauptwege, und nur die beiden, die in der Richtung der Mittellinie des Gartens ziehen, sind wegen der prächtigen Aussicht nach den Vogesen hin von keinen Bäumen begrenzt. Bemerkt zu werden verdient, wie diese nun viel bewunderte Perspektive entstand. Lange

Vogelfontäne (S. 739).

Kindergruppe mit Schwan (S. 732).

entzogen die Waldungen des nahen, durch Scheffels „Enderle“ bekannt gewordenen Dorfes Ketsch den Anblick der Berge. Umsonst bot Kurfürst Karl Philipp dem Domkapitel von Speier den dreifachen Wert für jene. Da kam ihm der österreichische General Graf von Schmettau, der im Sommer 1734 um Philippsburg herum mit den Franzosen scharmützelte, gegen den störrischen Bischof zu Hilfe. Bei einem Besuch hatte er die Klage seines fürstlichen Wirtes vernommen; kaum zu seiner Armee zurückgekehrt, sandte er in derselben Nacht noch Ingenieure und Mannschaften nach dem strittigen Gehölze ab und eine zweihundert Fuß breite und eine halbe Stunde lange Allee ward in gerader Richtung nach dem Schlosse abgesteckt und durchgehauen.

Schloßhof im Winter (S. 740).

Arion mit dem Delphin, um ihn Kinder auf schwimmenden Schwänen, bilden in der Mitte des obengenannten Vorgartens die **große Fontäne** (S. 727), deren fünf Wasserstrahlen in ein 30 m weites Marmorbecken niederfallen. Vier kleinere rauschen in einiger Entfernung von jener aus großen, länglich viereckigen, mit Blumenrabatten eingefaßten Rasenplätzen empor. Ihre Mündungen sind mit schönen aus Blei gegossenen Bildnereien Bouchardons verziert, symbolischen Gruppen von etwas höher als Naturgröße gestalteten und mit Tieren beschäftigten Kindern, welche das mannigfaltige leichte Spiel der Musik und Dichtkunst charakterisieren sollen. Eine von diesen zeigt unser Bild auf S. 729. Ein **Schwan** sendet aus seinem emporgereckten Halse den Wasserstrahl gerade zur Höhe; zwischen den ausgebreiteten Flügeln sitzt auf seinem Rücken ein Kind, das den Hals des Vogels mit der Linken hält und sich mit der Rechten auf einen der Flügel stützt, während ein anderer vor dem Schwane rücklings liegender Knabe mit beiden Armen den Unterteil seines Halses umklammert. — Gleiche Beachtung verdienen die einander gegenüberliegenden beiden kolossalen **Hirsche** (S. 727), die von Hunden angefallen und zu Boden gerissen sind. Sie befinden sich dem Schloßportal entgegen, am Hauptausgange aus dem Vorgarten und sind von Verschaffelt aus gelbem Sandstein gemeißelt. Sehr bezeichnend speien beide während des letzten Aufbäumens einen kraftlosen Wasserstrahl in das vor ihnen befindliche Bassin herab. Bei diesem Bassin betreten wir den eigentlichen Hauptpark und zwar zunächst dessen linke Seite, wo wir zuerst in altfranzösischen Anlagen, im „**Hain der Minerva**“ uns befinden. In feierlicher Dämmerung stolzer Baumgruppen steht das Heiligtum der Beschützerin der Künste und Wissenschaften vor uns: ein Tempel (S. 737), dessen vordere Seite ganz offen und oben nur durch einen von acht gereifelten korinthischen Säulen gebildeten Peristyl unterstützt wird. In dem Giebelfelde über dem Eingang erscheint in halb erhabener Arbeit Minerva auf einem Wagen, einer ihrer Jünger überreicht ihr den Plan des Gartens, den sie billigt und auszuführen befiehlt. So gut dieses Basrelief von Link gearbeitet ist, so wenig befriedigt uns die auf dem Marmorboden des Tempelinnern sich erhebende Statue der panzerumgürteten Göttin, die ihrem Bildner Crepello nicht besonders geraten ist. Am Vorplatz des Tempels ist ein kleines halbovales Bassin, in welchem zwei jugendliche Tritonen mit Fischschweifen einen Krug

halten, aus dem sich ein Wasserstrom ergießt, angebracht. An einer Menge von anderen, aus grüner Umrahmung hervorschimmernden Marmorgebilden des Olymps und der Heroensage, auch der römischen Kaisergeschichte, sogar an einer „Begräbnisstätte aus den Römerzeiten“ vorüber gekommen, sind wir auf einmal in eine ganz entgegengesetzte Welt, in die des Orients, versetzt. Zwei kolossale, wieder von Verschaffelt aus gelbem Sandstein hergestellte und gut auf Effekt berechnete Löwen bewachen den Eingang zu den umfassenden „türkischen Anlagen“. Sind wir zwischen den trotzigen Hütern durchgegangen, so wandern wir in einem herrlichen Baumgang von alten Rottannen und Lärchen erwartungsvoll weiter, bis sich gegen seine Mitte mit einemmale die Pforte zu einem der imposantesten Werke des Gartens, der **Moschee** (S. 729), öffnet. Auch sie ist keine Spielerei, sondern wirklich ein prächtiger, wie aus Tausend und einer Nacht hervorgezauberter Bau. Stolz strebt die Hauptkuppel mit ihrem Fensterkreis empor; ihr zu beiden Seiten erheben sich die zwei schlanken Minarets mit entzückender Aussicht nach den alten Kurfürstensitzen, nach Mannheim und Heidelbergs Ruinenpoesie, nach den Domen von Worms und Speier, den dies- und überrheinischen Bergen hinüber; überall blinken von den Dächern und Kuppeln vergoldete Halbmonde, wie innen von den in vergoldetem Stuck prangenden Wänden der mit dem äußeren Glanze in vollkommener Harmonie stehenden Rotunde die weisen Sprüche des Korans herab.

Und wieder wechselt die landschaftliche Scenerie: des großen Gartenmeisters Skell Genie tritt uns in mit außerordentlicher Kunst erdachten und ausgeführten **englischen** Anlagen entgegen. Nicht mehr sieht man, wie bisher in den **altfranzösischen**, als sollte das Auge nur durch ein Figurenspiel ergötzt wer-

Römische Wasserleitung (S. 737).

Park im Mondschein (S. 740).

den, ein Viereck an das andere gereiht und jedes wundersam geregelt und gestaltet, die Hecken zu Mauern mit Pfeilern, Wölbungen mit Schwibbogen u. s. w. verschnitten, Bäume zu Obelisken, Pyramiden geformt, eine Laube, eine Statue der andern zuwinkend, Freiheit und Mannigfaltigkeit von der Genauigkeit verschlungen — sondern die in Deutschland wohl erstmalige Durchführung der Grundsätze des yorkshirerer Malers Kent (geboren 1684, gestorben 1748), des ersten, der den ruhmvollen Uebergang wagte, die Gärten nach den Gesetzen der Natur zu gestalten. Die gebogene Linie ist an die Stelle der mit der Meßschnur geradeaus gezogenen getreten, Bäche und Gewässer finden gekrümmten Lauf, die Anhöhen sind bepflanzt, ohne geebnet, das natürliche Buschwerk verschönt, ohne zerstört zu sein, grünende Rasen einem Sandfelde vorgezogen und dem Auge eine Menge reizender Aussichten eröffnet, in denen es die duftige Ferne mit der lockenden Nähe verknüpfen kann. Eine der schönsten in diesem Geschmack und Stil angelegten Partieen, überhaupt eine der denkbar lieblichsten Landschaften liegt, sobald wir den türkischen Garten verlassen und unsern Standpunkt am Hauptportal der Moschee nehmen, vor uns ausgebreitet. In einer mäßigen Entfernung erblicken wir auf einem Hügel ein aus rötlichgelben Tuffsteinen aufgeführtes antikes Gebäude mit zur Hälfte eingestürzter Kuppel, das unser Bild als römisches Bad verzeichnet (S. 739), das andere den Merkurstempel nennt; im Vordergrund schimmert ein klarer Weiher, in den Trauerweiden ihre Zweige hängen, und der ein kleines Inselchen umschließt, und rundumher prangt eine paradiesische Pflanzung, welche eben jene tiefe Einsicht in die Gartenkunst und den reinen Geschmack Skells, welche dieser später auch so unübertrefflich im „Englischen Garten“ zu München zur Geltung gebracht, bekundet. Und nun teilt sich auch die Wasserwelt mit den Schönheiten des Gartenlandes. Am Ostrand des „großen Sees“, den Blick den vom Schloß gerade herauf ziehenden majestätischen Alleen zugewendet, ruhen Rhein und Donau, zwei kolossale Steingestalten. Den ersteren sehen wir hier vor uns (S. 735), wie er das lorbeergekrönte Haupt gegen die Quellen des Stroms richtet und sich mit dem linken Arme auf seine mächtige Urne stützt, während die Hand das Ruder, das Zeichen seiner Schiffbarkeit hält, deren Idee der in der Stellung eines Rudernden zu seinen Füßen sitzende Knabe weiter verfolgt.

Rheingruppe (S. 736). Minervatempel (S. 732).

Ein weiter Weg leitet an den Nordrand des Parkes, wo wir im „Hain der Botanik“ den nach dieser genannten Tempel mit zwei vor ihm gelagerten Sphinxen (S. 737) bemerken, ein eigentümlich Werk Nikolaus von Pigages, ganz von behauenen Steinen, ein geschlossenes Rundgebäude in dem starken und einfachen dorischen Stile, dem aber ein leiser An-

klang an die Weichheit und Zierlichkeit des ionischen nicht fehlt. Dem Ganzen liegt der für Ort und Bestimmung passende Gedanke eines ausgehöhlten und durch die Hand der Kunst verherrlichten Eichenstammes zu Grunde. Die in gehöriger Entfernung wirklich naturähnlich erscheinende, in Stuck nachgeahmte Rinde scheint noch den Stamm der Rotunde zu umhüllen. Der Anfang der ausgebreiteten Wurzeln stellt sich ausgearbeitet in Gestalt eines hohen, glatten Sockels dar, der sich in einem aus wenigen großen Gliedern zusammengesetzten Fußgesimse mit dem Stamme verbindet. Den so veredelten Baumsturz begrenzt oben ein einfaches Kapitäl, über dem auf drei glatten treppenartigen Absätzen das flache Kuppeldach mit einer niedrigen Laterne ruht, welche die zur Erhellung des Innern angebrachte Scheitelöffnung bedeckt. In einer Nische dem Eingang gegenüber hält eine von dem Florentiner Carabelli aus carrarischem Marmor gefertigte weibliche Figur eine Rolle, auf der die Worte zu lesen: „Caroli Linnei Systema plantarum", wie auch die Medaillonbilder Linnés, Tourneforts, Plinius' und des Paracelsus weiterhin die Allegorie des Ganzen ausdeuten. Mehr der Wirklichkeit gehört wieder nahebei die mit großer Treue ausgeführte **Ruine einer römischen Wasserleitung** (S. 733) an. Die Epheuranken, die zum Teil in gewaltigen Stämmen allseits das Tuffsteinmauerwerk bedecken und zwischen den Fugen der scheinbar verwitterten Steine herumkriechen, helfen die Täuschung trefflich vollenden. An Rom grenzt wieder Hellas mit seiner heitern Götterwelt; die Lieblichste aus ihr hat Gabriel Crepello auf einen aus einem runden Bassin sich erhebenden Felsen gestellt: **Venus Anadyomene** (S. 727), wie sie eben dem Bade entsteigt und das durchnäßte lange Haar durch die Marmorhand gleiten läßt, während hinter ihr unbemerkt ein Triton aus dem Wasser sich hebt, um sie mit einem Gewinde von Muscheln und Korallen zu schmücken. Und unweit von ihr umschattet ein reich gemischtes Walddunkel **Apollos Tempel** (S. 726), eine offene, auf zwölf ionischen Säulen ruhende Rotunde, in deren Mitte der göttliche Musenführer mit der Lyra steht. Dem Felsen, auf dem der Tempel fußt, entstürzt eine Quelle wie ein breites silbernes Band; den Vorhof

Tempel der Botanik (S. 736).

Eberbrunnen (S. 739).

Römisches Bad (S. 736).

Tüncher gemalte Landschaft — damit mag unser Rundgang zu Ende sein.

Aber, wenn wir ihn auch noch so sehr kürzten und nur auf das Hervorragendste beschränkten, zwei bis drei Stunden hat er immerhin gedauert.

So ragt Schwetzingen aus einer freilich glänzenderen Vergangenheit doch immer noch malerisch und romantisch genug in die Gegenwart herein. Daß selbst der Winter mit seiner Schneehülle (S. 731) dem vereinsamten Schlosse einen gewissen Reiz verleihen kann, zeigt uns des Künstlers Griffel; größeren Zauber allerdings läßt er ahnen, wenn wir uns mit ihm in den Park (S. 734) hineinträumen, wenn diesen das Mondlicht magisch überflutet und uns des lieben Romantikers Lied durch den Sinn geht:

„Von Marmorbildern, von Gärten,
Die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.“

aber umlagern sechs steinerne Sphinxe, welche, dem Orte angemessen, die Weisheit, die Schönheit, den Lebensgenuß, die Herrschaft, die Frömmigkeit und die Zufriedenheit symbolisieren sollen. — Entsprechend dem von uns genommenen Ausgangspunkt, der französisches Gartengepräge trug, zeigt dieses auch die rechte Parkseite wieder, in welcher wir uns nun schon auf dem Rückwege befinden. Schritt auf Schritt auch hier noch Ruhepunkte, Kunst- und Bildwerke aller Art: der Eberbrunnen (S. 738), Bouchardons in Blei gegossenes Meisterwerk, ein Wildschwein in natürlicher Größe, das mit zwei Hetzhunden den Todeskampf kämpft; das „Badhaus“, äußerlich einfach von Pigage im italienischen Villenstil konstruiert, innen von Malerei und Skulptur mit Geschmack und Luxus ausgeschmückt; die Vogelfontaine (S. 730), ein eirundes Wasserbecken, in dessen Mitte eine zornige Eule, auf dessen Gitterrande größere und kleinere, meisterhaft aus Blech getriebene und nach der Natur bemalte Vögel einen heftigen Wasserstrahlenkrieg mit einander führen, und vielleicht noch die einst viel bewunderte, „perspektivische Fernsicht“, eine hinter einem durchbrochenen Felsen mit Geschick von einem gewöhnlichen Mannheimer

---

Eine Flucht durch Sibirien.

An Kühnheit und Geschicklichkeit in der Ausführung ihrer Fluchtversuche können die russischen Revolutionäre sich getrost mit allen übrigen messen. Die Entweichung des Fürsten Krapotkin aus dem Hospital in Petersburg und die von Jakob Stephanowitsch und Genossen aus dem Gefängnisse zu Kiew tragen geradezu einen romanhaften Charakter; wie komplizierter Vorbereitungen hat es nicht bedurft, wie bedroht war nicht das Gelingen im entscheidenden Augenblicke! Spannend und abenteuerlich ist auch die Flucht von Wladimir Debagorio-Mokriewitsch aus Sibirien in den Jahren 1879 bis 1881; dazu ist sie kulturhistorisch interessant durch die Umstände, welche seine Flucht begünstigten. Nicht ohne schriftstellerisches Talent hat er dieselbe in der von den Terroristen in Genf herausgegebenen „Revue des Volkswillens“ (1884) beschrieben.

Debagorio ist seiner Abstammung nach ein kleinrussischer Edelmann, seiner Bildung nach ein ehemaliger Student der Universität Kiew. Gleich seinen Kame-

„Unser täglich Brot gib uns heute!“

raden hatte er sich in die socialistische Bewegung gestürzt, war im Februar 1879 verhaftet, im April zu vierzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt und sofort nach Sibirien abgefertigt worden. Mitte August langte die Partie bereits in Krasnojarsk im östlichen Sibirien an, und von hier aus wurde ein ganzer Transport von hundertsiebzig politischen und Kriminalverbrechern zu Fuß nach Irkutsk befördert, was gewöhnlich zwei Monate dauert. Auf diesem langen Marsche gelang es den politischen Verbrechern, sich den gemeinen Sträflingen zu nähern, und der Gedanke des „Tausches“ tauchte bei Debagorio auf. Ein solcher Tausch ist etwas allgemein Uebliches; von den hundertsiebzig Gefangenen haben zwanzig getauscht, d. h. einen Vertrag geschlossen, wonach der eine den Namen, die Schuld und Strafe des anderen auf sich nahm. Ein solcher Tausch wird dadurch möglich, daß die Offiziere und Soldaten, welche an jedem dritten Tage wechseln, die Sträflinge nicht persönlich kennen und sich damit begnügen, nach den beigegebenen Listen bloß die gleiche Anzahl von Arrestanten ihren Nachfolgern zu übergeben, ohne auf die Identität der Personen viel Gewicht zu legen. So gelang es denn unserem Socialisten, gegen Ueberlassung seiner Kleidung und Zahlung von acht Rubeln, den Kriminalverbrecher Pawlow zu veranlassen, den Tausch zu vollziehen und statt seiner auf die Zwangsarbeit zu gehen, während Debagorio die mildere Strafe der freien Ansiedlung übernahm. Der Plan gelang vollkommen, obwohl Pawlow ganz andere Gesichtszüge und durchaus keine Bildung besaß. Nichtsdestoweniger fand er sich völlig in seine Rolle, und als später einmal der begleitende Offizier erkrankte und ihn als ehemaligen Studiosus der Medizin zu Rate zog, unterließ er es nicht, den Offizier zu kurieren.

Ende Oktober langte der Gefangenentransport in Irkutsk an, die Zwangsarbeiter wurden von den Ansiedlern getrennt und die letzteren nach den Listen revidiert. „Pawlow!“ rief der Regierungsrat unseren Revolutionär vor. „Hier!“ antwortete derselbe. „Paul Pawlow?“ — „So heiße ich!“ — „Wofür hat man dich verurteilt?“ — „Für Raub!“ — „Hast du alle Kronssachen?“ — „Alle!“ und dabei kontrollierte ein Aufseher seinen Bestand von zwei Hemden, zwei Paar weißen Hosen, zwei Paar Unterhosen, einem Paar wollenen Hosen, einem Halbpelz, Mütze, ledernen Schuhen und Fesseln. Damit war die Revision beendet, die Fesseln wurden abgenommen und die Verweisung zur Ansiedlung stand bevor. Allein die Beamten in Sibirien benutzen die Gelegenheit, um Ansiedler zu billigem Lohne für ihre persönlichen Dienste zu mieten. Der erste brauchte einen Kutscher. „Pawlow, verstehst du mit Pferden umzugehen?“ — „Ich habe nie Gelegenheit dazu gehabt!“ lautete die Antwort. Am anderen Tage kam der Brandmajor der Stadt, um die Feuerwehr zu ergänzen. „Willst du Feuerwehrmann werden, Pawlow?“ — „Ich fürchte das Feuer, Ew. Wohlgeboren.“ — „Solche Leute kann ich nicht brauchen!“ sprach der Brandmajor hastig und winkte mit der Hand ab. So gelang es Debagorio, alle privaten Anerbietungen abzulehnen und nach Ablauf einer Woche an seinen Bestimmungsort, das Dorf Telmino, sechzig Werst von Irkutsk, geschickt zu werden. Am ersten November war er im Dorfe angelangt und in Freiheit gesetzt.

Das erste Haus, welches die Sträflinge anzog, war das Wirtshaus. „Laßt uns hineingehen und eines austrinken!“ Gesagt, gethan. Erst spät abends versammelte sich die Gesellschaft von zehn Personen in der für sie bestimmten Dorfstube, unter ihnen zwei Frauen. Obwohl dieselben keineswegs jung, noch weniger schön waren, so belebte ihre Anwesenheit doch die Männer. Ein allgemeines Theetrinken wurde veranstaltet; bald erschien auch Branntwein auf dem Tisch, und endlich hatten sich alle mit Ausnahme von Debagorio betrunken. Der Charakter des Russen zeigte sich nun in voller Reinheit. Der eine hielt es in einem Anfall betrunkener Reue für nötig, mit Thränen in den Augen kniefällig alle um Verzeihung zu bitten für den Fall, daß er sie irgend einmal beleidigt hätte. Der andere wurde gegen eine Frau zärtlich, ohne Gegenliebe zu finden. Ein dritter wurde vertrauensselig und gab die Beziehungen in Rußland an, von welchen er Hilfe erwartete. Gegen Morgen beruhigte sich die Bande und schlief ein. Debagorio hatte inzwischen seinen Plan gefaßt; am nächsten Morgen wollte er fliehen. Zwar hatte er nur fünfzig Kopeken in der Tasche, und beim Verkauf seines Rockes, seiner Hosen und Handschuhe erlöste er nicht mehr als anderthalb Rubel; das war eine geringfügige Summe. Ueberdies waren der kurze Halbpelz und die Pelzmütze die einzigen Kleidungsstücke, welche ihn gegen die beginnende Kälte schützten, und doch hatte er dreißig Meilen bis zum Wohnsitz seines Freundes zurückzulegen, auf dessen Hilfe er rechnete. Aber gezaudert durfte nicht werden. Die Sträflinge wußten ja alle um den Tausch und konnten ihn täglich verraten. So gab er denn einem Genossen die entgegengesetzte Richtung nach Irkutsk als Marschroute an und machte sich am 2. November um zehn Uhr morgens auf den Weg.

Am hellgelben Pelz und am kurzgeschorenen Kopfe konnte ein jeder den entwichenen Sträfling erkennen. Allein ein solcher ist in Sibirien eine so gewöhnliche Erscheinung, daß Debagorio sich darüber beruhigte. Waren ihm doch auf dem Transporte nach Irkutsk so viele Flüchtlinge begegnet, hatten sie doch gar die Offiziere und Soldaten achtungsvoll gegrüßt, ohne daß diese Aufmerksamkeit auf sie verwendet hätten. So ging es auch unserem Socialisten. Eine ganze Woche dauerte die Wanderschaft; Hunger und Kälte lernte er kennen, namentlich der Nebel in den Thälern wirkte gleich Nadelstichen auf seine Haut. Die Nächte verbrachte er in Backstuben, welche jeder sibirische Bauer besitzt; sie sind einfach genug, ohne Schornstein, der Rauch zieht durch die offenen Fenster, Decke und Wände sind mit einer dicken Schicht Ruß bedeckt. In einer solchen Backstube zündete er am ersten Abend sein Talglicht an, welches er zum Einschmieren der Füße mit sich führte, und begann seinen verräterischen Pelz mit Ruß und Fett zu färben. Dann aß er das von Bauern gekaufte Brot und legte sich auf die Pritsche. Kaum war er eingeschlafen, so ging die Thüre auf, ein Mann stolperte herein und legte sich neben ihn auf das Brett.

Die Anwesenheit eines anderen Menschen schien ihn wenig zu genieren, und bald versank er in tiefen Schlummer; es war offenbar auch ein Flüchtling. Drei Viertel des Weges hatte Debagorio bereits so zurückgelegt, da sah er vor einer kleinen Hütte einen Mann stehen, der offenbar ein Ansiedler war. Dieser winkte ihn zu sich. „Tritt ein, erhole dich und trinke Thee mit mir!“ Debagorio that, wie ihm geheißen, und fand hier Unterweisung in Bezug auf Wege und Stege und Warnung vor drohenden Gefahren. Müde, durchfroren und hungrig erreichte Debagorio das Dorf, welches zwei Meilen von seinem Ziele die letzte Station bilden sollte. Bei einer armen Bäuerin, welche ihm sein Gastfreund empfohlen hatte, übernachtete er. Das Nachtlager war gut, die Aufnahme freundlich, und am Morgen konnte der Flüchtling sich kaum entschließen, wieder aufzubrechen. Da drang plötzlich der Ton von Glöckchen an sein Ohr. „Geht die Post durch euer Dorf?“ — „Nein, offenbar muß jemand angekommen sein!“ Die Bäuerin eilte hinaus und meldete nach einigen Augenblicken, es wären Gendarmen aus Irkutsk. Mit einem Satze stand Debagorio in der Thür, schüttete den Rest seines Geldes der Bäuerin in die Hand und eilte in das Morgengrauen hinaus. Noch war es so dunkel, daß kein Mensch ihn bemerkte. Aber eines war ihm gewiß, daß die Polizei auf seiner Fährte war; so nahe seinem Ziele, lernte er zum Schluß alle Gefahren kennen. Er begriff, daß in Sibirien die Flucht sich keineswegs mit dem Entweichen aus dem Gefängnisse erschöpft, daß das weitere Fliehen weit schwieriger und mit wenig Aussicht auf Erfolg auszuführen ist. Alle möglichen Vorsichtsmaßregeln wandte er an, umging die Dörfer, vermied es, Menschen zu sehen. Abends endlich langte er vor dem Dorfe an. Das Haus seines Freundes kannte er aus Beschreibungen; es stand nahe der Kirche, selbst die Architektur desselben war ihm nicht fremd. Mit glücklicher Hand traf er die richtige Thür; auf sein Klopfen öffnete sie sich ihm und vor ihm stand der heißersehnte Retter. „Ich hätte dich nie erkannt, wenn ich nicht schon früher von allem gehört hätte!“ lauteten die Begrüßungsworte. „Von wem hast du alles erfahren?“ — „Von den Gendarmen, welche dich verfolgt haben; seit dem letzten Dorfe ist ihnen deine Spur verloren gegangen. Es hat doch niemand deinen Eintritt in mein Haus bemerkt?“ — „Niemand!“ — „Gleichviel, bei mir kannst du nicht bleiben. Noch heute fahren wir auf mein Höfchen, drei Meilen von hier! Doch jetzt fort mit dieser Kleidung!“ — Nach einer halben Stunde war Debagorio ein anderer Mensch. „Mein Höfchen liegt einsam, abseits der großen Straßen. Oftmals kommen Freunde zu mir aus Irkutsk, um dort zu jagen. Die Dienerschaft wird keinen Verdacht schöpfen. Dein Kopf ist zwar ein wenig kurz geschoren. Aber das hat nichts zu sagen. Du hast den Typhus unlängst gehabt und willst dich nun auf dem Lande erholen!“ Noch am gleichen Abend bezog Debagorio seine neue Wohnung auf dem Höfchen.

Die Verfolgung Debagorios dauerte anderthalb Monate. Das östliche Sibirien ist bekanntlich schwach bevölkert. Mit Ausnahme nur weniger Gegenden kann man vom ganzen Lande sagen, daß Dörfer bloß an den Staatsstraßen liegen, deren es wenige gibt. Das ganze übrige Land stellt ein kolossales, dumpfes Geheimnis dar. Die Verfolgung besteht nun in folgendem. An alle Amtsbezirke ergeht der Befehl, eine bestimmte Person einzufangen; in Ausführung dessen werden an allen Thoren, welche für das Eintreiben des Viehs vor den Dörfern angebracht sind, Wachen aufgestellt und von diesen alle verdächtigen Personen angehalten. Selbst wenn der Flüchtling die Einfahrtthore vermieden hat, so kann er doch im Dorfe selbst von einem jeden ausgefragt und von den Sibiriern leicht als Russe erkannt werden. Denn die Russen in Sibirien sind entweder Beamte oder Ansiedler; russische Arbeiter, z. B. Zimmerleute kommen bloß in den großen Städten oder Goldwäschereien vor. Jeder Ansiedler nun, welcher während einer Verfolgung das Dorf passiert, wird als verdächtig angehalten und um seinen Paß gefragt. Ausreden fallen schwer, da die sibirischen Bauern Handel treiben und auf weite Entfernungen hin persönliche Beziehungen haben. Um der Verfolgung zu entgehen, muß der Flüchtling daher alle Ortschaften vermeiden, was aber auf die Dauer unmöglich ist, weil der Hunger doch endlich dazu zwingt, in die Dörfer einzukehren. Daher ist eine Verfolgung in Sibirien für die Flüchtlinge sehr verderblich.

Und doch, wie viel Landstreicher zählt man nicht in Sibirien! Debagorio gibt als Schätzung ihrer Anzahl dreißigtausend an. Jährlich kehren tausende von Flüchtlingen in das europäische Rußland zurück. Das ist den Behörden wohl bekannt, doch können sie das Umherschweifen der Flüchtlinge nicht hindern. Wollten sie es thun, so müßte jeder Paßlose angehalten werden; zu deren Beherbergung würden aber alle Gefängnisse nicht ausreichen. Daher sieht man den Landstreichern durch die Finger. Wenn aber eine Gegend so zu sagen in Belagerungszustand versetzt wird, so fängt man an, alle Vagabunden aufzugreifen, und dann füllen sich alle Gefängnisse in kürzester Frist. Das ist denn auch der Grund dafür, daß die Landstreicherei in neuerer Zeit einen so friedfertigen Charakter angenommen hat. Jeder Mord, jeder Diebstahl übt seine Rückwirkung auf alle Vagabunden, welche in jener Zeit jene Gegend passieren. Daher geben sie aufeinander acht. „Der kluge Landstreicher wandert friedfertig; das ist für ihn selbst gut und auch seine Kameraden leiden nicht darunter,“ sagen die Vagabunden.

Einer der erfahrensten Landstreicher, welchen Debagorio unterwegs kennen gelernt hatte, war Below. Die Kupferfarbe seines Antlitzes wie seines Körpers, deren Magerkeit bei stark entwickelten Muskeln, seine Unermüdlichkeit im Marschieren und die Erzählungen von seinen Erlebnissen gaben ein Recht, anzunehmen, daß dieser Mensch viel erfahren haben mußte. Und so war es auch. Ursprünglich war er vor Jahren zur Zwangsarbeit zuerst in den Goldgräbereien, darauf auf der Insel Sachalin verurteilt worden. Von hier aus entfloh er und wurde wieder eingefangen und zurückgebracht; solches wiederholte sich, wie er behauptete, elfmal. Jedesmal kehrte er wieder ins europäische Rußland zurück, aber nur bis Perm; weiter ging er nicht, da er in Rußland als Paßloser nichts Gutes zu

erwarten hatte. In Perm bemühte er sich dann, ins Gefängnis zu kommen, erklärte, seiner Herkunft sich nicht mehr zu erinnern, wurde dann für Landstreicherei verurteilt und auf dem ihm wohl bekannten sibirischen Trakt wieder nach Osten transportiert. Below kannte keinen anderen Lebenszweck, als das Vagabundieren in Sibirien. Nur davor hütete er sich, in Sibirien selbst gefaßt zu werden, weil er dort für Landstreicherei zu Knutenhieben und Zwangsarbeit verurteilt worden wäre, weil die Gerichte mit Recht annehmen, daß Leute, welche sich ihrer Herkunft nicht zu entsinnen vorgeben, flüchtige Zwangsarbeiter sind; im europäischen Rußland werden dagegen solche Personen nur zur Ansiedlung verurteilt.

Below schilderte eine Flucht aus Sachalin ehedem als sehr gefährlich. Die Urbewohner, die Gilaken, seien ein wildes Volk und hätten alle Flüchtlinge erschlagen, um sie auszurauben. Da hätten sich aber einmal dreißig Vagabunden zusammengethan und einige Niederlassungen überfallen. „Alle haben wir getötet, Kinder wie Greise. Seitdem lassen die Gilaken unsere Genossen, die Landstreicher, in Frieden!“ Dieser Kampf der Vagabunden mit den Ureinwohnern dauert im östlichen Sibirien noch fort. Jenseits des Baikalsees sollen die Buräten die Flüchtlinge ausgeplündert haben; in neuerer Zeit soll es jedoch selten vorkommen. Doch gibt es noch immer einzelne sibirische Bauern, welche die auf heimlichen Pfaden flüchtenden Landstreicher niederschießen, um sich ihrer Kleidung zu bemächtigen. Denn ein sibirisches Sprichwort sagt: „Schießest du ein Eichhorn, so verdienst du bloß fünfzehn Kopeken, während die Kleidung auch des ärmsten Vagabunden doch fünfzig wert ist.“ Einen Landstreicher töten, ihn ausrauben und seinen Leichnam in den nahen Wald werfen, ist einträglich und verhältnismäßig ungefährlich. Solche Mordthaten kommen vereinzelt im östlichen Sibirien vor, aber nicht mehr im westlichen. Daher ziehen die Vagabunden das letztere vor, und durcheilen das erstere möglichst rasch. Und wenn sie auch jedes Verbrechen nach Möglichkeit vermeiden, so rächen sie doch aufs härteste ihre umgekommenen Kameraden. Das üblichste Mittel ist die Brandstiftung. Das Gerücht vom stattgehabten Morde pflanzt sich fort, die Ortschaft wird genau bezeichnet und endlich findet sich der Rächer. Der Corpsgeist unter den Vagabunden ist groß; in jedem Gefangenentransport nehmen sie die angesehenste Stellung ein; sie schlafen oben auf den Pritschen, die anderen Verurteilten auf dem Boden; aus ihrer Zahl werden die Aeltesten der Partie gewählt. Sie geben den Ton an, und es ist daher kein Wunder, wenn jeder Gefangene möglichst rasch Vagabund zu werden und damit in einen Stand einzutreten strebt, der ihm höher als der seinige dünkt. —

Die Verfolgung Debagorios dauerte, wie gesagt, anderthalb Monate. Es fanden sich mehrere Landstreicher, welche seinen Namen usurpierten. Sie thaten es, weil sie reelle Vorteile davon hatten. Man führte sie zu Wagen nach Irkutsk statt zu Fuß und nährte sie besser wie Menschen von höherem Werte; in den Gefängnissen erwarben sie sich dadurch Popularität. Schließlich saßen vier Personen, welche sich für Debagorio ausgaben. Dieser blieb noch ein ganzes Jahr in Sibirien; im Anfange des Winters 1880 trat er erst seine Rückreise an. Dieselbe führte ihn durch eine Kreisstadt der Provinz Jobolok. Am nächsten Morgen waren die Pferde bereits angeschirrt, da trat der Postmeister mit dem Reisepaß in der Hand an ihn heran und fragte mit höflichem Gruße: „Entschuldigen Sie, bitte, meine Frage: Wer von den Herren ist der im Passe bezeichnete Iwan Alexandrowitsch Seliwanow?“ — „Womit kann ich Ihnen dienen?“ lautete die Gegenfrage Debagorios. Der Postmeister schaute ihn verwundert an. „Entschuldigen Sie meine Neugier, ich las im Reisepasse Ihren Namen, und da ich Herrn Seliwanow gekannt habe, wollte ich mich doch selbst davon überzeugen, ob das Gerücht wahr sei, daß mein Freund vor anderthalb Jahren gestorben. Entschuldigen Sie, bitte, ich habe mich getäuscht!“ Ein Gefühl der Beklemmung überschlich Debagorio. Sein Reisegefährte aber brach in ein schallendes Lachen aus: „Schöne Geschichte das, schöne Geschichte! Man könnte meinen, Sie seien ein Flüchtling und reisten mit dem Passe eines Gestorbenen. Ha, ha, ha!“ Und lange konnte er sein Lachen nicht bemeistern. „In der That, man könnte die Vermutung hegen,“ faßte sich Debagorio, „die Familie Seliwanow ist sehr verbreitet; ich selbst kannte den Verstorbenen, derselbe war sogar verwandt mit mir, wenn auch sehr weitläufig!“ Der Reisegefährte hatte aber mit seiner Vermutung recht; der Reisepaß war der eines Verstorbenen.

Im Mai 1881 langte Debagorio in Genf an.

Im Dezember.

Von

Konrad Telmann.

Nun sturmgepeitscht im Wellenschlage
Das Meer am Kieselufer schäumt,
Hab' am Kamin die langen Tage
Im Sessel einsam ich verträumt;
Beim Heulen des Dezemberwindes,
Der hauchend niederfuhr im Schlot,
Dacht' ich des holden süßen Kindes,
Das Frühlingsglück dem Herzen bot.
Und bei der Funken hellem Sprühen,
Der Flammen Knistern im Kamin
Sah' ich — die unverwelklich blühen —
Die Tage mir vorüberziehn,
Die Tage, da uns sonnenheiter
Des Schwarzwalds Sommertraum umfing
Und da das Glück als mein Begleiter
Mir lächelnd noch zur Seite ging.
Die dunklen Berge sah ich grüßen,
Durchwirkt von Blüten Thal und Au'
Und strahlen deiner wundersüßen,
Geliebten Augen Himmelsblau.
Im Jugendreiz, mit ros'gen Wangen
Sah ich dich lächelnd vor mir stehn,
Und bin zur Seite dir gegangen,
Bei würz'ger Tannendüfte Wehn.
Und schweigend lehnten wir zusammen
In sel'ger Ruh' am alten Baum —
Da prasseln im Kamin die Flammen,
Und Asche wird, wie sie, mein Traum.

Der Herrgottsmantel.

Dorfgeschichte aus dem bayrisch-böhmischen Waldgebirge.

Von

Maximilian Schmidt.

(Schluß.)

X

„Das schwarz Mirl is bsessen." Diese Worte raunte noch im Laufe dieses Tages ein Dorfbewohner dem andern leise zu. Am andern Tage sagte man's laut in allen Häusern von Rittsteig und schnell hatte sich diese Nachricht auch in den Nachbarorten und Einödhöfen verbreitet und ward natürlich von den meisten Leuten auch geglaubt.

Der Zolleinnehmer und der Richter-Veri von Rittsteig suchten vergebens diesen Glauben abzuschwächen und war ihnen dies auch da und dort gelungen, so machte die Erzählung des Nachtwächters, der ja mit seinen eigenen Augen das schwarze Mirl mit dem Pilmasreiter beisammen traf, wieder irre.

Und noch jemand verbreitete mit besonderem Fleiße diese Nachricht, nämlich der Oarpangerl, der sich schon halbwegs für verraten hielt und nun recht froh war, das Mädchen auf diese Weise diskreditieren zu können.

Der Zustand des viel gepeinigten Mädchens verschlimmerte sich derart, daß die mitleidende und besorgte Mutter es für nötig fand, das Kind mit den Sterbesakramenten versehen zu lassen und zu diesem Behufe einen Boten in das Kloster Neukirchen schickte.

Dieser teilte den dortigen Herren in der unberufensten Weise die sich schnell verbreitete Nachricht von des Nachtwächters unheimlicher Erzählung mit und bestätigte die allgemeine Befürchtung, daß das Federnseppendeanl vom Teufel besessen sei. Dort hielt man derartige Fälle nicht für unmöglich. Im Gegenteile ward sofort einer der geübtesten Exorcisten beauftragt, das arme Mädchen zu erlösen und einen Triumph über den Satan zu feiern.

Den alten, ergrauten Pater sollte der jüngste Mönch des Stiftes begleiten, welcher unter dessen Leitung zum erstenmale exorcisieren (den Teufel austreiben) sollte.

Dieser jüngere Mönch war der inzwischen in den Orden eingetretene und zum Priester geweihte Heribert, der nicht ahnte, daß die Kranke jenes Mädchen sei, gegen das er sich vor zwei Jahren verfehlt, denn der Bote hatte dasselbe nur als das „Seppendeanl" bezeichnet.

Die beiden Patres, der jüngere das hochwürdigste Gut tragend, begaben sich unter Vorantritt des Meßners mit dem brennenden Laternenlicht und der Klingel ohne Säumen zur Provisur nach dem Gebirgsdörfchen. Bei ihrer Ankunft wurde dort die Glocke der kleinen Dorfkapelle feierlich geläutet, was sämtliche sich in dem Dorfe befindlichen Bewohner veranlaßte, herbei zu eilen und sich unter lautem Gebete den Geistlichen anzuschließen.

Mirl lag im Fieber. Die arme Mutter konnte nicht verhindern, daß sich die Krankenstube mit Andächtigen füllte, die dem hochwürdigen Gute gefolgt waren.

Heribert setzte das Sanktissimum auf den mit reinlichstem Linnen bedeckten und mit brennenden Kerzen, Haustafeln und Blumenstöcken sorgfältig geschmückten Tisch und reichte nun nach der Anweisung des älteren Herrn und wie es kirchliche Vorschrift des Rituals, zu allererst der Kranken das Kruzifix zum ehrerbietigen Kusse.

Mirl schlug in diesem Augenblick die Augen auf, es war ein wacher Moment und doch wieder wie eine Vision, sie erkannte sofort den Mönch und dieser sie. Er mußte sich alle Gewalt anthun, um den Schreckensruf zu unterdrücken, der sich seiner Brust zu entringen suchte. Mirl aber unterdrückte den ihrigen nicht, unter einem lauten Schrei der Entrüstung stieß sie den jungen Mann von sich, so daß seinen zitternden Händen das Kruzifix entfiel.

Heribert war von dem ungestümen Stoß unwillkürlich zurückgetaumelt. Der alte Pater hatte kopfschüttelnd das Kruzifix aufgehoben und versuchte nun selbst den zweiten Angriff auf den das Mädchen befangen haltenden bösen Geist.

Aber auch ihn stieß Mirl zurück und natürlich mit ihm auch das dargereichte Kruzifix.

Die andächtige Menge umkniete das hochwürdige Gut, teils erschüttert über die rätselhafte Krankheit des Mädchens, teils erschrocken über die Verunehrung des gekreuzigten Heilandes. Die Federnseppin, überwältigt von Schmerz, suchte das Benehmen ihrer Tochter vergebens mit dem Hinweis auf das böse Fieber zu entschuldigen und erklärte geradezu die Annahme, daß hierbei der böse Feind etwas zu schaffen habe, für sündhaft und unsinnig, aber der alte Franziskanerpater sagte:

„Arme Frau, darauf versteh' ich mich besser. Betet mit den andern hier den Rosenkranz für die Kranke,

wir aber," dabei wandte er sich zu Pater Heribert, „wollen demütig und glaubensvoll den Besieger der Hölle um seine Himmelsmacht bitten, um den Kampf neu und mutig aufzunehmen gegen den Geist des Abgrundes."

Und während von den Anwesenden das Gebet des Rosenkranzes durch die Stube tönte, öffnete der alte Herr das Ritualbuch und schlug auf:

„Die Segnung derjenigen Kranken, welche von einem bösen Geist beunruhigt werden," und überreichte das Buch dem jüngeren Pater.

Dieser starrte wohl in das ihm dargereichte Buch, aber die Worte verschwammen vor seinen Blicken. Er allein kannte die Ursache des Unwillens von seiten des fieberbefangenen und doch sich seiner erinnernden Mädchens; er hätte am liebsten seinem älteren Ordensbruder alles anvertraut, doch die Blöße, welche er sich dadurch gegeben, wäre unauslöschlich gewesen.

Aber er wollte auch nicht länger Zeuge einer Handlung sein, an die er in diesem Falle nicht glauben konnte. Ein plötzliches Unwohlsein vorschützend, reichte er dem älteren Pater das Ritualbuch und verließ erschüttert, fast wankend die Krankenstube.

Der alte Pater aber sprach glaubensbeseelt die üblichen Formeln über das schwarze Mirl aus. Seine kirchlichen Beschwörungsworte, das laute Gebet der Anwesenden vermehrten die Fieberqualen des in Wahn befangenen Mädchens, so daß es oft ächzend und stöhnend laut aufschrie. Die Rosenkranz betende Menge zitterte beim Anblick dieses furchtbaren Schauspiels, denn sie setzte alles auf Rechnung einer geheimnisvollen Macht, welche das Mädchen würgte.

Die Federnseppin lag betend auf den Knieen und rang unter Thränen die Hände.

Der alte Exorcist wiederholte abermals die Segnung, bezeichnete unzähligemale das Mädchen mit dem Kreuze, besprengte es des öftern mit Weihwasser und sprach dabei lateinische Formeln. Endlich schritt er zur Erlösung, indem er sprach:

„Fugiat procul a te, es verlasse dich, weggeschreckt durch das Kreuz Christi, der verdammte Geist!"

Das Mädchen mußte bei diesen lauten und mit feierlichem Nachdruck gesprochenen Worten etwas zu sich gekommen sein, es war ihm klar geworden, welch gräßliches Motiv man ihrer natürlichen Krankheit unterlege, der Gedanke, daß man sie für besessen halte, durchzuckte sie, vielleicht auch klangen ihr Pangerls letzte, schreckliche Worte in den Ohren, sie erhob sich und stieß einen gellenden Schrei aus. Alsdann war sie still und sank mit einem tiefen Seufzer und gänzlich entkräftet auf den Polster zurück.

„Muada, Muada!" stöhnte sie nach einer Weile.

Die Mutter neigte sich über sie und fragte:

„Mirl, was magst?"

Und leise, so daß es niemand hörte, ob es im Fieber oder bewußt geschah, konnte die Mutter nicht erkennen, sagte sie:

„Muada, hol mir 'n Hergottsmantel!"

„I hol 'n!" antwortete die Mutter unter Thränen. Und sie eilte zum Richter-Veri, während der Pater und die zurückbleibenden aufs neue einen Rosenkranz zu beten begannen.

Der Richter-Veri war glücklicherweise nicht zu Hause, aber die kranke Tochter reichte den Schlüssel zum Kasten, wo der Mantel hing und überließ denselben sofort der armen Frau, damit sie ihn über ihre Godl, das Mirl lege, von deren Unglück sie natürlich auch vernommen, ohne es zwar, gleich ihrem Vater, so wie die andern Leute zu deuten.

Ihr Vater, der Veri, würde auch niemals, nicht einmal dem Mirl zulieb, seinen Herrgottsmantel hergegeben haben, deshalb traf es die Federnseppin gut, daß der Alte nicht zu Hause war.

„Vielleicht hilft er ihr zum bessserwern," meinte Veris Tochter. „Der Glaubn macht seli. Bring 'n aber nur wieder zruck, wenn der alt' Vater nöd dahoam is — aus is 's, wenn er's dafahrt."

So eilte nun die Federnseppin mit dem teuern Kleidungsstück, welches sie in ein weißes Tischtuch eingewickelt hatte, zu ihrer Hirwa.

Sachte trat sie ein, der vorbetende Pater hatte das Gesicht vom Bette des Mädchens weg zu dem Ciborium gewendet und bemerkte es nicht, wie die Mutter ihr Kind mit dem Herrgottsmantel bedeckte und über diesen wieder das große Tischtuch breitete. Aber die Menge bemerkte dies, sie alle erkannten sofort das wunderthätige Kleidungsstück. Die Neugierde erlaubte den Leuten nicht, mit Andacht zu beten, sie haspelten die Gebete nur mechanisch herab, ihre Augen waren auf den Herrgottsmantel und die Besessene gerichtet, der sich die Mutter wieder genähert und ihr etwas leise ins Ohr gesagt hatte.

Die Worte der guten Mutter mußten beruhigend auf sie gewirkt haben. Es war, als überflöge ein leichtes Lächeln ihr Gesicht, sie öffnete die Augen und schloß sie wieder.

Aber der Pater erhob sich jetzt von seinen Knieen und rief, wiederholt sich zu dem Mädchen wendend:

„Fugiat procul a te!"

Mirl schlug jetzt die Augen auf, aber nicht mehr wild und unheimlich, sondern sanft und demutsvoll. Sie sah den alten, ihr wohlbekannten Franziskanerpater mit freundlichen Blicken an, bat ihn, er möge die Leute hinausgehen heißen, sie sei bereit, zu beichten und zu kommunizieren.

Ungern entfernte sich auf den Befehl des sich seines Triumphes bewußten Mönches die neugierige und schaulustige Menge. Die Federnseppin mußte Scheltworte und Gewalt anwenden und schlug hinter den sich Entfernenden mit Gewalt die Thüre zu. Dann ersuchte sie den Pater, das Mädchen in keiner Weise mehr zu quälen, und meinte, wenn er die Sache nicht kurz machen könne, möchte er es für heute lieber ganz unterlassen.

Der Pater aber wollte seine Sache triumphierend vollenden. Er erteilte der Kranken auf die bejahende Erklärung, daß sie ihre Sünden bereue, die Absolution und reichte ihr sodann das heilige Abendmahl. Dann verließ er, sich eines glänzenden Sieges über den Bösen bewußt, die Krankenstube und kehrte mit dem jüngeren Ordensbruder, der sich inzwischen wieder gefaßt, nach dem Stifte zurück.

Die vor dem Häuschen harrende Menge sah vergebens nach dem Rauchfange, ob der Teufel, der, wie sie nun bestimmt annehmen mußten, aus dem schwarzen Mirl herausgetrieben war, nicht hinausfahre. Einer oder der andere wollte einen ganz abscheulichen Gestank verspüren, und wieder andere wollten etwas Bläuliches, einem Schwefelwölkchen ähnlich, in der Luft sehen. Daß letzteres von dem Tabaksqualm einiger anwesenden Raucher herkommen könnte, war ausgeschlossen.

„Bös hat er eam's eing'rieb'n!" sagten andere — sie meinten, der Pater dem Teufel — „aber 'n Veri sei' Mantel hat halt dennast 'n Ausschlag geb'n, der hat 'n Tuifi außazog'n, als wie 's Hasenschmalz 'n Zweck (Splitter)."

„Wenn er nur wirkli heraus is!" bezweifelten einige flachsblonde Mädchen, nicht gerade die schönsten im Dorfe. „D' Eitelkeit auf ihre schön' schwarzen Haar' und ihr fein's G'sicht war oanmal z' arg. Der Balsensuhn wird iatzt aa wieder Aug'n für andere Schönheit habn, i moanet, er kunnt si an die schwarz'n Kerschen abg'essen hab'n!"

„Moan sollt' ma's!" rief eine Bauerntochter und richtete ihr vor lauter Beten schief gerücktes Kopftuch zurecht. „A Hirwadeanl taugt niermals für a Bäurin!"

„O je!" rief eine andere, die sich für sauber hielt, aber auch nur eine Häuslerstochter war, „es kommt halt drauf an! Für alle Fäll' taugt d' Mistgabel besser für a Bäurin, als 's Spitzenklöppeln, so moan i — drum geh i iatz aufs Misten hoam."

„Gib acht, daß d' amal dein' Hochzeiter nöd außa gabelst!" rief spöttisch eine andere.

„Schaugts ma die an — die Heugeig'n!" schimpfte jene zurück.

Diese aber entgegnete mit einem Trutzg'sangl:

„Da Lebzelta z' Nuikircha,
Der macht's und vokaaft's,
's waarn schon oa' für di drunta,
Wannst es netta grad traafst."

Jetzt drohte der Krieg. Schnell hatten sich die Parteien gebildet, die gegenseitigen Glieder und Signalements wurden anatomisch schon sehr despektiert, es war ein heftiges Hin- und Herschnattern und Gekicher, bis auf den Schreckensruf eines Spaßvogels: „Jeß, da Tuifi is unter enk!" die Streitenden unter gellendem Geschrei nach allen Seiten auseinander stoben. —

Mirl aber schlief sanft. Die Mutterliebe wachte an ihrem Bette, hoffend und gottvertrauend.

XI.

Gegen den Abend zu erschien Pater Heribert wiederholt im Häuschen der Federnseppin und zwar in Begleitung des Arztes von Neukirchen, eines Studienfreundes von ihm, vor dem er kein Geheimnis hatte.

Mirls Mutter war anfangs unangenehm berührt, als sie den Mönch schon wieder sah, und nachdem sie die Herren in ihre Wohnstube geführt, sagte sie unverholen:

„Hochwürden, mei' Deanl is heunt viel unnütz plagt worn; d' Ruah thuat eam wohl."

„Ja, sie braucht Ruhe," entgegnete der Geistliche, „aber noch nötiger einen Arzt. Unnütz ist sie geplagt worden, sagt Ihr, und das behaupte ich auch. Wenn alle Leute so wenig Teufel in sich hätten wie Eure brave Tochter, dann wäre der Himmel auf dieser Welt."

„G'wiß," entgegnete die Mutter, „aber d' Schand is da und haft' aaf'n Deanl mei' Lebta! So was bedenken die hochwürdin Herrn nöd."

„Sie bedenken's, verlaßt Euch darauf!" entgegnete der Priester. „Am nächsten Sonntag habe ich während des Hochamtes die Predigt zu halten. Oeffentlich verkünde ich dann von der Kanzel, daß nur dummer Aberwitz Eure tugendsame Tochter mit dem Bösen in Verbindung bringen konnte, und werde ihre wahre Krankheit, welche der Doktor hier konstatieren soll, benennen."

Die Mutter kannte den Doktor wohl, und dieser sagte jetzt lächelnd, aber doch in verweisendem Tone:

„Habts mir wieder 'n Bader oder a alte Kräutlerin vorauspfuschen lassen! Wenn dann der Ochs am Berg steht, so muß der Teufel herhalten! Wer in meiner Behandlung ist, wird gewiß nicht exorcisirt. Aber der Bader, der Schinder und d' Kräutelweiber, die hab'n halt noch immer mehr Vertrauen bei euch wie der Doktor. Also erzählt mir, wie Eure Tochter zu der Krankheit kam."

Die Federnseppin berichtete nun alles, was sie wußte, betonte aber namentlich, daß das Fieber erst seit gestern den hohen Grad angenommen, erst seit jener Scene mit Karlitschek. Sie erzählte, wie dieser die nächtliche, ihr völlig rätselhafte Abwesenheit des Mädchens vom Hause am vorigen Sonntag mit einem unbekannten Mann in Verbindung gebracht, welcher schon vor zwei Jahren Mirl im Walde zwischen Azlern und Neukirchen beleidigt, daß er durchaus wissen wollte, wer dieser gewesen, daß aber Mirl keinen Namen zu nennen weiß und auch über den Vorgang in der Sonntagnacht nichts sagen dürfe, weil sie ein fürchterlicher Eid daran hindere. Sie erzählte, wie Karlitschek — ihr Alles auf der Welt — Mirl mit harten Worten verlassen und das ohnedies kranke Mädchen in diesen traurigen Zustand gebracht habe, den die dummen Leute und auch die geistlichen Herren für „besessen" hielten.

Die Frau bemerkte es kaum, daß Heriberts Gesicht sich hoch rötete, als sie jene Waldscene berührte. Aber der junge Mann hatte jetzt auch schnell seinen Entschluß gefaßt.

„Wo ist Karlitschek hin?" fragte er.

„Zu sein' Vetter is er ummi, zum Dunnerbauern."

„Morgen früh bin ich auch dort," versetzte der Pater rasch, „und verlaßt Euch drauf, ich bring' ihn wieder her."

„Das möchte gut sein," meinte der Arzt, „aber jetzt laßt mich sehen, wie weit ich dem Mädchen Hilfe bringen kann."

Die Federnseppin, durch Heriberts Versicherung etwas erleichert, öffnete leise die Thüre in die Krankenstube und der Arzt trat ein.

Mirl erwachte. Sie war ihrer so viel mächtig, daß sie dem Arzte ihre körperlichen Leiden wohl bezeichnen konnte, aber dieser erkannte sogleich, daß er es mit einem seelischen Leiden, welches das Nervensystem erschütterte, zu thun habe.

Er bat die Mutter, ihn mit der Kranken kurze Zeit allein zu lassen, und als jene abgetreten, suchte er sofort mit liebevollen Worten den Grund der Krankheit zu erforschen. Der alte Franziskanerpater hätte da lernen können, daß Rosenkränze und Bannformeln für gesunde Leute durchaus nicht von Nachteil, aber einen Kranken nicht zu kurieren vermögen, daß hier ein liebevolles, menschliches Wort und der Gebrauch von bewährten Heilmitteln das Beste sind und bleiben.

So hatte der Arzt nach und nach erfahren, was Mirl veranlaßte, in der Sonntagnacht ihr Häuschen zu verlassen, daß sie Karlitschek zu sehen glaubte und infolge des vorhergehenden Traumes ein Unglück befürchtet, vor dem sie den Liebsten bewahren wollte, daß aber jener Mann nicht Karlitschek gewesen und daß sie durch einen fürchterlichen Eid gebunden worden sei, weiteres nicht zu enthüllen.

Daß dieses Weitere etwas Gräßliches sein müsse, hatte der Doktor gleichfalls bald heraus, da das Mädchen auf eine diesbezügliche Frage sichtlich zusammenschauerte und ihr Gesicht in den Händen verbarg.

Der Doktor hatte die ihm voraus nötig scheinende Medizin bei sich und ermahnte die Kranke, sich geistig nicht mehr zu quälen, stellte ihr auch in Aussicht, daß Karlitschek so rasch als möglich wieder zu ihr zurückkehren werde, was ja doch für sie die beste Medizin sei, und daß Pater Heribert ihn selbst holen wolle.

Das Mädchen erschrak bei Nennung dieses Namens. Aber der Arzt dankte ihr im Namen seines Freundes, daß sie denselben geschont habe und versicherte sie, daß der junge Priester ihrer Verzeihung würdig sei und dieselbe auch erwarte, wenn er ihr schon morgen den versöhnten Karlitschek zuführe.

Mirl lächelte und nickte bejahend mit dem Kopfe.

Der Franziskaner trat bei dem Mädchen nicht ein. Der Arzt gab der Mutter die nötigen Verhaltungsmaßregeln, versprach, morgen wieder zu kommen, und verließ dann mit seinem Freunde unter herzlichen Danksagungen der Frau das kleine Häuschen.

Am nächsten Tag trat in der That Pater Heribert beim Donnerbauern ein, wo der geistliche Herr von den Anwesenden mit allen Ehren empfangen wurde. Die Männer waren auf der Point beim Heuen, auch Karlitschek, welcher durch angestrengte Arbeit den tobenden Schmerz in seinem Innern zu mildern suchte. Er war nicht wenig überrascht, als man ihn von der Wiese weg nach Hause holte, wo ein Franziskanerpater ihn zu sprechen wünsche; aber er zögerte nicht und ging sogleich dem Hofe zu.

Unfern desselben erwartete ihn bereits Heribert und nachdem sie sich begrüßt, lud ihn dieser ein, neben ihm auf der Bank Platz zu nehmen, welche im Schatten einiger riesigen Buchen wohl der prächtigen Aussicht wegen, die man von hier weit in das böhmische Land hinaus hatte, angebracht war. Heribert erzählte nun dem Burschen von der Krankheit seines Mädchens, welche ihren Hauptgrund darin hätte, daß sie sich von ihm verstoßen wähnte.

„Liabs Herrgottl," rief Karlitschek, „wenn 's Mirl wüßt', wie mi meine harten Wort' schon g'reut hab'n, wenn 's wüßt, wie i gestern und heunt schon hundertmal 'n Recha hätt' wegwerfen und 'n Rittsteig zualaufa mögn, wenn i mi nöd g'schaamt hätt' vor meine Verwandten und mi selber, denn ebbas is alleweil hinter der Sach', ebbas, dös mi no' narrisch macht und dös mi z' Grund richt'!"

Heribert war glücklicherweise imstande, dem Burschen auch über dieses „ebbas" Aufklärung zu geben. Zuerst teilte er ihm mit, wie er, Karlitschek, die Ursache gewesen, daß das Mädchen am Sonntag nachts ihr Häuschen verlassen und daß sie statt seiner jemanden getroffen, über welchen Näheres mitzuteilen sie ein Eid hindere.

„Ja no'," rief Karlitschek, den dieser „geheimnisvolle Unbekannte" wieder unwillkürlich leidenschaftlich aufwallen ließ, „es wird halt dersel' gwen sein, der 's schon im Wald von Azlern verstanden hat, sie ausanander z' bringa."

„Der war's nicht, das kann ich Euch auf meine Priesterehre versichern," entgegnete Heribert feierlich und bestimmt.

„Wie wollts Des dös wissen?" fragte der Bursche überrascht.

„Niemand weiß das besser, als ich," versetzte Heribert ernst, „denn jener Mann im Walde von Azlern war ich selbst."

Karlitschek sprang erschrocken auf, wie wenn eine Bombe neben ihm geplatzt wäre. Unwillkürlich hatte er den Arm wie zum Schlage erhoben, ein wütendes Feuer blitzte in seinen Augen auf, doch das Ordenskleid, der ruhige Blick des Paters bewirkten, daß sich die erhobene Faust langsam senkte, der Zorn in seinen Augen sich milderte.

Heribert gestand ihm nun, ohne seine Person nur im geringsten zu schonen, was uns bereits bekannt, beschwor ihm, daß Mirl mit Entrüstung seine Bewerbungen zurückgewiesen, welch bittere Reue er dann über seine leichtsinnige Handlungsweise empfunden, daß er nichts sehnlicher wünsche, als daß die Mißachtung des Mädchens, welche sein Herz schwer bedrücke, schwinden möge und setzte freundlich hinzu: „Mirl wird mir verzeihen, wenn ich ihr ihren Karlitschek wieder zurückbringe, Euch, der Ihr mir gewiß auch verzeihen dürft."

Karlitschek, der wieder neben dem Pater Platz genommen, reichte ihm die Hand, in welche der Priester erfreut einschlug.

„I geh mit Enk!" versprach der Bursche, „und zum Beweis, daß i Enk nimmer groll', sollts mi amal mit mein' Mirl koplier'n, dös versprechts mir."

„Recht gern," erwiderte Heribert freundlich, und lächelnd setzte er hinzu: „Zuerst aber müssen wir sorgen, daß Mirl gesund wird und das heilsamste Kräutl möchte ich ihr auf der Stelle bringen. Zieht Euch nur an, Karlitschek, und geht mit mir."

Aber sie gingen nicht. Der Donnerbauer hatte den Pater zum Mittagstische geladen, wobei er ihm alle Ehre anthat; dann fuhr Karlitschek den Pater mit einem Einspänner des Donnerbauern nach Rittsteig.

Der Doktor wie der Pater hatten wohl recht, wenn sie glaubten, daß es nur dieser lebendigen Medizin bedürfe, um Mirls Krankheit zum Bessern zu wenden. Als Karlitschek in die Kammer der Kranken trat, leuch-

teten die bis jetzt matten Augen des Mädchens auf, und als der Geliebte von Verzeihung und Reue faselte, hielt sie ihm den Mund zu, und nachdem er ihre Hände wegziehen wollte, legte sie ihre Lippen darauf. Es bedurfte der freundlich strengen Dazwischenkunft der Mutter, daß infolge dieser freudigen Versöhnung nicht auf einmal des Guten zu viel geschah.

Und als ihr dann Karlitschek erzählte, wer ihn wieder auf den rechten Weg zurückgeführt und dabei leise, ohne daß es die Mutter hörte, einfließen ließ, daß er nun auch jenen Mann kenne, dessen Namen sie so großmüthig verschwiegen, und daß er keinen Groll mehr hege, da ließ das Mädchen den in der Wohnstube wartenden Pater bitten, zu ihr zu kommen und reichte ihm gerührt und dankbar die Hand.

Karlitschek fuhr sodann den Franziskaner nach seinem Kloster, verabschiedete sich von ihm aufs herzlichste und sagte freudig „Amen“, als jener ihm und seinem braven Mirl Glück und Segen wünschte.

Während der Bursche wieder dem Rittsteig zufuhr und sein Pferd, das weniger Sehnsucht als sein Herr bezeugte, den ziemlich steilen Bergrücken in möglichster Schnelligkeit zu erreichen, fast übermäßig antrieb, begab sich der junge Pater unter eigentümlichen Gefühlen in seine einsame Zelle. Er hatte die von ihm selbstmörderisch geknickten, aber anderen desto frischer und stets aufs neue erstehenden Blüten der Liebe sprossen gesehen und war Zeuge des ihm verschlossenen Liebesglückes gewesen.

Ein Blick auf sein härenes Gewand, gleichsam den Sarg über das lebendig begrabene, warme, pulsierende Leben und die vom Himmel zu uns herabgekommenen, jugendlichen Gefühle entpreßte der kräftigen Mannesbrust einen tiefen Seufzer, und in der Hora bedurfte er aller Willenskraft und Selbstverleugnung, um andächtig mit einstimmen zu können in den Sang der Ordensbrüder: „Ora pro nobis.“ —

XII.

Karlitschek hatte auf dem Rückwege in Rittsteig nochmals bei Mirl einen kurzen Aufenthalt genommen und fuhr dann unter dem Versprechen, seine Besuche öfters zu erneuern und ohne an seinem väterlichen Hause anzuhalten, nach dem Donnerhofe zurück.

Mirl erholte sich unter der Pflege des Arztes sehr rasch. Das Verhältnis zu Karlitschek bestand wieder mit derselben Innigkeit wie vorher. Der Bursche schien sich in das Unabänderliche, seinen väterlichen Hof vorerst aufgeben zu müssen, allmählich zu fügen und beratschlagte mit dem Donnerbauern bereits über die Erwerbung eines kleinen Bauerngutes, wozu sein Vatergut ausreichte, und das ihm ermöglichen sollte, Mirl als seine Bäuerin heimzuführen.

Der Multererhans und die Balsenbäuerin wurden bei den sonntägigen Gottesdiensten bereits zu wiederholten Malen ausgerufen. Der Hochzeitstag war schon festgesetzt, der Hochzeitslader marschierte mit seinem bebänderten Stocke und dem großen Rosmarinstrauß auf dem Hute von Dorf zu Dorf, von Einöde zu Einöde, zeichnete mit der Kreide den in eine Citrone gesteckten Rosmarinzweig an die Thüre, schrieb daneben die Mahlgebühr und hielt folgenden Einladungsspruch:

„Ich mache mein höflichstes Ansuchen bei Ihnen, hochverehrtester Freund; ich bitte um Vergebung, meine wenigen Worte vorzubringen wegen des ehr- und tugendsamen Hochzeiters Johann Multerer als angehender Freibauer vom Balsenhof und seiner ehr- und schätzbarsten Hochzeiterin Anastasia Balsin, verwitwete Freibäuerin von dort, welche sich ehelich miteinander versprochen haben. Also machen wir unsere höflichste Einladung zur Hochzeit, daß Sie auf die nächstkommende Woche am Mittwoch frühmorgens bei einem kleinen Frühstück erscheinen möchten. Dann nach gehaltenem begleiten wir dieses Brautpaar zu priesterlicher Einsegnung zum hochgelobten Pfarrgotteshause zu Sankt Katharina und wohnen da der feierlichen Einsegnung mit Andacht bei. Nach dem feierlichen Gottesdienste begleiten wir sie wiederum zurück in die löbliche Gastbehausung des hochansehnlichen Herrn Wirt ‚zum grünen Engel‘ als ansässiger Bürger und Gastgeber, welcher uns ein gutes Hochzeitsmahl zubereiten wird. Das Hochzeitsmahl besteht sich von einem guten braunen Bier und anderen hochzeitlichen Speisen, wie es einem Mann beliebig sein wird. Also wir bitten, versagen Sie uns Ihr Jawort nicht, sondern einen gewissen Hochzeitsgast oder -gästin.“

Zu den nächsten Verwandten der Balsenbäuerin begleitete der Multerer den Hochzeitslader und brachte nach dessen Spruch die Einladung selber an. Der Donnerbauer ward aber dieser Ehre nicht teilhaftig, sondern es ward ihm nur ein gewöhnliches Ladschreiben anstandshalber zugeschickt.

In der ganzen Gegend wurde viel und in verschiedener Weise über die mit so viel Eile ins Werk gesetzte Hochzeit gesprochen. Daß das schwarze Mirl um so erregter wurde, je näher der verhängnisvolle Tag herankam, ist wohl selbstverständlich. Sie allein wußte ja, in welches Unglück sich die Mutter ihres Geliebten unwissend stürzte, und der Arzt mußte mit Bedauern, und ohne einen Grund hierfür zu wissen, einen Rückschritt in der Besserung ihrer Gesundheit konstatieren.

Das machte nicht nur die Mutter, sondern auch Karlitschek sehr besorgt. Letzterer vermehrte seine Besuche, aber das Mädchen war nicht einmal vorübergehend mehr zur Heiterkeit zu bewegen, und der Arzt schloß daraus ganz richtig, daß dies seinen Grund in jener verhängnisvollen Nacht haben müsse, daß Mirls Herz ein tiefes Geheimnis beschwere und daß er hierfür nur den kleinen Ausweg einer Zerstreuung anraten könne, welche das Mädchen finden dürfte, wenn es auf einige Zeit seinen Aufenthaltsort verändere.

Dazu bot sich denn auch die beste Gelegenheit, als die schöne Juscha auf ihrer Rückfahrt vom Fuchsenhof, wohin sie in Begleitung ihres Vaters und Bräutigams gefahren und wo sie zu ihrer größten Freude und zur Beruhigung ihres abergläubischen Vaters den gestohlenen „Gockl“ wieder erwarb, in Rittsteig dem Mirl einen Besuch machte.

Die Mädchen gewannen sich sofort lieb, sie hatten beide unter dem Wahnwitz einer abergläubischen Bevölkerung gelitten, beider Herzen glühten in Liebe und ihre beiderseitigen Verlobten waren sich brüderlich zugethan.

Daß auch Karlitschek zu gleicher Zeit bei Mirl eintraf, war in dessen Absicht gelegen; er wollte bezwecken, daß Mirl auf einige Zeit als Juschas Gast auf den Baiereckerhof ginge. Dieses war einesteils der Gesundheit des Mädchens zuträglich, anderenteils enthob es ihn der Unannehmlichkeit, fortwährend in die Nähe seines väterlichen Hofes zu kommen, dessen Anblick ihn mit um so mehr Schmerz und Zorn erfüllte, je näher der von ihm so sehr verwünschte Hochzeitstag herankam.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß sowohl Pater Heribert, als auch Karlitschek selbst wiederholt versuchten, den Sinn der Balsin zu ändern, aber natürlich vergebens.

So saßen denn die Genannten in der Stube der Federnseppin beisammen. Diese hatte einen guten Kaffee gemacht, und es wurde bei dieser Gelegenheit das schöne Geschirr mit den neuen sechs Tassen, welches die Frau zu Mirls Aussteuer in einer nahen Porzellanfabrik gekauft hatte, eingeweiht.

Zum erstenmal nach langer Zeit hallte wieder herzliches Lachen durch die traute Wohnstube, deren Fenster geöffnet waren und durch welche der Duft vielfarbiger, wohlgepflegter Lamberten (Levkoyen) und der üppig an der Außenwand des Häuschens hinankletternden spanischen Wicken in das Innere drang.

Auf dem mit einem schönen, weißen Linnen gedeckten Tisch stand ein prächtiger Strauß von blauen und rötlichen Kornblumen, untermischt mit hochrotem Mohn. Mirl hatte ihn morgens selbst von ihrem Spaziergang mit nach Hause gebracht und die jungen Bursche machten schnell von der gern gegebenen Erlaubnis Gebrauch, ihre Hüte damit schmücken zu dürfen. Juscha aber ließ sich von Mirl ihr blondes Haar mit den blauen Blüten schmücken und steckte dann der neuen Freundin den brennend roten Mohn in die schwarzen Flechten.

Der gute Kaffee trug auch zur Erheiterung der kleinen Gesellschaft bei. Sie trank ihn, wie die goldene Aufschrift der Tassen kund gab, „Aus Glaube, Hoffnung und Liebe", aus „Freundschaft, Hochachtung und Verehrung", und der alte Woferlbauer machte zur Freude Juschas und Wendelins, welch letzterer natürlich kein Auge von jener verwandte und immerdar glückselig lachte, mehrere gute Witze, zu welchem ihm die Tasse, aus der er trank und welche die Devise „Hoffnung" trug, das vielsinnigste Motiv gab, so daß selbst Mirls blasse Wangen sich hin und wieder röteten.

Der in einem Korbe verwahrte Gockel ward auch mit Trank und Futter bedacht und Karlitschek fragte Juscha, warum sie sich nicht entschlossen habe, in der berühmten Jägershofer Wanne eine Badekur durchzumachen und ob sich ihr Besuch dort nur auf den Gockelhandel beschränkt habe. Das Mädchen aber erwiderte lachend, daß seine boshafte Schilderung schon allein viel zu ihrem Besserwerden beigetragen, daß er aber für seine Uebertreibung Strafe verdient habe und diese darin bestünde, daß er auf seiner Mundharmonika etwas Lustiges vorspielen müsse.

Er hatte das Instrument nicht mehr zur Hand genommen seit jenem Sonntage, als er vom Markte in Neuern zurückkam. Da ihm auch Mirl lächelnd zunickte, nahm er etwas zögernd dasselbe aus der Tasche.

„Wendelin, thua dei' Röhrlpfeiferl außa, nacha spiel'n ma mit anander an' Steirischen," forderte er den Vetter auf.

Dieser war sogleich dazu bereit. Das Instrument besteht gewöhnlich aus elf Rohrstücken in abgestufter Länge, ist zur Hälfte mit Buntpapier bezogen und hat die Form der griechischen Panflöten.

Wendelin mußte während des Musizierens natürlich sein Lächeln sistieren, aber desto freudiger blickten seine Augen nach seiner Juscha, welche als eine echte Böhmin die bescheidene Musik lebhaft anregte, indem sie die widerstrebende Mirl in die Mitte des Zimmers zog, um mit ihr den Ländler zu tanzen.

Die Mutter schlug vor Freude die Hände zusammen, als Mirl sich in der That mit der Böhmin ganz prächtig auf „oan Platzl" drehte und der Woferlbauer rief der Seppin unter Lachen mit leuchtenden Augen zu: „Jatzt sag oana, daß die Deanln nöd 'n Tuifi in Leib ham! Vor a etli Tag am sterben, und kaam hörns 's Pfeiferl, tanzens wie b'sess'n."

Die beiden Musikanten thaten aber auch ihr Möglichstes und Wendelin setzte hie und da mit dem Röhrlpfeiferl aus und sang zur Ländlermelodie, welche Karlitschek spielte, die dazu passenden G'sangln:

„Spielleut', spielts lustö aaf,
Schenk enk sechs Batzn draaf,
Treffts ma no 's rechtö Liad,
Werds ma nöd müad.

Deanal, gei hea zon Zau',
Lauma[1]) dö recht o'schau',
Wos du füa Augerl'n host,
Schwarz oder brau'.

Augerl mei' is nöd schwarz,
Augerl mei' is nöd brau',
Augerl mei' is o grod
Di onzuschau!

Spielleut', spielts umatum,
Daß i zo man' Deanl kum,
Sitzt aaf d'r Ofabank,
D' Zeit is ia lang."

Aber Wendelin ließ es nicht beim Pfeifen und Singen allein bewenden. Als sich das schwarze Mirl erschöpft niedersetzen mußte, und Juscha sich allein in der Stube herumdrehte, sprang er auf, nahm das Mädchen jauchzend in seinen Arm, schnalzte mit der Zunge und tanzte mit ihr in der Stube herum, die für das Paar viel zu klein war. Sie rannten an den Kaffeetisch an, daß „Glaube, Hoffnung und Liebe, Hochachtung und Verehrung" zu zittern und wanken anfingen und sicher auch in Scherben gegangen wären, wenn nicht Karlitschek endlich der Atem zu einer Pause gezwungen hätte.

Erschöpft warf sich die hochgerötete Juscha auf den Stuhl und rief ihrem Vater zu: „Voderl, wie is dös schön!"

Dieser erwiderte: „Zeit is 's zum hoamroasen!"

Die Federnseppin machte aber jetzt die Gesellschaft auf das über den Ossa heraufziehende Gewitter aufmerksam. Vor lauter Lustbarkeit hatte niemand im Stübchen des fernen Donners geachtet und auch jetzt achtete man nicht sonderlich darauf. Doch näher und

[1]) Lauma = laß mich.

gewaltiger dröhnte das Rollen, das trauliche Stübchen verdüsterte sich, wurde aber in rascher Aufeinanderfolge von den grellen Blitzen erleuchtet, welche wie grausiges Wildfeuer um die felsigen Zacken des Ossas zuckten, aber auch schon über dem Dörfchen gefahrdrohend und schrecklich im grausigen Zickzack die gleich schwarzen Ungetümen tief niederhängenden Wolken durchschossen. Ein heftiger Sturm brauste aus dem Böhmischen herüber, Fenster und Läden wurden klirrend hin und her geschlagen, vom nahen Walde ächzte und sauste es, als tobte die wildschäumende Flut des orkangepeitschten Oceans.

Schweigend und unter stillem Gebet sich oft bekreuzend, blickte unsere Gesellschaft hinaus durch das kleine Fenster — da stieß Mirl plötzlich einen Schreckensschrei aus und bedeckte, am ganzen Leibe zitternd, mit den Händen ihr Gesicht.

„Der reinst' Pilmasreiter!“ rief der Woferlbauer, sich bekreuzend und nach der Gestalt deutend, welche sich auf dem Wege nach Rittsteig eiligst dahinbewegte.

Es war der Darpangerl mit seiner Kirbe auf dem Rücken. Er hatte sich zusammengekauert, daß der Rücken fast in wagrechte Richtung kam, und die Kirbe darauf nahm sich wahrhaftig aus wie eine Art Reiter auf einem Ungetüm. Pfeilschnell lief er dahin. Er hatte sich „geduckt“, um von Mirl nicht gesehen zu werden, aber gerade sie bemerkte ihn zuerst.

Karlitschek warf einen Blick durchs Fenster, sah Mirl zittern, hatte den Ruf „Pilmasreiter“ gehört und wie der Blitz dort oben, so durchzuckte jetzt plötzlich ein Gedanke sein Gehirn.

„Der is 's!“ schrie er und war auch schon zur Thüre hinaus, dem Trottel nachjagend.

Dieser kam von Neuern, wo er den Multererhans aufgesucht und ihn zur Zahlung der tausend Gulden gemahnt hatte, welche allein imstande sein sollten, sein Schweigen zu erkaufen. Der Multerer hätte den Trottel am liebsten umbringen mögen, aber die Klugheit gebot ihm, sich ihn zum Freunde zu machen, und so versprach er ihm, daß er am Morgen seines Hochzeitstages vor Sonnenaufgang das verlangte Geld hinter dem dritten Totenbrette am Steinriegel vergraben finden sollte.

Pangerl wollte es zwar eher haben, aber Hans machte ihm begreiflich, daß die Hochzeit leicht rückgängig gemacht werden könnte, wenn er schon jetzt Geld von seiner Braut zu Zwecken entlehne, die er ihr verheimlichen müsse, und es besser sei, bis zum Abend vor der Hochzeit zu warten, wo die Bäuerin nicht mehr „nein“ sagen könne.

Das leuchtete dem Trottel ein und ihm nochmals mit dem fürchterlichen Verrat drohend, verließ er den geängstigten Bräutigam.

Wegen des drohenden Gewitters wollte er dieses Mal nicht, wie es seit jener Sonntagsnacht geschah, Rittsteig umgehen, er hoffte, ungesehen am Hause der Federnseppin vorüber zu kommen, schlich gebückt am Gartenzaune vorüber und eilte im Sturmwind vorwärts, dem Dorfe zu. Aber seine Hoffnung hatte sich nicht erfüllt.

Er mochte wohl so etwas ahnen, denn furchtsam blickte er öfters um, und als er jetzt Karlitschek nacheilen sah, suchte er wo möglich noch schneller vorwärts zu kommen. Doch der jugendliche Bursche hatte ihn bald eingeholt.

Es war am Hause des Ortsvorstehers. Pangerl riß vergeblich an dem hölzernen Schließwerk, das Haus war versperrt, niemand daheim. Er konnte Karlitschek nicht mehr entfliehen.

„Halt!“ schrie ihn dieser an, „steh mir Red' oder i' bring di um.“

Pangerl überlegte einen Augenblick, während er seinen Rücken von der Kirbe und den Arm vom Zeger befreite.

„Was willst?“ fragte er dann nicht ohne Erregung.

„I woaß 's, du bist der Gockldiab gwen beim Woferlbauern, der Tuifi, über den d' Juscha bald gstorb'n wär, du bist aber aa der Tuifi gwen, der Pilmasreiter, der mei' Deanl z' Grund g'richt' hat in dersel'n Nacht, der ihr an' Dad abpreßt hat, Gott woaß, über was! G'steh iatzt ein, oder du gehst nöd lebendi vom Platz!“

Pangerl hatte aus Karlitscheks Rede entnommen, daß Mirl ihren Eid halte, daß sie nicht plaudere, und er atmete leichter.

„Umbringa willst mi?“ sagte er. „A so is 's recht, an' arma Menschen, wie i bin. Was woaß i, was d' willst und was dir dei' Mirl in ihren bsess'na Zuastand vürg'macht hat? Was woaß i —“

„Du woaßt's,“ entgegnete ihm Karlitschek streng, „du bist der lebendi Tuifi, ma' därf di nur anschaug'n — ja, a so muaß der Pilmas aussehg'n, wie du.“

Pangerl suchte jetzt in ein schallendes Gelächter auszubrechen, aber Karlitschek merkte recht gut, daß dieses Lachen erzwungen, daß des Trottels Blicke mißtrauisch auf ihn gerichtet waren, daß diese häßlichen Blicke sich senkten, wenn er ihn scharf ins Auge faßte.

Doch er sah ein, daß er mit Gewalt hier nichts ausrichten könne, zumal er sich auf bayerischem Boden befand. Es kam ihm der Gedanke, ob es nicht besser sei, durch Geld hinter das Geheimnis jener Nacht zu kommen, und sofort lenkte er ein.

„Verlang — was muaß i dir zahl'n, wennst mir alles sagst — i versprich dir, es soll dir nix gschehg'n.“ Und als er jetzt Pangerls Augen gierig aufglänzen sah, fuhr er fort: „Es kimmt mir auf a große Summa nöd an, die Ruah von mein' Mirl is mir alles wert und betteln wollt' i, um ihr die wieder zu erkaaffa.“

„Gaabst mir an' großen Haufen?“ fragte jetzt Pangerl hastig, „an' recht großen?“

„Also gelt, Lump elendiger, du bist im Spiel?“ brauste Karlitschek auf. „Hon i's doch g'ahnt!“

Karlitschek war so erregt, daß er den Trottel am Halse faßte und rief: „Willst alles eingstehn, oder i erdrossel di!“

Aber Pangerl besaß, was man an ihm nicht vermutete, eine herkulische Kraft. Wie ein Stier stieß er mit seinem Kopfe nach dem Angreifer und drängte ihn an die Wand des Hauses, so daß ihn Karlitschek frei lassen mußte.

Pangerl richtete sich wieder empor.

„Gel, an' söchan Stier hätt'st nöd in mir vermoant?“ rief er.

Karlitschek erkannte in der That, daß er weiter

komme, wenn er sich mit Pangerls Schwäche, als mit dessen landbekannter Riesenstärke befasse, und lenkte wiederholt ein.

„I will dir was sag'n," sagte er zu ihm. „Ghöret i ins Boarisch umma, so laßet i di einfach aaf's G'richt bringa, da erfahret i bald, was d' für Lumpereien g'macht hast, aber —"

„Aber gel, du Böhmak, i bin halt a Boarnsack," erwiderte der Trottel, „und bleib oana; koa' Tuifi bringt mi von heunt an mehr über'n Schlagbaam und kaam nur der Vorsteher, nacha lasset i di einsperrn wegen — Landsfriedensbruch — du wärest es schon sehg'n —"

„Laß mi ausreden!" unterbrach ihn Karlitschek. „Hundert Gulden gib i dir, wennst mir dös G'heimnis sagst — zwoa," fuhr er fort, als er sah, daß Pangerl überlegte, „drui —"

Pangerls Augen leuchteten.

„Vier!" zählte Karlitschek weiter, aber Pangerl hastete jetzt mit allen Zeichen der Habgier heraus: „Tausend — tausend müassens sei' — nacha — nacha — ja, ja, i woaß was, dös dir tausend wert is."

„So sollst es hab'n!" erwiderte der Bursche, „sag's glei —"

„Glei nöd. Woaßt was? Am Hozettag von deina Muada, da kimmst aaffi durt in Stoa'riegl, wo d' Totenbretter stenga, — da kimmst aaffi um achte in der Fruah, nöd ehnda! — und wennst nacha die tausend Gulden mir geb'n hast und mir gschwor'n hast, daß d' mi nöd verratst, so sag i dir ebbas — hast mi verstanden?"

„Glei muaßt mir's sag'n!" rief Karlitschek. „Mei' Wort drauf und Handschlag, no' heunt kriegst die tausend Gulden und i versprich dir's, daß i di nöd verrat."

Aber das war nicht nach Pangerls Sinn. Er wußte nur zu gut, daß zweimal eins zwei gilt, und daß es besser sei, sich zuerst die tausend vom Multerer geben zu lassen, dann aber für das weitere Tausend dem Karlitschek das Geheimnis zu verraten. So wurde er ein reicher Mann. Er war jetzt schon wie berauscht, wenn er sich den großen Haufen Guldenstückl vorstellte, die sein eigen werden sollten.

„Na', na', heunt nöd," sagte er, „heunt woaß i's no' nöd gwiß, aber am Hozettag, — es is ja eh nimmer lang hin — da kimmst durt aaffi. Vergiß aber 's Geld nöd! Und iatzt laß mi geh'n. Durt kimmt der Wendelin und der Woferlbauer — mir pressierts, i muaß hoam."

Während dieser Worte hing er sich wieder Kirbe und Zeger an und nahm seinen Stock.

Karlitschek sah ein, daß sich von ihm nichts erzwingen lasse; er war schon befriedigt, daß nächster Tage die Lösung des quälenden Rätsels erfolgen sollte.

„I verlaß mi auf di," sagte er; „du findst mi zur bestimmten Zeit dort oben."

„I kimm!" versicherte Pangerl und lief unter dem Gruß: „Globt Jeß Christ!" eiligst von dannen.

Mirl war durch Karlitscheks langes Ausbleiben nicht ohne Grund besorgt und veranlaßte, daß dessen Verwandte ihm folgten. Er kehrte mit ihnen sofort ins Häuschen zurück.

Das Gewitter war vorüber, der Himmel wieder rein.

Mirl sah den Eintretenden fragend an.

Karlitschek nahm sie bei der Hand und sagte ihr leise: „Am Hozettag von meiner Muada will er mir 's Gheimnis verrat'n."

„Vor oder nach der Hozet?" fragte Mirl fieberhaft erregt.

„Vor der Hozet — früah durt ob'n am Stoariegl — tausend Gulden kost's — i gebet all' mei' Guat drum her!"

Aber Mirl achtete nicht der Versicherung, sie hörte nur das „vor der Hochzeit"! und mit gefalteten Händen sagte sie: „Maria von Nuikircha, Dank — Dank!"

Und ihr dunkles Auge leuchtete auf, wie lange nicht mehr.

„Zeit is 's!" rief jetzt der Baierecker, „d' Luft is rein, 's Weda is ummi, richts enk, i hol 'n Wag'n vom Wirt aba. 's Mirl geht mit; nöd wahr?"

„Ja!" erwiderte diese jetzt mit freudigem Tone.

Ihre Mutter blickte überrascht nach ihr und gab sofort ihre Einwilligung. Weillang, meinte sie, bekäme sie nicht, denn der Richter Veri liege seit einiger Zeit wieder an der Gicht krank danieder, und da auch seine Tochter noch sehr schwach sei, so hätte sie vollauf zu thun, die beiden zu pflegen. Zugleich hoffte sie, daß Mirl sich in Juschas Gesellschaft zerstreuen werde und vielleicht ihre sonstige heitere Laune wiederfinden möchte.

Unter solch herzlichen Wünschen verabschiedete sie sich von der geliebten Tochter.

„Siehgst, wie 's leuchten!" rief sie der schon im Abfahren Begriffenen zu, indem sie nach den von der Abendsonne wunderbar beleuchteten Spitzen des Ossas deutete.

Mirl nickte der Mutter freundlich zu. Auch aus ihren Augen strahlte es wie heiliges Feuer, doch war es nicht die Abendröte — es war der Morgenglanz des neu erwachenden Glückes. Vermochte sie auch nicht in das Jauchzen Wendelins und Juschas miteinzustimmen, so fühlte sie doch, wie sichs auch in ihrer Brust freudig regte, als keimte drinnen bereits der jauchzende Ruf, der aus ihrem Munde bald hinauf hallen sollte zu den leuchtenden Spitzen des heimatlichen Berges.

XIII.

Der Hochzeitstag der Balsin mit dem Multerer war angebrochen. Wie das pfeift, trompetet und aufspielt, in schmucken Bauernkutschen herantrabt und hereinrollt zum Hofe der Braut!

Der Bräutigam hatte sich seit frühestem Morgen daselbst eingefunden und empfängt nun mit herzlichem Handschütteln die ankommenden Gäste, ihnen die schäumende Maß zum Tranke überreichend. Er trägt einen langen, blauen Tuchrock, eine kurze, lederne, schön gestickte Hose, weiße Strümpfe und Schnürschuhe. Sein schwarzer Filzhut ist mit einem reichen Kranze von Rosmarinzweigen, untermischt mit Blumen aus Flittergold und roten Seidenbändchen geschmückt, und um seinen linken Arm schlingt sich ein Kränzchen aus künstlich gefertigten Blumen und Glasperlen.

Die Bäuerin hat sich in blauschillernde Seide ge-

kleidet, Rock und Jacke von gleicher Farbe. Dazu trug sie ein schweres, weißseidenes Brusttuch, eine vielreihige goldene Halskette und auf dem gepuderten, nach aufwärts gekämmten und oben in einen Knoten geschlungenen Haar ein Krönlein aus Perlen und farbigen, böhmischen Glassteinen künstlich gefertigt und mit Rosmarinzweigen verziert.

Sowohl die Bäuerin als der Bräutigam sehen sehr angegriffen aus, und namentlich ist es die Blässe des letzteren, welche den Anwesenden geradezu auffällt. Man sieht es ihm an, daß er öfters wie in Fieberschauern erzittert, daß sein Lächeln erzwungen, seine Freude erkünstelt ist.

„Koa' Wunder!" meinten die Hochzeitsgäste untereinander, „'s Glück greift 'n an; aus an' arma Kned a Freibauer z'wern, is a schwarer Sprung!"

Die Gäste wurden immer zahlreicher „anblasen" und nachdem alle beisammen, wurde die „Gacklhenn" verzehrt.

Dieses Frühstück besteht aus einer sehr kräftigen Rindssuppe mit eingebrocktem Weißbrot, aus Rindfleisch, Wacka (eine fette Mehlspeise von Semmelschnitten, Eiern, Milchkäse und Gewürz), aus Würsten, Kuchen, Wecken, Bier und Wein, dem die Gäste wacker zusprachen, worauf ein wenig getanzt wurde.

Auf einen Wink des Hochzeitladers schwieg die Musik, worauf dieser in einer schwulstigen Rede den Gästen im Namen des Brautpaares für ihr Erscheinen dankte und mit den Worten schloß:

„Damit wir uns aber nicht gegen die Gebote der Kirche und des Landesherrn versündigen, so wollen wir Schlag acht Uhr dieses edle Brautpaar zur Kirche begleiten. Darum laßt uns jetzt zusammenschließen und eines das andere nochmals schön begrüßen, laßt uns aber zuvor beten ein andächtiges Vaterunser samt dem englischen Gruß."

Dieses geschah denn auch in feierlicher Weise.

Jetzt zum erstenmal bemächtigte sich der Braut eine tiefe Rührung und preßte ihr heiße Zähren aus. Sie mochte sich wohl jenes feierlichen Aktes erinnern, da sie mit ihrem ermordeten Manne zum Traualtare schritt, und jetzt stand auch Karlitschek vor ihrem Geiste, ihr einziges Kind, Karlitschek, der ihrem Herzen der nächste sein sollte und jetzt doch ferne war, jetzt, wo sie einen so wichtigen Lebensschritt zu thun im Begriffe stand.

Krampfhaft weinend hielt sie ihre Hände in denjenigen einer treuen Base. Aber der Hochzeitlader ließ ihr nicht lange Zeit, sich diesen quälenden Gedanken hinzugeben, denn die Musikanten standen bereits vor dem Hause, den Aufbruch erwartend.

Alles schickte sich an zum feierlichen Kirchengange nach Sankt Katharina. Die Musikanten spielten eine marschartige, heitere Melodie, ihnen folgte der Bräutigam mit der Brautmaschl (Kranzljungfer), dann die Braut mit dem Brautweiser und schließlich die übrigen Gäste.

Der Hochzeitlader schwang voranschreitend lustig seinen mit vielfarbigen Bändern geschmückten Stab, und unter Jauchzen und Pistolenfeuer bewegte sich der feierliche Zug nach der entfernten Kirche.

Ganze Scharen von Neugierigen hatten sich längs des Weges aufgestellt, um den Hochzeitszug an sich vorüberziehen zu lassen.

Auch der alte Richter Veri konnte seiner Neugierde nicht widerstehen; trotzdem er noch von der Gicht geplagt war, hinkte er doch am Häuschen der Fedrnseppin vorüber dem Balsenhofe zu.

Mirls Mutter saß weinend am Fenster, die Töne der Musik schnitten ihr ins Herz, sie tönten so traurig an ihr Ohr, als wäre es Grabmusik, denn sie begruben, das wußte sie wohl, das Glück des jungen Karlitschek, dessen Eigentum von einem Fremden geraubt war.

Sie mußte selbst bitter über sich lächeln, daß sie noch jetzt um Abwendung dieses Unglücks zum Himmel betete, daß ein so kindischer Gedanke in ihrem teilnahmsvollen Herzen entstehen konnte.

Da sah sie den alten Veri vorüberkommen. Nun war Gelegenheit, endlich seinen Herrgottsmantel, den sie noch immer im Hause hatte, zurückbringen zu können. Da Veri die Zeit über krank in seiner Kammer lag, wäre dies nicht möglich gewesen, ohne daß er es erfahren hätte, daß man seinen Mantel wider seinen Willen mißbraucht habe.

Schnell nahm sie das Kleidungsstück und eilte aus ihrem Häuschen, das sie vorsichtig versperrte. Sie schlug nicht den geraden Weg zu Veris Wohnung ein, denn sie wollte heute niemand begegnen. Wußte sie doch, daß mancher schadenfroh nach ihr blicken würde, weil ihr die Hoffnung, ihre Tochter als Freibäuerin auf dem Balsenhofe zu sehen, so unerwartet zunichte geworden.

Deshalb wählte sie den kleinen Umweg über den Steinriegel. Dort waren, wie wir wissen, mehrere Totenbretter aufgestellt, und unter ihnen befand sich auch dasjenige, auf welchem ihr unglücklicher Mann bis zur Beerdigung gelegen. Sie ging an diesem Platze nie vorüber, ohne für die Seele des Dahingeschiedenen einige Vaterunser zu beten, und sie wollte dieses auch heute nicht verabsäumen. Aber wie erschrak sie, als sie jetzt hinter den Brettern einen Mann liegen sah, über und über mit Blut bedeckt, anscheinend mit zerschmetterter Hirnschale — ein gräßliches Bild.

Sie schrie entsetzt auf. Sie hatte den Unglücklichen erkannt, es war Pangerl.

Im ersten Augenblicke hielt sie ihn für tot, ihr Schreckensgeschrei aber hatte veranlaßt, daß er die Augen aufschlug. Sein Blick richtete sich stier auf das Weib, welches sich über ihn beugte, sein Kiefer zitterte, augenscheinlich wollte er etwas sagen, aber er vermochte nur zu lallen.

Die Federnseppin schrie und winkte gegen das Dorf hinab, wo sie in der That von einigen Leuten bemerkt wurde, die sofort nach dem Steinriegel eilten.

Als sich die Frau wieder nach der Unglücksstelle begab, schien sich Pangerl etwas erholt zu haben, er erkannte die Frau und sagte mit zitternder, fast unverständlicher Stimme:

„Seppin, der Multerer hat mi daschlag'n; bald is 's aus mit mir."

„Jesses, Maria und Joseph!" schrie die Frau. „Warum denn, warum denn?"

„Warum?" entgegnete Pangerl. „Weil er mir

a Geld versproch'n hat, daß i 'n nöd verrat. I woaß was von eam! — Da hätt' heunt fruah dös Geld vergrab'n sein soll'n, grad hinterm Totenbrett von dein' Mo' — i hon grab'n und grab'n; da, wie i's nöd vermoan, schleicht si' der Multerer hinterrucks her und daschlagt mi mit an' Stoa' und dasticht mi — i woaß nöd, was er no' tho' hat — er hat gmoant, i bin tot — und is furt."

„Barmherziger Gott!" schrie die Frau, „er is furt auf d' Hozet. Sag mir's, was d'woaßt, daß d' Balsin vielleicht no' g'rett' wern kann von dem Unglück, in dös sie si' stürzt!"

„Mi fruist (friert) so viel," sagte fieberschnatternd der am Boden Liegende. „I möcht Enk ebbas sag'n, aber i bin ganz dadadert."

„Wart'," entgegnete die Seppin, „i leg 'n Herrgottsmantel über di', der wirmt di'."

Und sie that, wie sie sagte. Dann nahm sie ihre Schürze ab und legte sie unter das blutige Haupt des Elenden.

„Der Herrgottsmantel is dös?" fragte dieser. „Is's wahr, daß ma' bekehrt wird unter dem Mantel, aa wenn ma' no' so schlecht is? Ja, ja, i gspür's, Seppin, 's wird mir wirma, i moan, 's wird mir leichter ums Herz. Ja, ja, laß dir's beichten, was i woaß und was i tho' hab."

Die Federnseppin hatte sich aufs Knie niedergelassen, sie zitterte vorahnend über das, was sie hören sollte.

Inzwischen waren mehrere Leute aus dem Dorfe heraufgekommen und von der Rückseite durch den Wald her hatte sich auch Karlitschek, wie er mit Pangerl verabredet, auf dem Platze eingefunden.

Der Bursche hatte verweinte Augen. Er hatte die Böllerschüsse und Musiktöne gehört, welche den Hochzeitszug seiner Mutter begleiteten, und dies entfachte neuerdings seinen Schmerz und seine Wut. Schon hing er dem Gedanken nach, den Räuber seines Gutes auf dem Kirchengange durch eine Kugel niederzustrecken, aber sein besserer Geist hielt ihn von solcher Gewaltthat ab, mehr als sonst stand heute sein braver Vater in seiner Erinnerung, und das Andenken an den Teuren entlockte auch seinen Augen Thränen.

So kam er traurig am „G'steinet" an, gerade in dem Augenblicke, in welchem Pangerl sein gräßliches Geständnis machte.

„I hon Enka Mirl in dersel'n Sunntanacht umbringa woll'n," bekannte letzterer, „weil's was g'hört hat, was i mit 'n Multerer besprochen hon. Nur weil's mir gschwor'n hat, nix z'sag'n, hon i's leb'n lassen und drüber is 's krank worn. Möchts mir's vozeihn!"

„Gwiß verzeihts dir's!" versprach die Mutter, dabei einen vielsagenden Blick auf Karlitschek werfend und ihm sowohl, wie den Umstehenden ein Zeichen gebend, ganz stille zu sein.

„Pangerl," fuhr sie dann fort, „geh zua, sag mir's, was hätt's den nöd hör'n soll'n?"

„Gel, i muaß alles sag'n, wenn der Herrgottsmantel über mir is? Alles, was mi druckt und wenn's no' so schwaar is?"

„No' freili!" entgegnete die Federnseppin; „sunst kann dir unser Herrgott nöd verzeihn und kannst nöd in Himmi kemma."

„Nacha sollst es hör'n," sagte Pangerl. „I hon 's sitta zehn Jahr gwüßt, daß der Multererhans dein' Mo' und 'n Balsentoni daschlag'n und ausg'raubt hat."

„Der Multerer?" schrieen die Frau und Karlitschek zugleich auf.

„Ja," antwortete Pangerl, jetzt auch den Burschen bemerkend. „Karlitschek, laß dei' Muada nöd unglückli wern, schau, daß d' Hauzet z'ruck geht, eh's z'spat is."

Leichenblaß stand Karlitschek da und fragte mit zitternder Stimme:

„Woaß mei' Muada um dös Verbrecha?"

„Nix woaß's," versicherte Pangerl, „gar nix, dös kann i beschwör'n in meiner letzt'n Stund'. Laaf Bua, wenn's no' Zeit is, sunst heirat's dein Vodan sein' Mörder."

Karlitschek erhob dankbar seine Augen zum Himmel, dann sprang er den Steinriegel hinab, lief nach dem Balsenhofe, nahm das nächstbeste Pferd ohne Zaum und Zügel aus dem Stall, warf sich darauf und jagte gen Sankt Katharina.

Pangerl hatte in abgerissenen Sätzen noch alles kund gethan, was er über jene That wußte und bezeichnete den Ort in seiner Stube, wo man unter den Dielen die leere Geldkatze des Balsenbauern und den noch teilweise gefüllten Geldbeutel des Federnseppen finden werde, daneben auch sein Erspartes, welches er dem Mirl als Entschädigung für das ihr zugefügte Schlimme vermachen wollte. Die Federnseppin aber versprach ihm, daß das Geld nur für sein Seelenheil verwendet werden solle.

„So, moants, i kimm nöd in d' Höll'?" fragte der bereits sein nahes Ende Fühlende. „Moants, i muaß sched im Fegfeuer brinna?"

„Unser Herrgott wird dir gnädi sein!" sagte die Federnseppin mit gefalteten Händen. „I, wir alle beten für di'."

Die Umstehenden, unter denen auch der Ortsvorsteher, waren tief erschüttert auf die Kniee gesunken und als jetzt Pangerl angstvoll ausrief: „Bets für mi, i stirb!" begannen sie laut das Vaterunser zu beten, und als sie das „Amen" sprachen, hatte auch der Unglückliche seinen letzten Atemzug gethan.

Nach einem weiteren, kurzen Gebete nahm die Federnseppin den Herrgottsmantel von der Leiche und trug ihn wie eine Reliquie hinab in die Wohnung des Richter Veri.

Der Verstorbene mußte bis zur Ankunft der Gerichtskommission am Platze liegen bleiben, und der Ortsvorstand ließ durch einen reitenden Boten die betreffende Anzeige machen.

Karlitschek aber war in geradezu rätselhafter Schnelligkeit in Sankt Katharina angelangt. Vor der Kirchhofmauer sprang er vom Pferde und kümmerte sich nicht weiter um dasselbe, sondern eilte durch den Friedhof zur Kirche, in welcher die feierliche Trauung bereits ihren Anfang genommen.

Der Pfarrer stand vor dem Brautpaar am Altare. Dreimal hatte der Bräutigam das bindende „Ja" gesprochen und der Geistliche stellte nun die erste Frage

an die Braut. Eben wollte auch sie ein lautes „Ja" erwidern — da hallte der entsetzliche Ruf durch die Kirche:

„Halt, Muada, halt ein!"

Alles wandte sich neugierig und erschrocken nach dem zum Altare vorstürmenden Karlitschek, der, dort angekommen, ausrief:

„Muada, Muada, der Multerer is 's, der 'n Bodan umbracht hat!"

Ein Ausruf des Schreckens tönte von den Lippen aller Anwesenden.

Der Bräutigam stand wie von Entsetzen erstarrt, der Geistliche war einige Schritte zurückgetreten, aber die Braut, Karlitscheks Mutter, stieg auf die erste Stufe des Altares und rief mit feierlichem, beschwörendem Tone:

„Multerer, beim allmächtigen Gott, gib Antwort; is 's wahr, bist du a Mörder?"

Der Multerer antwortete nicht gleich. Er wischte sich über die Stirne und fiel, ein gräßliches „Ja" hervorpressend, der Länge nach zu Boden. Er war tot.

Auch die Balsenbäuerin wankte. Aber Karlitschek hielt sie aufrecht und trug die Ohnmächtige auf seinen starken Armen aus der Kirche und nach dem nahen Gasthause. Dort legte er sie in einer oberen Stube aufs Bett und bat die nacheilenden weiblichen Verwandten, sich der Kranken anzunehmen.

Der Wirrwarr und das Entsetzen in der Kirche war unbeschreiblich. Keiner der Einwohner von Sankt Katharina konnte sich entschließen, den zweifachen, und wie man bald erfuhr, dreifachen Mörder bis zur Beerdigung in seinem Hause aufbahren zu lassen, und so trug man ihn in die sich neben der Kirche befindliche Totenbeinkapelle.

Die Balsenbäuerin hatte sich nach und nach wieder erholt, und ihr Erstes war, Karlitschek um Verzeihung zu bitten für alles Leid, das sie ihm angethan, und ihm zu danken, daß er sie noch rechtzeitig gerettet vor dem Unglück, das Weib dieses Verbrechers zu sein. Aber sie fühlte auch, welch tiefe Schande auf ihr jetzt haften werde.

Daß boshafte Menschen auch schnell bereit sein könnten, den Verdacht auszusprechen, die Balsin habe um das Verbrechen gewußt, das ahnte sie freilich nicht, wohl aber befürchtete es Karlitschek. Sein Hauptanliegen war es daher, Pangerls letztes Geständnis, das seiner Mutter Unschuld bezeugte, überall konstatieren zu lassen.

Die Hochzeitsgäste nahmen im Wirtshause zu Sankt Katharina größtenteils das für sie bereit gehaltene Mahl zu sich, denn nicht nur die Lust allein, auch der ausgestandene Schrecken und das ereignisreiche Erlebnis machte Durst und Appetit.

Sobald sich die Bäuerin erholt, fuhr sie mit ihrem Sohne nach dem Balsenhofe zurück.

Es läßt sich leicht denken, mit welcher Neugierde man nach der so bitter enttäuschten Braut blickte, aber der gestreckte Trab, in welchem Karlitschek seine Pferde laufen ließ, gestattete den Leuten nicht, ihre Neugierde vollständig zu befriedigen.

Zu Hause mußte man die Frau gleich zu Bette bringen, der Arzt von Neuern ward gerufen und traf seine Anordnungen. Karlitschek wachte die ganze Nacht am Bette der nun mit ihm wieder ausgesöhnten Mutter, auf deren Wunsch ihn die Federnseppin in der Pflege unterstützte. Die Bäuerin reichte letzterer versöhnend die Hand und sprach den Wunsch aus, sie möchte nun Mirl so rasch als nur immer möglich als Schwiegertochter auf dem Hofe begrüßen können. —

Der Multerer aber, angethan mit dem hochzeitlichen Gewande und den mit Rosmarin und Goldflitter geschmückten Hut zu seinen Häupten, feierte im Totenbeinhaus zu Sankt Katharina die so lange ersehnte, für ihn so still gewordene Brautnacht.

XIV.

Einige Monate sind darüber hingegangen. Der Herbst hatte die Blätter gefärbt mit seinen bunten, freundlichen Farben, die Wälder und Berge schienen mit dunklem Violett übergossen, wenn sich die Sonne dem Untergange neigte. In Mirls Gärtchen blühten nun auch buntfarbige Astern und einzelne, vom frühen Reife versenkte, gelbe und rote Georginen. Aber etwas blühte trotz des Herbstes im schönsten Frühlingszauber — Mirls Wangen, welche ihr die wiedererlangte Gesundheit und das Glück gerötet.

Wie schön war sie vor einigen Wochen als Juschas Kranzljungfer gewesen. Man hatte noch selten zwei so herrliche Mädchen beisammen gesehen. Selten aber auch mochte eine Hochzeit im Künischen großartiger und freudiger gefeiert worden sein, als diejenige Wendelins mit der schönen Baiereckerin beim Schimandl zu Hammern.

Dieser letztere kam natürlich an jenem Tage aus der Rührung gar nicht heraus, aber auch der Falzmichl in einem nagelneuen Jägerrock trank und weinte in anständigen Zwischenräumen und rief unzähligemale dem geradezu in einem Meere von Glückseligkeit schwimmenden Schnupfgirgl zu: „Spezl, dös gfreut mi unsgschickt!"

„Und mi erst!" entgegnete dann immer der Donnerbauer, sein Brisilglas maltraitierend, dessen Hals heute zur besonderen Feier ebenfalls mit einem roten Bändchen geschmückt war.

Wendelin aber war an diesem Tage zum erstenmal ernst, fast wehmütig gestimmt, er ließ Juschas Hand nicht aus der seinen, als befürchte er, sie jetzt noch zu verlieren. Zu viel des Glückes bedrückt das Herz auch, doch gewöhnt sich's gar leicht, und wenn das junge Ehepaar an Sonn- und Festtagen herübergefahren kam zu den Verwandten auf dem Balsenhofe, so merkte man bei Wendelin blutwenig mehr von einem ernsten, wehmütigen Ausdrucke. Auf dem Gesichte beider Gatten strahlte das Glück.

Auf dem Balsenhofe war auch wieder alles in Ordnung. Die Bäuerin, wenn auch meistens ernst und in sich gekehrt, hatte doch ihre Gesundheit wiedererlangt. Sie suchte verdoppelt gut zu machen, was sie an ihrem Sohne gefehlt, und überhäufte besonders Mirl mit allen erdenklichen Liebesbezeigungen. Die Balsin hatte den Hof bereits gerichtlich an Karlitschek abgetreten und sich nur das sogenannte Austraghaus vorbehalten.

Die Vorkehrungen zur Hochzeit wurden seit Wochen getroffen, die Einladungen durch den Hochzeitlader waren bereits erfolgt, und vom Bräutigam auch der Falzmichl und der Richter Veri persönlich als Gäste gebeten. Das Gichtleiden des letzteren hatte sich wieder gehoben, und auch seine Tochter, Mirls Godl, hatte sich vom Krankenlager aufgerafft, so daß in dem kleinen Richterhäuschen wieder bessere Verhältnisse eintraten, wenigstens was die Gesundheit seiner Bewohner anbelangte.

Dafür aber hatte sich leider der Hader eingeschlichen, der Vater und Tochter gegeneinander Front machen ließ und den sonst gewohnten Frieden verscheuchte. Und daran trug der Herrgottsmantel die Schuld.

Die Nachricht von den Wundern, welche derselbe bewirkt, die natürlich übernatürlich übertrieben wurden, veranlaßten, daß eine Menge Leute herbeikam, um dieses Kleidungsstück zu sehen und zu verehren. Besonders aber waren es die tschechischen Wallfahrer, die danach Sehnsucht bezeigten. Aber Veri hatte den Mantel von jener Stunde an, da er von der Leiche Pangerls genommen wurde, in seinen Kasten versperrt und wollte ihn nie wieder herausnehmen, nie mehr tragen, denn er wollte nicht einem ohne sein Zuthun entstandenen Aberglauben Vorschub leisten.

Die frommen Wallfahrer boten oft erhebliche Summen Geldes an, um ihren Wunsch erfüllt zu sehen, aber der alte Veri wies sie kalt und strenge zurück. Das paßte seiner Tochter nicht, welche die sie bedrückende Not so leicht gehoben sah und gar nichts Verwerfliches darin erkennen wollte, wenn die Leute nun einmal an das Wunder des Mantels glaubten, ihnen diesen Glauben zu belassen.

Aber Veri war besserer Ansicht, und so entstand der Streit. Dieser erreichte seinen Höhepunkt, als eines Abends ein Zug Wallfahrer singend von Neukirchen zum hl. Blut über Rittsteig kam und hier Nachtlager nahm. Alles wollte den „heiligen Herrgottsmantel" sehen, aber es blieb bei dem Wollen. Da trat ein tschechischer Wirt in Veris Häuschen und suchte mit dem Alten einen förmlichen Handel abzuschließen. Er erzählte, daß er neben seinem Wirtshause, auf dem kein Geschäft gehe, eine kleine Kirche hätte und für diese wünschte er den Herrgottsmantel zu erwerben. Es entstünde dadurch eine neue Wallfahrt, die der Neuheit halber fleißig besucht würde, und er wollte dann schon für weitere Wunder Sorge tragen. Es könnte gar nicht fehlen, daß er auf diese Weise ein reicher Mann würde.

Der spekulative Wirt hatte dem Faß den Boden ausgeschlagen. Vergebens bot er erst fünfhundert, dann tausend und steigerte das Angebot bis zu dreitausend Gulden; Veri lächelte und blieb kalt.

Aber seine Tochter wurde desto wärmer.

„Vater," rief sie, „gib 'n Mantel her! Für di' und mi' hat d' Not a End'. Dreitausend Gulden! Dös is a Glück, a Treffer, wie's nimmer kommt im Leb'n, denn wir san alle zwoa alt und krank. Wie lang leb'n ma no'? Warum soll'n wir uns die wenigen Jahr nöd besser machen?"

Veri ersah aus der Rede seiner Tochter nur zu deutlich, daß sie um des Gewinnes willen jederzeit bereit sei, den Mantel zu veräußern. Jetzt konnte er das noch hindern, was aber würde geschehen, wenn er heute oder morgen die Augen zudrücke?

Diese Frage hatte sofort einen Entschluß zur Folge. Er gab dem spekulativen Wirte die Antwort, er möge morgen, bevor er mit den übrigen Wallfahrern weiterzöge, wieder kommen, dann solle er erfahren, zu was er sich entschlossen habe. Voll freudiger Hoffnung eilte der Böhme von dannen.

Am nächsten Morgen aber, bei Sonnenaufgang, schritt Veri, in seinen Mantel gehüllt, den Steinriegel hinauf, schnitt von den sich hier befindlichen Kranawittstauden (Wacholder) dürre Zweige, sammelte einiges Reisig und errichtete auf der höchsten Felsenplatte einen kleinen Scheiterhaufen.

Die Sonne stieg in himmlischer Glorie am Horizonte herauf, die Berge und Wälder mit feurig lichtem Scheine umkleidend, als sollten sie festtäglich prangen als Zeugen einer heroischen That.

Der alte Richter Veri hatte seinen Mantel, das teure Vermächtnis seines Urahns, abgenommen und sprach zu ihm die letzten Abschiedsworte, welche er mit dem Rufe schloß:

„In Ehren bist du alt worn und in Ehren sollst du aus der Welt gehn!"

Dann küßte er das ehrwürdige Kleinod mit tiefer Rührung, legte es auf den Reisighaufen und zündete diesen an.

Sofort loderte eine mächtige Rauch- und Feuersäule zum reinen Himmel auf. Der Alte stand mit entblößtem Haupte daneben, stolz und selbstbewußt, sah Blatt um Blatt vom Mantel zu Zunder und Asche werden und nach kurzer Weile hatte die lodernde Flamme alles verzehrt, nichts war mehr übrig, als Kohle und Asche.

Der Alte nahm einen Stock und zerstreute diese letzten Ueberbleibsel in alle Winde. Dann schritt er langsam den felsigen Hang hinab zu seinem Häuschen, sich einer gut vollbrachten That bewußt.

Die sich zum Weitermarsche versammelnden, tschechischen Wallfahrer sahen wohl dort oben am G'steinet die Rauchsäule aufsteigen, aber sie ahnten nicht, welch kostbares Kleinod dieses Feuer vernichtete. Sie wurden es erst inne, als sie vor Veris Häuschen ihr schönes Morgenlied sangen und die Aeltesten dann wiederholt baten, Veri möchte ihnen den Herrgottsmantel zum Kusse darreichen, und auch der unternehmungslustige Gastwirt sich seinen Bescheid holte.

Jetzt setzte der Alte sowohl die Wallfahrer wie seine Tochter von dem soeben Vollbrachten in Kenntnis.

Seine Mitteilung erfüllte alle mit Zorn und Wut; während andere in Wehklagen ausbrachen, blieb Veri kalt und rief ihnen lächelnd zu:

„Wollts Wunder hab'n, so schaugts die Bleameln an, die auf der Wiesen blühn, die Aehren auf'n Feld, schaugts hin auf Sonn, und Mond, und Stern, auf Wasser, Luft und Erd', da sehgts enk Wunder gnua! Der dös alles gmacht hat, Den bets an, Dem singts enkere Lieder, den lobts und preists! Menschenwerk bleibt Menschenwerk und geht als solches z' Grund. Dem

droben aber seine Wunder bleib'n ewi'. So, und iatzt pfüat Gott!"

Seine Tochter, die anfangs vor Schrecken starr neben ihm stand, hatte ihn wohl verstanden und drückte ihm jetzt die Hand. Die meisten der Tschechen aber verstanden ihn nicht. Viele eilten hinauf zur Brandstätte und stritten sich dort eine Weile um die wenige Asche, die noch zu finden war. Mißvergnügt verließen sie alle das Dörfchen, insbesondere aber der böhmische Wirt, der so gern neben seiner Schenke eine zugkräftige Wallfahrt gehabt hätte.

Veris wackere Handlung sollte aber nicht unbelohnt bleiben. Die Balsenbäuerin, welche überzeugt war, nur durch Vermittelung des Herrgottsmantels noch im letzten Augenblicke gerettet worden zu sein, übergab dem braven Alten eine erkleckliche Summe, welche ihn und seine Tochter künftighin vor jeder Sorge bewahrte.

Am Vorabend von Karlitscheks Hochzeit aber brachte dieser dem Alten einen vollständig neuen Anzug und einen schönen Mantel von feinem, dunkelblauem Tuche. Veri sollte ihn beim morgigen Feste tragen, und dieser versprach es mit freudiger Rührung. —

Wieder hallten Böllerschüsse, Musikklänge und freudiges Jauchzen in und um den Balsenhof und das Häuschen der Federnseppin.

Das Bräutchen war, wie sich der Schnupfgirgl, der als einer der ersten mit Wendelin und Juscha angefahren kam, urwüchsig ausdrückte: „hillsakrisch schö'!"

Nach den üblichen Ceremonien zog der Brautzug in die Kirche von Sankt Katharina, wo Pater Heribert dem glücklichen Brautpaare nicht ohne tiefe Rührung die Hände segnend ineinander legte und dann dem neu verbundenen Paare die ersten Glückwünsche darbrachte.

Der Hochzeitlader aber sagte nach dem Austritt aus der Kirche in seiner Jubelrede:

„No' sehgts, da hama 's Paarl, richti is's!
So schuißts! so spielts! so schreits: Vivat!
Daß d' Luft voll Knaller, G'schrei und Musi' is,
Voll Freudeng'schrei! Vivat! Vivat!"

Und dieser Rat wurde ehrlich befolgt. Nichts störte die helle Freude dieses herrlichen Tages, und unter den Segens- und Glückwünschen sämtlicher Gäste verließ Karlitschek mit seinem jungen Weibe bei Sonnenuntergang in festlich geschmückter Kutsche, bespannt mit prächtig geschirrten, mit klingendem Schellengeläute versehenen Pferden Sankt Katharina, um auf seinem Hofe fröhlichen Einzug zu halten und Mirl als Freibäuerin in ihr neues Heim zu führen.

Hell leuchtete es noch von den oberen Spitzen des Ossas, als hätten sie, nachdem schon alles im Schatten dunkelte, die Strahlen des hinabgesunkenen Gestirns absichtlich so lange an sich gefesselt, um dem heimkehrenden jungen Ehepaar noch grüßend kundzuthun, daß ihm nach überstandenen Stürmen ein leuchtendes, treues Glück beschieden sei.

Und sie deuteten wahr! Der Balsenhof ward gesegnet in Haus und Feld, und sein Besitzer gilt auch heute noch als einer der reichsten und angesehensten Freibauern im „Künischen".

Die Kokastaude und das Kokain.

Von

Hermann Schäfer.

Schon länger als drei Jahrhunderte bekannt, hat die Kokapflanze erst in diesem Jahre als ein wahrer Schatz unter unseren Arzneimitteln die verdiente Anerkennung gefunden. Nachdem sie im Laufe der Zeit die verschiedenste Beurteilung erfahren, zeitweise als Universalmittel im Gebrauch gewesen, aber, in Europa wenigstens, schließlich immer wieder als unbrauchbar beiseite gelegt worden, hat sie sich im letzten Jahre rasch einen sicher dauernden Platz in der Heilkunde erworben und beherrscht vollständig das Tagesinteresse.

Die Kokastaude (Erythroxylon Coca) ist ein 1 bis 2 m hoher Strauch und gehört ins Reich der Dikotyledonen und zwar zu den Polypetala. Sie wird vornehmlich in Südamerika, Peru und Bolivia, als ein unentbehrliches Genußmittel für viele Millionen Menschen in großen Massen kultiviert und gedeiht dort an den Abhängen und in den warmen, regenreichen Thälern der Anden ganz vorzüglich. Die Blätter der Staude, welcher die heilkräftigen Stoffe innewohnen, haben nach Vogt eine eirunde Gestalt, sind 5 bis 6 cm lang, gestielt, ganzrandig, bereift, durch zwei besonders an der unteren Fläche hervortretende, linienförmige Falten ausgezeichnet, welche, Seitennerven gleichend, vom Blattgrunde bis an die Blattspitze in flachem Bogen den Mediannerven begleiten. Die kleinen weißen Blüten stehen seitlich in Büscheln am Stamme, die roten Früchte haben gleichfalls eirunde Form. Die Anpflanzung der Koka geschieht einesteils durch Säen der Samen, andererseits auch durch Setzlinge. Nach einem Jahre ungefähr werden die jungen Schößlinge von den Eingeborenen versetzt und nach 1 $^{1}/_{2}$ bis 2 Jahren werden die ersten brauchbaren Blätter geerntet. Hierbei gelten die Blätter nur dann als reif, wenn sie so steif geworden sind, daß sich ihre Stiele bei leichter Berührung von den Zweigen loslösen. Die Blätter werden rasch an der Sonne getrocknet und sind nun für den Genuß oder den Export fertig. Eine gute Kokastaude liefert in Jahren mit günstigen Temperaturverhältnissen fünf bis sechs Ernten von Blättern und bleibt etwa ein bis zwei Menschenalter ertragsfähig. Von welch hohem Wert die Koka für die Bewohner jener Länder ist, geht aus dem Umsatze hervor, der bereits um die Mitte dieses Jahrhunderts die Summe von über 2 $^{1}/_{2}$ Millionen Pfund Sterling betrug, sich seitdem aber ganz enorm vermehrt hat.

Bereits im 16. Jahrhundert, als die Spanier unter Pizarro sich Peru unterwarfen, fanden sie in dem hochcivilisierten Lande, in welchem der Ackerbau weit blühender als in Europa war und an vielen Orten durch künstliche Bewässerung, sowie durch ausgedehnten Gebrauch der verschiedensten Düngerarten, namentlich auch des Guanos, gefördert war, große Kulturen der Kokapflanze vor.

Ehre sei Gott in der Höhe
Friede auf Erden.

Laut von den Bergen hallte wieder
Der Engel feiernd Gloria,
Die Hirten aber stiegen nieder,
Zu seh'n das Wunder, das geschah.
In nied'rer Hütte eingetreten,
Ward ihnen ihres Glaubens Lohn,
Sie sahen ihn, den die Propheten
Geweissagt, Gottes ew'gen Sohn.
Sie knieten nieder an der Krippe
Und beteten das Kindlein an
Und haben mit geweihter Lippe
Der Weihnacht Wunder kund gethan.

Julius Sturm.

Fröhliche Weihnacht!

Georg Hahn München

Bei dem hohen Werte, welchen die Staude schon in damaliger Zeit für die Eingeborenen besaß, erscheint es nicht wunderbar, daß die Koka auch in den Volkssagen jener Lande eine bedeutsame Rolle spielt. Wie ihre ganze Civilisation, so führten die peruanischen Sagen auch das Geschenk der Kokapflanze, welche die Hungernden sättigt, die Schwachen stärkt und sie ihr Elend vergessen läßt, auf einen angeblichen Sohn ihrer obersten Gottheit, der Sonne, zurück, der vor vielen Jahrhunderten unter dem Namen Manco Capac in Begleitung seiner Schwester und Gemahlin Mama Oello (Mama peruanisch „Mutter") von den Felsen des Titicacasees in das Land herabgestiegen sei, ihnen das Licht seines Vaters gebracht, die rohen Stämme in nützlichen Künsten unterrichtet, ihre Religion gelehrt und sie durch politische Einrichtungen verbunden habe. Die Blätter der göttlichen Pflanze wurden den Göttern geopfert, während des Gottesdienstes gekaut; sogar die Toten bekamen Kokablätter mit in den Mund.

Von den Spaniern, welche an die rätselhaften Wirkungen der Pflanze nicht glaubten und das Ganze für ein Werk des Teufels hielten, wurde anfänglich der Genuß der Blätter untersagt. Allein sie gestatteten ihn bald wieder, als sie die Wahrnehmung machten, daß die Eingeborenen infolge der Entziehung des gewohnten Genusses verfielen und die schweren Arbeiten nicht mehr leisten konnten. Und so ist es in jenen Gegenden bis auf den heutigen Tag geblieben. Schon in früher Jugend, so erzählt Mantegazza, fängt der Eingeborene an, Koka zu kauen; stets trägt er auf seinen Wegen einen Beutel mit Kokablättern (Chuspa) mit sich und außerdem einen Krug mit Pflanzenasche (Llicta). Den Blättern setzt er während des Kauens mehrmals mittels eines Stachels von der Pflanzenasche zu. Daß die Eingeborenen bei dem Genusse der Koka den größten Anforderungen an ihre Kräfte genügen und ganz außerordentliche Strapazen ohne jeden Schaden für ihre Gesundheit überstehen können, bestätigt sowohl Humboldt, wie auch viele andere Forscher, die jene Gegenden bereist haben. Tschudi, ein wahrheitsgetreuer Berichterstatter, erzählte uns sogar, daß ein 62jähriger Cholo für ihn fünf Tage und ebenso viele Nächte die anstrengendsten Ausgrabungen gemacht habe. In dieser ganzen Zeit soll der Arbeiter nicht mehr als zwei Stunden nachts geruht und dabei nur vom Kokakauen gelebt haben. Alsdann soll derselbe ihn noch auf einem zweitägigen Ritte begleitet haben, und zwar ständig neben dem Maultiere einhergehend, gewiß eine ganz ungewöhnliche Leistung. Alle Kenner jener Länder stimmen darin überein, daß die Kokakauer (Coqueros) die schwersten Arbeiten vollbringen und dabei tagelang eine eigentliche Nahrung entbehren können. Ein mäßiger Genuß soll für den Körper sehr wohlthätig sein, niemals aber schaden. Dagegen Unmäßigkeit erzeugt einen dem Alkoholismus ähnlichen Zustand, die Kokakachexie, die mit Abmagerung, Verfall der Kräfte, Herabstimmung aller geistigen Funktionen einhergeht.

Nach Europa gebracht wurde die Kokapflanze im Jahre 1749, doch fand sie bereits früher in Schriften Erwähnung. De Jussieu und Lamarck beschrieben zuerst die Pflanze genauer und reihten sie auch in botanischer Hinsicht dem Genus „Erythroxylon" ein. Mantegazza berichtet auf Grund seiner Erfahrungen schon sehr viel Rühmliches von den hygieinischen und medizinischen Eigenschaften der Kokablätter. Dr. Scherzer, welcher die Expedition der österreichischen Fregatte Novara im Jahre 1859 mitmachte, übergab an Professor Wöhler in Wien einen Teil der mitgebrachten Kokablätter zur chemischen Untersuchung. Niemann und Lossen, zwei Schüler Wöhlers, übernahmen diese Untersuchung und Niemann stellte aus den Kokablättern zuerst das Alkaloid Kokain in Form von großen, farblosen, vier- bis sechsseitigen Prismen dar, das einen bitteren Geschmack besitzt und die wirksamen Stoffe der Kokablätter enthält. Das Kokain löst sich in Wasser nur schwer, leicht in Alkohol, Aether oder verdünnten Säuren; leichter löslich in Wasser sind das salzsaure und essigsaure Salz des Kokains, weswegen auch jetzt nur noch die Salze bei uns in therapeutische Verwendung kommen.

In der Folge prüften nun eine Menge Untersucher die Wirkungen des Kokains bei Tieren, gesunden und kranken Menschen, merkwürdigerweise ohne zu einem ganz günstigen Resultate zu gelangen, so daß das Kokain in Europa eigentlich bis in unsere Zeit nicht zur verdienten Geltung kam.

Erst die in den letzten Jahren angestellten Versuche haben den hervorragenden Wert dieses Arzneimittels in diätetischer und damit auch therapeutischer Hinsicht dargethan. Besonders eingehende Experimente an Tieren wurden von v. Anrep im Jahre 1880 gemacht. Sie ergaben das Resultat, daß Kokain, in geringer Menge gegeben, eine anregende, reizende, in größerer Menge lähmende Einwirkung auf das Nervensystem zeigt.

Bei sonst ganz gesunden Menschen bewirkt eine kleine Dosis Kokain (etwa 0,05 Gramm) eine plötzliche lebhafte, freudige Anregung und ein Gefühl von Leichtigkeit, wie es u. a. Freud an sich selbst beobachtete und beschrieb. Es stellt sich dabei nach ihm ein Pelzigsein an den Lippen und am Gaumen ein, dann ein Wärmegefühl an derselben Stelle, und wenn nur kaltes Wasser getrunken wird, so empfindet man es an den Lippen als warm, im Schlunde als kalt. „Dies anhaltende Wohlbefinden nach Kokaingenuß gleicht ganz der normalen Euphonie eines gesunden Menschen; man fühlt sich kräftiger und arbeitsfähiger. Gerade während dieses Zustandes zeigt sich die wunderbare Wirkung der Koka; langanhaltende, intensive geistige wie physische Arbeit wird ohne jede Ermüdung verrichtet; Nahrungs- und Schlafbedürfnis, die sonst zu bestimmten Zeiten gebieterisch sich einstellen, sind wie weggewischt." Nach größeren Dosen geht dieses frohe Wohlbehagen in einen förmlichen Rausch über mit Hallucinationen von meist heiterer Natur. Aber selbst dieser Rausch hinterläßt durchaus keine weiteren Störungen oder sonstige Anzeichen einer überstandenen Intoxikation.

Begreiflicherweise fanden die Kokablätter, deren Genuß eine so rätselhafte, wunderbare Wirkung auf den ganzen Organismus ausübte, weswegen die Eingeborenen sie auch bei all ihren religiösen Feierlichkeiten sowohl den Göttern zum Opfer darbrachten, als auch während derselben selbst kauten, bei den Coqueros eine

ausgedehnte Verwendung auch gegen Krankheiten und wurden als eine Art Universalmittel gegen alle möglichen Erkrankungen gebraucht. In ganz ähnlicher Weise empfahlen auch die ersten Europäer die Blätter und erst Mantegazza, der die Wirkungen derselben in den Kokaländern Südamerikas an sich und anderen Bewohnern studiert hatte, stellte feste Normen für die Anwendung der Koka auf. Leider fanden seine Beobachtungen weder unter seinen Zeitgenossen, noch auch später die verdiente Anerkennung. Und so blieb auch in der Folge die Koka dem größten Teil der europäischen Aerzte unbekannt, während die Aerzte Amerikas sie niemals ganz beiseite gelegt hatten. In der jüngsten Zeit freilich hat sich dies auch in Europa sehr geändert. Das Kokain mit seinen Salzen ist nun eines unserer wertvollsten und unentbehrlichsten Medikamente und hat besonders für die Specialärzte eine ganz außerordentliche Wichtigkeit erlangt. Die durch ein paar Tropfen selbst schwacher Lösungen zu erzielende Unempfindlichkeit der Bindehaut und Hornhaut des Auges, der Schleimhaut des Mundes, des Schlundes und Kehlkopfs, der Nase und anderer Organe war so evident, daß man ohne jedes Bedenken daran gehen konnte, diese Anästhesie bei Operationen zu verwerten. Es ist das unbestreitbare, große Verdienst Kollers, zuerst wieder das allgemeine Interesse auf diese unschätzbare und durch nichts zu ersetzende Eigenschaft der Koka gelenkt zu haben. Das Mittel hat eine wahre Revolution in der Technik der Augen- und Kehlkopfoperateure hervorgerufen — operiert doch der Augenarzt jetzt an dem empfindlichsten Organe des menschlichen Körpers, am Auge, ohne daß der Kranke den geringsten Schmerz empfindet, wenn sich die Operation auf Bindehaut und Hornhaut erstreckt. Selbst bei den eingreifendsten Operationen, wie Staroperationen, verspürt der Kranke kaum Nennenswertes. Die tieferen Teile des Augapfels allerdings, wie die Regenbogenhaut, die Muskeln u. a., bleiben empfindlich; aber auch die Sensibilität dieser Teile wird durch ein paar Kokaintropfen ganz erheblich vermindert. Nach solchen Erfahrungen ist die Verwendung der in manchen Fällen lebensgefährlichen Chloroformnarkose zu Operationszwecken zum großen Heile vieler Kranken in jenen Gebieten sehr beschränkt worden. Und schon hierdurch allein ist dem Kokain ein bleibender Wert gesichert.

Doch auch der Gebrauch, welchen die Eingeborenen schon von alters her von den Kokablättern machten, wird wohl bleiben und uns vielleicht bei Kranken und Gesunden den Alkohol sehr vorteilhaft ersetzen, so auch besonders im Kriege, auf großen, angreifenden Wanderungen, Bergbesteigungen, Forschungsreisen u. s. w., überall da, wo starke physische Anstrengungen von unserem Körper gefordert werden, wo uns die der körperlichen Leistung entsprechende Ruhe und Nahrung fehlen. Beispielsweise berichtet Sir Robert Christison, daß er als 78jähriger Greis zum Zweck der Prüfung des Kokains einen Weg von 15 englischen Meilen unternahm, ohne irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen, und dies nach wenigen Tagen mit gleichem Erfolg wiederholte. Beim dritten Versuch kaute er 2 Drachmen Kokablätter, legte denselben Weg ohne alle Beschwerden zurück, fühlte, zu Hause angekommen, trotz neunstündiger Nahrungsenthaltung weder Hunger noch Durst und wachte am nächsten Morgen ohne das Gefühl der geringsten Ermüdung auf. Die Besteigung eines 3000 Fuß hohen Berges erschöpfte ihn vollständig, aber den Rückweg vollendete er nach Genuß von Kokablättern mit jugendlicher Frische und ohne alle Müdigkeit. Aschenbrandt macht eine sehr interessante Mitteilung über seine Beobachtungen bei Kokaingebrauch während der Herbstübungen eines bayerischen Armeecorps im Jahre 1883 und sagt darin, daß die Soldaten, welche unter dem Einfluß der Strapazen und infolge von entkräftenden Krankheiten sehr heruntergekommen und teilweise vollständig marode geworden waren, nachdem sie Koka genommen, wieder imstande waren, die Uebungen und Märsche ganz gut mitzumachen. Zahlreiche ähnliche Erfahrungen wie die genannten werden von anderen Forschern mitgeteilt, so daß wir es nicht unterlassen dürfen, die Führer unserer Heere auf dies vorzügliche Stimulans aufmerksam zu machen, wie dies in England bereits geschehen ist. Auch bei Störungen in der Verdauung und nach langdauernden Erkrankungen in der Rekonvalescenz hat eine vorteilhafte Verwendung des Kokains stattgefunden.

Wie es scheint, soll aber die Kokapflanze noch anderen, viel beklagenswerteren Menschen ein wirklicher Lebensretter werden, nämlich den Morphiophagen oder Morphinisten, die gewohnheitsmäßig Morphium zu sich nehmen und bei der Entziehung dieses Narkotikums einem raschen Verfall entgegenzugehen pflegen.

In Amerika wurde in den letzten Jahren diese so wichtige Wahrnehmung gemacht, daß der Koka die Kraft innewohne, diese bedauernswerten Menschen zu heilen und den Morphiumhunger zu unterdrücken. Ja es wird von einigen mitgeteilt, daß die so behandelten Morphinisten oft schon nach wenigen Wochen die Kokapräparate weglassen konnten, ohne daß eine Wiederkehr des Morphiumhungers von den Kranken verspürt worden sei. Auch gegen die Trunksucht wird jetzt die Koka mit gutem Erfolg verwendet.

Dieser vielseitige Gebrauch, welchen die Kokapräparate in der Medizin und auch sonst gefunden, rechtfertigen aber zur Genüge die Worte, die ich im Beginne des Aufsatzes niedergeschrieben habe: die Kokapflanze und das Kokain bedeuten für den inneren Arzt wie für den Chirurgen eine ganz unschätzbare Bereicherung seines Arzneischatzes.

Eine Vergessene.

Von

Euphemia Gräfin Ballestrem

(Frau von Adlersfeld).

Es gibt Gestalten in der Geschichte, welche der Forscher zwar kennt, aber nur einer kurzen Erwähnung für wert hält, Gestalten, deren Existenz dem in breiten, schnellen Zügen arbeitenden Geschichtsschreiber

keinen Anlaß gibt zu weiteren Ausführungen, die ihm zu unbedeutend erscheinen. Und doch, was liegt nicht oft zwischen den Zeilen einer solchen kurzen Erwähnung verborgen — ein Menschenleben voll Hoffen, Fürchten und Entsagen, geistiges Martyrium und moralische Dornenkronen! Eine solche, in den Geschichtsbüchern kaum erwähnte Gestalt ist die Vergessene, der diese Zeilen gewidmet sind — wir meinen die zweite Königin von Preußen und dritte Gemahlin König Friedrichs I., Sophie Luise von Mecklenburg-Grabow.

Am 5. Mai 1705 war die geistesstarke, schöne Königin Sophie Charlotte, die Philosophin auf dem Throne und Freundin von Leibniz gestorben, und die Partei des übermütigen Emporkömmlings, des Grafen Colb von Wartenberg, dessen gänzlich ungebildete aber schöne und intrigante Gemahlin Katharina den König vollständig beherrschte, bemächtigte sich des ganzen Einflusses nicht allein auf die Person des Königs, sondern auch der Regierung — eines für Preußen unseligen Einflusses, den der Geist der toten Königin immer noch in den gebührenden Schranken gehalten hatte. Am 28. November 1706 vermählte sich der Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm I. mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover, welche 1707 einen Sohn gebar, der bald darauf wieder starb. Die Thronfolge in Preußen stand demgemäß auf allzu schwachen Füßen; es wurde die Notwendigkeit einer dritten Ehe des Königs ernstlich erwogen und von diesem auch definitiv beschlossen Jetzt war es die Aufgabe der Partei Wartenberg, eine möglichst indifferente und geistesschwache Prinzessin für den König auszusuchen, denn man fürchtete mit Recht durch eine neue Königin von den geistigen Qualitäten einer Sophie Charlotte den Verlust des einmal eroberten Einflusses und den endlichen Sturz der Wartenbergs. Man schickte also heimlich Gesandte an alle Höfe mit jungen Prinzessinnen und entschied sich endlich für die willenlose, schüchterne Tochter des Herzogs Friedrich zu Mecklenburg-Grabow, die am 6. Mai 1685 geborene Herzogin Sophie Luise.

Die junge Prinzessin hatte zwar keine friedvolle und glänzende Jugend an dem väterlichen Hofe verlebt, aber immerhin doch eine glückliche. Herzog Friedrich lag in immerwährender Fehde mit den Nachbarländern, den Ständen und der Ritterschaft des eigenen Landes, welche gegen die Begünstigung der Städte opponierten, die der Herzog sich in keinem Falle feindlich machen wollte. Diese Kämpfe erschöpften stark die herzogliche Kasse und versagten dem Hofhalt jeden entbehrlichen Prunk, so daß die Herzogin und ihre Tochter für gewöhnlich nur die wohlfeilsten Stoffe tragen konnten, und letztere eine glänzende Prachtentfaltung nur dem Namen nach kannte. Doch diese Entbehrung machte sie nicht unglücklich. Mit ihrer vertrauten Freundin und Hofdame, Charlotte von Grävenitz, lebte sie ein stilles, glückliches Leben an dem Hofe ihrer verwitweten Mutter, der Herzogin Christine Wilhelmine, einer Hessen-Homburgischen Prinzessin, welche für ihren unmündigen Sohn Friedrich Wilhelm die Regierung führte. Die junge Herzogin war eine Erscheinung voll Liebreiz, ohne dabei schön zu sein, und sie besaß eine natürliche Anmut, welche schnell alle Herzen gewann. Tief religiösen Gemütes, war sie die verkörperte Sanftmut, und wenn ihr Geist auch nur eine sehr mangelhafte Bildung genossen hatte, so war sie doch ganz und gar nicht beschränkt zu nennen, denn sie faßte schnell und dachte selbständig — nur der eigene feste Wille und die Gabe, jemand energisch entgegenzutreten, mangelten ihr.

Sie lebte, wie gesagt, glücklich an dem kleinen elterlichen Hofe, denn sie vermißte den Prunk nicht, und eine ihr im Herzen keimende Neigung zu einem jungen, ritterlichen, mecklenburgischen Edelmanne gab ihr ein stilles, aber um so süßeres Glück. Die Herzogin-Witwe, welche diese gegenseitige Neigung sah, wehrte derselben nicht, denn sie sagte sich, daß schwerlich irgend ein fremder Prinz ihre mittellose Tochter zur Gemahlin begehren würde, und ein begüterter Vasall immerhin als Gemahl für sie besser sei, als ein einsames, trauriges Alter in einem der verwahrlosten herzoglichen Schlösser. Sie wollte nur Sophie Luise ein paar Jahre älter werden lassen, ehe sie in eine Verbindung willigte, die augenblicklich noch nicht erwünscht war.

Da kam urplötzlich, unvorbereitet, die Werbung des Königs von Preußen an den stillen Hof zu Grabow — und das Geschick der Herzogin Sophie Luise war entschieden. Die hohe Ehre, welche der herzoglichen Familie damit widerfuhr, berauschten dieselbe förmlich — den Trousseau der Braut und die üblichen Juwelen versprach der König zu liefern — an eine Ablehnung dieses Antrages war gar nicht zu denken, schon aus Gründen der Klugheit nicht, denn Preußen konnte dem armen bedrängten „Herren zu Grabow" ein mächtiger, wertvoller Bundesgenosse werden.

Und so hielt denn die junge, bleiche Königsbraut am 27. November 1708 ihren feierlichen Einzug in die alte Stadt Berlin mit lächelnden Lippen und blutendem Herzen, wie es ja so oft im Leben geht, und am folgenden Tage fand die Vermählung unter einer solchen immensen Prachtentfaltung statt, daß das arme Opfer Wartenbergischer Politik schier beängstigt davon wurde. Mit diesem Tage begann die Königin Sophie Luise ein Leben voll unausgesetzter moralischer Leiden, Kränkungen, Bitternisse und glänzenden Elendes, das selbst Fräulein von Grävenitz, welche ihrer hohen Freundin nach Berlin gefolgt war, in nichts mildern konnte.

Der König hatte nicht das mindeste gethan, um das Vertrauen und die Zuneigung seiner jungen Gemahlin zu gewinnen — beeinflußt von der Gräfin Wartenberg trat er ihr kalt, reserviert, nur als König gegenüber, und gab ihr von Anfang an die Stellung einer Scheinkönigin, einer gekrönten Puppe ohne Willen, Einfluß und Macht. Der Kronprinz trat ihr in seiner derben Geradheit feindselig entgegen als einem unbefugten Eindringling in seine Sohnesrechte und vergebens suchte die Königin die Freundschaft der Kronprinzessin, welche nur zwei Jahre weniger zählte, als sie selbst, zu gewinnen.

Das herbste des zu Ertragenden aber war der Hohn und die öffentlichen Impertinenzen, mit welchen es die Gräfin Wartenberg wagte, der Gemahlin Friedrich I. zu begegnen. Es ist geradezu unglaublich, mit

welch gemeiner Insolenz dieses hochmütige Weib einer Königin von Preußen ungerügt den Weg kreuzen durfte, bis endlich der urplötzliche Sturz (1711) des Wartenbergischen Ehepaares den Hof und das Land von diesem verächtlichen Ungeziefer säuberte. Aber er kam zu spät für die unglückliche Königin.

Die Qualen ihres eigenen blutenden Herzens verbunden mit den aufreibenden Kränkungen, Zurücksetzungen und Aergernissen ihrer Scheinstellung, wie auch die immermehr zunehmende Entfremdung des Königs ließen Sophie Luise endlich in einen Tiefsinn verfallen, der leider nur zu bald in ausgesprochenen Wahnsinn ausartete, der sie, von Wärtern umgeben, zu einer Gefangenen in ihren eigenen Zimmern machte. So schlichen drei Jahre hin, und diese Zeit brachte manchen lichten Moment in das gestörte Geistesleben der Königin. Der letzte dieser Momente, den sie in Berlin hatte, war dazu bestimmt, den Kelch des Leidens bis zum Rande zu füllen, denn ihre Gegner legten ihr in der Konsequenz desselben den verfrühten Tod des Königs zur Last.

Der Sachverhalt war der folgende: Der König war seit Beginn des Jahres 1713 auffallend zusammengefallen und sein Brust- und Magenleiden begann rapide um sich zu greifen, bis er endlich im Februar seinen Armstuhl, in welchem er später auch starb, nicht mehr verlassen konnte. Da unterhielten sich eines Nachts die Wärterinnen der Königin in leise flüsterndem Gespräch über die drohende Todesgefahr des Monarchen, die Königin schlafend wähnend. Sie aber hatte das Gespräch belauscht und in einem Moment geistigen Lichtes auch begriffen. Leise verließ sie im weißen Nachtgewande das Bett, warf einen schwarzen Spitzenschleier über und schlich, ungehört und ungesehen von den ahnungslosen Wärterinnen aus dem Zimmer und durch die lange Flucht der Korridore nach den Gemächern des Königs. Die Schildwachen, an denen sie vorüberglitt, ließen vor Schreck das Gewehr fallen — sie meinten die „weiße Frau" zu sehen. Nur noch eine Glasthür trennte die arme Irre von den inneren Appartements des Königs, sie war verschlossen. Nicht wissend, was sie that, schlug sie mit der Hand die Scheiben entzwei und verletzte dieselbe schwer und schmerzlich — sie achtete es nicht! Unbeirrt schritt sie weiter und trat unvorbereitet in das Schlafgemach des Königs, der bei dem Anblick der plötzlich hereintretenden weißen, blutbefleckten Gestalt im schwarzen Schleier, meinend es sei die „weiße Frau", jener gefürchtete Geist der Hohenzollern, der durch sein Nahen den Tod des jemaligen Herrschers anzeigt, dermaßen erschrak, daß er in Krämpfe verfiel. Indes stand die unglückliche Königin vor ihm und klagte ihn an, ihr Leben zerstört und vergiftet zu haben, und forderte von dem Gatten die verlorene Jugend und das verlorene Glück zurück.

Vier Tage später, am 25. Februar, starb König Friedrich I.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß jene Nachtscene seinen Tod beschleunigt hat, aber wer darf wagen, eine Wahnsinnige deshalb anzuklagen?

Es war der Königin nicht einmal vergönnt, in den Landen, deren Krone sie getragen, ihr unseliges Dasein in würdiger Umgebung zu beschließen. Kaum hatte Friedrich Wilhelm I. den Thron bestiegen, so ließ er seine Stiefmutter in eine Zwangsjacke stecken, in einen Wagen packen und schickte sie mit einem Komplimente ihrer Mutter zurück. Wahrlich, ein fast erschreckender Charakterzug dieses Königs, der die Gemahlin seines Vaters, in der er doch außerdem noch die Königin-Witwe von Preußen zu ehren hatte, in dieser Weise behandelte. Doch Friedrich Wilhelm I. begann eben damals sein Sparsystem und sistierte vor allem die Hofhaltung der Königin Sophie Luise. So weise indes die Aufhebung alles überflüssigen Prunkes war, diese Art der Einschränkung dürfte kaum die Billigung des Gebildeten erfahren — sie kommentiert sich selbst.

Die Königin Sophie Luise hat ihr tragisches Geschick noch 22 Jahre ertragen müssen, denn erst am 29. Juli 1735 erlöste der Tod sie aus den Finsternissen ihrer langen Geistesnacht. Und nicht einmal ihr Leichnam fand seine Ruhestätte in der Residenz Berlin — er ward still und ohne Feier in der Gruft der Nikolaikirche zu Schwerin beigesetzt, und in Berlin erfuhr man kaum ihren Tod. Die wenigsten wissen überhaupt von der Königin Sophie Luise zu erzählen — sie ist vergessen, kaum daß jemand ihr in einem Winkel des königlichen Schlosses zu Berlin hängendes Porträt zu sehen bekommt. Und doch verdient gerade ihr Unglück das Mitleid und die Teilnahme warmherziger Menschen, die Aufmerksamkeit der Dichter. Aus Staub und Asche haben wir die Nachrichten über ihr Leben hervorgesucht, damit die königliche Kreuzträgerin nicht bleibe, was sie bis jetzt war — eine Vergessene.

Ueber das Stottern.

Von

Th. Kabelitz.

In einer fernen Stadt war's, und zehn Jahre sind seitdem vergangen, aber ich sehe den armen Knaben noch vor mir als wäre es gestern gewesen. Das Gesicht dunkel gerötet, die hübschen Züge verzerrt, die Schultern regellos auf und abwärts zuckend, der ganze Leib in krampfhafter Bewegung, so stand er da, an Gebärden ein Narr, in Wahrheit ein Bild des Jammers. Und was war der Grund dieser seltsamen Erscheinung? Ich hatte die Lektion begonnen, die erste, die ich in der Klasse gab und den Fritz zur Beantwortung einer Frage aufgerufen. Leuchtenden Blicks, voll Eifer, die gewünschte Antwort zu geben, sprang er auf, und eine Sekunde später stand er so völlig verwandelt vor mir. Verwundert sah ich die Klasse an. Der Primus erhob sich: „Er stottert," sagte er, und Fritz sank gebrochen auf seinen Platz. Armer Knabe! Er schämte sich; ohne Grund natürlich, aber er schämte sich, und während der ganzen Stunde schlug er die Augen nicht mehr auf.

Zehn Jahre sind seitdem vergangen, ich habe inzwischen manche Stadt des Reichs gesehen, aber überall fand ich es wieder, das schreckliche Uebel, das nicht nur

eine der edelsten Gaben der Natur, die menschliche Rede in Frage stellt, sondern für den Leidenden auch eine Quelle fortlaufender Demütigungen wird. Wenn ich auch von den Neckereien kindlicher Spielgenossen ganz absehe, so bleiben doch Veranlassungen genug, wo der Stotterer sein Uebel als eine Demütigung empfinden wird, empfinden muß.

Er sitzt in der Schulklasse, Frage und Antwort fliegen lustig hin und her. Er allein ist ausgeschlossen vom fröhlichen Wechsel der Rede. Wie oft weiß er das Rechte zu sagen, weiß es vielleicht besser als einer der anderen, aber ach! so selten, fast niemals ist die Reihe zu sprechen an ihm. Jetzt endlich trifft ihn das Auge des Lehrers, jetzt wird er sagen, was sein Vordermann nicht wußte. Allein die frohe Hoffnung täuscht ihn, der auffordernde Blick gleitet zu dem Nachbar hinüber, ein anderer Name ertönt, ein anderer spricht, indes er selbst bekümmert, grollend vielleicht, den Blick zur Erde senkt.

Kommt er wirklich einmal zum Sprechen, so ist es kaum ein Gewinn. In seinem Eifer, in der Freude sprechen zu dürfen, wird er sich vergeblich abmühen, den Laut über die Lippen zu bringen. Er fühlt, daß alle Blicke sich auf ihn richten, und seine Verwirrung wächst. Hie und da hebt sich ein Finger, und bald meldet sich die ganze Klasse zur Antwort. Er will verhindern, daß ein anderer statt seiner spricht, aber je krampfhafter sein Bemühen wird, desto fruchtloser bleibt es, und am Ende muß dennoch ein Mitschüler die Antwort geben.

Bringt der Arme aber wirklich einmal mit Not und Mühe einen Satz zu Ende, so entsteht eine Pause, wie wenn in einer Gesellschaft ein gewagtes Wort gefallen ist. Jeder besinnt sich, jeder ist bemüht, den Faden wieder zu finden, den er beim ängstlichen Lauschen verloren.

Im Hause geht es nicht viel besser. Es ist Besuch da. Eine Dame richtet liebreich das Wort an Karl, den Sohn des Hauses. Er will antworten, aber die Stimme versagt, nur unartikulierte Laute kommen über seine Lippen. Verwundert sieht die freundliche Dame ihre Nachbarin an. „Er stottert!“ „Armes Kind!“ „Wie schade um den hübschen Knaben!“ „Die Eltern sind recht unglücklich darüber!“ so wechseln die Worte blitzesschnell; Karl aber schleicht betrübt davon und zerdrückt eine Thräne im Auge. Armer Kleiner!

Wie manches Mutterherz hat schon still geseufzt, wenn das Auge traurig auf dem stotternden Liebling ruhte; wie viel Thränen sind schon aus unschuldigen Kinderaugen geflossen, wenn sich das arme Wesen wegen seines Stotterns zurückgesetzt glaubte! Sollte da nicht Hilfe möglich sein? Sei ruhig, trauernde Mutter, hoffe, zagendes Kind, das Uebel ist gehoben, sobald ihr nur ernstlich wollt. — Was heißt denn sprechen? Doch nichts anderes als Laute in bestimmter, konventioneller Folge aneinander reihen. Laute, artikulierte Sprachlaute entstehen, wenn man den ausströmenden Tonstrahl mittels der Zunge, der Zähne, der Lippen in bestimmter Weise bricht und leitet.

Oeffnet man den Mund, ohne übrigens die Zunge aus ihrer Ruhelage zu bringen, etwa daumesbreit und erzeugt dann durch den ruhig ausströmenden Atem einen Ton, so hat derselbe stets den Laut a. Schließt man nun, ohne den Tonstrahl zu unterbrechen die Lippen, so entsteht der Laut m, der sich sogleich in l verwandelt, wenn man die Zungenspitze gegen die obere Zahnreihe drückt und den Luftstrom durch die wenig geöffneten Lippen entweichen läßt. Wölbt man jetzt die Zunge mehr nach oben, indem man zugleich den Druck gegen die Zähne vermindert, so wird, wenn man den Atem kräftiger ausströmen läßt, die Zungenspitze in Vibrationen geraten, infolge deren das l in r übergeht.

Diese Beispiele, so einfach sie sind, werden genügen, um folgende Sätze zu illustrieren. Jeder Laut erfordert eine bestimmte, nur für ihn passende Stellung der Sprachorgane. Verschiedene Laute verlangen einen Luftstrom von verschiedener Stärke. Jeder Laut bedarf zu seiner Entwickelung ein Minimum von Zeit, währenddessen die Organe die erforderliche Lage beibehalten müssen.

Wie verhält sich nun der Stotterer zu diesen Forderungen? Einem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß alle Stotterer sehr schnell sprechen. Ist das erste Wort heraus, so überstürzen die folgenden sich förmlich, eins jagt das andere, keins hat Zeit genug, sich gehörig zu entwickeln. Plötzlich stockt der Strom, das Stottern beginnt, sei es bei einem schweren Laut, sei es bei einer schwierigen Lautverbindung.

Die nächstliegende und am weitesten verbreitete Ansicht ist wohl die, daß irgend ein Fehler im Bau der Organe die Aussprache dieses Lautes oder dieser Lautverbindung erschwere, vielleicht unmöglich mache. Von dieser Meinung muß man jedoch zurückkommen, wenn man bei fortgesetzter Beobachtung erkennt, daß die Stockung im Fluß der Worte keineswegs immer bei denselben Lauten eintritt, sondern oft vor Lauten erfolgt, die ihrer Natur nach gar nicht verwandt sind. Ausschlaggebend wird aber die Wahrnehmung sein, daß derselbe Laut, vor dem jetzt die Stockung eintritt, oft kurz vorher fließend und ohne jeden Anstoß gesprochen worden ist. In den Sprachwerkzeugen kann also die Ursache des Stotterns nicht liegen, denn wäre dies der Fall, so müßte derselbe Mensch denselben Laut stets gleich schlecht sprechen, oder er könnte ihn auch gar nicht sprechen, und selbst das wäre kein Beweis für die mangelhafte Einrichtung der Organe.

Beobachtet man einen Stotterer, der mitten im Satze stecken bleibt und zu stottern beginnt, so wird man stets wahrnehmen, daß sich die Organe durchaus nicht in derjenigen Lage befinden, welche für die Erzeugung des in Frage stehenden Lautes unabweisbar notwendig ist. Aehnlich wie einer vollen Flasche, die man schnell mit der Oeffnung nach unten dreht, das Wasser nur stoßweise und nicht in gleichem Flusse entfließt, entquellen dem Munde des Stotterers die Worte nur ruckweise in einzelnen Absätzen. Die überstürzende Schnelligkeit, mit der er die Worte herausstößt, läßt die Organe nicht Zeit gewinnen, die für den zu erzeugenden Laut erforderliche Lage anzunehmen.

Ohne daß sich der Stotterer dessen bewußt wird geraten die Organe beim hastigen Sprechen in eine

fehlerhafte Lage, bei der sich der zu sprechende Laut nur mangelhaft oder gar nicht erzeugen läßt, und das Stottern beginnt. Die Ursache desselben ist also keineswegs in dem mangelhaften Bau der Organe, sondern in dem verkehrten Gebrauch derselben zu suchen, und es ist natürlich, daß Laute, die eine komplizierte Stellung der Sprachwerkzeuge bedingen, besonders geeignet sind, eine Stockung im Wortfluß zu erzeugen. Fehlerhaft gebaute Organe sind der Grund einer schlechtklingenden, schwerfälligen Sprache, das Stottern veranlassen sie nicht, wodurch natürlich nicht gesagt sein soll, daß sich in den Sprachorganen eines Stotterers nicht auch einmal ein Fehler finden könnte.

Der Stotterer, anstatt ruhig inne zu halten und den Organen mit Bewußtsein die rechte Stellung zu geben, bemüht sich im Gegenteil, den Laut trotz der falschen Lage zu erzwingen. Dieses Bemühen — das Stottern — dauert so lange, bis sich die Organe, wieder unbewußt, in die rechte Lage fügen. Das Unbewußte dieses Vorganges erhellt am besten, wenn man hört, wie der Stotterer selbst den rechten Laut mehrfach wiederholt, ehe er den Erfolg seiner Mühe merkt und weiter spricht. Wenn wir nun überlegen, daß der ganze Vorgang, dessen erste Ursache zu schnelles Sprechen war, sich häufig wiederholt, vor denselben Lauten und Lautverbindungen wiederholt, so ist nicht schwer zu verstehen, daß sich infolgedessen in den Organen eine Neigung herausbilden wird, in die verkehrte Lage zu geraten.

Das Stottern ist also in Wahrheit nichts anderes als eine schlechte Angewohnheit, verursacht durch hastiges Sprechen. Ist dann das Uebel einmal da, so wird das Wachstum desselben noch dadurch befördert, daß die Angst vor dem Steckenbleiben zu immer schnellerem Sprechen antreibt, wodurch natürlich der Fall, dem die Zunge entfliehen möchte, um so früher herbeigeführt wird.

Beim Stottern am Anfang der Rede kann natürlich an eine Ueberstürzung nicht gedacht werden; denn schon beim ersten Laut tritt die Stauung ein. Dennoch finden wir auch in diesem Fall die Organe in falscher Lage. Es mag dahingestellt bleiben, ob sich die beim Stottern im Innern des Satzes zur Gewohnheit gewordene verkehrte Lage der Sprechwerkzeuge an den Anfang des Satzes überträgt, oder ob sie in diesem Fall auf völliger Unkenntnis des Verhältnisses zwischen Laut und Organ beruht, vorhanden ist sie gewiß. Zu dieser falschen Stellung der Organe gesellt sich häufig noch eine verkehrte Benutzung des Atems.

Einige Beispiele werden zum Beweise genügen. Ein dreizehnjähriger Knabe pflegte beim Beginn der Rede, oder was bei ihm dasselbe war, beim Beginn des Stotterns die Lippen wie zum Kuß gewölbt vorzustrecken und stieß dann den Atem in kurzen schnellen Stößen aus, etwa — man verzeihe den Vergleich — wie die Hunde in der Hitze des Sommers zu thun gewöhnt sind. Natürlich läßt sich bei dieser Mundstellung höchstens ein kurzes a oder u, bei derartiger Verwendung des Atems aber gar kein Ton erzeugen. Und doch mühte der Knabe sich ab, von diesem Ausgangspunkte aus alle Vokale und Konsonanten zu erzwingen. Ein anderer Knabe konnte keinen Satz ohne Anstoß beginnen, dessen erster Laut ein langer Vokal war, obgleich er diese Vokale mitten im Satz mit Leichtigkeit sprach. Warum? Er zog den Kehlkopf krampfhaft in die Höhe, etwa wie es geschieht, wenn beim Singen der gefürchtete Quetschton entsteht, und ließ dann den Atem nicht lang ausströmen, sondern stieß ihn in kurzen Absätzen heraus. So kam es, daß statt eines langen, klingenden Lautes eine Reihe spitzer jammervoller Töne von unbestimmter Natur hörbar wurde.

Ich will die Liste der Beispiele nicht verlängern, sondern das Resultat meiner Beobachtungen noch einmal kurz zusammenfassen. In allen Fällen, die mir vorgekommen sind, war das Stottern eine schlechte Angewohnheit, beruhend auf fehlerhafter Stellung der Organe und verkehrtem Gebrauch des Atems, die ihrerseits als Folge zu schnellen Sprechens erschienen.

Und die Mittel zur Abhilfe?

Theoretisch belehre man den Stotterer über die Natur der Laute und über die Verwendung der Sprachorgane. Praktisch halte man mit größter Konsequenz auf langsames Sprechen und lasse die einzelnen Laute fleißig üben. Bleibt der Stotterer mitten im Satze stecken, so schließe er den Mund, damit die Organe in die Ruhelage kommen. Ist das geschehen, so spreche er auf ein gegebenes Zeichen den ersten Laut des Wortes, dann, nachdem der Mund aufs neue geschlossen worden, das ganze Wort. Er wird es fehlerfrei thun, wenn man jede Hast verhindert. Durch fortgesetzte Uebung in diesen Richtungen läßt sich das Uebel des Stotterns beseitigen.

Wind und Wetter.

Von

Theodor Christiani.

In der gemäßigten Zone sind die gesamten meteorologischen Erscheinungen abhängig von den Winden. Diese regulieren Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Bewölkung und Niederschlag, indem sie die Eigenschaften der Atmosphäre aus ihren Entstehungsgebieten in die Gegenden übertragen, welche sie bestreichen. Alle aus kälteren Regionen kommenden Winde sind kalt, alle aus wärmeren kommenden warm; die über große Kontinente hinstreichenden sind trocken, die die Weltmeere passierenden feucht. Für uns sind deshalb die über die weiten Ländermassen Nordasiens und Rußlands aus nördlicheren kälteren Zonen kommenden nordöstlichen und östlichen Winde trocken und kalt, während die über den Atlantischen Ocean herwehenden, mit Wasserdämpfen geschwängerten, südwestlichen und westlichen Winde uns feuchte Wärme und Regen bringen. Besonders ausgeprägt tritt diese Natur der Winde im Winter in die Erscheinung, während im Sommer hin-

sichtlich der Temperatur der Einfluß der Winde zurücktritt hinter die unmittelbare Wirkung der Sonne; hier ist im Gegensatz zum Winter die geringere oder stärkere Bewölkung und die davon abhängige Wirkung der Sonnenstrahlen der für die Temperatur maßgebende Faktor. Im Sommer geht die Sonne in hohem Bogen über uns hinweg, die Tage sind lang, die Nächte kurz, die nächtliche Abkühlung bleibt hinter der Erwärmung am Tage zurück, und die Hitze steigert sich von Tag zu Tag, so lange wir heiteren Himmel haben. Daher bringen uns die trockenen und deshalb heiteren Himmel machenden Nordost- und Ostwinde im Sommer die meiste Hitze, obschon sie an sich kühl sind, wie wir wohl bemerken, wenn wir uns im Schatten von ihnen anwehen lassen. Im Winter dagegen steht die Sonne niedrig am Himmel und hat wenig wärmende Kraft, die Tage sind kurz und die Nächte lang, die nächtliche Abkühlung prävaliert, und die kalte Natur der Nordost- und Ostwinde kommt allein zur Geltung. Die feuchten West- und Südwestwinde bedingen umgekehrt im Sommer kühleres Wetter, weil sie den Himmel mit Wolken beziehen, die uns die Hauptwärmequelle des Sommers, die Sonnenstrahlen verschließen, während sie im Winter die Temperatur steigen machen, weil sie, als aus wärmeren Himmelsstrichen kommend, selbst warm sind.

Wenn hiernach in Bezug auf die Temperatur im Sommer die Bewölkung und die von ihr regulierte Wirkung der Sonnenstrahlen, im Winter aber die eigene Temperatur der Winde den Ausschlag gibt, so sind es, da die Bewölkung wiederum ein Ergebnis der Eigenschaften der Winde ist, im letzten Grunde doch immer, im Sommer wie im Winter, diese selbst, welche nicht allein für die Feuchtigkeitsverhältnisse der Atmosphäre, sondern auch für die Temperatur bestimmend bleiben.

Auf diese Weise hängt die Verteilung des Regens auf der Erde, die Häufigkeit der Niederschläge und damit die Fruchtbarkeit aller Länder davon ab, ob dieselben von feuchten Seewinden berührt werden oder nicht. Wie dies schon durch die bekannte Thatsache bestätigt wird, daß die Küstenländer durchweg ein stark regnerisches Klima haben, so sind, wie ein Blick auf die Regenkarte der Erde zeigt, diejenigen Länder, welche nicht von Seewinden erreicht werden, weil sie entweder zu weit von der Küste entfernt sind, oder weil vorliegende Gebirge jenen den Weg versperren, die regenlosen Gebiete. Hierher gehört u. a. ein Küstenstrich an der Westseite von Südamerika, etwa vom 10. bis zum 30. Grad südlicher Breite, wo die vom Südostpassat mitgeführten Wasserdämpfe am Ostabhange der Anden aufgefangen und niedergeschlagen werden, und dann besonders der ausgedehnte Ländergürtel, der sich im Innern Afrikas und Asiens von Senegambien aus über Aegypten, Arabien und Persien hinweg bis nach China hinein erstreckt, eine ungeheure Reihe von Wüsteneien bezeichnend, von der Sahara über die syrisch-arabischen Wüsten bis zur Wüste Gobi.

Müssen wir nach dem Vorangeschickten die Winde und ihre Eigenschaften als die eigentliche Ursache aller meteorologischen Vorgänge in unserer Atmosphäre ansehen, so versteht es sich, daß ein Studium des Wetters vor allen Dingen ein gründliches Studium der Winde voraussetzt. Ihnen haben wir also zunächst eine eingehende Betrachtung zu widmen.

Die Winde sind das Resultat einer Störung des atmosphärischen Gleichgewichts, deren Ursachen in der ungleichen Erwärmung durch die Sonne zu suchen sind. Dadurch, daß stärker erwärmte Partien der Atmosphäre sich verdünnen und in die Höhe steigen, wird eine seitliche Bewegung der benachbarten Partien hervorgerufen, welche den frei gewordenen Raum auszufüllen bestrebt sind. So entstehen zunächst die charakteristischen, ewig gleichmäßigen atmosphärischen Strömungen innerhalb der Wendekreise. Durch die sengende Glut der tropischen Sonne wird in der Aequatorialzone das ganze Jahr hindurch ein außerordentlich lebhafter aufsteigender Strom unterhalten, der ein Herzudringen der untersten Luftschichten von Norden und Süden her zur Folge hat. Diese Bewegung der unteren Luftmassen bildet die Passate, die indessen infolge der Achsendrehung der Erde nicht als Nord- und Süd-, sondern als Nordost- und Südostpassate auftreten, welche nach dem Aequator zu immer schwächer werdend, allmählich in reinen Ostwind übergehen. Zwischen den Passaten liegt, den Bereich des stärksten aufsteigenden Stromes bezeichnend, ein sechs bis acht Grad breiter Gürtel völliger Windstille, die Region der Kalmen.

Die Grenzen der Passate und der Kalmen verschieben sich mit dem Gange der Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten, wobei der Aequator nicht die mittlere Teilungslinie angibt; vielmehr reicht der Nordostpassat, der in unserem Sommer Spanien und Italien berührt, im ganzen weiter nach Norden als der Südostpassat nach Süden, sowie auch der Kalmengürtel bei geringer Verschiebung sich immer in seiner ganzen Breite nördlich vom Aequator hält. Es hat dies seinen Grund in dem Umstand, daß die nördliche Hemisphäre mehr Festland enthält und sich deshalb stärker erwärmt als die südliche, weshalb auch das Klima auf jener im allgemeinen wärmer ist als auf der letzteren.

Die in den Kalmen aufsteigenden Luftmassen fließen hoch oben nach den Polen zu als oberer oder Gegenpassat ab, dessen Existenz durch die Beobachtung des Zuges sehr hoher Wolken — der sogenannten Passatwolken — sowie vulkanischer Eruptionsmassen konstatiert ist.

In dieser ungestörten Gleichmäßigkeit wehen die Passatwinde indessen nur auf den großen Weltmeeren, während ihr Verlauf in der Nähe der großen Kontinente infolge der ungleichen Erwärmung der Luft über den letzteren und den angrenzenden Meeren [1]) vielfach gestört wird. Am auffallendsten tritt dies auf im nördlichen Teile des Indischen Oceans, wo im Sommer infolge der schnelleren und stärkeren Erwärmung des asiatischen Festlandes die Luft vom Ocean nach letzterem zu als Südwestwind abströmt, während sich im Winter

---

[1]) Es mag hierbei bemerkt werden, daß die atmosphärische Luft diatherman ist, d. h. die Eigenschaft besitzt, die von der Sonne auf die Erde fallenden Wärmestrahlen durchzulassen, ohne sie zu absorbieren, also auch ohne selbst durch sie erwärmt zu werden; erst die von der erhitzten Erdoberfläche zurückgestrahlte Wärme ist von Einfluß auf die Erwärmung der Luft. Diese geht somit von unten nach oben vor sich, weshalb — wie allbekannt — die höchsten Luftschichten die kältesten sind, wobei übrigens auch die geringere Dichte derselben in Betracht kommt.

umgekehrt die Luft über dem Meere langsamer abkühlt und damit ein Herbeiströmen vom Lande her, einen beständigen Nordostwind zur Folge hat. Wegen ihrer regelmäßigen Wiederkehr in den betreffenden Jahreszeiten sind diese Winde Monsuns, d. h. Jahreszeitenwinde — von den Franzosen Moussons — genannt worden.

Nicht so regelmäßig wie in den Tropen gestalten sich die atmosphärischen Strömungen in den übrigen Breiten. Nach der früheren vom Altmeister Dove aufgestellten Theorie nahm man an, daß außerhalb der Wendekreise Polar- und Aequatorialströme, wie sie in den Tropen in Gestalt der Passate und Gegenpassate wirklich auftreten, abwechselnd die Herrschaft führen, derart, daß beide Strömungen, während sie hier über- und untereinander wehen, dort nebeneinander herwehen, bald hier und bald dort einander verdrängend, so daß z. B. in Europa Aequatorialstrom weht, wenn in Nordamerika Polarstrom herrscht und umgekehrt. Aus ihrer vermeintlichen wechselseitigen Ablösung hat Dove, der unseren kalten und trockenen Nordostwind als Polarstrom und den feuchtwarmen Südwest als den nach und nach zur Erdoberfläche herabgestiegenen Gegenpassat auffaßte, das nach ihm benannte Winddrehungsgesetz konstruiert. Ein als Nordost auftretender Polarstrom nimmt, je weiter er nach Süden vordringt, infolge der Erdrotation eine immer mehr östliche Tendenz an; und wenn dann — so meint Dove — eine Verdrängung durch den von Süden einfallenden Aequatorialstrom erfolgt, so geht der Wind erst in Südost, danach in Süd und endlich in Südwest über. Wenn demnächst der Aequatorialstrom wieder vom Polarstrom abgelöst wird, so ist dies entsprechend von einer Drehung des Windes durch Westen und Norden nach Nordosten begleitet. Die Drehung über einem bestimmten Orte erfolgt in dem wechselnden Spiel somit immer von Osten über Südosten durch Süden, Westen und Norden, also rechts herum. In der That findet in Europa der Wechsel in der großen Mehrzahl der Fälle nach dieser Reihenfolge statt, weshalb Dove die so verlaufenden Winde rechtdrehende und die umgekehrt sich folgenden zurückdrehende Winde genannt hat. Die Ursachen für jene thatsächlich als Regel bestehende Erscheinung sind jedoch nicht in den Doveschen Voraussetzungen, sondern in ganz anderen Umständen zu suchen. Schon gegen Doves Annahme, daß unser Südwestwind der zur Erde herabgestiegene Antipassat sei, muß eingewendet werden, daß letzterer während seiner weiten Reise in so bedeutender Höhe sich stark abgekühlt und seinen Wasserdampf, soweit er ihn nicht schon in den täglichen kolossalen Regengüssen in den Kalmen abgesetzt hat, längst ausgeschieden haben müßte, und für uns deshalb nicht mehr als warmer und feuchter Wind auftreten könnte.

Die neuere Meteorologie hat aus diesen und anderen Gründen die Theorie von den Polar- und Aequatorialströmungen ganz und gar fallen lassen und als die Ursache aller atmosphärischen Turbulationen die Cyklonen und Anticyklonen, die Wirbel und Gegenwirbel, erkannt. Durch Vergleichung der auf benachbarten Gebieten beobachteten Winde und Barometerstände hatte man schon früher herausgefunden, daß häufig auf einem verhältnismäßig beschränkten Raume Winde in den verschiedensten Richtungen wehen, so zwar, daß eine wirbelförmige Bewegung unter Annäherung nach derjenigen Stelle hin stattfindet, welche den niedrigsten Barometerstand aufweist. Diese Beobachtung führte zu folgender Erkenntnis: Entsteht auf einer enger begrenzten Stelle aus irgend welchen (noch zu untersuchenden) Gründen ein aufsteigender Strom, wie er stets durch das barometrische Minimum dokumentiert ist, so werden die unteren Luftmassen aus der ganzen Umgebung nach jener Stelle als Centrum hin gewissermaßen herangesaugt; bei diesem Vorwärtsbewegen derselben findet aber infolge der Erdrotation eine Ablenkung statt, welche sich nach Analogie des Foucaultschen Pendelversuchs aus der allmählichen Veränderung der Meridianrichtung gegen die nach dem Gesetz der Trägheit unverändert bleibende Windrichtung erklärt, und welche auf der nördlichen Halbkugel auf allen Seiten nach rechts vom Centrum gerichtet ist, so daß der von Süden kommende Luftstrom östlich, der von Norden kommende westlich vom Centrum abweicht. Da dieses jedoch das Ziel der ganzen Luftbewegung sein muß, so biegen alle Ströme in seiner Nähe nach links um und bilden so, sich um das Centrum herumschwingend, eine Spirale, in welcher sie sich links herum um das barometrische Minimum bewegen.

Hiernach herrschen auf den verschiedenen Seiten des Minimums verschiedene Winde; auf der Ostseite müssen wir Süd- bis Südostwinde, auf der Nordseite Ost- bis Nordostwinde, auf der Westseite Nord- bis Nordwestwinde und auf der Südseite West- bis Südwestwinde haben. Aus diesem Arrangement läßt sich stets die ungefähre Lage des Wirbelcentrums ohne weitere Hilfsmittel bestimmen; man hat dasselbe nach Buijs-Ballots Windregel, wenn man den Wind gerade von vorn hat, immer zur Rechten etwas nach rückwärts zu suchen.

Schreitet nun die barometrische Depression und mit ihr das ganze Sturmfeld vorwärts, so bedingt dies für einen bestimmten Ort eine Drehung des Windes, welche sich folgendermaßen vollzieht. Nehmen wir den Fall an, daß sich eine Depression vom Atlantischen Ocean her über England und die Nordsee nach Skandinavien zu bewegt, so müssen, solange jene über England lagert, in Mitteldeutschland Südost- und Südwinde herrschen, welche beim Vorrücken des Minimums nach der Nordsee in Südwest- und Westwinde, und endlich, wenn jenes bis zum Bottnischen Meerbusen vorgedrungen ist, in Nordwest übergehen. Die Wetterfahne zeigt somit eine Drehung von Südost durch Süd und West nach Nordwest an, ganz wie es nach dem Doveschen Gesetz sein soll.

In der That schlägt erfahrungsmäßig die weitaus größte Mehrzahl aller über Europa hinwegschreitenden Depressionen die beschriebene Bahn über England und Skandinavien ein, so daß jene nach rechts herum verlaufende Drehung für Deutschland und entsprechend für ganz Europa die Regel bildet; diese erklärt sich hiernach aber nicht aus der Doveschen Theorie von den Polar- und Aequatorialströmen, sondern aus der nahezu

regelmäßigen Bahn der europäischen Cyklonen. Denn sobald einmal ausnahmsweise eine Depression über das südliche Europa ostwärts vorbeiwandert, oder auch auf obiger Bahn rückwärts, d. h. in westlicher Richtung sich bewegt, so erfolgt für das mittlere und nördliche Europa die Drehung des Windes in umgekehrter Reihenfolge.

Jedem barometrischen Minimum entspricht an anderer Stelle ein barometrisches Maximum mit einem absteigenden Strome, um welches eine freilich schwächere Luftbewegung in einer nach außen geöffneten Spirale rechts herum stattfindet.

Es sei hier bemerkt, daß bei obigen Erörterungen überall die nördliche Halbkugel ins Auge gefaßt ist, und daß sich die Verhältnisse auf der südlichen Hemisphäre, wo die Winde rechts herum um das Minimum kreisen, durchweg umgekehrt gestalten.

Aus obigen Darstellungen erhellt, daß man bevorstehende Winde und damit das zu erwartende Wetter vorausbestimmen könnte, wenn man die Entstehung und Fortbewegung barometrischer Depressionen oder, was dasselbe ist, das Auftreten von Cyklonen voraus zu berechnen vermöchte; hierzu wäre aber die nächste Bedingung eine genaue Kenntnis der eigentlichen Ursachen der letzteren — eine Aufgabe, die bis heute nicht zu allseitiger Befriedigung gelöst ist.

Nachdem man die Dovesche Erklärung, wonach beim Hindurchschneiden eines vordringenden Aequatorialstromes durch die ruhende Atmosphäre auf beiden Seiten desselben durch den erfahrenen Widerstand Wirbel entstehen sollen, hatte fallen lassen, hat eine von Brandes aufgestellte und von Reye weiter ausgebildete Theorie, welche den aufsteigenden Strom als den eigentlichen Motor auffaßt, allgemeine Annahme gefunden. Als Ursache für den aufsteigenden Strom wird dabei unter Zuhilfenahme der Hypothese vom labilen Gleichgewichtszustand eine partielle Erwärmung der Atmosphäre, verbunden mit einer lebhaften Entwickelung von Wasserdämpfen, angesehen, was beides eine durch den niedrigen Barometerstand angedeutete starke Verdünnung der Luft zur Folge hat. Aber auch gegen diese Theorie sind mancherlei Bedenken geltend zu machen. Sind schon die immerhin unregelmäßigen Bahnen der Cyklonen nach derselben nicht genügend zu erklären, und läßt ferner das ungehinderte Fortschreiten des Sturmfeldes über alle Unebenheiten und Hindernisse des Erdbodens, sowie das öfter beobachtete zeitweise Verschwinden durch Erhebung desselben in höhere Regionen, auf eine von oben her wirkende Ursache schließen, so bleibt vor allen Dingen die ungeheure lebendige Kraft der schweren Stürme und das häufig rasend schnelle Vorwärtsschreiten des ganzen Sturmfeldes durch jene Theorie völlig unaufgeklärt. Denn wenn man auch anzuführen vermochte, daß der durch Erwärmung und Dampfzufuhr erzeugte aufsteigende Strom durch die bei der Kondensation der Wasserdämpfe — einer Folge des Aufsteigens — frei werdende sogenannte latente oder Verdampfungswärme eine fortwährende kräftige Unterstützung und Belebung erfährt, so erscheint es doch durchaus unmöglich, daß dieses Aufsteigen die ungeheure Gewalt der Stürme erzeugen soll.

Gerade in dem letzteren Punkte brachte dagegen eine neuerdings von dem Assistenten des Observatoriums in Wilhelmshafen, Dr. Andries, aufgestellte Theorie in überraschender Weise Licht, wie sie auch die übrigen von der Brandesschen Theorie unaufgeklärt gelassenen Punkte aufzuhellen geeignet ist. Andries läßt die Wirbel nach demselben Princip, wie sie sich Dove durch das Hereinbrechen des Aequatorialstromes in die unteren Luftschichten entstanden dachte, durch hereinbrechende Oberströme erzeugt werden, d. h. durch heftige Luftströmungen, welche in den höheren Regionen der Atmosphäre dahinstreichen. Diese Oberströme verursachen hoch oben auf beiden Seiten eine Wirbelbewegung, und zwar auf der einen Seite eine Cyklone und auf der anderen eine Anticyklone, welche sich beide, indem sie die über- und untergelagerte Luft in ihren Strudel mit hineinziehen, nach oben und unten über den Bereich des Oberstromes hinaus verlängern, und deren untere Ausläufer den Erdboden erreichen. Daß diese selbstthätige Verlängerung der Wirbel in der That eintreten muß, hat Andries durch ein einfaches Experiment dargethan, welches jedermann leicht nachmachen kann: Man fahre mit einem schmalen Brettchen durch einen Behälter Wasser und man wird finden, daß genau in der geschilderten Weise an beiden Seiten des Brettchens Wirbel entstehen, welche sich bis zum Boden des Gefäßes fortsetzen, obgleich dieser von dem Brettchen nicht berührt wird. Den gleichen Effekt hat solche gewaltsame Störung des Gleichgewichtszustandes der Luft, wie man sich überzeugen kann, wenn man das Experiment in der mit Cigarrendampf angefüllten Zimmerluft ausführt.

Wie bei diesen Experimenten das Brett, so wirken im Reiche der Atmosphäre die Oberströme, deren wirkliche Existenz sowohl wie enorme Geschwindigkeit durch die von ihnen mitgeführten Cirruswolken längst erwiesen ist. Man hat aus der Höhe dieser Wölkchen und ihrer scheinbaren Geschwindigkeit ihre wirkliche Geschwindigkeit auf durchschnittlich 50 bis 60 geographische Meilen in der Stunde berechnet und zuweilen Geschwindigkeiten von reichlich 100 Meilen beobachtet. Daß durch diese rapide Bewegung Wirbelstürme von der Heftigkeit und verheerenden Gewalt der tropischen Orkane hervorgerufen werden können, erscheint einleuchtend.

Es bleibt danach nur die Frage nach der Entstehungsursache dieser vehementen Oberströme, für die man in der Hebung der Niveauflächen, dem Aufsteigen der Flächen gleichen Luftdrucks über stark erhitzten großen Territorien der Erdoberfläche und deren späterem Herabsenken die Erklärung gefunden zu haben glaubt. So hat z. B. die durch die starke Erhitzung des tropischen Afrikas, besonders während des Sommers der nördlichen Hemisphäre, verursachte Hebung der Niveauflächen über diesem Kontinent und deren Senkung nach Westnordwesten hin eine westnordwestliche Oberströmung zur Folge, welche die westindischen Hurrikans erzeugt, die im ersten Teile ihres Verlaufs im Rayon des Nordostpassats die bezeichnete Richtung einschlagen und nachgewiesenermaßen Wüstensand der Sahara mit sich führen. Im nördlichen Atlan-

tischen Ocean herrscht dagegen infolge der Senkung der über dem nordamerikanischen Festland aufgehobenen Niveauflächen eine östliche Oberströmung vor, welche die parabolische Umbiegung jener westindischen Wirbelstürme nach Nordosten, sowie die allgemein östliche Richtung der Cyklonen des Nordatlantischen Oceans zur Folge hat. Auf ähnliche Weise erklärt sich die allgemeine westliche Richtung der Cyklonenbahnen, der Tyfoons des Indischen Oceans und des Chinesischen Meeres.

In Europa sind die Oberströme und damit auch die Cyklonenbahnen wegen der starken Gliederung dieses Erdteils am unregelmäßigsten, wiewohl auch hier, wie wir schon gesehen haben, eine gewisse Regel herrscht; die dieser Regel entsprechend über Großbritannien und Skandinavien hinwegziehenden europäischen Cyklonen sind als die Ausläufer der nordatlantischen Cyklonen anzusehen.

Ob nun die Andriessche Theorie, die noch nicht die ungeteilte Zustimmung der Fachmänner gefunden hat, wirklich die richtige ist, muß die Zeit lehren. So gänzlich beiseite zu schieben wagte man die Theorie von der spontanen Wirkung der in einer Depression aufsteigenden Ströme bis jetzt noch nicht, wie man mit ihrer Hilfe z. B. die Kälterückfälle im Mai zu erklären versucht hat. Man will beobachtet haben, daß die erste warme Periode des europäischen Frühlings die stärkste Wärmewirkung auf die trockene und von allen (sich langsamer erwärmenden) Meeren am weitesten entfernte ungarische Tiefebene ausübt, und dort beständige Depressionen und aufsteigende Ströme verursacht, welche für das westliche Europa anhaltende nördliche, also sehr kalte Winde im Gefolge haben.

Zweifellos feststehend ist indessen, daß — was übrigens schon von älteren Forschern erkannt, aber nicht verstanden worden ist — die Oberströme mit den Cyklonen im engen Zusammenhange stehen, und daß erstere den letzteren stets etwa 12 bis 24 Stunden vorangehen, wie aus dem Erscheinen der Cirruswolken zu konstatieren ist. Diese können daher stets als sichere Vorboten nahender Cyklone und somit überhaupt als Wettersignale gelten. Wenn wir nämlich für die signalisierte Cyklone die für Europa die Regel bildende östliche Bewegungsrichtung über die Nordsee hinweg voraussetzen, so können wir uns die zu gewärtigenden Winde und daraus das bevorstehende Wetter ableiten, das beim Zutreffen dieser Voraussetzung größtenteils regnerisch sein muß, weil jene Wirbel zeitweilig Südwestwinde in Begleitung haben.

Daß die hierauf basierte Voraussage, abgesehen davon, daß sie nur auf etwa 24 Stunden voraus reichen kann, zuweilen Enttäuschungen in sich schließen wird, liegt auf der Hand. So läßt sich überhaupt auch nicht behaupten, daß uns die neue Lehre dem Ziele aller Bemühungen der Meteorologen, einer sicheren Prognose für einen möglichst großen Zeitraum, näher gerückt hat; im Gegenteil wird ein Vorausbestimmen hereinbrechender Oberströme schwerlich je gelingen. Wir bleiben daher einstweilen auf die bisherige Methode angewiesen, die sich auf die Kenntnis der Luftdruck-, Wind- und Feuchtigkeitsverhältnisse eines möglichst großen Terrains stützt und aus diesen ihre Schlüsse zieht, wie es die deutsche Seewarte macht, welche täglich ein bis drei Telegramme von circa 100 über ganz Europa einschließlich der atlantischen Inselgruppen verteilten Beobachtungsstationen empfängt und die erhaltenen Notizen in einer Karte übersichtlich zusammenstellt. In diesen „Wetterkarten“ sind die wichtigsten Einzeichnungen die Isobaren, d. h. die Linien, welche die Orte mit gleichem Luftdruck (von 5 zu 5 mm Abstand) verbinden; es ist hierbei der Barometerstand für alle verglichenen Orte auf dasselbe Höhenmaß, auf den Meeresspiegel, reduziert, wo der normale Luftdruck 760 mm ausmacht.

Aus einer solchen Karte gewinnen wir mit einem Blicke eine klare Anschauung von den gesamten meteorologischen Zuständen auf dem ganzen dargestellten Länderkomplex: die Isobaren geben uns Aufschluß über die Lage und Ausdehnung etwaiger Depressionen, ihre Formen, meistens kreisähnliche Linien mit Ausbuchtungen, lassen die Luftdruckabstufungen, die äußere Gestalt der Zonen gleichen Luftdrucks und zugleich die Windrichtung in den verschiedenen Distrikten erkennen, die sich — von störenden lokalen Einflüssen abgesehen — stets annähernd dem Lauf der Isobaren anschließt, mit einer größeren oder geringeren Neigung zum Centrum hin, dem ja die Luftmassen zuströmen; der Abstand der Isobaren voneinander ist bezeichnend für die Windstärke, die dort ihren höchsten Grad erreicht, wo jene am dichtesten bei einander liegen. Aus dem beobachteten Vorrücken der Depression endlich lassen sich Schlüsse auf das weitere Fortschreiten derselben ziehen und hiermit Wind und Wetter auf einen kurzen Zeitraum, d. h. auf etwa 24 Stunden, mit annähernder Zuverlässigkeit vorausbestimmen.

Nach dieser eingehenderen Besprechung der Winde und ihrer Bedeutung bleibt uns zum Verständnis der meteorologischen Prozesse noch übrig, einen Blick auf die hydrologischen Verhältnisse der Atmosphäre, auf Bewölkung und Niederschlag zu werfen.

Unsere Atmosphäre besitzt die Fähigkeit, ein gewisses Quantum Wasserdampf, worunter der luftförmige Aggregatzustand des Wassers zu verstehen ist, dergestalt in sich aufzunehmen, daß der Dampf diese seine Gasform beibehält. Das resorbierbare Quantum ist von der Temperatur der Luft abhängig; es nimmt zu mit steigender Wärme. Dies ist mit ein Grund dafür, daß besonders die Nordostwinde trockenes und die Südwestwinde feuchtes Wetter bringen; die ersteren kommen aus kälteren in immer wärmere Gegenden und können so die etwa mitgebrachten geringen Dampfmengen mehr und mehr auflösen und absetzen; die letzteren dringen in immer kältere Gegenden vor, in denen das Vermögen der Atmosphäre, Wasserdampf aufzunehmen, immer geringer wird, weshalb eine wachsende Kondensation eintreten muß.

Wenn das ganze dem Temperaturgrad der Luft entsprechende Quantum in derselben aufgelöst ist, so sagt man, sie ist mit Wasserdampf gesättigt. Das Verhältnis zwischen der wirklich vorhandenen und der lösbaren Dampfmenge nennt man die relative Feuchtigkeit, die man in Prozenten ausdrückt. Nach erreichter

Sättigung hört die Dampfbildung gänzlich auf und kann erst wieder Fortgang nehmen, wenn eine Temperaturerhöhung eintritt; andererseits aber muß bei einer etwaigen Temperaturabnahme stets eine entsprechende Menge Dampf ausgeschieden werden und in den flüssigen Aggregatzustand zurückkehren. Man hat den Temperaturgrad, bei welchem diese Rückbildung eintritt, den Taupunkt genannt.

Die Ausscheidung und Rückbildung vollzieht sich, indem sich der überschüssige Dampf zunächst zu ganz feinen Wasserbläschen kondensiert, die oben von Luftströmungen in der Schwebe gehalten werden und uns von der Erde aus als Wolken erscheinen. Sie sind genau dasselbe wie der Nebel, der zuweilen auf der Erde entsteht, wenn die untersten Luftschichten bei sehr hoher relativer Feuchtigkeit schnell bis unter den Taupunkt abgekühlt werden.

Häufen sich die Wasserbläschen oben in der Wolkenregion stark an, so beginnen sie bei fortschreitender Abkühlung zusammenzufließen und Tropfen zu bilden, die nun wegen ihrer Schwere als „wässeriger Niederschlag“, als Regen herabfallen.

„Die Wolke,“ sagt Dove, „ist nichts Fertiges, kein Produkt, sondern ein Prozeß; sie besteht nur, indem sie entsteht und vergeht.“ In diesen wenigen Worten ist das Wesen der Wolke treffend gekennzeichnet, deren Bestand einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen ist. Wird eine Wolke durch aufsteigende Ströme in höhere kältere Regionen geführt, so muß infolge der stärkeren Abkühlung die Kondensation fortschreiten und die Wolke sich vergrößern und verdichten; sinkt sie in wärmere Luftschichten herab, so muß sie sich bei dem höheren Taupunkt derselben teilweise oder ganz in Wasserdampf auflösen und für unser Auge verschwinden, wie wir dies häufig an Sommerabenden beobachten können, wenn nach Sonnenuntergang das Aufhören der aufsteigenden Ströme ein Herabsinken der Wolken zur Folge hat.

Man hat die Wolken nach dem Vorschlag des englischen Meteorologen Howard nach ihrer äußeren Erscheinung eingeteilt und unterscheidet drei Grundformen: den Cirrus oder die Federwolke, den Cumulus oder die Haufenwolke und den Stratus oder die Schichtwolke. Die Cirri sind jene überaus feinen weißlichen Wölkchen, die wie dünne Fasern oder zarter Flaum in sehr großer Höhe — zwischen 4000 und 8000 m hoch — am Himmel schweben, aus feinen Eisnädelchen bestehen und, wenn sie in zweigartig zerrissenen Formen auftreten, auch Windbäume genannt werden. Wir haben sie bereits als Sturmsignale kennen gelernt. Cumuli sind die wulstigen, auf horizontaler Basis aufgetürmten Wolkengebilde, welche hauptsächlich ihre Entstehung den aufsteigenden Strömen verdanken und sich deshalb vorwiegend an warmen Sommernachmittagen zeigen, um bei anbrechendem Abend wieder zu verschwinden. Sie erscheinen gern in malerischen Gruppierungen und abenteuerlichen Gestalten und zaubern uns, wenn sie fern am Horizonte sich in Gruppen lagern und die Abendsonne ihre Ränder mit Silberglanz bestrahlt, oft den prächtigen Anblick ferner Schneegebirge herauf. Strati endlich heißen die schweren grauen Wolkenmassen, welche uns den größten Teil des Winters hindurch die Sonne verhüllen und vielfach die Herbst- und Frühlingsnächte trüben, wenn sich nach warmen Tagen eine kräftige nächtliche Abkühlung geltend macht; ihre oben und unten platte Form ist in verschiedenen Höhen dahinstreichenden Luftströmungen zuzuschreiben, welche ihre Ausdehnung nach oben und unten verhindern.

Als Uebergangsformen sind neben diesen Grundformen zu unterscheiden: die Cirrocumuli oder federige Haufenwolken, die Cirrostrati oder federige Schichtwolken und die Cumulostrati oder gehäufte Schichtwolken. Erstere sind die sogenannten „Schäfchen“ — vulgo „Lämmerwolken“ — die aller Welt bekannt sind; sie bestehen aus feinen Eisnädelchen und zeigen sich nur bei sehr trockener Luft, wogegen feuchte Luft und aufkommende südwestliche Winde Cirrostrati erzeugen, die deshalb stets ein sicheres Zeichen nahen Regens sind. Diese letzteren erscheinen zuerst als lange dünne Streifen, welche nach und nach ineinander laufen und den Himmel mit einer gleichmäßigen grauen Wolkendecke beziehen. Die Cumulostrati, die aus dem Zusammenballen von Schicht- und Haufenwolken hervorgehen, bilden den Uebergang zum Nimbus, der eigentlichen Regenwolke, welche sich schon von weitem durch ihre dunkelgrauen oder bläulich schwarzen, unregelmäßig gestalteten Massen als regendrohend kenntlich macht. —

Wenn wir aus den gegenwärtigen Betrachtungen ein Resumé ziehen wollen, so ist es zunächst die Erkenntnis, daß auch hier, wie überall auf der Erde, die letzte Ursache aller Bewegungen und Erscheinungen, das treibende Agens, die alles belebende Sonnenwärme ist, die mit ewigem Feuer die meteorologischen Retorten, die tropischen Trockenländer, heizt, aus denen die heißen Gase aufsteigen, deren rasendes Durcheilen und gewaltsames Durchbrechen unseres Luftoceans aller Wahrscheinlichkeit nach doch die Ursache der Cyklonen ist. Andererseits wird der geneigte Leser einige Klarheit darüber gewonnen haben, was er von allen schönen Wettersprüchen, den Kalenderprophezeiungen und den Bauernregeln, zu halten hat. Wenn im allgemeinen in den einzelnen Jahreszeiten bestimmte Winde und das entsprechende Wetter vorherrschend sind, so ist dies nach den vorliegenden Schilderungen erklärlich und begreiflich; wenn man aber aus dem zufälligen Wetter eines gewissen Tages Schlüsse auf das kommende Wetter für eine ganze Reihe von Tagen oder Wochen ziehen will, so wird man sich stets getäuscht sehen, wie man sich z. B. gegenüber dem Märchen vom Siebenschläfer oft genug zu überzeugen Gelegenheit hat. Dagegen haben wir gesehen, daß es wohl möglich ist, ohne ausgedehnte Hilfsmittel aus der Drehung des Windes das Herannahen und die Bahn von Depressionen zu erkennen und danach Wind und Wetter für kurze Zeit vorauszubestimmen, oder auch aus dem Erscheinen gewisser Wolken Regen und Sonnenschein zu prognostizieren. Ob es dem menschlichen Scharfsinn aber je gelingen wird, auf längere Zeiträume zuverlässige Prognosen stellen zu lernen, muß nach der neuen Andriesschen Lehre, die uns diesem Ziele eher weiter entrückt als näher gebracht hat, fast mehr als zweifelhaft

erscheinen. Wenn dem aber so ist, werden wir uns daran genügen lassen müssen, in dem Bewußtsein, die Wahrheit erkannt zu haben, Trost und Befriedigung zu finden.

Im Souffleurkasten.

Von

Louis Nötel.

> Wer nie sein Brot ohn' alles aß,
> Wer nie durch lange Winternächte
> Im Manuskript die „Jungfrau" las,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ja, ja, mein lieber Herr Wurzelhuber, Sie haben gut reden, Sie können ruhig ausschlafen und was Sie des Nachts allenfalls versäumen, nach dem Mittagessen nachholen; Sie essen gut, trinken gut, ärgern sich höchstens über Ihre Kellnerbuben, machen sich die nötige körperliche Bewegung, gehen spazieren, lassen sich in Gespräche mit Ihren Gästen ein, kurzum Sie können nach Gusto reden so oft und so viel Sie wollen — das alles ist bei mir ganz ein anderes Ding.

Meine einzige körperliche Bewegung in freier Luft besteht darin, daß ich alltäglich den Weg von meiner Wohnung nach dem Theater viermal zurücklege, zweimal hin, zweimal her. Im ganzen nur eine halbe Stunde Weges und doch bin ich, wenn ich nach der Vorstellung hierher zu Ihnen komme, kaput — fertig!

Seit beinahe zwanzig Jahren bin ich Stammgast in diesem Lokale; seit eben so vielen Jahren sehe ich stets dieselben Gesichter an diesem oder jenem Tische, aber außer einem höflichen „Guten Abend" oder „Gute Nacht" hat noch keiner Ihrer Gäste ein lautes Wort von mir vernommen.

Man heißt mich hier allgemein den „stummen Gast" und nennt mich hochmütig, ich weiß es; man hält mich für einen Sonderling schlimmster Sorte, auch das ist mir bekannt; ich lasse mir das alles ruhig gefallen und — rede nichts. Aber man schilt mich mit Unrecht hochmütig und ebensowenig bin ich ein Sonderling. Auch ich habe menschlich fühlen gelernt; auch ich bin davon überzeugt, daß es nicht gut thut, wenn der Mensch allein ist; auch ich fühle den Trieb in mir mich gleichgestimmten Seelen gegenüber auszusprechen — aber kann ich's denn? Bin ich's denn imstande?

Sprechen Sie einmal so wie ich alltäglich fünf Stunden hintereinander weg und dann des Abends nochmals drei bis vier Stunden mit halber Stimme, dann haben Sie's genug und halten jedes weitere unnütze aus Ihrem Munde gesprochene Wort für ein Verbrechen an sich selbst. — Ach und so häufig dasselbe! Das ist das Fürchterliche an der Sache. Vormittags Proben, abends Vorstellung. So das ganze Jahr hindurch. Und in der Zwischenzeit darf ich mich hinsetzen und die Briefe ausschreiben, welche des Abends auf der Bühne gelesen werden. Das auch noch!

Ich versichere Ihnen, lieber Wurzelhuber, daß ich ganz gerne geheiratet hätte; aber habe ich dazu die Zeit? Und was hat eine Frau eigentlich von einem Manne, der die größte Zeit seines Lebens im Kasten steckt und wenn er dann glücklich nach des Tages Last und Mühen gegen Mitternacht zu Hause kommt, derartig angegriffen ist, daß er kein Wort mehr reden kann?

Hochmütig schalt man mich! Ach, du lieber Gott, wie käme ich dazu? Bescheiden bin ich und anspruchslos wie mein Pudel, mein Narziß, der da unterm Tische liegt. Nebenbei bemerkt, ist dieser das einzig lebende Wesen, welches mich versteht, auch wenn ich nichts rede. Das einzige Bindeband, das mich noch an die dramatischen Kunstjünger fesselt, denn sie alle lieben den Hund und füttern ihn und weil sie das thun, darum fühle ich mich zuweilen noch als ein Glied in der großen Kette, so die Künstler unter sich verbindet und verdamme sie wenigstens nicht ganz und gar.

O wäre dieses Eine nicht, dann lieber Freund, wäre ich etwas klüger als Mephistopheles und wüßte wohl bei etwas Aergerem zu fluchen als bei verschmähter Liebe und höllischem Element! Das Schrecklichste der Schrecken, meint Schiller, sei der Mensch in seinem Wahn! viel richtiger wäre es, wenn statt Mensch Schauspieler stünde. Ueber diese Menschenspecies hinaus, gleichviel ob männlich oder weiblich, gibt es kein Aergeres mehr!

Weil heute gerade Buß- und Bettag und darum das Theater geschlossen und außerdem noch ein Wetter ist, daß man keinen Hund vor die Thüre jagen möchte, so will ich einmal etwas Außergewöhnliches thun und indem ich mir einbilde, ich säße im Souffleurkasten und plapperte mein Pensum herunter, werde ich Ihnen, guter Wurzelhuber, klar zu machen suchen, was es eigentlich heißt ein Souffleur sein! Wenn mich nachdem noch jemand Sonderling oder einen Verrückten schilt, so werden Sie sicherlich meine Partie nehmen und den Gästen meinen und ihren Standpunkt klarmachen; denn Sie werden dann begreifen, wie leicht unsereiner dazu kommen kann, für einen Menschenfeind zu gelten, der mit sich selbst zerfallen allabendlich von halb Elfe bis um Mitternacht in der Wirtsstube sitzt und ohne ein Wort dabei zu verlieren, sein Deputat an Dünnbier durch die heiße Gurgel jagt.

Sie dürfen sich durch meine etwas sächsisch angehauchte Sprechweise nicht irre machen lassen, wenn ich sage: auch ich war in Arkadien geboren! Auch mir ist an der Wiege nicht gesungen worden, daß ich den bei weitem größten Teil meines Lebens als Troglodyte in einem unterirdischen, mit einer Muschel überdeckten Loche einsam verbringen sollte. Aber was wollen Sie? Der Trieb zum Theater war zu mächtig in mir vertreten; er mußte Befriedigung finden.

Ohne die hierzu nötige Schulbildung genossen zu haben, lief ich zum Theater, nachdem ich zuvor meinem Lehrmeister durchgebrannt war. Eigentlich hätte ich Hutmacher werden sollen. Nun fing ich das Haus beim Dache an zu bauen und spielte sofort Heldenrollen. Somit war eine Steigerung von vornherein ausgeschlossen und die Sache verkehrte sich in das Gegenteil dessen, was ich angestrebt hatte. Statt aufwärts zu steigen, stürzte ich abwärts und zwar mit solcher Rapidität, daß ich mich selbst verlor und erst dann wiederfand, als ich

schon gänzlich von der Bildfläche verschwunden und im Souffleurkasten angekommen war.

Meine Carriere als dramatischer Künstler hatte genau sechs Monate nach Beginn ihr Ende gefunden; trotzdem war es mir gelungen, in dieser verhältnismäßig sehr kurzen Zeit die verschiedensten Gegenden Deutschlands als Held und Liebhaber unsicher zu machen.

Meinem inneren Drange war Genüge geschehen und ich war befriedigt. Ohne Wehmut schied ich von den weltbedeutenden Brettern, nachdem ich den schlüpfrigen Boden kennen gelernt; ich hatte genug gesehen von dieser Welt des Scheines und des Trugs, um in stiller Zurückgezogenheit mich mit meinem Lose zufrieden geben und aus nächster Nähe das Große aller Zeiten sinnvoll still an mir vorübergehen lassen zu können, ohne mich selbst dabei bloßstellen zu dürfen.

So ward ich Souffleur und bin es heute noch. Viele, viele Jahre sind seitdem vergangen. Wenn ich nicht irre, so kann ich in nächstem Jahre mein dreißigjähriges Kastenjubiläum feiern. Im nächsten Neujahrjournale werde ich den Fall der Oeffentlichkeit übergeben. Dieses zu thun, bin ich mir selbst und meinen Antecedentien schuldig, denn wenn ich selbst nicht von mir spreche, ein anderer thut's sicherlich nicht.

O das ist ein schrecklich undankbares Metier, mein liebster Wurzelhuber, und trotzdem ist mein tief herabgesetzter Wirkungskreis beim Theater mit der allerwichtigste. Dabei weiß keine Seele etwas von mir; dem Publikum bleibt der Souffleur ewig fremd, unbekannt und ungekannt geht er durchs Leben, bis er sein letztes Klingelzeichen gegeben und der Vorhang zum allerletztenmal vor seinen Augen zu Boden fiel. Dann wird er eines schönen Nachmittags ohne jegliches Gepränge in die Erde versenkt; einige mitleidige Choristen singen im schnellsten Tempo und mit gedämpfter Stimme (damit man den Verblichenen nicht in seiner Ruhe stört) den ersten und zweiten Vers des einzigen, ihnen aus dem Hebbelschen Trauerspiele „Maria Magdalena“ bekannten, christlichen Chorals: Nun danket alle Gott ꝛc. und dann ist's aus — ganz aus! Unheimlich stille ist's am Grabe eines Souffleurs. Versunken und vergessen!

Und dennoch nein, er ist nicht ganz vergessen. Im Gegenteil wird sein Angedenken nach dem Tod lebendiger im Herzen derjenigen, die ihn im Leben verkannt und bitter gekränkt haben, nämlich im Herzen der Schauspieler! Jetzt wo ein Neuer im Kasten sitzt, merken sie erst, was sie an dem Alten verloren. Erst wenn man was verloren hat, dann fühlt man seinen Werth!

Und nun lebt der Neue ganz genau das Leben des Alten durch. Er wird behandelt und geplagt wie dieser, stets getadelt und niemals gelobt. Am Schlusse eines jeden Kalenderjahres gibt er, wie dies seit einem Jahrhundert schon der Brauch, sein Jahrbuch heraus und nimmt damit — manchmal weniger, manchmal mehr — ein anständig Stück Geld ein. Denn das muß man den dramatischen Künstlern lassen, bei all ihren Fehlern haben sie doch den großen Vorzug vor vielen andern Ständen: sie leben und lassen leben und verstehen mit Anstand zu geben.

Bei einigermaßen fester Gesundheit souffliert nun mein Nachfolger so lange wie ich es gethan, nämlich bis es nicht mehr geht und auch seine Brust in Staub zerfällt, bis auch an seinem Grabe „Nun danket alle Gott“ in schon bekanntem Tempo hingehaucht wurde und dann kommt wieder ein anderer, dem's genau ebenso geht und so geht's fort bis zum jüngsten Tag!

Aber auf diesen freue ich mich! Ich empfinde wie die Orsina in der Galotti: Welch eine himmlische Phantasie! Wenn wir einmal alle — wir, das ganze Heer der totgeärgerten Souffleure, männliche wie weibliche, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt sie unter uns hätten die Regisseure und die Schauspieler, sie unter uns zerrissen, zerfleischten — ihre Eingeweide durchwühlten, um die Worte zu finden, die wir ihnen soufflierten, die aber gar nicht oder doch korrumpiert wiedergegeben wurden! Ha, das sollte ein Tanz werden, das sollte!

Hören Sie zu, lieber Wurzelhuber, ich will Sie in einige Coulissengeheimnisse einweihen. Nehmen Sie an, ich Christian Kummelli (das ist mein Theatername, von Hause aus heiße ich eigentlich Kümmel) wäre heute Nachmittag beerdigt worden und am Abend debütierte mein Nachfolger, der neue Souffleur. Man gibt ein gut einstudiertes älteres Stück und hat darum nur eine flüchtige Scenenprobe abgehalten.

Der Neue thut sein Bestes; wer wird das auch nicht, wo es sich um eine gesicherte Lebensstellung an einer bestrenommierten Bühne handelt? Die Darsteller sind allem Anscheine nach mit ihm zufrieden. Nun, sie wissen ihre so häufig gespielten Rollen bis aufs „Und“ und benötigen der Hilfe des Souffleurs nur wenig.

Nach dem ersten Aktschlusse wird letzterer ins Regiezimmer befohlen und ihm daselbst amtlich bekannt gegeben, daß er gar nicht nötig habe sich anzustrengen und so laut zu soufflieren, indem sämtliche an dieser Bühne engagierten Künstler gewohnt seien, ihre Rollen gewissenhaft zu lernen und deshalb auch nur von seiten des Souffleurs einen ganz leisen Anschlag benötigten.

Der Souffleur kriecht wieder in seinen Kasten und freut sich des hier zwischen Vorgesetzten und Untergebenen herrschenden leutseligen Tones; in der Regel ist das Benehmen „kühl und abweisend“. Er ist fast ergriffen von solch selten vorkommender Freundlichkeit; sie thut ihm wohl bis ins Herz hinein, denn ein Souffleur ist doch auch ein Mensch — so zu sagen!

Er hat sich die Lehren seines hohen Vorgesetzten zu Herzen genommen und souffliert die folgenden Akte leise, so leise, daß kein Mensch im Zuschauerraume an das Vorhandensein eines lebenden Wesens in der Muschel geglaubt haben würde.

Froh, im Bewußtsein seine Sache gut gemacht zu haben, verläßt er nach Schluß der Vorstellung sein enges Bretterhaus und wählt absichtlich den Weg, welcher an den Garderoben der Künstler vorüberführt, um möglicherweise noch ein anerkennendes Wort erhaschen und dann zufriedenen Sinnes sein frugales Abendbrot verzehren zu können. O, der Unvorsichtige! Er wird's nie wieder thun! — Ich, mein lieber Wurzelhuber, warte nicht einmal ab bis der Vorhang, wenn er zum letztenmal für diesen Abend fällt, den Boden vor meinem Angesichte berührt. Im Augenblicke, als

das letzte Wort gesprochen wird, klappe ich schon mein Buch zu und verschwinde unterm Podium; alsdann suche ich schleunigst durch einen nur mir und der Feuerwehr bekannten Ausgang das Freie zu gewinnen, um nur ja nicht einem der empörten Künstler in den Weg zu laufen. Empört sind sie nämlich immer, namentlich aber dann, wenn das Publikum mit Beifall weniger freigebig war, wie es wohl mit Recht zu erwarten gewesen wäre. In fachtechnischen Kreisen bedient man sich hierfür der sehr bezeichnenden Redensart: „Heute sitzen sie wieder einmal auf ihren Händen!“

Am Publikum aber können und dürfen die Schauspieler ihren Zorn nicht auslassen, darum muß in erster Linie der Souffleur herhalten. Ein kluger Mann aber baut vor und entzieht sich dem Losbruch des Wetters durch schleunige Flucht; so kann er doch höchstens nur in effigie verbrannt werden.

Mein thörichter Nachfolger hat sich jedoch selbst in Gefahr begeben und seine Schuld ist's darum, wenn er darin verdirbt.

Kaum hat er den engen Garderobengang betreten, so hört er auch schon von sich reden, aber in durchaus nicht schmeichelhafter oder gar ermutigender Weise.

Er steht stille, der Schreck hat ihn fast gelähmt.

Vor der Vorstellung pflegen die Schauspieler nur in gedämpftem Tone zu reden, um das Organ zu schonen, aber nach Beendigung derselben sprechen sie durchgehends sehr laut und ihre Worte sind darum in den äußeren Korridoren sehr genau zu hören und niemals mißzuverstehen. Er hört sich mit allen möglichen vornehmen und weniger vornehmen Säugetieren und sonstigen Dingen verglichen, nur nicht mit dem einzigen was ihm angenehm gewesen wäre zu hören, nämlich mit einem anständigen Souffleur.

Und sehen Sie, lieber Wurzelhuber, noch an meinem Begräbnistage erhalte ich schon Genugthuung. Jetzt tönt mein Lob von jedem Munde; jetzt werde ich gefeiert wie nie zuvor, aber nun ist's zu spät — hin ist hin!

Mit gesenktem Haupte steht mein Nachfolger auf dem Korridor und hört, ungesehen von den empörten Mimen, meine Glorifizierung und seine Verurteilung mit an.

Da äußert sich z. B. Herr Blaumichel, unser Heldenvater folgendermaßen: „O du teurer Entseelter, in dieser Stunde bitte ich dir alle durch mich erlittene Unbill feierlichst ab. Neben diesem Megatherium warst du ja ein Engel, ein Gott, wert, daß man dich anbetete!“

Megatherium, mein lieber Wurzelhuber, heißt zu deutsch Riesenfaultier und ist eine vorweltliche Tiergattung. Das ist eigentlich noch eine schmeichelhafte Bezeichnung, daher auch nur für den Anfang gebräuchlich, nach 14 Tagen schon ist „Nilpferd“ der beliebteste und meistgebrauchte Ausdruck für den Souffleur. Natürlich nur dann, wenn man von ihm spricht; aber der einsame Höhlenbewohner hat in den Zwischenakten Zeit und Muße darauf zu achten, was hinter dem Vorhang gesprochen wird und wäre die Leinwand desselben auch noch so dick, ein Nilpferd dringt dennoch durch.

„Jawohl haben Sie recht,“ donnert als zweiter der erste Heldenspieler, „das Ungetüm kann ja nicht lesen! Einmal und nicht wieder! Solche Angst wie heute, habe ich in meinem Leben noch nicht ausgestanden. Er oder ich! Diese Alternative stelle ich morgen der Direktion!“

„Ach lesen kann er schon,“ so näselt von weiter rückwärts ein alter geprüfter Episodenspieler, „aber sprechen kann er nicht; wenigstens nicht hochdeutsch — der Mensch sächselt!“

„Und kennt keine Interpunktionen,“ ruft ein anderer, „nach jedem Komma macht er eine Pause wie ich sie nicht einmal nach einem Punkt mit Gedankenstrich mache.“

„Mir war er stets um einen Kilometer voraus,“ läßt sich der Intrigant aus tiefster Tiefe des langen Ganges vernehmen, „der gute Mann scheint auf's Schnelllaufen dressiert zu sein. Aus welcher Idiotenanstalt ist denn diese Species entkommen?“

„Mir scheint, er kommt von den vereinigten Hoftheatern in ‚Ziegenhals und Hotzeplotz‘. Na hier werden ihm schon die Flötentöne beigebracht werden.“ Diese Aeußerung des jugendlichen Komikers war die letzte die er mitanhörte. — Mit aufgeschlagenem Rockkragen und vor den Mund gehaltenem Taschentuche stürmt er die Treppe hinab auf die Straße und ohne erst zu Abend zu essen — denn der Appetit hierzu ist ihm vergangen — sucht er seine stille Kammer auf, wirft sich unentkleidet aufs Bett und liest das Manuskript des morgen zu soufflierenden Stückes zwei bis dreimal aufmerksam durch, damit sich sein Auge an die Schriftzüge gewöhne und er um Gotteswillen kein Zeichen übersieht, das vom Souffleurkasten aus nach oben auf den Schnürboden, nach unten in die Versenkung oder nach rechts und links hinter die Scene gegeben werden muß. Todmüde und mit dem bitteren Gefühle beim ersten Debüt durchgefallen zu sein, nimmt ihn Gott Morpheus gegen Tagesanbruch in seine Arme und läßt dem Unglücklichen wie zum Hohne im Schlafe sämtliche am Stadttheater engagierten Schauspieler und Schauspielerinnen erscheinen, von welchen jeder und jede ihm eine Schmeichelei sagt und als letzter erscheint Herr Blaumichel, der Heldenvater und bittet ihn um Entschuldigung wegen des Megatheriums, drückt ihm eine papierne Lorbeerkrone aufs Haupt und einen Kuß mitten ins Gesicht.

Liebster Wurzelhuber, ein gesunder Schlaf ist noch das einzige, was einem normal gebauten Souffleur, der nun einmal vom Geschicke ausersehen wurde „Ambos“ sein zu müssen, das Leben einigermaßen erträglich erscheinen lassen könnte — wenn solche Träume nicht wären! Diese aber unterwühlen auf die Dauer die kräftigste Konstitution! So werde ich nun schon an die 30 Jahre allnächtlich gequält und an Sonn- und Feiertagen erweist mir der Traumgott die ausnahmsweise Gefälligkeit, mich statt von Herrn Blaumichel von Fräulein von Schweben und Pumpen, meiner schlimmsten Widersacherin, umarmen und mehrmal küssen zu lassen. — Gottlob, daß es nur im Traume und nicht in der Wirklichkeit geschieht!

Nach solchen kummer- und gesichtervollen Nächten sitzt man dann des Vormittags von zehn bis drei Uhr im Kasten und schreit sich mit unterdrückter Stimme die

Lunge wund und steckt, ohne zu murren, alles ein, was die erregten Künstler an Liebenswürdigkeit über den armen Muschelbewohner tief unter der Erde ausschütten. Manchmal ist's weniger, manchmal auch mehr, aber jederzeit bekommt man genug!

Da ist zum Beispiel der mehrerwähnte Herr Blaumichel, der gegen jedermann behauptet: er bedürfe gar nie der Hilfe eines Souffleurs. Er gibt dem ‚Neuen' sofort die Weisung ihm nichts weiter als das erste Wort des Satzes anzuschlagen, dieses aber scharf!

Dem Auftrag wird Folge geleistet. Der Souffleur schlägt das erste Wort des neubeginnenden Satzes recht scharf an und erhaltener Weisung gemäß schweigt er alsdann stille. Auch Herr Blaumichel ist stille. Kleine Pause. Herr Blaumichel bricht zuerst das Schweigen, nimmt den Hut vom Kopfe und verneigt sich tief gegen das Gesicht in der Muschel, wobei er mit einer Höflichkeit, die mehr verletzt als die stärkste Grobheit, an dieses die Frage stellt: „Wollen Ew. Wohlgeboren vielleicht noch ein wenig mitthun oder nicht? Glauben Sie, man bezahlt Sie darum, daß Sie uns ein Geheimnis aus dem machen sollen, was da im Buche geschrieben steht?"

„Aber Herr Blaumichel wollten doch nur —"

„Nur den Anschlag!" donnert dieser, „sonst nichts. Diesen aber deutlich und nicht so kurz ab; immer von Punkt zu Punkt. Nichts weiter!"

So, nun wissen wir's. Er braucht das erste Wort und auch das letzte und alle die dazwischen liegen, und das nennt er: nur den Anschlag!

Ihnen die Eigentümlichkeit jedes einzelnen unserer Künstler aufzuzählen, würde zu lange währen; ich werde mich kurz fassen und das Treiben auf den Proben und Vorstellungen, soweit es den Souffleur angeht, skizzenhaft wie eine Wandeldekoration an Ihrem inneren Gesicht vorüberführen und Sie werden dann begreifen, warum ich mich nach des Tages Last und Mühen hier bei Ihnen in eine finstere Jammerecke verstecke und glücklich bin, wenn man mich mir selbst und meinen Gedanken überläßt.

Die ersten Proben eines neuen Stückes sind für den Höhlenbewohner die entsetzlichsten. Naturgemäß sind die Darsteller noch nicht fest in ihren Rollen, haben auch zu viele andere, zum scenischen Arrangement gehörige Dinge zu beobachten und bedürfen daher der Hilfe des Souffleurs weit mehr als während der nachfolgenden Proben. Das sieht jedermann ohne weiteres ein, nur der Schauspieler nicht! Keine Seele wird sich darüber mokieren, wenn der Dialog noch nicht vollkommen flüssig ist; aber der verdammte Ehrgeiz der Künstler läßt ein solches Geständnis nicht zu.

Sie sind — so erzählen sie wenigstens — so vollständig Herr ihrer Rolle, daß sie selbe vom Anfang zum Ende und zurück vom Ende zum Anfang aufsagen können, ohne auch nur den Tipfel auf dem i zu vergessen. Bei ihnen zu Hause ging alles „glatt wie am Schnürchen" und daß es jetzt auf der Bühne hapert, ist einzig und allein die Schuld des vollständig unfähigen Souffleurs.

So räsonnieren meist die jungen Hitzköpfe, die noch nicht ganz festen Fuß in ihrer Stellung gefaßt haben und dadurch in der Gunst der Vorgesetzten einen Vorsprung zu gewinnen hoffen, wenn sie schon auf den Arrangierproben ihr Pensum wie die Schulknaben aufsagen können. Dabei überstürzen sie sich, verhaspeln sich und dann haben sie plötzlich den Faden verloren und aus ist's mit der Schulreiterei.

Bei weitem schlimmer sind aber einige unter den älteren Herren und Damen; solche nämlich, die bei erwiesener Abnahme der Gedächtnisschärfe Pensionierung und damit eine bedeutende Verringerung ihrer Gehaltsbezüge zu gewärtigen haben. Was solche „alte tüchtige" Kräfte alles anstellen, um fest in der Rolle zu scheinen und keinen Zweifel an ihrer noch in stetem Wachsen begriffenen Memorierfähigkeit aufkommen zu lassen, davon kann sich nur derjenige eine Vorstellung machen, der als Souffleur jahrelang mit ihnen zu thun hat. Welch schlaue Manöver werden da zunächst angewendet, um alsbald nach Betreten der Scene in die Nähe des Kastens und zugleich auf diejenige Seite desselben zu gelangen, wo das empfänglichere Hörorgan des Darstellers in unauffälliger Weise am Munde des Einbläsers hangen kann.

Ach und dieses Ohr selbst! Jeder Souffleur kann beobachten, wie es sich nach oben mehr und immer mehr zuspitzt, je länger und wichtiger die vorzutragende Rede ist. Während eines solchen Zeitabschnittes ist jede andere menschliche Empfindung in dem „alten Herrn" erstorben; er verspürt weder Kopf- noch Zahnweh, ebensowenig seine sonst permanenten rheumatischen Schmerzen, auch die Hühneraugen genieren ihn nicht, das Auge verliert von seinem Glanze, ja fast möchte man behaupten, daß das Herz für zeitliche Dauer aufgehört habe zu schlagen, kurzum er ist ganz Ohr und nur Ohr! —

Diese alten geprüften Kräfte besitzen eine unglaubliche Routine in der Kunst, „auf den Souffleur spielen" zu können. Und unsereiner, der in langen Jahren die Eigenart eines jeden studiert hat, versteht es wiederum ebensogut, ihnen die Worte geradezu auf die Zunge zu legen. Aber Mensch bleibt doch immer Mensch und auch dem geübtesten Souffleur kann das Malheur passieren, daß er einmal im Buche zwei Blätter umschlägt, ohne es im selben Augenblicke zu bemerken, und dann zeigt es sich, daß Cichorie im Kaffee ist. Die alte tüchtige Kraft spricht mir ruhig alles das nach, was ich ihm von der falsch aufgeschlagenen Seite souffliere und was ein ganz anderer erst in einer Viertelstunde erzählen soll. (In der Künstlersprache bezeichnet man das langsame Nachsprechen mit dem Ausdrucke „Bindfaden ziehen".) Natürlich kann solch ungesunder Zustand nicht gar lange währen, denn das Auge des nachlesenden Regisseurs wacht und dieser bereitet ihm ein gewaltsames Ende. Dann geht das Gericht los und diesmal bin allerdings ich der Schuldige; aber ich bin es auch dann immer, wenn ich's nicht bin.

Bin ich z. B. etwas laut, weil ich einsehe, daß es notwendig ist, so ruft der Regisseur: „Nicht so schreien, man hört Sie ja auf der letzten Galerie!" — Verläßt er aber nur auf einen Moment seinen Platz, um etwas anzuordnen, so bekomme ich augenblicklich vom Schauspieler die Weisung, nicht so leise zu soufflieren, er verstehe keine Silbe! Retardiere ich etwas, weil ich dies der Situation für angepaßt erachte, so heißt es:

„Schleppen Sie doch nicht so wie ein Bummelzug; ich bin Ihnen ja schon weit voraus!“ — Dann, wenn ich mich in die Situation versenkend, vielleicht ein Wort etwas schärfer betone: „Deklamieren Sie doch nicht, dafür bin ja ich da!“ — Thue ich gar nichts dergleichen und spreche ohne die geringste Leidenschaft in einem und demselben Tone weiter, dann heißt es: „Bei solchem Soufflieren kann ich ohne Pelzrock nicht probieren; beim Anblicke dieses Eiszapfens bekomme ich Schüttelfrost.“ — Halte ich bei einer Interpunktion nur ein klein wenig an, so räsonniert die Naive: „Aber so zerreißen Sie mir doch nicht meine Sätze!“ — Nehme ich ein etwas lebhaftes Tempo, so zetert die serieuse Mutter: „Aber so jagen Sie doch nicht so, wir haben ja Zeit!“ — Bin ich ihm zu langsam, so schreit der Bonvivant: „Herr, setzen Sie Ihre pensionsbedürftige Kinnlade in etwas lebhaftere Bewegung! Sie scheinen dieses Scribesche Lustspiel für die Donnersche Uebersetzung der „Antigone“ zu halten!“

Geht dann einer von all den Genannten und Nichtgenannten durch die Mitte ab, so schlägt er beide Thürflügel heftig hinter sich zu und deutlich höre ich's in meinem Kasten, wie er den Kollegen hinter der Scene die Worte zuruft: „Das ist der schrecklichste Souffleur, der mir jemals vorgekommen ist!“

So ungefähr ist es Usus mit dem Souffleur während einer Probe umzugehen; anders gestaltet sich die Sache am Abend der Vorstellung. Während dieser kann natürlich von solch auffälligem und lärmendem Gebaren nicht die Rede sein. Jetzt trägt der Darsteller seine Haut zu Markte, denn dem Publikum gegenüber ist er und nur er verantwortlich für alles, was er spricht und thut (natürlich soweit es ihn selbst und nicht den Dichter angeht), und aus der Rolle zu fallen würde ihm als Kapitalverbrechen angerechnet werden.

Die Herren Künstler sind darum genötigt, alles dasjenige, was sie vielleicht dem Souffleur privatim mitzuteilen hätten, in Blick und Miene zu legen. Man ist während der Vorstellung rücksichtsvoller gegen den Souffleur als auf den Proben, denn wenn man auch seiner Hilfe nicht geradezu bedarf, so ist er — ohne daß man ihm Böswilligkeit dabei vorwerfen kann — leicht in der Lage, den Erfolg von einzelnen oder auch von Gesamtleistungen teilweise, unter Umständen sogar völlig zu vernichten.

Ein unaufmerksamer oder gar böswilliger Souffleur kann einen darstellenden Künstler am Abend einer Vorstellung zur Verzweiflung treiben, indem er ihm entweder zu laut oder zu leise souffliert; trotzdem ist es nun und nimmer zu entschuldigen, wenn der Schauspieler auf offener Scene mit dem Fuße stampft, um dem Souffleur anzudeuten, daß er ihn nicht verstehe, oder wenn er ein „Scht!“ ertönen läßt, um ihm etwas größere Diskretion anzuempfehlen. Dergleichen pflegt indessen auch nur an Bühnen untergeordneten Ranges vorzukommen. — „Willst du kuschen, Narziß! Ich verbitte mir jedwede Randbemerkung von deiner Seite!“

Nun müssen Sie aber wissen, lieber Wurzelhuber, daß es neben manchem guten auch eine große Anzahl ganz entsetzlicher Exemplare von Souffleuren gibt und deshalb haben die Schauspieler auch nicht in allen Fällen unrecht, wenn sie uns in Teufels Küche wünschen.

Da ist es mir selbst einmal geschehen, vor Jahren natürlich, daß ich einer zum erstenmal gegebenen Tragödie, die mit aller Sicherheit auf etwas mehr als einen Achtungserfolg rechnen konnte, zu gründlichem Durchfall verhalf. Ich vergriff mich nämlich in der Klingelschnur und ließ, anstatt hinter der Scene Musik erklingen zu lassen, ohne jegliche Ursache die tragische Liebhaberin in die Versenkung hinunterfahren. Bis diese dann durch das Balkengewirre und über schmale Holzstiegen im Halbdunkel glücklich wieder auf die Erdoberfläche befördert war, hatte sich das Publikum schon halb tot gelacht und die Tragödie war begraben.

Daß der Vorhang zu frühe fällt, kommt häufig genug vor; der Souffleur ist ja am Ende auch nur ein Mensch und kann sich irren. Ein solcher Schaden läßt sich übrigens leicht reparieren, indem man ihn schleunigst wieder aufziehen läßt. Zum Vorteile der Darstellung gereichen solche Vorkommnisse allerdings nicht.

Wie sehr selbst der allersicherste und routinierteste Künstler des Souffleurs — wenn auch nur dessen persönlicher Anwesenheit — benötigt ist, mag Ihnen die Thatsache beweisen, daß der berühmte Heldenspieler Hendrichs gelegentlich eines Gastspiels am Hamburger Stadttheater als Götz von Berlichingen, den er sicherlich schon fünfzigmal und mehr gespielt hatte, nach einer entschuldigenden Pantomime gegen das Publikum, unter Hinweis auf den leeren Souffleurkasten, die Bühne verlassen mußte.

Ehe er die Abwesenheit des Souffleurs bemerkte, sprach er fest und sicher; da fiel der Blick zufällig auf den leeren Raum zu seinen Füßen und aus war es. Der Inspicient hatte den Fehler begangen, das Zeichen zum Beginn des Aktes zu geben, ohne sich zuvor durch das zu diesem Zwecke vorhandene Loch im Vorhange die Gewißheit von dem Vorhandensein des Unentbehrlichen zu verschaffen, und gänzlich ohne Souffleur zu spielen, das bringen selbst die Franzosen nicht fertig. Er muß wenigstens anwesend sein, wenn er auch sonst zu nichts gebraucht werden sollte.

Ein guter Souffleur ist das halbe Komödienspielen, das können Sie mir glauben, Wurzelhuber, das wissen unsere Schauspieler samt und sonders recht gut, sie mögen's nur nicht Wort haben.

Oft kommt es vor, daß ein Schauspieler im Eifer und Feuer der Darstellung nicht nur einzelne Perioden, sondern ganze Sätze, ja Seiten überspringt. Herr, da heißt es zeigen, was ein gebildeter Souffleur vermag. Ein mittelmäßiger oder ein Anfänger wird so lange die übersprungene Stelle hinaufsoufflieren, bis notgedrungen der Schauspieler dieselbe — ohne verbindenden Uebergang — nochmals aufnehmen muß, um nur weiter zu kommen. Dabei hat er zu riskieren, daß der Souffleur, an der bereits gesprochenen Stelle angekommen, dieselbe ebenso hartnäckig souffliert und er wiederum notgedrungen nachgeben und sie zum zweitenmal sprechen muß. Das fällt selbstredend dem Zuhörer auf und wird als grober Fehler auf sein Conto geschrieben. Das Publikum fragt nicht nach: „Wieso und

Friedrich Preller

nach dem Relief auf seinem Grabmal von Adolf Donndorf.

warum?" Es will eine volle und ganze Leistung haben, dafür bezahlt es sein Entree. An ihm, dem Darsteller, bleibt zunächst der Makel kleben, denn er kann nicht an die Rampe treten und sagen: „Verehrtes Publikum! Ich bin unschuldig an diesem oder jenem, es beliebte dem Herrn Souffleur, mir eine gestrichene Stelle anzuschlagen," oder auch: „Dem Souffleur hat es gefallen, zwei Blätter im Buche umzuschlagen!" — Das geht nicht!

Ein gewissenhafter und gewandter Souffleur dagegen geht am Abend mit den Darstellern durch dick und dünn; macht einer einen Sprung, und wäre er noch so kühn und verwegen — thut nichts, der Mann im Kasten springt mit. Er begreift augenblicklich das Gefährliche der Situation, aber er überblickt wie ein das Siegen gewohnter Feldherr das Terrain und seine Stimme zittert nicht. Und sehen Sie, das beruhigt den Schauspieler dergestalt, daß er, ohne Opposition zu machen, sich willig der Leitung des Muschelbewohners überläßt. Dieser ergreift nunmehr die Initiative und macht ebenso kühne und verwegene Sprünge, wie vorher sein Schutzbefohlener und sucht dadurch die zur Unzeit verlassene breite Heerstraße schleunigst wieder zu gewinnen, ohne daß man im Auditorium etwas davon merkt.

In besonders kritischen Fällen weiß sich der gewandte Schauspieler, der durch irgend welche Veranlassung den Faden verloren, dadurch zu helfen, daß er so lange extemporiert, bis er mit Hilfe des Souffleurs diesen wiedergefunden hat. Nur immer fort sprechen, das ist die Hauptsache, wenn auch ein bischen Unsinn mit unterläuft; um Gotteswillen keine Pause machen oder etwas repetieren oder gar einen Fehler ausbessern wollen. Das Rad muß immer rollen! Der aufmerksamste Zuhörer selbst, wenn ihm wirklich etwas Ungehöriges aufgefallen sein sollte, darf gar nicht Zeit finden, darüber nachzudenken. Dergleichen durchaus nicht seltene Vorkommnisse, welche man in der Haussprache „Schwimmübungen" nennt, geschickt zu cachieren, das ist die Kunst eines tüchtigen Souffleurs. Dazu gehört aber etwas mehr als die Fähigkeit, gedruckte oder geschriebene Buchstaben im Zusammenhang ablesen zu können, dazu gehört genaue Kenntnis der Situation, ein sicherer Ueberblick und selbst einiges Darstellertalent, denn man muß sich augenblicklich an Stelle des gefährdeten Künstlers versetzen können und in bühnengewandter Manier die gefährliche Klippe zu umschiffen verstehen.

Was habe ich in dreißig Jahren nicht alles mit erlebt! Drei Tage und Nächte könnte ich Ihnen unausgesetzt Anekdoten erzählen und dann wäre das Thema noch immer nicht erschöpft. Ein paar kleine Geschichtchen will ich Ihnen indessen gleich heute noch erzählen; sie gehören mit zu meinen frühesten Theatererlebnissen und ereigneten sich bei einer reisenden Gesellschaft in Holstein, woselbst ich als Souffleur meine ersten Lorbeeren, d. h. Grobheiten, einheimste.

Der Direktor der Truppe, ein hoher Sechziger, spielte Väterrollen und wußte, wie jeder anständige Schmierendirektor, nie eine Silbe von dem, was ihm der Dichter vorgeschrieben; besaß aber eine kolossale Routine in der Kunst „auf den Souffleur" zu spielen.

Dieser Herr sollte eines Abends als tyrannischer Raubritter und, indem er durch die Mitte eintritt, den auf der Bühne anwesenden Mitspielenden die Worte zurufen: „Sie kommen noch nicht!" (Diejenigen nämlich, nach welchen auszuschauen er kurz vorher erst das Zimmer verlassen hatte.) Er stand bereits in der Mitte der Bühne, als er die von mir soufflierte Phrase vernahm. Ohne eine Miene zu verziehen machte er „Kehrt!" und marschierte stolz da wieder hinaus, wo er eben hereingekommen war. Ich sowohl, wie die auf der Bühne anwesenden Schauspieler waren nicht wenig erstaunt ob dieses seltsamen Gebarens und einer von den letzteren lief, um der peinlichen Verlegenheitspause ein rasches Ende zu machen, nach der Thüre und rief mit halblauter Stimme hinaus: „Aber Direktor, so kommen Sie doch, wir warten ja auf Sie!"

„So?" erwiderte dieser. „Nun, was will denn nachher der da unten? Vorhin sagte er, ich käme noch nicht."

Mit wuchtigen Schritten trat er vor. Selbstredend soufflierte ich ihm auch diesmal dieselben Worte: „Sie kommen noch nicht!"

Ein wütender Blick traf mich und gleichzeitig drang das halblaut gesprochene Wort „asinus!" an mein damals noch sehr empfindliches Ohr. — Gerne hätte ich ihm etwas Aehnliches gesagt, aber es war mir selbst daran gelegen, die lange Pause nicht noch länger auszudehnen und soufflierte darum zum drittenmal die erwähnte Stelle und zwar laut genug, um auf der letzten Bank im Zuschauerraume verstanden werden zu können. Das war auch der Fall. Das Publikum fing an zu lachen; es hatte die Situation begriffen. Nicht so mein Direktor. Wohl aber empfand er die Notwendigkeit zu sprechen, um ein Ende herbeizuführen. Mit hoch aufgerichtetem Haupte trat er auf den ihm zunächst stehenden Darsteller zu und, ihm die linke Hand auf die Schulter legend und mit der rechten eine auffällige, wegwerfende Bewegung gegen mich machend, sagte er mit salbungsvollem Tone: „Ich sollte eigentlich noch nicht kommen, da ich aber nun einmal da bin, so tragt mir eure Wünsche vor."

Er hatte nicht begriffen, daß er gefehlt; er hatte mich, den Souffleur, durch die verächtliche Handbewegung dem Publikum als schuldtragenden Teil bezeichnet und mir noch obendrein nach dem Aktschluß angekündigt, daß ich wegen schlechten Soufflierens eine Wochengage als Strafe einbüßen würde.

Daraus wurde nun zwar nichts, denn schließlich gelang es doch den vereinten Anstrengungen der Mitwirkenden, ihn über seinen Irrtum aufzuklären. Aber den asinus und die Bloßstellung dem Publikum gegenüber hatte ich doch weg.

Ein andermal hatte er einen längeren Monolog zu sprechen, nach dessen Beendigung er sich wohl oder übel auf eine Bank niedersetzen mußte, denn die bezüglichen Worte des eben eintretenden Liebhabers lauteten: „Da sitzt er in Gedanken versunken auf der Rasenbank." Mein Direktor that nichts dergleichen; aufrecht stand er da wie eine knorrige Eiche und wartete auf das, was weiter sich begeben werde.

Es blieb mir nichts übrig, als ihm die eingeklam-

merte Anmerkung zu soufflieren: „Setzt sich auf die Rasenbank.“

„Davon steht nichts in meiner Rolle,“ hörte ich ihn vor sich hin murmeln.

Nochmals und stärker soufflierte ich die Anmerkung und gleichzeitig wurde ihm seitens des Liebhabers, der nicht eher auftreten konnte, zugerufen, daß er sich niedersetzen solle. Das mußte dem alten Herrn imponiert haben, denn mit etwas unsicherem, dadurch aber um so wehmutsvoller angehauchtem Tone sprach er, ohne seine Stellung im geringsten zu verändern und starr in die Coulisse blickend: „Ei, ei, ei! Jetzt setzt er sich gar auf die Rasenbank!“

Ja, ja, mein guter Wurzelhuber, von dem, was man beim Theater alles erleben kann, davon hat ein so gewöhnlicher Mensch wie Sie gar keine Ahnung. Aber das werden Sie nun eingesehen haben, daß ein Souffleur ein stark strapaziertes Stück Möbel ist. Und denken Sie etwa, daß ich Herr über meinen äußeren Menschen wäre und mit ihm machen könne was ich will? Quod non! Sehen Sie, nicht einmal einen Vollbart darf ich mir wachsen lassen, was bei meiner kleinen Gage doch immer eine zu berücksichtigende Ersparnis wäre. Aber sie leiden es nicht, die bösen Schauspieler! Einmal wagte ich den schüchternen Versuch, zunächst nur mit einem Schnurrbart. Hu, wie wurde mir heimgeleuchtet! — In den Bart brummen, das könnte gerade noch fehlen!

Nichts darf ich mir erlauben, nicht die geringste Freiheit. Während einige der Herren ungeniert ihre Hunde mit in ihre resp. Garderobezimmer nehmen — was doch gewiß gegen die Hausordnung verstößt, muß ich mein zartgebautes Tierchen, meinen Narziß, auf der Straße frieren lassen. Und warum? Weil einmal auf der Probe, während welcher er wie sonst immer auf meinem Schoße ruhte, meine erbittertste Widersacherin, die älteste Anstandsdame auf mich zugeschritten kam und um etwas nachzusehen mir das Buch vom Stehpulte wegnehmen wollte. Mein Narziß, das gute Tier, dachte wahrscheinlich, sie wolle es mir für immer entreißen und sprang deshalb laut bellend empor und biß ihr in den Finger. Sie kriegte ihre Krämpfe, ich meine Geldstrafe und Narziß wurde mit rauher Gewalt an die Atmosphäre befördert.

Seit jenem Tage wäre der Hund weder mit List noch Verrat dazu zu bringen, die Schwelle des Theatergebäudes auch nur auf Zolleslänge zu überschreiten. Er haßt das Theater. Nicht so die dramatischen Künstler. Diese liebt er, weil sie ihn ebenfalls lieben und ihm Atzung von reichlichem Mahle zukommen lassen; sie bringen ihm solche in reinliches Zeitungspapier gehüllt und geben ihm somit Gelegenheit, die lange Zeit während Probe und Vorstellung in eigenem Interesse nutzbringend verwerten zu können.

O ja, gutmütig sind sie alle! Sehr gutmütig — als Menschen nämlich — aber dafür um so grausamer im Berufe. Ich könnte sie lieb haben — alle, alle — sogar die älteste Anstandsdame —, denn es geht doch nichts auf Erden über die Kunst! — Wenn sie nur nicht solche Quälgeister wären! Na, nun muß ich es schon dabei lassen. Merkwürdige Geschöpfe sind doch die Menschen! Man verwünscht andere und denkt man daran, daß man sie nicht mehr sehen soll, dann thut's einem leid!

Und nun reichen Sie mir noch ein Seidel Bier zum Abgewöhnen und dann zur Ruhe. Morgen vormittag wieder ins Loch und ins Joch! — So geht's nun schon dreißig Jahre — wer weiß, wie nahe schon die Zeit ist, wo sie mich nicht mehr brauchen können und pensionieren. Ich glaube gar nicht, daß ich das aushalte — ich bin so sehr an meinen Kasten gewöhnt! — O elend, nichtig, jämmerliches Leben!! — Und dennoch möcht' ich's für kein andres geben!

Der Landschaftsmaler Friedrich Preller.

Von

R. Bauer.

In verschiedenen Zeitschriften haben teils flüchtigere, teils eingehendere Abhandlungen über Preller, über seine Entwickelung, über verschiedene seiner Werke, namentlich sein Hauptwerk, den Odysseecyklus, gestanden, von denen manche ganz hervorragender Bedeutung waren, wie sich solches von den betreffenden Verfassern nicht anders erwarten ließ, andere freilich enthielten oft grobe Unrichtigkeiten oder litten an gar zu einseitiger Beurteilung seiner Kunst.

Auch eine gute Biographie, auf die ein Künstler von Prellers Bedeutung selbstverständlich nicht lange zu warten brauchte, ist inzwischen aus der Feder eines berufenen Kunstschriftstellers hervorgegangen.

Immerhin dürfte noch nachfolgender Aufsatz [1]), dessen Verfasser langjähriger Schüler Prellers war und viele Jahre in freundschaftlichem Umgang mit ihm zu verkehren das Glück hatte, nicht ohne Interesse sein; um so mehr, als diesem Aufsatz neben den reichlichen Erfahrungen aus persönlichem Verkehr vielfache schriftliche Aufzeichnungen aus der Hinterlassenschaft der langjährigen Freundin des Hauses, sowie des eigenen Sohnes von Preller zu Grunde gelegt werden konnten.

In Eisenach als zweiter Sohn des Garkochs und Konditors Joh. Ernst Preller geboren und zwar 1804 den 25. April, hat er diese seine Vaterstadt doch schon als Bübchen von noch nicht einem Jahre in Begleitung seiner Eltern, die nach Weimar übersiedelten, wieder verlassen.

Prellers Großeltern, zu denen sein Vater zog, besaßen eine kleine Oekonomie in Weimar, und zwar in einem noch jetzt stehenden Häuschen in der engen Teichgasse, was für uns insofern von Interesse ist, als Preller darin auch das Flitterjahr seiner ersten Ehe verlebte.

Die beiden Großeltern waren ein Paar von echtem

---

[1]) Dieser Aufsatz ist lange vor dem Erscheinen der Biographie Roquettes zum Zweck eines Vortrags geschrieben, seine Veröffentlichung durch nicht in der Macht des Verfassers liegende Umstände verzögert worden.

Schrot und Korn. Streng religiös — jeder Morgen versammelte sämtliche Hausgenossen zur Hausandacht, bei welcher ein geistlich Lied gesungen und ein paar Verse aus der Bibel gelesen wurden — aber auch von kerniger Derbheit, mit der sie oft, namentlich die Großmutter, die Frechheit der französischen Einquartierungen, von denen nach der Schlacht von Jena Weimar überschwemmt war, recht wohl in Schranken zu halten wußte.

Die unausgesetzten kriegerischen Unruhen jener bewegten Zeit waren natürlich nicht dazu angethan, eine regelrechte Schulbildung des heranwachsenden Knaben zu fördern, aber dafür wurde seine Anschauung schon frühe durch lebendige, immer wechselnde Scenen angeregt und belebt. Denn Truppen aller Nationen durchzogen das im Herzen Deutschlands gelegene Weimar und kleine Scharmützel erstreckten sich oft bis in die Straßen der Stadt. Der Knabe nahm an dem bunten charakteristischen Treiben den lebhaftesten Anteil und versuchte schon früh die kriegerischen Scenen in kindlicher Weise mit dem Stift festzuhalten.

Und wie Preller sich von dem kräftigen, bunten Leben der Soldaten angezogen fühlte, so mochten auch diese den frischen Jungen gern. — Als einmal Kosaken und Baschkiren in Weimar lagen, trieb sich Preller viel unter ihnen herum, zeichnete und malte sie und verkaufte die Bildchen an seine Kameraden, das Stück für 'nen Sechser. Einer der kinderfreundlichen, russischen Langbärte lehrte ihn reiten und Preller durfte sich stundenlang auf seinem Pferd herumtreiben. Die Freundschaft des Kosaken zu dem kleinen Burschen wurde so warm, daß er beim Abschied seinen jungen Freund mit aufs Pferd nahm, ihn ein gut Stück bis über den Galgenberg hinauf bei sich behielt und ihn erst dann unter bitteren Abschiedsthränen vom Pferde entließ.

Aber auch nicht ohne Gefahr verlief immer die Freude Prellers an dem vielgestaltigen Treiben jener kriegerischen Zeit. Als einmal die Franzosen am Webicht, einem Wäldchen oberhalb Weimar in der Richtung nach Jena zu, lagerten, war Preller mit seinen Gespielen mitten unter ihnen. Plötzlich auf die Nachricht: „Russen in der Stadt!“ stürmten die Franzosen unter heftigem Kugelregen über die Kegelbrücke in die Straßen und verjagten die Eingedrungenen wieder. Unsere Knaben aber waren unter den stürmenden französischen Soldaten mit in die Stadt gerissen worden und vermochten nur mit Lebensgefahr sich in ihre elterlichen Häuser zu retten.

Alle Waffen und Montierungsstücke — bei den verschiedenen Scharmützeln und auf der Flucht verloren oder weggeworfen — wurden von den kriegslustigen Knaben eifrigst zusammengeschleppt und davon ein stattliches Waffenmuseum errichtet — in einem leeren Hühnerstall. Ein Ueberrest davon — Baschkirenbogen und Pfeilköcher — schmückte als Trophäe jener Knabentapferkeit Prellers Atelier bis zu seinem Ende.

Fritz Preller war ein mutiger und frischer, ja verwegener Knabe. Kein Baum war ihm zu hoch und eines seiner Lieblingsbravourstückchen bestand darin, daß er sich auf dem Gipfel einer hohen Fichte so lange hin und her wiegte, bis er mit keckem Sprunge den Wipfel der nächststehenden erfassen konnte und so fort. Im Winter galt er als einer der eifrigsten und gewandtesten Schlittschuhläufer, was wohl auch später zu seinem ersten Bilde „Der Eislauf“ die Veranlassung gegeben hat.

Seine Energie und Ausdauer, die sich dort in so feuriger und verwegener Weise im Spiele kundgab, offenbarte sich aber auch in seinen friedlicheren, häuslichen Beschäftigungen. So modellierte er einst zu Weihnachten mit staunenswerter Beharrlichkeit eine Herde Schafe und überzog sie mit den Fellen neugeborener Lämmer. Sämtliche Schafe waren in verschiedenen der Natur abgelauschten Stellungen so natürlich gebildet, daß Preller die Erinnerung daran noch in späten Jahren erfreute.

Nach Abschluß des Friedens besuchte er das Gymnasium in Weimar und rühmte sich später gern, ein guter Lateiner gewesen zu sein.

In seinen freien Stunden — und sie scheinen zu jener Zeit auf den Gymnasien deren mehr gehabt zu haben, als heute — war Preller ein eifriger Schüler des großherzoglichen Zeicheninstituts, das damals unter Leitung des bekannten „Kunschtmeier“, Goethes Freund, stand. In dessen ausschließlicher Verehrung der Antike hatte er aber für Prellers mehr naturalistisch angelegtes Talent keine günstige Meinung, so daß dieser, durch das Urteil des damals viel geltenden Künstlers gedrückt, trotz seiner großen Liebe zu allem, was Malerei hieß, nicht wagte, sich ihr ganz zu widmen.

Er entschloß sich Jäger zu werden, hoffend, daß er so, in stetem, vertrautem Verkehr mit der Natur bleibend, auch Zeit für seine Lieblingsbeschäftigung gewinnen werde. Das Bild Ridingers, der auch zugleich Maler und Jäger gewesen war und dessen treffliche Wald- und Wildradierungen damals zu seinem Lieblingsstudium gehörten, mag ihm dabei vorgeschwebt haben.

Einer der schönsten Forste in der Nähe von Weimar ist der Troistedter Forst, ein Ausläufer des Thüringer Waldes. Dort hauste als Förster der alte Voß, der Leibjäger Karl Augusts, als ein höchst origineller Kauz weit und breit bekannt. So recht der Nimrod nach altem Stil. Die Parforcejagd sein eigentliches Element. Zu ihm kam Preller in die Lehre.

Aber der grüne Rock wollte doch nicht recht warm werden auf seinem Leibe. Er zog ihn, der ihm dauernde Befriedigung nicht zu geben vermochte, nach Verlauf eines Jahres wieder aus und faßte den Entschluß — mochte es biegen oder brechen — Maler zu werden. Sein guter Vater, von dem Preller ja so recht eigentlich das poetische Gemüt ererbt hatte, der selbst eine künstlerisch angelegte Natur war, er, dem ein rechter und echter Künstler zu werden als das höchste Lebensziel galt, war ja gern mit seines Sohnes Wunsch und Entschluß einverstanden. Aber woher die Mittel nehmen? — Die Zeiten waren schlecht, die Verhältnisse eng und klein, das Geld knapp.

Da griff Preller — seinem Zweck näher zu kommen war ihm kein Mittel zu gering, keine Mühe zu groß,

— zu einem ziemlich verzweifelten Ausweg, d. h. er kolorierte für den Buchhändler Hoffmann Bertuchsche Bilderbücher, die sich in damaliger Zeit, als einzig in ihrer Art, einer großen Beliebtheit erfreuten. Er arbeitete in fieberhafter Hast — der Hinblick auf sein selbstgestecktes Ziel mußte ihm helfen, die traurige Einförmigkeit dieser Arbeit zu vergessen — so daß er sich bald ein kleines Sümmchen erspart hatte, mit welchem er hoffen durfte, in Dresden, dessen Gemäldegalerie sein ganzes Sinnen und Trachten galt, einige Zeit leben zu können.

Im Frühling des Jahres 1820 wanderte nun Preller als 16jähriger Jüngling, den Reisestab in der Rechten, das leichte Ränzel auf dem Rücken, aber voll Glück und Hoffnung im Herzen, begleitet von Verwandtschaft und Freundschaft, dem Ettersberg zu, hinter dessen waldigem Rücken die erste Staffel seiner großen Zukunft lag.

Ohne Bekanntschaften und Empfehlungen, bei großer jugendlicher Schüchternheit, war Preller genötigt, seinen eigenen Weg zu suchen. Fast den ganzen Tag brachte er in der Gemäldegalerie zu, ja, er lebte und webte so ganz darin, daß er öfter — indem er vor den Argusaugen des schlußgebietenden Aufsehers sich auf eines der großen Kopiergerüste verkroch, sich über Mittag darin einschließen ließ. Es ging ihm bei diesen Studien knapp genug und oft war eine Semmel und ein Pfund Kirschen seine Hauptmahlzeit. Nun aber, er verzehrte dieses frugale Brot auf der herrlichen Brühlschen Terrasse und lebte in Dresden, dem Ziel seiner Wünsche.

War nun Preller auch äußerst scheu und verlegen gegen alles, was seine damaligen kleinbürgerlichen Anschauungen überragte, so schloß er sich doch mit um so mehr Wärme an Gleichgesinnte an. Rücksichtslos und schwer versöhnlich, wo er glaubte zu Haß oder Verachtung Ursache zu haben, aber ebenso feurig und ausdauernd in seiner Zuneigung, so war er zeitlebens. Deshalb blieben ihm die gewonnenen Jugendfreunde treu für immer. Und, bewußt oder unbewußt, hatte Preller schon damals einen ausgezeichneten Treffer in der Wahl seiner Freunde. Rietschel, Thäter, Dräger, Georg waren sein täglicher Umgang.

Dräger war ein ausgezeichneter Kenner der alten Meister und wußte mit besonderem Geschick Technik und Sinn derselben in seinen Bildern wieder zu strahlen. Dabei war er der Liebling aller, die ihn kannten. Georg, eine hochbegabte Natur, verschwand leider später auf eine rätselhafte Weise, wahrscheinlich in einem Kloster. Mit Dräger setzte Preller den geknüpften Freundschaftsbund in Italien fort, und von den innigen Wechselbeziehungen zwischen Preller, Thäter und Rietschel bin ich selbst oft Zeuge gewesen. Im Winter kehrte Preller, da zu seiner Zeit die Galerie nicht geheizt werden konnte, nach Weimar zurück und suchte hier wieder Mittel zu erringen für den nächsten Sommeraufenthalt in Dresden. So fertigte er unter anderem Wolkenstudien für Goethe zu dessen meteorologischen Arbeiten. Drei Sommer kehrte er so immer wieder nach Dresden zurück. Wiederholt wanderte er von da in die sächsische Schweiz, meist nach dem an der Elbe gelegenen Dorfe Rathen, wo er stets in der Mühle wohnte, um Naturstudien zu machen. Aber merkwürdig: während seine in der Gemäldegalerie angefertigten Kopien nach Ruisdael — das Kloster und Schloß Bentheim und nach Paul Potters Tierbildern in Farbe und Behandlung so vortrefflich waren, daß sie noch heute als mustergültig im Weimarer Museum aufbewahrt werden, waren seine damaligen Naturstudien sowohl in der Wahl der Motive wie in der Behandlung von einer solch unentschiedenen Aengstlichkeit, wie man sie, nach jenem, nicht für möglich halten sollte.

So sind mir Baumstudien aus jener Zeit bekannt, auf denen jedes Blatt mit peinlichster Sorgfalt getüpfelt erscheint und die in einem ganz gleichmäßigen Salatgrün kaum eine Spur von Rundung verraten, sondern eher einer gut gepreßten Pflanze ähnlich sehen. Es lassen die Naturstudien jener Zeit, in ihrer Zahmheit, Prellers spätere majestätische Entwickelung als Landschaftsmaler auch nicht entfernt ahnen.

Noch schlief der Funke im Stein.

Die früher erwähnten Wolkenstudien hatten schon Goethes Aufmerksamkeit auf unsern jungen Künstler gelenkt. Es geschah noch mehr durch Prellers ersten selbständigen Bildversuch „Eine Eisfahrt", die er in den beiden letzten Wintern seines Weimarer Aufenthaltes gemalt und wozu er auf dem sogenannten Schwansee, dem dortigen Eisteich, landschaftliche und figürliche Studien gesammelt hatte. Die Hauptfiguren waren lauter Porträts, unter denen er sich selbst befand. Karl August sah das Bildchen in der Ausstellung der Zeichenschule, die er als Gründer derselben jährlich mit warmen Interesse besuchte und Goethe nahm die Gelegenheit wahr, ihn auf Prellers vielversprechendes Talent aufmerksam zu machen.

Der „alte Herr" gewann Teilnahme und bestellte Preller zu sich ins römische Haus, seinen Sommeraufenthalt.

Mit ein paar lakonischen Worten: „Bist du der Maler jenes Bildchens?" — „„Ja."" — „Möchtest du nicht fort von Weimar?" — „„Gern, aber ich habe keine Mittel."" — „Gut, packe dein Bündel, morgen früh geht's nach den Niederlanden. Ich sorge für alles" — war Prellers weiteres Geschick entschieden.

Ehe er noch recht zum Bewußtsein des mächtigen Umschwungs kommen konnte, den das Rad seines Schicksals plötzlich zu seinem Heil genommen hatte, saß er bereits in der berühmten offenen Kalesche neben Karl August. Und fort ging's, der Zukunft entgegen, die, wenn auch dunkel, in solcher Begleitung nur glückverheißend sein konnte. Die alte, stoßende, offene Kalesche — darin rechts, mit Soldatenmütze und in den alten Husarenmantel gewickelt, der „alte Herr", dem damals schon die Lorbeerkrone das Haupt umglänzte, — neben ihm in dürftigem Gewande das blutjunge Bürschchen mit dem scheuen, klopfenden Herzen — es war gewiß ein seltenes und rührendes Bild. Rührend und großartig zugleich. Und es wird noch ergreifender, wenn wir uns berichten lassen, wie Karl August unterwegs keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seinem jungen Schützling Neues und Schönes zu zeigen — wie Preller in Gent plötzlich erkrankte und wie Karl

August deshalb seine eigene Reise unterbrach und vierzehn Tage lang auf die Genesung seines jungen Reisegefährten wartete.

Dann ging es weiter, Antwerpen zu, wo er ihn dem damaligen Akademiedirektor Van Bree übergab und anempfahl.

Van Bree war ein strenger Zeichner — seine Figurenschule gilt noch heute als vortrefflich — und hielt auf scharfe Zucht. Bei verschlossener Thür von früh bis abends mußten die Schüler anstrengend ihren Studien obliegen.

Aber diese strenge Zucht, sie that unserem Preller, der bis dahin mehr als Autodidakt gearbeitet hatte, gut. Seine so viel bewunderte Arbeitskraft, die spätere Ausnutzung seiner Zeit, die ihn recht eigentlich mit dem Bleistift in der Hand zu Bette gehen und mit dem Bleistift in der Hand wieder aufstehen ließ — sein großes Geschick im Figuren- und Tierzeichnen, was ihn später so weit über viele seiner Standesgenossen auf dem Gebiete der Landschaft erhob — er hatte es Antwerpen und der scharfen Rute Van Brees zu danken und — dankte es ihr auch.

Bei einer der akademischen Preisverteilungen war auch Preller unter den Gekrönten und zwar für Zeichnungen nach der Antike. Und es reiht sich daran ein kleines Erlebnis, charakteristisch für Preller, charakteristisch aber auch für das Kunstinteresse, das sich traditionell in der alten flämischen Kunstmetropole erhalten hatte. Es war eine alte schöne Sitte, daß nach der Feierlichkeit jeder Preisverteilung die preisgekrönten Schüler von den vornehmsten Familien der Stadt in ihren Staatsequipagen abgeholt und zu Hause bewirtet wurden. Diese Ehre war natürlich auch Preller zugedacht, aber er wurde in seiner unüberwindlichen Scheu dadurch dermaßen in Verlegenheit gebracht, daß er sich heimlich schleunigst wegdrückte, und trotz alles Suchens nirgends zu finden war.

Bei allem Ernst der Tagesarbeit muß aber doch auch ein lustiges, ja tolles Leben in der Kunststadt Antwerpen geherrscht haben, wie wir Deutsche es wohl von unseren Universitäten, nicht aber von unseren Kunstakademien, zu hören gewöhnt sind.

Der Druck von der einen Seite brauchte Raum nach der anderen.

Das de Voltersche Haus, in welchem Preller mit verschiedenen seiner Kameraden wohnte, ein weitläufiges Gebäude, war so recht der Tummelplatz vieler ihrer Streiche, von denen unwiderstehlich die übrigen ehrbaren Hausgenossen, ja selbst der Hauswirt, wie von einer Epidemie mit ergriffen wurden. So war unter anderem, nach dem Beispiel der jungen Wildfänge, die tolle Sitte in dem Hause eingerissen, daß jeder Hausbewohner den andern beim Herausgehen aus der Hausthür mit einem Strom kalten Wassers zu übergießen suchte. Jung und alt überbot sich in gegenseitigem Ueberlisten und de Volter vermochte sein Haus, das von der unendlichen Nässe förmlich durchweicht war, endlich nur durch ein veranstaltetes Weinbankett von der Unsitte zu erlösen. War so nach der einen Seite das de Voltersche Haus der Hexenkessel, in welchem der jugendliche Uebermut der Akademiker, Preller mitten unter ihnen, seine tollen Streiche braute, so barg andererseits ein Stübchen desselben Hauses ein Wesen, das bestimmt war, den richtigen Dreiklang in Prellers Natur herzustellen. Zu der harten Arbeit des akademischen Studiums und dem überquellenden, ans Rohe streifenden Uebermut der Feierstunden gesellte sich als wohlthätiges drittes die Regung der aufkeimenden ersten Liebe. Marie, die 17jährige Tochter des Schiffskapitäns Erichsen, eine Blume zart und duftig, von feiner, zierlicher Gestalt, mit blonden Zöpfen und blauen Madonnenaugen — so recht ein deutsches Gretchen — hatte es unserem warmblütigen thüringer Jungen angethan. Er verlobte sich mit ihr, mußte aber natürlich das Verhältnis vor seinen weimarischen Gönnern geheim halten, denn der „alte Herr" würde das vorzeitige Band des unreifen Kunstjüngers wohl kaum gut geheißen haben.

Unter seinen Studiengenossen waren es namentlich Verschaeren, Verlinde, Wappers, Van Rey, mit denen Preller freundschaftlich verkehrte. Wieder waren es lauter Namen, die später einen hochgeachteten Klang sich erwarben. Auch zu dem extravaganten Wiertz hielt er Beziehung.

Aber das Antwerpener Leben genügte ihm auf die Dauer doch nicht. Mag sein, daß ihn die niederländische Natur nicht anzuregen vermochte, oder ermüdete ihn das mehr Handwerksmäßige des akademischen Studiums? Kurz und gut, es drängte ihn fort nach dem Lande der Sehnsucht aller Künstler — nach Italien.

Nach wiederholten dringenden Bitten ging Karl August auf Prellers Wunsch ein und bestimmte ihm die Akademie zu Mailand zum Weiterstudium.

Im Jahr 1825, also nach zweijährigem wohlgenutztem Aufenthalt verließ Preller Antwerpen und reiste zunächst nach seiner Vaterstadt, von da über München, Salzburg und Venedig nach seinem Bestimmungsort.

Zum Reisesegen hatte ihm Goethe geraten, so erzählt Eckermann, sich nicht verwirren zu lassen, sich besonders an Poussin und Claude Lorrain zu halten und vor allem die Werke dieser beiden Großen zu studieren, damit ihm deutlich werde, wie sie die Natur angesehen und zum Ausdruck ihrer künstlerischen Anschauungen und Empfindungen gebracht haben. „Preller", so sagte Goethe, „ist ein bedeutendes Talent und mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Charakter und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude neigen wird. Doch habe ich ihm den letzteren zu besonderem Studium empfohlen und zwar nicht ohne Grund. — Ich bin gewiß, daß Preller einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Anmutigen und Lieblichen gleich glücklich sein wird, ist eine andere Frage und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt."

Wir werden kennen lernen, wie erstaunlich scharf der greise Dichter Prellers Begabung, die doch eigentlich damals noch kaum eine Handhabe dafür bot, zu beurteilen vermochte.

Zwei Jahre blieb er in Mailand. Und diese zwei Jahre sind mir der einzige dunkle, oder besser, unklare Punkt in Prellers sonst so durchsichtigem Lebensgang.

Alle seine Biographen sagen, daß das eine Zeit der Unbefriedigung, eine trübe, eine beengende Zeit für Preller gewesen sei. Warum aber, erfahren wir nicht. Ihn selber erinnere ich mich kaum über Mailand reden gehört zu haben. — Was war nun der Grund jener geringen Befriedigung seiner ersten zwei Jahre in dem Lande, nach welchem er sich doch so gesehnt hatte? —

Wahr ist ja, er hatte mit Krankheit zu kämpfen, und er war wiederholt in peinlicher Geldverlegenheit, da der Banquier, bei welchem er sein Stipendium zu erheben hatte, ein eigensinniger und harter Patron war. Aber was heißt das alles bei einem jungen Künstler, der, unterstützt von einem großherzigen Fürsten, eben erst nach seinem Herzenswunsch den Fuß in das gelobte Land Italia gesetzt hatte? — Es müssen tieferliegende Ursachen gewesen sein, die seine Stimmung trübten.

Zuerst mag ja wohl die Trennung von seiner ersten Liebe — die er noch obendrein in sich verschließen mußte — ihm hart mitgespielt haben. Vor allem aber glaube ich nach Zusammenhalten aller Umstände, daß seine Schwermut eine künstlerische Entwickelungskrankheit war. Sein ganzes bisheriges Studium war mehr darauf gemünzt, ihn zum Figurenmaler zu bilden und in der That war ja auch das Bild, was er seinem Gönner Karl August aus Antwerpen als Beweis seines Fleißes mitgebracht hatte, ein Bärentanz mit vielen Porträtfiguren, dessen Hintergrund das de Voltersche Haus in Antwerpen vorstellte. Kaum wird jemand glauben, daß dieses wenig bekannte, im weimarischen Museum befindliche Genrebild mit seiner peinlichen, nahezu philiströsen Auffassung und Ausführung, verglichen mit seinen späteren landschaftlichen Arbeiten, aus einer und derselben Quelle herrühren könnte.

Diesen Widerspruch nun, zwischen dem, was er thatsächlich noch trieb und konnte, und dem, was ihm dunkel vorschwebte, mag Preller — namentlich gegenüber den Bildern der alten italienischen Meister in der Galerie Brera und unter italienischem Himmel — empfunden haben, jedenfalls stärker empfunden haben als in der glanzlosen Nebelluft Antwerpens und in der behaglich bürgerlichen Umgebung der niederländischen Kaufmannsstadt. Wohl mag allmählich auf italienischem Boden eine Ahnung von dem in ihm aufgedämmert sein, wohin ihn die Eigentümlichkeit seines Talentes wies. Noch war aber damals die Landschaftsmalerei ein wenig bebautes Feld. Niemand war, der ihm hätte den Weg nach dem unbestimmt vor seinem geistigen Auge auftauchenden Ziele zeigen können.

Das war es wohl, was seine Seele bedrückte und wovon er erst in Rom und damals nur in Rom Erlösung finden konnte.

Prellers akademische Studien in Mailand beschäftigten sich hauptsächlich mit Perspektive und Modellzeichnen.

Während der Sommerferien zog er nach Loveno am Comersee und malte dort Naturstudien, die ihn aber auch wenig befriedigten, wie er denn, wie schon angedeutet, für die Auffassung der landschaftlichen Natur das richtige Fahrwasser noch nicht gefunden hatte.

Aufs tiefste niedergeschlagen von dem geringen Erfolg seines Mailänder Aufenthaltes, an seinem Talent verzweifelnd, richtete Preller die dringendsten Vorstellungen an den Großherzog Karl August. Endlich erhielt er — 1829 — Erlaubnis, nach Rom, wohin nun einmal sein Stern stand, übersiedeln zu dürfen.

Wer war glücklicher als Preller? Er hatte beinahe die Gewißheit, dort alles das zu finden, was seine Seele mit allen Fühlfäden suchte, dort Genesung zu finden von dem Trübsinn, der in Mailand so lastend auf seinem Arbeitsmut gelegen.

Mit einem Jubelschrei begrüßte er die ewige Stadt. Und sofort fand er sich in ihr wie zu Hause, da er von Jugend an immerwährend sich mit allem, was Rom anbetraf, vertraut gemacht hatte.

Durch seinen Dresdener Freund Dräger, den er bereits eingebürgert in Rom vorfand, wurde Preller alsbald eingeführt in den Kreis der deutschen Künstler. — Und was war das für ein Kreis!

Cornelius, Reinhart, Koch, Thorwaldsen, Overbeck, Genelli, Steinle und andere Sterne erster Größe mehr.

Vorzüglich schloß er sich an Jos. Ant. Koch „den alten Koch" an, denn in diesem hatte er mit sicherem Künstlerinstinkt den Wegweiser gefunden, der ihm zeigte, wohin er seine bis dahin schwankenden Schritte zu richten habe. Gleich der erste Anblick der Bilder dieses genialen, bahnbrechenden Meisters auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei wurde Preller zum untrüglichen Leuchtfeuer für seinen zukünftigen Weg.

Auf häufigen Spaziergängen und Ausflügen, die er mit dem alten Meister, der bereits durch langjährigen römischen Aufenthalt mit Natur und Volk vertraut war, machen durfte, schärfte sich sein Auge bald für die charakteristischen Feinheiten der italienischen Natur und für die graziöse Anmut seiner Bewohner. Vorzugsweise war es die römische Campagna und das Sabinergebirg, in diesem das reizende Städtchen Olevano mit seinem wohlbekannten Waldhügel — der Serpentara — wohin sie immer und immer wieder ihre Studientouren führten. Die frische Originalität des unverkünstelten alten Tirolers Koch, verbunden mit großer Gutmütigkeit that unserem reizbaren Preller wohl und der stets bereite Rat des alten Meisters kam seinem Studium gar sehr zu statten.

Mit ganzer Hingebung schwelgte Preller in den klassischen Formen seiner Umgebung, in den zarten Tinten der fein liniierten Berge und wußte sich sehr bald mit den Eigentümlichkeiten des römischen Volkes zu befreunden, wie er auch ihre Sprache bald und gut erlernte. In Olevano, dem Bergstädtchen, mit seinem schönen und unverdorbenen Menschenschlag war Preller so zu Hause, daß er wie ein Zugehöriger galt und an allen Gebräuchen und Festlichkeiten als ein solcher teilnahm. Die Zeit aber, die er nicht draußen zubrachte, im Studium der Natur, verlebte er zum größten Teil in den herrlichen Sammlungen Roms und in ihren Kirchen und Palästen.

Jener Zeit kam auch der Sohn Goethes nach Rom, erkrankte aber bald an den Blattern und starb schon den zweiten Tag nach seiner Erkrankung. Preller, der stets um ihn gewesen war und in dessen Armen Goethe auch seinen Geist ausgehaucht hatte, ward von den Pocken angesteckt und verfiel in heftige Krankheit. Der ihn zuerst behandelnde deutsche Arzt gab ihn bereits auf, aber mit Beihilfe eines italienischen Arztes, der die Natur dieser Krankheit besser kannte, gesundete er wieder. Nur hatte der unheimliche Gast die deutlichen Spuren seines Besuchs ihm fürs Leben ins Gesicht gezeichnet.

Im Jahre 1824 machte Preller eine Reise nach Neapel und zwar in Begleitung der Gräfin Julie von Egloffstein — einer Künstlerin — von der er sich aber bald wieder trennte und seine Weiterreise fortsetzte mit einem Dr. Härtel und dessen Schwester. Härtel, der spätere Erbauer des sogenannten römischen Hauses in Leipzig, in dessen Parterresaal Preller seine erste Odyssee malte, war eine feinsinnige Natur und für Preller als Gesellschafter ein sehr glücklicher Fund. Sie besuchten zusammen die Sammlungen Neapels, Capri und die blaue Grotte und es ist beinahe mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Reise den ersten Anstoß zu der eben erwähnten Arbeit Prellers gegeben hat, die so recht eigentlich zur Signatur der Prellerschen Kunst geworden ist.

Aber die formen- und farbenreiche Natur Neapels mit ihrem weichen, glänzenden Himmel, sie vermochte den Preller jener Zeit nicht in dem Grade zu packen, als es die öde, strenge, römische Campagna, als es die sterileren Albaner Berge gethan hatten. Er schalt die neapolitanische Natur süß und weichlich, erklärte sie als unpassendes Studienmaterial für den Maler und ließ nur das zerklüftete Felseneiland von Capri etwa passieren. Schon erkennen wir die Wahrheit des Goetheschen Orakels. Wir werden sie bald noch deutlicher erkennen lernen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Rom kehrte Preller im Jahre 1831 nach Weimar zurück.

Sein alter Herr, Karl August, war inzwischen zu seinen Vätern heimgegangen, Goethe aber, der Prellers Fortschritten immer mit lebendigem Interesse gefolgt war, fand er für wenige Monate noch am Leben, dann folgte er auch seinem Sarge und erhielt nur noch die besondere Vergünstigung, Goethes Kopf im Tode zeichnen zu dürfen. Er schilderte stets mit Begeisterung den unbeschreiblich schönen und erhabenen Ausdruck, den die Züge des großen Toten noch gehabt hätten.

Für unseren Preller begann nun eine Zeit des thätigen, stillen Glückes. Er erhielt eine bescheidene Stellung als Lehrer am großherzoglichen Zeicheninstitut zu Weimar und führte nach siebenjährigem Brautstand seine kleine Braut heim. Die Gunst, die ihm sein fürstlicher Gönner Karl August erwiesen hatte, war von dessen Nachfolgern als Erbe übernommen worden. Karl Friedrich und seine hochherzige, kunstsinnige Gemahlin, die Großfürstin Marie Paulowna sorgten, teils durch eigene Bestellungen, teils durch die fürstlicher Besuche, daß Prellers fleißiger Pinsel nie zu rasten brauchte.

Auf diesem Wege kamen Bilder von ihm an die Höfe von Holland, Rußland, Oldenburg, Württemberg u. a. und nie kam Preller in die Lage, gleich unzähligen anderen, seine Bilder in Ausstellungen zum Verkauf ausbieten zu müssen. Damit schon wird die Sage, daß Schmalhans oft Küchenmeister bei ihm gewesen sei, hinfällig. Einige Zeit noch zehrte Preller bei seinem Schaffen von den in Italien gesammelten Studien und Erinnerungen. Dahin gehören ganz insbesondere sein Leipziger Odysseecyklus und die Ausmalung des Wielandzimmers im Weimarischen Schloß.

Bald aber fühlte Preller das Bedürfnis, bei der Wahl seiner Bilder wieder aus dem lebendigen Quell der frischen Naturanschauung zu schöpfen und machte Studienreisen in Thüringen, nach Norwegen, Rügen, nach Tirol, an das Gestade der Nordsee. Und wieder, wie dort in Italien, zog ihn auch hier überall das Rauhe, Spröde am meisten an. Die Hünengräber Rügens unter den mächtigen, sturmzerzausten Eichen, die öden, wetterumstürmten, wogenumbrausten Klippen Norwegens, der donnernde Fall des Tiroler Sturzbachs von hungrigen Adlern umkreischt, sie waren seiner Seele sympathisch. Und er wußte sie mit so packendem Ernst und solcher Meisterschaft darzustellen, wie man sie jener Zeit höchstens von Calame ähnlich zu sehen Gelegenheit hatte.

So malte, zeichnete, radierte er unbekümmert seine frischen, heimischen Natureindrücke fort, als sei sein Fuß nie auf dem klassischen Boden Roms gewandelt, als habe er nie mit den Augen des alten Koch sehen gelernt, nie Poussinisch gezeichnet und gemalt.

Wohl zwanzig Jahre war Preller so einer der besten Darsteller nordischer Großartigkeit und jeder mußte glauben — er selber hat jener Zeit wohl kaum anders empfunden — sein Schwur auf die alleinige Schönheit des italienischen Südens sei zum Eidbruch geworden — da gab ein kleiner, kleiner Anlaß den Anstoß, die alten Erinnerungen wieder lebendig zu machen, die Glut unter der Asche wieder zur Flamme zu schüren, zur Flamme, die alle die frischen, naturwarmen Eindrücke der Heimat überstrahlte. Und zwar in dem Grad überstrahlte und in den Hintergrund drängte, daß Preller in der letzten Periode seines Lebens sich beinahe schämte, je etwas anderes gemalt zu haben als den geweihten Boden der alten Klassiker, sich schämte, eine Zeit — eine lange Zeit — gehabt zu haben, in welcher ihm neben Lämmergeiern und Bären auch gelegentlich ein einfacher Holzhauer, ein norwegischer Fischer mit dem Südwester auf dem Kopf genügt hatten, seine Bilder zu beleben.

Der Anlaß nun, der ihn, den Abtrünnigen wieder bekehrte, war folgender: Jenes Haus in Leipzig, worin er seine ersten Odysseusfahrten gemalt, oder vielleicht besser gesagt — selbst angetreten hatte — denn folgten ihm nicht nach seiner Meinung viele Jahre lang Irrfahrten, bis er endlich sein Ithaka, das Land seiner Jugendideale wiederfand; jenes Haus war inzwischen aus der Hand des kunstsinnigen Erbauers in eine andere minder kunstverständige übergegangen. Und der Saal, in welchem Preller die Resultate seiner italienischen Studienzeit in nahezu reifer Frucht niedergelegt hatte, er war zu einem kaufmännischen Comptoir degra-

diert worden und die Bilder, in welchen er damals sein Bestes gegeben hatte, sie waren in Gefahr, von Schreibpulten zerkratzt und zerstoßen, von hoffnungsvollen Kaufmannsjünglingen mit Tintenklexen korrigiert zu werden. So wenigstens befürchtete Preller.

Um nun vor ihrer Zerstörung wenigstens eine Erinnerung an die Arbeiten, die den Abschluß seiner Künstlerjugend bildeten, zu retten, reiste er mit seinem Sohne nach Leipzig und nahm kleine Kopien davon.

Schon während dieser Arbeit mögen Prellers Gedanken wieder zurück gewandert sein in jene schöne Zeit seiner römischen Studien. Jene hochbedeutenden Künstler, die damals seine Leitsterne waren, deren Verehrung er freilich nie verlernt hatte, sie mögen in jenen Tagen im neuen Glanze vor seiner Seele erstanden sein. Kurz, während ihm anfänglich nur darum zu thun war, eine Erinnerung an jene gefährdeten Bilder zu gewinnen, füllten sie gar bald seinen ganzen Gedankenkreis. Er veränderte einzelne der Bilder, ergänzte und erweiterte den Cyklus durch neue, und brachte so eine Reihe von Kohlenzeichnungen aus der Odyssee zustande, die auf der deutsch-historischen Kunstausstellung in München im Jahre 1858 großes Aufsehen erregten. Dieser kaum geahnte Erfolg — wir müssen bedenken, daß Preller bis jetzt noch nie die Arena einer großen Ausstellung mit seinen Werken betreten hatte — wandelte ihn förmlich um. Er lebte von jetzt an nur auf klassischem Boden. Die Homerischen Helden blieben für die nächste Zeit sein einziger Umgang.

Der kunstsinnige Großherzog Karl Alexander bestellte den Odysseecyklus in großem Maßstabe anfänglich zur Auszierung einer projektierten Arkade, die die Nordseite des Alexander-Platzes in Weimar schmücken sollte. Später aber schmolz dieses erste Projekt mit dem eines neuen Kunstmuseums zusammen, in welchem Preller nach Fertigstellung desselben in Wachsfarben die seitdem der ganzen gebildeten Welt durch Abbildung und Wort bekannt gewordene „Prellergalerie" malen sollte.

Da aber Prellers ganze Kunstausübung darauf drängte, wie schon hervorgehoben, immer nur auf der Basis einer frischen Naturanschauung zu schaffen, der allgemeineren Idealgestaltung stets die individuelle Einzelform zu gesellen, so faßte er den Entschluß, seine abgeblaßten italienischen Eindrücke vor Beginn der großen Aufgabe wieder an der Sonne des Südens neu zu beleben.

In Begleitung seiner Familie wallfahrtete er wieder dem gelobten Lande zu und verbrachte daselbst die zwei Jahre 1859 und 1860 teils in Rom, seiner Campagna und Olevano, teils an der neapolitanischen Küste und auf Capri.

Es ist kaum glaublich, welchen Reichtum von Früchten dieser zweite italienische Aufenthalt ihm gezeitigt hat. Nicht nur, daß er eine große Anzahl Zeichnungen und Oelstudien nach der Natur sammelte. Wer sie gesehen, glaubte eine Arbeit von zehn Jahren vor sich zu haben — er brachte auch den ersten Karton — die Sirenen — und ein fertiges Oelbild — Motiv aus Olevano mit tanzenden Satyren, mit. Zurückgekehrt in die Heimat, konzentrierte sich für die nächsten Jahre seine ganze riesige Arbeitskraft, ja sein ganzes Denken und Empfinden einzig und allein auf die gestellte Aufgabe.

In den Jahren 1861—1863 vollendete er die sechzehn großen Kartons, die später von dem Leipziger Museum erworben, in der Rotunde desselben einen Ehrenplatz erhielten.

Bis zum Jahre 1869 arbeitete er mit geringer Unterbrechung an der Ausführung der Gemälde, die größerer Sicherheit wegen in eiserne Rahmen gemalt wurden, in welchen der präparierte Kalkgrund auf Drahtgitter aufgetragen war. Während der Fertigstellung der Bilder, die nun bequemerweise im Atelier gemalt werden konnten, war das nach den Plänen des Architekten Zitek in Prag, mit dem Preller schon in Rom in Beziehung darauf viel verkehrt hatte, erbaute Museum vollendet worden. Die Bilder wurden in die Mauer eingesetzt, retouchiert und die Predellen, die Abenteuer des Telemach und der Penelope darstellend, gelb auf schwarzem Grund darunter gemalt.

In dem architektonisch sehr fein gegliederten Raum und in der aufs sorgfältigste gestimmten dekorativen Umrahmung der Bilder macht die Prellergalerie einen außerordentlich festlichen, selten künstlerischen Eindruck.

Mit dieser That hatte Preller den Höhepunkt seiner Künstlerthätigkeit erstiegen und stand nun im Vollglanze seines Ruhms.

Reiche Anerkennung überströmte ihn von allen Seiten. So wurde er bei Einweihung des Museums zum Ehrenbürger Weimars, vom Großherzog zum Komtur des Falkenordens und von verschiedenen Akademien zum Ehrenmitglied ernannt. Eine ganz besonders seltene Auszeichnung wurde ihm dadurch zu teil, daß die Generaldirektion der Florentiner Sammlungen die Aufforderung an ihn ergehen ließ, sein Selbstporträt für den Saal der Bildnisse der berühmtesten Künstler aller Zeiten und Völker zu malen. Er unterzog sich der Aufgabe mit größter Begeisterung und wurde so der würdige Genosse und Nachbar eines Raphael, Lionardo, Michelangelo, Masaccio u. a. in der Galerie der Uffizien zu Florenz.

Noch aber war Preller nicht am Ende seiner Thätigkeit angekommen, sondern noch eine ganze Reihe von Oelgemälden und Zeichnungen gaben Zeugnis von seiner noch rüstigen Thatkraft und Geistesfrische. Sämtliche Bilder dieses Zeitraums — mit einer einzigen Ausnahme — behandelten italienische Landschaftsmotive mit heroischer Staffage, die größtenteils dem Homer und der Bibel entnommen war.

Noch zweimal reiste Preller nach Italien. Die letzte Reise dahin, die er in Begleitung seiner zweiten Frau im September des Jahres 1875 antrat und bis zum Juni 1876 ausdehnte, gestaltete sich für ihn zu einem wahren Triumphzug.

Es erübrigt uns nun noch, einen Blick in das Familienleben Prellers und auf seine Thätigkeit als Lehrer zu werfen.

Prellers Antwerpener Jugendliebe war eine echtdeutsche Hausfrau geworden, die für sich gar nichts bedeuten wollte, sondern ganz aufging in der Pflege ihres Fritz, in der Erziehung ihrer Kinder und in einer, wenn

Die Rinder des Helios. Von Friedrich Preller.

Versammlung der Götter.

auch einfachen, doch würdigen Vertretung des Hauses. Welches letztere um so mehr bedeuten wollte, als Preller darauf hielt, stets offenes, gastfreies Haus zu halten, was mit den Einnahmen, die, wenn auch nie schlecht, so doch ungleich waren, nicht immer ganz harmonieren wollte.

Drei kräftige Söhne wuchsen ihnen heran, wovon der ältere, wohl durch Familientradition dazu bewogen, sich dem Seemannsleben widmete; der zweite wurde Arzt und der dritte folgte der Fahne des Vaters und bildete sich zum Künstler aus.

Preller war seiner Natur und seinen Lebensbedürfnissen nach allein auf die Freuden des Hauses und der Familie angewiesen. Vieles von dem, was sonst wohl Männern Zerstreuung und Erholung von der Berufsarbeit gewährt, ein gut Glas Wein oder Bier, ein Spiel im Kreise lieber Freunde u. dgl., das hat es für Preller in seinen jüngeren Jahren sehr selten, in späteren Jahren nie gegeben. Bier haßte er und von Weinen trank er höchstens süße, südliche. Ein so guter Deutscher er war, die deutschen Weine verschmähte er. Dafür lobte er sich den Kaffee und Thee.

Abzug von Troja.

Diese Lebensweise brachte von selbst mit sich, daß seine Umgebung sich vorzugsweise aus dem schönen Geschlecht rekrutierte. Und diese ungleiche Mischung des ihn umgebenden Kreises trug wohl wieder die Schuld daran, daß Preller Widerspruch schwer empfand, daß ihm, der in seinen Bildern am liebsten das Spröde, Herbe, Eckige zur Erscheinung brachte, der derbe Männerstreit unbequem war. Vielleicht mochte ihm auch, weil er den ganzen vollgemessenen Tag im Atelier mit Kampf und Streit in der Natur, mit dem Aufruhr der Elemente, zu thun hatte, abends die weichere zuthuliche Natur des Weibes besser behagen.

Die einfache, schiefwandige Dachstube, Prellers höchst bescheidene Dienstwohnung mit ihren epheuumrankten Wänden und ihren blumengeschmückten kleinen Fenstern, ihrem kattunenen

Sofa und altem, rundem Tisch davor, es war so recht ein Familien- und Freundschaftstempel. Denn schauten da nicht aus dem dunkeln Epheugrün der Wände, Kopf an Kopf gedrängt — von Preller selbst vortrefflich porträtiert — die Bilder aller seiner Lieben?

Hing da nicht über ihnen, von Freund Steinla gestochen, Raphaels sixtinische Madonna, dort nicht über der Thür grün umkränzt, ein Bacchantenrelief von Freund Rietschel und auf dem Schrank Freund Genellis Büste, modelliert von dem befreundeten Hähnel u. s. f.? Und strotzten nicht die zum steten Augengenuß bereit liegenden Mappen von ungezählten Werken seiner Künstlerfreunde?

Auf dem einfachen Kattunsofa aber, gehüllt in den behaglichen Schlafrock, saß nun Preller Abend für Abend in einem warmen Nestchen kunstausübender und kunstverständiger, ihm freundschaftlich ergebener Damen. Oft aber, ja beinahe täglich, waren die traulichen Abende in der einfachen Dachstube, deren Mitgenuß man sich übrigens durch Erklimmen einer turmhohen, ausgetretenen Wendeltreppe mühselig verdienen mußte, auch belebt von dem Besuch bedeutender Männer. So habe ich wiederholt Liszt da gesehen und Hoffmann von Fallersleben seine Kinderlieder vorlesen hören. So gehörte Schuchart, der Cranachbiograph, zu den häufigen Gästen. Wer von Kapazitäten in Weimar lebte, durch Weimar reiste, besuchte Prellers Atelier und ließ sich auch gern zu einem Familienabend einladen.

Da wurde reichlich gute Wechselrede getauscht, Altes und Neues vom Gebiete der Kunst besprochen, Sammlungen durchblättert. Dazwischen ertönte zur angenehmen Unterbrechung, Preller zur besonderen Freude — denn stets war ihm Musik Erholung und Genuß — ein gut vorgetragenes Lied von einer zufällig anwesenden Sängerin oder ein Stück Mozart oder Beethoven vom Klavier.

Häufig genug freilich wurden diese behaglichen Freuden getrübt durch Prellers oft wiederkehrenden Kopfschmerz und später durch die ernsteren Leiden seiner Gallenkrankheit, für welche er viele Jahre hintereinander in Karlsbad Erleichterung suchte.

Im Jahre 1862 starb Prellers erste Frau und $1\frac{1}{2}$ Jahre darauf verheiratete er sich zum zweitenmal. Dadurch und auch wohl durch die größeren Ansprüche, welche die Welt an den nun berühmt gewordenen Künstler stellte, erlitt jenes bescheiden trauliche Familienbild eine wesentliche Veränderung. Das liebe Dachstübchen ward verlassen, an seine Stelle aber trat ein in größerem Stil ausgestatteter Salon in der inzwischen erbauten, künstlerisch geschmückten, eigenen Villa.

Kalypso.

Und nun Preller als Lehrer? — Nun, die Sonne bleibt Sonne, wenn auch Flecken an ihr nachgewiesen sind.

Die Lehrthätigkeit war Prellers schwache Seite. — Für die Beurteilung seiner Thätigkeit als Lehrer der großherzoglichen Zeichenschule, an der Preller wie wir wissen, nach seiner Rückkehr aus Italien eine bescheidene Anstellung bekam und die er auch in wahrhaft rührender Anhänglichkeit in beinahe unveränderter Gestalt behielt bis kurz vor seinem Tode, müssen wir, um nicht ungerecht zu sein, uns durchaus auf den Standpunkt zurückversetzen, den der Zeichenunterricht vor 30 bis 40 Jahren noch einnahm. Während wir heutzutage ohne weiteres annehmen, daß der Zeichenunterricht zur harmonischen Ausbildung jedes Menschen gehöre, während wir heute von dem Grundsatze ausgehen: Es ist ganz unabhängig von dem Grade der künstlerischen Beanlagung, es ist ganz nebensächlich, wie weit die technische Ausbildung des einzelnen getrieben werden

kann, jeder aber muß zeichnen lernen, einmal, weil durch das Zeichnen alle jene, die mannigfaltigsten Fächer umfassenden Studien, welche mittels des Auges gemacht werden müssen, eine mächtige Unterstützung gewinnen; und zweitens weil eine unendliche Reihe der reinsten Freuden, wie sie Natur und Kunst uns bieten, nur durch einen ausgebildeten Gesichtssinn uns voll und ganz erschlossen werden können.

Also während, von solchen Grundsätzen ausgehend, heutzutage der Zeichenunterricht so popularisiert wird wie nur möglich — oft allzusehr — wurde jener Zeit jede Zeichenschule als eine kleine Kunstschule betrachtet, d. h. nur solche, die von Gottes Gnaden Talent hatten oder doch zu haben glaubten, besuchten überhaupt den Zeichenunterricht und unter diesen waren es wieder nur einige Auserkorene, die sich des Lehrers Gunst und sorgfältiger Behandlung erfreuten. Die anderen trieben, was sie wollten.

Je mehr der Lehrer nun ausübender Künstler war, desto mehr stand er unter dem Banne jener Ansicht.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß Preller nach dem Gehörten keine Ausnahme machen konnte.

Verhältnismäßig früh trat an Preller auch die Aufgabe zur Ausbildung jüngerer Leute, die sich der Kunst widmen wollten, heran. Namentlich in den 40er Jahren war der Kreis seiner Schüler ein sehr zahlreicher. Im Verhältnis zu der Menge derselben aber ist die Anzahl derer, die sich einen Künstlernamen erworben haben, eine sehr geringe.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier die Ursachen dieser Erscheinung auseinandersetzen, die teilweise in Prellers Persönlichkeit, teils in örtlichen Verhältnissen, zum Teil aber auch in der mit einem romantischen Nimbus umgebenen Saumseligkeit lagen, die damals vielfach die Welt der jungen Maler beherrschte. Es mag genügen, auszusprechen, daß Preller, was die Ausbildung seiner Schüler anbetraf, häufig in Selbsttäuschung befangen war und daß die Kunstgeschichte von einer Prellerschen Schule wenig zu berichten haben wird. —

Preller hatte sich in seinen letzten Lebensjahren einer verhältnismäßig guten Gesundheit zu erfreuen, so daß er bis kurze Zeit vor seinem Ableben beinahe ungeschwächte Arbeitskraft und Geistesfrische behielt.

Am Abend des ersten Ostertags 1878 erfaßte ihn, nachdem er noch den Nachmittag mit seiner Familie und einigen Freunden in Tiefurth gewesen war, eine heftige Lungenentzündung, der er den zweiten Tag darauf schon erlag. Er starb den 23. April 11 1/2 Uhr und ward an seinem Geburtstag, den 25. April, 74 Jahre alt, unter großer Teilnahme begraben. Sein Tod wurde schmerzlich empfunden durch die ganze Welt der Künstler und Kunstverehrer, wovon die reichlichen Liebes- und Ehrenzeichen aus nah und fern, zum Schmuck des Sarges, Zeugnis gaben.

Die letzten Worte des sterbenden Meisters der Landschaft, sie waren eine Frage nach seinen Freunden und endlich: „Laßt mich noch einmal die Sonne sehen!“

Kampf mit den Kikonen.

Habe ich nun in dem Mitgeteilten ein Lebensbild Prellers — so kurz sich nur ein so reiches Künstlerleben zusammenfassen ließ, zu geben versucht, so scheint es mir angemessen, noch einen gedrängten Ueberblick über die Entwickelung seiner Kunst, seiner Stellung in der Kunst seiner Zeit, zu geben.

Prellers ganze Kunstentwickelung läßt sich etwa in vier Hauptperioden zerlegen, die ich bezeichnen will mit

1. Die tastende Periode.
2. Die römische Periode.

3. Die deutsche Periode.
4. Die klassische Periode.

Die erste, die tastende Periode, umfaßt die Zeit von seinen ersten Anfängen bis zum Schluß seines Mailänder Aufenthaltes.

Der Anfang unseres Jahrhunderts kränkelte noch an der steifen Unnatur der Zopfmalerei des vorangegangenen. Das hohle antikisierende von Frankreich importierte Pathos, wie die geschraubt-empfindsam-süßliche Stammbuchmalerei der ersten 20 Jahre, vermochten frisches Leben in die deutsche Kunst nicht zu bringen.

Inzwischen zuckten aber schon die Thaten einzelner in die Schwüle wie luftreinigende Blitze, eine kräftigere Zukunft verheißend, und auch Prellers kleine bescheidene Anfänge verrieten in ihrem naturalistischen Streben, daß die Magnetnadel seiner jungen Kunst nach der auftauchenden Morgenröte wies.

Der junge Preller war zunächst eine technisch sehr beanlagte Natur. Dafür sprechen die schon erwähnten ausgezeichneten Kopien, die er ohne eigentliche Vorschule und in einem Alter machte, in welchem andere gerade mit der Technik noch sehr im Kampfe liegen. Daß ihn Mutter Natur aber auch mit einer nicht geringen Dosis Poesie ausgestattet, dafür sprach schon damals die Feinheit, mit der er sich an Künstler wie Ruisdael und Potter anzuempfinden vermochte.

In seinen Studien und ersten selbständigen Erfindungen spricht sich freilich noch eine gute Portion Spießbürgerlichkeit aus, sein Blick hing noch ängstlich befangen an dem Nächstliegenden. Während sonst oft bedeutenden Künstlern und Dichtern die alle Grenzen verspottende Himmelstürmerei im Anfang ihrer Entwickelung liegt, so baute Preller im Anfang sein bescheiden bürgerliches Kohlbeetchen, von dessen festem Punkt er allmählich den Fuß tastend hinaus und immer weiter hinaussetzte, bis er schließlich die ganze gebildete Welt sich erobert hatte.

Preller zählte also nicht zu denjenigen Künstlern, die wie Athene aus dem Haupte des Zeus gleich fertig in die Welt springen, deren ganzes Leben eigentlich nur ein allmähliches Ausreifen der schon angesetzten Frucht ist. Preller hat schmerzhafte Wandlungen durchmachen und erst redlich das Handwerk sich erarbeiten müssen, ehe der Geist sich ihm ganz offenbarte. Mailand muß wohl als eine dieser Schmerzensstationen betrachtet werden.

Mit dem Eintritt in Rom beginnt, was wir Prellers römische Periode bezeichnen wollen. Das Suchen und Tasten nach einer bestimmten Richtung hört auf, „zum Landschaftsmaler bin ich geboren!" So kam es wie eine Verheißung über ihn. Und er hatte das unendliche Glück, daß mit dem Moment, als ihm die Nebelkappe der Unsicherheit von den Augen fiel, er auch gleich den Wegweiser fand, der ihm das zu erreichende Ziel und den sicheren Weg dahin zeigte.

Es war gleich ein hohes — das höchste Ziel — was ihm da gezeigt ward. Aber der Führer war sicher und rechts und links von seinem Wege standen die Herrlichkeiten Roms wie Meilensteine, alle nach dem einen Ziele zeigend.

Und Männer von höchster Begabung strebten mit ihm nach dem gleichen Ziel.

Preller lernte mit Hilfe seiner Leiter die Sprache der Landschaft verstehen. Die Natur erschloß sich ihm in der Harmonie ihrer Linien, ihrer Farbentöne, ihrer Licht- und Schattenwirkung. Jeder Baum, jeder Stein wurde ihm allmählich ein Belebtes und individuell Gestaltetes.

Noch aber sah er mit den Augen anderer, zu denen

H. OERTEL X A.

Die Unterwelt.

er gläubig aufschaute und aufschauen konnte. Noch aber schlummerte sein eigenstes Wesen.

Es ist nicht viel, was Preller damals in Rom produziert hat, denn es galt für ihn nur aufzunehmen, immer aufzunehmen aus der Fülle der Eindrücke, die auf ihn einstürzten. Das wenige, was er geschaffen, ist: Poussin und Koch. Wahrlich keine schlechten Muster!

Aber noch brauchte er Muster. So war es in Rom und so blieb es noch einige Jahre in Deutschland.

Die beste Arbeit jener Periode ist unfraglich der in Fresko ausgeführte Odysseecyklus im Härtelschen Hause in Leipzig. — Er ist schön, so schön, daß ich einzelne der Bilder kaum tauschen möchte mit manchem seiner letzten Odyssee. Aber unwillkürlich fliegt der Gedanke des kundigen Beschauers über den Schöpfer Preller hinüber zum alten Koch. Unwillkürlich meint man, die oder jene Stelle des Bildes, da ein Terrain, da einen Baum, da einen Farbenton schon gesehen zu haben in einem Bilde des alten Koch.

Die Bilder sind deshalb nicht minder vortrefflich, aber es ist noch nicht der ureigene Preller.

Dieser ganze Preller, er erwacht erst, als er sich wieder an die Brust seiner deutschen Natur legt.

Erst hier, Augen und Sinn gestählt an den Kraftformen der Eichen und Felsen seiner Heimat und gestärkt von dem Sturmgebrause des Nordens, entfaltet sich die Eigenart seines Genius zu ganzer Fülle.

Es beginnt seine deutsche Periode.

Die Periode, die sein eigentliches Mannesalter umfaßt, cirka 20 Jahre dauerte und die meisten Werke zeitigte.

Was er in diesem Zeitraum schuf, es war ganz sein eigenes Werk. Keine fremde Einwirkung macht sich darin fühlbar. Der vorbildende Einfluß der Italiener, die an Koch und Poussin fein geschliffene Brille läßt sich höchstens darin erkennen, daß Preller nicht zum Vedutenmaler wurde, sich nicht begnügte, Gegenden bloß abzuschreiben, sondern, daß er die Eindrücke jeder Natur frei in sich verarbeitete und als vollständig neues Produkt *seines* Geistes und *seiner* subjektiven Stimmung reproduzierte. Nirgends aber auf Kosten der charakteristischen Schärfe des Individuums.

Eumäos und Telemachos.

In diese Zeit gehören jene norwegischen, meerumbrandeten Strand- und Klippenbilder mit ihren mächtigen, brauenden Wolkengebilden, jene geheimnisumwebten Hünengräber und Götterhaine von Rügen, jene herrlichen deutschen Buchen- und Eichenwälder und vor allem jene beiden Prachtwerke echt deutscher Naturpoesie:

Die Liboriusquelle bei Kreuzburg und

Der Fürstenbrunnen bei Jena.

Beide Bilder, auch in der Farbenstimmung so herrlich, wie er vielleicht kaum wieder etwas gemalt hat. Bei jedem der Bilder dieser Zeit erkennt man, mit welchem Ernst Preller sein ganzes Können einsetzte, welche Lust es ihm bereitete, mit den elementaren Naturgewalten zu ringen, die spröden künstlerisch zu unterjochen, sie seinem Pinsel dienstbar zu machen.

Er hat's erreicht, wie vielleicht sonst keiner. Wohl hat er es sich warm dabei werden lassen müssen, aber es ist ihm auch gelungen, anderen das Herz damit zu erwärmen.

Beim Eintritt ins Greisenalter zog es ihn wieder hinauf in die kühlen ewig heiteren Höhen der idealen Schönheit.

Es beginnt seine klassische Zeit.

Sorgsam triffelt er jedes hängengebliebene Fadenende jenes ersten Odysseecyklus auf und knüpft daran

eine neue Odyssee. Diesmal aber eine Odyssee, die nicht mehr den Poussin-Kochschen Beischmack hatte, in dem Sinne, wie wir sie früher kennen lernten, sondern eine Prellersche Odyssee.

In diesem Werke legte er die reifsten Früchte seines klaren, durchgebildeten Künstlergeistes, der nimmerrastenden harten Arbeit seines ganzen langen und fruchtbaren Lebens nieder.

Noch eine ganze Reihe gleichartiger, hochbedeutender Kompositionen gingen nach Vollendung dieses Werkes aus seinem Atelier hervor, immerhin aber muß der Odysseecyklus, die „Prellergalerie“, als der Höhepunkt seiner letzten Periode bezeichnet werden.

Ueberschaut man nun die vier Perioden, aus denen die Kunstentwickelung Friedrich Prellers sich aufbaut, so können für das schließliche Ergebnis die beiden ersten der oben bezeichneten Stufen — die tastende und die italienische — als Vorstufen füglich außer Betracht bleiben. Vergleicht man aber die beiden letzten Perioden, die die ganze Zeit seiner Selbständigkeit, seiner Künstlerreife, umfassen, stellt man die Arbeiten der deutschen und der klassischen Periode nebeneinander, so dürfte die Entscheidung, wo der Genius Friedrich Prellers sich origineller, selbstschöpferischer, großartiger zum Ausdruck gebracht habe, ob hier in den heiteren, idealen Darstellungen der griechischen Mythe seines Greisenalters, oder dort in den warmblütigen echtdeutschen Schöpfungen seiner Mannesjahre — es dürfte diese Entscheidung — sage ich — manch einem sehr schwer fallen.

Ueberlassen wir Zeitgenossen deshalb das abschließende Urteil über den großen Landschaftsmaler Friedrich Preller auch in diesem Falle besser der Geschichte, welche gerecht richten wird, und fassen unsere Meinung kurz so:

Dem einen gehöre unsere höchste Bewunderung,
Dem anderen aber unsere Liebe.

Laertes.

Die Seelen der Freier und Hermes.

Die sämtlichen Bilder dieses Aufsatzes sind der Prellerschen Odyssee entnommen (Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.)

Der Sammler

Weihnachten.

's ist immer dieselbe Geschichte; schon seit vielen, vielen hundert Jahren; und doch schießt's uns warm ins Herz und feucht ins Aug' empor, so oft wir sie auch wieder erleben und so oft wir auch an sie zurückdenken mögen. Wie uns auch die Stürme des Lebens hernehmen, uns zerzausen und ungnädig beuteln mögen, die Erinnerung an unsere Jugendzeit können sie uns nicht rauben. Diese Erinnerung gehört zu den wertvollsten, und, man sage, was man wolle, auch zu den positivsten Besitztümern unseres Daseins; es ist die Erinnerung an das Glück, vielleicht an das einzige Glück, das unzähligen Menschen im Leben gelächelt. Mit dieser Erinnerung verbindet sich innig und untrennbar eine andere, so daß beide harmonisch zusammenklingen zu einem Accorde aus einer schöneren, besseren und reineren Welt, die Erinnerung an die selige Weihnachtszeit. Und wieder ist's Weihnachten und wieder regt es sich uns im Herzen und die Freude an der Gegenwart schmilzt wieder zusammen mit der Wehmut des Gedenkens an längst entschwundene Zeiten, da wir uns im Glücke und als erhöhte Menschen fühlten.

Ja doch, es ist immer dieselbe Geschichte, aber wer möchte wünschen, daß sie je anders würde? Könnte wirklich jemand seine Freude daran haben, wenn unsere Kleinen plötzlich so weise und wir Großen, will sagen Erwachsenen, so dumm würden, mit kühler Ueberlegenheit die selige Weihnachtsstimmung als überwundenen Standpunkt zu betrachten? Nein, diese Stimmung soll uns heilig bleiben, und ihr wird auch unser Blatt nach wie vor Rechnung tragen, und wie es sich ziemt für uns — in Bild und Wort.

Das Lied von der Weihnachtsfreude wird auch in tausend Jahren nicht ausgesungen sein und auch die Künstler werden niemals müde werden, sich durch sie zu immer neuen Schöpfungen anregen zu lassen. Auch unsere beiden Bildchen von Alois Greil sind künstlerisch, wahr und warm empfunden.

Der Nikolaustag und die wichtigen Ereignisse, die er bringt, leiten hinüber in die spannungsvolle Zeit der großen Weihnachtserwartungen. Das eigentliche große Fest wirft seinen Schatten voraus. Es gibt auch an diesem Tage schon eine Bescherung; eine kleine nur und vorläufig noch eine, bei der noch nicht des Lebens ungemischte Freude in die Erscheinung tritt. Denn der Begleiter des guten Bischofs ist der böse Knecht Ruprecht, der gerne zu den guten Aepfeln und Nüssen auch noch eine böse Rute legt, als Mahnung zur Einkehr und Umkehr. Es ist das mit dec Rute eine in den Augen der Kinder sehr unzarte Aufmerksamkeit, und darum kommt auch der Knecht in der bildnerischen Phantasie der Kinder und des Volkes sehr schlecht weg. Während die Güte und Milde des Herrn Bischofs durch einen weißen Baumwollbart zum Ausdruck gebracht wird, wird der Knecht zu einem Krampus in Teufelsgestalt gemacht; in unerhörter plastischer Willkür wird er aus gedörrten Pflaumen geformt, so daß er auch äußerlich schwarz ist, wie seine verruchte

Nikolausabend.

Seele. Wie er friert auf unserem Bilde! Geschieht ihm schon recht, dem dummen Teufel. In der Hölle ist's freilich wärmer; warum ist er nicht lieber dort geblieben mitsamt seiner dummen Rute.

Die stillen Wünsche werden um so sehnsuchtsvoller, je näher das strahlende Fest rückt. Der kleine Lockenkopf auf unserem zweiten Bilde sagt sie sich vor dem Schlafengehen noch einmal vor, um sie ja nicht zu vergessen. Dabei sieht er, während ihm das Bettchen gerichtet wird, zum Fenster hinaus, um vielleicht doch einmal einen Engel zu erspähen, der den Kindern die schönen Sachen bringt. Auf den ersten Anblick meint man zwar, daß ihm zum Glücke eigentlich nichts fehlen könne, da ja ein herrliches Pferdchen auf dem Tische steht. Was braucht der Mensch denn noch, um glücklich zu sein? Wer aber genauer hinsieht wird merken, daß dem herrlichen Pferd die Hinterräder fehlen, und daß weit und breit keine Peitsche und keine Spur von einem Säbel zu entdecken ist. So sind die stillen Wünsche allerdings sehr am Platze. G.

Stille Wünsche.

Für den Christbaum.

Weihnachtsrosen (Roses de Noël à Surprise). Man habe dazu kleine, runde Pappschächtelchen und Blumenpapier in drei Schattierungen von Rosa, nehme das Deckelchen von einem der Schächtelchen ab und befestige in der Mitte eine kleine Schlinge in der Farbe des dunkelsten Rosapapiers; schneide dann aus diesem dunkelsten Papier zehn kleine Blätter und kräusele sie, wozu man sie in die hohle Hand oder auf ein weiches Nadelkissen legt und mit einem runden Gegenstand, etwa dem Fingerhut oder dem Ende einer Nadelbüchse darauf drückt und sie nun mit ein wenig Gummi in zwei Reihen oben um das Deckelchen klebt, wobei die Blätter sich kreuzen müssen; ebenso verfährt man mit den Blättern, welche man aus dem helleren Papier schneidet und unter die oben beschriebenen klebt und gleichermaßen mit denen aus hellstem Papier, welche unter die zweiten geklebt werden und das Deckelchen ist nun fertig.

Für das Schächtelchen selbst schneide man zehn runde Blätter aus dem hellsten Papier, klebe in die Mitte jeden Blattes ein Stückchen mit hellstem Papier umwickelten Draht und kräusele sie wie die vorhergehenden, biege sie nach auswärts, indem man mehrmals mit der Scheerenspitze darüber streicht, befestige sie gleich den andern auf das Schächtelchen (nicht ganz unten) und bringe in der Mitte des Bodens eine Schlinge wie an dem Deckelchen an, fülle, wenn alle Deckelchen fertig sind, die Schächtelchen mit Bonbons oder lege irgend eine hübsche Kleinigkeit hinein, Ring, Medaillon, Fingerhut oder dergleichen, schließe sie und hänge die Rosen an den Christbaum, wo sie einen sehr hübschen Effekt machen und natürlich in allen, für Rosen passenden Farben verfertigt werden können.

Apfelsinenkörbchen. Man schneide schöne Apfelsinen mit einem scharfen Messer in der Mitte glatt durch und nehme mit einem silbernen Löffel das Fleisch bis zur Schale heraus, durchschneide nun an der Schnittseite die Schale, daß ein Strohhalmbreites Rändchen entsteht, welches gleichfalls strohhalmbreit, an beiden Seiten der Apfelsine fest bleiben muß, fasse dies Rändchen zusammen und binde es oben mit einem ganz schmalen, grünseidenen Bändchen in einer kleinen Schleife zusammen, fülle die Körbchen gehäuft mit Bonbons und befestige sie an den Baum.

Koteletten. Man habe etwas Blätterteig, rolle ihn aus und schneide ihn zu Herzform, wie man Papier zum Eindrehen von Koteletten schneidet; lege auf die Hälfte jedes Herzchens etwas Aprikosen-Marmelade, schlage die andern darüber und drücke die Ränder zusammen; gebe ihnen die Form von Koteletten, lege sie auf ein Backblech und backe sie im Backofen (Röhre). Ferner habe man ein wenig mürben Teig, aus dem man schmale Streifchen schneidet, welche die Beinchen der Koteletten vorstellen sollen und die man mehr trocknen als backen läßt, da sie keine Farbe haben dürfen. Sind die Koteletten nun gebacken, so bestreiche man sie mit etwas verklopftem Eiweiß und bestreue sie mit gestoßenen Makronen, um sie zu panieren, stecke die Beinchen hinein und umgebe jede Kotelette mit einem zierlichen Papiermanschettchen und binde sie mit schmalem, farbigen Bändchen fest, welches zugleich zum Aufhängen dient.

Hütchen. Man stoße 125 Gramm abgezogene Mandeln mit sechs Eiweiß recht fein und gebe einen Eßlöffel Wasser, 250 Gramm Zucker, etwas Citronen und 65 Gramm Mehl dazu, bringe hievon runde Plätzchen auf ein mit Butter bestrichenes Backblech und backe sie bei guter Hitze, nehme sie dann gleich vom Blech, lege auf jedes noch warme Plätzchen eine kleine Makrone, drücke es von drei Seiten in die Höhe und an die Makronen und forme so ein dreieckiges Hütchen. Die Ränder desselben bestreiche man mit Eiweiß, bestreue sie mit Hagelzucker, den man beim Konditor erhält, und klebe an einer Seite ein kleines farbiges Pfeffermünzküchel als Kokarde daran.

Soleils. Man streiche fünf hartgekochte Eidotter durch ein feines Sieb, füge 1/4 Kilo feinstes Weizenmehl, 190 Gramm ausgewaschene Butter, 60 Gramm feingestoßenen Zucker und eine halbe Obertasse kaltes Wasser hinzu und verarbeite alles schnell zu einem Teige, den man messerrückendick ausrollt, mit einem Weinglase aussticht und auf einem leicht mit Butter bestrichenen Backbleche backt. Dann rühre man aus einem Eßlöffel Himbeersaft und gesiebtem Zucker eine Glasur, bestreiche die Küchlein damit und lege in die Mitte ein rundes, strahlenförmig ausgeschnittenes Stückchen Succade.

Kastanienwürstchen. Man schäle vierzig gebratene schöne Kastanien, stoße sie, treibe sie durch ein Sieb und wiege sie; vermische 180 Gramm davon auf dem Backbrette mit 125 Gramm Mehl, 125 Gramm Butter, 90 Gramm Zucker und einem Ei, knete es zu einem schönen Teig und forme fingerlange und daumendicke Würstchen daraus, backe sie im Backofen und überziehe sie mit Chokoladeglasur.

Zu dieser rühre man 125 Gramm gesiebten Zucker mit einem Eiweiß eine gute Weile und füge dann 30 Gramm fein geriebene Chokolade, etwas Citronensaft und ein wenig Arrak hinzu.

Mandelkränze. Man stoße 250 Gramm abgezogene süße, mit einigen bittern vermischte Mandeln mit etwas frischem Wasser fein, gebe dann 250 Gramm fein gesiebten Zucker dazu und stoße ihn unter die Mandeln, thue die Masse hierauf in eine Kasserolle und rühre sie über mäßigem Feuer, bis sie sich vom Boden ablöst und stoße sie nun nochmals; verrühre jetzt 200 Gramm ebenfalls fein gesiebten und mit etwas fein gestoßener Vanille gewürzten Zucker in anderthalb Eiweiß recht glatt und rühre dies unter die Mandelmasse, fülle sie in eine mit einem Stern versehene Spritze, spritze sie in langen Streifen auf das mit Zucker besiebte Backbrett, schneide dann die Streifen in beliebig lange Stücke und forme sie zu kleinen runden Kränzen, lege sie auf ein mit Wachs bestrichenes Backblech und backe sie in mäßiger Hitze goldgelb. Diese Kränze sind vortrefflich und wenn man sie nach dem Backen teilweise mit weißer und roter Glasur überzieht, teilweise mit Eiweiß bestreicht und mit buntem Streuzucker bestreut, eine wahre Zierde des Christbaums.

Weiße Glasur. Man rühre 125 Gramm ganz fein gesiebten Zucker mit zwei Eiweiß eine Viertelstunde lang recht schaumig und drücke während des Rührens etwas Citronensaft hinein, streiche es dann messerrückendick über das erkaltete Backwerk und lasse es trocknen.

Zur roten Glasur rühre man unter die weiße etwas Cochenille-Farbe, die man beim Konditor erhält, bis dieselbe eine schöne rosenrote Farbe hat. P.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Wasserpflanzen.

Mit diesem Wort bezeichnen wir Pflanzen, welche im Gegensatz zu den Landpflanzen in süßem oder salzigem Wasser meist gesellig wachsen. Aber erst durch die Einführung und Kultur der Victoria regia fand man, daß auch die weniger großartig angelegten Wasserpflanzen mehr Interesse verdienten, als ihnen bisher zu teil geworden; man suchte nach ihnen und versetzte sie entweder in den Teich oder See des Gartens, oder in ein mehr oder weniger großes Gefäß, das man im Zimmer oder im Wintergarten aufstellte, um die in warmen Ländern oder in unserer nordischen Heimat gefundenen Pflanzen Sommer und Winter hindurch vor Augen zu haben, sie wachsen, auch wohl blühen und absterben zu sehen. Ein solches Gefäß nennt man ein Aquarium, über welches schon Dr. Ruß früher dieser Zeitschrift berichtet hat und noch einen weiteren Artikel folgen lassen wird.

Beschäftigen wir uns nun ein wenig näher mit einigen dieser und anderer passender Pflanzen, welche am meisten im Aquarium angewendet werden!

Von den Cyperngräsern ist namentlich das eine, die Papierstaude (Cyperus papyrus L. = Papyrus antiquorum W.) von historischem Interesse, weil die Alten aus ihr das Schreibmaterial bereiteten, deshalb die Pflanze sorgfältig kultivierten und dadurch aus ihr, roh oder präpariert, einen bedeutenden Ausfuhrartikel erhielten. Zur Papierbereitung löste man mit einem pfriemenartigen Werkzeuge die unter der Rinde liegenden 15—20 Lagen der bastähnlichen Häute ab. Die innersten und feinsten Häute lieferten die besten, die äußeren unter der Rinde nur schlechte Papiersorten. Die Häute wurden gewaschen, dann auf einer (in Aegypten) mit Nilwasser benetzten Tafel so geordnet, daß sie sich genau verbanden, dann wurden sie gepreßt, und andere Häutchen quer darauf gelegt u. s. w. bis zur gewünschten Dicke. Obwohl die Häutchen trotz des Pressens genügend Saft behielten, um sich während des Trocknens genau zu verbinden,

wurden sie doch zu größerer Haltbarkeit noch mit einem aus Weizenmehl bereiteten Leim überstrichen. Das so bereitete Papier wurde wiederholt gepreßt mit Leim bestrichen, geschlagen und schließlich geglättet. Solches Papier kam aus Syrien und umliegenden Ländern, das beste jedoch aus Aegypten, in dessen ausgedehnten Sümpfen die Pflanze gezogen wurde. Unter König Ptolemäos II.

Fig. 1. Vallisneria spiralis.

wurde aber die Ausfuhr aus Aegypten verboten — aus Eifersucht, um den Beherrschern von Pergamus das Material zu den Büchern ihrer Bibliothek zu entziehen, was, wie wir in Leunis' „Synopsis der Pflanzenkunde" lesen, etwa 300 Jahre v. Chr. hier die Erfindung des Pergaments veranlaßte. — Die Cyperngräser sind nicht eigentlich Wasser-, sondern Sumpfpflanzen und müssen im Aquarium zwischen die darin aufgehäuften, mit Erde versehenen Steine über dem Wasser gepflanzt werden. Aehnliches gilt von der Isolepis gracilis, welche Herr Heinemann auch zur Ausschmückung der Ecken verwendet.

Außerordentlich interessant ist die schraubenstielige Vallisnerie (Vallisneria spiralis L. Fig. 1) mit grasartigen Blättern. Sie ist in Südfrankreichs und Italiens Kanälen sehr häufig, aus welchen die Reisfelder bewässert werden und wo sie, z. B. im Kanal von Languedoc, die Schiffahrt durch ihre Massen oft hindert. Die Pflanze ist zweihäusig, d. h. die eine ist männlichen, die andere weiblichen Geschlechts. An der weiblichen, in dem Sande des Aquariums festgewurzelten Pflanze (rechts auf unserer Abbildung) rollen sich die in dichten Schraubenlinien gewundenen Stiele der Blüten so lange auseinander, bis letztere über die Oberfläche des Wassers gelangt sind, wo sie aufblühen. Genau zu dieser Zeit lösen sich von den männlichen Pflanzen (links auf unserer Abbildung) die tief unten im Wasser sitzenden männlichen Blüten los, steigen wegen ihres geringen Gewichts an die Oberfläche,

Fig. 4. Nymphaea alba.

wo sie sich nun öffnen; Wellenschlag und Strömung führen den Blütenstaub den weiblichen Blüten zu, wodurch diese befruchtet werden; darnach rollen sich die spiraligen Stiele wieder zusammen und bringen die Frucht in der Tiefe des Wassers zur Reife.

Trianea bogotensis (Fig. 2) ist eine kleine, auf dem Wasser schwimmende Pflanze, die von Liebhabern gern in einer besondern Schale gezogen wird. Sie muß mit dieser während des Sommers im Freien, über Winter frostfrei, auch im Wohnzimmer gehalten werden.

Dasselbe gilt von Azolla canadensis W. (Fig. 5), einer der niedlichsten schwimmenden Wasserpflanzen mit selaginellenartiger Belaubung aus Nordamerika. Sie gehört zur Familie der Rhizokarpeen und muß wie die vorige über Winter im Wohnzimmer oder temperierten Gewächshause, während des Sommers aber halbschattig im Freien stehen. Man nannte früher diese Pflanze Salvinia natans Hoffm., die aber auch in Deutschlands stehenden und langsam fließenden Gewässern angetroffen wird und einjährig ist. Die Früchte, hier von besonderer Wichtigkeit, sind kugelige Sporenhalter und müssen im Wasser frostfrei überwintert werden. Sie keimen im Frühjahr leicht und man wird dann bald genug zahlreiche Pflänzchen besitzen.

Pistia Stratiotes, die Muschelblume (Fig. 3), ist eine einjährige rosettenartige Pflanze, welche der Familie der Aroideen (?), nach anderen den Lemnazeen angehört. Schon die alten Griechen kannten dies frei auf dem Wasser schwimmende Gewächs mit seinen büschelig faserigen Wurzeln, weil es alljährlich aus dem Innern Afrikas nach Aegypten geführt wurde, wo man den Blättern, wie in Ostindien und Brasilien, besondere Heilkraft gegen Blutharnen, äußerlich als Wundmittel und gegen Hautausschläge zuschrieb. Die behaarten Blätter von freudig

Fig. 2. Trianea bogotensis.

Fig. 3. Pistia Stratiotes.

grüner Färbung sind spiralig angeordnet und liegen vor dem Blühen auf dem Wasser, richten sich aber auf bei beginnender Entwickelung der Blüten, die, unscheinbar weiß von Farbe, an einem Kolben sitzen, der gleichsam in einer glockig-cylindrischen Scheibe steht. Sie sind eine hübsche Zierde für Aquarien, deren Wasser eine Temperatur von 6 bis 20° R. besitzt, was nicht ausschließt, daß sie während der warmen Sommermonate auch in Wasserbehältern im Freien, unter Springbrunnen u. dergl. gedeihen.

Man vermehrt die Muschelblume durch die Ausläufer, kleine bewurzelte Pflänzchen, die man schon im August und September ablöst und in Töpfe mit sandig lehmiger Erde pflanzt und halbtrocken überwintert. Im Wohnzimmer sollte man sie unter eine Glasglocke stellen, die recht oft abzutrocknen ist, damit auf den feinen und zärtlichen Pflanzen sich Schimmelbildung und danach Fäulnis sich nicht einfinden können. Von den an den Kolben sitzenden Blüten sind die oberen männlichen, die unteren weiblichen Geschlechts.

So weit die künstlichen Aquarien im geschlossenen Raum!

Schließlich einige Worte über Kinder Floras auf der Wasserfläche unserer Teiche und Seen.

Mehr oder weniger große Wasserflächen im Freien, kleine und große Teiche, Seen 2c. gewinnen an Schönheit, wenn sie so nahe am Ufer mit blühenden Pflanzen besekt sind, daß man sie sehen, daß man sie in der Farbenpracht ihrer Blüten, in den mannigfachen Formen ihrer Blätter bewundern kann. Doch soll man dafür sorgen, daß die Ufer selbst nicht mit so hohen Pflanzen besetzt sind, daß dadurch die Aussicht auf und über die Wasserfläche gehindert wird. Ihre Anpflanzung ist leicht, namentlich zu Anfang des Herbstes bei niedrigem Wasserstand. Man sucht sich in der Nähe schön blühende, wildwachsende Sumpfpflanzen, die überall vorhanden sind, wo es an stehendem oder langsam fließendem Wasser nicht fehlt. Man gräbt sie mit ihren Wurzeln auf, verkürzt ein wenig die Blätter und setzt sie auf der ihnen bestimmten Stelle ein, immer aber mit Beachtung einer harmonischen Zusammenstellung der Farben ihrer Blüten. Sumpfpflanzen mit weißen, schönen Blüten sind nicht selten. — Näheres hierüber findet man in Th. Rümplins ausgezeichnetem und vollständigem Gartenbau-Lexikon. Berlin, bei P. Parey.

Nicht so leicht ist die Bepflanzung des eigentlichen Wassers mit schönblühenden Gewächsen, die mit ihren Blättern und Blumen auf der Oberfläche schwimmen, mit ihren Wurzeln aber im Erdboden unter dem Wasser ihre Nahrung suchen und sich hier festhalten. Eine solche Bepflanzung führt man am besten im Winter aus, wenn das Wasser gefroren ist.

Man haut dann an den betreffenden Stellen das Eis auf und versenkt entweder die in großen Lehmklumpen verpackten Samen oder die in nicht zu kleine Kisten versetzten Pflanzen, die man beide, Samen und Pflanzen, sich inzwischen von namhaften Firmen, deren beste wiederholt hier genannt wurden, verschafft hat. Wenn das Wasser nicht zu tief gewesen, gelingt diese Art der Pflanzung immer.

Unsere schönste Wasserblume ist die See- oder Teichrose oder Wasserlilie (Nymphaea alba L. Fig. 4) mit rundlichen tief herzförmigen Blättern und weißer, vom Juni bis August erscheinender Blüte. Eine schwedische Form, die vor wenigen Jahren im botanischen Garten in Königsberg eingeführt wurde, ist Sphaerocarpa rosea mit rosenroten Blüten.

Es sind auch Versuche gemacht worden, einige tropische Arten mit ihren prachtvoll farbigen Blüten bei uns in kleinen künstlichen Seen zu ziehen, was auch da ausgezeichnet gelungen ist, wo man z. B. aus benachbarten Fabriken warmes Wasser zur Verfügung hat.

Fig. 5. Azolla canadensis.

Zu unserer weißen Wasserlilie gehört unbedingt auch unsere Nixblume (Nuphar luteum Sm.) mit langgestielten, ovalherzförmigen Blättern und gelber Blüte. Andere schöne Wasserpflanzen finden sich in den Katalogen der größeren Pflanzen- und Samenhandlungen, z. B. auch bei Ferd. Jühlke Nachfolger in Erfurt.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Wenn schon die Wintermode nur unwesentlich von der im Herbst zur Geltung gekommenen abweicht, lohnt es doch, einzelne Typen, die sich durch Geschmack und Originalität auszeichnen, näher ins Auge zu fassen. Unsere eleganten Damen scheinen sich in dieser Saison darüber geeinigt zu haben, die lang vernachlässigten hellen Pelzgarnituren wieder zu Ehren zu bringen; vermittels derselben wissen sie die sonst oft recht monotone Wintertracht zu beleben, und sie reich, kleidsam und farbenprächtig zu gestalten.

Die in Fig. 1 skizzierte Pelzpelerine, „Czarine“ genannt, gilt beispielsweise jetzt als unentbehrlich für jede noble Wintertoilette; sie wird aus Zobel, Castor, Nerz, auch aus Blaufuchs oder Marder gefertigt, der Pelz nach außen, innen Atlasfutter, seitwärts Schleifengarnituren. Aeltere Damen bevorzugen die großen Mäntel mit Hängeärmeln (Fig. 2), die längs der Vorderteile und Aermel mit Pelz besetzt sind und auf dem Mantelstoff kleine applizierte Pelzfiguren in Form von Blättern haben; man füttert sie gewöhnlich mit Fee, auch bei größter Eleganz mit Hermelin.

Fig. 1.

Besuchstoiletten aus blauem Sammet, mit Nerz oder Zobel besetzt (Fig. 3) sind eine so schöne Tracht, daß jede geschmackskundige Dame, die ihrem Budget eine Belastung von etlichen hundert Mark zumuten darf, eine derartige Anschaffung macht. Unser Modell zeigt einen einfachen, vorn drapierten, rückwärts in 4 tiefen Hohlfalten gelegten Rock, der unten nur mit zwei Pelzrollen besetzt ist. Auf der Taille ein Pelzshawl, welcher seitwärts als Pelzschärpe geschlungen ist; dazu Kapotte von gefaltetem Pelz mit blauem Sammet und Federn garniert.

Allgemeiner Beliebtheit erfreuen sich auch die in Gold und Chenille gestickten Roben (Fig. 4), deren Rock und Taille ganz glatt gefertigt wird, darüber eine vorn offene, bis hinab gefaltete Polonaise von passendem langhaarigem, oder mit Schleifengarnen durchzogenem Wollstoff, die rückwärts derart gerafft ist, daß der goldgestickte Rock zur Hälfte sichtbar wird.

Nächst den eigentlichen gerauhten und pelzartigen Stoffen wird Plüsch und Krimmer mit Vorliebe getragen; oft ist es schwer zu sagen, aus welchem Grundstoff denn eigentlich solch eine moderne Robe gefertigt ist, da Besatz und Fond ganz gleiche Flächen einnehmen. Fig. 5 zeigt uns beispielsweise ein zur Hälfte aus schwarzem Krimmer, zur Hälfte aus blauem Tuch gefertigtes Kostüm, das, obschon als Tuchkleid geltend, zur Herstellung fast mehr Krimmer als Tuch erfordert. Die aus Krimmer gefertigte Weste liegt auf vorn schräg gefalteter blauer Tuchtaille auf, beim Rock wieder blaue Längsstreifen auf schwarzem Krimmer.

Charakteristisch für die Wintermode ist es, daß im allgemeinen der Anfertigung und Ausstattung der Taille mehr Aufmerksamkeit als der des Rockes gezollt wird. Letzterer ist zumeist glatt, auf Reifen gearbeitet, die Taille aber so verschiedenartig, daß mehr als ein Dutzend durchweg neue Façons besprochen werden müßten, wollte ich den geehrten Leserinnen auch nur die originellsten derselben veranschaulichen. Für Theater und Konzerte ist Corsage Judic (Fig. 6), bestehend aus farbiger Seidentaille und goldgesticktem Achselmieder, sehr beliebt, auch Form Nanon (Fig. 7), deren gezogene Tüllbluse am Halse hoch abschließt und durch eine ausgeschnittene Sammettaille mit reich in Gold gesticktem Latz vervollständigt ist; ganz junge Mädchen tragen gern die in Fig. 8 skizzierte, rückwärts zu schließende Taille, die aus Sammet- und Stoffstreifen, welche vorn in Dreieckform zusammentreffen, besteht; — sehr praktisch ist der mit Pelz gefütterte englische Seelenwärmer (Fig. 9) der, aus gerauhtem Trikotstoff gearbeitet, vorn zweireihig schließt und statt des Gürtels mit handbreitem Plissé umrandet ist. — In Fig. 10 ist die jetzt beliebte mit Blei- oder Stahlperlen durchnickte Panzerweste veranschaulicht, die wohl sehr elegant aussieht, aber zu schwer ins Gewicht fällt, um als angenehme Tracht gelten zu können; Taillen mit Achselbändern, mit Fichus, mit Revers, mit Achselkragen oder hohen Suworows sind in Aufnahme, das glatte Genre ist fast ganz außer Kurs. Auch glatte Stoffe werden weniger als in früheren Jahren getragen.

Fig. 2.

Man empfiehlt uns im Grand magazin au prix fixe, dem größten Wiener Modewarengeschäft, das, nach dem Muster der großen Louvrehäuser eingerichtet, alles birgt, dessen eine elegante Dame zu ihrer Toilette benötigt, starkfädige Panamastoffe, gerauhte Himalayas, lodenartige Gewebe mit abgepaßten orientalischen Bordüren, filzartige, karrierte Stoffe, Kaschmire mit genoppten Streifen, broschierte Cheviots und für das elegantere Genre gestreifte Plüsche mit Goldfadenverwendung, trefflich abschattierte Genueser Sammete, perlendurchwebte Etaminels, Brocats en argent, alles Stoffe, deren Farbenpracht und Gediegenheit selbst die verwöhntesten Modedamen in Erstaunen setzen dürften

Fig. 3.

Die vom Prix fixe eingeführten gerauhten Tricotjacken und Paletots sind schnell ein großer Konsumartikel geworden; sie haben nicht das strickstrumpfartige Ansehen, wie die seither gekannten Tricots, sind aber doch aus elastischem reinwollenen Stoff nach den neuesten Façons gefertigt und dürften, da sie infolge der Massenfabrikation zu enorm billigen Preisen in den Handel gebracht werden, den nach Maß arbeitenden Schneidern, die für Façon allein mehr beanspruchen als der hier fertige Gegenstand kostet, bedeutenden Abbruch thun. Unsere Damen sind überdies der beengenden Fischbeintaillen, die während des jahrelangen Tragens schon so manches Opfer gefordert, müde; sie begrüßen mit Freuden die sehr praktische Modeneuerung, die ihnen wenigstens das Recht gibt, frei und ungehindert atmen zu können.

Fig. 4.

Für Kinder sind diese in den verschiedensten Formen vorrätigen Kostüme (Matrosenblusen, Bergmannsjacken, Pilgeranzüge) sehr modern; man besetzt sie mit breiten Kammgarnborten, Holzperlen, mit Kugelknöpfen und verleiht ihnen durch orientalische Schärpen ein recht munteres, oft sogar phantastisches Ansehen. Auch Erwachsene schmücken sich viel und gern mit bunten Bändern; man versteht es, diese so elegant mit eingewirkten Sammet- und Plüschfiguren auszustatten, mit Metallfäden zu durchwirken, daß sie für Hüte, Hauben, Kleider, Jacketts den geschmackvollsten Aufputz bilden.

Die Wiener Hutfirmen haben ungeahnt einen kleinen Krach erlitten; keine Dame kauft, seitdem Baron Hofmann, der inzwischen verstorbene Theaterintendant das Verbot, Hüte im Theater zu tragen, erlassen, die hohen Himmelsstürmer und doch waren gerade sie bestimmt, in dieser Saison zu seither nicht gekannter Höhe emporzusteigen. Im Theater werden nächst Coiffuren (die aus Blumen, Band und Spitzen zusammengesetzt, eine kaum handgroße Fläche bilden) ganz kleine Feder-Tocques getragen, für die Promenadentoilette hauptsächlich gerauhte Filzhüte, zur eleganteren Besuchstoilette kleine Formen, die vom Stoff des Kleides bezogen und mit reichem Schleifenschmuck, Federblumen und Pelzmaschen garniert sind. —

Federbordüren, metallisch schillernd, blaugrün mit Pfauenaugen durchsät, sind ein für elegante Theatermäntel gern verwendeter Schmuck; werden letztere aus indischen oder türkischen Shawls hergestellt, so genügt eine Umrandung mit fingerdicker Seidenschnur.

Passementerien und breite Kammgarnborten sollen nächst Plüsch und Band als neueste Besatzartikel gelten, statt der großen Mosaikknöpfe kleine übersponnene Kugelformen, statt der Chenillefransen 2 cm lange Grelots, deren Endkugeln mit Gold- oder Bleiperlen abschließen.

Fig. 5.

Die französischen Modelle haben zwar in dieser Saison wenig Aufputz, die englischen zeichnen sich bekanntlich von jeher durch große Einfachheit aus, wir soliden Deutschen aber mögen ein Kleid, das nicht wenigstens drei verschiedenartige Garnituren hat, kaum schön finden. — Wie nach dem bekannten Goetheschen Wort der Meister des Stils sich in dem zeigt, was er verschweigt, so bekundet sich im Modeleben zumeist die wahre Eleganz in dem, worauf man verzichtet. — Eine weise Beschränkung fällt aber den durch Nouveautés verwöhnten Frauen oft recht schwer, daher so viel Uebertreibung und Unnatur, welche die an sich schönsten Trachten in Mißkredit bringen und neuerdings wieder allerhand abfällige Urteile über die Mode entstehen lassen.

Berichtigung.

Auf S. 453 ff. ist durch ein Versehen des Korrektors der Name Hans Semper in Gottfried Semper verändert worden was wir zu verbessern bitten.

Aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Weihnachts-Diner.

Hummer in Coquilles. Man schneide Hummer, am besten aus Büchsen, wo der amerikanische besonders zu empfehlen ist, in mundgerechte, zierliche Stückchen und vermische ihn mit

nachstehender Sauce, fülle ihn gehäuft in die Coquilles und stelle sie, über eine achteckig gefaltete Serviette, auf eine große runde Schüssel.

Für die Sauce halte man sechs ganz hart gekochte Eier, 60 g Sardellen und etwas Schalotten und menge es mit Essig und feinem Oel an.

Deutsch-Kaiser-Suppe. Man streue in zwei Liter sehr kräftige, kochende Bouillon vier bis sechs gehäufte Eßlöffel voll Tapioka, je nachdem man eine dünne oder dickliche Suppe wünscht, und lasse es fünf Minuten kochen; habe dann recht schwarze, mit frischer Butter und ein wenig Bouillon gedämpfte Trüffeln, recht rote gepökelte Ochsenzunge und recht weißes Brustfleisch von gebratenem Geflügel, alles zu gleichen Teilen, schneide es in feine ganz gleiche Streifchen (Filets), lege sie in die Suppen-Terrine und gieße die Suppe darüber.

Gefüllte Maccaroni. Man muß dazu echte Maccaroni nehmen, weil die andern sich zu leicht verkochen und die dickste Sorte, blanschiert sie in Wasser mit etwas Salz, kühlt sie mit frischem Wasser ab, legt sie zum Abtrocknen auf ein Tuch und bereitet nun die Farce aus 125 g fein gekochtem, gebratenem feinen Geflügel oder Wildbret, 125 g fein geschnittenem Speck, Schalotten, Champignons und Petersilien, fein geschnitten und von jedem einen Theelöffel voll, Salz, Pfeffer und Muskatnuß, welches man zusammen recht fein und zart im Mörser stößt, die Maccaroni vermittelst einer Wurstspritze damit behutsam füllt, sie mit etwas Bouillon über dem Feuer aufwallen läßt und gleich sehr heiß serviert.

Kabeljau als Delphin. Man schuppe einen recht schönen Kabeljau, nehme ihn durch die Kiemen aus und binde den Schwanz in die Höhe, indem man ein Spießchen (Atalat) durch die Augen sticht, einen Bindfaden durch den Schwanz zieht und die beiden Enden dieses Bindfadens an beide Enden des Spießchens bindet, wodurch der Fisch das Ansehen eines schwimmenden Delphins erhält; lege ihn nun mit dem Bauch auf das Sieb der Fischkasserolle und überbinde ihn, um ihn in dieser Stellung zu erhalten, mit weißleinenen Bändchen, übergieße ihn mit kochendem Salzwasser und koche ihn darin sehr langsam. Dann wird er losgebunden, auf dem Bauche liegend über einer Serviette angerichtet und mit recht rund geschälten Salzkartoffeln umlegt, die ihm zugleich Halt geben. Man läßt geschmolzene Butter oder nachstehende holländische Essigsauce dazu reichen. Ist der Kabeljau ganz frisch, so muß er eine Stunde vor dem Kochen etwas gesalzen werden. Auch ist es gut, den Kopf mit Bindfaden zu überbinden, damit er ganz bleibe. Spießchen und Bindfaden werden, nach dem Kochen natürlich entfernt.

Zu der holländischen Essigsauce rühre man in einer kleinen, ins Bain-Marie gestellten Kasserolle, sechs Eidotter, ein halbes Glas Essig, Salz, grob gestoßenen weißen Pfeffer, Cayennepfeffer, Muskatnuß und ein eigroßes Stück Butter, bis es sich verdickt, gebe nun, unter beständigem Rühren, nach und nach $1/2$ Kilo sehr frische, feine Butter dazu und treibe es durch ein Haarsieb.

Sauerkraut mit Gansleberpastete. Man nehme auf $1\frac{1}{2}$ Kilo wohl ausgedrücktes, ja nicht gewaschenes Sauerkraut $1/2$ Kilo feine, frische, am besten ungesalzene Butter, thue etwas davon in eine hohe, irdene Kasserolle und eine Lage Sauerkraut darüber und fahre so fort, bis alles Sauerkraut darin und mit dem Rest der Butter belegt ist, gieße das nötige Wasser dazu, lege ein mit Butter bestrichenes Papier darüber, welches nicht abgenommen werden darf, bis das Sauerkraut gar ist und decke es zu. Ist es nun gar, so füge man eine halbe Flasche Rheinwein oder noch besser Champagner hinzu und lasse es damit noch recht durchkochen, bis der Wein eingekocht ist, richte an und reiche Gansleberpastete dazu, welche man bis zum Servieren auf Eis stellt, mit einem in heißes Wasser getauchten Löffel in schönen Stücken aussticht und auf einer Schüssel anrichtet.

Fig. 6. Fig. 7.

Fig. 10. Fig. 9. Fig. 8.

Gansleberpastete. S. „Vom Fels zum Meer", November-Heft, 1883.

Pfauenbraten. Man kann dazu nur einen jungen Pfau vom selben Jahre gebrauchen, dann aber ist es ein in jeder Beziehung sehr ausgezeichneter Braten. Kopf und Hals mit den Federn, sowie die Schwanzfedern werden bewahrt; dann wird der Pfau gerupft, flammiert, rasch gewaschen, abgetrocknet und ausgenommen, hierauf, nachdem die Flügel untergeschlagen, gesalzen und mit Speck umwickelt, mit reichlich kochender Butter übergossen und so, die Brust nach oben, zwei bis dritthalb Stunden lang rasch und unter fleißigem Begießen gebraten. Nun entfernt man den Speck und richtet den Pfau, die Brust nach unten, an; hat dann ein, an beiden Seiten zugespiztes Hölzchen, steckt den aufbewahrten, gefiederten Kopf an die eine Seite und schiebt die andere in den Pfau; die Schwanzfedern bindet man in Schwanzform leicht und elegant zusammen und legt oder steckt sie ebenfalls an, doch kann man den Braten natürlich auch ohne diese Zier, welche aber bei festlichen Mahlzeiten sehr beliebt ist, wie Truthahn servieren. Die Sauce wird wie bei anderen Braten fertig gemacht und in einer Sauciere zu dem Braten gereicht, nebst Salat und einem feinen Kompott. Brunnenkresse, einfach mit Essig, Oel und Salz angemacht und warmer Apfelkompott ist besonders passend.

Der Pfau darf, gleich dem Fasan, nur durch einen Schuß getötet werden.

Warmer Apfelkompott. Man schäle $1/2$ Kilo schöne Aepfel (am besten ist der pariser Rambour) und schneide sie in dicke Scheiben; lasse dann 180 g Zucker, 90 g Butter, einen halben Theelöffel Zimmt, die fein gewiegte Schale einer halben Citrone und einige Eßlöffel Korinthen auf dem Feuer heiß werden, lege die Aepfel sorgfältig hinein und dämpfe sie weich, doch müssen sie ganz bleiben, richte sie gehauft und recht heiß an und gieße die Sauce darüber.

Englische Weihnachts-Pastetchen (Mince-Pies). Man nehme sechs schöne, kleinwürfelig geschnittene Aepfel, 140 g Korinthen, 140 g Sultanini, 140 g aus der Haut gelöstes und fein gehacktes Nierenfett, 70 g Orangeschale, 105 g Mandeln, 175 g gebratenes und erkaltetes Ochsenfilet, 105 g geräucherte Ochsenzunge, alles fein geschnitten, die abgeriebene Schale einer Citrone und den vierten Teil einer Muskatnuß, fein gerieben, thue alles zusammen in eine Porzellanschüssel, gieße $1/8$ Liter Kirschengeist oder Cognac und $1/8$ Liter Sherry oder Madeira darüber, menge es gut untereinander und lasse es, mit einer Papierscheibe überlegt und genau zugedeckt, über Nacht stehen.

Eine Stunde vor dem Servieren wird dann die nötige Anzahl Tortenförmchen, mit Butter ausgestrichen, mit messerrückendick ausgerolltem Blätterteig ausgefüttert und ein Eßlöffel voll von der Masse eingefüllt, mit einem Deckel von dem Teig geschlossen und in der Mitte fünfpfennig-große Oeffnung ausgestochen, nun in einem ziemlich heißen Ofen (Röhre) zu schönster Farbe gebacken, über eine gebrochene Serviette auf eine Schüssel gehäuft angerichtet und warm serviert, nachdem man in jedes Pastetchen etwas Cognac gegossen und diesen angezündet hat, daß er aus demselben heraus brennt.

In allen guten Häusern Alt-Englands werden diese Pastetchen am heiligen Weihnachtstage serviert.

Königliche Sandtorte. Man nehme dazu $1/2$ Kilo ungesalzene Butter, $1/2$ Kilo Zucker, $1/2$ Kilo Kartoffelmehl, einen Eßlöffel feinstes Weizenmehl, zwölf Eier (sechs mit, sechs ohne Weiß), die am Zucker abgeriebene Schale einer Citrone und zwei Eßlöffel feinsten Rum. Die Butter wird abgeklärt, dann, wenn sie wieder kalt geworden, zu Schaum gerührt und nun immer nach und nach ein Ei oder ein Eigelb, ein Löffel Zucker und ein Löffel Mehl hineingerührt und wenn alles darin ist, welches gewöhnlich eine halbe Stunde dauert und der Teig wie Schaum ist, so gibt man den Rum hebend, nicht rund rührend, dazu, legt eine Springform mit weißem Papier aus, bestreicht es mit Butter, füllt die Masse hinein und backt die Torte, bei mäßiger Hitze, eine Stunde, nimmt sie aber nicht aus der Form, bis sie völlig erkaltet ist, sonst bricht sie auseinander.

Adolf Menzel.

Am 8. Dezember dieses Jahres vollendet Adolf Menzel sein siebenzigstes Lebensjahr. Er steht heute als einer der volkstümlichsten deutschen Künstler da, denn seine Eigenart wurzelt tief und voll in vaterländischem Boden, obgleich er lange genug um die Palme der Anerkennung hat ringen müssen.

Adolf Menzel ist am 8. Dezember 1815 in Breslau geboren. Sein Vater, Vorsteher einer Mädchenschule daselbst, vertauschte diesen Beruf später mit einer lithographischen Anstalt, welcher er vorstand. Der Sohn wurde auf eine wissenschaftliche Laufbahn hingelenkt, während die bildende Kraft sich bereits in ihm regte, so daß er in dem Verfolgen dieses seines Ziels ganz auf sich angewiesen war, was die kräftige, fast schroffe Ausbildung seiner Eigenart verursachte. Als der sorgsame Vater entdeckte, daß sich dem Knaben alles Wissen in künstlerische Anschauung umsetzte, siedelte er im Jahre 1830 nach Berlin über, um dem Sohn den Besuch der Akademie zu ermöglichen. Dies aber wurde immer wieder hinausgeschoben, denn die Eindrücke, die sich dem scharf Beobachtenden in der Hauptstadt boten, waren so reiche, daß sie ihn lange gänzlich ausfüllten. Die öffentlichen Denkmäler, Museen und Kunstschätze beschäftigten ihn und regten ihn in hohem Grade an und nach Hause zurückgekehrt versuchte er sie allegorisch nachzubilden, denn an eine Ver-

wertung der unmittelbaren Wirklichkeit dachte der damals noch Unselbständige kaum und wo hätte er die Anleitung dazu in der damaligen Umgebung finden sollen, die durchaus in romantischen Anschauungen befangen war?

Frühzeitig mit diesen Anregungen erschloß sich ihm das Gebiet der lithographischen Thätigkeit, da er seinem Vater in dessen Beruf behülflich war, und hier machte er sich die Fähigkeit zu eigen, die ihm später so förderlich sein sollte, indem es ihm möglich war, seine vielen für die Veröffentlichung bestimmten Arbeiten selbst zu vervielfältigen.

Als er durch den frühen Tod seines Vaters ganz auf sich angewiesen war, führte er das Geschäft selbständig weiter und war nun um so eifriger in der Förderung seiner künstlerischen Entwickelung. Hier schon zeigt sich die seltene Thatkraft, die den Menschen wie Künstler stets auszeichnete und es ihm vergönnte, trotz mancher ungünstigen Verhältnisse so reiche Ergebnisse zu ermöglichen, wie sie sein Dasein gezeitigt. Schon damals nahm er die Nacht zur Hilfe, wenn der Tag für die Arbeit nicht ausreichte, und so trat er schon mit achtzehn Jahren mit einer künstlerischen Leistung in die Oeffentlichkeit, einer Sammlung lithographierter Federzeichnungen, unter dem Titel: „Künstlers Erdenwallen“, die seine Begabung für geistvolle symbolische Darstellungen kennzeichnete. Damals besuchte er endlich auch kurze Zeit die Akademie, aber dieses Studium hat ihm nicht viel gegeben; nach wie vor blieb die Natur seine Lehrmeisterin und allmählich konnte er sich in einzelnen Fällen bei der Schärfe seiner Beobachtung auf sein ungeheures Gedächtnisvermögen verlassen. Jene Schärfe seiner Beobachtung aber verursacht, daß er manche charakteristische Seite des Angeschauten womöglich zu steigern, d. h. zu übertreiben liebt, wie auch die Schönheit als solche nie einen Platz in dem Kreis seiner Darstellungen gefunden, was ihn zu einem Frauenmaler unmöglich macht. Dagegen hat sich sein Farbensinn fein und voll entwickelt und hierin thut er es den besten Franzosen gleich, denen er, seiner urdeutschen Art unbeschadet, überhaupt manches abgesehen, da er mit Recht die landläufigen, aber völlig unzureichenden Begriffe von „Originalität“ nicht teilt.

Bald folgten Oelmalereien, wie die „Schachspieler“, „Familienrat“ u. s. w., denen sich historische Kompositionen, „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte“ anschlossen, die schon die realistische Geschichtsauffassung des Künstlers, die er mehr und mehr in sich ausgebildet, bekunden. Trotzdem diese Arbeiten ziemlich unbeachtet blieben, führten sie doch zu der Illustration der Geschichte Friedrichs des Großen von Kugler, die den Namen Menzels in ganz Deutschland rühmlichst bekannt machten Von nun an kann man ihn recht eigentlich als den Darsteller Friedrichs des Großen und seiner Zeit bezeichnen und diese Richtung seiner künstlerischen Kraft zeitigte Bilder, wie den „Spazierritt“ des großen Königs, das berühmte „Souper“ und das „Konzert“ in Sanssouci, wie den „Ueberfall von Hochkirch“, ferner das in lebensgroßen Figuren ausgeführte Gemälde: „Zusammenkunft Josephs II. mit Friedrich zu Neiße“ und manche andere. Trotz aller dieser Leistungen, die ihn vor allen zum vaterländischen Künstler stempelten, der die Eigenart der Heimat treu und kraftvoll in seinen Werken verkörperte, fand man keinen passenden offiziellen Auftrag, um seine Kraft in den Dienst einer großen oder monumentalen Aufgabe zu stellen, wenn man ihm auch die Illustration des Prachtwerkes: „Die Armee Friedrichs des Großen“ übertrug, das eigentümlicherweise nur in dreißig Exemplaren verbreitet wurde.

Erst bei der Krönung König Wilhelms zu Königsberg erinnerte man sich seiner und er wurde beauftragt, das Krönungsbild zu malen, ein Auftrag, wie er weniger seiner scharf ausgedrückten Eigenart angemessen, kaum gedacht werden kann. Das Ergebnis ist denn auch ein unbefriedigendes geblieben, trotzdem es an Detailstudien, die von der wunderbaren Wahrheit und unbestechlichen Unmittelbarkeit der Auffassung des Meisters Zeugnis ablegen, wahrlich nicht gefehlt hat. Aber gerade deshalb ist er zum „Hofmaler“ verdorben; bei ihm ist alles auf das Individuelle, Unterscheidende einer Erscheinung abgesehen und für Haupt- und Staatsactionen fehlt ihm der Sinn, daher auch die Köpfe des Königs, Bismarcks und Moltkes die Hauptvorzüge dieses Gemäldes ausmachen. Von späteren Bildern ist besonders bemerkenswert: „Die Abreise König Wilhelms zur Armee“ und ein „Hoffest im Schloß zu Berlin“, auf denen die malerische Feinheit und der bei einem Deutschen erstaunliche Farbensinn sofort ins Auge fallen, obgleich namentlich bei letzterem die Darstellung der Schönheit als solcher wieder auffallend vernachlässigt ist. Dem modernen Leben wendete sich der unaufhörlich Beobachtende und Schaffende in dem Gemälde: „Moderne Cyklopen“ zu, das auf der Pariser Weltausstellung Aufsehen erregte. Hier zeigt sich der Realist im Vollbesitz seiner großen Mittel und der durchgebildetsten Technik, ohne jedoch in Naturalismus zu verfallen, eine Klippe, die seine reiche Begabung wie sein klarer Blick stets vermieden, so unmittelbar er aus der Natur schöpft.

Erst in späteren Jahren hat Menzel Italien gesehen. Vielleicht ist dies zu bedauern, da ein früherer Besuch dieses Landes möglicherweise einige Schroffheiten des Künstlers abgeschliffen hätte, ohne ihm von seiner Eigenart irgend etwas zu nehmen. Sein Bild: „Marktplatz zu Verona“ zeigt ihn wieder als künstlerisch geklärten Realisten, läßt aber doch ein gewisses Etwas vermissen, wodurch man sieht, daß es eine italienische Scene ist, die er uns vorführt. Das Eckige, oft übertrieben Charakteristische ist auch hier vorhanden, wo es eigentlich der ganzen Natur des Landes wie seiner Bewohner gemäß nicht am Platze ist.

Zwischen allen den erwähnten Arbeiten fand er Zeit zu zahllosen Skizzen, Studien, Holzschnitten und sonstigen Arbeiten, wie Adressen u. s. w. In Menzel ist der Handwerker im edelsten Sinne des Worts mit dem Künstler identisch, wie es die großen deutschen Meister vergangener Epochen waren, man hat nur nötig, Albrecht Dürers zu gedenken, mit dem der kraftvolle Schlesier in der Aus- und Durchbildung des Individuellen eine gewisse Aehnlichkeit zeigt.

Menzel ist ein Pfadfinder für die neue deutsche Kunst, wie kaum ein zweiter neben ihm Wie hohe Achtung man vor seinem Schaffen auch im Auslande hat, beweist die Ausstellung einer Sammlung seiner Werke in Paris, die im Frühjahr dieses Jahres unter großer Teilnahme der Bevölkerung stattfand. Er ist einer der wenigen deutschen Künstler der letzten Jahrzehnte, die auch im Ausland allgemeine Anerkennung gefunden und dem deutschen Namen zum Ansehen verholfen haben. Der Siebenzigjährige kann auf ein von strenger Arbeit erfülltes, aber trotz mangelnder und nie gesuchter Protektion unendlich erfolgreiches Leben zurückblicken. Er ist einer der volkstümlichsten Meister des deutschen Volkes, das ihn endlich voll und ganz zu verstehen, zu bewundern und zu lieben lernt, da es erkannt, daß er wie wenige Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut ist.

Ernst Koppel.

Wahrsagen

aus dem Schulterblatt und den Mistkügelchen des Schafes.

Von Dr. Langkavel.

Wenn in einigen Gegenden Deutschlands nach Martini als Sonntagsbraten eine Gans auf dem Tische erscheint, vermag der Vater an der Farbe des Brustknochens ganz untrügliche Zeichen für den kommenden Winter den Kindern zu demonstrieren. Ist jener Knochen bläulich, so deutet das auf große Kälte, und die weiße Farbe ist ein sicheres Anzeichen dafür, daß viel Schnee uns bevorsteht.

Auf den Ursprung dieser Art von Prophezeiung wollen wir hier nicht weiter eingehen. Es ist aber auffallend, daß in manchen Teilen Europas und in Asien auf viele tausend Meilen hin eine ähnliche Mantik sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, nur mit dem Unterschiede, daß sie zu ihrer Unterlage das Schulterblatt des Schafes, jenen bekannten breiten Knochen, sich auserkoren hat.

Wie hier bei uns noch immer Wahrsager oder Kartenlegerinnen von Profession vorkommen, außer diesen aber noch viele andere „gebildete Leute“ in dieser nur langsam ersterbenden Kunst sich gern als hellsehende bewundern lassen, gerade so kommen diese zwei Klassen von Menschen auch bei den im südlichen Westsibirien nomadisierenden Kirgisen vor. Will man erfahren, welchen Weg ein entlaufenes Pferd eingeschlagen hat, wünscht man einen Fingerzeig für die sichere Verfolgung eines Diebes, begehrt man zu erfahren, ob entfernte Verwandte gesund oder krank sind, auf alle diese und noch viele andere Fragen gibt das Schulterblatt des Schafes genügende und sichere Auskunft. Freilich ist nicht jeder beliebige dazu zu gebrauchen, sondern er muß erst als „Medium“ gehörig zubereitet werden. Es darf weder das Fleisch an demselben mit den Zähnen abgenagt, noch die Knorpelsubstanz mit einem Messer abgeschabt sein. Man reinigt ihn behutsam mit Fingern und Nägeln, während fromme Segenssprüche andächtig gemurmelt werden, hält ihn dann eine Zeitlang ins Feuer bis er Sprünge bekommt, aus deren Lage und Richtung der Fragende befriedigt wird, und wirft ihn schließlich nicht wie die anderen Knochen den hungernden Hunden vor, sondern zerbricht ihn mit den Händen unter dem Hersagen von anderen Sprüchen. Zum näheren Verständnisse gebe ich hier eine Abbildung und füge nach den Werken von Potanin und Radloff die Bezeichnung der einzelnen Teile und Risse als Erklärung hinzu.

a bedeutet den Kessel, b b den Hals, c c das Rückenstück oder den Grat, d den rechten Winkel oder das Ohr des Schulterblattes, o den linken Winkel oder die Stirn, f f den Schoß, b e den Rand, b d den Hauptweg, g g den Schwanzriemen d. h. Parallelspalte zur Seite des Grats. h h Rede, Nachricht, i Scheidewand, Hindernis, k den Weg beim nahen Volke, l den Weg beim entfernten Volke, m gute Nachricht, n den Mund des Pferdes. Da nun der Wahrsagende die Fragen vorher kennt, so vermag er leicht durch Uebung an den betreffenden Stellen im Feuer Risse und Spalten hervorzubringen. Zeigen sich einer oder mehrere zwischen b b, so werden einer oder mehrere Diebe gebunden zurückgebracht; ein Riß bei m verkündet, daß der entfernte Verwandte sich wohl befindet, bei h, daß bald Nachrichten eintreffen werden u. s. w. Hat er nun seine Prophezeiung vollendet, während welcher er stets mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet sitzt, so wirft er das Schulterblatt hinter sich; trifft dies dann den oberen Teil der Thüre, so geht alles vorausgesagte in Erfüllung.

Schafknochen.

Die Tscherkessen, bei welchen die einzelnen Teile des Schulterblattes natürlich andere Bedeutung haben, weissagen aus den Rissen die Erfolge kriegerischer Unternehmungen, Mißwachs, Ernte, Kälte, Schnee und, was bei ihnen eine Hauptsache, die Treue der Frauen. Ein Fürst, der in einem fremden Aul übernachtete, untersuchte beim Abendessen den prophetischen Knochen und erklärte seinen Tischgenossen, daß es in der Nacht Alarm geben würde. Er und die anderen gingen angekleidet zu Bett. Um Mitternacht überfiel eine Räuberbande das Dorf und wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Zwei Brüder, weithin bekannt durch ihre Kassandragabe, befanden sich einst als Gäste in einem benachbarten Aul in derselben Behausung. Am Abend speiste der ältere im Gastzimmer des Nachbarn, kehrte dann zurück, fand aber seinen Bruder nicht mehr. Er erfuhr auf seine Fragen, daß jener nach Prüfung des Schulterknochens sein Pferd gesattelt habe und fortgeritten sei. Darüber erstaunt, ließ der ältere sich denselben Knochen geben, prüfte ihn genau und sagte lächelnd den Umstehenden, das Schulterblatt habe seinem Bruder einen Mann angezeigt, der zu Hause bei seiner Frau wäre; Eifersucht aber habe ihn verblendet, denn er sehe ganz deutlich, daß es der jüngere Bruder der Frau sei. Nun wird dem eifersüchtigen Seher ein Bote nachgeschickt, der endlich mit der Nachricht heimkehrt, daß alles sich wirklich so verhalte, wie der ältere Bruder es erschaut habe.

Auch bei den Kalmücken hegt man vor diesem Schafknochen seltene Ehrfurcht, und daß dieser Aberglauben schon bei den Hunnen tiefe Wurzeln geschlagen hatte, erfahren wir aus Attilas Befehl, daß die Wahrsager vor der Schlacht genau und gewissenhaft gewisse Adern auf den Knochen beobachten sollten.

Wie ist es nun zu erklären, daß dieser seltsame Gebrauch des Schafschulterblattes auch bei anderen, weit von Centralasien entfernten Völkern angetroffen wird? In einigen Teilen Arabiens erfährt man noch heute die Treue oder Untreue der Frau durch diesen Knochen. Im byzantinischen Reiche muß diese Art von Mantik weit verbreitet gewesen sein, denn Michael Psellus schrieb ein besonderes Buch über Weissagungen aus Schulterknochen. Gregorovius fand auf Korsika

denselben Brauch und auch aus Flandern wird er uns aus früherer Zeit berichtet. Ihn brachten sogar germanische Ansiedler nach Wales; dort durfte dieser weissagende Knochen aber nicht gebraten, sondern nur gesotten werden und war er dann vom Fleische entblößt, so ergaben rötliche Streifen und Knoten, ob Krieg oder Frieden bevorstünde. Wahrscheinlich kam auf den uralten Handelswegen im centralen Asien diese Art von Mantik mit den reisenden Kaufleuten nach Westen, fand gläubige Verehrer und erhielt sich gleich den vielen anderen Auswüchsen krassesten Aberglaubens.

Nur eine Art des Wahrsagens im centralen Asien hat sich bisher noch nicht nach Westen verbreitet, nämlich die aus Schafmistkügelchen (Kumalak), aber nicht deshalb, weil sie wenig appetitlich ist, denn welche widerlichen und garstigen Stoffe sind früher nicht als helfende Arzenei sogar eingenommen worden, sondern vielleicht nur aus Zufall.

Zu dieser Mantik bedarf man 41 Kumalak, welche der Wahrsager auf einer weißen Filzdecke ausbreitet und endlich unter Segensformeln untereinander mischt. Sodann nimmt er einzelne Kumalak, legt sie an die Stirn, neigt den Kopf und spricht „bismalla“ (im Namen Gottes); nun werden alle in drei Teile geteilt, indem er zugleich mit der rechten und linken Hand eine Anzahl Kügelchen beiseite schiebt. Dann zählt er von jedem Haufen so lange zu vier Kügelchen ab, bis endlich eins bis vier übrig bleiben. Diese werden in eine Reihe an drei verschiedene Stellen gelegt. Mit dem Rest der Kügelchen verfährt er ebenso, segnet sie, teilt sie in drei Teile, schiebt wiederum rechts und links je vier beiseite und legt den Rest unter die ersten u. s. w., bis eins bis vier Kumalak an neun Stellen liegen. Aus

a	b	c
d	e	f
g	h	i

Schema zum Wahrsagen.

der Konstellation der einzelnen Kügelchen wird nun geweissagt nach obiger Figur.

Die rechten drei Haufen c, f, i heißen die eigene Seite, d. h. die Seite derjenigen Person, welcher man weissagt, die linken drei Haufen a, d, g bilden die fremde, feindliche Seite, die mittlere Reihe b, e, h bildet den Weg. Die Stellen a und c heißen das feindliche und das eigene Kissen, d und f die feindliche und eigene Seite, g und i die Thürschwellen, b bedeutet die Stirn, e das Herz, h den Schwanzriemen. Natürlich ist die eigentliche Entzifferung wie das Weissagen bei allen Völkern vage und unbestimmt, und es soll große Kunst verraten, die Kombinationen richtig zu erkennen. Professor Radloff, welcher eine ganze Reihe von solchen Weissagungen sammelte, vermochte nur soviel in Erfahrung zu bringen, daß, wenn gerade Zahlen von Kumalak (zwei und vier) auf einen Haufen kommen, dies als unglückbringend gedeutet wird, während die Zahlen eins und drei glückliche sind. Alle Kirgisen halten dieses Weissagen für eine Gott wohlgefällige Handlung und betrachten die Gabe dazu als ein besonderes Geschenk des Propheten.

Verbesserte Selterswasserflasche.

Zu den bei der Kinderwelt in hohen Ansehen stehenden Geschäften gehört die Schokoladenfabrik von Gebr. Stollwerck in Köln. Doch genügt dieser Firma anscheinend die Eroberung der Kinderherzen nicht; sie will auch die Erwachsenen und insbesondere die Freunde von schäumenden Getränken in ihren Bann ziehen. Zu diesem Zwecke erfand sie den beifolgend abgebildeten Siphon, dessen Eigentümlichkeiten und Vorzüge wir unseren Lesern klar machen wollen. Bei den mit gewöhnlichen Verschlüssen versehenen Flaschen entweicht stets ein Teil der Kohlensäure, einmal in der wenn auch kurzen Spanne Zeit zwischen der Einführung der die Kohlensäure bildenden Stoffe und dem Verschließen der Flasche, sodann aber infolge von Undichtigkeiten des Verschlusses. Diesen erheblichen Mangel beseitigt nun der Stollwerck'sche Siphon, wenigstens zum guten Teil, auf folgende Weise: Die Kohlensäure bildenden Stoffe werden nämlich in fester Gestalt und zwar in Form eines Brausebonbons in die Flasche eingeführt, indem man den Bonbon in das Kästchen p legt, nachdem man den oberen Teil des Siphons e geöffnet und die zum Schäumen zu bringende Flüssigkeit — Wein, Wasser — hineingethan hat, jedoch so, daß die Flüssigkeit das Kästchen nicht bedeckt. Hierauf wird der obere Teil wieder fest verschlossen und der Bonbon durch Schütteln der Flasche mit dem Naß in Berührung gebracht; er löst sich sofort auf und das Getränk ist fertig.

Verbesserte Selterswasserflasche.

Erfolgt das Schütteln gewissermaßen auf Vorrat, so wird allerdings durch die Verbesserung der Uebelstand nicht beseitigt, daß ein Teil der Kohlensäure durch den Verschluß entweicht. Das Schütteln braucht man aber nur in dem Augenblick vorzunehmen, wo man das Getränk genießen will.

G. van Muyden.

Neue Waschmaschine.

„Unsere deutschen Frauen“ bewahren neben dem ihnen eigenen Sinn für Arbeitsamkeit eine auffallende Abneigung gegen den Gebrauch verschiedener Hilfsmaschinen im Haushalt. Selbst intelligente Frauen, welche bereits Näh- oder Fleischhackmaschinen mit Vorteil benutzen lernten, verschmähen bisher immer noch die Hilfe der Waschmaschine, welche nach ihrer Meinung die Wäsche durch scharfe Reibung an hölzernen Wänden schädigt, sie nicht gründlich reinigt und nicht den Bedürfnissen der Familie entspricht. Kürzlich ist jedoch von einem Deutsch-Amerikaner eine Waschmaschine erbaut worden, bei welcher die oben angedeuteten Mängel umgangen sind und die Arbeitsweise nach einem Waschverfahren geregelt ist, welches in Norddeutschland auch bei der Handwäsche geübt wird. Dort wird die Wäsche durch Drücken und Wenden in heißem Wasser gereinigt und in gleicher Weise arbeitet auch diese Newburgsche Familien-Waschmaschine, deren Gebrauch sehr einfach ist. Die vorher eingeweichte Wäsche wird in heiße Seifenlauge in den Maschinenkasten gelegt und letzterer verschlossen. Durch einen leichten Hebeldruck wird eine dicke Holzscheibe in auf- und niedergehende Bewegung gesetzt und dadurch mit kräftigem Druck das eingedrungene Seifenwasser nebst den aufgelösten Schmutzteilen aus der Wäsche gepreßt. Ein entgegengesetzter Hebeldruck entlastet die Wäsche, welche von neuem von dem wellenartig bewegten Wasser durchtränkt wird. Durch diesen Wechsel von Druck und Spülung und unter Einwirkung des heißen Wassers und des eingeschlossenen Dampfes wird in wenigen Stunden soviel Wäsche gereinigt als man sonst in zwei Tagen beseitigt. Vielleicht gelingt es dieser Newburgschen Familien-Waschmaschine, die Vorurteile, welche deutsche Hausfrauen noch immer diesen Apparaten entgegenbringen, zu beseitigen. Der Erfinder und Fabrikant der Maschine hat auch in Deutschland ein Patent auf diese Maschine erworben, das alleinige Verkaufsrecht aber der Firma P. Knopp in Berlin, Beuthstraße 15, übertragen. S. Sch.

Neue Waschmaschine.

Aetzen von elfenbeinernen Manschettenknöpfen.

Monogramme, kleine Figürchen, Landschaften ꝛc., ätzt man auf folgende Weise auf Elfenbein: Man schmelze

2 Teile Mastix
2 „ weißes Wachs
1 „ Asphalt

zusammen und überziehe mit der gewonnenen Masse den Elfenbeinknopf. Nachdem der Ueberzug trocken, zeichne man das Monogramm oder den gewünschten Gegenstand mit einer Stopfnadel auf und zwar so, daß die zu ätzenden Striche das weiße Elfenbein zeigen. Dann nehme

Fig. 1.

man etwas Modellierwachs (Rezept folgt unten), knete dasselbe aus und forme davon einen, einen Zoll breiten Streifen, dessen Länge sich nach dem Umfang des Knopfes richtet und lege diesen nun fest um (Fig. 1 und Fig. 2).

Als Aetzmittel für Dunkelbraun nehme man $1/2$ Theelöffel voll übermangansaures Kali, löse dasselbe in acht Teile Regenwasser und gieße so viel von dieser Flüssigkeit auf den in Wachs gefaßten Knopf, daß der Aetzgrund gut bedeckt ist. Den überflüssigen Rest des übermangansauren Kali gieße man in ein Fläschchen, verkorke dasselbe gut und hebe es an einem dunkeln Orte zu weiterer Benutzung auf.

Nach Verlauf von sechs bis acht Stunden gieße man die Kalilösung ab, wasche den Knopf, der nun vom Wachsrande befreit ist, mit Wasser nach und reibe mit einem in Terpentin getränkten Läppchen den Deckgrund ab. Die Zeichnung erscheint braun auf weißem Grunde.

Für schwarze Aetzung nehme man ein Fläschchen mit weitem Hals, lege ein Zwanzigpfennigstück, das man vorher mit etwas Schlemmkreide blankgerieben hat, hinein und gieße 15 Gramm Salpetersäure auf. Das Fläschchen ist gut verkorkt so lange stehen zu lassen, bis die Münze gelöst ist. Diese Tinktur verdünne man so, daß man in einen Tassenkopf etwa $3/4$ Regenwasser nimmt, die Säure zugießt und nun ebenso verfährt, wie mit dem übermangansauren Kali.

Fig. 2.

Daß mit der Säure vorsichtig umgegangen werden muß, ist selbstredend; das übermangansaure Kali ist aber ein so bekannter Hausgast, daß man seiner wohl kaum zu erwähnen braucht.

Rezept für Modellierwachs: acht Teile gelbes Wachs, drei Teile Schweinefett (Schmalz), $1/2$ Teil Burgunder Harz zusammengeschmolzen.

O. Hülcker.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Charade.

(Zweisilbig.)

Sprichst du das Erste, so ist deine Rede das Gegenteil vom Zweiten;
Ist es das Gegenteil vom Zweiten, so gehst du leicht das Erste;
Gewiß gehst du das Erste, folgst du dem Ganzen.

Logogryph.

Bist du's heute, so bist du schon nicht mehr, der du gestern erst gewesen;
Ein Zeichen vor, so bist du heut' nicht mehr, wo du gestern erst gewesen.

Rätsel.

Was heißes Müh'n und redlich Streben
Dir als wohlverdienten Lohn versagt,
Das hast du, wenn eins und zwei zusammengehen,
In einem einz'gen Augenblick erjagt.

Doch d'rauf zu bauen magst du dich hüten:
Denn wolltest du die ernste Arbeit meiden
Und nur von jenem Heil dir hoffen,
So kämst du bald — getrennt die beiden.

Versetzrätsel.

I.

Hast du eine Höh' erstiegen,
Schaue um nur weit und breit,
Und zu deinen Füßen liegen
Siehst du mich in Herrlichkeit.

Doch nun setze du zwei Zeichen
Schnelle an das Ende mein:
Viele sind das Gut der Reichen,
Nur wen'ge nennt der Arme sein.

II.

Am grauen Altertume
Lag eine Stadt am Meer.
Die sandte — ihr zum Ruhme —
Weithin der Schiffe Heer:

Ferne Meere sie durchzogen
Hin zum reichen Ophirland,
Auch durchfuhren sie die Wogen
Am fernen Baltiastrand.

Das erste Zeichen änd're schnell,
So ist's bekannt wohl weit und breit:
— Wie klingt nur der Name hell,
Des Königs aus der alten Zeit.

Schachaufgabe Nr. 20.

Von Victor Mieses in Leipzig.

(Aus dem jüngsten italienischen Problemturnier. Mit dem 1. Preise gekrönt.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Charade.

(Dreisilbig.)

Hast, Freund, du zu tief ins Gläschen geschaut,
So kann es leicht dir passieren,
Daß, eh' der nächste Morgen graut,
In den beiden Ersten sie dich attrapieren.

Die Schande, wie groß!
Das Vergnügen, wie klein!
Da wollt' ich schon lieber
Im Ganzen gelegen sein.

Denn Liegen und Gehen und Essen und Schlafen
Wird dort dir bestens bekommen;
Nur das Sitzen wird dir nicht frommen —
Doch wer das Letzte gethan, hat sicher gesessen.

Weihnachts-Dechiffrieraufgabe.

Von E. B. F von W.

Jeder der an dem untenstehenden Baume aufgehängten Gegenstände bedeutet einen Buchstaben des Alphabets.

Schachaufgabe in Typen XII.

Von Andor von Spóner in Groß-Lomnitz.

Weiß. Ke7. Tb3. Lc5 Sd4, e1.
Schwarz. Kc4. Bd5, d6.
Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 19.

1. Ta6 — a4 Sg1 — f6
2. Dg8 — g5 + Kf4 — g5:
3. Lb4 — f2 matt.

1. .... Sg4 — h6
2. Dg8 — g5 + Kf4 — g5:
3. Lb1 — e7 matt.

1. .... Sg4 — f2
2. Dg8 — g3: + Kf4 — g3:
3. Lb1 — d6 matt.

1. .... Sg4 — h2
2. Dg8 — g3: + Kf4 — g3:
3. Lb1 — e1 matt.

1. .... Kf4 — e3
2. Lb4 — e1 beliebig.
3. Ta1 — e1, Dg8 — g5 matt.

1. .... Kf4 — e5
2. Dg8 — e6 + rc.

Auflösungen zu Heft 3, S. 641.

Rätsel und Aufgabe wurden noch nicht gelöst.

Rebus: Eine Freude erwarten, ist eine Freude.

Buchstabenrätsel: Kessel, Fessel, Sessel, Nessel.

Echorätsel: Amor — Küßte.

Füllrätsel:

M	A	K	A	R	T
A	d	a	g	i	o
P	i	s	a	n	o
N	e	p	t	u	n
B	r	a	h	m	a
T	a	r	e	n	t

Dechiffrieraufgabe: Einem Dichter. In diesen Herzen wogt die Liebe, — In jenem drüben kocht die Galle, — Dein Feuer brachte sie doch alle — In Wallung; gut, wenn es so bliebe.

Charade: Wurde noch nicht gelöst.

Gruppierungsaufgabe von Osk. Justinus: Kamerun. — Aus zwei Buchstaben: 1 Am, 2. an, 3. Ar, 4. au, 5. er, 6. na, 7. Nu, 8. Ur. — Aus drei Buchstaben: 9. Aar, 10. Arm, 11. Aue, 12. Emu, 13. Kru, 14. Mus, 15. neu, 16. nun, 17. nur, 18. Naa, 19. rar, 20. Rum. — Aus vier Buchstaben: 21. Aera, 22. Akka, 23. Amen, 24. Amme, 25. Amur, 26 Anam, 27. Anna, 28. Emma, 29. Erna, 30. Kamm, 31. Kana, 32. kaum, 33 Kean, 34. Kern, 35. Mama, 36. Mara, 37. Mann, 38. Mark, 39. Meer, 40. Menu, 41. Name, 42. Nana, 43. Narr, 44. neun, 45. Numa, 46. Rama, 47 Raum, 48. Reue, 49. Unke, 50. Unna, 51. Uran, 52. Urne. — Aus fünf Buchstaben: 53. Aerar, 54. Ammer, 55. Anker, 56. Arena, 57. Armee, 58. enorm, 59. Erker, 60. Ernte, 61. Kamee, 62. Kanne, 63. Karre, 64 Kauen, 65. krank, 66. Kruke, 67. Kukuk, 68. Mauer, 69. Mame, 70. Manen, 71. Marne, 72. Meran, 73. Mekka, 74. Mumme, 75. Nauen, 76. Ramme, 77. Ranke, 78. Renan, 79. Runen. — Aus sechs Buchstaben: 80. Eureka, 81. Kammer, 82. Karmen, 83. Kameke, 84. Kanaan, 85. kauern, 86. Karnak, 87. Kenner, 88. Kerner, 89. Krakau, 90. Kuecken, 91. Kummer, 92. Makame, 93. Merkur, 94. Nummer, 95. Naumer. 96. Rennen. — Aus sieben Buchstaben: 97. Muraene. 98. Reaumur, 99. Rumänen. — Aus acht Buchstaben: 100. Ukermark.

Lösung der Schachaufgabe XI.

1. Sf7 — e5 Kf4 — e3:
2. Se5 — d3 ≠.

1. .... Kf4 — f5
2. Te8 — f8 ≠.

Schachbriefwechsel.

L. S. in Niemes. Unrichtig gelöst.

J. P. in Leoben. Beides unrichtig.

A. J. in Stargard. Unrichtig. Mangels Raum Für Ihre Zwecke wird das „ABC des Schachspiels" von J. Minckwitz (Leipzig, Veit & Co.) jedenfalls genügen.

Dominoaufgabe Nr. 2.

A, B und C nehmen je fünf Steine auf. Dreizehn Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. Ist die Partie zu Ende (entweder dadurch, daß einer der Spieler seinen letzten Stein ansetzt, oder dadurch, daß alle drei Spieler passen), so erhält derjenige, welcher keine resp. die wenigsten Augen hat, von jedem der beiden anderen Spieler die betreffende Differenz ausgezahlt. A setzt denjenigen Stein aus, welcher die meisten Augen hat, B paßt, C paßt, A setzt an, B paßt, C paßt, A setzt an, B paßt, C paßt, A setzt an, B paßt, C paßt, A paßt, A erhält von B 52 Points, von C 38 Points.

C hatte keine 6 in seinen Steinen.

Welche fünf Steine hatte C? Welche vier Steine hat A gesetzt?

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von

Karl Ruß.

Das Spinnenglas.

In höherem Grade als alle anderen gewähren uns immer die unserer Naturanstalten in der Häuslichkeit Anregung und Vergnügen zugleich, in denen wir die Gelegenheit dazu finden, die Entwicklung des Tierlebens von der Parung bis zum Nestbau, vom Erstehen der Jungen bis zu ihrem Selbständigwerden zu verfolgen, und ihrer haben wir ja erfreulicherweise eine beträchtliche Anzahl vor uns. Auch im nachstehenden will ich wieder eine solche Anlage schildern, welche noch dazu den Vorteil gewährt, daß sie geradezu mühe- und kostenlos hergestellt werden kann.

Nehmen wir das eine oder andere von den in der einleitenden Beschreibung des Aquarium (s. VIII, S. 439 f.) erwähnten und abgebildeten kleinsten Behältern, ein Goldfischglas, einen Hafen oder irgend ein anderes einfaches Gefäß, am besten ein ganz kleines gewöhnliches Kastenaquarium, statten wir dasselbe in der geschilderten Weise mit Pflanzenwuchs aus und sorgen wir namentlich für schwimmende Gewächse, das gewöhnliche Entenflott oder die Wasserlinsen (Lemna) in mehreren Arten, Froschbiß (Hydrocharis), sodann auch Tausendblatt (Myriophillum), Wasserpest (Elodea s. Anacharis), Hottonie oder Wasserschlüsselblume (Hottonia palustris), Valisnerie (Valisneria spiralis) u. a. m., geben wir aber von jedem nur ein oder zwei Pflänzchen hinein, selbstverständlich mit Ausnahme der Wasserlinsen, welche zahlreich sein dürfen, und setzen wir in die Mitte eine größere, jedoch nicht zu große Wasseraloe oder Wasseragave (Stratteotis aloides), so haben wir hier in dem kleinsten und einfachsten aller Aquarien von vornherein ein anmutiges Naturbildchen vor uns, welches wir ohne Übertreibung als einen Schmuck in der Häuslichkeit betrachten können.

Die Bevölkerung dieser kleinen Naturanstalt soll nun aber eine ganz außergewöhnliche sein, trotzdem wir sie uns selber aus dem allernächsten Gewässer herbeischaffen.

Da wandern wir, ich mit meinen Kindern, an einem Sonntagmorgen hinaus nach dem Sumpf von Tempelhof und fischen vermittels eines Gazekätschers. Die Gesammtheit der Tiere, welche wir dort einfangen, werde ich demnächst im weitern Verlauf dieser Darstellungen besprechen; für die kleine Naturanstalt, welche ich heute beschreibe, bedürfen wir ihrer nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl. Hauptbewohnerin des Glases soll die gemeine Wasserspinne (Aranea — Argyroneta — aquatica) sein, die in ganz Europa, vornehmlich aber im nördlichen Deutschland heimisch ist und stehende oder langsam fließende Gewässer bewohnt. Sie läßt sich auf den ersten Blick von unseren Landspinnen gar nicht unterscheiden — und doch vermag sie uns in absonderlich anregender und angenehmer Weise zu beschäftigen. Bevor ich Näheres über sie mitteile, sei es mir gestattet, die übrige Bewohnerschaft des Glases, Spinnenhauses oder, wie wir es im Scherz nennen, Aranearium, zu schildern.

Neben je einem Männchen und Weibchen der Wasserspinne in möglichst großen und kräftigen Tieren setzen wir als allerliebsten Schmuck etwa ein halbes Dutzend der ganz gemeinen und doch nur wenig bekannten wunderniedlichen kleinen roten Spinnen oder Wassermilben (Hydrarachna cruenta) hinein, welche munter, immer regsam und beweglich im Wasser umherschwimmen und einen hübschen Anblick gewähren; ferner teils gleichfalls zur Belebung der Anlage, teils zur Nahrung für die großen Spinnen, mancherlei andres Getier: winzige Wasserkäfer, Floh- und Muschelkrebschen, Wasserpolypen, verschiedene Weichtiere und Würmer, kleine Libellenlarven, sodann eine Anzahl ganz kleine Schnecken von mehreren Arten u. dergl. Sorgsam beachten wolle man aber, daß ein solches Miniatur-Aquarium doch keinenfalls zu zahlreich bevölkert werden darf, damit die Tiere nämlich nicht einander auffressen. Selbstverständlich muß man es auch vermeiden, solche Räuber, wie große Libellenlarven, die Larven von Raubwasserkäfern, diese selber, ebenso auch Fische, gleichviel welche, einen Frosch, Salamander oder andere derartige Tiere hineinzubringen, weil dieselben die Wasserspinnen in ihrem Dasein bedrohen oder doch in der Herstellung ihres Nests stören würden.

Die Wasserspinne ist dunkelbraun und erscheint zart und glänzend silbergrau behaart mit zwei Reihen von Pünktchen über den Hinterleib. Abweichend von anderen Spinnen ist bei dieser Art das Männchen größer, bis zu 7 Linien lang, während das größte Weibchen nur 5½ Linien mißt; im übrigen aber gleicht sie der Landspinne im allgemeinen in der Lebensweise, auch in der Ernährung u. s. w. Sie hält sich fast immer unterhalb des Wasserspiegels auf und atmet durch Luftröhren und Lungensäcke. Wenn sie im Wasser lebhaft und beweglich hin- und herwandert, so sieht man, daß ihr Hinterleib stets von einer dünnen Luftschicht umgeben ist, welche ihr Schutz gegen das Naßwerden des ganzen Körpers gewährt. Innerhalb des Wassers erhascht sie auch meistens ihre Beute, indem sie Fäden zwischen den Halmen und Wurzeln der Wasserpflanzen ausspannt. Zuweilen klettert sie an Gewächsen über das Wasser empor, um hier ein gefangenes Tier zu fressen, auch hat man beobachtet, daß sie sich außerhalb des Wassers häutet.

Spinnenglas.

In unserm kleinen Aquarium zeigt sich die Spinne überaus dankbar, denn kaum haben wir sie vermittelst des Kätschers im Sumpf gefischt, im Wasserglase nebst all' dem andern Getier nach Hause gebracht und in das für sie vorsorglich vorbereitete Gefäß gesetzt, so beginnt sie auch bereits, wörtlich gesagt zur selben Stunde, ihr Nest zu errichten. (Siehe Abbildung.) Gleichsam beladen mit einer Luftblase steigt sie hinab, mehr oder weniger tief, etwa einen bis drei Finger breit unter den Wasserspiegel, um dann an einer passenden Stelle, wenn sie nicht beunruhigt wird, am liebsten an der dem Fenster entgegengesetzten, dem Beschauer zugewendeten Seite des Glases, nicht unmittelbar an der Glaswand, sondern an Pflanzenwurzeln, sehr gern unterhalb eines schwimmenden Blattes, wenn sie sich aber nicht sicher fühlt, an einem mehr versteckten Platz, ein glockenförmiges unten offenes Gewebe vermittelst Spinnenfäden zu befestigen und in dasselbe den Inhalt der Luftblase zu entleeren. Eine firnisartige Flüssigkeit, mit welcher die Spinne das Gewebe überzogen oder durchtränkt hat, macht dasselbe wasserdicht. Immer wieder steigt sie empor, holt eine Luftblase nach der andern hinab und bringt deren Inhalt von unten hinauf in die Glocke, welche sich mehr und mehr vergrößert bis zum Umfang einer Haselnuß und zuweilen sogar einer Walnuß.

Uebrigens stellt die Spinne ihr Nest hier in unserem kleinen Aquarium ganz genau ebenso her wie draußen im Sumpf. Nach und nach wird es immer mehr gefestigt, so daß es anfangs wie ein krystallener, zuletzt wie ein weißer undurchsichtiger silberglänzender Balg aussieht, innerhalb dessen die Spinne wohnt, im Trockenen sitzt, wohinein sie meistens ihre Beute schleppt und verzehrt, wo sie auch ihre Brut, aber in einer besondern kugelförmigen Hülle, birgt und wo sie schließlich überwintert. Zweimal im Jahre, im Frühling und dann wiederum im September, zeigen sich die Spinnen sehr erregt, die Männchen kämpfen miteinander, dann thut sich das Pärchen zusammen und das Männchen errichtet nach Vertreibung aller Nebenbuhler neben dem bereits fertigen großen Nest des Weibchens eine kleinere Luftglocke für sich selber. Da diese Spinne zu den wenigen Kerbtieren gehört, welche auch nach beendeter Brut am Leben bleiben und sich für längere Zeit erhalten lassen, so sind sie in dem Aranearium auch unschwer zu überwintern, und im nächsten Frühjahr errichten sie dann von neuem ihr Glockennest. Sobald die jungen Spinnen nach einigen Wochen aus den Eiern geschlüpft sind, steigen sie an die Oberfläche empor, um ihrerseits gleichfalls Luft herabzuholen und diese teils in das alte Nest zu bringen, während sie zum Teil auch sich selber bereits kleine Glocken herstellen. Dann aber trennt sich bald die Familie, Weibchen, Männchen und jedes Junge geht seinen eigenen Weg, denn die Spinnen leben ja im allgemeinen nichts weniger als verträglich mit ihresgleichen und die Schwächeren werden nur zu oft von den Größeren überfallen und gefressen.

Im Verlauf mehrerer Jahre hat sich bei mir diese Spinne in solchem kleinen Aquarium vortrefflich erhalten, und je nachdem, ob dasselbe im kalten oder geheizten Zimmer stand, überwinterten die Spinnen schlafend oder auch munter; im letztern Fall nahmen sie die Fütterung von Stubenfliegen, kleinen Küchenschaben, Käferchen u. a. m. begierig an. Den Sommer hindurch braucht man sie, wenn man für die Bevölkerung des Wassers mit allerlei kleinem Getier sorgt, selbstverständlich nicht weiter zu füttern. Um Futtertiere zu erlangen für das Aranearium und ebenso auch für andere derartige Aquarien verfahren wir am besten in folgender Weise.

Am Tempelhofer Sumpf fischen wir, wie vorhin angegeben, vermittelst des Gazekätschers und schütten die Beute, welche derselbe ergibt in ein Goldfischglas, das in der Schleife eines starken Bindfadens hängt und an derselben bequem getragen werden kann. Es wird mit Wasser aus dem Sumpf gefüllt und nimmt auch die kleineren, insbesondere schwimmenden Pflanzen auf, welche wir für alle unsere Aquarien brauchen, namentlich aber wird der an flachen und warmen Stellen des Sumpfs gefischte Inhalt des Beutels vom Gazekätscher hinein entleert, nachdem die zugroßen Tiere, Schnecken, Egel, Frösche u. a. entfernt worden. Zu Hause gießen wir das Sumpfwasser in flache Teller und schöpfen nun alles heraus, was sich bewegt und verteilen dieses kleine Getier in die verschiedenen Aquarien.

Wie bereits erzählt, haben sich die Spinnen in unserem Aranearium Jahr und Tag vortrefflich erhalten und ihre ganze Lebensthätigkeit munter entfaltet; aber noch mehr. Da wir in der beschriebenen Weise die kleine Naturanstalt bevölkerten, indem wir mehrere Spinnen zugleich hineinbrachten, so wurden von dem kräftigsten Paar die übrigen vertrieben. Diese wanderten aus, indem sie über den Rand des Glases emporkletterten und nach dem einen oder andern der offenstehenden Aquarien sich wandten. In einem solchen, welches junge Großflosser oder Makropoden beherbergte und das allerdings im warmen Zimmer stand, fand ich eine mittelgroße Wasserspinne munter und frisch im Februar. Das kluge Tier hatte aber, da die mutwilligen Insassen es überall, wenn auch noch nicht gerade angriffen, so doch neckten, seine Glocke nicht frei in dem Becken, sondern in einer Höhlung des Tuffsteinfelsens, welcher inmitten des Wassers mehr zum Schmuck als für einen praktischen Zweck stand, angebracht. Wie die Spinne sich den Winter über ernährt hat, das weiß ich freilich nicht anzugeben.

Der gestirnte Himmel im Monat Januar.

Dieser Monat ist ausgezeichnet durch die Pracht des gestirnten Himmels, welche sich in den heiteren Abendstunden dem Blicke darbietet.

Wendet man um 9 Uhr abends das Gesicht nach Süden, so glänzen hoch oben die Plejaden, links von ihnen, etwas tiefer, erkennt man den glänzend rötlichen Stern Aldebaran, noch tiefer gegen den Osthorizont hin erblickt man das prachtvolle Sternbild des Orion und tief unten den funkelnden Sirius, der eben aufgegangen ist. Jenseits des Scheitelpunktes gegen Westen hin sieht man die Sterne des Kassiopeia, ein lateinisches W bildend, das aber bei der gegenwärtigen Lage dieses Sternbildes auf dem Kopfe steht. Tief im Nordosten endlich stehen Kastor und Pollux, die Hauptsterne der Zwillinge.

Was die Planeten anbelangt, so geht Merkur etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden der Sonne vorauf und ist früh morgens im Südosten kurze Zeit hindurch zu sehen; er steht etwas tiefer als die Sonne. Venus ist Abendstern und zeigt am 13. ihren größten Glanz. Mars und Jupiter gehen vor Mitternacht auf; ersterer steht südlich von dem hellen Stern Denebola im großen Löwen, letzterer, an seinem hellen ruhigen Lichte sogleich kennbar, steht schräg abwärts vom Mars in der Richtung auf den hellen Stern Spica in der Jungfrau hin. Beide Planeten sind am schönsten gegen 5 Uhr morgens zu sehen, wo sie im Süden stehen. Am besten zur Beobachtung steht Saturn, schon um 8 Uhr abends hat er im Südosten zwischen dem Orion und den Zwillingen eine sehr günstige Stellung, um $10\frac{1}{2}$ Uhr abends steht er hoch im Süden. Sein Ring ist weit geöffnet und schon ein kleines Fernrohr zeigt denselben in seiner Pracht. Uebrigens wendet er die südliche Seite des Ringes der Erde zu. Am 5. Januar tritt der Neumond ein, am 7. steht der Mond in Erdferne, am 13. ist erstes Viertel, am 20. Vollmond gleichzeitig mit Erdnähe des Mondes, am 27. ereignet sich das letzte Viertel.

Karl Spitzweg.

Von Friedrich Pecht.

Zu den unzweifelhaftesten Vorzügen der heutigen deutschen Kunst gehört bekanntlich der Humor, mit dem sie ihre Darstellungen so oft würzt. Zu den reichbegabtesten Vertretern dieser fast nur in Deutschland und dem stammverwandten Britannien vorhandenen Gattung gehörte ohne allen Zweifel der eben dahingegangene Meister, von dessen unzähligen komischen Bildern wir heute eines zum Andenken an ihn bringen.

Ihm, der selber eines jener Originale war, wie sie nur Jean Paul ähnlich erfunden, ihm war die komische Weltbetrachtung eigentlich angeboren. Seine Gangart war nun einmal wie die des Springers im Schachspiel, der überall hin, nur nicht geradeaus hüpfen kann, der aber auch, weil er das nie thut, fast immer überrascht. Voll des zartesten poetischen Gefühls, mit dem weichsten Herzen die feinste Beobachtung paarend, suchte er eben mit einer gewissen Schamhaftigkeit diese Tiefe des Gemüts hinter allerhand Scherzen und Wunderlichkeiten zu verbergen, lachte ewig, um die Thränen in den Augen zu verbergen. Zeigte er mit einer gewissen Vorliebe die drolligen Seiten unseres süddeutschen Lebens, so geschah das nie, ohne zugleich in der reizvollsten Weise die tiefe Gemütlichkeit desselben darzustellen, aus der sie in Verbindung mit jenem übertriebenen Individualismus entstanden, der den einzelnen sich so gar nicht mehr um die herrschende Mode kümmern läßt, daß sein Aussehen und Thun bald in den entschiedensten Widerspruch mit dem Herkömmlichen gerät. In Erfindung solcher Originale war er nun so unerschöpflich als sein Ideal Jean Paul, zu dessen Schilderungen unseres bürgerlichen Treibens zu Ende des vorigen und bis zur Mitte dieses Jahrhunderts die Schilderungen unseres Spitzweg ein um so ergötzlicheres Seitenstück bilden, als sie weit unbefangener und formvollendeter sind als die des Baireuther Dichters, dessen gesuchtes Wesen Spitzwegs Charaktere wie landschaftliche Schilderungen nie zeigen. Im Gegenteil bildet gerade die Selbstgewißheit, die naive Unbefangenheit, mit der sich seine Bürgermeister und Stadtschreiber, Maler und Poeten, kleine Beamten und Festungskommandanten, Pensionäre und Hagestolzen, Schulmeister und Bibliothekare, Apothekergehilfen und Waschfrauen geben, den Hauptgrund ihrer unwiderstehlichen Komik, da sie gewöhnlich nicht die geringste Ahnung davon haben, in welchem Widerspruch ihre äußere Erscheinung zu dem steht, was sie unternehmen. — Indes unterscheidet sich unser süddeutscher Ludwig Richter, denn das ist Spitzweg, von seinem sächsischen Kollegen dadurch, daß er sich mehr an die drolligen Exemplare unter den Gebildeten hält, Bürger und Arbeiter seltener, Bauern fast nie bringt. Das „fahrende Volk“ ist sein Feld, vom Einsiedler bis zum Schauspieldirektor oder Studenten und Künstler und seine Konflikte mit den ehrbaren und seßhaften Staatsbürgern oder ihren Ehehälften.

Daß Spitzweg übrigens ein geborener Maler von Gottes Gnaden war, das geht am sichersten daraus hervor, daß er, spät zur Kunst übergehend, nachdem er erst Apotheker gewesen, nie anderen Unterricht genießend als seinen eigenen, doch einer unserer besten Koloristen ward und als vollständiger Autodidakt sich der Erfordernisse eines „Bildes“ besser bewußt war, als seine sämtlichen Kollegen. Obwohl er es liebte, auf Bretter von Cigarrenkistchen, Fensterladen, Faßdauben, auf Pappendeckel, Leder, Glas, kurz auf alle denkbaren Materialien zu malen, seine Bilder überdies bald dreimal so hoch als breit oder dreimal so breit als hoch sind und oft dadurch allein schon komisch wirken, so sind sie doch immer so abgewogen, die Gesetze des Gleichgewichts von Schatten und Licht und den Farbenmassen liegen ihm so im Blut, daß er gerade darin von keinem seiner Nebenbuhler überboten wird. Ja seine unzähligen kleinen Bilder sind oft wahre Perlen von seltener künstlerischer Vollendung. Noch viel weniger aber hat ihn irgend ein anderer in der bald drollig schalkhaften, bald rührend gemütvollen Liebenswürdigkeit derselben erreicht, weil sie eben nur der Ausdruck seines innersten Wesens war. Wer also kennen lernen will, wie das Süddeutschland vor 1848 mit seiner bis zur Karikatur getriebenen Kleinstaaterei aussah und zugleich verstehen möchte, warum es doch nicht zu Grunde ging, der muß die Spitzwegschen Bilder studieren, wo es ein schon ob seiner Naivetät völlig unverdächtiger Zeuge so unübertrefflich schildert. Nicht nur wie es in den Gassen seiner kleinen Reichsstädte, sondern auch wie es in den Köpfen derer aussah, die sie bewohnten, zu denen unser Maler durchaus gehörte, obwohl er die helle Begeisterung für das an die Stelle des alten getretene neue Deutschland empfand. —

Er hat aber auch in einer großen Zahl reiner Landschaftsbilder unsere Natur in der Ebene wie besonders im Gebirg vortrefflich und überaus reizvoll geschildert, obwohl er alle seine Darstellungen von Stadt und Land niemals Studien entnahm, sondern sie alle frei erfand in seiner einsamen Stube, die er die letzten Jahre kaum je mehr verließ und körperlicher Gebrechlichkeit halber höchstens mit der Pferdebahn hinausfuhr, um doch wieder Menschen zu beobachten. So konnte er zu diesem Zwecke auch stundenlang in der riesigen Vorhalle unseres Bahnhofes sitzen und da die Passanten beobachten, wo er dann die drolligsten Züge mit nach Hause brachte. Unermüdlich thätig und bis zum letzten Augenblick keinerlei Abnahme seines künstlerischen Vermögens zeigend, hat den Achtundsiebzigjährigen der Tod bei Tische überrascht, nachdem er sich noch eben mit einem seiner guten Freunde — Feinde hatte er überhaupt nicht — gemütlich unterhalten.

Wer dem liebenswürdigen Greis aber nahe gestanden, wird ihn so wenig je vergessen, als er in der deutschen Kunstgeschichte je verschwinden wird. —

Der Klapperstorch. Von Karl Spitzweg.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Preisverteilung
an die Einsender richtiger Lösungen des Preisrebus im ersten Heft:

1. Heinrich Heine, Duisburg: J. v. Falke, Hellas und Rom.
2. Albert Vogel, Berlin: desgl.
3. Johann Schüller, Köln: desgl.
4. Adeline Genke, Marienthal: F. Hellwald, Die Erde und ihre Völker.
5. F. Strauß, Emden: desgl.
6. Otto Kemmer, Karlsruhe: desgl.
7. H. Kothe, Hannover: Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben.
8. Franz Wiechert, Berlin: desgl.
9. Theodor Maier, Stuttgart: desgl.
10. Georg Rentwich, Waldenburg i. Schl.: J. v. Falke, Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker.
11. Dr. W. Weber, Würzburg: desgl.
12. H. Roggenstroh, Magdeburg: desgl.
13. Gymnasiallehrer Gräber, Mörs: H. Zöller, Die Deutschen im brasilianischen Urwald.
14. Frau Kapellmeister Krause, Hamburg-Eimsbüttel: desgl.
15. G. Siedmann, Architekt, Weimar: desgl.
16. H. Hansen, Lehrer, Apenrade: Th. Zolling, Heinrich von Kleist.
17. Otto Michaeli, Pforzheim: desgl.
18. Ludw. Fehrenbach, München: desgl.
19. J. S. Kaufmann, Frankfurt a. M.: desgl.
20. Joseph Goldfinger, Budapest: desgl.
21. Hugo Schmidt, Chemnitz: desgl.
22. B. Schütt, Hamburg: desgl.
23. Jos. Sváb, Prag: desgl.
24. R. Schander, Magdeburg: desgl.
25. W. Schulmerich, Lübeck: desgl.
26. Frau Landesgerichtsrat Fritz, Erlangen: desgl.
27. J. Erven, Lehrer, Mülheim a. Rh.: desgl.
28. P. Kliewer, Riesenburg i. W.-Pr.: desgl.
29. G. Schlottmann, Hamburg: desgl.
30. Gustav Jung, Postsekretär, Gmünd: desgl.
31. Joseph Ludw. Heidl, Wien: ein Band Collection Spemann.
32. Robert Blum, New York: desgl.
33. Arno Füssel, Paris: desgl.
34. E. Heinze, Weißenfels a. S.: desgl.
35. Frau Dr. Kleemann, Altona: desgl.
36. W. Ehrmann, London: desgl.
37. Dr. Geo. Richter, St. Louis i. Nordamerika: desgl.
38. Emil Schmidtke, Köln: desgl.
39. W. Mach, Berlin: desgl.
40. Apotheker Mies, Hadamar: desgl.
41. Max Holsten, Rostock: desgl.
42. Emil von Marchthaler, Heilbronn: desgl.
43. F. Roder, Assessor, Traunstein: desgl.
44. Ludwig v. Stammer, Triestewitz bei Torgau: desgl.
45. Alfred Lampel, Spandau: desgl.
46. Paul Stobbe, Stuttgart: desgl.
47. Fr. Diehls, Kassel: desgl.
48. Alfred Ackermann, Wurzen: desgl.
49. Postsekretär Graichen, Schlettstadt: desgl.
50. K. Weinkauff, Heidelberg: desgl.
51. Otto Schmidt, Kopenhagen: desgl.
52. Ludwig Schröder, Köln: desgl.
53. Gustav Jahn, Dresden: desgl.
54. Heinrich Wels, Halle a. S.: desgl.
55. Selmar Bühling, Kreuzburg i. O.-Schl.: desgl.
56. Georg v. Hallen, Aurich, Ostfriesl.: desgl.
57. Anton Plail, Eger: desgl.
58. Rudolf Ausbüttel, Jauer i. O.-Schl.: desgl.
59. Bertha Korn, Berlin: desgl.
60. Forstrendant Bertram, Elsterwerda: desgl.
61. C. Schmidt, Steuer-Empfänger, Barr i. E.: desgl.
62. Ferdinand Calm, Prag: desgl.
63. B. Schulze, Lehrer, Döbeln: desgl.
64. Hans Herzog, Wien: desgl.
65. Joseph Spandl, Gaya: desgl.
66. Carl Sauerwein, Fürth: desgl.
67. Helene König, Baireuth: desgl.
68. Amtsrichter Fränkel, Löwen i. Schl.: desgl.
69. Heinrich Wecker, Koblenz: desgl.
70. Ferd. Deutsch, Schloß Heldrungen (Kyffhäuser): desgl.
71. R. Fischer, Breslau: desgl.
72. Lothar Koch, Eisenach: desgl.
73. Julius Bauer, Straßburg i. E.: desgl.
74. P. Eckard, Polizei-Registrator, Pirna a. Elbe: desgl.
75. W. Lemcke, Lehrer, Lübeck: desgl.
76. E. Krantz, Rendant, Seepothen: desgl.

Weltpost.

77. Sigbert Ephraim, Posen: desgl.
78. Joseph Spitz, Triest: desgl.
79. H. Kuhlmeyer, Hamburg: desgl.
80. Emil Chimani, Wien: desgl.
81. Felix Huber, K. Seewart, Uebersee: desgl.
82. A. W. Kellmann, Deutschlandsberg: desgl.
83. Gustav Grosser, Rats-Exp., Zittau: desgl.
84. Clara v. Rabenau, Görlitz: desgl.
85. Ludw. Mergler, Mainz: desgl.
86. Heinrich Schäfer, Sagan: desgl.
87. Rentamtmann Schäfer, Schönberg a. Bergstr.: desgl.
88. Joseph Hirt, cand. jur., München: desgl.
89. R. v. Burien, Geestemünde: desgl.
90. Chr. Eichhöfer, Stuttgart: desgl.
91. Alois Joh. Piscora, Böhm. Leipa: desgl.
92. Rechtsanwalt Reche, Landsberg a. W.: desgl.
93. Pastor Diestelmann, Holzminden: desgl.
94. P. Rocht, Brauereibesitzer, Striegau: desgl.
95. Wilhelm Hübner, Berlin: desgl.
96. Gustav Spiler, Wien: desgl.
97. R. Wadas, Wiltowitz i. Mähren: desgl.
98. Max Hesse, Dresden: desgl.
99. Moritz Liebe, Kiel: desgl.
100. F. Ahrend, Rendant, Genthin: desgl.
101. Personal der Schletterschen Buchhandlung, Breslau: eine Serie kulturhistorischer Stammbücher.
102. R. Franke, Neudnitz-Leipzig: desgl.
103. Rechtsanwalt Julius Mayer, Wolkenstein i. Erzgeb.: desgl.
104. Thodor Jobst, Bauaufseher, Kassel: desgl.
105. Hermann Göman, Weener i. Ostfriesland: desgl.
106. Alfred Gernsheim, Worms: desgl.
107. Notar Wenglein, Nördlingen: desgl.
108. Edwin Dietrich, Chemnitz: desgl.
109. Paul Bender, Düsseldorf: desgl.
110. Carl Rubarth, Referendar, Greifswald: desgl.
111. Robert Apelt, Mügeln: E. Werner, Der Egoist.
112. F. Niebergall, Basel: desgl.
113. Emil Schweitzer, New York: B. Walesrode, Der Storch von Nordenthal.
114. Joseph Murr, Innsbruck: desgl.
115. O. Tilly, Stockholm: desgl.
116. Hermann Torau, Leipzig: desgl.
117. F. Fricke, Liegnitz: desgl.
118. Postassistent Nick, Rees a. Niederrhein: A. v. d. Elbe, Der Heliandsänger.
119. Joseph Härpfer, Augsburg: desgl.
120. Georg König, Nürnberg: desgl.
121. L. E. Petrovits, Wien: W. Kaden, Die Riviera.
122. Rudolf Müller, Pfarrer, Katzenelnbogen: desgl.
123. Fr. Krichler, Oberförster, Hermeskeil: desgl.
124. Lehrer Wittenburg, Elmshorn: ein Band Collection Spemann.
125. Viktor Springer, Igló in Ungarn: desgl.
126. Ferd. Sincovic, Sieghartskirchen i. N.-Oestr.: desgl.
127. Ottilia Solf, Zürich: desgl.
128. Friedr. Bullmann, Graz: desgl.
129. Mina Probosch, Hartberg: desgl.
130. Joseph Seidel, Lehrer, Gräfenhain: desgl.
131. Carl Schulda, Meidling b. Wien: desgl.
132. E. Wielandt, Karlsruhe: desgl.
133. B. Cronberger, Lehrer, Frankfurt a. M.: desgl.
134. J. Weiß, Wien: desgl.
135. G. Melchert, Zeichenlehrer, Dessau: desgl.
136. Dr. Huber, Lörrach, Baden: desgl.
137. K. Hecht, Interlaken i. d. Schweiz: desgl.
138. Hermann Rauh, Solingen: desgl.
139. Max Beyersdorff, Sternmühle bei Gollnow: desgl.
140. August Reichard, Frankfurt a. M.: desgl.
141. Lorenz Fichter, Amberg: desgl.
142. H. Paul Tränkner, Dresden: desgl.
143. Frau R. Baumgartner, Bern: desgl.
144. Richard Wagner, Oschatz: desgl.
145. H. Wedemeyer, Bremen: desgl.
146. Alois Walter, Wien: desgl.
147. Karl Böhle, Oestrich b. Letmathe: desgl.
148. Ernst Wittichen, Hildesheim: desgl.
149. A. Kirchhoff, Dresden, desgl.
150. Julius Josy, Trachenberg i. Schl.: desgl.
151. Ernst Hoffmann, Halle a. S.: desgl.
152. F. Meyer, Breslau: desgl.

Weltpost.

153. Walter Baer, Burgk b. Potschappel: desgl.
154. G. Grasser, Lehrer, Guttenberg i. Bayern: desgl.
155. Otto Eismann, Altenburg: desgl.
156. O. Czarnowsky, Stolp i. P.: desgl.
157. Gutspächter Lucas, Ober-Mahliau b. Breslau: desgl.
158. Hans Schmiedel, Amberg: desgl.
159. H. Kraemer, Jaßlein i. Taun.: desgl.
160. A. Möckel, Annaberg i. S.: desgl.
161. F. Weber, Hannover: desgl.
162. Karl Gödecke, Berlin: desgl.
163. Jos. Gietl, Brückenau i. Bayern: desgl.
164. Elisabeth Mallinckrodt, Haus Schönsitz b. Oberdollendorf a. Rh.: desgl.
165. A. Hellwig, Lehrer, Berlinchen: desgl.
166. Leop. Feldmann, Bonn: desgl.
167. M. Budiner, Lipowa, Galizien: desgl.
168. Fritz Gebhardt, Köln: desgl.
169. Karl Hartmann, Eiserfeld: desgl.
170. Kreisassessor Anbronn, Hildburghausen: desgl.
171. Richard Lehmann, Hamburg: desgl.
172. Wilhelm v. Heinz, Potsdam: desgl.
173. C. Reischmann, Wangen i. Allgäu: desgl.
174. Georg Fischer, Bez.-Oberschr., Stadtamhof: desgl.
175. John Pfund, Schneeberg i. S.: desgl.
176. G. Wieprecht, gen. v. Hempel, Grünberg i. S.: desgl.
177. Karl Meyer, Reg.-Sekr.-Assistent, Merseburg: desgl.
178. Frau Radeborn, Scado b. Senftenberg: desgl.
179. P. Troschke, Küstrin: desgl.
180. G. Falk, Postassist., Düsseldorf: desgl.
181. J. Gehring, Lehrer, Schlieren i. d. Schweiz: desgl.
182. Heinrich Lang, Wien: desgl.
183. Hoffmann, Stettin: desgl.
184. B. Klatt, Berlin: desgl.
185. Hans Ehmann, Germersheim: desgl.
186. Carl Lauseker, Prag: desgl.
187. Frau Dr. Esch-Waltrup, Köln: desgl.
188. F. Augusta, Smichow b. Prag: desgl.
189. Karl Ott, Mainz: desgl.
190. Paul Fuchs, Werdau: desgl.
191. H. Hinkelmann, Lieutenant, Königgrätz: desgl.
192. Paul Günther, Apolda: desgl.
193. August Schrämek, Smichow b. Prag: desgl.
194. F. Hetterich, Pforzheim: desgl.
195. Wilh. Meier, Essen a. R.: desgl.
196. Fr. Lange, Hannover: desgl.
197. Fräulein Friedel, Meißen: desgl.
198. R. Bennewitz, Neustadt i. S.: desgl.
199. Emil Seitzinger, Erfurt: desgl.
200. Stadtpflege-Assistent Hiller, Ulm a. D.: desgl.
201. Alois Hitter, Görkau i. Böhmen: A. v. d. Linde, Gutenberg.
202. Frau H. Balz, Bessungen b. Darmstadt: desgl.
203. Franz Fr. Balme, Steinschönau i. Böhmen: desgl.
204. Albrecht Hiller, Connewitz b. Leipzig: desgl.
205. Carl Henn, Geometer, Großenhain: desgl.
206. C. Singhol, Stuttgart: H. Zöller, Pampas und Anden.
207. Alphons Zeuge, Schalke i. Westf.: desgl.
208. Heinr. Gertner, Mechernich i. Rheinpreußen: desgl.
209. Clara Wundsch, Berlin: desgl.
210. Reg.-Landmesser Maruhn, Breslau: desgl.
211. F. Beutler, Straßburg i. E.: Raffael, Madonna de la belle jardinière.
212. Rektor Reiser, Seßlach i. Oberfranken: desgl.
213. Albert Edler, Heilbronn: desgl.
214. Wilhelm Schechtel, Lemberg: desgl.
215. Hans Binapfl, Weiden i. Bayern: desgl.
216. K. Pospiech, Lehrer, Schwientochlowitz i. Oberschl.: desgl.
217. Heinrich Bender, Freedensau i. d. Pfalz: desgl.
218. C. vom Hove, Bremen: desgl.
219. Max Nemiwar, Troppau: desgl.
220. Berend Bessel Lorck, Königsberg i. Pr.: desgl.
221. Joh. Teslon, Reval: ein Band Collection Spemann.
222. Carl Huber, St. Gallen i. Obersteiermark: desgl.
223. Referendar Flies, Merseburg: desgl.
224. Ignaz Mayer, Puchenstuben i. Niederösterreich: desgl.

Weltpost.

225. C. Schatz, Musiklehrer, Hamburg: desgl.
226. R. Horalek, Steinbach b. Reitzenhain: desgl.
227. Julius Aßmann, Liegnitz: desgl.
228. Reuter, Kgl. Oberförster, Crutinnen, Ostpr.: desgl.
229. Robert Walter, Hirschberg i. Schl.: desgl.
230. Edmund Wolf, Freising: desgl.
231. v. Schimmelpfennig, Referendar, Bartenstein: desgl.
232. Wilh. Kampf, Elberfeld: desgl.
233. Ernst Stiddien, Wolfenbüttel: desgl.
234. Gräfin v. d. Goltz auf Melochwitz i. Schlesien: desgl.
235. Adolf Binder, Stuttgart: desgl.
236. Paul Kunz, Meerane i. S.: desgl.
237. F. H. Höppner, Lehrer, Riesa a. E.: desgl
238. Dr. E. Gamper, Kappl i. Tirol: desgl.
239. Ludwig Hirschberg, Berlin: desgl.
240. Geometer Schulze, Greiffenberg i. Schl.: desgl.
241. H. Lindner, Plauen i. V.: desgl.
242. Theodor Eberle, Unterstraß b. Zürich: desgl.
243. A. Aichner, Mühlhausen b. Ingolstadt: desgl.
244 E. Hopfer, Kiel: desgl.
245. Hugo Hörold, Schweidnitz: desgl.
246. Viktor Mader, städt. Baubeamter, Olmütz: desgl.
247. Dr. Kagelmacher, Greifswald: desgl.
248. H. Pöppel, Hauptmann, Salzburg: desgl.
249. Jul. Kesselring, Halle a. S.: desgl.
250. Lehrer Sönnecken, Soest: desgl.
251. C. Belke, Hannover: desgl.
252. Carl Langer, cand. math., Breslau: desgl.
253 W. Woldemar Rudolph, Freiberg i. S.: desgl.
254. K. Hummel, Bruchsal: desgl.
255. Joseph Sattler, Eger: desgl.
256. Wilh. Bubek, Lehrer, Pforzheim: desgl.
257. Lorenz Schwayer, Poisdorf i. Niederösterreich: desgl.
258. Franz Karner, Lehrer, Pyrawarth i. Niederösterreich: desgl.
259. Martin Teller, Frankfurt a. M.: desgl.
260. Stabsarzt Dr. Stolte, Mannheim: desgl.
261. Franz Gfrörer, Wiesbaden: desgl.
262. Wilh. Ophüls, Rheydt: desgl.
263. Dr. Sandor Schwer, Wien: desgl.
264. J. W. Behrens, Hamburg: desgl.
265. Theodor Weiße, Lehrer, Grüngräbchen: desgl.
266. W. Schlesinger, Magdeburg: desgl.
267. Gust. Abel, Mannheim: desgl.
268. Jos. Proppe, stud. arch., Aachen: desgl.
269. R. Schimkönig, Berlin: desgl.
270. A. Freisinger, Oberkantor, Pilsen: desgl.
271. Julius Zimpel, Wien: desgl.
272. Serg. Jamrowski, Ludwigsburg: desgl.
273. Wenzel Fischer, Niederöls: desgl.
274. W. Hesse, Braunschweig: desgl.
275. Arthur Mahler, Prag: desgl.
276. Adalbert Henn, Reschitza i. U: desgl.
277. Reg.-Rat Kühn, Altenburg: desgl.
278. Finanzregistrator Krause, Dresden: desgl.
279. Adolf Kofend, Eger: desgl.
280. Alois Bretscher, Kadettoffiz.-Stellvertr., Budapest: desgl.
281. J. Bortzmeyer, Eydtkuhnen: desgl.
282. Heinrich Neu, stud. theol., Eppelheim: desgl.
283. Dr. B. Waas, Referendar, Frankfurt a. M.: desgl.
284. Gerichts-Assist Blume, Einbeck: desgl.
285. R. Benz, Radkersburg i. Steiermark: desgl.
286. Rhodius, Bautzen: desgl.
287. F. Stödl, Buchs i. d. Schweiz: desgl.
288. Xav. Rummel, Forstgehilfe, Nietheim: desgl.
289. Moritz Bohn, Thalheim i. S.: desgl.
290. Ludwig Andreß, Basel: desgl.
291. Max Heller, Groß-Zschocher bei Leipzig: desgl.
292. Max Umlauf, Hirschberg i. Schl.: desgl.
293. Adolf Miller, Posen: desgl.
294. Ferdinand Tusch, München: desgl.
295. Lorenz Rohnfelder, Bibliothekar, München: desgl.
296. Otto Herzberg, Neu-Ruppin: desgl.
297. Otto Albinus, Wien: desgl.
298. A. Wiesböck, München: desgl.
299. Michael Guilleaume, Pola, Oesterr.: desgl.

Weltpost.

300. Paul Sachse, Giebichenstein b. Halle: desgl.
301. Heller, Georgenthal b. Gotha: Vautier, Brigitte (Radirung).
302. Adolf Bull, Straßburg i. E.: desgl.
303. Max Heller, Zittau: desgl.
304. Otto Meisenburg, Aachen: desgl.
305. Oskar Lämmerhirt, Braunschweig: desgl.
306. Emil Oskar Brunne, Halberstadt: desgl.
307. Frau L. Scharff, Crefeld: desgl.
308. Dr. Adam, Niederflörsheim: desgl.
309. Arthur Feldstein, Kassel: desgl.
310. Dr. Ritter, St. Pölten: desgl.
311. Richard Heinze, Berlin: Beyschlag, Eine deutsche Braut im 16. Jahrhundert.
312. August Witt, Hamburg: desgl.
313. Postassistent Bieber, Schlettstadt: desgl.
314. G. Kümmel, Altona: desgl.
315. Hermann Oehl, Mülhausen i. E.: desgl.
316. E. Kopittke, Zugdam b. Osterwick: desgl.
317. G. Friderici, Ober-Gruna i. Sachs.: desgl.
318. D. Prévot, Oberhofen b. Bischweiler: desgl.
319. Frau Bürgermeister Kratz, Lucherberg: desgl.
320. Gustav Wenzel, Buchdr.-Besitzer, Hoyerswerda: desgl.
321. Christoph Scheuerpflug, Schwarzenbruck: ein Band Collection Spemann.
322. H. Steinhauer, Lodz i. Russ.-Polen: desgl.
323. Joseph Prihoda, Iserthal i. Böhmen: desgl.
324. Leopold Weiß, Poln.-Ostrau: desgl.
325. P. Red, Bozen: desgl.
326. Franz Habrich, Weiherhammer i. Bayern: desgl.
327. Graf Reischach-Rieth, Poliwanowo i. Rußland: desgl.
328. Ludw. Roth, Gern b. Nymphenburg i. Bayern: desgl.
329. Dr. Joh. Schmiedt, Brandenburg a. H.: desgl.
330. Ignaz Rigrin, Tannwald i. Böhmen: desgl.
331. G. Mißbach, Zürich: desgl.
332. Moritz Trenkler, Neugersdorf i. S.: desgl.
333. Reinh. Böhme, Jessen b. Wittenberg: desgl.
334. Max Wohlfahrt, Schleiz: desgl.
335. Siegfr. Schmeidler, Wien: desgl.
336. Wilhelm Kohl, Rentamtsgehilfe, Ebern: desgl.
337. Joseph Reiprich, Lehrer, Altlomnitz i. Schl.: desgl.
338. Karl Mikulaschek, Sternberg i. Mähren: desgl.
339. Ludwig v. Salix, Muggia i. Istrien: desgl.
340. Joh. Eppich, Troppau: desgl.
341. Lehrer Martin, Haynichen b. Zeitz: desgl.
342. Paul Böhme, Altgersdorf b. Zittau: desgl.
343. Frau E. Wilckens, Rittergut Bärenwalde i. Westpr.: desgl.
344. J. Kühn, Ingenieur, Niesky b. Görlitz: desgl.
345. O. Schüller, Seminarlehrer, Friedberg, Hessen: desgl.
346. Friedr. Bößler, Kaiserslautern: desgl.
347. Jakob Wirtz, Burtscheid: desgl.
348. J. Thiele, Berlin: desgl.
349. Postmeister Boremsky, Friedrichsruh: desgl.
350. Paul Holtz, Stralsund: desgl.
351. Reg.-Assessor v. Strantz, Stettin: desgl.
352. G. Püschel, Boyadel, Kr. Grünberg i. Schl.: desgl.
353. Lieutenant Meyfarth, Neisse: desgl.
354. Dr. Hirsch, Amtsrichter-Stellvertreter, Backnang: desgl.
55. R. Ritter v. Nunnenmacher, Wien: desgl.
356. H. Heuerling, Wimpfen: desgl.
357. C. Koch, Kaiserslautern: desgl.
358. Herm. Markus, Leipzig: desgl.
359. H. Hoffmann, Heidelberg: desgl.
360. Matthias Fiala, Neupest: desgl.
361. W. Maaß, Güstrow i. Mecklenburg: desgl.
362. Karl Eckardt, Schuldirektor, Prag: desgl.
363. H. Sommer, Neuwegersleben: desgl.
364. W. Körner, Speier: desgl.
365. A. Tanner, Bern: desgl.
366. R. Zenker, Sekretär, Delitzsch: desgl.
367. Julius Christ, Bunzlau: desgl.

Weltpost.

368. E. Steimle, Stuttgart: desgl.
369. Fr. Heerens, Mannheim: desgl.
370. Emil Sommer, Göggingen b. Augsburg: desgl.
371. Max Starck, Nürnberg: desgl.
372. A. M. Lichtwer, Weimar: desgl.
373. M. Zöllner, Pirna: desgl.
374. Rud. Kohlstock, Danzig: desgl.
375. Heinr. Dahle, Vahrenwald b. Hannover: desgl.
376. P. Thelen, Berlin: desgl.
377. Julius Kilburger, Halle a. S.: desgl.
378. Helene Erichson, Dresden: desgl.
379. Otto Schwarz, Mergentheim: desgl.
380. Viktor Ulrich, Linz a. D.: desgl.
381. Rudolf Lehmann, Wittingau: desgl.
382. Aßmann, Ob.-Laz.-Geh., Jüterbog: desgl.
383. Ernst Beck, Geringswalde: desgl.
384. J. Brader, Oberlehrer, Ichenhausen: desgl.
385. Karl Ringer, Gablonz a. N.: desgl.
386. Joseph Prochsch, Ingenieur, Kronstadt i. Siebenb.: desgl.
387. Bergmann, Mettelwitz i. Sachsen: desgl.
388. Lehrer Jauch, Trossingen: desgl.
389. Emil Willsch, stud. med., Breslau: desgl.
390. A. Knidtlmeyer, München: desgl.
391. Richard Zenker, Leipzig: desgl.
392. F. v. Kechler, Wasseralfingen: desgl.
393. Ernst Brandt, Hollstadt i. Unterfranken: desgl.
394. Jakob Lebermann, Würzburg: desgl.
395. Louise Bauer, Kleinheubach a. M.: desgl.
396. F. Hochstetter, Mannheim: desgl.
397. Wilh. Fath, Hauptlehrer, Burgberg, Baden: desgl.
398. Julius Mändler, Würzburg: desgl.
399. Paul Brämer, K. Hauptamts-Assist., Breslau: desgl.
400. Karl Staubach, Olmütz: desgl.
401. Bock, Feuerwerker b. Art.-Depot, Straßburg i. E.: desgl.
402. F. Schunter, Aderstadt, Bez. Würzburg: desgl.
403. Paul Wieninger, Heiligenstadt bei Wien: desgl.
404. Louis Hanitsch, Amtsger.-Kanzlist, Naumburg a. S.: desgl.
405. Pfarrer Böhner, Guttenberg, Bayern: desgl.
406. A. Friedrichsen, Kiel: desgl.
407. W. Heintz, Zürich: desgl.
408. Oswald Höppel, Oschatz i. Sachsen: desgl.
409. P. Lenk, Lehrer, Plauen i. V.: desgl.
410. Alb. Thümen, Charlottenburg: desgl.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78 Friedrich-Strasse 78

Berühmte antike und moderne
Bildhauerwerke
von Marmor, Elfenbeinmasse und von Gyps.
Bildwerke
aus Pergamon (Altarbau) — Olympia (Hermes) — Tanagra.
Illustr. Preisverzeichniss gratis. [1974]
Besseres mit Phototypen 1 Mark in Briefmarken.
GEBRÜDER MICHELI,
BERLIN,
Unter den Linden Nr. 12.

Unmusikalisch
Preisgekrönte Novelle von
Alex. Baron v. Roberts.
Siehe Neue Musik-Zeitung IV. Quartal. Preis bei der nächsten Postanstalt, Buch- o. Musikalienhandlung nur **80 ₰.**

Tragbare Oefen
mit Carbon-Natronheizung für Lokalien ohne Rauchabzug; die Oefen brauchen **keinen Schornstein**, brennen rauch- und geruchlos und erwärmen schnell selbst größere Räume. Behördlich auch da gestattet, wo sonst Feuerungsanlage untersagt ist. — Kleinster Ofen ca. 1 Mtr. hoch incl. Füllung für ca. 2 Monate 30 Mark. [1913]
Alwin Nieske, Dresden.

Champignon-Culturen.
Champignons,
feinst conservirt 3 Büchsen à ½ Kilo für M. 5. — franco.
Champignonbrut,
speciell cultivirt, frische Prima-Qualität, Postcolli m. 1½ Kilo M. 5.50 frco. Kulturanleitung bei Aufträgen gratis.
Champignon-Züchterei,
E. G. zu Wernigerode a. Harz.

Nürnberger Spielwaaren
Grösstes Spielwaaren-Magazin
Jllustr. Spielwaaren-Katalog
ca. 3000 Nummern enthaltend
versendet gratis u. franco.
Jean Munck Nürnberg.

Richard Brunner, Dresden,
Glasmalerei-Imitationen. [2032]
Ausführung nach jedem Maaß in jeder Stilart mit brillanter Ausführung. Illustr. Prospekte gratis. Weihnachtsordres möglichst rechtzeitig erbeten. Probebilder von M. 3. 50. an. Ausgezeichnete Referenzen über gelieferte größere Arbeiten.

Bigotphones
komische Musikinstrumente in allen nur möglichen und unmöglichen Formen für lustige Gesellschaften, Bälle, heitere Serenaden, komische Musik-Kapellen &c. Die Instrumente sind aus Carton gefertigt, machen viel Lärm und kosten sehr wenig. Jedermann kann darauf blasen und die schönsten Melodien hervorbringen.
Sortiment I B 6 verschiedene Instrumente ℳ 3.50.
„ II B 12 „ „ „ 6.—.
Meine illustrirte Preisliste über Gesellschaftsspiele im Freien &c. (Nr. 71) steht auf Verlangen franko und gratis zu Diensten.
N. L. Chrestensen, Erfurt,
Kgl. Preuß. Hoflieferant. [1903]

Transparent-Placate in feinster Ausführung liefert billigst Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund. Muster auf Verlangen. [2121]

Bad Thalkirchen bei München.
Wasserheil- u. diätetische Anstalt. — **Winterkuren für Nerven-, Unterleibs- und sexuelle Krankheiten. — Morphiumentwöhnungs-Kuren** (allmählig). Ausführliche Prospekte gratis und franco durch
[2103] *Dr. V. Stammler, Besitzer und Arzt.*

Die Stylographische Feder,
anerkannt bester Taschenfederhalter mit Tintenfüllung, jederzeit zum Schreiben bereit, ist jetzt
wesentlich verbessert.
Ermäßigter Preis bei
vereinfachter Construction 10 Mark.

Neu! **Drehbares Büchergestell,** vierseitig, höchst elegantes, praktisches u. hübsches Bibliotheks-Möbel, auf möglichst beschränktem Raum, viel Platz für Bücher, Acten u. Zeitschriften bietend. **Ermässigte Preise v. 33 u. 46 Mark an.**

Papyrolith-Gegenstände.
Bronze- u. Metall-Imitationen. Kunst- u. Decorationsgegenst. mit ächtem Metall überzogen u. i. Aussehen v. Bronze u. Metall nicht zu unterscheid. **Büsten, Statuen, Schauteller u. Reliefs, Waffen- u. Rüstungsgegenst., Prunkschilde.** Neue Modelle. in **Wandtellern u. Medaillons, Krügen, Kannen, Humpen, Trinkgefäßen u. Consolen, Vasen, Cachepots** u. fl. Gegenst. **Spruchtafeln** (altd. Kern- u. Trinksprüche) in reicher Umrahmung, m. Metallbuchst. (Imitat.).

Deutsche Typen-Schreibmaschine.
Preis nur 60 Mark. Schreibt jeden Brief unmittelbar mit gedruckten Lettern, klar, deutlich, unzweifelhaft, arbeitet nach geringer Uebung sehr schnell, äußerst bequem, gestattet zugleich die Herstellung von vier gleichlautenden Exemplaren auf Briefpapier und 10 bis 15 Copien auf Vervielfältigungs-Papier. [1978]
Reichhaltiger, großer Neuheitskatalog gegen Einsendung von 50 Pf. franco.
Carl Fraenkel, Berlin W., Französische Str. 33 d.

Dr. Kochs’ Fleisch-Pepton.
Ein neues Nähr- u. Genussmittel für Kranke u. Gesunde.

EINGETRAGENE Dr. K SCHUTZMARKE

Dr. Kochs’ Fleisch-Pepton enthält die Extractiv- und Nähr-Stoffe vom besten Ochsenfleische in **höchster Concentration**, und zwar in peptonisirtem, d. h. solchem Zustande, dass sie direkt, ohne Verdauung durch den Magen zu benöthigen, vom menschlichen Organismus aufgenommen werden.

Billiger wie Fleisch-Extract, hat **Dr. Kochs’ Fleisch-Pepton** (unter Zusatz von Kochsalz) behufs Geschmacksverbesserung aller Speisen die gleichen Eigenschaften und ausserdem einen wirklichen **Nährwerth.**

Bei gestörter oder erschwerter Verdauung, Blutarmuth, anstrengender Arbeit, längeren Pausen zwischen den Mahlzeiten, ist sein Gebrauch von unschätzbarem Werthe. **Nur** das **Fleisch-Pepton** von **Dr. Kochs** erhielt auf der Antwerpener Weltausstellung das **Ehren-Diplom,** [2071]

„weil vorzüglich, haltbar und geeignet, Europa unschätzbare Dienste zu leisten“.

Vorräthig in allen Apotheken, Droguen-, besseren Delicatessen- und Kolonialwaarenhandlungen in Blechdosen à 1 Ko., in Töpfen à 100 und 225 Gramm, in Tafeln à 200 Gramm und in Schachteln von 30 Gramm. Verkaufspreise auf den Packungen verzeichnet.

Vertreter der Compagnie Kochs.
Deutschland & Skandinavien: **William Pearson & Co. in Hamburg.**
Oesterreich-Ungarn: **Joseph Voigt & Co., Wien,** Hohenmarkt.
Russland: **Jac. Aug. Voigts, St. Petersburg.**
Frankreich: **Ch. Prevet & Co., Paris & Adrian & Co., Paris.**
Belgien: **Ch. Delacre, Brüssel,** Montagne de la cour.
England: **Widenmann, Broicher & Co., London,** 33 Lime Street.
Italien: **Carlo Kayser, Mailand.** Schweiz: **F. Sauter, Genf.**
Holland: **Gebr. Stollwerck, Köln.**
Vereinigte Staaten von N.-Amerika: **John J. Keller & Co., Newyork.**

J. A. HEESE
Königlicher Hoflieferant und Seidenwaaren-Fabrikant,
Manufactur- und Modewaarenhandlung
Berlin. SW. Leipziger-Strasse 87 SW. **Berlin.**

empfiehlt als sehr preiswürdig folgende **reinseidene Stoffe in allen neuen Tag- u. Lichtfarben:**

46 c/m breite **kleinkarrirte Taffete,** das Meter 2,50 M.
46 c/m breite **grau und schwarz gestreifte Taffete,** das Meter 2.80 M.
46 c/m breite **einfarbige Taffete,** das Meter 2.80 M.
53 c/m breite **einfarbige Seidenripse,** das Meter 3.25—3.50, 3.75—4.50 M.
53 c/m breite **einfarbige Köperatlasse,** das Meter 3.50—3.75, 4—4.50—5 M.
56 c/m breite **einfarbige gestreifte Damaste,** das Meter 4.50 M.
54 c/m breite **einfarbige Faille française,** das Meter 5.50, 6—6.75—7.50—8 M.
56 c/m breite **einfarbige Damaste,** in grossen und kleinen Mustern, das Meter 6 M.
56 c/m breite **einfarbige gestreifte Damaste,** das Meter 6.50 M.
56 c/m breite **einfarbige Faille française mit Atlasstreifen,** das Meter 7.50 M.
54 c/m breite **Unis** zu den gemusterten Stoffen, das Meter 5 und 6 M. [2126]

Illustrirte Preislisten, Proben, Modebilder u. feste Aufträge v. 20 M. an postfrei.

Madonna. Von Ernst Zimmermann.

Berlin.

Der Zug nach dem Westen.

Von

Paul Lindau.

I.

Es war der erste Ball in dem neuerbauten Hause der Tiergartenstraße; es war zugleich der erste große Ball des Winters.

Zur Feier des Abends waren die mächtigen Gaslaternen an der Einfahrt zum Vorgarten und unter dem Schutzdache zu beiden Seiten der Hausthür angezündet. An dieser hatte sich der vierschrötige Portier aufgepflanzt in glänzender Livree, mit den violettseidenen Strümpfen eines Kirchenfürsten, langer gleichfarbiger Schoßweste und staubgelbem, schwerem Frack mit violetten Aufschlägen; Kragen und Dreimaster mit breiten Goldborten besetzt. Er stand regungslos da, würdig, die rasierten Lippen fest zusammengekniffen, mit ausdruckslosem Gesichte. Vollkommen überflüssig, aber vornehm in der Wirkung. Es fehlte ihm nur die Hellebarde, und man hätte ihn für einen Schweizer beim Empfange eines Herzogs oder Botschafters halten können. Ein jüngerer Diener, in der bis auf den Goldbesatz gleichen Livree, öffnete den Schlag der Wagen, die seit halb zehn in fast ununterbrochener Kette vor dem neuen Prachtgebäude langsam vorfuhren, und war den Insassen beim Aussteigen behilflich.

Der Novemberabend war naßkalt. Um so angenehmer fühlten sich die Gäste gleich beim Betreten des Treppenhauses von der freundlichen Helligkeit und Wärme und dem würzigen Dufte der gewaltigen Sträuße frischer Blumen, die überall zur Ausschmückung des Vorraumes angebracht waren, berührt. In der Mitte stand in übermütig lustiger Positur das reizende Bildwerk eines Tarantella tanzenden Lazzarone, das auf der letzten Ausstellung allgemeines Entzücken hervorgerufen und den Ruf eines jungen Bildhauers begründet hatte. Die Nationalgalerie hatte es durchaus ankaufen wollen, aber Frau Stephanie Wilprecht war nun einmal in diesen jugendlichen Tänzer ganz vernarrt. Sie hatte ihren Mann so lange gequält, bis ihr der Herr Kommerzienrat Maximilian Wilprecht das Kunstwerk fest versprochen und infolge dieser Zusage den Preis so hoch getrieben hatte, daß die öffentliche Galerie von der Erwerbung schließlich hatte absehen müssen.

Alle Eintretenden blieben vor dem Tänzer stehen, der sie in den neuen Räumlichkeiten wie ein alter Bekannter gemütlich begrüßte, und über den in allen Blättern der Hauptstadt so viel geschrieben worden war, daß die Herren, welche auf ihre im Toilettenzimmer noch beschäftigten Damen warteten, sogleich zu ihren Nachbarn verständnisvolle und treffende Bemerkungen über die Keckheit der Stellung, die glückliche Behandlung des Stofflichen — es war allerdings nicht viel Stoff da — und die meisterliche Modellierung des Nackten machen konnten.

So stiegen sie auch, noch manches wohlerwogene Wort über das Bildwerk tauschend, und nachdem ihre Damen die Schleppen geordnet, den Vorsteckstrauß zurecht gezupft und mit vorsichtiger Handbewegung der Frisur die letzte Weihe gegeben hatten, langsam die breite, mit hochrotem Plüschteppich belegte Treppe zu dem oberen Stockwerk hinan, in dem die Gesellschaftsräume lagen. In knappen Abständen von drei oder vier Stufen standen auf beiden Seiten der Treppe Diener in der Wilprechtschen Hauslivree, kerzengerade, in soldatischer Straffheit, gleichmäßig einen jeden Vorübergehenden mit einer tiefen Neigung des Kopfes begrüßend. Trotz der Wilprechtschen Hauslivree wurden einige derselben von Kundigen, die bei ähnlichen Anlässen dieselben Lohndiener in ihre Livreen gesteckt hatten, mit leichtem Lächeln erkannt.

Die Räumlichkeiten des neuen Hauses waren von wahrhaft fürstlicher Pracht. Darüber herrschte nur eine Stimme. Die Unbeteiligten, denen es die Verhältnisse von vornherein verboten, mit dem Wilprechtschen Vermögen und Aufwande gleichen Schritt zu halten, sprachen ihre unumwundene Bewunderung über die Großartigkeit der Anlage und den Geschmack in der Durchführung aus. In die nicht minder geräuschvolle Anerkennung einiger andern, die seit geraumer Zeit auf den Glanz ihrer Häuslichkeit stolz sein durften, mischte sich jedoch ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht eingestandenen Neides, eine gewisse Verkniffenheit bei dem Vergleiche dieser neuen Einrichtung mit der ihrigen. Es war ja ganz wundervoll, — aber es roch noch ein bißchen nach dem Tapezier! Die Farbenzusammenstellung verrate gewiß einen seltenen Ge-

schmack. Freilich, heutzutage sei es kein Kunststück, guten Geschmack zu haben; man brauche eben nur die Hände in den Schoß zu legen und dem Architekten und Dekorateur nicht ins Handwerk zu pfuschen — die besorgten ja alles! Es sei ein Segen, daß wir jetzt so tüchtige Künstler und zugleich so verständige Männer besäßen, die im Bewußtsein ihrer eigenen Unzulänglichkeit sich darauf beschränkten, die Rechnungen zu zahlen, und im übrigen die Sachverständigen frei schalten und walten ließen. Allerdings könne da von einer Eigenartigkeit des Geschmacks, von einer dem Wesen entsprechenden Einrichtung nicht die Rede sein. Man sei eigentlich nicht bei den Wirten, sondern bei den Baumeistern zu Gast. Und von Rechts wegen solle sich doch auch eine Wohnung langsam und organisch entwickeln; sie solle doch gewissermaßen die Entwicklung des Inhabers in erkennbarer Weise veranschaulichen. Solche Einrichtungen, die auf den Befehl des Bestellers eines Tages fix und fertig daständen — wenn sie auch noch so kostbar, in ihrer Weise noch so gelungene wären — sie erinnerten doch mehr oder minder an jene Kleidungsstücke, die man fertig aus dem Laden bezieht; wenn der Stoff auch von erster Güte und der Schnitt tadellos sei, sie säßen doch nicht recht.

So flüsterte man hier und da in den Ecken, nachdem man sich durch einen flüchtigen Blick überzeugt hatte, daß die Wirte in Anspruch genommen waren, und daß kein näherer Freund des Hauses die abkühlenden Bemerkungen hören konnte.

Stephanie und der Kommerzienrat vernahmen nichts anderes als die volltönenden Ausrufe der Begeisterung und Bewunderung. Der Kommerzienrat erwiderte darauf regelmäßig mit einem Lächeln dankbarer Befriedigung und bescheidener Abwehr, Stephanie mit huldvoller Ueberlegenheit und den beständig wiederholten Worten: „O ja, ganz hübsch! Sehr einfach, aber bequem!“

Mit diesem neuen und prächtigen Heim hatte Stephanie eine weitere und entscheidende Staffel, die sie zu der erträumten Höhe führen sollte, erklommen. Sie hatte schon viel erreicht, aber sie war noch weit von dem Ziele entfernt, das ihr Ehrgeiz sich gesteckt hatte. Freilich war die Gesellschaft, wenn sie um sich blickte, glänzend, aber die schöne Wirtin war doch noch nicht ganz zufrieden damit. Die Zusammensetzung unterschied sich ja nicht wesentlich von der früheren. Die beiden vortragenden Räte aus den Ministerien, die russische Excellenz, das halbe Dutzend Träger altaristokratischer Namen und die zehn wissenschaftlichen und künstlerischen Berühmtheiten waren ja auch schon früher ihrer Einladung gefolgt. Einige Sekretäre exotischer Gesandtschaften, die ihre Karten abgegeben hatten, waren hinzugekommen und die Ordenskettchen, Komturkreuze und Sterne nahmen sich sehr gut aus. Es waren allerdings einige alte Jugendfreunde ihres Mannes mit ihren unmöglichen Frauen nach harten Kämpfen, durch geflissentliche Kränkungen von ihrer Seite nunmehr endgültig abgethan. Der Kreis war gesäubert und gebessert. Aber die Krone des Ganzen fehlte: der Botschafter Graf Pracks und seine elegante Frau, die liebenswürdige Gräfin Leonie, die sie für diesen Winter schon fest eingefangen zu haben sich eingeredet hatte.

Sie waren ja, wie Frau Stephanie gelegentlich allen ihren Bekannten erzählte, während des Hochsommers da oben in St. Moritz ganz intim geworden! Sie hatten Thür an Thür gewohnt, hatten bei Tisch nebeneinander gesessen, hatten gemeinsame Ausflüge unternommen, und die Gräfin hatte Stephanie während der letzten Tage des Zusammenseins mehrfach „ma chère“, ja sogar „chère amie“ genannt. Der Botschafter hatte ihr den Hof gemacht. Ihre eigentümliche Zigeunerschönheit, die Anmut ihrer Bewegungen, die ungewöhnliche Eleganz ihrer Erscheinung hatten ihn gefesselt. Mit großer Feinheit hatte sie die Huldigungen des galanten Grafen erwidert, immer ängstlich darauf bedacht, sich durch keine Unvorsichtigkeit die Gunst der Gräfin zu verscherzen, die sich übrigens aus den arglosen Späßen ihres Mannes, an die sie längst gewöhnt war, nicht das Geringste machte.

Stephanie jubelte. Die Gräfin hatte ihr beim Abschiede, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, wie etwas Selbstverständliches gesagt, daß es ihr Freude machen würde, die so angenehme Bekanntschaft in Berlin fortzusetzen und Herrn Wilprecht kennen zu lernen; und Stephanie war klug genug, um herauszufühlen, daß diese Einladung auf ausdrücklichen Wunsch des Grafen erfolgt war. Die so sehnlich angestrebte Verbindung mit einem der vornehmsten Häuser der Hauptstadt, mit dem Stellvertreter des Souveräns eines mächtigen Reiches war also angebahnt! Es war der größte Triumph in ihrem Dasein. In der Ferne dieser eben gemachten Bekanntschaft schimmerte ihrem trunkenen Auge schon etwas entgegen, etwas Goldiges: die Adelskrone. Und wenn sie die Lider vor dem funkelnden Glanze halb schloß, so zählte sie sogar schon sieben Zacken — am Ende waren es gar neun! Und mit der Krone war ihr das beschieden, was das Endziel aller ihrer ehrgeizigen Bestrebungen war: die Hoffähigkeit!

So war sie, die Brust von Hoffnung geschwellt, den Kopf von kühnen Plänen ganz erfüllt, aus dem Engadin, nach einem längeren Aufenthalte an den italienischen Seen, in den ersten Tagen des Oktobers nach Berlin zurückgekehrt. Ihr Mann, den sie in einem für die geborene Gutnorddeutsche völlig unberechtigten Diminutiv „Maxerl“ oder „Maxi“ nannte, hatte sie als Herrin in das inzwischen bis auf den letzten Nagel fertig gestellte neue Haus geführt. Mit Rücksicht auf den bevorstehenden Umschwung in ihrem gesellschaftlichen Verkehre hatte sie noch manche kostspielige Veränderungen vorgenommen; und nun sah sie frohgemut dem kommenden Winter entgegen.

Unwillkürlich beschleunigte sich ihr Puls, als sie eines Morgens unter den Stadtneuigkeiten die Meldung las, daß Se. Excellenz der Herr Botschafter Graf Pracks mit Frau Gemahlin von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt sei und das umgebaute Botschaftshotel bezogen habe. Am folgenden Sonntag gaben „Kommerzienrat Maximilian Wilprecht und Frau“ ihre Karten in der Botschaft ab, die nach geziemender Frist höflich erwidert wurden. Seitdem lagen die Karten des Botschafters und der Gräfin zufällig immer oben in der Cloisonnéschale, aus der die Visitenkarten der bürgerlichen Hausfreunde schnell zu verschwinden pflegten.

Ein Zufall, den Stephanie segnete, hatte sie mit dem Grafen und der Gräfin gelegentlich einer ersten Vorstellung im Theater bald darauf zusammengeführt. Ueber den etwas peinlichen Augenblick der Vorstellung Maximilians war man mühelos hinweggekommen; man hatte im Zwischenakte einige oberflächliche Artigkeiten ausgetauscht, der Botschafter hatte sich freundlich danach erkundigt, wie es Frau Stephanie in ihren neuen Räumen behage; er habe bei seinem neulichen Besuche den seltenen Geschmack der Fassade bewundert . . . und darauf hatte Frau Stephanie mit dem reizendsten und kindlichsten Lächeln und den schelmischsten Blicken, über die sie verfügen konnte, die Bemerkung gemacht, daß sie in den nächsten Tagen einige wenige gute Freunde bei sich sehen werde, einen ganz kleinen Kreis, daß sie diesen die Wohnung zeigen wolle, — es würde wohl auch ein bißchen Musik gemacht werden, Georg Nortstetten wolle aus seiner neuen Oper „Bath-Seba“, die für den Winter bestimmt sei und die von den Kennern als etwas ganz Ungewöhnliches gerühmt werde, das eine und das andere vortragen — in aller Anspruchslosigkeit — Excellenz interessiere sich ja, wie sie sich zu erinnern glaube, gerade für den jungen Nortstetten mit besonderer Lebhaftigkeit . . . Wenn es nun nicht unbescheiden sei . . . nun sie brauche wohl nicht besonders zu sagen, daß sie sehr glücklich sein werde . . .

„Und daß wir uns hochgeehrt fühlen würden,“ war der Kommerzienrat eingefallen . . .

Und hochgeehrt, wenn der Herr Botschafter und die Frau Gräfin einiges Vergnügen daran finden sollten . . .

Graf Pracks hatte sich dankend verneigt und erwidert, daß seine Frau und er sich auf den Abend sehr freuen würden.

Wilprechts waren glücklich!

„Ein reizender Mann! diese Vornehmheit!“ hatte der Kommerzienrat seiner Frau zugeflüstert, als sie in die Loge zurückgekehrt waren, und „wie habe ich mich übrigens benommen?“ mit noch leiserer Stimme hinzugefügt.

Wenige Tage später waren dann von dem schönstschreibenden Kommis des Hauses „Wilprecht & Ehrike“ die großen Einladungskarten ausgeschrieben worden, als erste und mit ganz besonderer Sorgfalt hergestellte die für Se. Excellenz den Herrn Botschafter Grafen Pracks und die Frau Gräfin.

Als eine der ersten Antworten traf ein Billet mit dem gräflichen Wappen ein: inniger Dank und herzliches Bedauern! Die Gräfin hatte leider zu demselben Abende schon einige Freunde geladen; also unmöglich, der gütigen Einladung zu folgen!

Im ersten Augenblick ihrer tiefen Niedergeschlagenheit dachten Wilprechts daran, unter einem beliebigen Vorwande ihre Abendgesellschaft, zu der schon die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, gegen zweihundert Personen geladen und einige Künstler von Ruf fest verpflichtet waren, rückgängig zu machen. Aber schließlich siegte Stephanies bessere Einsicht. Zum Glück war sie so vorsichtig gewesen, mit niemand von der Einladung des Botschafterpaares vorher zu sprechen. Der Botschafter und die Gräfin sollten die große Ueberraschung des Abends sein. Sie hatte also das beruhigende Gefühl, daß der Schmerz, den ihr die Absage bereitete, wenigstens keine Schadenfreude hervorrufen würde. Graf und Gräfin Pracks wurden von keinem der Gäste erwartet, also auch von niemand vermißt. Aber der reizenden Wirtin war trotz der kostbaren Toilette, die für ihre sonderbare Schönheit von einem erfindungsreichen Pariser eigens erdacht war, und trotz des Erfolges ihrer neuen Wohnung der Spaß eigentlich verdorben.

Sie war indessen viel zu großstädtisch geschult, um ihre Mißstimmung irgendwie zu verraten. Ihre dunkeln Augen funkelten feuriger denn je und schienen einem jeden, der sich ihr näherte, eine besondere Begünstigung zu verheißen. Ihre Munterkeit erschien so ungezwungen und wahr, daß auch der schärfste Beobachter die Komödie zu durchschauen nicht vermocht hätte. Und wer gab sich in diesem blendenden Prachtraume, in diesem bunten Gewirr von strahlenden Toiletten, während sich unter den Klängen eines unsichtbaren Orchesters die Paare im Saale drehten, und ein Troß von Dienern beständig Erfrischungen herumreichte, — wer gab sich da wohl die Mühe schärfer zu beobachten? Die liebenswürdige Wirtin war hier und überall; für jedermann hatte sie ein artiges Wort.

Am herzlichsten war sie zu Herrn und Frau Ehrike, die sie aus tiefster Seele haßte, und deren Einladung der Kommerzienrat erst nach unsäglichen Mühen endlich errungen hatte.

Gustav Ehrike, ein Mann, der die Schwelle der Fünfzig überschritten hatte, von klobigem Schlage und gewöhnlichem Aussehen, Wilprechts früherer Socius und zugleich sein Schwager, der Mann seiner verstorbenen Schwester, vergegenwärtigte ihr beständig die Herkunft ihres Mannes, die sie durch den Titel des Kommerzienrats, verschiedene Orden, gewählten Umgang und nun vollends durch ihre strahlende Häuslichkeit glücklich zu verdecken verstanden hatte.

Und nun gar die Frau! Ehrikes zweite Frau! Ueberall stand sie ihr im Wege mit ihrer entzückenden Ausgelassenheit, dem kleinen, zugleich frommen und verschmitzten Madonnengesichtchen mit Grübchen in Kinn und Wangen, dem wundervollen dunkelbraunen Haar, den großen braunen Augen, die so sinnend und schelmisch blicken konnten — eine weltliche Heilige, ein reizendes Gemisch von frühreifem Ernst und Uebermut, von jungfräulicher Schüchternheit und der unbefangenen Sicherheit einer jungen Mutter. Sie war der Liebling von aller Welt. Stephanie wußte ganz genau, daß sich auch ihr Mann in diese gefährliche Person ganz vergafft hatte. Das hätte sie ihr allenfalls verziehen; aber eines konnte sie ihr nicht vergeben: ihre impertinente Jugend! Charlotte Ehrike war vierundzwanzig Jahre alt, volle zehn Jahre jünger als Stephanie — wenigstens zehn Jahre!

In allem übrigen konnte sie den Wettkampf mit der bedenklichen Nebenbuhlerin getrost aufnehmen. Stephanies Schönheit war eine andere, aber nicht geringere. Die Maler gaben ihrem sonderbaren Kopfe mit den blauschwarzen Haaren, den sprühenden dunkeln Augen, den tiefroten schöngeschwungenen Lippen und der

matten Opalfarbe der runden Wangen sogar entschieden den Vorzug vor dem vielleicht lieblicheren, aber jedenfalls weniger eigenartigen und weniger bedeutenden Gesichtchen Lolos — wie Charlotte Ehrike zuerst im Kreise ihrer Familie und dann ganz allgemein genannt wurde. Lolos Gestalt war ohne Zweifel unendlich zierlich, aber sie sah eben zu mädchenhaft aus, wie ein Meißener Porzellanpüppchen. Stephanie, von schlankem und zugleich üppigem Wuchse wirkte dagegen wie eine Fürstin des Morgenlandes. Man wandte unwillkürlich den Kopf, wenn man ihr im Tiergarten begegnete. Sie überbot an geistreicher Schlagfertigkeit Lolo, die eigentlich nichts als ihre natürliche Lustigkeit und reizende Freundlichkeit für sich hatte. Ihre Toiletten waren zum mindesten ebenso geschmackvoll und wahrscheinlich kostbarer, ihr englisches Gespann eines der schönsten der Stadt. Hatte bis zu dieser Stunde das Haus Ehrike durch den Reichtum und Geschmack seiner Einrichtung als das erste in ihren Kreisen gegolten, so war es jetzt durch den neuen Wilprechtschen Prachtbau in der Tiergartenstraße, der ein Vermögen verschlungen hatte, in den Schatten gerückt. Ihr Umgang war — auch von dem nun fragwürdig gewordenen Botschafter abgesehen — ganz entschieden gewählter. Nur in Einem war ihr Lolo überlegen: sie war jünger! Da half alles nichts! Da mußte die stolze Schöne die Waffen strecken. Und das war ihr um so lästiger, um so widerwärtiger, als der Hochsommer ihres Lebens sich allgemach dem Frühherbste zuneigte. Freilich blühten noch die standhaften Rosen und wirkten in einiger Entfernung noch immer in ihrer üppigen Herrlichkeit; aber die zarten Maiglöckchen waren längst dahin. Und bei genauerer Betrachtung ergab sich, daß auch schon einige Blätter der Rosen gewelkt und gelockert waren — wer konnte sagen, wie lange sie noch haften würden? Stephanie aber haßte die Georginen.

Mit anmutigstem Lächeln und neiderfülltem Herzen nickte sie Lolo zum drittenmal gemütlich zu, als sie zum drittenmal an ihr vorüberrauschte. Georg Nortstetten saß noch immer neben ihr. Sie fand, daß er schon ziemlich lange dasaß, und daß er sich eigentlich zu angelegentlich mit der kleinen Person unterhielt. Wollte ihr Lolo da vielleicht auch ins Gehege kommen?

Sie schämte sich der unbehaglichen Anwandlung, die sie auf einen Augenblick beschlichen hatte. So undankbar konnte Georg nicht sein! Georg wußte, was er Stephanie und ihrem unermüdlichen Eifer zu danken hatte. Aber es war doch nicht nötig, daß er nur für Lolo Aug' und Ohr zu haben schien.

II.

Ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben von Stephanies Vater, dem ehrsamen Herrn Gotthilf Deecken, Prokuristen und mit einem gewissen Prozentsatze beteiligten Geschäftsführer des Geh. Kommerzienrats Friedrich Wilhelm Nortstetten zu Elberfeld, des Besitzers einer der größten chemischen Fabriken der westlichen Provinzen und früheren Reichstagsabgeordneten, war Georg vor drei Jahren — zu Ende des Jahres 1875 — nach Berlin gekommen. Er zählte damals siebenundzwanzig Jahre, Stephanie einunddreißig.

Es war ihm nicht leicht gemacht worden, den Widerstand seines Vaters zu brechen, der, von den stärksten Vorurteilen gegen die Künstlerlaufbahn befangen, mit schwerem Herzen auf den Lieblingstraum seines Lebens: seinen ältesten und begabtesten Sohn als seinen dereinstigen Nachfolger in der Leitung der großen Fabrik zu sehen, verzichtet hatte.

Georgs Herz war von Kindheit an bei der Musik gewesen. Schon als kleiner Junge hatte er durch seine musikalische Anlage, durch sein ungewöhnliches Gehör und Gedächtnis, durch die Gewandtheit, mit der er, ohne je eine Stunde gehabt zu haben, auf dem Klavier die Melodien zusammentastete, das Erstaunen seiner Umgebung erregt. Sein erster Klavierlehrer erklärte ihn geradezu für ein Genie. Georg machte überraschend schnelle Fortschritte. Kaum dem Knabenalter entrückt, beherrschte er das Instrument mit fast virtuosenhafter Fertigkeit. Der Geheimerat that alles mögliche, um die musikalische Leidenschaft seines Sohnes im Zaume zu halten. Das Klavier durfte nur an bestimmten Stunden des Tages geöffnet werden. Georg entschädigte sich für diese Entbehrung dadurch, daß er im geheimen komponierte — zunächst für das Klavier, dann aber auch schon für Orchester, obwohl sein theoretischer Unterricht bisher ein überaus dürftiger gewesen war. Natürlich machte er sich sogleich an die schwierigsten Aufgaben. Das opus 1 seiner jugendlichen Unreife war eine Klavierfuge, sein opus 2, das er als Unterprimaner zu Ende führte, nichts Geringeres als eine Ouverture zum „Faust".

Mit dem glücklichen Vertrauen der Jugend packte er eines Tages die beiden Kompositionen in sauberer Reinschrift ein und sandte sie mit einem ganz verständigen Briefe ohne weiteres an Johannes Brahms. Brahms schickte sie ihm nach einigen Wochen mit einem überaus ermutigenden Schreiben zurück: der jugendliche Komponist besitze eine ganz unzweifelhafte, ungewöhnliche und eigenartige Begabung. Es seien noch viele Ungeschicklichkeiten und Unbeholfenheiten in der Arbeit, sogar orthographische und grammatikalische Fehler, instrumentale Unmöglichkeiten, aber die Hauptsache sei da: das Talent. Der junge Musikus habe bisher wenig gelernt und müsse noch sehr viel lernen. Dann würde seine künstlerische Zukunft eine gesicherte sein und hoffentlich eine glänzende werden. Brahms hatte die beiden Arbeiten mühsam durchkorrigiert und mit den Worten seinen Brief geschlossen, daß er sich freuen würde, mit dem jungen Manne in dauernder Verbindung zu bleiben.

Der Brief des Meisters, der den Jünger überselig machte, hatte im Nortstettenschen Hause einen Sturm hervorgerufen. Georg beschwor seinen Vater, ihn auf die Hochschule in Berlin oder das Leipziger Konservatorium zu schicken. Der Geheimerat blieb unerbittlich. Zunächst das Abiturientenexamen, dann das Triennium, — dann ließe sich ja weiter reden von den Künstlerschnurren.

Den eifrigsten Widersacher hatte Georg in seinem Oheim, dem zehn Jahre jüngeren Bruder seines Vaters, Johannes Nortstetten, Prediger zu Barmen. Es war

ein unantastbarer Ehrenmann, ein treuer Diener am Worte Gottes, mit Recht von seiner Gemeinde geliebt und geehrt, aber von äußerster Strenge und Starrheit. Ihm war es ein tiefer Schmerz, daß sein vielgeliebter Neffe Georg dem weltlichen Treiben zugethan war und sich mit dem Gedanken trug, seine Lebensaufgabe darin zu erblicken, daß er der eiteln Ergötzung einer genußsüchtigen Menge Nahrung gäbe. Auch er liebte zwar die Musika, die die Seelen erhebe und empfangsfreudig für die Lehren der Wahrheit und Weisheit stimme, oder die den stillen Abend im häuslichen Kreise erheitere. Aber von diesen hehren Zielen hatte sich die freundliche Kunst, die Dr. Martin Luther übte, in unsern sündigen Tagen weit entfernt; jetzt frönte sie nur dem verliederten Geschmack und der Sinnenlust; und der Wandel der Künstler unserer Zeit war gemeiniglich für alle Gerechten ein Aergernis.

Deshalb sah es Onkel Johannes auch mit wahrer Bekümmernis, daß sein lieber Georg schon auf der Schule eine Richtung einschlug, die nicht fein war. Mit andern, ähnlich gesinnten jungen Burschen, ebenfalls Söhnen reicher Fabrikherren, die aus der Art geschlagen waren, hatte dieser nämlich eine Art von Künstlergesellschaft gebildet, „die Insel“ genannt. Es war eine durchaus harmlose Vereinigung, die sogar nur dem idealen höheren Streben des Begründers, seinem freilich noch unausgegorenen Idealismus, ihr Entstehen verdankte. Es ist richtig, daß bei diesen geheimen Zusammenkünften auch Bier getrunken wurde, und daß die Mitglieder studentische Abzeichen trugen. Der Direktor des Gymnasiums kam dahinter. Alle „Insulaner“ erhielten das consilium abeundi. Der alte Geheimerat, der von seinem Sohne die Wahrheit hörte, nahm die Sache nicht allzu schwer und begnügte sich mit einem ernsthaften Verweise. Onkel Johannes aber ereiferte sich sehr. Er beschied seinen lieben Neffen Georg zu sich. Anknüpfend an das Gleichnis vom verlorenen Sohne hielt er ihm in heftiger, immer erregterer Rede das Sündhafte seines gottlosen lichtscheuen Treibens vor, und er schloß mit den donnernden Worten: es sei der erste Schritt auf dem Wege, der zum Zuchthaus führe!

Georg war kein Kind mehr. Er fand, daß dieser Aufwand von Beredsamkeit zu der Geringfügigkeit des Vorfalls in keinem Verhältnisse stand. Er widersprach energisch, er verteidigte sich lebhaft, und als in der Gegenrede des Oheims das Wort „Schlingel“ fiel, stieg ihm das Blut zu Kopf, er setzte allen Respekt aus den Augen, sprach von albernen Uebertreibungen und erklärte, daß er außer seinem Vater keinem Menschen das Recht zugestehe, ihn in dieser Weise abzukanzeln, und daß er sich diese Behandlung entschieden verbitte. Da ließ sich Onkel Johannes, außer sich vor Zorn über den verwahrlosten Knaben, dazu hinreißen, die Hand wider ihn zu erheben. Aber Georg umspannte das Handgelenk des Erzürnten wie mit einer eisernen Klammer, sah ihm mit blitzendem Auge ins Auge und stieß mit bebender Stimme die Worte hervor: „Du wirst mich nicht schlagen, bei Gott im Himmel!“

Der Auftritt, den Georg in voller Wahrhaftigkeit seinem Vater berichtete, hatte zur Folge, daß sich die beiden Brüder ein Jahr lang mieden.

Georg verließ Elberfeld, ohne seinen Oheim in dem benachbarten Barmen je wieder gesehen zu haben. Er bezog zunächst die Universität Bonn, ging dann nach Heidelberg und beschloß seine naturwissenschaftlichen Studien in Leipzig. Seine Zeit war durch die Kollegia, die Korpskneipe und die Musik voll besetzt. In Familien verkehrte er fast gar nicht.

Er hatte dem väterlichen Zwange gehorcht, denn er liebte seinen Vater herzlich und in Ehrerbietung. Aber sein eifrigstes Bemühen, dem väterlichen Wunsche zu willfahren, war vergeblich gewesen. Die Wissenschaft reizte ihn nur wie einen Laien; er fühlte nicht den geringsten Beruf zu deren Jünger in sich. Er hatte die Konzerte des Gewandhauses mit regerem Eifer als die Hörsäle der alma mater besucht; aber er hatte doch auch in der Naturwissenschaft Tüchtiges gelernt und sein Doktorexamen sogar mit Auszeichnung bestanden.

Auf den Wunsch des Vaters war er alsdann in das elterliche Haus zurückgekehrt und hatte sich mit unfreudiger Gewissenhaftigkeit an der Leitung der Fabrik beteiligt. Er hatte seinem Vater keinen Grund zu irgendwelcher Beschwerde gegeben, aber er fühlte sich unter dem Drucke des ihm aufgenötigten Berufs immer unbehaglich, mitunter sogar kreuzunglücklich. Er führte ein einsames Leben. Das Verhältnis mit Onkel Johannes war zwar äußerlich wieder hergestellt, aber keiner von beiden hatte den Auftritt, der sie entzweit hatte, je vergessen. Georgs Verkehr beschränkte sich auf das eine Haus eines Großhändlers, in dem sich einige der früheren „Insulaner“, die bekannten Wupperthaler Dichter, ein aus dem benachbarten Düsseldorf verschneiter Maler von genialer, leider verkümmerter Veranlagung, ein junger Kaufmann, der sich zum Volkswirt und Politiker heranbildete, ein ebenfalls noch junger hochbegabter Arzt, einige Philologen und Juristen zu versammeln pflegten. Es war eine heiter angeregte und anregende kleine Gesellschaft. Da allein athmete Georg auf. Da setzte er sich unaufgefordert an den Flügel, improvisierte Siegeshymnen — der französische Krieg war gerade beendet — mit kontrapunktistischer Einfügung des Händelschen: „Seht, er kommt mit Preis gekrönt“; und es waren die glücklichsten Augenblicke seiner Wupperthaler Verbannung, wie er sich ausdrückte, wenn ihn die Freunde in aufrichtiger Begeisterung umringten und ihm die Hand schüttelten. Er hatte zwar Paris und London im Fluge gesehen, über die Kolosse gestaunt und die unvergleichlichen Kunstwerke bewundernd betrachtet; aber er hatte sie eben gesehen wie ein Reisender, mit dem rotgebundenen Reisehandbuch unter dem Arm.

Mißmutig war er zu den dampfenden Schloten seiner graufarbigen Heimat zurückgekehrt. Und mehr als je beharrte er bei seinem Vorhaben, Musiker zu werden. So war ein Jahr vergangen. Da hatte sich denn endlich auch der alte Nortstetten von der Unverbesserlichkeit seines Jungen, dessen Talent er nie bezweifelt hatte, überzeugen müssen, und mit ärgerlichem Schmunzeln eines Morgens seine Einwilligung gegeben. Der vierundzwanzigjährige Doktor durfte den Fabrikstaub abschütteln und in die Künstlerlaufbahn einlenken.

Drei Jahre hatte Georg in Leipzig in einem wahren Arbeitsdelirium dem Studium der Musik obgelegen. Mit Ernst und Gewinn. Er hatte sich um nichts anderes gekümmert als um Generalbaß und Instrumentierung. Er hatte alle Klassiker und Romantiker von Bach bis auf Schumann durch und durch studiert. Die Leistungen seines ganz ungewöhnlichen Gedächtnisses waren in den musikalischen Kreisen Leipzigs allbekannt. Es waren über ihn allerlei Anekdoten in Umlauf gesetzt. Man erzählte, daß ein Mitstudierender, um eine Wette zur Entscheidung zu bringen, Georg mitten in der Nacht aus dem Schlafe gerüttelt und dem Schlaftrunkenen die Frage vorgelegt habe: „Wie ist der zwölfte Takt aus dem zweiten Satze der siebenten Symphonie?“ Und Georg habe nach kurzem Besinnen, gähnend und mit halbgeschlossenen Augen, dem Wecker den betreffenden Takt durch alle Stimmen des Orchesters diktiert, sich auf die andere Seite geworfen und weiter geschlafen.

Er hielt vollkommen, was er versprochen hatte. Seine Lehrer erklärten ihn einstimmig für einen der zukunftreichsten unserer jungen Musiker. Seine erste reife Komposition, auf die er nun wirklich „opus 1“ setzte, eine Violinsonate, fand die wärmste Anerkennung der Sachverständigen. Sie wurde auf das Programm der Gewandhauskonzerte gesetzt, fand lebhaften Beifall bei dem Publikum und Joseph Joachim nahm sie in sein Repertoire auf.

Im Oktober 1875 — sein Leipziger Aufenthalt hatte drei Jahre gewährt — war Georg nach Berlin gekommen. Seine Mappe war voll von Empfehlungsbriefen. Sein Vater hatte ihm Einführungsschreiben für einige der angesehensten Familien des Großhandels und der Großindustrie mitgegeben; von Leipzig brachte er Briefe an die einflußreichsten und bedeutendsten Musiker mit. Georg, der allerdings im Centrum leben und aller Vorzüge der Großstadt teilhaftig werden, nebenbei aber sehr ernsthaft an seinem großen Werke, der Oper „Bath-Seba“, arbeiten wollte, hatte sogleich auf die Möglichkeit, daß er von diesen liebenswürdigen Empfehlungen vielleicht erst sehr spät, vielleicht auch gar nicht Gebrauch machen werde, hingewiesen. Er hatte in der stillen und entlegenen Stülerstraße eine freundliche Wohnung gefunden, mit dem Blicke auf die Bäume des Tiergartens, und sich da behaglich eingerichtet.

Der erste Empfehlungsbrief, den er abgab, war der von Gotthilf Deecken an dessen Tochter Stephanie. Der alte Deecken, der seit fünfzehn Jahren, seit dem unverschuldeten Schiffbruch der Firma G. E. Deecken, im Hause Nortstetten einen Vertrauensposten innehatte, war ihm immer mit fast väterlicher Zärtlichkeit zugethan gewesen. Wie oft hatte ihm Georg sein Herz ausgeschüttet, wie oft ihm seine Zukunftsträumereien anvertraut! Der alte Deecken hatte auch nicht wenig dazu beigetragen, daß der Geheimerat, des langen Kampfes müde, schließlich dem lieben, ungeratenen Schlingel nachgegeben hatte. Georg wußte natürlich, daß Deeckens einzige Tochter, Stephanie, in Berlin glänzend verheiratet war. Der Alte, der seine Kinder in Berlin alljährlich auf vierzehn Tage besuchte, kam jedesmal entzückter nach dem Wupperthale zurück und wußte nicht genug von dem Aufblühen des weltstädtischen Lebens, von dem Glanze im Hause seines Schwiegersohnes, von der Schönheit und Eleganz seiner Tochter zu erzählen. Georg leuchtete das auch ein.

Er hatte Wilprecht und Stephanie zwar nur einmal gesehen; aber die damals noch blutjunge und auffallend schöne Frau hatte auf sein Primanergemüt einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht. Auf der Rückkehr von ihrer Hochzeitsreise hatten Wilprecht und Stephanie einen Zug überschlagen und waren, um mit dem „guten Papa“ zusammen zu sein — so wurde Deecken beständig von Stephanie genannt — einige Stunden in Elberfeld geblieben. Der Geheimerat hatte die Kinder seines würdigen Freundes zum Frühstück geladen. Darüber waren zwar lange Jahre vergangen — Georg hatte das Datum nicht vergessen, es war der Tag des Nikolsburger Friedensschlusses —, aber Georg sah sie noch leibhaftig vor sich, die reizende Stephanie, mit den sprühenden Augen, den schwarzen Wimpern, den roten Lippen und glänzenden Zähnen — das verführerisch schönste Weib, das bis zu jener Stunde in den Gesichtskreis des damals Achtzehnjährigen gerückt war. Es hatte ihn schwer verdrossen, daß sie ihn kaum bemerkt zu haben schien. Als sie sich endlich auch mit ihm zu beschäftigen beginnen wollte, war die Stunde des Aufbruchs gekommen. Es war ihm ganz seltsam ums Herz, als er den Wagen, der sie ihm entführte, auf den Schienen davonrollen sah; und während er mit dem alten Deecken vom Bahnhof in die Stadt hinunterging, sagte er ganz plötzlich: „Ihre Frau Tochter ist wirklich wunderschön!“ Er sagte das mit einem so besonderen Tone, daß der Alte einen Augenblick stehen blieb und ihn ganz verwundert anblickte.

Gerade die Flüchtigkeit der Erscheinung, die wie ein glänzendes Himmelswunder über das graue Einerlei des Wupperthals gesaust war, hatte Georgs Phantasie lebhaft erregt. Stephanie hatte in seinem Leben zunächst eine bedeutende Rolle gespielt, und er hatte sie nie ganz vergessen.

Deswegen hatte er auch bei ihr die erste Empfehlung abgegeben. Es war die letzte, von der er Gebrauch machte.

Stephanie, die als eifrige Zeitungsleserin von Georgs Erfolgen Kenntnis erhalten hatte, empfing den jungen Musiker, der ihr Grüße vom „guten Papa“ brachte, mit ausnehmender Herzlichkeit. Sie war womöglich noch schöner geworden. In den neun Jahren, die seit ihrer einzigen Begegnung verflossen waren, hatten sich ihre Reize zur vollen Reife entfaltet. An Huldigungen aller Art gewöhnt, hatte sie eine ruhige Sicherheit in ihrem Auftreten gewonnen, die dem jungen Nortstetten, der noch vor der Schwelle der Dreißig stand, einen heiligen Respekt einflößte.

Damals hatte ein sehr befangener, beinahe schüchterner, ziemlich linkischer und zerstreuter junger Mann der strahlenden Stephanie gegenüber gesessen — dieser lange Musikant mit dunkelblondem Haar, mit hoher Stirn, scharfem Profil, dünnen Lippen, ganz rasiert, sehr kurzsichtig, auf dessen schmaler, ziemlich großer Nase der Kneifer mit den tief ausgeschliffenen Gläsern

durchaus nicht sitzen bleiben wollte, und der daher beständig mit dem Daumen und Zeigefinger festgedrückt und gerückt wurde — ein sonderbarer, keineswegs hübscher, aber ungewöhnlich und klug aussehender, einfach und elegant gekleideter junger Mann, der wie ein Mädchen errötet war, als ihn Stephanie, auf die frühere flüchtige Begegnung fußend, als alten Bekannten und jungen Freund begrüßt hatte.

Und was hatte sie aus ihm gemacht?!

Mit der sorgenden Zärtlichkeit einer älteren Schwester hatte sie sich sein Wohlbehagen angelegen sein lassen; sie hatte ihm seine Wohnung gemütlich hergerichtet; sie hatte ihn mit allen Leuten, die ihrem Schützling dienlich sein konnten, bekannt gemacht. Ihr Haus war das seine. Plötzlich war in ihr das bis dahin schlummernde Interesse für Musik erwacht. Wilprechts und Nortstetten fehlten bei keiner irgendwie nennenswerten musikalischen Aufführung. Stephanie war die erste und einzige, die Georgs Kompositionen, noch ehe die Tinte auf dem Notenpapier getrocknet war, hörte. Sie sah die große Oper „Bath-Seba" vom ersten Grundstein bis zur Vollendung des Werkes erstehen. Sie redete sich ein, daß sie die Oper auswendig kenne, was in Bezug auf den Text auch richtig war. Ihr Sinn für Musik war leider mäßig entwickelt. Die einzige Melodie, die sie mit einiger Sicherheit immer sogleich erkannte, war die „Wacht am Rhein". Aber sie war so klug, daß sie dieses völlige Deficit in ihrer Fassungsgabe sogar vor Georg zu verdecken wußte. Sie hatte von Georg mancherlei gehört und erlernt; sie bewegte sich nur in richtigen Allgemeinheiten und gab sich nie eine Blöße.

Der Umstand, daß man Georg fast täglich bei ihr traf, daß Wilprechts mit dem ziemlich auffälligen jungen Manne überall zusammen gesehen wurden, hatte natürlich zu boshaftem Gerede die Veranlassung gegeben. Aber die Leute hatten über Frau Stephanie Wilprecht schon öfter geschwatzt, und niemals hatte eine offenkundige Thatsache die klatschsüchtigen Vermutungen bekräftigt. Kein Mensch konnte genau sagen, ob die schöne Frau im sicheren Gefühle ihrer Unnahbarkeit etwas unvorsichtig, oder ob sie in der Bemäntelung des Unstatthaften eine Virtuosin war. Einer tieferen Leidenschaft, die sie zu verbergen hatte, war sie gewiß nicht fähig; ebensowenig traute man ihr auch zu, daß sie eine tiefe Leidenschaft erwecken könne. Man fand es ganz natürlich, daß die liebenswürdige und lebhafte Frau, die sich für alles mögliche interessierte, sich nach anregenderem Umgange sehnte, als ihn ihr herzlich unbedeutender Mann ihr zu gewähren vermochte. Der junge Nortstetten war ein sehr begabter und wohlerzogener Künstler. Man begriff, daß ihr seine Gesellschaft angenehm war. Man begriff auch, daß er sich in der Nähe der schönen und artigen Frau wohl fühlte. Und da das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden den Kommerzienrat in keiner Weise zu beunruhigen schien, so wurde es auch von der Gesellschaft einfach als ein solches anerkannt. Jedenfalls benahmen sich die beiden tadellos, und nichts wies auf eine zwischen ihnen bestehende Vertraulichkeit hin, die die Grenzen des Erlaubten überschritten hätte.

Da saß er noch immer neben Lolo! Er unterhielt sich augenscheinlich sehr lebhaft mit ihr. Der Kneifer fiel ihm noch öfter von der Nase als gewöhnlich. Das war nicht mehr der schüchterne junge Mann von ehedem, der nicht wußte, was er mit seinen etwas zu lang geratenen Beinen anfangen sollte. Er war bescheiden, aber durchaus sicher in seinem Auftreten. Er hatte sich schnell in der Schule der Gesellschaft gebildet. Stephanie war seine Lehrmeisterin gewesen.

Sie ärgerte sich doch, daß er nicht von Lolos Seite weichen wollte. Sie war ja nicht eifersüchtig ... lächerlich! Aber mein Gott, es waren doch auch andere Damen da! Die Gesellschaften würden ja tödlich langweilig werden, wenn sich die Leute so paarweis wie die Galeerensklaven aneinander schmieden lassen wollten.

Und Lolo war so jung!

Was hatten sie nur beständig zu tuscheln?

III.

Sie sprachen sonderbarerweise von ziemlich ernsthaften Dingen — Georg und Lolo. Sie hatten sich oft gesehen, aber nie gesprochen. Lolo gab sich über die Gesinnungen, die Stephanie gegen sie hegte, keinen Täuschungen hin und erwiderte sie redlich. Das stadtkundige innige Freundschaftsverhältnis zwischen der schönen Kommerzienrätin und Georg hatte also die reizende Lolo gegen den schlanken Musikanten eingenommen. Sie fand, daß er wie ein Jesuit aussehe; er war ihr unheimlich. Georg hatte seinerseits aus dem Munde seiner Gönnerin nur wenig Freundliches über Lolo vernommen; und die Thatsache, daß sie, die entzückende, zarte, bildhübsche Frau den achtundzwanzig Jahre älteren plumpen, schweren, dicken, gewöhnlich aussehenden Ehrike geheiratet hatte, diese Thatsache genügte Georg, um keine besonders hohe Meinung von ihr zu haben und den ungünstigen Urteilen, die er über sie hörte, Glauben zu schenken.

Und nun plauderten sie zum erstenmal miteinander; und sie waren wechselseitig erstaunt, wie falsch sie sich beurteilt hatten. Nach den ersten flüchtigen Hin- und Widerreden hatten sie das gleichzeitig bemerkt; ein jedes fühlte, daß es dem anderen unrecht gethan und etwas gut zu machen habe, und beide wetteiferten nun in dem Bestreben gegenseitiger Zuvorkommenheit. Sie waren ganz überrascht, wie schnell sie sich sympathisch einander genähert hatten, sie, die wohl ein Dutzendmal gesellschaftlich zusammengetroffen und sich immer geflissentlich aus dem Wege gegangen waren.

Georg sprach darüber unverhohlen seine Verwunderung aus.

„Ich habe Sie mir ganz anders gedacht," sagte er, während aus dem Tanzsaal die wohlthätig gemilderten Klänge einer Quadrille aus der „Großherzogin von Gerolstein" zu ihnen herüberdrangen, „ehrlich gesagt: viel anspruchsvoller, viel weniger liebenswürdig."

„Da Sie so offen sind, darf ich es ja auch sein," erwiderte Lolo, sich langsam fächelnd und ihn beständig mit ihren lachenden Augen gerade ansehend. „Ich habe mich vor Ihnen gefürchtet. Ich hielt Sie für

unglaublich sarkastisch und malitiös und hatte, als Sie sich mir vorstellen ließen, eine tödliche Angst, daß ich Ihnen durch irgend eine Ungeschicklichkeit Anlaß zu einer spitzigen Bemerkung geben könnte!"

„Daran ist wieder einmal mein unglückliches Gesicht schuld!" rief Georg. „Ich muß mir wahrhaftig den Bart wachsen lassen, denn solange ich mich rasiere, kann ich dem Verdachte, Intrigantenrollen zu spielen, nicht entgehen. Hoffentlich hat Sie meine völlige Harmlosigkeit inzwischen aber beruhigt. Ich habe nämlich gar kein Talent zum Sarkasmus. Und ich bin dem Berliner Leben und gesellschaftlichen Treiben viel zu dankbar, als daß ich mich zu spitzfindigen Bemerkungen aufgelegt fühlen sollte."

„Sie leben also gern in Berlin?"

„Leidenschaftlich. Und im Gegensatze zu vielen anderen muß ich mich sogar als einen aufrichtigen Freund dieser viel verlästerten Wintergesellschaften bekennen, die in Wahrheit wirklich viel besser sind als ihr Ruf."

„Ich werde mich hüten, Ihnen zu widersprechen," sagte Lolo lächelnd. „Ich gehöre ja zu den wenigen Berlinerinnen, die aus einer Berliner Familie stammen. Ich möchte wetten, daß Sie in der ganzen Gesellschaft hier kaum ein Dutzend meinesgleichen finden. Wilprechts und wir — wir kommen aus dem Osten der Stadt, wie vielleicht noch drei oder vier andere. Alle übrigen sind Zuzügler der letzten zwanzig Jahre. Erkundigen Sie sich einmal, ob unter den hundertundfünfzig Gästen, die hier zusammen sind, auch nur ein halbes Dutzend Personen aufzutreiben sind, die innerhalb der letzten zehn Jahre eine Einladung von jenseits des Dönhoffplatzes erhalten und angenommen haben. Unser Berlin, das Berlin, in dem wir hier leben, hat eigentlich noch gar keinen bestimmten Charakter, und ich kann mir ganz gut vorstellen, daß es vielen nicht gefällt, und daß man von unseren Gesellschaften nicht sehr erbaut ist."

„Ich begreife es nicht," fiel Georg lebhaft ein. „Man ladet mich in schöne behagliche Räume, in denen dies und das meine Aufmerksamkeit fesselt und mir künstlerische Freude gewährt. Ich habe nur artige Wirte kennen gelernt, deren Benehmen mich glauben machen muß, daß ich ihnen wirklich willkommen bin. Ich sehe interessante Männer, schöne Frauen, hübsche Mädchen. Jedermann, mit dem ich absichtlich oder zufällig einige Worte wechsele, oder mit dem ich mich auch in eine etwas längere Unterhaltung einlasse, erweist mir die vollkommenste Höflichkeit und zeigt das Bestreben, sein Bestes zu geben. Daß es mitunter nicht viel ist — du mein Gott, das ist ja ganz natürlich. Aber was darf ich denn mehr von der Gesellschaft verlangen, als die Gewährung der günstigsten äußerlichen Bedingungen zu einer zwanglosen und leichten Begegnung mit Leuten, mit denen ich sonst sehr mühsam oder gar nicht zusammentreffen würde? Die Oberflächlichkeit der Unterhaltung, über die man die Nase rümpft, scheint mir vielmehr eine Grundbedingung des Wohlbefindens der Gäste zu sein. Ich mache einen Unterschied zwischen Gesellschaften und Geselligkeit. Um meinem Gemüte und Geiste Nahrung zuzuführen, um mich seelisch zu vertiefen und mein Herz zu erheben, habe ich mir noch nie den Frack angezogen. Das, meine ich, kann jeder mit sich abmachen, wann er gerade dazu aufgelegt ist. Dazu braucht man nicht auf die große weiße Einladungskarte mit dem schönen lithographischen Aufdruck zu warten."

„Aber in früheren Zeiten . . ."

„Ach, meine Gnädige," fiel Georg lächelnd ein, „was ich von der früheren Berliner Gesellschaft, der Gesellschaft der Rahel und Henriette Herz gehört habe, mit ihren ästhetischen Blüten, mit ihren Geistesblitzen und gelehrten Auseinandersetzungen über die grenzenlosen Fragen der Kunst und Wissenschaft — es mag ja sehr schön, sehr gehaltvoll und bedeutend gewesen sein; aber, offen gesagt, gereizt hat es mich nie! Mir sind diese großen ‚routs', wenn sie sich innerhalb eines gewissen Bezirkes halten und nicht, wie bei den offiziellen Empfängen, einfach als ein Defilé der gesellschaftlichen Parade zu betrachten sind, tausendmal lieber. Da kann ich thun und lassen, was ich mag, und so dumm sein, wie ich will. Und wenn ich jemand finde, der mir gefällt, dann setze ich mich zu ihm und schwatze mit ihm, solange ich ihn und mich nicht langweile. Gerade wie ich jetzt mit Ihnen schwatze."

„Sie wollen eben nur das Licht sehen, aber es sind doch auch tiefe Schatten da. Denken Sie doch nur, wie diese Gesellschaften einen kleinlichen Ehrgeiz anfachen, die albernste Eitelkeit fördern, welche Opfer an Zeit, Gesundheit, Lebensfreude sie fordern! Ich amüsiere mich ja bisweilen auch sehr gut; aber im großen und ganzen, finde ich, kommt man nicht auf die Kosten. Unter zehn Gesellschaften ist doch höchstens eine, die der Mühe verlohnt. Die neun anderen sind langweilig oder thöricht. Bald ist es ein Wettlauf um die Excellenz, bald wird eine Berühmtheit vorgeführt, bald ist es eine erzwungene Zahlung gesellschaftlicher Verbindlichkeiten, bald eine Zurschaustellung einer neuen Erwerbung, einer glänzenden Toilette — immer mit der deutlich ausgesprochenen Absicht, daß darüber gesprochen, daß der Neid der lieben Nächsten erweckt werde! Ich habe mir fest vorgenommen, in diesem Winter wenig auszugehen . . ."

Georg lächelte.

„Sie scheinen mir nicht zu glauben?" fuhr Lolo fort, die Georgs ungläubige Miene wohl bemerkt hatte.

„Verzeihen Sie!" versetzte der Komponist. „Es fällt mir nur auf, daß ich beinahe von allen Damen, denen ich in Berlin begegnet bin, zu Beginn eines jeden Winters dieselbe Versicherung mit demselben treuherzigen Ausdrucke gehört habe: daß sie sich in den nächsten Monaten aus dem gesellschaftlichen Treiben in die beschauliche Häuslichkeit zurückziehen wollen. Zum Glück treten immer besondere Verhältnisse ein, die sie von ihrem Vorhaben abbringen. Die Gesellschaften hören darum nicht auf, und ich freue mich darüber. Denn sonst wäre ich schon um manches Vergnügen gekommen, z. B. um das, Sie kennen zu lernen."

„Es wäre vielleicht besser gewesen," entgegnete Lolo unbedacht.

Georg bog sich unwillkürlich zurück und sah sie fragend an. Beide schwiegen einige Augenblicke. Lolo blickte auf ihren Fächer und zupfte an den Federn.

Die Stimmung war mit Einem Schlage wie umgewandelt.

Sie hatten beide die deutliche Empfindung, daß irgend etwas, das sie beide berührte, auf einmal anders war als vorher — sie wußten nicht, was? sie wußten nicht, wie? War etwas gelöst? War etwas geknüpft? Vielleicht das eine und das andere. Sie legten sich keine Rechenschaft davon ab; aber als ihre Blicke sich wieder begegneten, waren es nicht mehr dieselben, die sie früher getauscht hatten.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Georg erstaunt.

Lolo war etwas verlegen. Sie zupfte noch immer an den Auerhahnfedern ihres Schildpattfächers.

„Ich habe mir ursprünglich eigentlich gar nichts Besonderes dabei gedacht. Ich habe es gesagt, wie ich auch anderes gesagt hätte ... Aber Ihre Frage macht mich ganz befangen und ängstlich. Ich bin so abergläubisch!“

So sehr sich Georg auch bemühte, den früheren Ton wieder anzuschlagen, so lebhaft auch Lolo bestrebt war, darauf einzugehen, es wollte ihnen beiden nicht gelingen. Es war keine Verstimmung, aber es war eine Umstimmung.

Jetzt rauschte Stephanie zum viertenmal an ihnen vorüber, immer in derselben lächelnden und anmutigen Hoheit der aufmerksamen Wirtin, und zum viertenmal nickte sie Lolo zu. Der wundersam feine Ahnungssinn der beteiligten Frau sagte ihr, daß zwischen den beiden irgend etwas vorgefallen war. Mit dem gewinnendsten Lächeln trat sie an die beiden heran. Die Tanzmusik war inzwischen verstummt. Der große Saal hatte sich etwas geleert. In den anstoßenden Räumen und dem schönen Gewächshause suchten die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen Kühlung. Die jungen Damen atmeten tief und fächelten sich, die Herren trockneten sich die Stirn und lächelten dazu, als ob sie einen ausgezeichneten Witz machten.

„Jetzt muß ich Ihnen unsern lieben Doktor auf kurze Zeit entführen,“ sagte Stephanie mit dem freundlichsten Ausdruck und ohne irgendwelche wahrnehmbare boshafte Beimischung. Und sich an Georg wendend, fügte sie hinzu: „Darf ich Sie jetzt an Ihr liebenswürdiges Versprechen erinnern? Der erste Teil des Balles ist zu Ende. Wir machen jetzt eine Pause ... Dann gehen wir zu Tisch ... Wenn Sie uns allen also die große Freude machen wollen ... jetzt ist der beste Augenblick! Ich habe den Flügel schon in den Saal rollen lassen ...“

Georg hatte sich erhoben. Er blickte Stephanie fast wehmütig an und sagte, während er sein Kinn streichelte, in mitleiderweckendem Tone: „Muß es denn sein? Sie wissen, ich lasse mich nicht nötigen und habe Ihnen keine Bitte abzuschlagen. Aber ich habe so ganz und gar keine Lust, und den anderen mache ich auch kein Vergnügen. Die unterhalten sich jetzt viel lieber! Die warten aufs Souper und auf den Tanz. Ihre musikalischen Bedürfnisse sind vorhin durch die Sängerin und den Geiger voll befriedigt. Wahrhaftig, ich langweile die Leute nur, wenn ich ihnen etwas auf dem Klavier vorpauke, was sie so ohne Text, ohne Zusammenhang gar nicht verstehen können ...“

„Aber, Doktor!“ sagte Stephanie mit vorwurfsvollem Ernste.

„Morgen will ich Ihnen die ganze Oper vorspielen, wenn Sie wollen! Aber heute — ich bitte Sie, verehrteste Gönnerin — erlassen Sie mir's heute!“

„Es thut mir leid. Ich hatte mich so auf mein Finale gefreut,“ versetzte Stephanie ruhig, bei dem Worte „mein“, das sie ganz leise betonte, mit einem kaum merklichen Seitenblick Lolo unwillkürlich streifend, „aber ich will Sie natürlich nicht quälen ...“

„Sie sind mir am Ende böse,“ sagte Georg, um Stephanie, die sich abwenden zu wollen schien, zurückzuhalten.

„Aber durchaus nicht!“ versetzte die Wirtin mit erzwungener Artigkeit.

„Nun, ich wäre Ihnen böse,“ fiel Charlotte harmlos ein. „Wenn Sie mir's versprochen hätten und mich und meine Gäste dann um die Freude brächten ...“

Ohne weiteres zu sagen, zog Georg den Handschuh von den langen, ziemlich schmalen Fingern der Linken, klemmte ihn mit dem der Rechten in den Klapphut ein und schob seine schlanke Gestalt mit der ihm eigentümlichen Schwenkung des Oberkörpers durch die zum großen Saale führende Thür, an der mehrere Gruppen plaudernd standen.

Die beiden Damen folgten.

„Mein Finale! wenn ich bitten darf!“ rief ihm Stephanie nach, und sich an die nächsten Gäste wendend, sprach sie mit einer gewissen Wichtigkeit: „Dr. Nortstetten will die Liebenswürdigkeit haben, uns aus seiner neuen Oper etwas vorzuspielen ...“

Der Kommerzienrat hatte die Worte seiner Frau vernommen und trug sie geschäftig von einem Zimmer ins andere.

„Aus ‚Bath-Seba‘! Nortstettens neuer Oper! Großartig! ... Wenn ich bitten dürfte, meine Herrschaften ...“

Die Gesellschaft flutete aus allen Räumen in den großen Saal zusammen.

„Aus ‚Bath-Seba‘! Wir werden die Oper in diesem Winter noch hören,“ sagte der Wirt noch diesem oder jenem, den er bei seinen Ankündigungen übergangen zu haben fürchtete.

„Mein Finale!“ lächelte die Wirtin nach allen Seiten. „Das Liebesduett zwischen David und Bath-Seba. Schluß des zweiten Aktes ... prachtvoll!“

„Aus der neuen Oper des Doktors, ‚Bath-Seba‘. Die ersten Vorproben beginnen schon in dieser Woche,“ erklärte der Kommerzienrat an einer anderen Ecke des Saales.

„Meine Lieblingsnummer. Der Schluß des zweiten Aufzugs ... mit Harfen. Sie werden ja hören ... entzückend!“ sagte Stephanie zu neu Hinzutretenden.

„Aus ‚Bath-Seba‘, Excellenz,“ bemerkte der Wirt dem russischen General. „Von unserem jungen Freunde, Dr. Nortstetten. Er wird das Ereignis der Saison.“

„Auf die Harfenstelle mache ich Sie ganz besonders aufmerksam, liebe Gräfin!“ flüsterte Stephanie einer außerordentlich kräftig und ländlich aussehenden Dame zu, aus so vornehmer Familie, daß sie sich nicht die Mühe zu geben brauchte, vornehm auszusehen.

„Die Melodie haben die Oboen, und dann setzen die Harfen ein . . . ganz süperb!“

Inzwischen hatte Georg den Flügel geöffnet, seinen Kneifer fallen lassen und sich bis zur Rücklehne des Stuhles zurückgebogen, die Hände auf die Kniee legend und die eintretende Ruhe erwartend. Das Scharren mit den Stühlen hörte auf, das Gesumm und Gesurr wurde leiser und verstummte gänzlich, als der Kommerzienrat mit etwas erhobener Stimme zu Nutzen derer, die es vielleicht immer noch nicht erfahren haben sollten, verkündete:

„Also aus ‚Bath-Seba‘, der noch nicht aufgeführten Oper von Georg Nortstetten!“

„Ich danke Ihnen noch für Ihre liebenswürdige Unterstützung,“ flüsterte Stephanie kaum hörbar Lolo zu, während sie, als die letzte Dame der Gesellschaft, dem Flügel gegenüber sich auf den leeren Stuhl neben Lolo behutsam niederließ. Trotz des aufrichtig freundlich wirkenden Ausdrucks, mit dem diese Worte gesäuselt wurden, war Stephanie ihrer Nachbarin im Grunde des Herzens ganz und gar nicht dankbar; es hatte sie im Gegenteil schwer verdrossen, daß Georg sich zunächst gesträubt und dann sogleich, sobald Lolo, die die Geschichte doch eigentlich gar nichts anging, eingegriffen, sich willfährig gezeigt hatte.

Mit dem ersten Accorde, den Georg angeschlagen hatte, wies sein Gesicht eine ganz wundersame Veränderung auf. Ein tiefer, beinahe düsterer Ernst lagerte auf den sonst so lebhaften und leichtbewegten Zügen und bannte sie zu einer beinahe feierlichen Starrheit. Er schien die Umgebung, die mit mehr oder minder erheucheltem Interesse und Verständnis seinem Spiele lauschte, vollkommen vergessen zu haben. Er sah nicht den glänzenden Saal im übermütigsten Rokokogeschmacke mit den geschwungenen Linien der Wandfelder und Supraporten und den pausbäckigen Amoretten, die sich im Spiel und Tanz vergnügten. Er sah nicht die zarten rosa und bläulichen Töne, die ihn umgaben. Er sah nicht die blendenden Nacken, auf denen die Geschmeide funkelten, nicht die frischen Blumen in den wohlgeordneten Haaren der eleganten Frauen; er sah auch nicht die Eine, die ihn unwillkürlich beschäftigte, und die keinen Blick von ihm ließ, während sie jetzt den geschlossenen Fächer mit den Auerhahnfedern in ihren kleinen, schmalen Händchen fest umspannte; und auch nicht deren Nachbarin, deren Blicke mit frohgemuter Siegesgewißheit die Reihen der Gäste überflogen, den Kopf kaum merklich mit dem Rhythmus des Spiels bewegend und den Zeigefinger der rechten Hand bei gewissen Stellen ein wenig aufhebend, als empfinde sie dabei etwas Besonderes, und als habe sie zugleich das Bedürfnis, die Kenner darauf noch besonders in diskreter Weise aufmerksam zu machen. Bei einem Pianissimo blickte sie mit hochgezogenen Brauen verständnisinnig zur Gräfin hinüber, wiegte sich etwas zwangloser und machte mit der Rechten wahrnehmbarer die Bewegung des Taktierens; sie glaubte, es wäre die bewußte Harfenstelle, die längst vorüber war.

Von alledem hatte Georg nichts bemerkt. Er war ganz und gar bei der Sache. Mit finsterem Ernste starrte er vor sich hin, über die Tasten, auf die Firma des Fabrikanten, ohne den Blick auch nur einmal zu erheben. Er spielte ohne alle Unarten, ohne Geziertheit, in gemessenster Haltung. Er hatte sich während des Spielens völlig entfärbt. Er sah in diesem Augenblicke wirklich bedeutend aus; man durfte ihn in seiner Weise schön nennen.

Lolo hatte den Kopf langsam und unwillkürlich vorgebeugt, sie hielt die Lippen fest geschlossen und atmete tief; ihre Hände umspannten noch immer den Fächer. Sie wandte keinen Blick von dem Spieler, dessen fast weihevolle Strenge sich der Umgebung mitzuteilen schien. Sie verstand nicht, was er spielte; sie wußte nicht: war es gut, war es nicht gut? Aber sie fühlte sich tief ergriffen. Ein Etwas wirkte auf sie geheimnisvoll und mächtig. Vielleicht war es der Zauber der Töne, vielleicht auch etwas anderes. Sie war wie entrückt, sie wußte kaum, daß musiziert wurde, daß sie einem schlanken, blassen Komponisten mit üppigem dunkelblonden Haar gegenüber saß, den sie unbewußt anstarrte. Sie legte sich nicht Rechenschaft ab von dem, was sie hörte und sah.

Eine etwas plötzliche Bewegung der lebhaften, ihr volles Entzücken unverhohlen zur Schau tragenden Wirtin weckte sie aus ihrer seltsamen Träumerei. Sie blinkte, richtete sich auf und seufzte leise. Ihr Blick fiel auf die Thür ihr gegenüber. Da stand ihr Mann, der gerade die Hand vor den Mund hielt, um sein Gähnen zu verbergen. Der breite, gedunsene, von der Hitze gerötete Kopf, mit dem kurzgeschorenen strohblonden Haar und Backenbarte, dieser gewöhnliche Kopf auf dem kurzen Stiernacken, — dieser breite, schwere, dicke Mann erschien ihr auf einmal in seiner früher kaum bemerkten Häßlichkeit. Sie betrachtete ihn wie einen Fremden aufmerksam, lange; ihre Stirn legte sich in Falten, und wahrhaft erschrocken wandte sie sich ab, als Ehrike, ihren prüfenden Blick endlich gewahrend, ihr mit breitem Schmunzeln grüßend zulächelte.

Stephanie hatte alles beobachtet: Lolos Entrücktheit und Ernüchterung bei dem Anblicke des wohllebigen Gustav Ehrike. Sie wußte noch nicht recht, was sie aus alledem machen sollte, aber es war ihr nicht ganz geheuer. Sie schwenkte ihren Fächer etwas stärker und zeigte ihre Zähne etwas mehr als vorher.

Mit rauschenden Accorden hatte Georg geschlossen, und donnernder Beifall erscholl von allen Seiten. Georg dankte ziemlich linkisch, setzte den Kneifer wieder auf und stahl sich ins Nebenzimmer, gefolgt von einigen Musiknärrinnen, die ihm noch etwas Besonderes sagen zu müssen für ihre Pflicht hielten.

„Nicht wahr? Herrlich! Mein Finale!“ sagte Stephanie bald zu diesem und zu jenem. „Und haben Sie die Harfenstelle bemerkt? Entzückend! Was? . . . die Oboen haben da die getragene Melodie . . . Wie wird das erst im Orchester klingen!“

Es wogte und lärmte wieder in den kleineren Zimmern, während ein paar Dutzend Diener im großen Saale die Tische zum Abendessen aufstellten und herrichteten. Die wenigen, die etwas von Musik verstanden, waren von dem vorgetragenen Bruchstücke aufrichtig entzückt, und die anderen sprachen es den wenigen nach.

Georg hatte sich dem Schwarm der ihn mit Glückwünschen Umringenden entzogen und war in das letzte, im Gegensatz zu den übrigen Räumen matt mit grünen Schirmlampen beleuchtete Zimmer geflüchtet: in die Bibliothek des Kommerzienrats. Da standen in prächtigen Bänden die nie gelesenen Klassiker aller Völker in den schönsten Ausgaben und reichsten Einbänden, wertvolle Kunstwerke ꝛc. Von den hohen Regalen blickten die Köpfe des Homer, Dante, Shakespeare, Molière und Goethe ernst auf das leere Zimmer mit dem grünen Teppich, dem grünen Tisch und den schweren grünen Ledermöbeln herab. Das Zimmer war von dem gesellschaftlichen Treiben so weit entfernt, daß Georg sich unbeachtet den Luxus einer geheimen Cigarette gönnen durfte. In der dunkelsten Ecke ließ er sich auf einen der breiten Sessel nieder, streckte die langen Beine von sich und blies den blauen Rauch der Cigarette gedankenlos vor sich hin. Wirklich gedankenlos. Sein Kopf war voll von Tönen. Er hörte das Orchester, und unabsichtlich machte er mit der Linken die dämpfende Bewegung des Kapellmeisters beim Decrescendo.

Da stand auf einmal, wie aus dem Boden geschossen, jemand vor ihm. Der dicke Teppich hatte die Schritte des Kommenden gedämpft. Ein schwerfälliger, starker Herr mit den wulstigen Aufschichtungen des Wohllebens, ein Marienbader Stammgast mit hochrotem Kopfe, kurzatmig und häßlich.

„Bitte, bitte!“ sagte Gustav Chrike zu Georg, der sich erheben und die Cigarette in den Aschenbecher werfen wollte, indem er ihn auf den Sessel möglichst sanft zurückdrückte. „Nur nicht genieren! .. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: Gustav Chrike ... bitte, bitte!“ Er vereitelte nochmals Georgs Versuch, aufzustehen. „Sie haben uns alle entzückt, Herr Doktor! namentlich die Harfenstelle ... wirklich großartig!“

„Sie beschämen mich.“

„Großartig, sage ich Ihnen! Und Sie sollen Ihre Freude erleben! Am ersten Abend sind wir natürlich alle da! Und sehen Sie sich einmal die Hände an! Was? Wir verfehlen keine Vorstellung, meine Frau und ich ... Apropos ... Sie kennen doch meine Frau? Ich glaube, ich habe sie vorhin zusammen sprechen sehen ...“

„Ich habe heute Abend die Ehre gehabt, der gnädigen Frau vorgestellt zu werden.“

„Charmant ... meine Frau ist nämlich auch sehr musikalisch ... Wenn sie eine Oper einmal gehört hat, — sie spielt Ihnen gleich alles nach! Richard Wagner! was Sie wollen! Ehrlich gesagt: mein Fall ist es nun gerade nicht, Richard Wagner! Aber das sind Geschmackssachen! Und das verstehen Sie besser als ich! Hoho!“ Er lachte laut auf, als ob er etwas sehr Scherzhaftes gesagt hätte. Währenddem hatte er einen Stuhl herangerückt und sich gewichtig neben Georg niederfallen lassen. Die Federn ächzten unter der zwei Centner schweren Belastung.

„Ja, was ich Ihnen also sagen wollte,“ fuhr Gustav fort. „Ja so! Sie haben wohl einen großen Kreis? Natürlich! Man reißt sich um Sie!“

Georg machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich kenne das!“ rief Gustav und lachte noch stärker als vorher. „Kenne ich doch! Aber ... wenn Sie Ihr Weg zufällig einmal durch die Regentenstraße führt ...“

„Sie sind sehr gütig! Ich würde mir jedenfalls die Freiheit genommen haben ...“

„Bitte, bitte! Und ganz sans gêne!“ Gustav lachte wieder. „Große Ansprüche dürfen Sie natürlich nicht machen ... kein Luxus, wie anderswo! ... aber bequem und gemütlich! Und Gemütlichkeit über alles! Hoho!“ Gustav lachte noch einmal los.

„Aber, meine Herren! zu Tisch! zu Tisch!“ rief der Kommerzienrat an der Schwelle der Thür. „Ah! hier haben Sie gesteckt, Doktor! Wir fürchteten schon ... Ah so, die Cigarette!“ Max lachte nun auch, und ohne irgendwelchen Grund stimmte Georg ein. Wer die drei aus der Bibliothek hätte hervortreten sehen, der hätte glauben müssen, daß ihnen irgend etwas unendlich Ergötzliches zugestoßen sei.

Die Gesellschaft hatte schon an den kleinen Tischen Platz genommen. Lolo hatte ein transatlantischer Attaché geführt. Der russische General saß neben der Dame vom Hause. Georg hatte keine Dame. Es war ihm ganz angenehm. Weniger angenehm war es ihm, daß Chrike sich neben ihn setzte. Denn der starke Herr atmete laut und lachte ohne irgend welchen Anlaß sehr auffällig. Glücklicherweise aß und trank er sehr viel, und währenddem wandte sich Georg zu seinem andern Nachbarn, Dr. Martin Strelitz, dem Feuilletonredakteur des angesehensten Blattes, einem ungewöhnlich geistvollen und unterrichteten Schriftsteller.

Strelitz war wegen seiner scharfen Feder und ganz besonders wegen seiner noch schärferen Zunge zwar sehr gefürchtet, aber zugleich auch wegen seines kaustlichen Witzes und seiner thatsächlichen Gutmütigkeit ungemein beliebt. Er war von unantastbarer Ehrenhaftigkeit, besaß die besten gesellschaftlichen Formen und verkehrte in den ausgesuchtesten Kreisen. Er hatte ein gefährliches Gedächtnis für alle Personenfragen. Er kannte alle Welt, alle verwickelten Familienverzweigungen, alle Geschichten. Vor zwanzig Jahren war er aus Königsberg nach Berlin gekommen und hatte sich so vollkommen eingelebt, daß er allgemein für einen Berliner gehalten wurde. Georg und Martin waren sich schon öfter begegnet und hatten an einander Gefallen gefunden. Sie waren mehrfach nach einem gesellschaftlichen Abend noch zusammengeblieben und hatten im Café Bauer oder sonstwo einen gemeinsamen Schlaftrunk genommen.

„Ja!“ schloß Dr. Strelitz eine längere, mit leiser Stimme geführte Unterhaltung, während Chrike neben ihnen hörbar kaute. „Diese zarte Nymphe und dieser dickwanstige Silen! Es haben viele Leute nicht begreifen können, daß die braungelockte Elfe Lolo das Megatherion Chrike geheiratet hat ... Ich erzähl' es Ihnen ... nachher, wenn Sie wollen ...“

„Wir gehen zusammen zu Bauer?“

„Abgemacht!“

Die Wirtin gab das Zeichen zur Aufhebung der Tafel. Ein nervenreizendes Scharren und Rücken von hundert Stühlen auf einmal, Verbeugungen, „Mahl=

zeit!" — der große Saal entleerte sich abermals. Die rauchenden Herren suchten sich auf möglichst geschickte Weise ihrer Damen zu entledigen und begaben sich nach den in den untern Wohnräumen hergerichteten Rauchzimmern, in denen auch bayerisches Bier in Fässern aufgelegt war.

Nach kurzer Frist setzte das Orchester wieder ein, und der endlose Cotillon mit dreißig Touren, den ein Schwedter Dragoner flott kommandierte, nahm seinen Anfang.

IV.

Während die tanzenden Paare mit Jockeymützen und Reitgerten, große, mit Seidenpapier bespannte Reifen durchspringend, durch den Saal rasten, hatten Georg und Martin den Ausgang gewonnen. An der Thür blieb Georg plötzlich stehen.

„Noch einen Augenblick!" sagte er zu Martin. „Ich möchte mich doch der liebenswürdigen Wirtin empfehlen."

„Ich erwarte Sie unten, vor der Thür. Ich sehne mich nach der Luft und einer Cigarre."

„Ich folge Ihnen in zwei Minuten."

Georg war nicht ganz aufrichtig gewesen. Es war der Wunsch, Lolo noch einmal zu sehen, der ihn zurückhielt. Eben führte sie ein schlank gewachsener Lieutenant auf ihren Platz zurück und setzte sich neben sie. Georg trat heran und sich vor beiden gleichzeitig verneigend, sagte er zu Lolo:

„Herr Ehrike hat die Liebenswürdigkeit gehabt, mich aufzufordern, Sie zu besuchen. Wenn Sie mir also gestatten, werde ich in den nächsten Tagen die Ehre haben . . ."

„Bestimmen Sie lieber gleich einen Tag, damit Sie mich sicher treffen. Aus Visitenkarten mache ich mir nicht viel."

„Aber, wann Sie befehlen, gnädige Frau! Mir ist jeder Tag recht."

„Heute ist Donnerstag . . . Also Sonnabend, wenn es Ihnen paßt? Ach nein," unterbrach sie sich. „Sonnabend finden Sie zu viel Leute. Also: Sonntag! . . . Aber das ist noch so lange hin! . . Wie wär's morgen? In den Nachmittagsstunden zwischen drei und fünf treffen Sie mich sicher."

„Also morgen!" Georg verneigte sich, sie reichte ihm freundlich die auffallend kleine Hand, die sich in der seinigen fast verlor; und nachdem er mit ihrem Tänzer einen höflichen Gruß ausgetauscht hatte, wandte er sich ab. Er blieb in einiger Entfernung von ihr stehen, und unter dem Vorwande, nach der Wirtin zu spähen, sah er sie noch einmal aufmerksam an. Sie war wirklich entzückend. Der Tanz hatte das schmale, edel und lieblich geformte Gesicht leicht gerötet und die Arbeit des Haarkünstlers, durchaus zum Vorteile der natürlichen Schönheit, einigermaßen zerstört. Die spanischen Löckchen an Stirn und Schläfe hatten sich gelockert und ringelten sich nun in ihrer reizenden ungekünstelten Willkür. Die üppigen tiefbraunen Haarwellen mit einem merkwürdig metallenen Schimmer hatten sich leicht gehoben. Unter den starken dunkeln Brauen strahlten die wunderschönen Augen; der Blick hatte mitunter das schwärmerisch Verschleierte, das Kurzsichtigen zu eigen zu sein pflegt, aber er belebte sich im Gespräche und war beinahe rührend in seiner muntern Mädchenhaftigkeit. Und dieser reizende neckische Zug um die Lippen! Und dieser ziemlich lange, runde Hals einer erblühten Jungfrau! Und diese schmalen zierlichen, runden Schultern! Sie war vierundzwanzig Jahre alt, sie erschien Georg wie ein Mädchen von siebzehn Jahren.

Aber da tauchte an einem der Eingänge Stephanie auf, unermüdlich in ihrem Eifer als artige Wirtin, herrlich und prangend wie zuvor . . . Georg hatte eine unangenehme Empfindung. Er kam sich undankbar vor, und zum erstenmal in seinem Leben beschlich ihn eine unfreundliche Regung gegen Stephanie, der er sich verpflichtet fühlte. Er gab sich die größte Mühe, diese Anwandlung, deren er sich schämte, zu meistern. Er ging auf sie zu und sagte leise: „Ich muß mich empfehlen, aber ich will doch nicht gehen, ohne Ihnen wiederum zu danken und eine gute Nacht zu wünschen."

„Bleiben Sie doch noch!" Eine unliebsame Bemerkung schwebte ihr auf der Zunge, aber sie unterdrückte dieselbe.

„Dr. Strelitz erwartet mich unten. Wir haben uns verabredet."

„Man sieht Sie doch morgen? Wie gewöhnlich? Zwischen drei und fünf?"

„Morgen?" wiederholte Georg. „Morgen wird es sich schlecht machen. Ich habe Vormittags Chorprobe, und muß am Nachmittag arbeiten. Aber Sonnabend, wenn es Ihnen recht ist." Georg hielt es für überflüssig, die Verabredung mit Lolo zu erwähnen.

„Also Sonnabend," sagte Stephanie mit einer gewissen Ergebung. „Vielleicht können Sie es doch morgen ermöglichen. Ich würde mich freuen . . ."

„Wenn es sich irgendwie machen läßt: morgen; sonst Sonnabend! . . . Und nun gute Nacht! Ich will mich unbemerkt davon schleichen. Es war reizend bei Ihnen."

„Gute Nacht."

Stephanie drückte ihm unauffällig mit zärtlicher Vertraulichkeit die Hand. Georg richtete es so ein, daß er noch einmal bei Lolo vorbeigehen mußte und einen flüchtigen Gruß ihrer braunen Augen auffangen konnte. Dann eilte er die breite Treppe hinab, zog in der Garderobe seinen Ueberrock an und trat auf die Straße.

Es fiel in nicht wahrnehmbaren Tröpfchen feucht von dem niedrigen dunkeln Novemberhimmel herab. Der Tiergarten lag als schwarze, unheimliche Masse da, die im matten Schimmer der Gaslaternen eben nur als solche zu erkennen war. Vor dem Hause, aus dessen erstem Stockwerke das helle Licht hervorquoll, hielten in langer Reihe die herrschaftlichen Wagen und Droschken. Die herrschaftlichen Kutscher, welche die Mäntelkragen aufgeschlagen hatten, waren auf ihren Böcken in tadelloser Haltung eingeschlafen. Die Mietskutscher aber standen in kleinen Gruppen bei einander und unterhielten sich. Georg blickte die Straße hinunter. Sie war leer. In den zufälligen Unebenheiten und Vertiefungen der Quadersteine hatten sich auf dem

feuchten, klebrigen Pflaster kleine Pfützen gebildet, auf denen die Gasflammen sich mutwillig widerspiegelten. An der nächsten Ecke erblickte Georg den Doktor, der, ohne des unangenehmen Wetters zu achten, in großer Behaglichkeit vor sich hinschlenderte und rauchte.

„Ich habe Sie länger warten lassen, als mir lieb ist," sagte er, nachdem er den Doktor erreicht hatte.

„Hat gar nichts zu sagen . . ."

„Frau Wilprecht hat mich aufgehalten; und ich habe auch mit Frau Ehrike noch ein paar Worte wechseln müssen. Eine reizende Frau übrigens, Frau Ehrike!"

„Das will ich meinen! Und die Gescheiteste der ganzen Gesellschaft!"

„So?! Ja sagen Sie mir, wie ist es möglich gewesen . . . Sie wollten mir ja die Geschichte ihrer Verheiratung erzählen?"

„Da muß ich weit ausholen!"

„Wir haben ja nichts zu versäumen. Und die Geschichte interessiert mich."

Während die beiden langsam, als wäre es ein kühler Frühlingstag, in der feuchten, kalten, traurigen Novembernacht auf der Seite der Bäume durch die Lenné- und Königgrätzerstraße dahergingen, das Brandenburger Thor durchschritten und den verödeten, schlecht beleuchteten Teil der Linden bis zur Friedrichstraße zurücklegten, erzählte Martin dem aufmerksam folgenden Georg die Geschichte dieses eigentümlichen Ehepaares.

V.

Im Osten der Stadt, noch hinter dem heutigen Wallnertheater, befanden sich in den dreißiger Jahren umfangreiche unbebaute Strecken, die zu Holz-, Torf- und Kohlenlagerstätten benutzt und allgemein die „Wilprechtschen Grundstücke" genannt wurden. Da war auch in der Nähe, an der Ecke der Langen- und Koppenstraße, das Wilprechtsche Geschäft, der größte Holzhandel nicht bloß Berlins, sondern vielleicht des ganzen nordwestlichen Preußens. Das Haus, das schon im vorigen Jahrhundert begründet, wurde jetzt im dritten Geschlechte von Thaddäus Wilprecht geleitet.

In dasselbe trat im Jahre 1839 ein armes Waisenkind, dessen Vormund Thaddäus Wilprecht war, der dreizehnjährige Gustav Ehrike, nachdem er die erste Klasse der Volksschule durchgemacht hatte, als Laufbursche ein. Er war ein aufgeweckter, gewandter und hübscher Junge, und der alte Wilprecht versuchte es nach einiger Zeit mit ihm im Comptoir. Er schlug ein, war fleißig und geschickt, und so rückte er im Jahre 1843 als siebzehnjähriger Jüngling zum Commis mit einem kleinen Gehalte auf. Der Alte hatte den jungen Menschen wirklich lieb. Er hatte ihn zu sich ins Haus genommen, und es läßt sich nicht in Abrede stellen: Gustav benahm sich tadellos. Wilprecht behandelte ihn wie eines seiner Kinder. Der Alte war ein überaus gutmütiger, schwacher Mann, aber ein klarer Kopf und tüchtiger Händler.

Das Haus wurde von seiner ältesten Tochter Adelheid geleitet, die die Energie ihrer verstorbenen Mutter geerbt hatte. Wie diese hatte sie ein gewöhnliches Aussehen, breite feste Züge und eine Gestalt, die des Liebreizes durchaus ermangelte. Sie war durch den Tod ihrer Mutter früh selbständig geworden und regierte mit unbeschränkter Machtvollkommenheit. Alle Welt zitterte vor ihr, alle thaten blindlings, was sie anordnete. Die Dienstmädchen flogen, wenn sie ihre Stimme hörten. Ihr zehn Jahre jüngerer Bruder Maximilian, der körperlich und geistig ein Schwächling war — unser heutiger Kommerzienrat — wagte nicht vor die Thür zu gehen, ohne die Erlaubnis der älteren Schwester eingeholt zu haben. Auch der alte Wilprecht hieß ein für allemal gut, was Adelheid beschlossen hatte.

Für den zwei Jahre jüngeren Gustav Ehrike besaß diese jugendliche Katharina der Koppenstraße eine merkwürdige Schwäche. Sie bevorzugte ihn in augenscheinlicher Weise. Gustav war inzwischen zu einem hübschen, frischen jungen Mann herangereift, und Adelheid machte ihrem vertrauensvollen Vater klar, daß Gustav, der nicht gerade thöricht, aber auch nicht bedeutend, eben nur ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter war, ein kaufmännisches Genie sei. Gustav war für die mannigfachen Freundlichkeiten, die ihm das kräftige, unschöne Mädchen erwies, keineswegs unempfänglich. Sie waren oft zufällig allein, und in diesen unbelauschten Augenblicken waren sie noch freundlicher miteinander als vor Zeugen. Bald waren diese Zusammenkünfte zu zweien nicht mehr zufällige. Eines Tags fiel Adelheid Gustav um den Hals, küßte ihn inniglich und erklärte dem erstaunten, aber durchaus nicht unangenehm überraschten jungen Manne, daß er sie liebe und daß sie schwach genug sei, seine Liebe zu erwidern! Sie selbst übernahm es, mit dem Vater zu sprechen.

Der alte Wilprecht war zwar zunächst ganz bestürzt und sehr erzürnt über die ungeratene Tochter, die seine Güte gemißbraucht, und über den undankbaren Schlingel, den er aus dem Nichts herausgezogen habe. Aber das dauerte nicht lange. Nachdem er sich von der ersten Betäubung erholt, fing er an, sich mit dem Gedanken allmählich zu befreunden. Sein Sohn Maximilian war noch ein halbes Kind und versprach nichts Besonderes. Gustav hatte sich vollkommen bewährt. Er war ein solider junger Mensch, über seine einundzwanzig Jahre hinaus reif, und schließlich — Adelheid liebte ihn, und er liebte Adelheid. Da half also alles nichts! Sobald die Zustimmung des Vaters errungen war, wurde auch Hochzeit gemacht. Die reizlose Adelheid war nicht die Frau des längeren Wartens. Am 2. September 1847 vermählte sich die dreiundzwanzigjährige Adelheid Wilprecht mit dem einundzwanzigjährigen Gustav Ehrike, Buchhalter im väterlichen Geschäfte.

Der alte Wilprecht hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen. Die jungen Leute, die im väterlichen Hause wohnen blieben, lebten wie die Turteltauben in zärtlichster Eintracht. Gustav that alles, was Adelheid wollte, und Adelheid war eine sehr verständige Person und wollte nie Unvernünftiges. Sie bekümmerte sich nun auch um das Geschäft, und unter ihrer Leitung wurde Gustav wirklich ein guter Kaufmann. Im Jahre

1851 nahm Wilprecht seinen Schwiegersohn als Teilhaber in das Geschäft auf, und Adelheid setzte es durch, daß die Firma in „Wilprecht & Ehrike“ umgewandelt wurde.

Maximilian, der sich an der scharfen Ecke zwischen der Obertertia und der Untersekunda der Realschule etliche Male den Kopf wund stieß, nebenbei einen ausgesprochenen Hang zum Stutzer verriet und hinter dem Rücken des Vaters und der Schwester Schulden gemacht hatte, wurde nach Antwerpen in die Lehre geschickt.

In der Mitte der fünfziger Jahre starb Thaddäus Wilprecht. Unter seiner und seines Schwiegersohnes Leitung hatte sich das Geschäft beständig gehoben. Gustav Ehrike war nun ein reicher Mann. Maximilian war nach testamentarischer Bestimmung als Teilhaber in das Geschäft eingetreten.

Was halfen aber dem guten Gustav die Schätze, die er ansammelte? Seine Ehe blieb kinderlos, und Adelheids Energie entwickelte sich mit den Jahren immer mehr. Sie beherrschte ihn vollkommen, er wagte nicht zu murren. Sie bestimmte den kleinen langweiligen Kreis seines Umgangs, die Tage und Stunden, zu denen er allein ausgehen durfte, sie zählte sein Portemonnaie nach, bestellte seine Kleider und wich nicht von seiner Seite. Sie quälte ihn mit ihrer völlig unbegründeten Eifersucht. Zum Glück empfand Gustav die unwürdige Sklaverei, zu der er verurteilt war, nicht sehr tief. Er hatte sich an dies Leben gewöhnt, ein anderes kannte er nur vom Hörensagen; es fehlte ihm nichts. Er wohnte behaglich, arbeitete behaglich, aß viel und gut, wetteiferte mit seiner Frau in der stetigen Zunahme des Körpergewichts und vermißte die Freiheit ebensowenig, wie der im Bauer aus dem Ei gekrochene Kanarienvogel. Er blieb mit seiner braven Ehehälfte in der Koppenstraße wohnen; und Berlin hörte für ihn am Schlosse auf. Wenn die beiden Ehrikes einmal in das Schauspielhaus oder nach dem Tiergarten fuhren, so war das für sie eine Reise ins Ausland.

Maximilian führte indessen ein flottes Leben. Er hatte den fernen Osten verlassen und eine mit Luxus ausgestattete Wohnung am Dönhoffsplatz gemietet. Er hatte drei Pferde im Stall und rasselte jeden Morgen, zum großen Verdrusse der Schwester, deren Zuchtrute er entwachsen war, in seinem leichten Coupé an dem Geschäftshause vor. Er bekümmerte sich nur um das Wesentliche, überließ alle zeitraubenden Kleinigkeiten dem Schwager und den bewährten Commis, vor allen dem alten Buchhalter Pauly, der seit zwanzig Jahren im Geschäfte war, strich seinen Gewinnanteil lachend ein und lebte herrlich und in Freuden.

Geradezu außer sich geriet Adelheid, und mit ihr Gustav, der ihre Entrüstung immer teilte, als Maximilian sich im Jahre 1866 mit Stephanie Deecken verheiratete und, sich immer weiter in westlicher Richtung von seiner Geburtsstätte entfernend, mit seiner jungen Frau eine Wohnung in der Potsdamerstraße bezog. Sie hegte für diese Zierpuppe, die in Brüssel schöne Knixe und französisches Parlieren, aber auch nichts weiter erlernt hatte, die äußerste Verachtung; die „Tochter eines Bankrottierers“ nannte sie Stephanie — im Vollgefühle ihrer finanziellen Ueberlegenheit und in der Sicherheit des gefestigten Besitzes. Stephanies wilde Schönheit war ihr, der behäbigen, runden, taillenlosen vierzigjährigen Frau mit dem breiten märkischen Gesichte und dem glatten Scheitel, nicht minder ein Dorn im Auge. Stephanie sehe aus, als sei sie hinter dem Zaune aufgelesen, meinte sie. Sie prophezeite ihrem Bruder die schwärzeste Zukunft. Sie weigerte sich entschieden, der Einladung zur Hochzeitsfeier zu folgen. Gustav natürlich auch. Niemand war darüber froher als Maximilian.

Auf die Ehrikesche Ehe übte Maximilians Vermählung mit Stephanie keinen Einfluß. Im Hause in der Koppenstraße blieb alles beim alten. Das einzige Ereignis der letzten Jahre war, daß die Möbel der guten Stube mit blauem Plüsch neu überzogen wurden, und daß sich die Eheleute für zweihundertundfünfzig Thaler pro Bild malen ließen: Gustav mit der dicken goldenen Kette, die ihm seine Frau zum letzten Weihnachtsfeste geschenkt hatte, in der Hand ein zusammengeklapptes Buch, einen Siegelring am Zeigefinger, sinnend; Adelheid mit einer Gemmenbrosche, großen Brillanten in den fleischigen Ohrläppchen und einem Spitzenumhange, mild lächelnd. Die beiden Bilder in breiten ovalen Goldrahmen hingen fortan über dem blauen Sofa mit geschweifter Mahagonilehne und machten sich da sehr schön. Im übrigen verlief das Dasein der beiden Leute im ruhigen Ticktack.

So nahte der feierliche Tag der silbernen Hochzeit der in ihrer Weise untadeligen Mustereheleute. Es war zufällig der zweite Jahrestag des großen nationalen Festtags unserer jüngsten Geschichte, der 2. September 1872. Adelheid hatte beschlossen, den Tag würdig zu begehen, Gustav natürlich auch. Sie ließen es sich wirklich etwas kosten. Alle Freunde und Bekannte des Hauses wurden eingeladen, und im „Englischen Hause“ wurde ein Bankett zu fünfzig Gedecken bestellt — „das Beste, was man haben kann,“ wie Adelheid angeordnet hatte. Man glaubte Maximilian und Stephanie durch die Nichteinladung besonders zu kränken; niemand war darüber froher als die Gekränkten.

Das Fest verlief glänzend. Die Braut im Silberkranze mit ihrem braven, klugen, breiten Gesichte, hundertundneunzig Zollpfund schwer, achtundvierzig Jahre alt, machte den Eindruck des Gediegenen, der Pflichterfüllung, der Ehrenhaftigkeit und der vollendeten Nüchternheit; der stattliche Bräutigam mit seiner noch erklecklicheren Leibesfülle, dem glänzenden vollen Gesichte, das keine Falte zeigte, dem kurzen strohblonden Haar und Backenbarte war die Sorglosigkeit, die glückliche Beschränktheit, die selbstbefriedigte Alltäglichkeit in leibhaftiger Gestalt.

Unter den Klängen des Mendelssohnschen Hochzeitsmarsches, den die aus zwölf Personen bestehende Kapelle anstimmte, schritt das würdige Paar aus dem kleinen Versammlungszimmer in den geschmückten Festsaal — Gustav, das Haupt selbstbewußt erhoben, stolz auf die Leistung, ein Vierteljahrhundert seiner Adelheid ein treuer Gatte gewesen zu sein, Adelheid mit verschämtem Lächeln die blauen Augen zu Boden schlagend. Die andern folgten. Nach der Suppe brachte

ein Stadtverordneter und Bezirksvorsteher das Hoch auf diese mustergültigen Eheleute, ein leuchtendes Vorbild für unsere Zeiten. Als er des teuren dahingeschiedenen Thaddäus Wilprecht, des Begründers dieses seltenen Glückes, gedachte, trocknete Adelheid die Augen, und Gustav blickte nachdenklich auf den Suppenlöffel. Es fehlte auch nicht an einem Seitenhiebe auf solche, die andere Wege eingeschlagen — damit war Maximilian gemeint — die sich von den Ueberlieferungen des alten arbeitsamen Berlin losgesagt, den Götzen des Tages, der eiteln Genußsucht und dem nichtigen Luxus frönten. Von ganz besonderer Wirkung aber war der Schluß, in dem es dem an überflüssiges Reden gewöhnten Bezirksvorsteher gelang, den inneren Zusammenhang zwischen der Feier der silbernen Hochzeit und der Feier des Sedantages aufzuweisen, Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke und das tapfere Heer mit Gustav Ehrike und Adelheid, geborenen Wilprecht, sinnig zu verknüpfen. Der Jubel wollte gar nicht aufhören. Gustav küßte den Stadtverordneten, und Adelheid, der an diesem weihevollen Tage die Thränen locker saßen, schluchzte vor Rührung und Freude.

Es wurden noch sehr viele Reden gehalten, sehr viele Gedichte scherzhafter Art verlesen — einige mit ganz bedenklichen Anspielungen auf die Möglichkeit, daß dem Jubelpaare vielleicht doch noch der bisher versagte Kindersegen gewährt werden dürfte — der älteste Buchhalter, Herr Pauly, brachte das Hoch auf die goldene Hochzeit des Ehrikeschen Ehepaares; es wurde sehr viel gegessen, sehr viel getrunken.

Auch die Braut sprach den Speisen, um ihre Rührung zu bewältigen, in schier unmäßiger Weise zu; und das war ihr Unglück. Sie übernahm sich mit der Hummermayonnaise. Und der Freudentag wurde zu einem Tage des Leides. Sie starb ganz plötzlich am 7. September an den Folgen einer starken Verdauungsstörung.

Gustav war aufrichtig betrübt. Die Stütze seines ganzen Daseins war ihm entzogen. Er wußte in den ersten Wochen gar nicht, was er mit sich anfangen sollte. Fünfundzwanzig Jahre war er straff gezügelt worden, die ungewohnte Freiheit machte ihn ängstlich. Er legte sich zum erstenmal Rechenschaft davon ab, daß er ein sehr reicher Mann war, und daß der Reichtum Genüsse gewähre, von denen er bisher nichts gewußt hatte.

Adelheids Tod hatte die Schwäger ausgesöhnt. Ehrike kam jetzt mit Maximilian häufiger zusammen und war überrascht, was dieser sich alles ohne irgend welches Bedenken gönnen durfte. Und er, Gustav, war ja der Reichere! Und er war nun allein, hatte keine Kinder! Weshalb sollte er, der jetzt im kräftigsten Mannesalter stand und bis zu dieser Stunde ein arbeitsames Leben ohne irgendwelche Zerstreuung geführt hatte, sich weiter schinden und plagen? Weshalb und für wen?

Es war Maximilian, der dem jetzt schon leise lächelnden Witwer diese Fragen ganz unbemerkt zugetuschelt hatte. Der gute, einfältige Gustav hätte vielleicht längere Zeit gebraucht, um darauf zu kommen.

Sobald sich Ehrike Rechenschaft von seiner nunmehr schrankenlosen Freiheit und seinen wahrhaft glänzenden Verhältnissen abgelegt hatte, kam er aus Rand und Band. Der erste Luxus, den er trieb, war ein Werk der Pietät. Er ließ seiner Adelheid auf dem Kirchhofe von dem ersten Bildhauer der Stadt ein Denkmal setzen. Es war ihm eine wahre Genugthuung, dafür eine sehr erhebliche Summe ausgeben zu können.

Die Wohnung in der Koppenstraße war ihm verleidet. Alles erinnerte ihn da an die treue Gefährtin, die ihm nun fehlte. Auf Maximilians Rat mietete er ein Stockwerk in einem eleganten Hause des Tiergartens. Er brauchte ja nicht so nahe bei dem Geschäfte zu sein. Der alte Pauly, dem die Prokura erteilt werden konnte, wußte ja genügend Bescheid. Was brauchte sich Gustav überhaupt noch um das Geschäft zu kümmern? Er konnte seine Renten nicht zur Hälfte aufzehren! Wozu belastete er sich unnützerweise? Weshalb wollte er sich nicht die wohlverdiente Ruhe gönnen und das Leben zu genießen anfangen? Maximilian war ja bereit, ihn auszukaufen und das Geschäft auf eigene Rechnung weiterzuführen!

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Wien und etwas vom alten.

Von

Siegmund Feldmann.

Von den Frauen sagt man, daß diejenigen die besten seien, von denen man am wenigsten spricht. Gälte dasselbe von den Städten, dann hätte Wien allerdings keinen Anspruch, zu den besten gezählt zu werden; man müßte im Gegenteil der Stadt mißtrauen, die seit König Etzels Tagen in aller Welt Munde ist. Und doch hatte damals Wien die erste Periode seines Glanzes bereits hinter sich. Die Völkerwanderung hatte mit ehernen Schritten die letzten Reste der Römerherrschaft, welche den keltischen Flecken Vindobona zum Knotenpunkt des Verkehrs, zum Hauptquartier der Pannonien durchziehenden Legionen erhoben hatte, niedergetreten und der wilden Lust kriegerischer Horden einen erwünschten Tummelplatz an den Ufern der Donau eröffnet. Was von den Wanderzügen zurückblieb und seßhaft wurde, legte, des Leibes Notdurft zu stillen, seine Netze ins Wasser, allein neues Leben auf den Schutt der alten Kultur zu pflanzen, war dies Fischervolk nicht imstande, und darum hielten sich auch die frühesten Markgrafen von Oesterreich von dem Orte fern und hausten in ihrer festen Burg bei Melk, weit draußen auf dem flachen Lande.

Allmählich jedoch erinnerte sich der Boden seiner Vergangenheit und begann die Mühen, die man an ihn wandte, reichlicher zu lohnen. Das Fischerdorf wuchs zum stattlichen Markte heran, und um 1100 war Wien bereits der gebietende Ort in der Ostmark. Nun mußte auch der Landesherr daran denken, seine Residenz dahin zu verlegen, und Markgraf Leopold wählte sich zu diesem Zwecke das breite Plateau des

Kahlenbergs aus, welcher den Umkreis Wiens weithin beherrscht und, so wie der Stephansturm zum historischen, zum landschaftlichen Wahrzeichen der Stadt geworden ist. In der Wahl dieses Platzes bewies der nachmals heilig gesprochene Markgraf keinen geringern Geschmack als in der Ausstattung seines neuen Heimwesens. Außen liefen wohl feste Mauern und tiefe Gräben rings um den Bau, aber innen war alles mit königlicher Pracht aufgeführt und mit großer Kunst geschmückt. Es gab da Türme, Söller und Altane wie zu Goslar in der Kaiserburg, und zudem waren in dem weiträumigen Schloßhofe sowie in den Sälen und Gängen eine gewaltige Anzahl von glänzenden Bildwerken aus Marmor aufgestellt, die von hochberühmten Meistern in Byzanz mit sonderlichem Fleiß angefertigt worden waren. Anmutige Lustgärtlein, in denen kühle Springbrunnen ihren Strahl emporsandten, thaten sich schattenspendend auf, und den Chronisten zufolge, die uns diese Schilderung überliefert haben, wurden die gastlichen Räume gar häufig durch Turniere und Ringelrennen und mancherlei fröhliche Feste belebt.

Nach nicht ganz 40 Jahren verstummte das fröhliche Leben da oben im Waldesgrün hoch über der Stadt. Herzog Heinrich Jasomirgott, der Nachfolger Leopolds, siedelte sich im Weichbilde Wiens an. Mitten unter seinen Bürgern, denen Betriebsamkeit Wohlstand und ein kaiserlicher Gnadenbrief allerlei Gerechtsame verliehen hatte, baute der Herzog seine Burg, die „Burg der Babenberger“, der wie der Wartburg die Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung ein unvergängliches Andenken gesichert hat. Denn gleich Landgraf Friedrich, so waren auch die Babenberger gar kunstfreudige Herren, die jedem Sänger gastlich die Pforten öffneten und Lied und Leich mit Gunst und Gaben zahlten. Darum hat auch Walther von der Vogelweide dankbaren Herzens in die Saiten gegriffen und den „wünneclichen Hof ze Wienne“ gepriesen.

Und als wäre die Leier Walthers irgendwo am Donaustrande hängen geblieben, so singt und klingt es seitdem von Wien durch alle Lande. Was ist nicht alles über Wien gesagt und geschrieben, geklagt und gejubelt worden bis zum heutigen Tag! Neider und Freunde haben ihr Urteil der Nachwelt überliefert, und wer die Stadt nicht aus eigener Anschauung kennt, dem mag es schwer werden, sich für die einen oder die anderen zu entscheiden. 1838, fast zur selben Zeit, da Grillparzer für seine Vaterstadt das Spottwort: „Capua der Geister“ fand, begann Karl Beck ein Gedicht:

„O Wien, o Wien, du märchenvoller Klang
Dem Sinnenden, der dir ins Herz gesehen!“

Mit welchem der beiden Poeten soll man es halten? Und hat der einst gefeierte Possendichter Adolf Bäuerle recht, dessen „Aline“ jauchzend ruft:

„Ach, das muß ja prächtig sein, dort möcht ich hin:
's gibt nur ein' Kaiserstadt, 's gibt nur ein Wien!“

— oder Lessing, der ein halbes Jahrhundert früher, 1771, das herbe Urteil niederschrieb: „Wien und die Wiener mögen wohl recht gut sein — wenn man nichts Besseres kennt“?

Nun, recht haben so ziemlich beide? Wien ist eine Hölle und ein Paradies, je nachdem es sich in der Gemütsart des Beschauers spiegelt. Als Lessing sein abgünstiges Verdikt fällte, war er verbittert durch den Mißerfolg seiner auf eine Berufung nach Oesterreich zielenden Absichten, und darum konnte er keinen so rosigen Eindruck empfangen wie Bäuerle, dessen Lokalpatriotismus neben der einzigen „Kaiserstadt“, der Stätte seiner lärmenden Triumphe, keinen andern Ort der Welt gelten lassen wollte. Die Wahrheit wird wohl auch hier in der Mitte liegen, denn wie jedes große Centrum der Arbeit und des Verkehrs, hat auch das Weben und Wesen Wiens seine Licht- und Schattenseiten, seine Vorzüge und Fehler, seine Sonne und seine Sonnenflecke.

Aber gewiß ist, daß keiner Stadt die Vorzüge so deutlich lesbar ins Gesicht geschrieben stehen als der Metropole an der Donau. Sie müssen nicht erst mühsam entdeckt werden, sie liegen auf der Straße, in deren prunkvolle Häuserzeilen der Wald hineinrauscht, der auf den die Stadt umarmenden Bergen wuchert; sie lachen uns aus der sinnesfrohen Art seiner Bewohner an, die das Herz auf der Zunge tragen, der Natur ihr Recht lassen und in lauten Liedern von echt lokalem Gepräge und poetischer Grundstimmung ihre Freudigkeit ausströmen; sie blitzen uns aus den Augen der schönen Wienerinnen entgegen, in denen die Schöpfung Anmut des Leibes, Schalkhaftigkeit des Geistes und Tiefe des Gefühls zu einem bestrickenden Bilde zu mischen verstand; sie sind gegenwärtig in dem flotten künstlerischen Zuge, der durch das Wiener Leben und Treiben geht, der die ernste Arbeit wie den flüchtigen Genuß gleichmäßig adelt und über das ganze Dasein ein ästhetisches Behagen gießt. „Wien ist eine Stadt des Vergnügens, wenn irgend eine es ist,“ schrieb vor mehr als 200 Jahren der Reisende Charles Patin, „und wie ich offen gestehe, wenn ich kein Franzose wäre, ein Deutscher sein zu wollen, ebenso möchte ich, wenn ich nicht in Paris leben könnte, nirgends lieber leben als in Wien.“ Hält man dazu die Worte des Aeneas Sylvius Piccolomini aus dem Jahre 1451: „Das volk (von Wien) ist ganz dem leibe ergeben und geneigt, und was die Wuchen mit der Hand schwerer arbeit gewunnen hat, das thut es am Fyrtag alles verzeren“ — so zeigt sich wohl, daß der Franzose viel liebenswürdiger ist, allein im Grunde haben beide dasselbe gesagt, nur daß der weltliche, wohlwollende, empfängliche Sinn des einen das zu rühmen befand, was die strenge geistige Askese des großen Humanisten und nachmäligen Papstes tadeln zu müssen glaubte.

Wörtlich darf man das Urteil des Aeneas Sylvius allerdings nicht nehmen, am wenigsten auf die Gegenwart anwenden, obschon die nicht allzu ferne Zeit des absolutistischen Metternichschen Polizeiregiments jeden höheren Aufschwung der Hauptstadt gewaltsam niederzuhalten und, um diese für die großen Fragen und Forderungen der Menschheit stumpf und gleichgültig zu machen, die Wiener zu einem Haufen von Schlemmern zu erziehen trachtete, denen alles „Wurst ist“, nur nicht die Wurst selber und der dazu gehörige „Tropfen“ Wein. Damals, in der trüben, schwunglosen, drückenden Aera, die der freiheitlichen Bewegung des Jahres 1848 voraufging, war das Diktum vom

Das neue Rathaus in Wien. Von J. J. Kirchner.

beschränkten Unterthanenverstand zu leitenden Regierungsmaxime geworden, und die Mandatare der Willkürherrschaft betrachteten es als ihre vornehmste Aufgabe, einer Erweiterung besagten Verstandes thunlichst vorzubeugen. Diese Aera füllt eines der unheilvollsten Kapitel in der Geschichte Oesterreichs. Draußen „im Reich“, jenseits der schwarzgelben Bretterwand, die sich längs der Grenzen hinzog, hatte die Hegelsche Philosophie die Geister neu beflügelt, die romantische Schule der historischen Forschung großartige Impulse gegeben und einen fast unersättlichen Wissensdrang in die Massen geworfen, während gleichzeitig von Leipzig aus, wo das junge Deutschland sein Standquartier aufgeschlagen hatte, Woche um Woche poetische und politische Weckrufe aufflogen — in Wien aber herrschte die Ruhe eines Kirchhofs, waren Anastasius Grün und die besten, thatenlustigsten Köpfe des Landes in die öffentliche Acht gethan und jeder Verkehr, jeder Ideenaustausch mit dem verhaßten „Ausland“ abgeschnitten. Dank einer brutalen Censur- und Konfiskationswirtschaft war es dem damaligen „System“ in der That gelungen, der Stadt, die jahrhundertelang an der Spitze Deutschlands gestanden, ihre glorreichen Traditionen aus dem Gedächtnis zu wischen, Wien wissenschaftlich und litterarisch zu depossedieren und ein Geschlecht heranzuzüchten, das unter dem Deckmantel einer falsch verstandenen „Gemütlichkeit“ jedem idealen Streben abhold, jedem „unbequemen“ Fortschritt feindlich und nur dem „Gschpaß“ und der „Hetz“ zugänglich war — ein Geschlecht, das die Hauptstadt Oesterreichs seinerzeit nicht ganz ohne Grund in den Verruf der Indifferenz und des gedankenlosen Sinnentaumels gebracht hat.

Karlskirche (S. 890).

Ganz ausgestorben ist dieses Geschlecht bis zum heutigen Tage nicht, und die Kenner der Stadt wissen die Ueberreste des fossilen Wienertums in seiner charakteristischen Eigenart noch in diesem und jenem Winkel der Vorstädte zu finden. Allein es hat jedwede Bedeutung verloren, und vermag in der modernen Welt, deren Prometheus die Elektricität ist, nur noch kümmerlich zu vegetieren. Diese Leute fühlen das selbst, denn jeder ihrer „Juchezer“ schlägt schließlich in eine Elegie über die verlorene Gemütlichkeit, in einen sehnsuchtsvollen Ruf nach der dahingegangenen „guten alten Zeit“ um. „'s is

Kirche Maria am Gestade (S. 889).

nimmer, wie's war," lautet das stereotype Klagelied. Nein, es ist nicht mehr so, dem Himmel sei Dank! — und wer sich dem verschließt, der werfe einen Blick auf das neugeschaffene Wien, wie es in den letzten drei Jahrzehnten erstanden ist. Wie eine Königin streckt die Stadt ihren prangenden Riesenleib auf ihrem aus Weinlaub und Tannengrün bereiteten Bette, und der Strom, in dem sie ihre Füße netzt, ist zum mächtigen Kulturvehikel geworden, bestimmt, die Helle des Westens in den dunkeln Osten zu tragen. Das ist das Capua der Geister, der Wohnsitz der Phäaken nicht mehr: mit Siebenmeilenschritten hat die Stadt die Versäumnisse des Vormärz eingeholt, trotz alles politischen Wechsels und Wandels ihre Bedeutung wieder gewonnen und zu ihrem alten Kunstbesitz neue künstlerische Errungenschaften gefügt. Noch ist Wien die erste Musikstadt der Welt und noch umschließen seine Mauern jene Bühne, welche für das deutsche Schauspiel maß- und richtunggebend ist; dazu hat sich nun auch ein Aufschwung der bildenden Künste gesellt, welcher der Malerei und der Plastik eine reiche Entfaltung gestattet, vor allem aber, begründet durch das vor fünfundzwanzig Jahren begonnene Werk der „Stadterweiterung" und begünstigt durch mannigfache förderliche Einflüsse, die Architektur zu einer Höhe emporgeführt hat, von welcher Wien auf die anderen europäischen Hauptstädte mit berechtigtem Stolze herabsehen darf.

Palais Larisch (S. 901).

Die architektonische Neugestaltung Wiens, welche sich zum größten Teile auf der „Ringstraße" vollzog, deren Panorama „Vom Fels zum Meer" vor wenigen Monaten veröffentlichte [1]), schließt die dritte künstlerisch ergebnisreiche Bauperiode der Stadt ab. Die erste setzt im frühen Mittelalter ein, um sich im 12., 13. und 14. Jahrhundert mächtig zu entwickeln. Schon die Babenberger waren fromme Herren, die auf ihrem Lehen dem lieben Gott stattliche Wohnstätten bauten, und als gar mit Rudolf von Habsburg die deutsche Kaisermacht durch die Thore Wiens einzog, hatte es des Vermessens, Mauerns und Meißelns kein Ende. Fast alle Kirchen der „inneren Stadt" — ausgenommen die älteste, 740 gestiftete Ruprechtskirche — reichen in die romanische Zeit zurück, und die Krypta der Michaelskirche trägt sogar noch ganz unverkennbar das Gepräge dieses Stils. Bei den übrigen haben die Zeit und die Restauratoren die Zeichen des Ursprungs vollkommen verwischt, es sei denn, daß diese Bauten in ihrer gotischen Phase eine feste, dauernde Form erhielten, in der sie bis auf unsere Tage gekommen sind. Und das war nicht bei wenigen der Fall. Das Schiff der Michaels-, die Fassade der Minoriten- und Teile der Augustinerkirche, sowie die kaiserliche Hofkapelle in der Burg bezeugen, daß Wien der Sitz einer der hervorragendsten gotischen Bauhütten Deutschlands war, deren festgeschlossene Organisation bis tief ins 16. Jahrhundert fortbestand. Die glänzendsten Proben ihres künstlerischen Vermögens jedoch

Arsenal aus der Vogelperspektive (S. 901).

[1]) Oktoberheft 1885. Wir verweisen betreffs der in diesem Artikel nicht abgebildeten Bauten auf dieses Panorama.

hat die Wiener Bauhütte im Stephansdom und der Kirche „Maria am Gestade“ oder „Maria-Stiegen“ (S. 886) abgelegt.

Der erstere gilt kraft seines herrlichen Turmes, der zu den höchsten „Spitzen“ der Erde zählt, seiner gewaltigen Dimensionen, seines „Riesenthors“, sowie des Reichtums an Denkmälern und plastischem Schmuck als eines der berühmtesten Monumente des Mittelalters; die Kirche „Maria am Gestade“ hingegen, die schon durch ihren gebrochenen Grundriß — Chor und Schiff stehen im stumpfen Winkel zu einander — eine architektonische Merkwürdigkeit ist, erregt durch ihr zierlicheres, von einem Baldachin überschattetes Portal, sowie durch den höchst originellen, oben im Bogen zusammenlaufenden Turmhelm Wohlgefallen und Aufmerksamkeit.

Dieser Turmhelm von „Maria am Gestade“ wurde von Meister Benedikt Kölbl in den Jahren 1534 bis 1536 aufgeführt. Damals war die Sonne der Kunst bereits seit mehr als einem halben Säculum in das Sternbild der Renaissance getreten, und selbst der germanische Norden, der so zähe an seiner mittelalterlichen Bauweise hing, war schließlich von den mächtigen Impulsen Italiens mit fortgerissen worden. Aber er beugte sich dem Geiste der wiedererwachten Antike nicht eher, bevor dieser mit den überkommenen Formen, dem Giebel-, Winkel- und Erkerwerk der Gotik jenen Kompromiß vollzogen hatte, den die Kunstgeschichte „Deutsche Renaissance“ nennt. Von den Gebilden dieses unorganischen, entwickelungsunfähigen, aber in seinen ornamentalen Motiven überaus gefälligen Stils besitzen Köln, Bremen, Prag, Augsburg und manche andere Städte noch zahlreiche Beispiele, die uns inmitten des modernen Lebens anmuten wie der Urväter Hausrat, und es ist gewiß, daß Wien, die Urbs des heiligen römischen Reichs, damals hinter den anderen Municipien nicht zurückstand. Hebt doch schon im Quatrocento Aeneas Sylvius Piccolomini, dem es Wien durchaus nicht recht machen kann, Basel, Nürnberg und Wien als die drei prunkvollsten Städte hervor, und tadelt deren Bewohner vornehmlich wegen der sündhaften Ueppigkeit, mit der sie ihre Häuser ausstaffieren, als wäre ein Bürgershaus ein Gotteshaus. Sie setzen, klagt er, große Glastafeln in ihre Fenster, füllen die Gemächer mit allerhand eitlem Gerät und bringen an den Außenseiten Malereien und andern Zierat an. Jedoch all dieser Zierat ist mit den Fassaden, die er schmückte, verschwunden. Mit dem vor einigen Jahren niedergelegten schönen Hause am Graben, dem Lübkes „Geschichte der deutschen Renaissance“ ein Andenken sichert, wurde der letzte Baurest aus jener Zeit hinweggefegt, die übrigens, trotz mancher ruhmredigen schriftlichen Ueberlieferungen, keinen Vergleich aushalten dürfte mit der an künstlerischen Ergebnissen so reichen architektonischen Thätigkeit, durch welche die zweite große Bauperiode Wiens bedeutungsvoll geworden ist.

Brunnen beim Opernhaus (S. 901).

Das ehemalige Ringtheater (S. 902).

Diese zweite große Bauperiode beginnt im letzten Viertel des 17. und schließt mit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ab. In ihr blüht, gepflegt von dem genialen Johann Bernhard Fischer von Erlach, der sich in Rom an den Werken Borominis und Berninis gebildet hatte, sowie von dessen Sohne Joseph Emanuel Fischer und dem Architekten Lukas von Hildebrand der „Zopf“ in allen seinen Phasen vom ernsten Barokko- bis zum kapriziösen Rocaillestil in üppigster Fülle empor, und die monumentalen Werke, die in diesen sieben Jahrzehnten aus dem Boden Wiens wuchsen, zählen vermöge der Großartigkeit ihrer Verhältnisse, der dekorativen Pracht, der phantasievollen und geschmackvollen Ausführung zu den Mustern ihres Stils und den wertvollsten Zierden der Stadt. Damals entstand die herrliche Karlskirche (Seite 885) mit ihrer unnachahmlich schön geschwungenen Kuppel, ihrem mächtigen Portikus und den beiden charakteristischen Turm-

säulen zu beiden Seiten des Eingangs; damals entstanden — um nur die hervorragendsten Bauten zu nennen — die Böhmische Hofkanzlei (jetzt Ministerium des Innern), das Winterpalais des Prinzen Eugen von Savoyen in der Himmelpfortgasse (jetzt Finanzministerium) und dessen Sommerpalais „Belvedere“, in welchem gegenwärtig die berühmte Gemäldegalerie des kaiserlichen Hauses untergebracht ist; ferner die beiden Paläste der Fürsten von Liechtenstein, die Paläste der Fürsten Schwarzenberg, des Fürsten Kinsky, des Grafen Schönborn, des Grafen Trautson, des Fürsten Auersperg u. s. w. Ein reichbegüterter Adel voll Lebenslust und Prunkliebe hatte es sich zur Aufgabe gemacht, sein Heim möglichst glänzend und würdig zu gestalten, und die hochmögenden Herren wetteiferten darin nicht nur untereinander, sondern auch mit dem Hofe, der seinerseits das Beispiel des verschwenderischen

Votivkirche. Rathaus. Universität (S. 908). Reichsratsstraße. Reichsratsgebäude (S. 903).

Ludwig XIV. aufgenommen hatte und die kaiserliche Burg durch die „Redoutensäle“, die „Reichshofkanzlei“, die Winterreitschule und die durch ihre imponierende, 240 Fuß lange, 54 Fuß breite kuppelgekrönte Bücherei berühmte Hofbibliothek — vier grandiose Schöpfungen der beiden Fischer von Erlach — erweiterte.

Ueberhaupt nahm das höfische Leben in Wien in jener Blütezeit des Gottesgnadentums einen ungewöhnlichen Aufschwung. Man würde jedoch irren, wenn man sich dasselbe in die Räume der altehrwürdigen Burg gebannt dächte, die zwar allmählich groß und einladend geworden, aber immerhin, wie noch heute, inmitten des Getümmels der Stadt belegen und von Hunderten von Häusern umschlossen war, die an ihren Mauern wie die Vogelnester klebten. Das behagte den habsburgischen Fürsten nicht. Darum wurde gleich nach dem siegreichen Abschlag der Türkenbelagerung 1683 unweit der Stadtthore die „Neue Favorita“ errichtet, die durch sechs Jahrzehnte, bis zum Regierungsantritte der großen Maria Theresia, der bevorzugte Sommersitz der österreichischen Monarchen blieb. Die „Neue Favorita“ war damals eine Heimstätte wahrhaft kaiserlicher Pracht. Vor ihren Pforten hielten fortwährend glänzende Karossen und in ihren Gängen tummelte sich ein Heer von Höflingen und Dienern. Der Garten, in welchem alles sich vereinigte, was in Wien Rang und Namen hatte, besaß eine Ausdehnung, die der des später angelegten von Schönbrunn nicht nachstehen dürfte; er barg an seinem obersten Ende einen Fischweiher und fiel von da in einer Reihe von Terrassen ab, die durch ihre Anlage und Bepflanzung dem Ganzen einen hohen landschaftlichen Reiz verliehen. Der lebenslustige Kaiser Leopold I. veranstaltete hier Fest um Fest. Niemals wurden die schattigen Laubgänge von Gästen leer; Schleppen rauschten über den feinen Kies, die Degen der Kavaliere klirrten auf dem Boden, der Gesang der Geigen zitterte durch die Luft und frohes Lachen ertönte bis spät in die Nacht hinein. Das steife, spanische Hofceremoniell war stillschweigend außer Kraft gesetzt, denn der Monarch wollte der Heiterkeit keine Fesseln anlegen und that selbst gern einen tiefen Zug aus dem Becher der Freude. Das glänzendste und originellste Fest aber, das er veranstaltete, war zweifellos der kostümierte Ball zu Ehren Peters des Großen. Noch Jahre darauf bildeten die Herrlichkeiten und Wunder, die man da erschaut, den Gesprächsstoff der Wiener und der fremden Höfe.

Im neunten Jahre seines Selbstherrschertums beschloß Peter nach Italien zu gehen und dabei seinen Weg über Wien zu nehmen. Am 26. Juni 1698 traf er in der österreichischen Hauptstadt ein, woselbst er durch fünf Wochen in so streng gehütetem Inkognito verweilte, daß er sich der Audienz, welche die russische Gesandtschaft beim Kaiser nahm, nur als simpler Attaché anschloß. Trotzdem behandelte Leopold seinen Gast mit aller ihm gebührenden Auszeichnung. Er ließ ihn mit einer sechsspännigen Galakutsche vor der Stadt einholen und in das gräflich Trautsonsche Palais geleiten, das für den Aufenthalt des Zaren eigens gemietet und mit dem raffiniertesten Luxus ausgestattet worden war. Den 12. Juli aber, den Namenstag des Zaren, beschloß der Kaiser ganz besonders zu feiern. Er eröffnete zu diesem Behufe in dem großen Gartensaale der „Favorita“ eine „Wirtschaft“, in welche er die ganze vornehme Gesellschaft der Residenz lud. Am Eingang des sonnenhell erleuchteten Raumes stand der Kaiser in der Tracht eines Wiener Wirtes, neben diesem die Kaiserin, die als sorgsame Hausmutter eine Schürze vorgebunden hatte. Die Gäste ließen nicht lange auf sich warten. Der erste war der Zar selbst. Er kam

als friesländischer Bauer und führte die reizende Gräfin Johanna Thurn als Bäuerin am Arme. Diesem Paare folgten die übrigen, von denen jedes eine andere Nationalität repräsentierte. Da gab es Spanier (Prinz Wilhelm von Hessen mit Gräfin Leopoldine Lamberg), Niederländer (Erzherzog Karl mit Gräfin Waldstein), Aegypter (König Joseph mit Gräfin Traun), Tataren (Graf Thun mit Erzherzogin Elisabeth), Indianer (Herzog von Sachsen mit Fürstin Antonie Liechtenstein), Vlämen (Prinz Max von Hannover mit Erzherzogin Marianne) und Juden (Graf Folkra mit Erzherzogin Josepha). Außerdem sah man Altdeutsche, Franzosen, Polen, Moskowiter, Venezianer, Kroaten, Schweizer, Griechen, alte Römer, Türken, Perser, Armenier, Afrikaner, Chinesen, Mohren und Zigeuner; ferner französische, englische, italienische, hannöverische, Straßburger und schwäbische Bauern; dann von Berufsmasken: Schäfer, Soldaten, Pilger, Gärtner, Jäger, Marktschreier, Schornsteinfeger und „Türkensklaven“. Den Beschluß machten als einundvierzigstes Paar Nürnberger Brautleute. Alle waren in sehr charakteristische Kostüme von der höchsten Erlesenheit gekleidet.

Nachdem die allseitige Begrüßung erfolgt war, setzte man sich zur Tafel, bei welcher sechs Wiener Kellner (die Fürsten H. Liechtenstein und Dietrichstein, die Grafen Lamberg, Aspremont, Hoyos und Königsegg) und sechs Kellnerinnen (die Fürstinnen Liechtenstein, Lobkowitz und Dietrichstein, die Gräfinnen Auersperg, Saurau und Waldstein) bedienten. Diesen waren bei dem schwierigen Werke der Speisung einundzwanzig Lakaien behilflich, durchweg Mitglieder des hohen Adels, unter ihnen auch der Prinz Eugen von Savoyen, der unermüdlich Schüssel um Schüssel herbeischleppte.

Ziehrer-Hof (S. 905).

Nach dem dritten Gange erhob sich der Kaiser, wendete sich zu dem friesländischen Bauer und bat diesen, auf die Gesundheit seines ihm wohlbekannten Zaren von Moskau trinken zu dürfen. Der Bauer riß dem Kaiser den Becher vom Munde weg, leerte ihn in Einem Zuge bis zur Neige und rief in recht fließendem Deutsch: „Ich muß wohl gestehen, daß ich den Zar von Moskau in- und auswendig gar wohl kenne. Er ist ein Freund Ihro Kaiserlichen Majestät und ein Feind dero Feinde,

Griechische Kirche (S. 903).

ja für dero Interesse und Liebe also portiert, daß ich, wenngleich dieses Glas voll Gift wäre, dasselbe doch darauf austrinken wollte“. Der Kaiser ging auf den scherzhaften Ton weiter ein und überreichte Peter den Becher mit den Worten: „Weil dann Dieselben gar nichts im Glase gelassen haben, so wollte ich Euch dasselbige damit ganz und gar geschenkt haben.“ Dieses Geschenk, ein edles Krystallgefäß auf silbernem Fuße, wird heute noch in Petersburg aufbewahrt.

Fanfarengeschmetter verkündete endlich die Eröffnung des Balles, der die Gäste bis sechs Uhr morgens auf den Beinen erhielt. Der Zar sprudelte von ausgelassener Laune, tanzte unausgesetzt, umfaßte alle Damen, die er wie einen Kreisel durch den Saal trieb und zum Schluß in die Luft hob, daß die Röcke flogen. Auch allein gab er allerlei Nationaltänze zum besten, stampfte den Boden, klatschte in die Hände und sang dazu mit lauter Stimme russische Weisen. Nur am Ende, als der junge Tag bereits durch die Fenster lugte, drohte der festlichen Freude eine ernste Trübung. Peter wollte nämlich seine Bäuerin, die blendend schöne Gräfin Thurn, durchaus — mit sich nach Hause nehmen Er war der Ansicht, der Kaiser hätte ihm dieselbe zum Geschenk gemacht, und es kostete Mühe, ihn davon abzubringen. Grattez le Russe et vous verrez le barbare.

Eine solche Nacht hat die „Neue Favorita“ nicht wieder gesehen, obgleich es später noch hoch herging in

Fünfhauser Kirche (S. 906).

ihren Räumen und prunkvolle Weltlust alles Vorhergegangene übertäubte. Der Nachfolger Leopolds, Kaiser Joseph I., war ein Freund ritterlicher Spiele und übte sich allwöchentlich mit seinen Kavalieren im Schießen, Fechten und Lanzenstoßen. Bei einem solennen Turnier, das am 11. Juli 1709 in der „Favorita" abgehalten wurde, errang er sogar „wegen der Lantzen, wegen der Pistol und wegen der Vielheit der Köpf" die drei ersten Preise. Für Schauspiele und galanten Mummenschanz war er jedoch nicht veranlagt, und erst unter Karl VI. erfüllte sich dieses Lustschloß wieder mit jener luxuriösen Staffage, durch welche sich das Gottesgnadentum damals so wirksam repräsentierte und worin der Versailler Hof Ludwigs XIV. das unerreichte Vorbild blieb. Das Scepter Karls VI. war eine Wünschelrute, die eine neue farbenprächtige Gestaltenwelt aus dem Boden zauberte. Alle in den Grotten und Boskets der „Favorita" schlummernden Kobolde der Tändelei, des Scherzes und der Liebeseligkeit wachten wieder auf, hüpften über den blumigen Plan, führten den Reigen und riefen zu sorglosem, selbstvergessendem Genießen. Der Kaiser hatte diesen Ruf gar wohl verstanden. Er verwendete ungeheure Summen auf die Ausschmückung seines Sommersitzes, in welchen er zur Zeit seiner Regierung alle Hoffeste und Belustigungen verlegte. Was den staunenden Augen bei solchen Anlässen geboten wurde, übertraf alles bisher Gesehene. Die ob ihrer Haremsabenteuer wie ob ihres Geistes berühmte Lady Montague hat uns in ihren Briefen ein anschauliches Bild von den theatralischen Vorstellungen in der „Favorita" hinterlassen. Sie spricht mit Begeisterung von den „kaiserlichen Opern", die das prächtigste wären, was man sich in dieser Art denken könne, und deren Ausstattung allein 300 000 Gulden verschlungen hatte. Das Terrain des Gartens, sowie dessen botanischer Reichtum lieferten dabei die günstigsten Behelfe für scenische Effekte. Stellte die Bühne eine freie Gegend vor, so wurden alle Fontänen, Baumgruppen und gartenkünstlerischen Schöpfungen in die Dekoration mit einbezogen. Das Podium selbst, welches so ausgedehnt war, daß man dessen Ende kaum zu erblicken vermochte, war über einen großen Kanal erbaut und teilte sich oft mitten in der Vorstellung. Alsdann wurde die Wasserfläche sichtbar, auf welcher eine Menge vergoldeter Fahrzeuge mit seidenen Segeln herangezogen kamen und allerlei Schiffbrüche, Seetreffen und Manöver auf das natürlichste zu Gesicht brachten. Manchmal ging die Natürlichkeit so weit, daß sogar Acteure ertranken. So fand auch während der Anwesenheit der Lady Montague eine junge Sängerin ihren Tod in den Wellen.

Doch das ist seit den Tagen Maria Theresias vorüber. Die große Kaiserin zog den Aufenthalt in Schönbrunn und Laxenburg vor und hob die „Favorita" für immer auf, trotz der kostbaren Erinnerungen, die deren Mauern für sie umschlossen. Hier hatte sie das Licht der Welt erblickt, hier ihr Vater den letzten Atemzug gethan, und auch der Vertrag, der ihr selbst Thron und Herrschaft sicherte, die pragmatische Sanktion, wurde an dieser Stätte von den Gesandten der europäischen Mächte unterzeichnet. Der Saal, wo dies geschah, war derselbe, in welchem Zar Peter so lustig gewesen. Heute ist er nur mehr eine Ruine, um welche der Epheu seine verschwiegenen Ranken spinnt. Statt der gestutzten Paradehecken umgeben ihn urwüchsige Roßkastanien, und dort, wo sich einstmals der große Weiher ausbreitete, erheben sich heute zwei Bahnhöfe,

Beethoven-Denkmal (S. 906).

die den Verkehr der Monarchie nach Norden und Süden vermitteln. Der einzige Wasserspiegel, der heute noch in dem räumlich sehr reducierten, auf bürgerliche Ver-

hältnisse eingeschränkten Garten der „Favorita" erglänzt, ist nunmehr eine Schwimmschule. Die schattige Lindenallee, die vordem vom Stadtthor bis zur Schloßpforte führte, ist einer langen Häuserreihe gewichen, in welcher der Gewerbefleiß sein Heim aufgeschlagen hat. Die Pferdebahn klingelt unter den Fenstern der einstigen Sommerresidenz vorüber, die nun ein Erziehungsinstitut geworden ist, bestimmt, die heranwachsende Jugend für die harte Dienstbarkeit des Lebens heranzubilden. Kein Glänzen und Gleißen mehr, kein Sang und Spiel und festliches Rauschen. Fürwahr, ein nüchterner Tausch, ein freudloser Wandel der Zeit — aber wer wollte ihn beklagen! Wer wollte murren, daß an Stelle dieser feudalen Welt eine neue auf den Ausgleich der Kräfte und Rechte aller gegründete getreten ist, daß die Verhältnisse sich verschoben und statt der Höfe die großen Städte, als Sammelpunkt der wissenschaftlichen, technischen und litterarischen Thätigkeit, zum Centrum der Civilisation, zum Brennpunkt des geschichtlichen Lebens erhoben haben!

Auch Wien hat durch diesen Wandel der Dinge gewonnen, ohne welchen seine dritte große Bauperiode, die nunmehr ihrem Ende entgegengeht, nie möglich geworden wäre. Diese dritte Bauperiode, ein Triumph moderner Arbeit und Unternehmungslust, datiert seit dem 1. September 1859, an welchem Tage ein Erlaß des Kaisers die „Stadterweiterung" inaugurierte. Wie beschaffen dieselbe war und welch ungewöhnliche Tragweite für die Neugestaltung der ganzen Stadt sie besaß, mögen einige topographische Andeutungen erläutern.

Wien ist sich in seiner Anlage und Gestalt seit dem Ausgange des Mittelalters so ziemlich gleich geblieben, mit dem Unterschiede natürlich, daß das, was damals seinen Gesamtkörper ausmachte, heute bloß ein einziger Stadtteil ist: die sogenannte „Innere Stadt", deren vornehmsten plastischen Schmuck der herrliche Brunnen Raphael Donners auf dem „Neuen Markt", des ebenbürtigen Zeitgenossen Schlüters, bildet.

Auf diesen Teil beziehen sich wohl die Worte des Fürsten Bismarck in einem Briefe an seine Gemahlin vom 16. Juni 1852: „Alle, die ich bisher kennen gelernt habe, sind bemerkenswert liebenswürdig, und die Stadt ist zwar heiß und engstraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt." Mit den engen Straßen hat es seine Richtigkeit. Die „Innere Stadt" ist zwar der vornehmste und wichtigste Bezirk, aber trotzdem ist sie sparsam und winkelig gebaut, mit unbehaglich zusammengepreßten Häusern, denen man die Mühe und den Verdruß ansieht, womit jedes dem Nachbar Platz gemacht hat. Wen jedoch Beruf und gesellschaftliche Stellung nicht zwangen, sich mühevoll ein Heim in der Stickluft des eigentlichen Wien zu erobern, der zog hinaus vor die Stadt, die schon in frühen Jahrhunderten derartige Ansiedelungen an ihrer Peripherie aufzuweisen hat. Wohl lagen diese in einer gewissen Entfernung von dem Stadtkern, denn dieser war von einer Anzahl fester Mauern, Wälle und Gräben umgeben, derselben Mauern, die sich anläßlich der beiden Türkenbelagerungen so heilsam und widerstandsfähig erwiesen. Trotz vielfacher Zerstörungen gediehen diese Flecken zusehends, und als gar die erwachende Industrie ihre noch zögernden Kinderfüßchen auch in die alpenumgrenzte Ostmark setzte, waren es ausschließlich diese Vororte, die ihr ein rechtschaffenes Asyl zu bieten vermochten. Auf diese Weise waren die Vorstädte selbst schon selbständige Städte geworden, als die sich stark fühlende Residenz der Festungswerke sich entraten zu können glaubte und dieselben bis auf die Stadtthore schleifte. Jetzt dehnte sich statt der Fortifikationen zwischen der Stammmutter und ihren sie peripherisch umlagernden Sprößlingen ein mehrere hundert Klafter breiter Wüstenstreif, unter dessen dürftigem Baumbestand die passiven Wiener wohl heute noch lustwandeln würden, wenn es bloß auf den guten Willen der Regierung angekommen wäre, die über diesem militärfiskalischen Eigentum ängstlich wachte. Doch was der gute Wille nicht that, vermochte der Zwang. Der ungewöhnliche ökonomische und finanzielle Aufschwung Wiens — „Aufschwindel" sagte später ein Witzblatt im Hinblick auf den historisch gewordenen „Krach" — sprengte endlich die Fesseln, in welchen die „Innere Stadt" zu ersticken drohte und machte die Freigebung der brach liegenden immensen Baugründe des ehemaligen Festungsterrains

Schubert-Denkmal (S. 906).

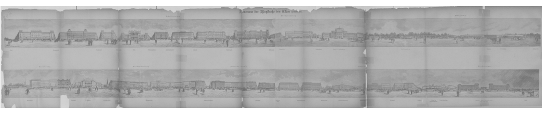
Rathaus (S. 906): Rückwärtige Front.

zur Notwendigkeit. Dieser Aufschwung ist auf die municipale Entwickelung zurückzuführen, welchen Wien nach dem sturm- und drangvollen Jahre 1848 zu nehmen begann. Von den freiheitlichen Weckrufen der Revolution aus dem Schlafe gerüttelt, rieb sich die Stadt die Augen und sah, wie sehr sie zurückgeblieben war und wie wenig ihr Aeußeres ihrer historischen Stellung und Größe entsprach. Diese Erkenntnis setzte sich sofort in eine frische und fröhliche Unternehmungslust um, welche, begünstigt von der steigenden Kapitalskraft des Bürgertums sowie dem mächtigen Einwohnerzuzuge — von 1860—1873 ist Wien um 200000 Seelen gewachsen — in den zwei letztvergangenen Decennien eine Reihe erstaunlicher Leistungen ausgeführt hat. So wurden, um nur einige Beispiele zu geben, in diesem Zeitraum vier Bahnhöfe erbaut, zwölf große Brücken, darunter die Eisenbahnbrücken, über die Donau und deren Arme gelegt, und die städtische Verwaltung selbst führte in der „Hochquellenwasserleitung“, die auf einem dreizehn deutsche Meilen langen Aquädukt Tag für Tag Hunderttausende von Eimern des frischesten Trinkwassers aus den Alpen in die Residenz bringt, ein technisches Riesenwerk durch, dem nur das alte Rom ähnliches an die Seite zu setzen hat. Ebenso rapid und gewaltig war der Aufschwung im Hochbau. Die zahlreichen Baugesellschaften zauberten auf den kaum erschlossenen Gründen Jahr um Jahr Hunderte neuer Wohnhäuser hin. In der nächsten Nähe der Stadt, auf dem „Wienerberg“, entstand die größte Ziegelei der Welt, ohne jedoch dem Bedarf an Baumaterial nur halbwegs Genüge leisten zu können, da, einer zuverlässigen Berechnung nach, Wien von 1868—1872 allein über tausend Millionen Ziegel aufgebraucht hat.

Universität: Große Treppe (S. 909).

Nun ist auch jeder Fleck der einstmaligen Wüstenei verbaut, die Ringstraße steht vollendet da. Welche Aufgabe es war, diese glänzende Reihe von Palästen in so kurzer Zeit aus dem Boden zu rufen, erhellt deutlich aus der Vorstellung, daß die genannte „Innere Stadt“ thatsächlich eine Stadt für sich ist, die mehr als 50000 Einwohner zählt, und daß diese nun ihrem ganzen Umkreise nach mit einem mehrfachen, eng aneinander schließenden Häusergürtel umgeben werden mußte. Die oben angeführten Ziffern gestatten auch einen Rückschluß auf die Summe von Arbeit, von geistiger und materieller Kraft, deren es bedurfte, um zum Ziele zu gelangen. Fragt man jedoch nach den künstlerischen Ergebnissen dieser geschichtlich bedeutsamen

Panorama der Ringstraße von Wien (Südseite)



der Ringstraße von Wien

architektonischen Bewegung, dann muß man zuvörderst auf ein Werk verweisen, das nicht auf der Ringstraße, ja nicht einmal im Weichbilde Wiens gelegen ist, sondern seine steinernen Massen auf dem freien Felde knapp vor der Stadt ausbreitet: das k. k. Arsenal (Seite 887). Innerhalb der Stadt wäre wohl auch kaum Platz für dasselbe zu schaffen gewesen, denn das Arsenal leitete die neue Periode gewissermaßen durch einen Knalleffekt ein. Es galt nämlich, das größte Bauareal, das jemals von einem einzigen, einem bestimmten öffentlichen Zwecke dienenden Gebäudekomplex unter einheitlicher Fassade bedeckt wurde, architektonisch zu bewältigen. Es gelang glänzend, und nach sieben Jahren war der Riesenbau, mächtiger italienischer Rundbogenstil von imponierendster Wirkung, bis auf die Dachluken fertig. Viollet-le-Duc, der vor kurzem verstorbene Altmeister der französischen Architekten und Kunstschriftsteller, hat ihn eine der besten Schöpfungen der neuen Zeit genannt.

Rathaus (S. 906): Der rechtsseitige Eckpfeilerturm der Hauptfront.

Von den fünf Architekten, welche an dem Arsenal beteiligt waren, haben drei: van der Nüll und Siccardsburg, welche immer gemeinsam arbeiteten, sowie Theophil Hansen auch in das Diadem der Ringstraße manchen kostbaren Edelstein eingefügt. Den ersten beiden dankt man außer dem Karltheater, dem Sophienbad, die übrigens in künstlerischer Hinsicht zurückstehen, und dem sehr gefälligen Bazar Haas auf dem „Graben" das höchst wirkungsvoll in französischer Renaissance frei behandelte Palais Larisch (Seite 887) und das Hofopernhaus (Brunnen bei dems. s. S. 889). Aus blinkend weißem Haustein errichtet, erhebt sich der kolossale Prachtbau der Oper gebietend an der verkehrreichsten Stelle der Ringstraße. So gelungen der harmonisch dekorierte Zuschauerraum auch ist, so reizend dieses und jenes Detail des Baues: in seinem Aeußeren zeigt er einige auffallende Mängel, wozu freilich die sonderbaren Anforderungen, denen die Künstler gerecht werden mußten, nicht wenig beigetragen haben mögen. So fehlt es dem ganzen Baue an planvoller Einheit, an einer dominierenden Fassade und an einer im Verhältnis zu seiner Ausdehnung stehenden Höhenwirkung, welch letztere allerdings durch eine nachträgliche und von den Architekten unverschuldete ungünstige Niveaulegung der umgrenzenden Straßenteile wesentlich beeinträchtigt wurde. Trotzdem ist das Opernhaus, das ebenfalls die Hinneigung zur französischen Renaissance stark verrät, aber auch andere, selbst romantische Elemente nicht ausschließt, ein in vieler Beziehung bemerkenswertes und erfreuliches Kunstwerk. Dem hochstrebenden Geiste der beiden Erbauer, die ihr bestes Können eingesetzt hatten, die ihnen übertragene Aufgabe zu einem epochemachenden Werke auszugestalten, genügte ihre Leistung nicht, und sie endeten ihren Schmerz über das vermeintliche Mißlingen noch vor der Eröffnung des Hauses tragischerweise durch Selbstmord.

Auch an dem Ringtheater (Seite 890) klebt eine düstere Erinnerung, ja, es ist seit dem furchtbaren Brande nichts als diese Erinnerung zurückgeblieben. Diese Katastrophe hat soviel Schrecken in die Gemüter gesäet, daß daneben ein ästhetisches Bedauern über den Verlust dieser architektonischen Zierde bis zum heutigen Tage nur schwer aufkommen kann. Unter den Bildern aber, welche die Meisterwerke der Wiener Baukunst veranschaulichen, darf trotzdem diese Schöpfung des hochbegabten Emil v. Förster nicht fehlen, deren heitere Pracht und dekorative Eleganz selbst Garnier, den Architekten der Großen Oper in Paris, zu bewundernder Nacheiferung angespornt hat.

Weit erfolgreicher als seine beiden Genossen beim Arsenalbau ist sowohl in den Anregungen, die er geboten, als in dem, was er selbst geschaffen hat, Theophil Hansen gewesen, der gegenwärtig als der bedeutendste Vertreter der „Antike" gilt. Seitdem Schinkel und Leo v. Klenze gestorben sind, hat sich der Hellenismus nur durch schwächliche Kompromisse zu erhalten vermocht, und

Volkshalle.

Rathaus (S. 906): Arkaden an der Hauptfront.

Arkaden im Hof (S. 907).

allein der idealistische Geist Hansens ist unerschütterlich für diesen zaubervollen Anachronismus eingestanden. Neigung, Entwickelungsgang und innerer Beruf haben ihn zum Epigonen der perikleischen Aera gemacht, deren Traditionen er in seinen Werken zum Durchbruch zu verhelfen suchte. Bei einigen, wie der Evangelischen Schule, der Akademie der bildenden Künste, der Börse und dem „Musikverein", konnte dies allerdings nur in beschränktem Ausmaße geschehen, und bei der „Griechischen Kirche" (Seite 894), deren Hauptvorzug in der wohlthuenden polychromen Dekoration beruht, mußte er sogar auf die ihm vertraute künstlerische Formensprache zu Gunsten des Byzantinismus verzichten, in dessen Stilbereich diese Aufgabe vermöge ihres historischen Charakters gerückt war. Hingegen leben im Reichsratsgebäude (Seite 891), Hansens reifstem und reichstem Werke, alle Traditionen der attischen Erde in vollster Reinheit wieder auf. Von korinthischen Säulen aus blinkendem, an Paros gemahnenden Marmor ist das Haus umstellt, zu dem eine mächtige Rampe hinanführt; die drei Risalite der Hauptfront stellen sich als giebeltragende Tempelfassaden dar; die Karyatiden, welche die beiden Balkone der Schmalseiten emporheben, sind direkt dem Erechtheion entlehnt; ein herrlich gezeichneter Palmettenfries schlingt sich unter den Zahnschnitten des Hauptgesimses hin, und auf das flache Dach ist ein ganzer Olymp aus Bronze und Stein placiert. So mannigfach aber auch all diese Elemente sind, so besticht das Gesamtbild, zumal wenn man die richtige Distanz gewinnt, durch seine edlen, vom Prostylos des Hauptportals dominierten Linien, durch die Monumentalität der Verhältnisse und den hohen malerischen Reiz, den Hansen über alle seine Entwürfe auszugießen versteht. Dieser malerische Eindruck steigert sich noch, sobald man das Haus, zumal dessen „Ruhmeshalle" betritt, welche zweifellos eines der schönsten Interieurs der Welt ist. Vergoldete Kapitäle tragen das Gebälk, dessen Ornament sich zart und leuchtend von dem dunklen, farbensatten Grunde abhebt; die Wände sind durchwegs in Stucco lustro nach pompejanischem Vorbilde dekoriert; die Marmorbrüche aller Lande wurden geplündert, um die Fliesen, Säulen und Gliederungen herzustellen, und dieses harmonische Ineinanderfließen aller Töne und Nüancen, diese Magie des Goldes und der Farben bildet ein Ensemble von zauberischer Wirkung. Wie Makart über seine Palette, so souverän hat hier Hansen über alle polychromen Effekte verfügt und den strahlenden Reichtum seiner Pasten durch den vollendetsten Geschmack künstlerisch geadelt. Man mag der Anwendung der griechischen Architektur in der Gegenwart aus principiellen Gründen noch so enge Grenzen stecken und selbst den Wiener Parlamentspalast nur als interessantes Experiment gelten lassen wollen — diese eine Eigenschaft: die Ausstattung seiner Innenräume, verleiht ihm Bedeutung und macht ihn zu einer der ersten architektonischen Sehenswürdigkeiten des Jahrhunderts.

Rathaus (S. 906): Sitzungssaal des Gemeinderats.

Man kann von Hansens Thätigkeit nicht sprechen, ohne der Verdienste dieses Meisters um den modernen Wohnhausbau zu gedenken. Mag eine Stadt noch so reich an öffentlichen Bauten sein, mögen in ihren monumentalen Schöpfungen diese oder jene Stilrichtung sich noch so scharf ausprägen, immer wird ihr architektonischer Gesamtcharakter durch jene Gebäudegattung bestimmt, die am zahlreichsten und für das bürgerliche Leben am wichtigsten ist — durch das Wohnhaus. Das großstädtische Wohnhaus oder, besser gesagt, Zinshaus ist aber, zumal in Wien, ein Kind der Massenproduktion, ein Erzeugnis der Spekulation, das seine Kriterien nicht in der Aesthetik suchen und bestenfalls ein Kompromiß zwischen einer künstlerischen Idee und einer Kapitals-

anlage werden kann. Diesen Kompromiß hat Hansen in seinem gegenüber der Oper belegenen „Heinrichshof“ zum erstenmal in wirklich vollendeter Weise vollzogen und dadurch den Beweis erbracht, daß trotz des Surrogatmaterials, der ängstlichen Ausnützung des Raums und anderer ökonomischer Einschränkungen dennoch eine gute Fassade, ein freies, elegantes Vestibule und ein perspektivisch sich aufbauendes luftiges Stiegenhaus zu erzielen sei. Dieses von Hansen gegebene Beispiel wurde von einer Anzahl talentvoller Architekten variiert und weiterentwickelt, und auf diese Weise entstand eine ästhetisch annehmbare Schablone, entstand der Wiener Typus des Zinshauses, welcher der Ringstraße das Gepräge gibt und trotz mancher zopfiger Versuche aus der jüngsten Zeit — der vom Architekten König errichtete luxuriöse „Ziehrer-Hof“ (Seite 893) ist der gelungenste — bis heute Geltung besitzt und auch jenseits der Grenzen Oesterreichs aufgenommen und nachgeahmt worden ist.

Rathaus (S. 906): Ausblick aus der Halle eines der kleinen Türme nach der Votivkirche.

Sowie Hansen als der vornehmste Vertreter der antiken Bauweise, als der einzige legitime Erbe Schinkels gilt, so ist Friedrich Schmidt als der Gotiker par excellence, als der Chorführer unter allen Anhängern der mittelalterlichen Kunst anerkannt. Schmidt, der vor zwei Jahren Ehrenbürger von Wien geworden ist, ist es im Reiche der Kunst schon lange. Die 70 Kirchen, die er in allen Gauen Deutschlands gebaut, die Dome, die er zu Bukurescht, zu Malmö in Schweden und zu Tsching-Tin in China errichtet hat, sind Zeugen, wie weit der Ruf seiner Tüchtigkeit gedrungen ist, und erklären auch, warum er, seiner vielen Titel und Würden zum Trotz, immer nur der „Dombaumeister“ genannt wird. Von den fünf Kirchen, die Wien von ihm besitzt, verdient die Fünfhauser Pfarrkirche (Seite 895) besondere Beachtung. Hier hat er nämlich, und zwar zum erstenmale, den Versuch gewagt, einen Centralbau, eine ravennatische Kuppelanlage von 90 Fuß Spannweite in gotischen Konstruktionsformen durchzuführen und damit den Satz, daß alles schon dagewesen, der nirgends so berechtigt ist als in der Architektur, zunichte gemacht. Fast gleichzeitig mit dieser genialen Leistung ging aus Schmidts Atelier das außen etwas nüchterne, innen aber vorzüglich disponicrte und geschmackvolle Akademische Gymnasium auf dem Beethoven-Platz hervor, der durch das vorzügliche Denkmal (S. 896) des großen Tonmeisters von Zumbusch in dieselbe Weihe getaucht wird wie der nebenan gelegene Stadtpark (Seite 897), aus dessen schattigem Grün Kundmanns Schubert-Monument stimmungsvoll hervorleuchtet.

All seine gesammelte Kraft, seinen schöpferischen Geist und die Erfahrung seiner langen und ruhmreichen Thätigkeit jedoch hat Schmidt in sein größtes Werk, das neue Rathaus (Seite 899 bis 920) gelegt, an welchem die Stadt Wien 13 Jahre gebaut und für welches sie 14 Millionen Gulden veraus-

Rathaus: Der große Turm (S. 907).

gabt hat. Diese Summe können nur wenige Könige an ihre Residenz wenden, allein der Künstler hat hier alle Mühen und Kosten reichlich gelohnt und seiner Stadt einen Bau geschenkt, auf den sie vor allen anderen hinweisen darf, wenn sie ihr architektonisches Primat geltend machen will. Von den Dimensionen erhält man einen Begriff, wenn man erfährt, daß er sieben Höfe in sich schließt und durch 5000 Fenster, darunter 800 gemalte, sein Licht empfängt. Der große mittlere Arkadenhof steht senkrecht auf der Hauptfassade auf, welche durch die grandiose, durch zwei Stockwerke gehende Loggia ein besonders festliches Gepräge bekommt (S. 902). Vor diese Loggia, die auch mit plastischem Schmuck reich ausgestattet ist, legt sich überdies noch ein imposanter, aus dem Viereck ins Achteck überlaufender Turm (Seite 906 u. 918), der nur um 18 Klafter weniger mißt als der Stephansturm und je zwei niedere Pylonentürme zur Seite hat, die den Uebergang aus der Horizontale in die Vertikale vortrefflich vermitteln. Die übrigen Teile des Gebäudes sind einfacher gestaltet, aber ohne Ausnahme durch energische Gesimse profiliert und durch kräftige Pilaster detailliert. Die Fügung der warmtönigen Steinquadern ist von höchster Sauberkeit und die geringfügigste Einzelheit mit einer Sorgfalt gearbeitet, die nur Schmidt eigen ist, der jedes Ornament Stück für Stück nicht nur selbst zeichnet, sondern auch eigenhändig modelliert. Ein Reichtum schöner Details ist über den Bau ausgegossen, aber sie alle ordnen sich gefällig dem Ganzen unter, gerade so wie die großen Glieder, die von der starken Hand des Meisters zu einer harmonischen Einheit verbunden worden sind.

Rathaus (S. 906): Einer der vier kleinen Türme.

Was aber den Rathausbau vor allem bemerkenswert macht, ist die geniale Freiheit in der Verwertung aller konstruktiven und dekorativen Elemente. Schmidt war sich, als er daran ging, ein gotisches Rathaus zu bauen, vollkommen klar, daß er in diesem Stile keine Vorbilder für die praktischen Anforderungen seiner Aufgabe finde. Im Mittelalter machten die Menschen nur dem lieben Gott Platz, sich selbst aber zwängten sie in enge, niedere und kleine Räume, über welche unsere Bedürfnisse himmelhoch hinausgewachsen sind, hier aber galt es, immense Festsäle, bequeme Kommunikationen, gewaltige Vestibule mit sich verästenden Treppenarmen zu schaffen, und hierfür hat erst die Palastarchitektur des Cinquecento die Muster geliefert. Ohne erst zu erwägen, wie schwer die engbrüstige Gotik mit dieser Raumentwickelung in Einklang zu bringen sei, griff Schmidt resolut auf diese Muster zurück, und in ihrem Sinne fügte er die Rippen des Baues ineinander, während das Ornament, das bewegliche Spiel der Formen, überhaupt die ganze künstlerische Signatur der Gotik entnommen ist. Giebel und Wimperge, Fialen und Schrägen silhouettieren das Haus, Spitzbogen verbinden die Säulen und schneiden in die Fassaden, durch die weiten Fenster des Risalits schlingt sich charakteristisches Maßwerk: die Stützen und das Gebälk jedoch, das was den Bau gestaltet und zusammenfaßt, funktioniert ganz im tektonischen Geiste der Renaissance. Diese organische Vermählung zweier sich widerstrebender Kunstweisen stempelt das Werk Schmidts zu einer That. Der Künstler hatte sich damit ein neues und großes Problem gestellt, wie es nur ein mutiger, von des Gelingens beflügelnder Ahnung getragener Geist ergreifen kann, und daß er es in lautere Schönheit aufgelöst, daß er nicht nur etwas Anderes, sondern etwas Besseres gemacht, wird ihm dauernden Ruhm sichern.

Das Rathaus bildet den dominierenden Mittelpunkt jenes Platzes, dessen linke Flanke von Hansens Parlamentspalast, dessen rechte von der neuen Universität (Seite 891) eingenommen wird. Dieser Bau ist ein kostbares Vermächtnis des vor zwei Jahren allzu früh seinem Beruf entrissenen Heinrich v. Ferstel, wohl nicht des originellsten und kühnsten, gewiß aber des vielseitigsten und feinst organisierten Meisters der Wiener Bauschule. Die Aufgabe, die ihm in der Universität erwuchs, war sehr komplizierter Natur. Die vielgestaltigen praktischen Anforderungen einer Hochschule ersten Ranges machten eine Trennung der einzelnen Baumassen zum Gebote, welche trotz ihrer Selbständigkeit durch die Hauptfassade glücklich zusammengehalten werden. Die allzu monotone Längenentfaltung der letztern wußte der Architekt durch das steil aufragende französische Dach zu paralysieren, und deren Bestimmung —

sie enthält die Fest- und Repräsentationsräume der Alma mater Vindobonensis — durch eine mächtige statuentragende Attika, eine verschwenderische Pilaster-

Rathaus (S. 906): Haupteingangsthor an der Seitenfront.

stellung und eine Fülle wohlangebrachten ornamentalen Schmuckes überzeugend zu veranschaulichen.

Seine wahre Schönheit aber enthüllt der Universitätsbau erst, wenn man durch das majestätische dreischiffige Hauptvestibule in den mittleren Arkadenhof tritt, der seinesgleichen in der zeitgenössischen Architektur nicht besitzt. 212 Fuß der Länge, 150 Fuß der Breite nach messend, öffnet er sich in 46 kühn gespannten Bogen auf die tiefe, ringsum laufende Halle, in welche die prachtvollen Treppenhäuser münden. Ohne jeden Schmuck durchgeführt und in den drei Geschossen nach römischem, von Bramante zum Gesetz erhobenem Beispiel die drei Säulenordnungen zeigend, wirkt dieser Hof einzig und allein durch den Adel seiner Verhältnisse, durch das köstliche Raumgefühl, das dem Künstler beim Entwurfe den Stift geführt hat. Wie die Zeilen eines Sonetts verschlungen sind, so fest gefügt reihen sich die Glieder dieser Architektur aneinander, und wenn man lange hinsieht, so ist es fast, als vernähme man den Wohlklang dieser in Stein gemeißelten Rhythmen. Die dreiarmige Festtreppe (siehe Illustr. Seite 899), die fünfarmigen Schülertreppen und die übrigen Kommunikationen dienen dem Hofe als würdige Fortsetzung. Wohin man sich auch stellen mag, man gewinnt von jedem Punkte eine große und malerische Perspektive, und das ist in der Baukunst das sicherste Zeichen eines schöpferischen, nicht mühselig Detail an Detail schweißenden, sondern aus dem Vollen und Ganzen concipierenden Geistes.

Ferstel genoß gleich Hansen und Schmidt die für einen Baumeister seltene Gunst, weit über seine Heimat hinaus gekannt und beschäftigt zu sein, und es mag zur Kennzeichnung seiner international ausgreifenden Thätigkeit dienen, daß u. a. das Rathaus in Tiflis und der im Werden begriffene neue katholische Dom zu London von seiner Hand entworfen worden sind. Am meisten dankt natürlich seinem nimmer ruhenden Geiste Wien, dem er — von seinen zahlreichen öffentlichen und Privatgebäuden: dem Kunstgewerbemuseum, dem Chemischen Laboratorium, der Nationalbank, dem Palais des Erzherzogs Ludwig Viktor u. s. w. nicht zu reden — außer der Universität, dem Tempel des Wissens, auch einen herrlichen Tempel des Glaubens geschaffen hat. Fast ein Jüngling noch, ging er in der Konkurrenz um den Bau der Votivkirche (Seite 921 u. 923) als Sieger hervor, und wer dies Gotteshaus jemals gesehen, weiß, daß der Künstler mit diesem ersten Schritt in die Oeffentlichkeit zugleich seinen ersten Schritt in die Unsterblichkeit gethan hat. Die Votivkirche ist eine dreischiffige Basilika mit einem Querhaus und einem Umgang nebst Kapellenkranz im Chore. Zwei schlanke Türme mit reichdurchbrochenen Helmen schwingen sich zu seiten des Hauptportals gen Himmel, und über der Vierung zeichnet sich der Dachreiter in feinen Linien ab. Und

Rathaus (S. 906): Pfeilerturm des Mittelbaues der Seitenfront.

so wie der Meister in der Anlage den Kathedralen von Reims und Chartres gefolgt ist, so hat er, auch darin französischen Mustern nachstrebend, Schmuck und Zier

in so phantasievoller Ueppigkeit über sein Gebilde gebreitet, daß es sich wie von Feenhänden übersponnen in die Lüfte zu heben scheint. Die Votivkirche ist ohne Zweifel der schönste gotische Bau des Jahrhunderts, ein steinernes Gebet, das seine andächtigen Akkorde in das weltlustige Gepränge der Wiener Ringstraße mischt.

In dieses weltlustige Gepränge wird noch durch Jahre hindurch der Schlag des Hammers und der Hieb des Meißels klingen, denn noch lange ist alle Arbeit nicht gethan, noch lange werden sich auf jenem Teile der Ringstraße, der von dem dem Rathause gegenüberliegenden Punkte bis nahezu zur Oper läuft, tausend geschäftige Hände regen, um unter der Leitung Karl v. Hasenauers den Neubau der kaiserlichen Burg zu fördern, welche durch die Großartigkeit ihrer Anlage und ihren dekorativen Glanz alles bisher Geschaffene überstrahlen soll. Hasenauer hat sehr rasch Carriere gemacht. Nachdem er u. a. in den Bauten der Weltausstellung 1873 und dem vornehmen, in mancher Richtung an den Palazzo Farnese zu Rom erinnernden Palais des Grafen Lützow (Seite 925) sein bedeutendes Talent bekundet hatte, wurde ihm infolge eines Schiedspruches Gottfried Sempers der Bau der k. k. Hofmuseen (Seite 926) übertragen. Da Semper jedoch schon vorher die Pläne für das neue Burgtheater (Seite 929) sowie die erst zu errichtenden Teile der eigentlichen Burg geliefert hatte, wurde der Beschluß gefaßt, die Entwürfe beider Meister zu einander zu stimmen, den Rahmen des ganzen Unternehmens derart zu erweitern, daß sowohl das Schauspielhaus als der Doppelbau der Hofmuseen in denselben einbezogen werden konnten, und mit der Ausführung beide Künstler gemeinsam zu betrauen. Inzwischen hat der Tod Semper von diesem großen Werke abberufen und sein Genosse und Erbe führt es allein rüstig weiter. Dies holde Zwillingspaar der Hofmuseen sowie das Burgtheater stehen heute nach außen hin vollendet da. Wie alle von Semper geschaffenen oder seiner Richtung angehörenden Bauten zeigen auch diese eine ungemeine lebendige Gliederung, eine feine Silhouette, verschwenderischen plastischen Schmuck und in ihrem Totalbilde den Charakter einer feierlichen durch Grazie gemilderten Erhabenheit. Im Innern sieht es jedoch noch chaotisch aus, und es wird noch manches Wasser die Donau abwärts fließen, bis diese Bauten ihrer Bestimmung zugeführt sind. Bis dahin wird sich wohl noch Zeit und Gelegenheit finden, ihrer ausführlicher zu gedenken.

Dasselbe gilt von den anderen Teilen der Burg: der gegen die Stadtseite gekehrten Fassade, die erst nach Demolierung einer ganzen Gasse voll alten Häusergerümpels aus dem Boden wachsen kann, sowie den der Ringstraße zugewendeten beiden „Corps de logis“ und dem Festtrakt, für welche man erst vor kurzem mit den Erdaushebungen begonnen hat. Der letztere, der über die Propyläen des Burgthors auf das in Zumbuschs Atelier dem Guß entgegenreifende gigante Maria-

Rathaus (S. 906): Die Haupttreppe.

Rathaus (S. 906): Die Halle unter dem großen Turme.

Theresia-Monument blicken wird, soll auf Wunsch des Kaisers räumlich derart disponiert werden, daß in Zukunft an 6000 Personen zu den großen Hoffesten zugezogen werden können, und auch die übrigen Partien des Neubaues erhalten eine Einrichtung, die dem hohen Hausherrn hinfür gestatten wird, jedem seiner fürstlichen Gäste ein Obdach in seinem Schlosse anzubieten. Das ist echt österreichische Gastfreundschaft! Allerdings kommt sie etwas teuer zu stehen, da die Kosten ihrer Vorbedingungen, des Ausbaues der Burg — die Museen und das Theater nicht inbegriffen — sich auf 40 Millionen Gulden belaufen, wobei das zwei Millionen Gulden betragende Honorar für den leitenden Architekten nicht mitgerechnet ist. . . .

Als im Jahre 1336 der Neubau von Orsanmichele angeordnet wurde, begründeten die Florentiner diesen Beschluß mit dem Ausspruche, daß jede Stadt einen unschönen Bau als Schimpf und Schmach empfinden müsse, deren rasche Tilgung ein Gebot der Pflicht und Ehre sei. Diese Erkenntnis bildet eine der geistigen Grundlagen der Renaissance; sie wurde von jedermann auf der Halbinsel geteilt und hat zu jener unvergleichlichen Kunstthätigkeit geführt, durch deren Größe und Schöpferkraft aller späteren Arbeit der Stempel des Epigonentums aufgedrückt worden ist. Ohne einen Vergleich zwischen den architektonischen Schöpfungen am Arno und jenen an der Donau ziehen zu wollen, kann man dennoch sagen, daß von der „vornehmen Baugesinnung“ der Italiener — um ein treffliches Wort Jakob Burckhardts zu gebrauchen — etwas auf das moderne Wien übergegangen ist, das in den letzten 20 Jahren eine Reihe öffentlicher Paläste emporgeführt hat, die vermöge der Größe und Freiheit in der Conception, der Monumentalität in den Verhältnissen und des vollendeten Geschmacks in der Durchbildung aus der lokalgeschichtlichen in die kunstgeschichtliche Bedeutung ragen. Mit jenen, die eben geschildert wurden, ist diese Reihe noch lange nicht erschöpft. Noch hätten wir des von Schmidt an der Stätte des abgebrannten Ringtheaters erbauten kaiserlichen Stiftungshauses — vom Volksmund „Sühnhaus“ (S. 930) genannt — zu erwähnen, das ein Stück venetianischer Poesie in die Realistik des Wiener Börsenviertels zaubert; noch wäre des schon seines Hofes wegen sehenswerten Justizpalastes (Seite 927) zu gedenken, in welchem der Architekt, A. v. Wielemans, die zu monumentalen Anlagen sonst wenig geeigneten Formelemente der deutschen Renaissance in sehr anziehender und geschickter Weise verwertet hat; noch wäre dieser und jener öffentliche Bau besonders hervorzuheben, und neben diesen eine stattliche Anzahl von Privathäusern, die sich ihnen würdig an die Seite

Rathaus (S. 906): Gemeinderatsstiege.

Bureaustiege.

Rathaus (S. 906): Eingang in den Mitteltrakt von der Seitenfront.

stellen. Allein der beachtungswerten Bauten gibt es im „neuen Wien“ so viele, daß wir uns hier mit einer Auswahl derselben begnügen müssen. Wenn der geneigte Leser alles sehen will, darf er sich's nicht verdrießen lassen, selbst einen Spaziergang über die Ringstraße zu unternehmen. Ist es gerade Sonntag und breitet sich der blaue Lenzhimmel über die Welt, dann wird er auch die Wiener Million, die während der Woche ein stilles Geheimnis der Statistik bleibt, zu Wagen und zu Fuß, in frohem Geplauder und modisch eleganter Toilette lustwandelnd auf dem breiten Bürgersteige finden. Dann kann er sein Auge an dem schönen Bau der Paläste und an dem noch schöneren ihrer Bewohnerinnen in gleichem Maße erfreuen, und wenn dann aus einem offenen Fenster, aus den Konzertsälen des Musikvereins, des Stadtparks oder des Volksgartens der beflügelnde Dreivierteltakt eines Straußschen Walzers ertönt, dann wird er — trotz aller Unbill, welche die Zeit dem Emporium an der Donau vorübergehend zugefügt — schließlich doch dem alten Bäuerle Recht geben und mit ihm rufen:

„'s gibt nur eine Kaiserstadt,
's gibt nur ein Wien!“

Rathaus (S. 906) (Rückseite): Fenster des ersten Stockes und Mezzanin im Haupttrakt der Seitenfront.

Krankheiten,

welche von Tieren auf den Menschen übertragen werden können.

Von

J. Uffelmann.

Unter den vermeidbaren Krankheiten gibt es eine nicht geringe Zahl solcher, welche erwiesenermaßen von den Haustieren auf den Menschen übertragen werden. Bald ist es der Verkehr mit diesen Tieren, bald der Genuß ihres Fleisches, ihrer Milch, der nachteilig wirkt; oder es übermitteln gewisse Abfälle, z. B. Haut und Haare, indem sie in Gebrauch gezogen werden, einen schädlichen Stoff, den sie aufnahmen, als sie noch dem lebenden Tiere angehörten. Erfahrungen solcher Art werden leider gar nicht selten gemacht; kommt es doch mitunter zu endemischer oder epidemischer Ausbreitung von Krankheiten, welche die hier betonte Ursache haben. Um so mehr dürfte es sich der Mühe verlohnen, daß wir uns mit ihnen und ihrer Bedeutung bekannt machen, denn erst die Kenntnis der Gefahr gibt uns die Möglichkeit wirksamer Abwehr.

Ich beginne die Darstellung mit einem kurzen Hinweise auf die Trichinose. Sie entsteht, wie dem Leser hinreichend bekannt sein wird, durch den Genuß trichinenhaltigen Schweinefleisches. Wir wissen dies erst seit dem Jahre 1860, wo Zenker die Trichine in den Muskeln eines unter schweren Krankheitserscheinungen verstorbenen Dienstmädchens auffand und zugleich den Nachweis lieferte, daß sie in den Schinken und Mettwürsten vorkam, von welchen die Patientin genossen hatte. Alle Zweifel an der Richtigkeit dieses Schlusses wurden sehr bald durch Beobachtungen anderer Aerzte, namentlich in den großen Epidemien der Trichinose zu Hettstedt und Hadersleben beseitigt, so daß über die Ursache des Leidens längst die vollste Uebereinstimmung herrscht. Die Trichine gelangt mit dem Muskelfleische, in welchem sie ihren Wohnsitz aufschlägt, in den menschlichen Magen, wird innerhalb desselben durch dessen Saft von einer Hülle befreit und wächst alsdann bis zu einer Länge von $1^1/_2$ bis 2 mm aus. Dies vollzieht sich im Darm; hier setzen auch die Weibchen, und zwar schon am sechsten Tage nach dem Eintritt in denselben, die ersten Jungen ab. Diese,

Rathaus (S. 906): Die Kapelle.

lebendig geboren, nicht wie bei anderen verwandten Würmchen aus Eiern sich entwickelnd, beginnen sehr rasch eine Wanderung, durchbohren die Wand des Darmes, gelangen darauf weiter ziehend an die roten Muskeln, dringen in die eigentliche Fasersubstanz derselben ein und setzen sich in ihr fest. Hierzu bedarf es nur weniger Tage Zeit. Dann wachsen die Trichinen, erreichen nach zwölf bis vierzehn Tagen ihre volle Größe als Muskeltrichinen, rollen sich spiralig ein und erhalten eine Umhüllung, die sogenannte Kapsel, in welche sich Kalksalze ablagern. Mit diesen Vorgängen, die durch Nachschübe von Trichinenembryonen sich erneuern und in die Länge ziehen, ist ein Kranksein von mehr oder weniger heftigem Grade verbunden. Es zeigt sich Fieber, Schmerz in den Gliedern, Störung im Gebrauche derselben und Schwellung, namentlich des Gesichtes. Einige der Patienten genesen bereits nach vierzehn Tagen bis drei Wochen, andere erst nach vier bis zehn Wochen. Ja, man kennt Fälle, in denen die Wiederherstellung achtzehn Wochen dauerte. Eine nicht geringe Zahl von Kranken aber erliegt dem Leiden infolge des andauernden Fiebers, der heftigen Schmerzen und der mangelhaften Ernährung.

Rathaus (S. 907): Die Spitze des großen Turmes.

Um diesen bösen Gefahren vorzubeugen, hat man in Deutschland die Trichinenschau, d. h. die mikroskopische Untersuchung des Schweinefleisches auf Trichinen eingeführt und durch dieselbe sicherlich in hohem Maße segensreich gewirkt. Nach einer Statistik Eulenburgs wurden von 1876—1881 in Preußen nicht weniger als 7836 Schweine, im Jahre 1882 deren 1852 trichinös befunden. Da in letztgenanntem Jahre etwa drei Millionen achthunderttausend Schweine zur Untersuchung gelangten, so kamen auf 10 000 fast fünf trichinöse; eine relativ sehr hohe Ziffer. Faßt man sie ins Auge, so kann man die Trichinenschau doch nicht wohl als nutzlos hinstellen, wie dies thatsächlich selbst von deutscher Seite geschehen ist. Es wird doch zugegeben werden müssen, daß von jedem der zahlreichen Schweine, die trichinös befunden wurden, eine Reihe von Menschen hätte erkranken können. Wurden doch, wie bestimmt erwiesen ist, 1883 in Emersleben von dem Genusse des Fleisches eines einzigen Schweines 403 Menschen trichinös! — Aber es gewährt die Trichinenschau keineswegs einen absolut sicheren Schutz. Denn es können auch dem sorgsamsten, gewissenhaftesten und geübtesten Beschauer die im Fleische vorhandenen Trichinen ent-

Im Rathauspark (S. 906).

gehen, da er doch immer nur eine beschränkte Zahl von Präparaten anfertigt und die von ihm gesuchten Parasiten an einzelnen Partien vollständig fehlen können. Außerdem muß mit der Thatsache ge-

rechnet werden, daß bei gewissen Beschauern bald früher, bald später ein Erlahmen in der Accuratesse des Untersuchens sich einstellt, zumal wenn sie monatelang stets mit negativem Resultate die Schau ausüben, oder wenn sie allzu zahlreiche Untersuchungen vorzunehmen haben, oder durch anderweitige wichtige Geschäfte in Anspruch genommen werden. Dies alles soll man stets im Auge behalten; die Trichinenschau genügt nicht zur völligen Sicherung des Menschen. Es gibt nur ein einziges Mittel, die Gefahr ganz zu beseitigen, nämlich das hinreichend starke Braten und Kochen des Schweinefleisches. Letzteres muß durchweg, also auch in seinen centralen Partien eine graue Farbe angenommen haben. Diese tritt etwa bei einer Temperatur von 68 bis 70° C. ein, bei welcher die Trichinen sicher zu Grunde gehen; aber es dauert erwiesenermaßen sehr lange, ehe die Hitze von den äußeren Teilen des Fleisches bis in die Tiefe dringt. So stellte sich bei Versuchen, welche im Kaiserlich Deutschen Gesundheitsamte zu Berlin gemacht wurden, heraus, daß ein nur 9 Pfund schwerer Schweineschinken, nachdem er vier volle Stunden bei 102° C. gekocht war, in den tieferen Teilen nur eine Temperatur von 75° C. erreicht hatte; und ich selbst fand, daß ein Schweinebraten von 15 Pfund, der zwei Stunden hindurch im Bratofen gewesen war, im Centrum noch rötliche bis rötlich graue Farbe hatte und dort erst 62° C. zeigte. Hieraus geht in der That hervor, daß eine kurze Einwirkung der Brat- bezw. Kochhitze nicht genügt. Wo dieselbe aber lange genug einwirkt, bis dem Fleische die blutige Farbe genommen ist, da wird jede Gefahr der Trichinose beseitigt. So erklärt es sich, weshalb diese Krankheit in Frankreich, Italien, Spanien und Belgien ganz oder fast ganz vermißt wird; dort herrscht eben überall die Sitte, das Schweinefleisch nicht roh oder halbgar, sondern völlig gar zu genießen. In jenen Ländern versteht man deshalb auch gar nicht, wie es bei uns nötig werden konnte, ein Heer von 18000 Trichinenschauern anzustellen. Dies etwa ist die Zahl derselben in Deutschland. In der That müssen wir bei aller Anerkennung, welche wir ihnen für ihre Leistungen zollen, doch eingestehen, daß das Resultat ihrer Bemühungen nicht voll den großen Opfern entspricht, welche die Trichinenschau verschlingt, und müssen uns ferner sagen, daß diese großen Summen eigentlich gespart werden könnten, da sie ja nur wegen einer, anderswo nicht gekannten Unsitte, Schweinefleisch roh und ungar zu genießen, verausgabt werden. Man sollte alles aufbieten, diese schlechte Gewohnheit in unserem Vaterlande zu beseitigen, sollte ihr auf jede Art und Weise, namentlich durch immer wiederholte Belehrung und durch Beispiel entgegentreten, hierin, nicht in der Trichinenschau den Schwerpunkt des Schutzverfahrens erblicken. Es wird langer Zeit und andauernder Mühe bedürfen, um dieses Ziel zu erreichen. Solange es nicht erreicht ist, können wir freilich der Trichinenschau nicht entbehren; aber wir wollen hoffen, daß sie dereinst überflüssig werde.

Rathaus (S. 906): Seitenthor.

Eingang in die Volkshalle

Thor zum Arkadengang der Hauptfront.

Rathaus (S. 906): Standartenträger.

Ein anderes Leiden der Menschen, welches gleichfalls vom Genusse des Schweinefleisches, doch nicht ausschließlich von diesem abgeleitet werden muß, ist die **Bandwurmkrankheit**, welche zwar nicht lebensgefährlich, aber doch meistens höchst lästig ist. Sie entsteht durch den Genuß finnigen Fleisches. Die Finne ist nämlich der Jugendzustand des Bandwurms; sie präsentiert sich als ein birnförmiger, von dünnhäutiger Blase umschlossener Körper, der dem obersten Ende des Bandwurms ähnlich ist und wie dieser einen Kopf mit Saugnäpfen und Hakenkranz besitzt. Eine solche Finne läßt sich mit bloßem Auge erkennen; sie erscheint

als eine grau- oder bläulichweiße, erbsen- bis bohnengroße Blase inmitten des Fleisches, am meisten inmitten des die Muskeln bedeckenden Bindegewebes. Gelangt sie lebend in den menschlichen Verdauungskanal, so entwickelt sie sich in Zeit von etwa 3 Monaten zu einem Bandwurm, der aus einem kugeligen, nur stecknadelkopfgroßen Kopfe, einem dünnen Halse und einem sehr langen, platten, gegliederten Körper besteht. Die Erscheinungen, welche die Anwesenheit dieses Parasiten beim Menschen hervorruft, sind keineswegs stets die gleichen; in der Regel beobachten wir aber Störungen der Verdauung, Leibschmerzen, unmotivierte öftere Uebelkeit, besonders früh morgens, sowie nicht selten Herzklopfen, Zuckungen, Schwindelzufälle und Verstimmung. Doch kommt es auch vor, daß der Bandwurm kaum irgendwie sich bemerkbar macht. Vermutet man seine Anwesenheit, so empfiehlt es sich, abends einen marinierten Hering oder etwas saure Gurke essen zu lassen. War der Wurm wirklich vorhanden, so gehen dann allermeistens am folgenden Tage einige der Glieder desselben ab. Erst nach Erlangung eines solchen Beweises sollte die Bandwurmkur begonnen werden. — Hinsichtlich der Prophylaxis ist es wichtig, zu wissen, daß wiederum besonders der Genuß rohen Schweinefleisches nachteilig ist, weil dieses die Finne fast immer noch in lebendem Zustande enthält. Oberflächliches Braten und Kochen tötet mit Sicherheit nur die Finnen der äußeren Schichten; Zerhacken des Fleisches tötet ebenfalls nicht alle Finnen, und auch das Räuchern ist kein absolut sicheres Mittel ihrer Vernichtung. So bietet wiederum nur gründliches Braten und Kochen den erstrebten Schutz. Im übrigen sind in Deutschland die Trichinenschauer, sowie die Schlachthausinspektoren verpflichtet, ihre Prüfung des Fleisches auch auf das Vorhandensein von Finnen auszudehnen. Wie nötig diese Bestimmung ist, geht aus der Häufigkeit des Vorkommens der genannten Parasiten hervor. So wurden z. B. während des Jahres 1882 in Preußen von etwa 3800000 untersuchten Schweinen 13564 = ca. 0,35 % als finnig befunden. Der Prozentsatz der finnigen war 1877 in ebendiesem Lande = 0,26, schwankte aber je nach den einzelnen Provinzen von 0,03 bis 1,97.

Votivkirche (S. 910).

Es ist bereits oben kurz angedeutet, daß der Bandwurm nicht bloß aus den Finnen des Schweinefleisches sich entwickelt. Wir kennen vielmehr einen besonderen Bandwurm Taenia mediocanellata, den wir den gestreiften oder Zittauischen nennen und der aus der Finne des Rindes entsteht. Er wird länger, als der zuerst beschriebene, auch breiter und dicker, sitzt fester im Verdauungskanal des Menschen, macht größere Beschwerden und ist schwerer abzutreiben. Bei uns verhältnismäßig sehr selten, kommt er häufiger in den Ländern vor, wo das Fleisch des Rindes nicht völlig gar genossen wird, am häufigsten jedenfalls, soweit wir wissen, in Abessinien und Nubien, wo die Bevölkerung notorisch viel rohes Rindfleisch konsumiert. Immerhin ist auch bei uns größere Vorsicht in dem Genusse des gehackten und geschabten rohen Rindfleisches und der nur schwach übergebratenen Beefsteaks nötig. Insbesondere sollte das betreffende Fleisch erst nach erfolgter sorgsamer Besichtigung gehackt, geschabt und gebraten werden; eine Vorsicht, die noch aus anderen Gründen nicht außer acht gelassen werden darf.

Auch die **Echinokokkenkrankheit** des Menschen wird von Tieren und zwar von Hunden auf ihn übertragen. Sie entsteht dadurch, daß Eier des Hundebandwurms, der Taenia Echinococcus, auf irgend eine Weise in den menschlichen Körper gelangen und hier zu dem Hülsenwurm auswachsen. Letzterer bildet mächtige Blasen, die in den verschiedensten Organen vorkommen, dort schwere Veränderungen hervorrufen und selbst das Leben gefährden können. Ungemein häufig ist dies Leiden in Island, wo auf hundert Einwohner ein bis zwei echinokokkenkranke kommen, ferner in Victoria

(Südaustralien), wo sie von 800 000 Individuen jährlich gegen 30 durch den Tod hinwegrafft, und in Mecklenburg, wo von 1850 bis 1884 nicht weniger als 182 Fälle der Krankheit zur ärztlichen Kenntnis gelangten. Es fragt sich nun, auf welche Weise kommen die Eier des Hundebandwurms in den menschlichen Körper? Die gewöhnliche Annahme ist die, daß der intime Verkehr des Menschen mit dem Hunde dies Eindringen der Eier befördert. Man schuldigt insbesondere das Lecken

Seitenportal der Votivkirche (S. 910).

der Hunde an, das Spielen der Kinder mit ihnen, das Liebkosen der Tiere, das Mitnehmen derselben ins Bett und die Verfütterung von Speiseresten direkt aus den Tellern. Die Möglichkeit der Uebertragung auf einem der hier bezeichneten Wege ist jedenfalls vorhanden und sollte aufs ernsteste berücksichtigt werden, wenn auch ein strikter Beweis der Richtigkeit dieser Anschuldigung noch nicht hat erbracht werden können. Nach Leberts Ansicht trägt auch der Gebrauch von ungekochtem Hundefett und der Genuß von Hundefleisch zur Entstehung der Krankheit bei; doch ist es wohl fraglich, ob er hierin recht hatte. Eher wäre es möglich, daß die seitens der Kurpfuscher nicht selten beliebte Darreichung von Pillen aus weißem Hundekot die Uebertragung der Bandwurmeier vermittelt. Denkbar ist es auch, daß aus dem Unrat des Tieres Eier in das Wasser von Brunnen, und mit diesem in den menschlichen Magen gelangen. Vollständig klar ist die Sache also noch nicht, wie auch jüngsthin Professor Madelung in einer die Echinokokkenkrankheit behandelnden und ihre Häufigkeit in Mecklenburg erörternden Abhandlung gezeigt hat. Aber immerhin steht soviel fest, daß diese Krankheit von Hunden auf uns übertragen wird, und daraus folgt wiederum, daß wir im Verkehre mit denselben lange noch nicht vorsichtig genug sind. Insbesondere erscheint es nötig, das intime Spielen der Kinder mit ihnen zu verbieten, das Belecken des Gesichts durch die Hunde nicht zu dulden und letztere ihre Speise stets aus separaten Geschirren nehmen zu lassen. Außerdem möchte es sehr am Platze sein, Hunde von Zeit zu Zeit einer Bandwurmkur zu unterwerfen. Man kann sich dazu der nämlichen Mittel bedienen, welche bei der Bandwurmkur überhaupt sich bewährt haben. Solche Kuren sind nach den Mitteilungen Madelungs in einzelnen Distrikten Mecklenburgs bereits mit entschiedenem Erfolge versucht worden. Insbesondere hat sich nach Kuren mit dem Arzneimittel „Kamala“ auf mehreren Gütern eine Verringerung der Dreh- und Echinokokkenkrankheit der Schafe nachweisen lassen. Auch mit der Arekanuß hat ein mecklenburgischer Gutsherr Versuche angestellt. Auf seinem Gute erhielten 1883 sämtliche 11 Hunde diese Nuß. Acht derselben gingen Bandwürmer ab. Im Frühjahr 1884 wurde die Kur wiederholt; und jetzt gingen nur noch zwei Hunden Bandwürmer ab. Gleichzeitig aber nahm die vorher sehr stark grassierende Drehkrankheit der Schafe ganz außerordentlich ab. Derartige Beobachtungen sind von sehr hohem Werte; denn sie zeigen, daß die Befreiung der Hunde von dem Bandwurm mit besonderen Schwierigkeiten nicht verknüpft ist und daß sie, energisch durchgeführt, auch anderweitige Vorteile bietet. Jedenfalls sollte man eine solche Kur regelmäßig in denjenigen Gegenden vornehmen, welche notorisch eine große Frequenz der Echinokokkenkrankheit beim Menschen zeigen. Denn, indem man den Hunden ihren Bandwurm abtreibt, schafft man die Ursache des eben bezeichneten Leidens aus dem Wege.

Noch bemerkenswerter ist die Uebertragung von Infektionskrankheiten durch die Haustiere auf den Menschen. Zunächst steht es fest, daß bei der Tuberkulose oder Perlsucht der Kühe das Krankheitsgift in die Milch gelangen kann. Es findet dies statt, wenn die Tuberkulose bei ihnen nicht als lokalisiertes, sondern als allgemeines Leiden auftritt, oder wenn in der unmittelbaren Nähe der Milchgänge des Euters tuberkulöse Geschwüre sich bilden. Sobald unter diesen Voraussetzungen Tuberkelpilze in die Milch übertreten, kann sie beim Menschen Tuberkulose erzeugen. Daß dies keine bloße Theorie ist, beweisen Fälle von Uebertragung, welche seitens gewissenhafter Beobachter konstatiert wurden. So berichtete Professor Demme in Bern über vier Kinder, welche mit nicht aufgekochter

Milch notorisch tuberkulöser oder perlsüchtiger Kühe aufgefüttert waren und welche an Darmtuberkulose zu Grunde gingen. Aehnliche Fälle wurden von Epstein und Zippelius mitgeteilt; auch ich selbst habe vor einigen Jahren einen Fall gleicher Art besprochen. An der Thatsache der Uebertragung des Tuberkelgiftes durch die Milch perlsüchtiger Kühe kann also nicht füglich gezweifelt werden. Doch ist die Gefahr keine sehr erhebliche. Dies geht daraus hervor, daß die Zahl der Fälle, in denen man eine solche Uebertragung nachzuweisen vermochte, immerhin eine sehr geringe ist, wenn schon manche vielleicht nicht erkannt wurden. Da nun aber doch die Gefahr besteht, so gilt es, sich vor derselben zu schützen. Dies gelingt am sichersten dadurch, daß wir nur gekochte Milch genießen: denn einfaches Aufsieden der letzteren vernichtet das Tuberkelgift. Namentlich sollte den Kindern der ersten Jahre nur gekochte Milch gereicht werden, da sie, wie es scheint, am leichtesten infiziert werden. Zieht man aber vor, die Milch in rohem Zustande zu genießen, so erkundige man sich nach der Herkunft derselben. Die größte Sicherheit bieten in dieser Beziehung die vielerorts etablierten sogenannten Milchkuranstalten, welche lediglich ausgesuchte, gesunde Kühe einstellen und diese von Tierärzten regelmäßig untersuchen lassen. — Im übrigen kann das Tuberkelgift auch durch das Fleisch perlsüchtiger Tiere übertragen werden, wenn diese an allgemeiner Perlsucht litten, oder Tuberkelknoten in der Fleischmasse sich fanden, die letztere aber roh oder nicht völlig gar genossen wird. Doch scheint die Uebertragung auf diese Weise noch seltener, als diejenige durch Milch zu sein.

Letztere nimmt mitunter auch das Gift der Maul- und Klauenseuche auf, welches, auf den Menschen übermittelt, bei ihm eine schmerzhafte, mit starker Absonderung verbundene Entzündung der Mundschleimhaut hervorruft. Auch dieser Gefahr, die Kinder und Erwachsene in gleichem Maße bedroht, kann man durch einfaches Aufsieden der Milch mit Sicherheit vorbeugen. — Ein ungleich bedenklicheres Leiden, welches von den Tieren übertragen wird, ist der Milzbrand. Als Ursache des letzteren haben wir schon lange die Milzbrandbacillen kennen gelernt, die von außen in den Körper eindringend, in demselben sich rasch vermehren, Blut und Organe erfüllen, dadurch Krankheitserscheinungen bedingen, das Leben schwer gefährden und oft zu Grunde richten. Er kommt in vielen Gegenden endemisch unter dem Vieh, namentlich dem Rindvieh und den Schafen vor, ist sehr ansteckend und deshalb eine große Plage der Landwirte. Im Jahre 1882/83 gingen allein in Preußen an Milzbrand 900 Rinder und 781 Schafe, 1883/84 aber 930 Rinder und 314 Schafe zu Grunde. Die Kadaver derselben und die Abgänge der erkrankten Tiere infizieren den Boden und geben damit Gelegenheit zur Entstehung neuer Fälle. Aber die milzbrandigen Tiere, das Fleisch derselben, die Häute, welche man trotz aller Mahnungen vielfach noch abtrennt und verwertet, die Haare und selbst die Hörner können das Gift auch auf den Menschen übertragen. Wird das Fleisch solcher Tiere genossen, so bleiben die betreffenden Personen zwar sehr oft frei von Milzbrand, aber es kann auch die schwerste Infektion eintreten, wenn an den Lippen, auf der Zunge, an der Innenfläche der Wangen irgend welche kleine Wunden vorhanden sind, vielleicht auch, wenn der Magen und Darm nicht in

Mittelteil des Hofmuseums (S. 912).

Palais des Grafen Lützow (S. 912.).

normaler Weise funktionieren. Eine besondere Gefahr besteht schon bei der Zubereitung solchen Fleisches, sobald derjenige, welchem dieselbe obliegt, an den Fingern eine Verletzung oder Hautabschürfung besitzt. Die Oberhaut bewirkt eben einen Schutz gegen das Eindringen der Milzbrandbacillen; ist sie an irgend einer Stelle geschwunden, so finden die Krankheitserreger freien Zutritt zu dem Gewebe bezw. den Gefäßen der eigentlichen Haut und infizieren dann den Menschen.

Außer dem Fleisch kann auch die Milch milzbrandiger Tiere infizierend wirken; ist es doch den beiden französischen Forschern Chambrelent und Moussons gelungen, in solcher Milch Milzbrandbacillen nachzuweisen.

Mitteltrakt des Justizpalastes (S. 914).

Dieselbe ist zwar, wie auch das Fleisch, mit Sicherheit wiederum durch Siedhitze wenigstens insoweit unschädlich zu machen, daß die Bacillen vernichtet werden; aber man sollte doch weder die eine, noch die andere Substanz überhaupt noch zum Genusse verwenden. Es geschieht dies ja vielfach in ärmeren Gegenden. Namentlich soll es in der Provinz Posen und in Oberschlesien der Fall sein, wo selbst die eben eingescharrten Kadaver milzbrandiger Tiere wieder hervorgeholt und ohne jedes Bedenken zur Nahrung benutzt werden. Man muß doch bedenken, daß jede Manipulation mit milzbrandigem Fleische gefährlich ist, und daß auch der geringste Teil desselben zur Neuinfektion von Oertlichkeiten, damit aber zur Weiterverbreitung der Krankheit auch unter dem Vieh Veranlassung geben kann. Bei jeder Zubereitung von Fleisch fallen aber bekanntlich kleine Partikel ab, die dann in der Regel kaum weiter beachtet werden.

Daß auch die Häute milzbrandiger Tiere und selbst noch die Haare derselben infektiös wirken können, ist durch zahlreiche Beobachtungen sichergestellt. Es wird insbesondere dadurch bewiesen, daß die mit diesen Objekten beschäftigten Arbeiter mitunter an Milzbrand erkranken, selbst wenn sie sonst mit kranken Tieren oder deren Kadavern gar nicht in Berührung kommen. Auch steht es ja vollkommen fest, daß Kleidungsstücke milzbrandiger Menschen eine auf Milzbrandinfektion beruhende Krankheit bei Lumpensortierern hervorrufen können. Wenn dies aber der Fall ist, so dürfen wir auch nicht in Abrede nehmen, daß die Haare milzbrandiger Kühe, die Wolle milzbrandiger Schafe infektiöse Eigenschaften besitzen können.

Allen diesen Gefahren ist nur durch Handhabung größter, unnachsichtlichster Strenge vorzubeugen. Jede Milzbranderkrankung von Tieren muß zur sofortigen Anzeige gebracht werden, damit die Behörde Anordnungen treffen kann, um Menschen und Tiere zu schützen. Alle Abgänge milzbrandigen Viehs sind zu desinfizieren, die Kadaver mit Haut und Haaren tief zu vergraben, die Stallungen nach Ablauf der Krankheit gründlicher Reinigung und Desinfektion zu unterziehen, alle bei der Behandlung der erkrankten Tiere oder der Kadaver beschäftigten Personen aber auf die Gefahr der Infektion aufmerksam zu machen. Noch rationeller würde es sein, wenn gegen Milzbrand ebenso wie gegen Rinderpest vorgegangen würde, d. h., wenn die Behörden auf die erfolgte Anzeige sofort das betreffende Tier isolieren und töten, den Kadaver unschädlich machen, die Stallungen desinfizieren ließen, und den Besitzer entschädigten.

Auch der Rotz, eine bei Pferden vorkommende bösartige, durch die Rotzbacillen bedingte, ungemein ansteckende Infektionskrankheit, kann auf den Menschen übertragen werden. Es geschieht dies besonders durch den Ausfluß, welcher aus den Nasen der betreffenden Tiere stammt, wenn er, sei es direkt oder indirekt, auf verletzte Stellen der menschlichen Haut, bezw. Schleimhaut gelangt, ferner durch Manipulationen mit dem Kadaver, oder durch den Genuß des Fleisches; denn das Rotzgift ist keineswegs auf das Sekret der Nase beschränkt, sondern durch den ganzen Körper verbreitet. Selbst durch Einatmung wird es aller Wahrscheinlichkeit nach übertragen. Man muß sich dies in der Weise denken, daß der getrocknete Schleim zerstäubt und so das Krankheitsgift dem feinen Staube der Luft sich beimengt. Vielleicht enthält aber auch die Ausatmungsluft der rotzkranken Pferde unter Umständen schon dieses Gift, d. h. die Rotzbacillen. In der Hauptsache sind es Pferdeknechte, Fuhrleute, Landwirte, Tierärzte, Pferdeschlächter und Abdecker, welche am Rotz erkranken. Sie bekommen nach der Infektion entweder den akuten Rotz, der sich durch Frösteln, Kopfschmerzen, Gliederreißen und heftiges Fieber, sowie durch Affektionen der Schleimhäute, der Lungen kundgibt, oder den chronischen Rotz, der sehr langsam verläuft, mit stetig zunehmender Abmagerung, oft mit der Bildung von Beulen und Geschwüren einhergeht. Wurde das Rotzgift auf eine wunde Hautstelle übertragen, so bildet sich an ihr örtliche Entzündung, eine Entzündung der Saugaderstränge und Verschwärung; weiterhin aber tritt dann die Allgemeininfektion in einer der beiden Formen auf. Diese sind in gleichem Maße bedenklich und führen sehr oft zum Tode. Das Schutzverfahren

muß dasselbe sein, wie gegen Milzbrand, und kann nur dann Sicherheit gewähren, wenn es mit größter Strenge gehandhabt wird.

Ueber die **Wutkrankheit** oder Lyssa kann ich mich kurz fassen, da sie oft genug besprochen worden ist; nur das **Pasteursche** Schutzverfahren wird ausführlicher zu erörtern sein. Sie entsteht niemals spontan, sondern allemal durch Ansteckung von einem wutkranken Tiere aus. Die Ursache ist ein organisches Gift, welches sich reproduziert, wahrscheinlich also ein specifischer Spaltpilz. Pasteur spricht von dem letzteren bereits, als einem thatsächlich erkannten Mikroben, geht aber hierin zu weit, da der Hundswutmikroorganismus noch nicht gefunden ist. Das Gift befindet sich mit Sicherheit in dem Geifer des wutkranken Hundes, doch auch im Blute, im Gehirn und Rückenmarke, wahrscheinlich in allen Organen des Körpers. Es wirkt auf andere Tiere und den Menschen nur dann, wenn es in eine Wunde, oder auf eine Hautabschürfung, doch niemals, wenn es auf eine völlig unverletzte Haut gelangt. Die Uebertragung des Giftes hat aber auch in ersterem Falle keineswegs immer eine Infektion, d. h. die Wutkrankheit zur Folge. Es gehört dazu eine Disposition oder Empfänglichkeit des betreffenden Organismus. Fehlt sie, so ist die Uebertragung ohne nachteilige Folgen. So erklärt es sich, weshalb nicht alle Tiere und Menschen, welche von notorisch wutkranken Hunden gebissen werden, an der Lyssa erkranken. Ueber das bisherige Schutzverfahren und die vielen, gegen das Leiden empfohlenen, vorbeugenden Mittel will ich mich nicht hier des näheren auslassen; es würde dies viel zu weit führen und zu großen Raum in Anspruch nehmen. Dagegen möchte ich desjenigen Schutzverfahrens gedenken, welches vor einem bis zwei Jahren von dem vorhin genannten berühmten Forscher Pasteur angegeben wurde. Derselbe fand, daß der Sitz der Wutkrankheit im Gehirne sei, und daß letzteres, wenn man es verimpfe, infektiös wirke. Impfte er das aus demselben gewonnene Gift

Das neue k. k. Hofburgtheater (S. 912).

von Hunden auf Affen, dann wieder auf Affen und nochmals auf Affen, so schwächte sich die Bösartigkeit des Stoffes von Impfung zu Impfung ab. Wurde es alsdann in diesem abgeschwächten Zustande wieder auf einen Hund übertragen, so wirkte es auch auf ihn jetzt als ein abgeschwächtes. Es tötete nunmehr nicht mehr, machte den betreffenden Hund aber immun, d. i. gefeit

Sühnhaus: Mitteltrakt der Hauptfront (S. 914).

gegen die Bisse wutkranker Tiere. In ähnlicher Weise ist es ja auch gelungen, echtes Blatterngift vom Menschen auf das Rind, von diesem wieder auf das Rind, nochmals auf ein solches zu verimpfen und es dadurch in dem Maße abzuschwächen, daß es alsdann, auf den Menschen zurückverimpft, bei diesem nur noch die Erscheinungen der gewöhnlichen Impfung, keinerlei Blatternsymptome mehr hervorrief, ihn aber gleichzeitig immun gegen Blattern machte. Die Angaben Pasteurs sind also keineswegs unwahrscheinlich. Dieser Forscher schlug nun vor, die Richtigkeit seiner Sätze durch eine besondere Kommission prüfen zu lassen. Er wollte 20 mit abgeschwächtem Wutgift geimpfte Hunde und ebensoviel nicht geimpfte Hunde durch einen notorisch tollen Hund beißen lassen; es sollte dann konstatiert werden, ob eine günstige Wirkung der Impfung wahrnehmbar sei oder nicht. Diese Prüfung fand in der That statt. Alle geimpften Hunde erwiesen sich nachhaltig geschützt gegen den Biß wutkranker Tiere und gegen Impfungen mit frischem, nicht abgeschwächtem Hundswutgifte, während von den nicht geimpften Hunden, nachdem sie durch ein wutkrankes Tier gebissen waren, nicht weniger als 66 % an Lyssa erkrankten. Dies Ergebnis ist so sicher konstatiert und so hochbedeutsam, daß es von jedermann beachtet werden muß. Aber Pasteur hat nach Mitteilungen, die mir soeben zugehen, noch Größeres geleistet. Er fand, daß die Infektiosität des Gehirns wutkranker Tiere, namentlich von Kaninchen, langsam schwindet und schließlich aufhört, wenn man dasselbe mit Vorsicht gegen Verunreinigungen präpariert und in kleinen Streifen innerhalb völlig trockener Luft auf-

bewahrt. Diese Thatsachen gaben ihm neue Winke zur Erzielung einer Immunität der Hunde. Er löste ein kleines Partikelchen eines im Trocknen begriffenen Gehirnstückes vom wutkranken Kaninchen in keimfreier Bouillon auf und spritzte von letzterer einem Hunde 1 ccm voll unter die Haut. Dazu benutzte er ein Gehirnstück, welches schon ziemlich viele Tage in der Trockenkammer gehalten war, und von welchem er wußte, daß es keine giftigen Eigenschaften mehr besitze. Am folgenden Tage verwandte er dann ein etwas frischeres, am nächstfolgenden ein noch frischeres Gehirnstück, bis er nach und nach zu einem solchen überging, welches erst einen oder zwei Tage in der Trockenkammer sich befunden hatte. Durch diese Methode der Impfung erzielte Pasteur, wie er bestimmt annimmt, volle Immunität, vollen Schutz des Hundes gegen die Wutkrankheit. Denn, wenn er ihm dann frische Wutlymphe einspritzte, blieb er gesund. Gegen 50 Hunde sind von ihm in gleicher Weise behandelt worden, und bei keinem hatte er einen Mißerfolg. Nun kamen am 6. Juli dieses Jahres zwei Individuen zu ihm, von denen eines, ein neunjähriger Knabe, von einem notorisch tollen Hunde arg zugerichtet war, während das andere nur Bißkontusionen, keine blutigen Verletzungen der Haut erlitten hatte. Sie suchten Rat bei Pasteur. Derselbe erklärte den Kontusionierten für außer jeder Gefahr, den neunjährigen Knaben aber behandelte er in folgender Weise: 60 Stunden nach erfolgtem Bisse impfte er ihm im Beisein zweier Aerzte 1/2 ccm einer Bouillon ein, in der das 15 Tage zum Trocknen aufbewahrte Hirnmark eines wutkranken Kaninchens aufgelöst war. Am folgenden Tage verimpfte er Bouillon mit einem 14 Tage zum Trocknen aufbewahrten Hirnmark, am nächstfolgenden Bouillon mit einem nur 11 Tage aufbewahrten Hirnmark, ging in dieser Weise systematisch weiter und gelangte am 16. Juli dahin, ein nur 24 Stunden altes Hirnmark zu verwenden. Die am 1., 2., 3., 4. und 5. Tage benutzten Partikelchen waren nicht giftig, die später benutzten aber giftig gewesen, wie dies weitere Kontrollprüfungen an Tieren ergaben. Der betreffende Knabe aber ist bis jetzt gesund geblieben, und Pasteur spricht seine Ueberzeugung aus, daß dieser Erfolg seiner Behandlung zuzuschreiben sei, da er genau demjenigen Erfolge entspreche, welchen er bei seinen Hunden erzielt habe. Ob er hierin recht hat, wird die Zukunft lehren; wenn er es aber hat, gebührt ihm der höchste Lohn und die höchste Ehre neben der unumwundenen Anerkennung für den außerordentlichen Mut, den er zeigte, als er das abgeschwächte Wutgift einem Menschen einzuimpfen wagte.

Ich bin aber noch nicht am Ende meiner Aufzählung derjenigen Krankheiten, welche von den Tieren auf den Menschen übertragbar sind. Schon längere Zeit war es von vielen Aerzten vermutet worden, daß die Diphtheritis der Hühner, der sogenannte Pips derselben, für Kinder und Erwachsene ansteckend sei. Neuere Beobachtungen haben dies als durchaus richtig erwiesen. Von besonders hohem Belange ist in dieser Hinsicht die Epizootie, welche vor wenigen Jahren zu Messelhausen beobachtet wurde, und über welche im zweiten Kongreß deutscher Aerzte für innere Medizin Prof. Gerhardt, damals Kliniker zu Würzburg, jetzt Kliniker zu Berlin, eingehend berichtet hat. Die uns interessierenden Data sind die folgenden: Im Jahre 1881 langten in der Hühnerbrutanstalt zu Messelhausen gegen 2600 Hühner aus der Gegend von Verona an. Einzelne derselben litten an Diphtheritis und infizierten nach und nach sehr viele der anderen, so daß von ihnen schließlich gegen 1400 krepierten. Außerdem starben noch etwa 1000 aus Eiern ausgebrütete Hühner an der nämlichen Krankheit und zwar binnen sechs Wochen, desgleichen fünf Katzen, die innerhalb der Anstalt gehalten wurden, sowie ein Papagei. Es handelte sich demnach um eine sehr bösartige Epizootie. Während derselben erkrankte nun eines Tages auch einer der Wärter sehr schwer an Diphtheritis; er war kurz vorher von einem erkrankten Huhne in die Hand und den Fuß gebissen worden. Bei diesem Wärter ging die Diphtheritis von den Wunden aus. Es erkrankten weiterhin zwei Dritteile aller Arbeiter, welche mit der Pflege der Hühner beschäftigt waren, an Diphtheritis, und einer dieser Patienten steckte dann wiederum seine drei Kinder an. Da nun vor und während jener Zeit in dem Orte Messelhausen keine sonstigen Fälle von Diphtheritis vorkamen, so würde man den Skepticismus allzuweit treiben, wenn man die Erkrankungen der Menschen nicht mit der Hühnerdiphtheritis in kausalen Zusammenhang bringen wollte. Diese ist sicher die Ursache des bei dem Wärter und den Arbeitern beobachteten Leidens gewesen, zumal es bei ersterem ja geradezu von den Bißstellen ausging.

Auch die Kälberdiphtheritis ist vielleicht für den Menschen gefährlich. Im Jahre 1876 berichtete Damman über eine sehr ansteckende Diphtheritis, die er bei Kälbern auf einem und demselben Gute zweimal hinter einander beobachtet hatte, und welche allemal in der Mundhöhle ihren Ursprung nahm. Er erwähnte dabei, daß die mit der Behandlung der Tiere beschäftigten Individuen an intensiven Rachenkatarrhen, eins sogar an Rachenkatarrh mit Bildung eines diphtheritischen Beleges erkrankten. Eine solche Beobachtung, welche noch durch neuere Feststellungen des Wesens der Kälberdiphtheritis an Bedeutung gewinnt, läßt es zum mindesten als möglich erscheinen, daß diese Krankheit auf den Menschen übertragen werden kann. Es ist deshalb Vorsicht wohl am Platze; insbesondere aber wird man gut daran thun, Kindern die Annäherung an erkrankte Kälber ebensowohl, wie an erkrankte Hühner streng zu verbieten.

Es ist auch schon behauptet worden, daß Scharlach von Haustieren auf den Menschen übergehen könne. Noch jüngsthin hat ein Newyorker Arzt derartiges berichtet. Es wurde nämlich ein Hund von einer fieberhaften Erkrankung befallen, welche mit scharlachähnlichen Symptomen verlief. Einige Tage darauf zeigte sich wirklicher Scharlach bei einer der Töchter des Hauses, die mit dem erkrankten Hunde verkehrt hatte. Doch beweisen diese Thatsachen für sich allein gar nichts. Ich glaube wenigstens nicht, daß man bei vorurteilsfreier Prüfung aus ihnen den Schluß ziehen kann, den jener Arzt aus ihnen gezogen hat.

Daß das Kuhpockenvirus auf die Menschen über-

tragbar ist, und daß die Ueberimpfung desselben sie vor Blattern schützt, brauche ich nicht weiter auszuführen. Ebenso genügt wohl die kurze Notiz, daß auch die Pocken des Pferdes, sowie in geringerem Grade die des Schafes für die Menschen ansteckend sind, und daß man der Verimpfung des betreffenden Lymphstoffes auf letztere vielfach ebenfalls eine Schutzkraft gegen Blattern zugesprochen hat.

Wir lernen hieraus die Thatsache, daß die übertragbaren Krankheiten der Haustiere viele und große Gefahren für die Menschheit bedingen und mancherlei Schutzmaßnahmen nötig machen, daß aber einzelne uns erfreulicherweise selbst wieder die Verhütung schwerer Leiden ermöglichen. Vielleicht gelingt es dereinst, wenn die wichtige Lehre von der Abschwächung der Infektionsstoffe größere Fortschritte gemacht haben wird, noch weitere Schutzlymphen aus Tieren zu gewinnen. Die Ergebnisse der Studien Pasteurs lassen dies wenigstens als möglich erscheinen, und ebendeshalb sind dieselben hier ausführlicher mitgeteilt worden.

Palmöl und Elfenbein.

Von

Carl Lüders.

Von allen Gewächsen Westafrikas ist jedenfalls das wichtigste und segenbringendste die Oelpalme (Elaeis guineensis); ihre Produkte werden noch lange Zeit hindurch den ersten Rang unter den afrikanischen Handelsartikeln einnehmen. Von Kap Blanko bis San Paolo de Loanda ist die Küste mit Palmwaldungen bedeckt, die wirklich unerschöpflich zu sein scheinen. Sowohl in der Nähe des Strandes, auf Sand-, als auf dem Waldboden des Inneren gedeiht dieser nützliche Baum, den man im Kamerungebirge noch in 3000 Fuß Höhe findet.

Der Stamm der Oelpalme, 20 bis 30 Fuß hoch, ist rauh und faserig, während alte, abgestorbene Blattstiele den unteren Teil desselben besetzen. Gegen den Wipfel hin trennen sich die schräg in die Höhe strebenden, zehn bis fünfzehn Fuß langen Blätter ab, deren fiederförmige Blattwedel nur mit ihren Spitzen im sanften Bogen herunterneigen. Zwischen den Abzweigungen der unteren Blattstiele treibt der Baum seine Blüte, eine Rispe oder Traube. Aus dieser entwickelt sich dann der 30 bis 35 k wiegende Fruchtzapfen, welcher, einer ungeheuren Erdbeere gleich, die Oelnüsse birgt. Die Nüsse selbst haben Muskatnuß- oder Pflaumengröße, sind im reifen Zustande orangefarbig und bestehen aus Kern und Fleisch, wovon letzteres etwa ein Drittel der Masse beträgt. Viermal im Jahre blüht der Baum, wodurch also eine viermalige Ernte ermöglicht wird.

Zwar ist unser Baum nicht der schönste unter den Palmen, denn die schlanke Fächer- und die majestätische Kokospalme bieten eine bedeutend glänzendere Erscheinung. Aber was dem Bewohner der Sahara die Dattelpalme, das ist dem Neger die Oelpalme, und nicht mit Unrecht nennt er dieselbe „Vater der Palmen“. Die Blattstiele benutzt der Schwarze zum Bau seiner Hütte, aus den netzartigen Geweben unter denselben verfertigt er Bürsten, und die Blätter geben Futter für seine Schafe und Ziegen. Das Palmöl verwendet er zur Bereitung seiner Speisen, zur Zeit der Not werden auch die Palmkerne von ihm verzehrt.

Aber damit sind die Vorteile, welche die Oelpalme dem Bewohner Afrikas bringt, nicht erschöpft. Es ist nicht nur die Weinpalme (Raphia vinifera), die ihm den Palmwein liefert, sondern auch die Oelpalme spendet dieses erfrischende Getränk. Die Gewinnung desselben ist eine sehr einfache. Man schneidet einige Blütenstiele ab und sammelt den reichlich fließenden Saft in ein Gefäß. Ein sechs bis acht Jahre alter Baum gibt fünf Wochen hindurch täglich 1½ l Palmwein, eine süßsaure Flüssigkeit, die molkig, wie stark mit Wasser vermischte Kuhmilch aussieht. Schon nach wenigen Stunden gärt der Saft, alsdann natürlich berauschend wirkend. Wer ungestraft Palmwein trinken will, muß ihn frisch vom Baum genießen.

Das, was von der Oelpalme einen geradezu unschätzbaren Wert für Afrika besitzt, sind das Palmöl und die Palmkerne. Aus dem Fruchtzapfen eines Baumes gewinnt man durchschnittlich 1 l Palmöl, also jährlich ca. 4 l. Die Zubereitung des Oeles für den Handel geschieht auf zweierlei Weise und erfordert nur geringe Mühe: Die Früchte werden, sobald sie vollkommen gereift sind, von den Negern mit Buschmessern abgeschlagen, worauf die weitere Bearbeitung größtenteils den Weibern überlassen wird. Diese werfen die gesammelten Früchte in ein Gefäß aus Thon oder in eiserne Kessel, die aus Europa stammen, worin die Nüsse mit hölzernen Stempeln zerstampft werden. Hierauf wird der Brei mit Wasser vermischt, auf ein gelindes Feuer gesetzt und unter fortwährendem Rühren gekocht. Dadurch sondert sich das Oel ab, während die Kerne und Fasern des Fruchtfleisches zurückbleiben. Die nunmehr klare Flüssigkeit läßt man erkalten, füllt das Oel in thönerne Kalebassen oder hohle Kürbisse, und bringt es so zum Verkauf nach den Faktoreien. Dieses ist die Art und Weise, wie das Palmöl in Oberguinea und Kamerun gewonnen wird.

Etwas anders verfährt man am Congo, Ogowe und Gabun. Hier werden die Oelnüsse von den Negern in die Erde vergraben, wo sie 30 Tage lang einem Gärungsprozesse unterworfen werden. Die Masse kommt dann in eine Stampfe, in welcher sich das Fleisch von den Kernen ablöst. Genau in derselben Weise wie in Oberguinea geschieht dann die weitere Behandlung, nur kommt das Palmöl nicht in Kalebassen, sondern in Mutetas zum Verkauf. Diese Mutetas sind lange Tragkörbe, welche in der Weise verfertigt werden, daß man zwei Palmrippen mit ihren Fiedern parallel nebeneinander hinlegt und die einander zugewendeten Fiedern über Kreuz verflicht. Die Wände des Korbes entstehen dadurch, daß man die äußeren Blätter mit einem aus Palmfiedern gefertigten Strick zusammenflicht. „Aber das Palmöl ist doch flüssig!“ wird man mir einwenden.

Durchaus nicht, sondern es ist eine feste, schmierige Masse, ähnlich wie grüne Seife, von trüb orangegelber Farbe, mit schwachem, veilchenartigem Geruch. In den Faktoreien nimmt man gewöhnlich noch einen Reinigungsprozeß vor, indem das Oel abermals in eisernen Kesseln dem Feuer ausgesetzt und danach in große Fässer gefüllt wird, welche der schwarze Böttcher sofort zum Versand fertig macht.

Das nach Europa gebrachte Palmöl hat einen ranzigen Geschmack, weshalb es ungenießbar ist. Im frischen Zustande benutzen es auch Europäer in Afrika bei der Zubereitung verschiedener Speisen, wodurch dieselben recht angenehm schmecken sollen. Das scheint aber Geschmackssache zu sein, da manche gerade der entgegengesetzten Meinung sind.

Die sehr harten Palmkerne wurden früher und werden jetzt noch ungern von den Negern aufgeknackt, nur eintretender Nahrungsmangel konnte sie zum Verzehren derselben veranlassen, sonst aber ließ man die Kerne unbenutzt liegen. Gegenwärtig aber, wo dieselben ein begehrter Handelsartikel geworden sind, sammeln die Schwarzen mit vielem Eifer die Palmkerne, die in großen Massen an die Faktoreien verkauft werden. Im Jahre 1850 brachte Andrew Swanzy 10 Tonnen davon nach England, doch gelang es den Oelmüllern anfangs nicht, Oel daraus zu gewinnen. Weitere Versuche glückten jedoch, es wurde eine geeignete Presse erfunden, und heute kommen jährlich von der Westküste Afrikas ca. 125000 Tonnen Palmkerne, im Werte von 35 Millionen Mark, nach Europa, wovon rund 80000 Tonnen nach Deutschland gehen. Ebenfalls ist das nach Europa verschiffte Palmöl von ganz respektabler Menge, die von Jahr zu Jahr zunimmt. 1818 kamen in England 1464 Tonnen Palmöl an, heute dagegen erhält Europa von Westafrika etwa 60000 Tonnen, die einen Wert von 40 Millionen Mark repräsentieren. In Hamburg, welches bekanntlich einen bedeutenden Handelsverkehr mit Westafrika unterhält, wurden 1884 von Liberia, Lagos, Kamerun, Gabun und anderen Küstenplätzen für 3796010 Mark Palmöl und 7706530 Mark Palmkerne eingeführt. Das Palmöl wird teils zu Maschinen- und Schmieröl, teils zur Fabrikation von Stearinkerzen und Seifen verwandt; aus den Palmkernen gewinnt man besonders in Marseille ein Oel, das als Provencer- und Olivenöl in den Handel kommt.

An der ganzen afrikanischen Westküste befinden sich jetzt (außer englischen, französischen und holländischen) 66 deutsche Faktoreien, die sich hauptsächlich mit dem Ankauf der Erzeugnisse der Oelpalme beschäftigen. Der schwunghafteste Handel mit Palmöl und Palmkernen wird auf den sogenannten Oelflüssen „Oil rivers“ betrieben. Es sind dies Bonny, Benin, Old- und New-Calabar, Braß und Kamerun, und das hier versandte Oel ist auch von guter Qualität. Einen ungeheuren Reichtum an Oelpalmen besitzt Fernando Po; wahre Palmwaldungen bedecken diese Insel und doch ist das gelieferte Palmöl nur von geringer Menge, da die Eingeborenen zu faul sind, um die Bearbeitung der Oelnüsse in größerem Maßstabe vorzunehmen. Diese Insel liefert nur 400 bis 500 Tonnen Oel im Jahre, während sehr leicht das Zehnfache erzielt werden könnte. — Das Geheimnis der Kultivierung Afrikas beruht darauf, den Neger zu einem arbeitsamen und fleißigen Menschen zu erziehen; daß dies aber leichter gesagt, wie gethan ist, darüber sind alle Afrikakenner einig. Der Beginn dazu ist aber schon gemacht: Die von Jahr zu Jahr wachsende Menge des von den Negern in den Handel gebrachten Palmöls und anderer Artikel beweist deutlich, daß er anfängt zu arbeiten. Bis jetzt ist es wohl nur die Oelpalme, welcher der Eingeborene seine Pflege angedeihen läßt, weil dieselbe eben eine sehr einfache ist. Diese Pflege besteht nur in der Reinhaltung der Stämme von allen dem Wachstum des Baumes hinderlichen Blättern, sowie im Ausbrechen der männlichen Blütenstände, sobald die Befruchtung vollzogen ist. Soyaux berichtet: „Allüberall, wo sie ihr königliches Haupt erhebt, sucht der Neger seinen Schritt hinzulenken. Zu jeder einzelnen Palme in der Savanne oder im Urwalde führen schmale Negerpfade, und der Boden um den Fuß des Baumes ist stets mit abgeschälten Blättern und männlichen Blütenbestandteilen bedeckt.“ Freilich wird noch lange Zeit hingehen, ehe der Neger voll und ganz die Segnungen unserer Kultur erkennen wird, da derselbe sich noch auf einer zu niedrigen Kulturstufe befindet. Eine ganze, wenn man so sagen darf, barbarische Rasse mit einem Schlage civilisieren zu wollen, wäre ein unausführbares Unternehmen. Hübbe-Schleiden sagt in seinem Werke „Aethiopien“: „Der Krieg hat Eile, die Civilisation aber geht langsam und bedächtig Schritt vor Schritt. Zeit ist die erste Vorbedingung in Afrika; Eile ist in Aethiopien das größte Verbrechen gegen alle Begriffe und Gewohnheiten des Landes, der ärgste Verstoß gegen den äthiopischen Menschenverstand, und jedenfalls der kostspieligste Fehler, den man dort begehen kann. Nirgends in der Welt scheint Zeit weniger Wert zu haben als in Afrika und doch kostet Eile nirgends in der Welt mehr Geld und Mühe als dort.“

Wie das Palmöl in neuerer Zeit, so ist das Elfenbein schon im Altertum ein begehrter Handelsartikel gewesen. Schon die Phönizier bezogen dasselbe aus Aegypten, und noch heute findet es starke Nachfrage, eben weil seine Verwendung eine sehr mannigfache ist. Die Stoßzähne der afrikanischen Elefanten sind größer, härter und von gedrungenerem Kern als die der asiatischen. Zähne jüngerer Tiere haben noch hohlen Raum, der sich erst bei zunehmendem Alter mehr und mehr mit Zahnmasse füllt. Völlig ausgewachsene Tiere tragen 1½ bis 2 m lange Zähne im Gewichte von 50 k. Häufiger aber findet man jüngere Elefanten, deren Zähne 1 bis 1½ m lang und etwa 30 k schwer sind. Elefantenzähne von 2 bis 3 m und 75 bis 85 k Gewicht kommen auch wohl vor, gehören aber zu den Seltenheiten. Mitunter sind die Stoßzähne rissig, und solche sucht man beim Einkauf zu vermeiden, da von einem guten Zahn gefordert wird, daß derselbe dick, nur wenig gekrümmt, ohne Risse und Sprünge sei.

Es ist wirklich erstaunlich, welch ein Quantum Elfenbein Afrika jährlich ausführt. Dasselbe wird zum größten Teil aus dem Inneren an die Küste gebracht, weil der Elefant sich nach und nach, um den Verfolgungen zu entgehen, von den Küstenländern zurückgezogen hat.

Aber das ganze Centralafrika, von der Sahara bis zum Kaplande, ist noch reich an Elefantenherden, namentlich die Fluß- und Seegegenden. Von allen afrikanischen Küsten wird Elfenbein verschifft; und da Zahlen beweisen, so erlaube ich mir, auf die Nachsicht meiner geneigten Leser rechnend, den Elfenbeinreichtum Afrikas dadurch zu illustrieren, obgleich Zahlen nur ein trockenes Studium bieten [1]).

Durch Karawanen wird Elfenbein in nicht unbeträchtlichen Mengen aus den Haussa- und Bornuländern nach Tripolis gebracht, trotzdem daß der Bennue-Nigir eine viel bequemere und billigere Ausfuhrstraße sein würde, ganz abgesehen davon, daß das Elfenbein durch den vier bis fünf Monate dauernden Wüstentransport beträchtlich an Wert verliert. Gelingt dem jetzt am Nigir weilenden Afrikareisenden Ed. Robert Flegel die Gründung von wissenschaftlich kommerziellen Stationen im Bennuegebiet, so wird sicher ein großer Teil Elfenbein diesen Weg nach Europa nehmen. In den letzten Jahren lieferte Tripolis durchschnittlich 18000 k und das naheliegende Bengasi ca. 5000 k Elfenbein, zusammen im Werte von etwa 345000 Mark. In Aegypten ist der Hauptstapelplatz für Elfenbein Chartum, die Ausfuhrhäfen dagegen sind Alexandrien und Suakin am Roten Meer. Dieses schon seit alten Zeiten Elfenbein liefernde Land versendet total 148000 k, welche einen Wert von 2368000 Mark repräsentieren und aus den jetzt im vollen Aufstande begriffenen Aequatorialprovinzen und Dar Fur stammen. Massaua, am Roten Meer gelegen, nimmt den Ausfuhrhandel von Abessinien in Anspruch; es verschifft etwa 19000 k Elfenbein jährlich. Das Gebiet des Sultans von Sansibar, die Suahelikűste, ist für den Elfenbeinhandel von großer Wichtigkeit und neben Aegypten das älteste Land, aus dem dieser begehrte Artikel ausgeführt wird. Wie vor Jahrtausenden, so liegt daselbst auch noch heute der Handel mit Elefantenzähnen in den Händen der Inder. Die Suahelikűste liefert nicht nur das schönste afrikanische Elfenbein, sondern nimmt zugleich auch den ersten Rang ein in betreff der Menge desselben. Nach Sansibar werden von den gegenüberliegenden kleineren Küstenplätzen jährlich 196000 k Elfenbein im Wert von 4 Millionen Mark gebracht, sämtlich aus den Ländern zwischen dem Indischen Ocean und den großen Binnenseen herrührend. Die in den letzten zehn Jahren auf den Markt von Sansibar gekommenen Quantitäten haben sich ungefähr auf derselben Höhe gehalten: In den Jahren 1874 bis 1878 gelangten 974000 k und 1878 bis 1883 980000 k dorthin, so daß also eine kleine Zunahme zu konstatieren ist.

Der Preis aller Sorten Elfenbein richtet sich in London nach demjenigen von Sansibar. Eine Uebersicht der Notierungen in den letzten 40 Jahren gibt sehr interessante Aufschlüsse. In England kosteten schwere Elefantenzähne pro 50 k in den Jahren 1840 bis 1850 durchschnittlich 530 Mark, 1850 bis 1860 durchschnittlich 720 Mark, das folgende Jahrzehnt brachte der großen Kriege wegen keine Steigerungen. Aber in den Jahren 1870 bis 1880 fanden ganz gewaltige Erhöhungen der Preise statt, 1872 wurden sogar 1320 Mark bezahlt, worauf jedoch wieder ein Niedergang erfolgte. Zu beachten ist dabei noch, daß sich seit 1840 die Totalzufuhr recht bedeutend vermehrt hat, denn 1840 bis 1850 wurden nur rund 300000 k Elfenbein nach England versandt [1]).

So vernachlässigt und wenig produktiv die portugiesische Kolonie Mosambik sonst auch ist, die Elfenbeinausfuhr ist doch noch immerhin eine beträchtliche zu nennen. Das Elfenbein, tief aus dem Inneren kommend, beträgt im Jahre etwa 142000 k, von 2840000 Mark Wert, wovon jedoch nur 30000 k nach Europa gehen. Der Rest wird nach Indien verkauft, um von dort als indisches Elfenbein von neuem verhandelt zu werden.

Südafrika bietet ein gutes Beispiel, auf welche Art und Weise der Mensch unter den Tieren gewütet hat. Jährlich sind viele Tausende nutzlos hingeschlachtet worden, weshalb es auch kein Wunder ist, daß die früher so zahlreiche Tierwelt sich bedeutend verringert hat. Auch der Elefant ist von diesem Lose nicht verschont geblieben; früher lieferten sämtliche Kapkolonien jährlich 52000 k Elfenbein, heute nur noch etwa 29000 k, die einen Wert von 500000 Mark haben.

Die deutsche Besitzung Angra Pequena ist für den Elfenbeinhandel vollkommen wertlos, von hier aus wird nichts verschifft. Daß überhaupt Südwestafrika arm an Elfenbein ist, geht aus dem geringen Export von Mossamedes, 2000 k, und von Benguela, ca. 24000 k, hervor.

Nach Stanleys Berichten soll das von ihm erschlossene Congogebiet namentlich in den Aequatorgegenden so reich an Elfenbein sein, daß dasselbe fast keinen Wert hat. Diese Angabe ist jedoch zu bezweifeln. In ganz Afrika spielt Elfenbein eine große Rolle als Tauschmittel, Tributzahlung und dergleichen; auch kennt der Neger dessen Wert recht gut. Selbst wenn im Inneren billiges Elfenbein zu erhalten wäre, würde der Transport nach der Küste dasselbe doch ganz erheblich verteuern. Es kann durchaus nicht für einen Beweis der Wertlosigkeit des Elfenbeins gelten, wenn daraus, wie Stanley angibt, Kriegshörner, Keulen, Kornstampfer, Armringe u. s. w. gefertigt werden. Ganz ähnliche Dinge findet man bei den Indern in Gegenden, wo der Elefant längst ausgestorben ist. Schon der Vergleich der aus dem Congobecken erhaltenen Quantitäten, fünf Jahre vor Stanleys Erschließung mit den letzten fünf Jahren, ergibt: 1875 bis 1879 total 441000 k, 1879 bis 1884 total 421000 k Elfenbein. Man sieht, daß aus dem Inneren noch nicht mehr Elfenbein wie früher gekommen ist. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß nicht später eine bedeutendere Steigerung des Handels stattfinden kann, denn in Afrika geht bekanntlich alles nur langsam. Im ganzen liefert das Congobecken 86000 k Elfenbein im Jahre, was die Summe von ca. 1500000 Mark repräsentiert.

In den nördlich der Congomündung gelegenen

[1]) Wir verdanken Herrn W. Westendarp, dem Inhaber einer bedeutenden Hamburger Elfenbeinfirma, die genaue Angabe der ausgeführten Quantitäten Elfenbein.

[1]) Von Sansibar, wo mehrere Hamburger Handelshäuser in hervorragender Weise thätig sind, wurden im Jahre 1884 für 216720 Mark Elefantenzähne nach Hamburg verladen

Küstenländern sind auch deutsche Firmen am Elfenbeinhandel beteiligt. Im Jahre 1884 gelangten von der Westküste Afrikas für 18170 Mark Elfenbein nach Hamburg. Die Gabun- und Kamerungebiete exportieren jährlich 64000 k Zähne, zusammen im Werte von 1150000 Mark. An den Ostabhängen des Kamerungebirges gibt es noch zahlreiche Elefanten, es ist dies eine der wenigen Gegenden, wo sich diese gewaltigen Tiere noch in der Nähe der Küste aufhalten. In Gabun erhält man die schöne transparente, sogenannte grüne Qualität, wogegen von Kamerun schon gemischte, teils noch feine, teils jedoch gröbere Ware ausgeführt wird. Es ist wunderbar, daß die alles treibende und belebende Wärme auch auf die Art der Elefantenzähne Einfluß hat. In feuchten und heißen Gegenden, also je näher dem Aequator kommt feineres Elfenbein in den Handel, je größer aber die Entfernung vom Aequator wird, die Trockenheit also zunimmt, desto gröber wird die Zahnmasse.

Die Nigirküste ist der Menge nach das wichtigste Elfenbeingebiet der Westküste. Hier mündet der weit hinauf schiffbare Nigir, wodurch ein leichterer und reger Handelsverkehr ermöglicht wird, und beträgt das vom Nigir-Bennue-Flußbecken gelieferte Elfenbein ca. 89000 k im Jahre. Die zu Anfang unseres Jahrhunderts für den Elfenbeinhandel so wichtigen Plätze der Sklaven-, Gold-, Zahn- und Pfefferküste haben ihre Bedeutung verloren; ihr Elfenbeinreichtum beschränkt sich nur noch auf 14000 k jährlich. Senegambien, die letzte Bezugsquelle führt noch 5000 k aus, und im Inneren versendet Timbuktu etwa 8000 k Elfenbein nach Marokko, welches dort zu Flintenkolben, Schmuckgegenständen u. s. w. verarbeitet wird. Von Marokko kommt kein Elfenbein nach Europa, da hierfür in diesem abgeschlossenen Lande ein Ausfuhrverbot gegeben ist.

Alles zusammengenommen hat Afrika während der Jahre 1879 bis 1883 durchschnittlich pro Jahr von der Ostküste 564000 k, von der Westküste 284000 k, zusammen 848000 k Elfenbein, im Werte von 15 bis 17 Millionen Mark geliefert. Eine ganz beachtenswerte Summe! Aber welch eine Anzahl Elefanten gehört auch dazu, um dieses Quantum schaffen zu können! Ohne den Verbrauch in Afrika selbst zu rechnen, müssen mindestens 65000 dieser edlen Tiere sterben. Es ist traurig, daß der Mensch das größte und auch klügste Landtier unserer Erde auf den Aussterbeetat gesetzt hat, ein Tier, welches ihm, gezähmt, die vortrefflichsten Dienste leisten würde. Der Elefant ist ein Lasttier, das etwa 1000 k tragen kann, und damit in einem Tage bis zu 70 km auf steinigen Gebirgspfaden zurücklegt, dort, wo weder Pferd noch Ochse fortkommt, wofür der indische Elefant den Beweis liefert.

Im Inneren Afrikas wird die Elefantenjagd auf eine wilde und grausame Weise betrieben. Im Nilgebiet legt man künstlich verdeckte Gruben an, in welche die Tiere einbrechen, um dann von oben herab getötet zu werden. Die Araber vom Stamme Homran, in dem zu Abessinien gehörenden Lande der Basen, greifen den Elefanten mit dem blanken Schwerte an, woher sie den Namen Aggadshirs (Schwertjäger) haben. Dieselben suchen dem Tiere von rückwärts beizukommen, um durch einen Hieb die Sehne eines der Hinterbeine zu durchhauen, worauf die tödliche Verblutung eintritt. Die grausamste Art des Jagens wird jedoch von den Niamniam angewendet. Sie zünden die Steppe an und lassen eine mehrere hundert Meter im Umfang habende Stelle mit hohem Grase unversehrt, worauf die Elefanten in das ihnen anscheinend Schutz gewährende Grasdickicht flüchten, das hierauf ebenfalls in Brand gesteckt wird. Die Tiere suchen natürlich zu entkommen, aber zahllose Jäger hindern mit Feuerbränden und Lanzen den Durchbruch, und allmählich unterliegen dieselben. In Westafrika treiben die Neger den Elefanten in vorher errichtete Einzäunungen, fallen dann in großer Zahl darüber her, gegen ein erwähltes Opfer Hunderte von Lanzen schleudernd, bis dasselbe unter zahllosen Wunden zusammenbricht.

Ob es möglich sein wird, den afrikanischen Elefanten zu zähmen, läßt sich schwer sagen; gewiß ist es aber, daß dies im Altertum der Fall war. Die auf uns überkommenen bildlichen Darstellungen der verschiedensten Art stellen die Benutzung des afrikanischen Elefanten als Haustier dar. Von den Karthagern ist derselbe gezähmt und zu Kriegszwecken abgerichtet worden. Es wäre von großem Vorteil für Afrika, wenn die Wiederzähmung dieses Riesen unter den Tieren gelänge. Der Afrikaner oder Araber wird es jedoch nie thun, weil ihm die Ausdauer dazu fehlt, der Europäer sollte aber wenigstens einen Versuch machen. Anderenfalls ist es wahrscheinlich, daß in wenigen Jahrzehnten der Elefant aus Afrika verschwunden ist. Das deutsche Volk hat von jeher viel für die Erforschung Afrikas geleistet und ist jetzt im Begriff, einen thätigen Anteil an der Kultivierung des dunklen Erdteils zu nehmen. Sollten die Deutschen den afrikanischen Elefanten zähmen können, so würden sich dieselben dadurch wahrlich ein nicht geringes Verdienst um Afrika erwerben.

Die Rechte.

Von

Alfred Friedmann.

Die Liebe, die noch wandeln kann,
Das ist die rechte Liebe nicht!
Die Liebe hält in festem Bann,
Die Liebe muß zur Treue werden,
Die Liebe, die noch wandeln kann!

Die Liebe, die noch zweifeln kann,
Das ist die rechte Liebe nicht!
Sie gleicht dem Glücke, das zerrann,
Und Liebe hat Bestand auf Erden,
Doch die nur, die nicht zweifeln kann!

Die Liebe aber, die vertraut,
Dem Führer folgt, wie hilflos, blind,
Die fragend rechts und links nicht schaut,
Das ist die rechte Liebe, Kind! —
Die Liebe, die nicht wandeln kann,
Die Gott als letztes Glück ersann!

Gradus ad Parnassum.

Von

W. H. Riehl.

I.

Man schrieb 1839.

Es war damals eine schöne Zeit, — die Aera der reisenden Virtuosen und musikalischen Wunderkinder.

Wer nur ein Solo geigen, blasen oder klimpern konnte, der reiste und gab Konzerte, in Paris oder in Straubing, in Petersburg oder in Buxtehude. Der Wein war jahrelang gut geraten und das Brot sehr billig; Virtuosenkonzerte trugen noch Geld ein, großes und kleines Geld, je nach dem Mann und dem Orte. Sie erregten noch volle, freie Bewunderung, gläubigen, fessellosen Enthusiasmus.

Das öffentliche Leben stürmte und brauste im Theater und im Konzertsaal, weil es anderswo nicht stürmen und brausen durfte. Reisende Künstler und Künstlerinnen waren öffentliche Charaktere, überall gegenwärtig, überall sichtbar und bekannt; die Nation wußte mehr von ihnen als von den Staatsmännern, die überall unsichtbar waren.

Die Oden und Sonette auf Paganini bildeten eine ganze Litteratur, welche jedoch glücklicherweise nicht gesammelt erschienen ist. Allein Paganini hatte bereits Feierabend gemacht, und ob Ole Bull ihn ersetzen könne? — das war eine schwere Tagesfrage.

Daß begeisterte Jünglinge einer Sängerin vom reinsten Triller die Pferde ausspannten, um den Wagen selber zu ziehen, galt in den Tagen der Malibran für etwas Gewöhnliches, und ein Pantoffel, den die Sontag zu Frankfurt im Schwanen zurückgelassen hatte, wurde von einem Engländer mit zehn Louisdors bezahlt, obgleich die Kritik nachwies, daß es der Pantoffel ihres Kammermädchens gewesen sei.

Doch die Malibran schlummerte 1839 bereits auf dem Friedhofe zu Laeken, Henriette Sontag war als Gräfin Rossi verstummt, und Jenny Lind noch nicht für Europa, für die Welt entdeckt. Es herrschte eine Art Interregnum der großen Sängerinnen; die Virtuosen der Geige und des Klaviers behaupteten um so siegreicher allgewaltig das Feld.

Als der junge Liszt sein zweites Konzert in Wien gab, standen die Zuhörer nicht bloß im Hausgang und auf der Treppe, sondern auch auf Leitern, die ein erfindungsreicher Unternehmer an die Saalfenster gelehnt hatte; die oberste Sprosse kostete fünf Gulden, und der glückliche Inhaber dieses Platzes war noch in keiner Unfallversicherung eingekauft. Vornehme Damen tauchten ihr Taschentuch in das Glas Wasser, aus welchem der Künstler getrunken hatte — es war damals eine schöne Zeit, — die Aera der reisenden Virtuosen und musikalischen Wunderkinder!

II.

Unter so vielen glücklichen, erfolggekrönten Künstlern gab es natürlich auch einige unglückliche, die keinen Erfolg hatten.

Ich will von solch einem Unglückskinde erzählen.

Im Winter neunundbreißig auf vierzig war Ludolf Hilmer, Pianist aus Heidelberg, nach Wien gekommen, um von hier aus die europäische große Route eines Virtuosen zu beginnen. Hatte er in Wien durchgeschlagen, ging ihm ein glänzender Ruf von der Musikhauptstadt an der Donau voraus, dann machte sich ja alles weitere von selber.

Er kündigte demgemäß drei Konzerte an.

Wer war Herr Ludolf Hilmer? Kein Mensch wußte es. Durch die Presse war ihm kein Ruf vorausgegangen. Er selbst schien gar nicht zu wissen, daß es auch Zeitungen in Wien gebe, und die Zeitungen wußten nicht, daß es einen Herrn Hilmer in der Welt gab. Empfehlungsbriefe hatte er zwar eine ganze Tasche voll mitgebracht an berühmte Männer und große Häuser, aber keinen einzigen an seine Adresse überreicht. Denn bei näherer Erwägung schien es ihm doch ein recht übler Brauch, Menschen, die uns nicht kennen und die wir nicht kennen, mit Besuchen zu belästigen.

Wenn es je einen jungen Mann von deutschester Bescheidenheit gegeben hat, dann war dies Ludolf Hilmer. Seine Bescheidenheit war so groß, daß man sie ausgesuchtesten Stolz hätte nennen können. Er wollte entweder alles durch sich selber sein oder gar nichts.

Das erste Konzert war am 12. November; es hatten sich zwanzig Zuhörer eingestellt, die auf dreihundert Stühlen sehr bequem Platz fanden. Fünfzehn von den Zwanzig waren im Besitze eines Freibillets.

Der Musikalienhändler, welcher das „Geschäftliche“ des Konzertes besorgte, wollte ursprünglich hundert Freikarten ausgeben und Hilmer gar keine. Mit großem Widerstreben hatte er sich endlich zu den fünfzehn bewegen lassen. Er dachte: man muß nicht aufdringlich sein, und ein geschenktes Gut wird überall weniger geschätzt als ein erworbenes.

Die Bruttoeinnahme des Konzertes belief sich auf fünf, die Nettoausgabe auf hundertfünfzig Gulden, was

keine glänzende Bilanz zu nennen ist. Allein Herr Hilmer war nach damaligen Begriffen ein reicher Mann; er verfügte über eine jährliche Kapitalrente von siebentausend Gulden und konnte sich also die Ausgabe von ein paar hundert Gulden wohl erlauben, um den ersten Grundstein seines europäischen Rufes zu legen.

Und hierzu wäre das Konzert auch ganz geeignet gewesen, wenn es nur mehr Leute gehört hätten. Der Künstler spielte meisterhaft, bewundernswürdig, das „Publikum" folgte anfangs mit Staunen, dann mit heller Begeisterung; sämtliche Zuhörer klatschten stürmischen Beifall, und die beiden Zuhörerinnen, eine ältere und eine junge Dame lächelten Teilnahme; denn Damen pflegten damals noch nicht zu klatschen.

Als der Künstler geendet hatte und, seelenvergnügt über seinen Erfolg, den Saal verlassen wollte, trat ihm ein altes Männchen in den Weg und sagte, ihm vertraulich auf die Schulter klopfend: „Die Musikstücke, welche Sie spielten, sind nicht ganz nach meinem Geschmack, und Ihr Vortrag ist mir zu ungestüm. Dennoch hat mich selten ein Cembalist so tief ergriffen, wie Sie, junger Mann! Und ich habe Mozart und Beethoven hier gehört und Clementi und Weber, alle, alle! bis zu Liszt und Thalberg, — und habe vor Zeiten selber ein wenig mitgespielt."

Hilmer maß ihn ganz verblüfft und bat um seinen Namen.

„Sie werden ihn kaum kennen. Ich bin der pensionierte Hofkapellmeister Gyrowetz."

„Adalbert Gyrowetz!" rief Hilmer und drückte ihm erzitternd die Hand, — „der Komponist der Agnes Sorel, des Augenarztes, der Schöpfer so vieler anmutigen Symphonien und Quartette — —"

Der Alte unterbrach ihn lächelnd. „Ich habe siebzig Quartette geschrieben, die man nicht mehr spielt, und dreißig Symphonien, die niemand mehr hören mag; — davon wollen wir nicht reden. Die Jugend geht auf andern Wegen als wir Alten; aber die Kunst ist weit wie die Welt, es haben da viele Wege nebeneinander Platz. Schreiten Sie mutig fort auf Ihrer erwählten Bahn: Sie werden es zu was Rechtem bringen!"

Bei diesen Worten entschlüpfte der Alte, obgleich ihn Hilmer noch festhalten wollte.

Er sah sich um und fand sich schon allein im Saale; — wie geschwind hatte sich derselbe geleert! Und doch war es dem Künstler jetzt, als habe er vor der größten und glänzendsten Hörerschaft gespielt, weil ihn Gyrowetz so aufrichtig gelobt hatte. Seltsam! Hätte ihm jemand vor einer Stunde von Adalbert Gyrowetz gesprochen, den er längst tot und begraben glaubte, so würde er die Achseln gezuckt haben über den alten Zopf, und jetzt fühlte er sich hoch gehoben von dem Lobe, welches ihm dieser selbe Mann gespendet, der einst von Mozart in das Kunstleben Wiens eingeführt worden war und hier die ganze große Periode unserer klassischen Tonkunst miterlebt und überlebt hatte!

Doch es war Zeit, den Saal zu verlassen. Hilmer schritt stolz durchs Vorzimmer. Da vernahm er, wie sich zwei seiner Zuhörer über ihn unterhielten, während sie ihre Garderobe ordneten. Er drückte sich in eine Fensternische, sah in die dunkle Nacht hinaus und lauschte ihrem Gespräch.

„Dieser Hilmer soll schon achtundzwanzig Jahre alt sein," bemerkte der eine; „schade, daß er nicht fünfzehn Jahre alt ist oder zehn, dann wäre er ein Wunderkind und seine Leistung phänomenal."

„Man erzählt, er sei ein Wunderkind gewesen, aber ein unbekanntes," fiel der andere ein. „Mit fünf Jahren spielte er bereits den ganzen Schlittenwalzer; allein sein Vater unterdrückte das aufkeimende Genie und zwang ihn Jurisprudenz zu studieren. Und der arme Mensch las im Corpus juris, während ihm lauter Musiknoten vor den Augen tanzten, er schrieb Pandektenhefte mit Musik im Herzen, machte sein Examen mit Musik im Kopfe und bestand es ganz gut zu seinem eigenen Staunen und Bedauern. Doch als dann der tyrannische Alte gestorben war, warf er die Fesseln von sich und so erhebt er sich erst jetzt zum freien Fluge des Genius!"

„Wie schade, daß Herr Hilmer seine Lebensgeschichte nicht vorher in der Zeitung hat drucken lassen!" bemerkte ein dritter. „Ein Märtyrer, der seinen Kerker gesprengt! hätte man dies im voraus gewußt, so würden fünfzig Billette mehr genommen worden sein."

„Leider sieht der junge Mann nur gar zu rotbackig aus für einen Märtyrer und zu gesund und robust für ein Genie," sprach bedauernd die erste Stimme.

Der Lauscher in der Fensternische konnte nicht weiter verstehen, was die drei Herren noch alles an ihm auszusetzen fanden. Er wollte sich fortschleichen. Da huschte seine weibliche Zuhörerschaft an ihm vorüber, die beiden Damen, welche so freundlich Beifall gelächelt hatten.

„Mir thut Herr Hilmer recht herzlich leid," sprach die ältere — „ein so schönes Konzert vor lauter leeren Stühlen! Der junge Mann soll ein Gelehrter sein; ich finde, er spielt auch wie ein Gelehrter: es fehlen ihm die kleinen Koketterien und die großen Effekte des echten Virtuosen."

„Im Gegenteil!" flüsterte die Jüngere. „Mir scheint er viel zu viel Virtuos. Sahen wir ihn nicht vor vier Jahren bei Thibauts Musikabenden in Heidelberg? Ich hätte Höheres von ihm erwartet, Klassischeres. Ein Jünger der Wissenschaft, der bei Thibaut morgens auf der Universität Pandekten hörte und abends Palestrina im Thibautschen Hause, sollte überhaupt gar keine Virtuosenkonzerte geben; die müßte er den gewöhnlichen Musikern überlassen."

Die Damen verschwanden. Hilmer fand sich allein und begehrte auch keine weitere Kritik. Von seinen zwanzig Zuhörern hatte, wie es schien, ein jeglicher etwas anderes an ihm auszusetzen; nur darin waren alle einig, daß sie ihn bedauerten. War der lebhafte Beifall, welcher jede seiner Nummern begleitete, vielleicht auch nur der menschenfreundliche Ausdruck dieses Bedauerns gewesen? Am herzlichsten hatte ihn der alte Gyrowetz gelobt, von dem er gar kein Lob hätte erwarten dürfen. Und wer war die junge Dame, die ihn schon von Heidelberg her kannte? Sie sah recht anmutig aus; — etwas scharfes, aber feines Profil. Ihre Stimme klang milder wie ihr Urteil. Nur meinte Hilmer, sie hätte eigentlich sagen sollen, was der alte

Gyrowetz gesagt, daß selten noch ein Pianist sie so tief ergriffen habe, und der pensionierte Hofkapellmeister hätte dann immerhin mit ihren Worten einen klassischeren Vortrag fordern mögen. Das wäre doch die natürlichere Verteilung der Rollen gewesen!

Unter solchen Gedanken ging der Künstler nach Hause und fand zuletzt, daß er ein zwar kleines, aber interessantes Publikum gehabt habe und darum alle Ursache, mit seinem ersten Erfolge zufrieden zu sein.

III.

Ungebeugten, ja gehobenen Mutes kündigte Hilmer sein zweites Konzert an und zwar auf den 15. Dezember.

Er wollte nun aber auch einmal weltklug sein und beschloß also, seine fünfundzwanzig Empfehlungsbriefe abzugeben. Acht Tage vor dem Konzert mietete er sich einen Wagen und fuhr, die sämtlichen Briefe in der Tasche, zunächst zu Lord Knaresborough, der ein glänzendes Haus machte und, obgleich er erst ein halbes Jahr in Wien lebte, als Kunstmäcen bereits von der ganzen Stadt gepriesen wurde. Der Lord empfing unsern Musiker so hoffärtig herablassend, daß sich derselbe schon nach wenigen Minuten wieder empfahl, stracks nach Hause zurückfuhr und die übrigen Briefe in den Ofen warf, da er sich nicht noch weitere vierundzwanzigmal ärgern wollte. So hatte nur der Lohnkutscher einen wirklichen Erfolg dieser Empfehlungsbriefe zu verzeichnen, denn er war auf einen halben Tag gemietet und hatte kaum eine Viertelstunde zu fahren gebraucht.

Uebrigens fand Hilmer bald seinen guten Humor wieder, indem er Tag und Nacht nicht vom Klaviere kam und sich mit wahrer Leidenschaft auf das Konzert vorbereitete. Die Kunst trägt wie die Liebe ihren süßesten Lohn in sich selber. Die tiefste Liebe verstummt, allein in einem Konzert pflegt der Künstler dann doch nicht zu verstummen, und Hilmer wollte in seinem zweiten Konzert noch viel lauter und gewaltiger zu aller Ohren reden wie in dem ersten.

Er hatte erkannt, daß sein Publikum aus einer größeren und kleineren Hälfte bestehe und er gedachte beide Hälften zu entzücken. Darum wählte er für das neue Programm zuerst recht schwindelnd verwegene, blendende Virtuosenstücke von Thalberg, Henry Herz, Liszt und andern Modekomponisten; an den Schluß aber stellte er — damals ein unerhörtes Wagnis — das große Rondo in A-moll von Mozart. Er erwartete nämlich, daß Gyrowetz und die junge Dame wieder auf den vordersten Stühlen sitzen würden. Für den alten Meister hatte er das klassische Stück seines Freundes Mozart gewählt und der jungen Dame wollte er im Vortrag desselben zeigen, daß er nicht bloß Virtuos, sondern auch ein wahrer Philosoph des Klavieres sei.

Das Konzert fand am anberaumten Tage statt, — diesmal vor fünfundzwanzig Zuhörern. Lord Knaresborough hatte zehn Karten genommen und dieselben zur Hälfte seinem Kammerdiener, zur andern Hälfte der Kammerjungfer seiner Gemahlin geschenkt, welche dann wieder ihren Ueberfluß dem Stubenmädchen, der Köchin und dem Portier zur Benützung und weiteren Verteilung übergaben.

Das Publikum war mehr lebhaft als gewählt, übrigens sehr dankbar und doch um fünf Köpfe stärker als beim ersten Konzert. Gyrowetz und die junge Dame waren diesmal nicht erschienen.

Hilmer erschrak, als er dies entdeckte; er fühlte sich plötzlich wie mit kaltem Wasser übergossen, nüchtern, verstimmt. Wer vor eine Zuhörerschaft tritt, gleichviel ob auf dem Podium des Konzertsaales, auf der Bühne des Theaters oder auf der Rednerbühne, der wendet sich niemals an die ganze Masse, er spielt, denkt, spricht zunächst immer für einzelne, die er kennt, schätzt, auf deren Urteil er in Zustimmung oder Widerspruch besonders gespannt ist, er faßt sie ins Auge, er hält sie im Sinn, wenn er sie nicht sehen kann. Und sollte ein Künstler oder Redner gar niemand von den Hunderten kennen, die ihm entgegen blicken, so erspäht er doch alsbald ein paar charakteristische Gesichter, die ihn fesseln, und für welche er vor allen andern singt, redet oder spielt.

Vielleicht hat er sich getäuscht und die interessanten Gesichter waren nur die Larve ganz langweiliger, nichtiger Menschen. Das schadet nichts. Der Künstler hatte sich dann doch die wahrhaftigen Spitzen seines Publikums eingebildet und die Masse wird immer und überall nur in den Individuen lebendig.

Zum Glück mußte unser Klavierspieler auf sein Klavier und seine Noten sehen. Er wäre sonst doch vielleicht aus dem Takt gekommen bei dem vergeblichen Bemühen, unter den Bedienten und Stubenmädchen, welche ihm in vorderster Reihe gegenübersaßen, ein begeisterndes Gesicht zu entdecken.

Allein er war Künstler von Grund aus. Kaum hatte er die ersten Accorde angeschlagen, so übte die Musik auf ihn ihren tiefsten Zauber, sie trug und hob ihn zu steigender Glut und Kraft der Leidenschaft; er sang mit der rechten Hand wie Thalberg, daß man gar kein Klavier mehr zu hören glaubte, und donnerte mit der linken wie Dreyschock, daß man meinte, er habe eigentlich gar keine linke Hand, sondern zwei rechte Hände. Und was das Merkwürdigste war, er spielte dem alten Gyrowetz und der schönen Unbekannten zu Gehör, die er deutlich vor sich sitzen sah, obgleich sie nirgends sichtbar waren. Der Beifall war stürmisch, jubelnd; sogar die Köchinnen und Stubenmädchen klatschten und riefen Bravo.

Nur bei dem Mozartschen Rondo gähnten und plauderten die Zuhörer: sie hatten zum Schlusse offenbar etwas ganz anderes erwartet. Die Herren griffen zu ihren Hüten, noch bevor die letzten Takte gespielt waren und nur zwei Hände erhoben sich zu jenem kleinen Beifallsgeplätscher, welches auf deutsch besagt: „Gottlob! das Stück ist endlich zu Ende!“

Hilmer erwachte wie aus einem Traume. Die beiden Phantasiegestalten, für welche er eben sein Bestes geleistet hatte, waren verschwunden, leere Gesichter sahen ihn fremd und gleichgültig an, das Konzert hatte lange gedauert, ein jeder eilte hinauszukommen, nur Hilmer eilte nicht. Er blieb einsam im Saale, bis die Lichter ausgelöscht wurden, und der Hausknecht, welcher dieses Geschäft besorgte, versicherte ihm, daß er heute abend wunderschön gespielt habe. Er schenkte dem Manne

drei Gulden, wofür ihm derselbe die Hand küßte und ihn „Herr Baron" nannte.

Zu Hause angekommen, beschloß er, niemals wieder vor dem großen Publikum zu spielen. Vor dem „großen Publikum?" Es waren ja nur fünfundzwanzig Personen gewesen! Aber sie waren doch das große Publikum im getreu verkleinerten Abbild. Sie hatten die Kunststücke seiner Finger bewundert und seine aus dem innersten Herzen quellende Kunst nicht verstanden. Hätten tausend Zuhörer vor ihm gesessen, sie würden es gerade so gemacht haben, wie diese fünfundzwanzig. Er beschloß niemals wieder öffentlich zu spielen, sondern nur noch im engsten Kreise vor Kennern und vor wahrhaft künstlerischen Gemütern, die keine Kenner zu sein brauchten.

Allein wie stand es dann mit der geträumten glänzenden Künstlerlaufbahn? Das wußte er selber nicht. Er wußte überhaupt nicht mehr, was er eigentlich wollte, nur was er nicht wollte, wußte er ganz genau.

IV.

Des andern Morgens saß Hilmer zu Hause am Klavier und phantasierte, daß die Saiten klirrten; er haderte mit sich und mit Gott und der Welt, er suchte Gedanken und fand keine, und dies gibt gerade die rechte Stimmung zum Phantasieren.

Da klopft es an die Thüre, wiederholt, immer stärker, bis er endlich aufspringt und herein! ruft.

Ein unbekannter junger Mann tritt ein und bittet auf einige Minuten um Gehör.

Der Künstler maß den Störenfried mit großen, zornigen Augen, allein er konnte den Fremden doch nicht wieder zur Thüre hinaus schicken ohne gehört zu haben, was derselbe eigentlich wolle. Und der Mann hatte so etwas anmutig Keckes, er sah gar nicht aus, als ob er sich stracks wieder fortweisen lasse.

„Ich heiße Achilles Schneider," begann derselbe, „und bin gekommen, Sie um Unterricht im höheren Klavierspiel zu bitten."

Hilmer erklärte ihm, daß er nur ganz ausnahmsweise Unterricht gebe und nur an sehr vorgeschrittene Schüler, die sich zum Künstlerberuf ausbilden wollten.

„Gerade dies ist meine Absicht."

„Und bei welchem Meister haben Sie bisher Ihre Studien gemacht?"

„Lediglich bei mir selbst. Ich bin Autodidakt, und seufze schon lange unter dem Fluche des meisterlosen Tastens und Suchens. Aber als ich gestern abend Ihre unvergleichlichen Leistungen hörte, da erkannte ich, daß man nur in der Schule eines solchen Meisters ein wahrer Meister werden könne. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke: du mußt! Und so wage ich's, Ihnen mein Anliegen vorzutragen. Ich bin arm, ich habe gar nichts. Ich hätte auch Ihr gestriges Konzert nicht besuchen können, wenn mir nicht der Portier des Lord Knaresborough ein Billet geschenkt hätte. Ganz bescheiden setzte ich mich darum in den hintersten Winkel des weiten Saales neben den großen Ofen, wo außer mir nur noch zwei Damen saßen —"

„Eine ältere und eine jüngere?" unterbrach ihn Hilmer. — „So schien es." — „Die jüngere mit reichem, flachsblondem Haar?" — „Etwas unordentlich genial frisiert," ergänzte Achilles Schneider. — „Mit blauen Augen und etwas spitzer Nase?" — „Dessen entsinne ich mich nicht mehr, aber ihre Reden klangen mitunter allerliebst spitzig." — „Sie spricht mit einem leisen Anflug pfälzischen Dialekts?" — „Ganz recht! fast wie Euere Gnaden." — „Wer sind diese Damen? wie heißen sie?" — „Ich kenne sie nicht; aber Euere Gnaden scheinen sie zu kennen." — „Ich kenne sie noch weniger; ich kenne sie gar nicht!" entgegnete Hilmer hastig.

Beide sahen einander eine Weile ganz verblüfft an. Dann fuhr Schneider fort: „Was kümmerten mich auch die Damen, wo ich ganz hingerissen war durch den Zauber Ihrer Kunst! Die Großartigkeit Ihres Allegros zwang mich zum zerknirschten Selbstbekenntnis meiner Schülerhaftigkeit, aber die himmlische Milde, die herzgewinnende Liebesfülle, mit welcher Sie Mozarts Rondo vortrugen, gab mir dann wieder den Mut, Ihnen meinen heißesten Wunsch zu offenbaren, — und so stehe ich denn hier und erwarte Ihren Entscheid."

Hilmers Zorn über den störenden Eindringling hatte sich gelegt. Der junge Mann konnte ein unterdrücktes Genie sein; sollte er ihm da nicht auf die rechte Bahn helfen? Und Herr Schneider war ein armer Teufel obendrein, der offenbar keinen Pfennig für den ersehnten Unterricht bezahlen konnte. Hilmer hatte ein edles, menschenfreundliches Herz. Schon der bloße Schein war ihm unerträglich, daß er den Bittenden abgewiesen haben könne, weil die Erfüllung seiner Bitte ihm selbst nur Mühe, nicht Gewinn brächte.

Er ersuchte den Kunstjünger, ihm etwas vorzuspielen.

Wie ein Herrscher schritt Achilles Schneider zum Flügel und begann mit hocherhobenen Händen und stets niedergetretenem Pedal den Hoffnungswalzer von Strauß hervorzuschmettern. Ob er einen Ton traf oder daneben schlug, schien ihm ganz gleichgültig, wenn nur das Feuer und die Kraft nicht fehlte. Hilmer unterbrach ihn schon nach zwanzig Takten. Er hatte genug: — das unterdrückte Genie war ein Dilettant von der schlimmsten Sorte. Statt aller Kritik fragte er den seltsamen Menschen nur, was denn bisher sein eigentlicher Beruf gewesen sei und was er denn wirklich erlernt habe?

„Ursprünglich wollte ich mich zum Gelehrten ausbilden," antwortete jener, „und kam bis über die Mitte des Gymnasiums. Allein ich mißfiel den pedantischen Schulmeistern. Wenn die Geschichte Karls des Großen gelehrt wurde, dann sann ich sofort darüber nach, wie ich mich ausnehmen und was ich thun würde, wenn ich selbst heute Karl der Große wäre, und so wußte ich nie genau, was der alte Karl wirklich gethan hatte. Wurde Sophokles gelesen, dann sah ich mich im Geiste als den Sophokles unserer Zeit, der mit achtzig Jahren übrigens ein ganz anderes Drama als den langweiligen Oedipus auf Kolonos dichten und die Nachgeborenen zur Bewunderung fortreißen würde. Und so blieb ich im Uebersetzen des alten Sophokles immer

der Schlechteste und wurde zuletzt vom Gymnasium weggejagt."

Hilmer begann Teilnahme zu empfinden; er entsann sich ähnlicher Phantasien aus seinen eigenen Schuljahren; doch hatte er sich zu bezwingen und etwas Tüchtiges zu lernen gewußt, was dem armen Jungen offenbar weniger gelungen war.

Der letztere fuhr fort: „Mein Vater war Theaterdiener in Prag. Zu erneuten gelehrten Studien reichte das Geld nicht. Ich mußte daher trotz all meines Lateins die Rollen austragen und die Proben ansagen helfen, auch pflegte ich hinter der Scene Wind und Donner zu machen. Man verwendete mich nebenbei zu kleinen Rollen und ich hoffte ein großer Schauspieler zu werden. Allein während ich mich als Faust oder Wallenstein dachte, mußte ich einen Bedienten machen, der ein Glas Wasser bringt. Kein Wunder, daß ich es der Anstandsdame übers Kleid schüttete! Ich wurde von der Bühne verwiesen. Da that mich mein Vater zum Theaterschneider in die Lehre. Doch ich verachtete jene moderne Unkunst, welche auf der Bühne mehr durch die Garderobe als durch den Geist zu wirken strebt. Der Geist! — darin liegt's! Der Geist hat mir überall ein Bein gestellt. Uebrigens lernte ich damals mit Kleidern umgehen, und das ist der beste Anfang zur Kunst des Umgangs mit Menschen. Ich sann hierüber nach, und da noch kein Knigge ein Buch über den Umgang mit Kleidern geschrieben hat, so entwarf ich den Plan zu einer solchen Schrift im Kopfe, während ich die Schere in der Hand führte und zerschnitt die Robe der Maria Stuart in ganz unheilbarer Weise. Man wies mich aus der Werkstatt. Da nahm mich der Restaurant des Theaters auf — als Aushilfskellner. Die Theaterrestauration ist in den Zwischenakten die wahre Börse der Bühne, wo die Wechsel auf den Erfolg der Dichter und Darsteller ausgestellt, diskontiert und protestiert werden. Ich redete eifrig mit, ich bewies, daß Donna Anna ihre erste Scene, welche ich nicht gehört, besser gesungen habe als ihre zweite Scene, welche ich auch nicht gehört hatte. Kein Wunder, daß ich zu servieren vergaß, und im Zwischenakt haben's die Gäste so eilig! Ich warf meine Bildung in die Wagschale der oft recht ungebildeten Debatte, und die Bildung warf mich zuletzt auch wieder zum Büffett hinaus.

Mein Vater war inzwischen gestorben, meine persönliche Verbindung mit der deutschen Bühne hierdurch abgebrochen. Und so zwang mich die bittere Not, eine Stelle als Bedienter zu suchen, wobei mir meine frühere dramatische Beschäftigung in Bedientenrollen sehr zu statten kam. Allein wenn ich schon als Bedienter in der Komödie immer vergessen hatte, mich ganz in den Geist eines wirklichen Bedienten hineinzudenken, so dachte ich mich jetzt als wirklichen Bedienten erst recht lebhaft in den Geist eines dramatischen Bedienten. Die Folge war, daß ich von den allergewöhnlichsten Bedienten übertroffen und immer tiefer herabgedrückt wurde und heute völlig beruflos und brotlos bin. Ich könnte ein ausgezeichneter Bedienter sein, wenn ich den rechten Herren fände, der mich zu Höherem emporzöge, indem ich ihm diente, zum Höchsten! denn ich möchte doch gar zu gern und recht bald, — Euere Gnaden haben mirs gestern angethan! — als ein großer Klaviervirtuos auftreten, aber in ganz anderer Weise wie Eure Gnaden!"

Hilmer fragte ihn, wie er denn so bald als Klaviervirtuose auftreten wolle, da er noch keine Tonleiter richtig spielen könne?

„Eben daran fehlt es mir. Ich besitze alle Erfordernisse zum großen Klaviervirtuosen, nur Klavier spielen kann ich noch nicht. Euere Gnaden spielen Klavier wie kaum ein Zweiter, aber alle übrigen Erfordernisse zum großen Virtuosen fehlen Ihnen ganz und gar."

Hilmer mußte laut auflachen. Der Bursche hatte recht. Er besann sich eine Weile; dann aber sagte er scharf: „Ich brauche keinen Bedienten."

„Verzeihung, gnädiger Herr! Sie haben einen solchen Gehilfen sehr notwendig. Jeder Künstler, der öffentliche Konzerte gibt, der reist, und Sie werden reisen, hat heutzutage seinen Bedienten, Sekretär, Geschäftsführer oder wie man's sonst nennen mag."

„Ich werde nicht reisen; ich werde kein öffentliches Konzert mehr geben, — vielleicht niemals mehr, — wenigstens in nächster Zeit nicht."

„Wenn Euere Gnaden bloß noch in den Salons spielen wollen, dann brauchen Sie erst recht einen Bedienten. Denn ein Künstler, der keinen Kammerdiener mitbringt, erscheint den hohen Herrschaften selbst wie ein Bedienter."

Hilmer ging lange schweigend auf und ab. Endlich fragte er: „Sie können den Geigern das A auf dem Klaviere richtig angeben?" — „Nicht bloß das A sondern den ganzen D-moll-Akkord!" — „Sie können Noten lesen? die Stimmen auflegen? Noten abschreiben? einen Geschäftsbrief entwerfen?" — Achilles nickte zustimmend.

„Und kann Er Stiefel wichsen und Kleider ausklopfen?"

Achilles versicherte, daß es ihn fast mehr kränke, wenn man ihm diese Fertigkeiten zutraue, als wenn man sie bezweifle, allein er sei Meister in solchen Dingen.

Hierauf erklärte ihm Hilmer, daß er ihn zum Bedienten annehmen wolle, auf Probe bei dreitägiger Kündigung, und Achilles Schneider willigte in alle weiteren Bedingungen ein.

So hatte unser Künstler durch seine ersten Konzerte zwar viel Geld verloren aber den originellsten Bedienten von ganz Wien gewonnen. Er tröstete sich mit diesem überraschenden Ergebnis.

V.

In den ersten Tagen seines neuen Dienstes bekam Achilles gar nichts weiter zu thun, als Kleider und Stiefel zu reinigen, Briefe zur Post zu tragen und was dergleichen niedrige Geschäfte mehr sind.

Wenn ihm sein Herr Stiefel zu wichsen befahl, dann nannte er ihn „Er", wenn er ihm aber Noten abzuschreiben gebot, dann nannte er ihn „Sie". Denn er meinte, die äußere Würde solle sich nach der Arbeit bemessen und nicht nach der Person.

Am vierten Tage kam ein Brief von Lord Knaresborough, worin er Herrn Hilmer zu einer Soiree auf nächsten Montag abend einlud, mit der Bitte „Musik"

mitzubringen. Kaum hatte der Künstler den Brief gelesen, so rief er seinen Diener. „Entwerfen Sie eine höfliche Antwort an Lord Knaresborough. Ich bedaure seine Einladung nicht annehmen zu können.“

Achilles war starr vor Erstaunen. Er beschwor seinen Herrn, die höchst ehrenvolle Einladung nicht abzulehnen; die Abende des Lords seien berühmt in der ganzen Stadt, und der Engländer pflege die Herren Virtuosen mit den wertvollsten Geschenken zu belohnen, — „schreiben Sie, ich könne nicht kommen,“ unterbrach ihn Hilmer mit gesteigertem Nachdruck. Aber Achilles ließ sich so leicht nicht besiegen. Er erzählte dem gestrengen Herrn, auch die Primadonna der Hofoper werde bei dem Lord am Montage singen, Ernst werde geigen, Servais Violoncell spielen, ein ganz erlauchter Kreis fremder und einheimischer Künstler werde dort versammelt sein, das wisse er alles von seinem Freunde, dem Portier.

„Gut! vor diesem Publikum will ich spielen!“ rief nun plötzlich Hilmer, wie verwandelt. „Entwerfen Sie eine freundliche Zusage an den Lord.“

Am Montag abend versammelten sich die Künstler und Künstlerinnen bei Lord Knaresborough in einem eleganten Vorzimmer und wurden dort vom Lord und der Lady begrüßt, wobei man eine Art Cercle bildete. Dann entfernten sich die beiden Herrschaften und ließen ihre künstlerischen Gäste allein bis zum Beginn ihrer Vorträge. Die „Gesellschaft“ befand sich in dem anstoßenden Salon, und die innere Thüre des Künstlerzimmers führte unmittelbar zu einem Podium am oberen Ende des Saales, wo der Flügel stand. Zwischen dem Podium und den Zuhörern aber war eine dicke, rotseidene Schnur quer über die ganze Breite des Saales gespannt, damit die Künstler oder gar die Sängerinnen sich nicht vor oder nach ihrer Produktion unter die „Gesellschaft“ mischten. Das war so englische Sitte, die der Lord nach Wien mitgebracht hatte: der Künstler, welcher für Geld spielte, die Sängerin, welche für Geld sang, waren nicht gesellschaftsfähig.

Ludolf Hilmer sollte das Konzert eröffnen. Bevor er auftrat, erschien jedoch Achilles in ganz neuer Livree, legte die Noten feierlich auf das Klavierpult, stellte vier Wachskerzen derart zurecht, daß je eine hohe und eine niedere Kerze gepaart war, damit das Licht gleichmäßig auf die obere und untere Hälfte des Notenblattes falle, brachte hohe und niedere Lederkissen und legte sie prüfend und mit den Augen messend auf den Klavierstuhl, damit sein Herr die gewohnte Sitzhöhe ja sofort vorfände.

Er machte dieses „scenische Arrangement“ mit solch ergötzlicher Wichtigthuerei und zugleich mit aller Feinheit eines Schauspielers, der einen Bedienten spielt, daß die plaudernde Gesellschaft ganz stille wurde und ihm mit behaglichem Lächeln zusah.

In diesem Momente gespannten Schweigens trat Hilmer vor und setzte sich an den Flügel. Achilles hatte ihm mit seiner dramatischen Aktion einen unschätzbaren Vorsprung verschafft: sonst mußte der Künstler zu spielen beginnen, damit die plaudernden Zuhörer allmählich verstummten; jetzt waren sie schon verstummt bevor er anfing.

Hilmer spielte die Cis-moll-Nocturne von Chopin mit gewohnter Meisterschaft. Diese Musik paßte so recht zur schwülen, parfümierten Luft des Salons, sie war so ganz gemacht für die blasierten Herren und die nervösen Damen.

Als aber die letzten Takte leise hingehaucht erstarben und die ganze Gesellschaft verhaltenen Atems lauschte, um dann in stürmischem Beifall ihrer Bewunderung Luft zu machen — da sank plötzlich die rote Schnur!

Achilles hatte sich zur Seite geschlichen und sie unvermerkt im rechten Augenblicke ausgehängt. Zwar wollten sie die Bedienten des Lords wieder emporheben, allein Achilles stand mit beiden Füßen darauf und behauptete seinen Posten, und etliche Wiener Herren waren bereits über die gefallene Schnur geschritten und drückten dem Künstler die Hand, der nun auch seinerseits die Schnur überschritt und sich bald mitten im geheiligten Raume der Gesellschaft befand.

Der Lord und die Lady rümpften zwar die Nase und sahen ganz entrüstet darein, aber die Schnur blieb für diesen Abend liegen. Denn da der unbekannte Herr Hilmer nun einmal in den Salon gekommen war, so konnte man doch die andern hochberühmten Künstler nicht wieder ins Vorzimmer zurückschicken. Sie bewegten sich auch sehr fein und ungezwungen auf dem Parkettboden, belebten die Unterhaltung, ja die Primadonna trank sogar, mit dem russischen Gesandten plaudernd, eine Tasse Thee, als ob sich das ganz von selbst verstünde.

Lord Knaresborough lud zwar unsern Virtuosen niemals wieder zu seinen Soireen, aber die Schnur wurde dort auch nicht wiedergesehen und Ludolf Hilmer von allen Kunstgenossen Wiens als der Retter der Standesehre gefeiert. Die Geschichte von der Schnur ging, poetisch ausgeschmückt, durch die Feuilletons: Hilmer war mit einem Schlage ein berühmter Pianist geworden.

Der stillen Verdienste Achills gedachte freilich kein Mensch. Als er des andern Morgens seinem Herrn die Stiefel brachte, die er vor lauter innerem Jubel nur halb gereinigt, sagte er mit Selbstgefühl: „Wir haben gestern den ersten durchschlagenden Erfolg gehabt!“

„So scheint es. Aber wichse Er in Zukunft auch meine Stiefel mit besserem Erfolg!“ erwiderte Hilmer trocken.

VI.

Schon nach wenigen Tagen machte der reiche Banquier Aaronsky unserm Künstler seine Aufwartung und lud ihn in den schmeichelhaftesten Formen zu einer der berühmten musikalischen Matineen, die er Sonntags in seinem Hause zu geben pflegte, — sofern man einen Palast ein Haus nennen kann.

Ohne langes Besinnen sagte Hilmer zu. Auch der große Geiger Ernst war geladen, von welchem Herr von Aaronsky behauptete, er spiele Hegelsche Philosophie auf der Geige.

Der Sonntag kam und Hilmer fand sich pünktlich im Hause Aaronskys ein, gefolgt von Achilles, welcher

die Noten und auch die Kissen trug. Denn der vollkommene Pianist sitzt auf seinen eigenen Kissen.

Die ganze erlesene Gesellschaft war schon im voraus gespannt auf das Erscheinen des Bedienten, der beim Lord ein so artiges Vorspiel geliefert hatte.

Allein Achilles gab durchaus nicht die Scene, welche man erwartete, sondern eine ganz neue. Ein Originalgenie wiederholt sich nicht. Mit der einfältigsten Bedientenmiene von der Welt legte er die Noten auf und ordnete das Geigenpult und den Klavierstuhl. Als dann aber Ernst zu ihm herantrat, um seine Geige zu stimmen, gab er, bedeutungsvoll zu dem Virtuosen aufblickend, nicht bloß das A an, wie gewöhnliche Kalikanten, sondern den vollen D-moll-Dreiklang, wie ein Künstler und zwar in drei wuchtigen, lang aushaltenden Schlägen, die wie die Einleitungsaccorde zu einer tragischen Symphonie erdröhnten. Er horchte auf. Die Geige war noch nicht ganz rein. Jetzt wiederholte er den Accord, aber in einer Folge von Harpeggien, vom großen D bis hinauf zum dreigestrichenen A, wobei er diese Oberquinte mit aufgehobenem Pedal ganz leise verklingen ließ. Er horchte wieder verständnisvoll. Noch stand die Geige um eine Schwebung zu tief. Da schlug er den Accord mit beiden Händen im Tremolo fortissimo an, daß die Saiten klirrten, und brach plötzlich ab: — die Geige war vollkommen rein. Stolzen Schrittes verschwand er. Man behauptete nachher, der Bediente habe beim Angeben des A eine ganze „symphonische Dichtung“ gespielt, allerdings ohne Melodie, was übrigens auch sonst bei derlei Werken vorkomme, aber doch in drei Charaktersätzen: Allegro maestoso, Adagio cantabile und Presto con fuoco.

Das Duett der beiden Künstler fand tobenden Beifall. Man wußte nicht, ob derselbe mehr dem weltberühmten Ernst galt, oder dem neu entdeckten Genius Hilmer, dem Meteor, welches erst seit acht Tagen am Wiener Kunsthimmel sichtbar war.

Als nach dem Schlusse der Matinee Achilles seinen Herrn im Vorzimmer erwartete, drückte der Haushofmeister auf Befehl des Banquiers dem Bedienten ein Trinkgeld von fünf Gulden in die Hand. Er hatte es ja so wohl verdient. Die dort versammelten Diener sahen es mit neidischen Blicken. Achilles aber trat zu dem Hausknecht, der ihm eben seine Noten und Kissen brachte, und schenkte ihm die fünf Gulden mit herablassender Handbewegung. Die ganze Dienerschar steckte die Köpfe zusammen; Hilmer, der gerade vorüberging, hatte den Vorgang fliegenden Blickes bemerkt; doch that er nicht dergleichen.

Zu Hause fragte er Achilles, warum er das Trinkgeld nicht für sich behalten habe? Achill erwiderte: „Hätte mir's der niederträchtige Haushofmeister verstohlen unter vier Augen zugeschoben, so hätte ich's gleich verstohlen mit Vergnügen in die Tasche gesteckt. Aber so öffentlich vor aller Augen — das schickt sich nicht für unsereins. Oder würden etwa Euere Gnaden die hundert Gulden, mit welchen dieser Aaronsky Ihren heutigen Klaviervortrag honorierte, angenommen haben, wenn er Ihnen vor den versammelten Gästen beim Abschied einen Hundertguldenschein überreicht hätte?“

„Ich würde es nicht nur gethan haben, ich that es wirklich.“

Achilles trat einen Schritt zurück, maß seinen Herrn mit großen Augen und rief: „Dann war ich heute der Virtuos und Sie — — —“

„Und ich? Was will Er sagen? Geh Er hinaus und bürste Er meinen Mantel, damit Er merkt, daß Er der Bediente ist.“

Hilmer setzte sich ans Klavier und phantasierte wie rasend durch alle Tonarten, eine ganze Stunde lang.

Als er aber nach acht Tagen wieder zu der Matinee des Banquiers geladen war und ihm Herr von Aaronsky am Schlusse sehr artig eine Cigarre anbot und ihm dann angesichts der versammelten Gäste wieder eine Hundertguldennote in die Hand drückte, faltete der Virtuose die Note ganz ruhig zu einem Fidibus, führte sie ans Licht, zündete sich die Cigarre damit an und empfahl sich.

Des andern Tages sprach das ganze kunstliebende Wien von Ludolf Hilmers Fidibus. Nur ein Genie konnte im Anzünden einer Cigarre zugleich ein so zündendes Epigramm aufblitzen lassen. Nach der Geschichte mit der Schnur hatte die Zeitungskritik unseren Künstler auf die Kunsthöhe von Henri Herz erhoben; nach der Geschichte mit dem Fidibus erhob sie ihn auf gleiche Stufe mit Hummel und Thalberg. Was wäre der Virtuosenruhm ohne die Anekdote? Und Achilles sorgte dafür, daß zu den historischen Anekdoten von seinem Herrn auch noch viele mythische in Umlauf kamen. Denn was wäre die Künstleranekdote ohne den Mythus?

Am 16. Dezember hatte Hilmer, wie wir wissen, den Achilles Schneider in seinen Dienst genommen und schon mit der Jahreswende hatte sich sein ungünstiges Geschick völlig gewendet. Im Januar erhielt er so viele Einladungen zu musikalischen Vorträgen in die vornehmsten Häuser, daß er kaum die Hälfte annehmen konnte. Im Februar gab er sein drittes eigenes Konzert trotz des früheren Vorsatzes überhaupt kein solches mehr geben zu wollen. Achilles hatte freie Hand erhalten, alle zweckdienlichen Vorbereitungen zu treffen; vierzehn Tage lang hatte er mit aufreibender Hingabe für diesen Zweck gearbeitet und sich zum besonderen Lohne nur ausbedungen, daß ihn sein Herr niemals wieder mit „Er“ anrede und einen eigenen Stiefelwichser anstelle. Der Erfolg des Konzertes war wunderbar. Man maß ihn nicht nach der Zahl der Anwesenden, die sich Schulter an Schulter im Saale drängten, sondern nach der Schar der Abgewiesenen, die kein Billet mehr erhalten konnten.

Obgleich Hilmer nie wieder so gut gespielt hatte wie in dem trostlosen zweiten Konzert, sprach ihm doch Achilles seine steigende Bewunderung aus über seine riesenhaft wachsende Virtuosität. Er war zufrieden mit seinem Herrn, und es ist in unsern Zeiten immer erfreulich, wenn sich die Herrschaften die Zufriedenheit ihrer Diener erwerben.

VII.

Ganz im stillen räsonnierte Achilles jedoch zuweilen über Hilmers Lebenswandel, der ihm von Tag zu Tag

unheimlicher vorkam. Der gefeierte Künstler lebte nämlich so zu sagen gar nicht. Er brütete einsam zu Hause, schrieb Noten oder spielte Klavier; er fuhr nicht spazieren, ging in kein Kaffeehaus, besuchte keinen Ball; er besaß nur Bewunderer, keine Freunde und mied die heitere Wiener Gesellschaft, in welcher er doch hätte glänzen können. Vor allem aber hatte er nicht das kleinste Abenteuer mit irgend einer Dame.

Achilles sann lange vergebens über dieses rätselhafte Wesen seines Herrn. Da blitzte ein erschreckender Verdacht in ihm auf: der Aermste war wohl gar ernstlich verliebt!

Verliebt — in wen? Von der Geliebten vermochte selbst Achilles' Scharfblick keine Spur zu entdecken. Aber gerade eine Liebe, die so heimlich, daß nicht einmal der Bediente sie durchschauen kann, ist die allertiefste und gefährlichste. Achilles wagte, schwer bekümmert, hierauf anzuspielen; — Hilmer that als höre er's nicht und wies ihn barsch an seine Arbeit. Nun war ihm sein Verdacht erst recht bestätigt. Wenn sein Herr alle Woche einen andern Liebesroman eingefädelt hätte, das wäre wunderschön gewesen; denn in solchen Fällen ist ein Bedienter unentbehrlich, er wird der Herr seines Herrn, wie uns hundert alte Lustspiele lehren. Bei einer ernstlichen Liebe dagegen wird das geliebte Wesen vielmehr die Herrin, und was so ein leidenschaftlich Liebender sich selbst kaum zu gestehen wagt, das vertraut er noch viel weniger seinem Bedienten. Hilmer schien diesem durchaus unstatthaften Zustande verfallen zu sein.

Es ließ Achilles keine Ruhe; er mußte der Sache auf den Grund kommen. In einer stillen Stunde, wo sein Herr, was jetzt so selten geschah, das Haus verlassen hatte, unterwarf er dessen Schreibpult einer gründlichen Untersuchung. Er glaubte Briefe, Verse, ein Band, eine Haarlocke finden zu müssen; allein er fand gar nichts der Art, wohl aber eine Menge vielfach umgebildeter Skizzen zu einer halb vollendeten Klaviersonate. Also dies nur und nichts anderes war es, woran sein Herr nächtelang so eifrig geschrieben hatte! Achilles beschaute die Sonate sehr lange von hinten und vorn, von oben und unten. Sie ging aus Des-dur; das ist die wahre Tonart der Verliebten; das Adagio stand gar in B-moll — das ist die Tonart der in sich selbst verglühenden Leidenschaft. Für das Konzert war sie offenbar nicht bestimmt; sie schien sehr einfach; die großen Läufe, die fingerbrechenden Harpeggien, die unfaßbar schweren Kadenzen fehlten gänzlich. Aber da stand viel molto espressivo, dolcissimo, affettuoso, languisando, smorzando. Eine Sonate der Art, die obendrein niemals fertig wird, schien sehr verdächtig. Der Musiker haucht seine Liebesseufzer in Noten aus; — wenn man den Noten nur ansehen könnte, an wen die Seufzer gerichtet sind! Plötzlich entdeckte Achilles über den ersten Takten des Adagios ein ganz leicht mit Bleistift geschriebenes halb verwischtes Wort mit drei Ausrufezeichen, welches nicht wie eine Vortragsweisung aussah. Er buchstabierte lange daran. „Jetzt hab ichs!" rief er, „sie heißt Marie!"

„Jetzt hab ich dich erwischt! Unverschämter!" rief zu gleicher Zeit sein Herr und klopfte ihm auf die Schulter. „Was hat Er in meinem Pulte zu suchen? die Schubladen zu öffnen? die Papiere durcheinander zu werfen?"

Achilles war einen Augenblick sprachlos, aber nur einen Augenblick.. Dann sagte er im Tone wahrhaft väterlicher Bekümmernis: „Gnädiger Herr! Ich bemerkte schon lange, daß eine unselige Leidenschaft an Ihrem Herzen nagt, Ihren Adlerflug lähmt, Ihre Gesundheit zerrüttet. Sie verschließen sich gegen mich, und ich möchte Sie retten, auch wenn ich Ihren ganzen Zorn auf mich lüde. Sie lieben! Und, wie es scheint, im bitteren Ernste. Ein großer Pianist darf sich verlieben, aber lieben darf er nicht, geschweige denn sich verloben, oder gar verheiraten. Virtuosenehen enden immer unglücklich. Die Klangkraft unserer heutigen Flügel und die Tonfülle unserer neuesten Musik macht jede Ehe eines Klaviervirtuosen auf die Dauer unhaltbar. Auch die zärtlichste Gattin hält es nicht aus, Tag und Nacht Etüden fortissimo spielen zu hören. Das Ehepaar müßte zwei Häuser in verschiedenen Straßen bewohnen — —"

Hilmer unterbrach den Schwätzer und sagte, er habe ihm gestattet, seine Konzertgeschäfte zu besorgen, nicht aber sich in seine Herzensangelegenheiten zu mischen.

Achilles behauptete dagegen, diese Herzenssache gehöre durchaus zur Konzertfrage, denn sie drohe alle Konzertgeschäfte umzuwerfen. Und nun stritten sich beide so heftig darüber, ob die Liebe das Konzert berühre oder nicht, daß der Herr dem Diener zuletzt im hellen Zorne zu schweigen befahl und das Zimmer zu verlassen und ihm den Dienst auf übermorgen kündigte.

VIII.

Am dritten Tage erschien Achilles Schneider vor seinem bisherigen Herrn, um sich von ihm zu verabschieden und das Haus zu verlassen.

Sehr bescheiden und gerührt sprach er seinen Dank aus. „Mein letztes Wort," so schloß er, „sei ein Wort der Bewunderung. Sie haben viel Meisterhaftes gespielt, aber ganz unübertrefflich spielten Sie doch Field und haben von Woche zu Woche immer besser Field spielen gelernt."

„John Field?" fragte Hilmer erstaunt. „Ich habe seit Jahren keine Note von Field gespielt!"

„Das bezweifle ich nicht," entgegnete Achilles. „Ich sprach auch nicht von Noten, sondern von Field."

Hilmer bat um eine deutlichere Erklärung und Achilles begann: „Mein Dienst ist zu Ende; also sei Wahrheit zwischen uns. Ich glaube alles zu besitzen, was zu einem großen Klaviervirtuosen gehört, nur Klavierspielen kann ich nicht. Sie sind ein Klavierspieler ersten Ranges, allein bevor ich zu Ihnen kam, fehlte Ihnen nicht weniger als alles, was zum großen Virtuosen gehört. Sie wollten mich nicht in die Klavierschule nehmen, allein Sie erlaubten, daß ich Sie in die Virtuosenschule nahm. Ich lehrte Sie Field spielen. Als John Field, der große Meister des modernen Klavierspiels, nach Petersburg kam, war er noch unbe-

kannt und nur als Schüler Clementis in dem Hause eines vornehmen Kaufmanns und Kunstmäcens eingeführt. Er wurde zu dessen Abendgesellschaften eingeladen. Da sah er, wie den plaudernd umherstehenden Gästen Champagner und andere gute Dinge serviert wurden, aber an ihm ging der Bediente jedesmal vorbei und als er ihm zurief, er möge ihm doch auch ein Glas Champagner geben, that der Schlingel, als höre er's nicht. Das war so Sitte des Hauses. Doch als zuletzt der Kaufmann dem jungen Künstler eine Hundertrubelnote einhändigte, rief dieser den Bedienten herbei und drückte ihm die hundert Rubel in die Hand — für aufmerksame Bedienung. Der Vorgang machte ungeheures Aufsehen: die ganze Stadt sprach von Field, dessen Namen vorher kein Mensch gekannt hatte; er war von Stund an ein namhafter Künstler.

Nun werden Sie doch verstehen, gnädiger Herr, daß wir beide Field gespielt haben. Die Geschichte mit der Schnur bei Lord Knaresborough war meine Erfindung, im Grunde war sie aber doch nur eine freie Phantasie über Fieldsche Motive, die Geschichte mit dem Trinkgeld bei Aaronsky eine Variation über ein Thema von Field, und Sie variierten dann wieder meine Variation, indem Sie die Banknote als Fidibus verbrannten. Die Kunstgriffe entstehen wie die Kunstwerke: wir verändern, indem wir unsere Vorgänger nachahmen, und das nennen wir dann Originalität. Ein wirkliches Original war schließlich nur Adam und den hat Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen."

Hilmer staunte und dachte bei sich: „der Kerl ist doch unbezahlbar! Man sieht, wie die Gymnasialstudien höherer Klassen bei einem Bedienten nachwirken." Dann fragte er ihn, ob er Field jemals gesehen und gehört, ob er ihn gekannt habe?

„Nein! aber ein ehemaliger Diener Fields erzählte mir dies alles und vieles andere; vermutlich war es teilweise erlogen, und doch genügte es mir, um Schule bei Field zu machen. Jener Diener war übrigens von dem Virtuosen fortgejagt worden, weil er ihn bestohlen hatte. Ich werde Sie niemals bestehlen, denn kein Künstler bestiehlt einen Künstler. Und nun habe ich nur noch eine Bitte. Sie haben mich als Ihren Bedienten entlassen; das ist nicht mehr zu ändern, aber ich bitte: nehmen Sie mich als Ihren Sekretär wieder auf! Nicht bloß um meinetwillen, sondern auch um Ihretwillen. Die großen Virtuosen und Sängerinnen haben Sekretäre; Künstler zweiten Ranges begnügen sich mit einem Bedienten. Sie haben mir die Livree abgenommen, verleihen Sie mir einen Frack mit weißer Halsbinde. Ich werde dann erst auf der Reise, in der Gesellschaft, in der Presse, im Publikum meine volle Thatkraft für Sie entfalten können."

Der Bursche war unwiderstehlich. Er hatte Gedanken im Kopf und die schalkhafteste Keckheit dazu, über die man sich anfangs ärgerte, um hinterdrein darüber zu lachen. War er nicht ein Genie in seiner Weise? Und hatte sich Hilmer seit vorgestern nicht schon mehrmals ganz im stillen gestanden, daß ihm Achilles unentbehrlich geworden sei?

Er nahm ihn in Gnaden wieder auf — als Sekretär unter der Bedingung, daß er sich niemals mehr um seine Privatangelegenheiten kümmere, widrigenfalls er sich nicht nach einer dreitägigen, sondern nach einer dreistündigen Kündigungsfrist aus dem Hause zu entfernen habe.

Achilles küßte dem gnädigen Herrn dankend die Hand und sagte dann, ganz leise flüsternd: „Field hatte sich auch einsmals verliebt in eine schöne Französin und resolut, wie er war, schrieb er der völlig Unbekannten sofort: ‚Mein Fräulein! Ich liebe Sie. Im Mai werde ich 2000 Rubel haben, dann will ich Sie heiraten. Sind Sie einverstanden? Ihr ergebenster John Field.' Die Dame antwortete umgehend mit Ja! Doch sowie er dieses Jawort erhalten hatte, verfiel der Künstler in Tiefsinn, er komponierte nicht mehr, spielte nicht mehr, trank keinen Champagner mehr! — bis ein Freund den Grund seines trostlosen Zustandes entdeckte und die Sache rückgängig machte. Da lebte Field wieder auf. Ein Virtuos darf sich verlieben, aber beileibe keinen Heiratsantrag — —"

Hilmer hieß ihn schweigen, und Achilles verstummte. Nach einer Pause fügte er jedoch noch leiser als vorher und mit anmutigster Schalkhaftigkeit hinzu: „Uebrigens soll Field selbst in jenen trostlosen Tagen nicht an die Komposition einer Sonate gedacht haben. Er liebte Sonaten überhaupt nicht, sondern zog, soviel ich weiß, das elegantere Notturno vor."

IX.

Als Hilmer allein war, fühlte er sich von inneren Widersprüchen grausam hin und her gezerrt. So resolut wie Field hätte er einer Dame nicht schreiben können. Welcher Dame? Er dachte nur an eine einzige und wagte nicht einmal, sich ihr von ferne zu nähern.

Hatte er denn wirklich Field gespielt? Er schämte sich, daß er's in der That, wenn auch ganz wider Wissen und halb wider Willen gethan; er wollte es nicht wieder thun. Allein wäre er binnen weniger Wochen ein berühmter Virtuose geworden, wenn ihn sein Bedienter nicht Field spielen gelehrt hätte? Was hatte er dabei gewonnen? Das Publikum war entzückt über ihn, aber er war nicht entzückt über sich selbst. Nach allen Beifallsstürmen klangen ihm immer zuletzt die Worte jenes unbekannten Mädchens nach dem ersten Konzerte im Ohr, daß ein Mann von seinen Studien und seiner Bildung eigentlich gar keine Virtuosenkonzerte geben, sondern dieselben den gewöhnlichen Musikern überlassen solle.

Die schöne Unbekannte hatte es ihm angethan. Er suchte sie überall, allein er sah sie immer nur von ferne, in Konzerten, wo gute Musik, im Theater, wenn eine klassische Oper aufgeführt wurde. Mehrmals war es ihm beinahe gelungen, sich ihr zu nahen, und doch gelang es ihm nie. In seinem so dünn besuchten zweiten Konzert hatte die Dame unbemerkt hinter dem Ofen gesessen, er hatte sie nicht gesehen und doch für sie gespielt. In dem überfüllten dritten Konzerte sah er sie in vorderster Reihe sitzen und konnte nicht für sie spielen. Beim Herausgehen hätte er sich ihr gerne in den Weg gestellt, aber die gewaltige Menschenmenge und die Kenner, welche ihn glückwünschend umringten,

wehrten es ihm. Seinen ganzen Virtuosenerfolg würde er nun darum gegeben haben, wenn er nur gewußt hätte, wer das blonde Mädchen eigentlich sei und wie sie heiße? Doch das konnte ja Achilles leicht für ihn ausspüren; als Bedienter im Lustspiel mußte er dergleichen gelernt haben. Allein es dünkte Hilmer Entweihung des Heiligsten, wenn er einen solchen Menschen mit dieser Aufgabe betraute. Hatte der Bediente den Künstler gelehrt ein Virtuos zu sein, so konnte er ja auch dem Liebenden das Liebeswerben lehren. Hilmer war über sich selbst empört, als ihm dieser Gedanke auch nur ironisch durch die Seele fuhr. Er konzertierte jetzt kühn wie der weltläufigste Virtuose, aber in seiner schüchternen Verehrung für die Unbekannte war und blieb er der hilflos verlegene deutsche Gelehrte.

Da lächelte ihm unversehens ein kaum gehofftes Glück: er erfuhr ihren Taufnamen — Maria!

Dies geschah folgendermaßen. Hilmer stand in der hintersten Fensternische des Verkaufsraumes einer Musikalienhandlung und stritt mit einem Kunstgenossen über die Vorzüge der Londoner und Wiener Flügel. Er pries die „englische Mechanik" und schilderte beredt und mit erhobener Stimme, wie hier dem schweren Anschlage, den nur die starke Hand des Meisters beherrscht, die höchste Tonfülle entspreche, als er hinter sich eine Mädchenstimme vernahm, so zart und süß, wie der verschwebende Pianoklang des weichsten Streicherschen Flügels. Er blickte um: — sie war es! die Unbekannte! Leider empfahl sie sich eben mit einem dicken Band Noten unterm Arme, den sie eingekauft hatte. Hilmer wollte ihr nacheilen, doch sein streitfertiger Kollege hielt ihn am Rockknopfe fest und bewies ihm, daß die weiblich weichen Streicherschen Klaviere doch den männlich harten englischen weitaus voranständen. Unser Künstler gab seinem Widersacher auf einmal alles zu, damit er nur ende. Aber die Erscheinung war verschwunden.

Zuletzt fand sich Hilmer allein mit dem Handlungsdiener, der so glücklich gewesen war, den dicken Notenband an die unerreichbare Dame zu verkaufen. Es war Bachs „Wohltemperiertes Klavier" gewesen. „Das Fräulein kauft nur klassische Sachen," berichtete der Commis auf des Künstlers schüchternes Befragen. „Sie begehrt fast immer Musik, die kein Mensch begehrt." Und ihr Name? Der Ladenjüngling wußte ihn nicht. Denn sie entlieh keine Noten aus der Leihanstalt, sie kaufte, was sie brauchte; — eine höchst rühmliche Eigenschaft! dachte Hilmer, — und sie ließ sich nie eine Rechnung schreiben, sondern bezahlte gleich bar; — eine vortreffliche Gewohnheit! Sie nannte die ältere Dame, welche sie meist begleitete, Tante, und die Tante nannte ihre Nichte — Marie. Beide waren aus Karlsruhe und lebten schon den ganzen Winter in Wien.

Dies war alles, was Hilmer erfahren konnte. Er besuchte fortan täglich die Musikalienhandlung, kaufte und bestellte eine Menge Werke, die er eigentlich gar nicht haben wollte und kramte müßig in den aufliegenden Notenheften, was ihm sonst verhaßt war. Allein Marie erschien nicht wieder. Sie hatte an dem „Wohltemperierten Klavier" vermutlich für Monate genug.

Auch Hilmer hatte wenigstens für Wochen genug, um über dem wenigen, was er nun von Marien wußte, zu brüten, — für einen gewöhnlichen Menschen so wenig und für einen Liebenden so viel!

Marie war also eine Karlsruherin. Hilmer entsann sich jetzt, daß Karlsruhe ganz besonders reich sei an reizenden Mädchen. Und die Karlsruher Mundart dünkte ihm plötzlich die schönste von ganz Deutschland. Sonst hatte er als Heidelberger Karlsruhe etwas von oben herab angesehen; nun entdeckte er, daß es doch eine recht vornehm anmutige Stadt sei, ja eine poetische Stadt, hart am Walde gelegen, dessen Eichenwipfel die Häuser der äußeren Straßen da und dort überragen, dessen frischer Duft am Sommerabend zu den geöffneten Fenstern einströmt. Marie wohnte vermutlich vordem in einer solchen Straße, etwa in der Stephanienstraße. Wichtiger wäre es ihm freilich gewesen, wenn er gewußt hätte, wo sie jetzt in Wien wohnte. Doch das erfuhr er nicht.

Sie war kein gewöhnliches Mädchen, vielleicht etwas eigensinnig, aber sie hatte selbständiges Urteil. Sie hatte ihn getadelt — nach seinem ersten Konzert — und gerade darum gefesselt; denn sie tadelte ihn, weil sie Höheres, Höchstes von ihm erwartete. Das wollte er leisten.

Er komponierte die Sonate, mit der er niemals fertig wurde, eine Sonate, im reinsten, idealsten Stil. Er verliebte sich in seine Sonate bis ihm die Gedanken vergingen, — und dann hört das Komponieren auf! — weil er in das Mädchen verliebt war, welches er nur in Gedanken erreichen konnte, — und diese Liebe ohne Ziel und Ende trieb ihn im Ringe immer wieder zu der nicht endenden Sonate zurück. Dem Adagio hatte er ein Motiv aus Palestrinas Hymne an die Jungfrau Maria eingewoben und „Maria" darüber geschrieben, ein Motiv Palestrinas zur Erinnerung an die Heidelberger Musikabende bei Thibaut, wo man fast nur Palestrina sang, wo „sie" ihn zuerst beobachtet und er sie leider gar nicht bemerkt hatte; — und gerade bei diesem Adagio war er im Komponieren hilflos stecken geblieben.

Eine ganze Welt von Gefühlen schlummerte in dieser Sonate: Liebessehnsucht, Heimweh nach Heidelberg, Heimweh nach entschwundenen höheren Jugendidealen, Schmerz und Entsagung, Stolz und Triumph. Er schrieb das Werk für „sie" allein; nur ihr wollte er es vorspielen mit vollendeter Meisterschaft, nicht eher wollte er sie aufsuchen, bis die Sonate vollendet war, — und die Sonate ward nicht fertig.

X.

Das ging so fort, bis der Frühling ins Land kam. Und mit der erwachenden Natur erwachte auch Hilmer wie aus einem Traume.

Seine Liebe war eine Krankheit, seine Liebe zu der Unerreichbaren, die er doch nur darum nicht erreichen konnte, weil er den Mut nicht fand, sie ohne Umstände aufzusuchen. Und er wollte genesen! Sechs Wochen lang kann man wohl für ein Wesen schwärmen, welches man nicht kennt, weil man's nicht kennen zu lernen wagt, aber sechs Monate lang, — das wird zuletzt kindisch. Und Hilmer fühlte sich zu alt für solche Kinderei.

Diese und viel andere gescheite Dinge sagte er sich

jetzt dutzendmale vor; er gab sich die größte Mühe, sich vor sich selbst zu schämen und über die verhexte Karlsruherin zu ärgern. Er warf die unvollendete Sonate in die Ecke: sie sollte in Ewigkeit unvollendet bleiben; dagegen beschloß er seiner Liebe um so geschwinder ein Ende zu machen.

Achilles hatte recht: ein großer Virtuos darf mit der Liebe spielen wie mit einer Trillerkette, wie mit einer Harpeggienkadenz, aber lieben darf er nicht. Und Hilmer wollte fortan ganz und gar Virtuose sein; sein Ruhm war gegründet, er wollte Wien verlassen, die große europäische Reise antreten, hinausstürmen ins Leben, in die Welt und vergessen, daß er einmal so kindisch geträumt hatte.

Aber die Wiener sollten zum Abschiede noch ein Konzert von ihm hören, wie sie noch niemals eines gehört, unvergleichlich, durchweg neu, überraschend von vorn bis hinten.

Für die äußere Anlage dieses Konzertes war Achilles sofort mit gutem Rate zur Hand. Er meinte, sein gnädiger Herr habe zuletzt im größten Saale Wiens vor Tausenden gespielt, nun solle er zu allerletzt wieder in demselben kleinen Saale spielen, in welchem er vor einem halben Jahre so bescheiden angefangen. Das Abschiedskonzert müsse rätselhaft sein in allen Stücken, selbst in der Wahl des Ortes. Jener Saal fasse dreihundert Plätze; diesmal aber dürften nur hundertfünzig Karten ausgegeben werden, das Stück zu zehn Gulden; lauter bequeme Fauteuils müßten im Saale stehen, Divans an den Wänden, nirgends ein gemeiner Rohrstuhl, nicht einmal in der Garderobe. Nur ein hoher Adel, nur vornehme und reiche Leute dürften den phantastisch geschmückten Raum füllen, Freibillette seien höchstens an zwölf der berühmtesten Künstler und Künstlerinnen auszugeben. Nur Musik von aristokratischem Parfüm dürfe gespielt werden, feinste Salonmusik; Tonstücke für bürgerliche Menschen, wie sie Bach, Haydn, Mozart, Beethoven und ähnliche Sonatenschreiber komponierten, seien strenge fern zu halten.

Hilmer war entzückt von diesem Plan und fand auch bald das richtige Programm zusammen; nur die Krönung des Ganzen, die Schlußnummer, fehlte noch. Er zerbrach sich lange den Kopf darüber; endlich rief er: „ich hab's gefunden!" und zog aus dem Notenberge, der sich unordentlich neben dem Flügel türmte, ein Manuskript hervor und sprach: „Hier ist ein Cyklus von sechs Klaviersätzen, die ich vor Jahr und Tag komponiert und noch nirgends gespielt habe; sie führen den Titel: ‚Dämmerungslieder ohne Worte' —"

„Lieder ohne Worte!" unterbrach Achilles, „ach! das ist ja gar nichts Neues; die Mendelssohnschen werden bereits von allen Backfischen gespielt."

„Aber das Werk hat noch einen Untertitel," belehrte Hilmer: — „Sechs Märchenbilder."

Achilles wiederholte, langsam die Worte wägend: „Dämmerungslieder ohne Worte, sechs Märchenbilder! — Die Dämmerung ist ein neues musikalisches Kolorit, auch wählte man bisher nicht gerade das Klavier, um Märchen zu erzählen. Allein, was soll man sich für Märchen denken? Doch nicht Grimms Hausmärchen? die sind bürgerlich!"

Der Künstler sprach: „Die Großmutter pflegte uns Kindern am Abend Märchen zu erzählen, aber bevor sie begann, sagte sie jedesmal: ‚blast die Lichter aus!' Und wenn wir uns dann im Dunkeln oder im Dämmerschein des Mondes immer enger an sie schmiegten, dann klangen uns ihre Märchen so schaurig und wir sahen die Traumgestalten der Feen und Kobolde so leibhaft und glaubten alles so fest, was wir bei hellem Licht bezweifelt hätten. An diese Dämmerstunden dachte ich, als ich meine Dämmerungslieder komponierte und bei jedem dieser Lieder schwebte mir ein anderes Märchen der Großmutter vor."

„Ich habe eine Idee!" rief Achilles, „sie ist tausend Gulden wert! Was Sie eben sagten, das muß alles dem Publikum erzählt werden zwischen der Musik und zwar in Versen. Sie sind ja auch Dichter; dichten Sie um Gottes willen! — nur sechs Strophen, — vor jedem Klaviersatz wird eine Strophe gesprochen, die den Leuten sagt, welches Märchen sie sich nunmehr denken sollen. Und auf den Zettel setzen wir: ‚Dämmerungslieder ohne Worte, Worte und Lieder von Ludolf Hilmer,' und halb Wien zerbricht sich den Kopf über diesen Titel. Zum Anfang aber müssen Sie die Geschichte von der Großmutter in Versen geben und bei der Stelle: ‚blast die Lichter aus!' lassen wir mit einem Ruck die Gasflammen zurückdrehen und die ganze Gesellschaft lauscht in der Dämmerung den Dämmerungsliedern. Das wird einen unerhörten Effekt machen."

Hilmer lachte den tollen Ratgeber aus; aber Achilles sprach sehr ernst und ganz lehrhaft: „Wir wollen heutzutage die Musik nicht bloß hören, sondern auch sehen, wir wollen Gemälde nicht bloß betrachten, sondern auch hören; — das liegt im Geiste der Zeit. Wagen Sie nur, es auszusprechen! In vierzig Jahren wird man Oelgemälde mit Orchesterbegleitung betrachten und Symphonien mit lebenden Bildern hören."

Nach langem Widerstreben überwand sich Hilmer, die Verse zu machen und willigte zuletzt auch in die Verdunkelung des Saales. War er nun doch einmal Virtuose, so wollte er's auch völlig sein.

Wer aber sollte die Verse sprechen? Die tragische Heldin der Hofburg? Achilles protestierte dagegen und meinte, dann müsse man den Namen der Künstlerin auf den Zettel setzen und damit sei die ganze Ueberraschung vereitelt. Ueberdies würde sich die berühmte Dame zu der kleinen „Episode" nur verstehen, wenn man ihr auch noch eine Hauptnummer im ersten Teile des Konzerts einräume, — etwa den „Gang nach dem Eisenhammer" oder das „Lied vom braven Manne!" — Das gehe nicht an. „Der Redner," so fuhr Achilles fort, „muß sich auf die einzige kleine Aufgabe beschränken; unerwartet, unerkannt erscheint er im fernen Hintergrunde; als ein Rätsel muß er während des Präludiums kommen, die wenigen Verse als ein Meister sprechen, als ein Rätsel mit dem letzten Accorde wieder verschwinden. Ich kenne nur einen Mann, der alle diese Forderungen erfüllen mag und kann, und dieser Mann bin ich selbst."

Hilmer sah ihn mit großen Augen an und meinte, die Aufgabe sei ihm doch zu schwer.

Achilles erwiderte stolz: „Sie haben mir früher eine Aufgabe gestellt, die mir allerdings fast zu schwer

gewesen ist und ich habe sie doch gelöst: das war die Aufgabe, Ihre Stiefel zu wichsen. Es ist mir unendlich viel leichter, Ihre Verse zu sprechen, ich war dramatischer Künstler, ich kann es heute noch sein!" und sofort begann er zur Probe:

„Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,"

und sprach die ganze „Nächtliche Heerschau" von Zedlitz so geisterhaft, daß ihm Hilmer mit steigender Spannung bis zum Schlusse folgte und zuletzt dem tollen Burschen wirklich zugestand, die geplanten Verse zu sprechen, vorausgesetzt, daß er ganz im Hintergrunde bleibe und daß ihn niemand im Helldunkel zu erkennen vermöge.

XI.

Das Konzert fand statt. Alle Plätze waren verkauft, sogar auf zwei Leitern an den Hoffenstern des Saales standen Zuhörer, denen Achilles dort ganz insgeheim vier Sprossen vermietet hatte, er erprobte sich als der vollendete „Sekretär", indem er fünfundzwanzig Saalkarten für eigene Rechnung kaufte, um sie dann gegen dreißig Prozent Aufgeld an „Fremde" wieder abzugeben. Doch wären ihm beinahe zwei Vorderplätze übrig geblieben, wenn sie sich nicht ganz zuletzt ein Fräulein Marie Dagolf, Stephansplatz 12, im zweiten Stock, hätte schicken lassen. Sie mußte fünfzig Prozent Agio zahlen, von Rechts wegen, weil sie so lange gesäumt hatte.

Hilmer spielte hinreißend; der Erfolg war unerhört. Und doch schwebte Achilles in großer Angst; denn seinem scharfen Auge entging es nicht, daß sein Herr vor Aufregung zitterte und während der kurzen Ruhepausen wortlos, wie ein Träumender, im Nebenzimmer saß.

Bei den „Dämmerungsliedern" erregte die plötzliche Verdunkelung zwar einige Unruhe im Publikum, doch lächelnd und flüsternd erkannten die Hörer bald die Absicht und folgten dann verhaltenen Atems. Hilmers Verse waren kurz und gut, seine Musik wunderbar charakteristisch, Achilles sprach schlicht, ergreifend.

Das letzte der Märchenbilder war „Dornröschen"; es hatte eine sehr zart anmutige Grundmelodie, fast wie ein Volkslied. Hilmer begann dieses Motiv, aber zu Achilles großem Schrecken brach er plötzlich mit einem Trugschlusse ab, hielt ein, blickte sinnend in den Saal und modulierte dann zu einer anderen, ganz fremdartigen Weise hinüber und phantasierte in leisen feierlichen Accorden, die kein Ende nehmen wollten. „Er hat sich verirrt!" dachte sein Genosse; „wie wird er sich wieder herausfinden!"

In der That! er hatte sich verirrt. Schon beim Beginne des Konzerts sah er Marie in der vordersten Reihe und je länger er spielte, um so toller verwirrten sich seine Gedanken und doch spielte er so meisterhaft; denn er spielte für sie; — sollte er schließen, ohne ihr persönlich ein Wort in Tönen gesagt zu haben? Als er sich diese Frage stellte, brach er die volkstümliche Leitmelodie Dornröschens ab und intonierte den Hymnus Palestrinas an die Jungfrau Maria und bildete jenes Adagio seiner Sonate in freiem Fluge weiter und spann es scheinbar endlos fort, den Faden verlierend und wiederfindend, aber ganz zuletzt kam er doch wieder auf die rechte Spur, er kam wieder zu sich selbst und die mystisch verschlungenen Tonfolgen gewannen in einem jubelnd aufstürmenden Allegro ihren hinreißenden Schluß.

Die Kritik fand des anderen Tages, daß der Künstler den — Schlaf Dornröschens und sein Erwachen in packend wahrer Tonmalerei wiedergegeben habe. Da sehe man recht, wie klar auch die reine Instrumentalmusik poetische Bilder malen, poetische Vorgänge erzählen könne, — nur habe Dornröschen fast etwas zu lange geschlafen. Die klugen Recensenten ahnten nicht, daß sie vielmehr ein Liebesgeständnis in Palestrinaschen Kirchenmotiven gehört hatten!

Als Hilmer geendet, umdrängten ihn glückwünschende Gönner und Verehrer; etwas unhöflich machte er sich kurzweg von ihnen frei und drängte sich durch die Leute zu den vorderen Stühlen, zu Marie und ihrer Tante. Schon hatte er sie beinahe erreicht, da hielt ihn ein Unbekannter fest, der sich ihm als Xaver Piesenkam vorstellte, welcher eben eine neue Musikalienhandlung in der Alservorstadt begründet habe und ihn aufs dringendste bat, ihm die Dämmerungslieder in Verlag zu geben. Hilmer hörte kaum, was der Mann sprach, und sagte ihm alles zu, was er begehrte, nur um ihn los zu werden. Doch als ihm dies zuletzt wirklich gelang, waren die beiden Damen bereits verschwunden. Des andern Morgens erhielt er drei Zuschriften von Artaria, Haslinger und Mechetti, sie boten ihm hohe Summen für den Verlag der Dämmerungslieder, und der Virtuos entsann sich erst jetzt, daß er sein Werk gestern abend einem obskuren Winkelverleger geschenkt hatte, um nur das erste Wort mit Marien sprechen zu können. Und er hatte das Mädchen doch nicht gesprochen.

Wäre ihm sein Sekretär nach dem Schlusse des Konzertes hilfreich zur Seite gestanden, so würde er die Dummheit schwerlich begangen haben; allein Achilles hatte gleichzeitig eine andere Begegnung. Ein bekannter Autographenhändler gesellte sich zu ihm und klagte, daß er schon mehrmals Herrn Hilmer vergebens um „einige Zeilen von seiner Hand" gebeten, allein der Künstler habe ihm erklärt, daß er grundsätzlich keine Autographen weggebe. Nun bat er den „Herrn Sekretär," ihm ein solches zu verschaffen und bot ihm zwanzig Gulden für ein schönes Blatt mit Noten. Achilles, der jetzt nicht mehr dramatischer Redner war, sondern ganz Sekretär, versprach es und nahm gleich zehn Gulden als Aufgeld.

Des andern Morgens erwischte Hilmer seinen Sekretär, als derselbe eben im Begriffe stand die Notenskizze von drei „Pensées fugitives" in die Tasche zu stecken.

Da Achilles nicht leugnen konnte, so bekannte er sofort die Wahrheit und log nur mit der ehrlichsten Miene mildernde Umstände hinzu. Hingerissen vom Zauber der Dämmerungslieder habe ihn jemand um ein Autograph des Meisters ersucht. „Ich konnte nicht widerstehen! Und da ich weiß, daß Sie keine Zeile herschenken, so wagte ich dieses wertlose Blatt selber zu nehmen. Ich konnte der Dame nicht widerstehen, die

so verschämt und doch so dringend bat. Man muß ritterlich gegen Damen sein, und nur aus diesem Grunde nahm ich das Papier."

„Eine Dame?" fragte Hilmer. „Welche Dame? wie heißt sie?"

„Wie sie heißt? Ja, wenn ich nur das wüßte! Ich habe ein entsetzlich schlechtes Namensgedächtnis. Sie saß, glaub' ich, in der vordersten Reihe," stammelte Achilles.

„Ich kenne alle Damen, die in der vordersten Reihe saßen," rief Hilmer. „Warum sprach mich die Dame nicht persönlich an?" und da ihm sein Sekretär nun plötzlich wieder wie sein Stiefelwichser vorkam, so fügte er hinzu: „Esel! wenn Er der Dame das Autograph bringen will, so muß Er doch wissen, wie sie heißt und wo sie wohnt?"

Achilles durfte keinen Namen nennen, den sein Herr kannte. Da fiel ihm ein, daß in der vordersten Reihe auch jene zwei Fremden gesessen, denen er ganz zuletzt noch ein Billet „vermittelt" hatte, wie er den Verkauf mit 50 Prozent Agio nannte. Er erhob sich mit stolzer Ueberlegenheit und sprach: „Euere Gnaden kannten doch nicht alle Damen der vordersten Reihe! Es waren zwei Fremde darunter und just eine von diesen bat mich um die Handschrift, und jetzt kommt mir auch mein Gedächtnis wieder: sie heißt Marie Dagolf, hat ganz flachsblondes Haar, und wohnt Stephansplatz Nummer 12, wird aber diesen Nachmittag Wien wieder verlassen, weshalb ich Euere Gnaden bitte, ihr die gewünschten Zeilen heute früh noch überbringen zu dürfen."

Achilles glaubte meisterhaft gelogen zu haben, so recht genau gelogen und also mit dem vollen Gepräge der Wahrheit. Um so verblüffter war er, als ihm sein Herr die Handschrift hinwegnahm und ihm mit der größten Bestimmtheit und Grobheit befahl, unbekannten Damen künftighin nichts mehr zu versprechen, was er nicht leisten dürfe und sich an seine Arbeit zu trollen. Achilles ging brummend ab mit dem festen Vorsatze, demnächst mit etwas geschickterer Hand einen solchen Fetzen beschriebenen Papiers sich anzueignen und an den rechten Mann zu bringen.

Hilmer war wie verwandelt. Seine ganze frühere Leidenschaft, die ihn gestern abend bereits so verwirrend neu erfaßt, loderte wieder zur hellen Flamme empor. Während des ganzen Vormittags bewachte er seinen Sekretär, damit derselbe nicht doch noch irgend ein paar Zeilen seiner Hand erhaschen und Marien überbringen möge. Als aber die Mittagsstunde schlug, saß er bereits in der Droschke, um zum Stephansplatz Nummer 12 zu fahren. Er wollte Marien seine ganze halbfertige Sonate als sein wertvollstes Autograph persönlich überreichen.

XII.

Das Glück begünstigte ihn. Sie war zu Hause; ganz allein zu Hause; sie nahm seinen Besuch an.

Etwas verlegen bat er um Entschuldigung, daß er sie, wenige Stunden vor ihrer Abreise von Wien mit seinem Besuche noch zu stören wage, daß es ihn aber doch gedrängt habe, ihr jene Zeilen von seiner Hand selbst zu überreichen, um welche sie gestern abend seinen Sekretär gebeten.

Fräulein Dagolf war ganz verblüfft von dieser Anrede, sammelte sich aber rasch und meinte, hier liege offenbar eine Verwechselung vor, denn sie denke nicht daran, Wien demnächst zu verlassen, sie habe gestern keine Silbe mit seinem Sekretär gesprochen, geschweige denselben um einige Zeilen von seines Herrn Hand ersucht, allein sie freue sich, daß der Irrtum ihr wenigstens den Besuch eines so berühmten Künstlers verschaffe, den sie ja auch als Landsmann begrüßen dürfe.

Nach diesen Worten war Hilmer noch verblüffter wie Fräulein Dagolf vorher nach seiner Anrede gewesen, er schämte sich, er war wie mit kaltem Wasser begossen und es blieb ihm nichts übrig als zur Aufklärung die ganze Geschichte wieder zu erzählen, welche ihm Achilles vorgeschwindelt hatte.

„Und also sind Sie mit dem Autograph an die unrechte Dame geraten," rief Marie schelmisch, „und das kommt doch nur von der — Dämmerung! Ich bitte Sie, Herr Hilmer, spielen Sie niemals wieder ein Konzert im Dunkeln. Die reine Tonkunst bedarf solcher Coulisseneffekte nicht und Ihre Musik braucht das Licht nicht zu scheuen."

Hilmer verteidigte sich. Er sprach sehr begeistert, aber etwas konfus von Poesie, Stimmung, Romantik, von einer Allkunst, welche alle Sinne zugleich gefangen nehme.

Mit dem anmutigsten Lächeln entgegnete Marie, daß sie bei diesem Gedankenspiel wie bei seinem Klavierspiel seine zwar unebenbürtige, aber doch ganz entschiedene Gegnerin sei.

„Und doch besuchten Sie so fleißig und, wie mir schien, teilnahmvoll meine Konzerte?"

„Das that ich und zwar vornehmlich aus zwei Gründen, um zu lernen und um zu räsonnieren. Ich beobachtete Ihre Hand, um etwas von Ihrem meisterhaften Anschlag zu lernen — denn ich bin Klavierlehrerin! — und ich studierte Ihre ganze große Virtuosenkunst, um das Recht zu gewinnen, darüber räsonnieren zu dürfen."

„Also haben Sie nur auf meine Finger, nicht in meine Seele geblickt?"

„Auch dies versuchte ich; nur fand ich da nicht, was ich suchte; denn mir schien, Sie selber hätten sich immer am meisten verloren, wenn Sie am glänzendsten spielten. Vielleicht bin ich unfähig Sie zu verstehen. Ich liebe das Einfache, Klare, Anspruchslose, ich schwärme für das knospenhaft Schöne, und die herausfordernde Bravour dünkt mir der Verfall einer jeglichen Kunst. Ich suche mein ganzes Leben lang — und ich bin schon 31 Jahre alt! — vergebens nach einem Virtuosen, der in seinen einsamen Studien die unerhörtesten Schwierigkeiten besiegen lernt, um im öffentlichen Vortrage seine Virtuosität zu verbergen und das Schlichteste so vollendet einfach schön zu geben, daß jeder glaubt, es könne gar nicht anders sein und er vermöge es gleich ebenso zu machen, und doch vermag es nur der Einzige. Als ich Sie vergangenen November in einem fast leeren Saale hörte, da glaubte ich, Sie könnten einmal

dieser Einzige werden, wenn Sie immer vor so wenigen, ja noch wenigeren Zuhörern spielten. Leider wuchs die Schar der Hörer, wuchsen die Stürme des Beifalls immer riesenhafter, und da war es dann ganz natürlich, daß Sie sich — nach meinem kindischen Gefühle — von jenem Ideal immer weiter entfernten."

Hilmer schwieg eine Weile und blickte zu Boden, dann sprach er, ironisch lächelnd: „Die Frauen sind unsere besten Lehrerinnen und Meisterinnen, wenn sie uns nicht belehren und nicht meistern wollen, wenn sie bändigend und adelnd auf uns wirken durch ihr bloßes liebenswertes Sein und Wesen oder vielleicht mehr noch durch ein poetisches Urbild jenes Wesens, welches wir selber uns vorzaubern in unsern geheimsten Träumen. Mein Leben lang — ich bin freilich erst achtundzwanzig Jahre alt! — habe ich vergebens nach einem weiblichen Wesen gesucht, welches uns meisterte ohne uns meistern zu wollen. Ich glaubte eben jetzt ein solches gefunden zu haben, allein es war Täuschung!"

Bei diesen Worten ergriff Hilmer seinen Hut und empfahl sich in der artigsten Weise, und Marie dankte nicht minder höflich für seinen Besuch. Sie dachte aber dabei, es sei doch wunderbar, wie unartig der junge Mann in aller Artigkeit sein könne, und der Künstler dachte, so höflich seien ihm doch noch niemals die bittersten Grobheiten gesagt worden.

Seine Sonate, das kostbare Autograph, hatte Hilmer anfangs aus Verblüffung zu überreichen vergessen und beim Weggehen vergaß er vor Aerger sie wieder mitzunehmen. So war sie auf dem Tische liegen geblieben.

Hatte Marie dieselbe gar nicht bemerkt? oder zögerte sie aus Schonung sie ihm sofort wieder zu geben? oder behielt sie die Handschrift, in der Erwartung, daß er wiederkommen und sie abholen werde, um sie an die richtige Adresse zu befördern?

XIII.

Mit diesen Fragen quälte sich Hilmer drei Tage lang. Er fühlte sich unglücklicher noch als Field, nachdem derselbe das Jawort der Französin erhalten hatte. Das Essen schmeckte ihm nicht und das Komponieren und Spielen noch weniger. Um doch etwas zu thun, gab er Achilles auf vierzehn Tage Urlaub und spendete ihm eine Hundertgulden-Note, damit er sich für diese Zeit eine andere Wohnung suche und ihm nicht vor die Augen komme. Seit dem Besuche bei Marien war ihm der Anblick des Burschen unerträglich.

Achilles steckte die Note sehr ruhig ein und sprach vergnügt zu sich selbst: „Der Virtuosenruhm meines Herrn wird noch ungeheuer zunehmen; denn seine Narrheit ist noch immer im Wachsen."

In der Einsamkeit zehrte Hilmer mit wahrem Genusse an seinem Aerger, er schwelgte im Gefühl der Täuschung und Kränkung, die er erfahren. Ach, es thut uns oft so wohl, uns recht tief als mißachtet, beleidigt, als Märtyrer zu fühlen! Zum großen Künstler gehört seit Beethoven unbedingt ein Stück Märtyrertum, und wer ein solches nicht erlebt hat, dem dichten es später seine Biographen an.

Die drei ersten Tage war wunderschönes Wetter, die Frühlingssonne leuchtete so hell! Dann kamen düstere Sturm- und Regentage. Als der Barometer hoch stand, war Hilmers Stimmung verzweifelt tief gesunken, als der Barometer fiel, erhob sie sich wieder. Das war bei unserem Virtuosen nichts neues. Schon seit seiner Kindheit pflegte er bei hellem Himmel traurig zu sein und beim Donnerwetter am vergnügtesten, weshalb er sich auch nicht zum Juristen, sondern zum Künstler berufen glaubte.

In den sonnigen Tagen dachte er: „Dieses Fräulein Dagolf — verrückter Name! — ist also Klavierlehrerin!" Welche Enttäuschung! Klavierlehrerin in Karlsruhe, die Stunde zu dreißig Kreuzern! Höher zahlt man dort nicht. Die Klavierlehrerinnen waren unserm Virtuosen, wie fast allen Musikern, stets eine ganz besonders unangenehme Erscheinung gewesen, völlig unberechtigte Existenzen.

In den Regentagen aber sprach er zu sich selbst: „Hinter dieser ‚Klavierlehrerin' steckt ein Geheimnis. Marie Dagolf — der Name ist althochdeutsch, sie ist uralt germanischer Abkunft, wie schon ihr wundervoll blondes Haar bezeugt — Marie gibt vermutlich nur aus phantastischer Passion Klavierstunden, vielleicht infolge eines Gelübdes; das sähe ihren allerliebst barocken, geradezu mittelalterlichen Ideen über das einfach Schöne in der Kunst ganz ähnlich. Sie hat das Stundengeben nicht nötig, sie ist reich, wie könnte sie sonst mit ihrer Tante während des ganzen Winters in Wien auf vornehmem Fuße leben! dreißig Kreuzer — welch frevelhafter Gedanke! sie gibt alle ihre Stunden umsonst."

„Fräulein Dagolf ist volle drei Jahre älter wie ich, einunddreißig Jahre! nahezu eine alte Jungfer!" rief Hilmer hell auflachend, als eben das Abendrot des schönsten Maitages vor seinen Fenstern verglühte.

„Marie hat sich wunderbar frisch und jugendlich bewahrt," flüsterte er sinnend vor sich hin, als nachts der gewaltigste Sturmregen wider die Scheiben prasselte, „ein jeder wird sie für ein Mädchen von höchstens dreiundzwanzig Jahren halten. Uebrigens — ein paar Jahre mehr oder weniger, das macht ja gar nichts aus."

Beim schönen Wetter verdroß es Hilmer, daß Fräulein Dagolf seine künstlerische Gegnerin sei, beim schlechten fand er einen ganz besonderen Reiz in Mariens Gegnerschaft.

Sie hatte ihn schonungslos an sein schlecht besuchtes erstes Konzert erinnert, an die zwanzig damaligen Zuhörer, das war abscheulich. Allein es würden ja gar nur achtzehn gewesen sein, wenn sie mit ihrer Tante nicht dabei gewesen wäre, und das war sehr lobenswert.

Sie trieb sich in dem Irrgarten der Aesthetik herum und die Aesthetik war dem Virtuosen — bei schönem Wetter — eine ganz unerlaubte Wissenschaft. Beim Regen aber fühlte er sich auf einmal wieder als den ehemaligen Heidelberger Studenten und fand es reizend, daß Marie aus reiner Leidenschaft Klavierstunden gab und Kunstphilosophie trieb. Vielleicht gab sie die Stunden nach philosophischer Methode. Er hatte immer eine Vorliebe für öffentliche Charaktere unter den Frauen gehabt, für Schauspielerinnen, Sängerinnen, Dichterinnen. Gehörte die philosophische Klavierlehrerin

nicht auch dazu? Für still befriedete Backfische, für jene kleinen Veilchen, die nur im Verborgenen des Mutterhauses blühen, besaß er kein Organ.

Zuletzt ertappte sich Hilmer auf dem Selbstgeständnis, daß ihm Marie, nachdem sie ihm allerlei Unangenehmes gesagt, fast noch interessanter schien als vorher, wo sie ihm gar nichts gesagt hatte.

Die Sonate kam nicht zurück; aber auch keine Zeile des Dankes für das wertvolle Geschenk.

Nachdem Hilmer noch eine Woche gewartet hatte und das Wetter immer schöner geworden war, ermannte er sich und schwang sich empor zur ganzen Höhe des beleidigten Stolzes. Es war ihm gelungen, binnen weniger Monate die Augen von ganz Wien auf sich zu lenken, nur die Augen, welche er am liebsten sah, wandten sich gleichgültig von ihm weg; seine Kunst hatte ganz Wien gefallen, nur der Einen, welcher sie am meisten hätte gefallen sollen, gefiel sie nicht.

Jene Erfolge kamen ihm zuletzt ganz erbärmlich vor; er begann sich ihrer zu schämen und beschloß, Wien zu verlassen.

XIV.

Nach wenigen Tagen war alles zur Abreise geordnet, die Koffer schon abgesendet. Hilmers nächstes Reiseziel war Pest.

Eben will er das verödete Zimmer verlassen, da wird ihm eine versiegelte Notenrolle überreicht mit Adresse von unbekannter Hand. Hastig reißt er den Umschlag auf; es ist seine unvollendete Sonate, das Autograph, welches Fräulein Dagolf ihm zurückgeschickt. Er sucht nach einem Brief und findet keinen!

Tiefgekränkt schiebt er die Rolle mit zitternder Hand in seine Reisetasche und eilt zu dem Donaudampfboot, welches ihn nach Ungarn tragen sollte.

Es war eine einsame Fahrt; das Verdeck menschenleer; Hilmer saß am Rande hinter dem Radkasten und blickte träumend in die Wellen. Die Reisetasche lag neben ihm auf der Bank.

Die Motive seiner Sonate schwirrten ihm verworren durch den Kopf und er quälte sich vergebens ab, sie klar festzuhalten. Er öffnet mechanisch, fast ungewollt, die Reisetasche und nimmt die Notenrolle heraus, welche obenauf lag. Wie er sie aufrollt, entfällt derselben ein Papier, der Zugwind erfaßt es und will es über Bord führen. Da springt ein Mann, der bisher unbemerkt zur Seite gestanden, rasch hervor, erhascht das Blatt im letzten Augenblicke und überreicht es Hilmer mit artiger Verbeugung.

Der Mann war — Achilles!

Er sprach: „Als ich erfuhr, daß Sie nach Pest reisen wollten, begab ich mich ganz stille hinter Ihnen gleichfalls zu Schiffe. Bei den Wienern war ich Ihnen nützlich, aber wenn Sie bei den Magyaren Konzerte geben wollen, dann werde ich Ihnen unentbehrlich sein. Uebrigens ist mein vierzehntägiger Urlaub zu Ende und die hundert Gulden, welche Sie mir als Wartegeld gaben, waren es schon gestern."

Hilmer hörte die letzten Worte gar nicht mehr. Das Blatt, welches Achilles gerettet hatte, war der Begleitbrief, den Maria dem zurückgesandten Manuskripte beigelegt und den der aufgeregte Künstler bei der Hast, mit welcher er in Wien die Rolle eröffnet, nicht gefunden hatte.

Er lautete: „Sie verzeihen vielleicht die späte Rücksendung der Sonate, welche Sie auf meinem Tische liegen ließen, wenn ich Ihnen sage, daß das fesselnde Werk selbst die Hauptschuld trägt. Ich las Ihre Komposition, spielte sie, studierte sie, glaubte das scheinbar so einfache und kunstlose Werk zu verstehen und erkannte dann doch wieder, daß ich es nicht ganz verstand. Aber es ist ja nur ein Torso. Ich würde mich lebhaft freuen, wenn ich die ergreifende Tondichtung später einmal vollendet sehen, oder mehr noch, wenn ich sie von Ihnen vorgetragen hören könnte."

Hilmer hatte diese Zeilen eben zum zehntenmal gelesen, als das Dampfboot bei Preßburg anlegte. Er befahl Achilles, zu sorgen, daß die Koffer ans Land geschafft würden. Vergebens erklärte dieser, daß sie ja noch lange nicht in Pest, sondern erst in Preßburg seien. Hilmer stieg aus, er würde sich jetzt keine Meile weiter von Wien entfernt haben, er würde bei dem elendesten Dorfe ausgestiegen sein, wenn sich's nicht anders gefügt hätte. Denn für ihn gab es vorerst nur zwei Aufgaben: die Sonate zu vollenden und dann nach Wien zurückzufahren, um sie Marien vorzuspielen.

Im Gasthaus zum „Grünen Baum" verschloß er sich in sein Zimmer und komponierte zwei Tage lang, während Achilles zwei Tage lang vergleichende Untersuchungen über Herrn Palugiays Ungarweine auf seines Herrn Kosten anstellte.

Während des Komponierens entdeckte der Künstler erst wieder das Wort, welches er einst mit Bleistift über das unvollendete Adagio geschrieben und welches vordem Achilles so sehr erschreckt hatte: — „Marie!" Als er ihr die Handschrift brachte, hatte er ganz vergessen, daß dieser verräterische Stoßseufzer darin geschrieben stand, er hätte ihn sonst gewiß vorher mit Gummi weggewischt. Hatte sie das Wort gelesen? Sie mußte wohl, da sie ja die Sonate studiert zu haben behauptete. Die schriftliche Liebeswerbung Fields war sehr kurz und derb gewesen; dieses einzige Wort war eine noch kürzere Liebeswerbung, aber eine weit feinere. Und Marie hatte das Wort offenbar verstanden. Würde sie ihn sonst aufgefordert haben, die Sonate zu vollenden und ihr vorzuspielen?

So dachte der Künstler und der Gedanke — ein Liebender braucht so wenige Gedanken! — gab seiner Phantasie die Flugkraft, daß er nach vollendetem Adagio auch gleich das ganze glühend leidenschaftliche Finale in einem Gusse aufs Papier warf.

Als die Sonate fertig war, übergab Hilmer dem Wirt seine Koffer zur Aufbewahrung, weil er auf zwei, drei, acht Tage nach Wien zurückreisen müsse, und vergaß, nicht einmal die Zeche zu bezahlen.

Da meldete sich auch Achilles, den er die zwei Tage lang gar nicht gesehen hatte und bat um seine Entlassung. „Sie haben vorhin das ‚Fine' unter Ihre Sonate geschrieben und dies ist auch das Fine für mich. Seit Sie jene leidige Sonate begannen, hatte ich kein rechtes Glück mehr bei Ihnen. Die Sonaten

gehören der Vergangenheit, ich gehöre der Zukunft. Ich wollte Ihnen die Stufen zum Parnaß zeigen, zu dem Hochgipfel des modernen Virtuosenruhmes; Sie steigen eigensinnig herab zu dem Gradus ad Parnassum des alten Clementi, und der war ja wohl der richtige Sonatenschreiber."

Hilmer bewilligte das Gesuch in Gnaden unter Anerkennung treu geleisteter Dienste. Befreit atmete er auf, als ihm Achilles wirklich nicht wieder nachreiste.

Nach wenigen Tagen erhielt der Wirt zum Grünen Baum einen Brief Hilmers, der ihn ersuchte, die Koffer wieder nach Wien zurückzuschicken.

Der Vortrag der vollendeten Sonate durch den Meister, anfangs unter sechs Augen, denn die Tante war auch dabei, bei späterer Wiederholung unter vier, mußte tieferen Eindruck auf Marie Dagolf gemacht haben als alle Konzerte des Virtuosen, denn nach einem halben Jahre waren die beiden Mann und Frau.

Diese Ehe aber hatte ganz andere Folgen als die Ehe Fields. Ludolf Hilmer gab keine Virtuosenkonzerte mehr und seine Frau keine Klavierstunden. Dagegen gab nun Hilmer Unterricht und schrieb die schönsten Tonwerke, welche anfangs kein Mensch hören und kaufen wollte. Es schien, als ob er bei seiner Frau die Virtuosität des Musikers völlig verlernt habe, allein seine Frau lehrte ihn dafür die Virtuosität des harmonischen Lebens. Und aus dieser Virtuosität erwuchs ihm zuletzt doch wieder eine so harmonisch reine und edle Kunst, durch welche er zuletzt weit höheren Ruhm gewann als früher unter der Führung des Achilles Schneider.

Ludolf Hilmer, ein berühmter Tonsetzer? Wer kennt denn diesen Namen? Kein Mensch. Und das ist ganz natürlich, denn der Name ist nur eine Maske, der Mann, bereits ein Verstorbener, hat ganz anders geheißen, aber was ich von ihm erzählte, das ist eine wahre Geschichte. „Was ist Wahrheit?" fragte Pilatus. Der Leser braucht nur die neuere Musikgeschichte nachzuschlagen, so wird er die Antwort finden.

XV.

Hilmer war schon zehn Jahre verheiratet, glücklich und beglückend, da begegnete er eines Tages im Wildbad seinem ehemaligen Bedienten und Sekretär, der dort als feiner Herr auftrat und die Kur gegen das Podagra gebrauchte.

Nachdem Achilles bei dem Künstler seinen Abschied genommen, war er Kammerdiener eines reichen österreichischen Kavaliers geworden, wußte sich aber rasch zum Haushofmeister und Intendanten aufzuschwingen, der seinen neuen Herrn erst recht lehrte, wie ein Kavalier leben muß.

Die Folge war, daß der Kavalier nach fünf Jahren in den Schuldturm wanderte, während sich der Intendant mit einem artigen Vermögen zur Ruhe setzte. Dieselbe Weisheit, welche dem Virtuosen ein „Gradus ad Parnassum" gewesen, war dem Kavalier zum „Gradus in Carcerem" geworden.

Volapük und Pasilingua.

Zeitgemäße Betrachtung über die Weltsprache.

Von

Hans Moser.

Es ist eine ebenso bemerkenswerte als an sich gerechtfertigte Erscheinung, daß in unserer neuesten Zeit mit ihrem fast allseitig erschlossenen Weltverkehr, in welchem ungeheure Entfernungen von dem schnaubenden Dampfroß in fliegender Eile durchmessen werden, in welchem man in Sekunden auf Tausende von Meilen hin über himmelanstrebende Gebirgsmassen oder das in trostloser Unermeßlichkeit sich dehnende Weltmeer hinweg Frage und Antwort zu wechseln vermag, der strebende Menschengeist sich von neuem der Aufgabe genähert hat, das schwerwiegendste Hindernis für einen freien ungehemmten Weltverkehr, die Sprachverschiedenheit der Völker zu beseitigen; von neuem sagen wir, denn schon ein Leibniz und ein Cartesius haben sich neben anderen mit dieser Frage beschäftigt.

Der erste Versuch in neuester Zeit, eine Weltsprache zu konstruieren — die früheren galten mehr der Erfindung einer für alle Völker verständlichen Bilderschrift, zu welcher man ein Lexikon zu benutzen hatte — ist von dem Pfarrer Schleyer in Baden ausgegangen. Derselbe schuf frei aus eigener Kraft eine Sprache, welche er auf den denkbar einfachsten grammatischen Bedingungen begründete. In dieser Sprache, dem sogenannten Volapük (Weltsprache), gibt es nur eine geringe Anzahl von Regeln, welche alle — wie verlockend für unsere lateinlernenden Quintaner — keine Ausnahmen kennen. Man spricht, wie man schreibt, und nichts ist der freien Phantasie überlassen.

Das Eigenschaftswort und Verbum werden vom Hauptwort gebildet und jedes Hauptwort hat sein Verbum und Eigenschaftswort. Im Volapük gibt es drei persönliche Fürwörter, ob, ol, om, und deren Mehrzahl lautet obs, ols, oms. Die Konjugation wird durch Anhängung dieser Wörter an den Verbalstamm gebildet, und die verschiedenen Zeiten durch die Buchstaben a, e, i, o, u angedeutet, welche wie Koefficienten der einfachen Stammform vorgesetzt werden. Im Satzbau werden die Worte meist einfach nacheinander gefügt, wesentliche Regeln oder gar eine „consecutio temporum" gibt es nicht.

Es ist hier nicht der Platz über die Berechtigung, aus freier Phantasie eine Sprache zu erschaffen und diese moderne Minervageburt der Mitwelt darzubieten, zu diskutieren, genug, der gelehrte Badener Gottesmann, welcher im Mittelalter vielleicht ob seines Beginnens, der göttlichen Verfügung die Stirn zu bieten, als Ketzer mit dem Scheiterhaufen bedroht worden wäre, hat bereits eine verhältnismäßig bedeutende Anzahl Vereine zur Pflege des Volapük ins Leben gerufen und nicht weniger als 163 Zeugnisse an Volapüklehrer ausgestellt. Das Volapük zeigt sich in seiner allgemeinen Gestalt als ein bizarres, schwerfälliges und daher recht unsympathisches Idiom, in welchem man nur

mit Mühe den Beweis für die Behauptung, es sei auf der Basis des Niederenglischen erschaffen, zu finden vermag. Gleichwohl vertritt bereits ein kleines Journal die Interessen dieser Weltsprache, und ihr Erfinder verteidigt seine Zeusentsprossene mit bitterem Ernst. Und dieser Ernst ist ihm wohl auch nötig, denn er hat vor kurzem einen Rivalen bekommen. Ein Gymnasiallehrer Steiner in Straßburg hat, von denselben Ideen wie Schleyer durchdrungen, eine „Pasilingua" (Gemeinsprache) konstruiert, welche, insoweit die Weltsprache überhaupt je zur Anerkennung gelangen sollte, recht wohl geeignet erscheint, das Volapük zu überflügeln.

Steiner geht von dem Standpunkt einer **neutralen Grammatik** aus; d. h. er sucht zu ermöglichen, daß ein jeder, gleichviel welcher Nation er angehört, in jeder beliebigen fremden Sprache sich auszudrücken vermag, auch wenn er diese Sprache bisher noch nicht gekannt hat. Zu diesem Behufe stellt die Pasilingua bestimmte, sich stets gleichbleibende grammatische Endungen auf, welche in entsprechender Weise an die nackten Wortstämme jeder einzelnen der fremden Sprachen zu hängen sind, in denen geschrieben werden soll. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß diese grammatischen Elemente, welche übrigens bei Steiner auf nicht unphilologische Weise gefunden und zusammengestellt sind, ebenfalls, und zwar mit mehr Glück, als dies bei Schleyer der Fall ist, die größtmögliche Einfachheit im Auge behalten. Der Verfasser stellt sich auf den einzig möglichen Boden, welcher für die Weiterentwickelung der Weltsprachenfrage, deren Existenz einmal nicht mehr in Abrede gestellt werden kann, ausschlaggebend ist, auf den der Zugrundlegung des Lateinischen, soweit von der Aufstellung der Zahlen und der Fürwörter die Rede ist. Steiners Weltsprache kennt drei Geschlechter, mit fakultativem Artikel — das Volapük hat keinen solchen — z. B. to kingo der König, te kinge die Königin, ta hausa das Haus. Die Deklination wird vermittelst der Endungen -de beim Genitiv, -bi (griechisch ἐπί) beim Dativ und -n beim Accusativ bewirkt; der Plural bekommt -s. Das Fürwort mi (ich) wäre somit zu deklinieren mi, mide (meiner), mibi (mir), min (mich); mis (wir), misde (unsrer), misbi (uns), mis. Die Konjugation geschieht durch die Verwendung der Infinitive für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, welchen einfach das Fürwort vorgesetzt wird. Man bildet demnach von grander — groß sein — mi grander ich bin groß; eigentlich also „ich groß sein". Grandefer — groß gewesen sein — mi grandefer ich bin groß gewesen 2c.

Die Einfachheit der grammatischen Konstruktion der Pasilingua mag hieraus erhellen; **eine Achillesferse** aber bleibt bestehen, die sich auch Leibniz schon, und später Condorcet entgegenstellte, das ist die Frage des Lexikons.

Das Volapük hat hierbei, um seinen universalen Charakter so weit als möglich zum Ausdruck zu bringen, allen nur erdenkbaren Idiomen seine Aufmerksamkeit gewidmet und zieht selbst die indianischen, polynesischen und Lappländersprachen, sowie die Pongnesprachen in Afrika in seinen Bereich.

Die Pasilingua hingegen stellt sich auf einen ganz anderen Standpunkt. Sie sucht ihr Ziel nicht direkt in der Aufstellung eines specifisch universalen Lexikons, sondern wendet sich zunächst, in richtiger Erkenntnis der kulturgeschichtlichen Verhältnisse, zunächst nur der Bildung des Lexikons für die indogermanische Sprachengruppe, und in dieser wieder erst derjenigen für die germanischen und romanischen Sprachen zu. In diesem Sinne stellt Steiner sein Lexikon derart zusammen, daß in erster Linie die allen Sprachen ganz oder teilweise verwandten Stämme oder Wurzeln berücksichtigt werden. Um ein Beispiel anzuführen, wollen wir die Form „geliebt werden" nach der Pasilingua verfolgen. Die neutrale Endung für die Leideform des Infinitivs ist — orsir — also bildet man: lateinisch amorsir, spanisch amorsir, italienisch amorsir, französisch aimorsir. In der germanischen Gruppe hieße sie: deutsch lieborsir, englisch lovorsir, in der slavischen: russisch ljuborsir, serbisch luborsir; auch im Rumänischen hätte man iuborsir. Um dem verehrten Leser einen Begriff von dem allgemeinen Wesen dieser Weltsprache zu geben, welche sogar in der Person ihres Erfinders schon einen Dichter besitzt, lassen wir hier die ersten Strophen der „Loreley" folgen:

„Mi ignorar, quan signifare
Quod ere mi ita tristó
Quod wortas de una legenda
Non quittar min, sensis sorró.

Te virgine pulchriste sitzir
Dortis, sur taçe monta
Teas ornamentas als splendir
Al splendir ta haara goldia." —

Angesichts dieser so ernstgemeinten Bestrebungen, der Welt eine einheitliche Sprache zu geben, fühlt man sich zu der Frage veranlaßt: Welchen Wert und welche Berechtigung haben dieselben?

Nun, ein gewisser Wert, eine gewisse Berechtigung läßt sich nicht leugnen, beides aber ist von verhältnismäßig sekundärer Natur im Gegensatz zu den erschreckenden Gefahren, welche im fernsten Hintergrund lauern, so daß die Ueberlegung wohl am Platze erscheinen muß für jeden, dem Vaterland und Muttersprache noch eine Aeolsharfe im Herzen ertönen lassen, ob man Interessen fördern dürfe, die die Menschheit ihrer edelsten Güter berauben könnten.

Was vermöchten die Weltbeglücker in ihrem vermeintlich humanistischen Bestreben einem Volke als Ersatz zu bieten, welches sich seiner Muttersprache entäußert hat, und das Rheingold seiner Litteratur versanden ließ? Nichts als eine nackte, hölzerne Sprachnumie mit all dem Automatenhaft-Seelenlosen, was das Mechanische in sich birgt.

„Le Volapük aura comme premier adversaire l'homme de lettres et de pensée, il aura pour défenseur l'expéditionnaire et le commis-voyageur," sagt ein angesehenes französisches Journal, und diese Worte illustrieren in einfachster Weise Wesen und Bedeutung der Weltsprachen für die menschliche Gesellschaft. Läßt es sich etwa behaupten, daß trotz des regen, emsigen Geschäftstreibens unserer modernen Handelswelt mit ihrem jetzt mehr als je hervortretenden nüchternen Zug à l'américaine der mächtige Baum der Litteratur etwa weniger Schößlinge aufwies, sich

in seinem Wachstum, in seiner gedeihlichen, segenbringenden Entwickelung irgendwie beeinflußt oder gar behindert sähe?

Das geistige Leben der Nationen ist in seinen meisten Zweigen bisher mit der kommerziellen Entwickelung Hand in Hand gegangen; würde dies aber so bleiben, wenn die Handelswelt sich der Weltsprache gewissermaßen als einer Domäne bemächtigte, und für diese somit in vielleicht gar nicht beabsichtigtem Maße eine Propaganda machte, welche der geistigen Verflachung in ungeahnter Weise in die Hände arbeitete? Eine allgemeine Adoptierung der Weltsprache — wir wollen hier noch gar nicht auf die Perspektiven eingehen, welche sich mit einem Rivalentum der einzelnen Weltsprachen eröffneten — seitens des Handels würde binnen kurzem eine tiefe Spaltung der menschlichen Gesellschaft mit sich bringen; auf der einen Seite der commis-voyageur — cum grano salis — auf der anderen der homme de lettres et de pensée, und das Ende wäre im besten Falle ein allgemeiner geistiger Ruin, sobald der Kampf unentschieden bliebe, ein gesellschaftlicher, sobald er zu Gunsten der Weltsprache endete. Welch tiefe, ethische Wahrheit hätten sich die Erfinder der Weltsprachen aus dem Buch der Bücher schöpfen können, wenn sie an den Turmbau zu Babel dachten. Ein universales Gleichgewicht der menschlichen Gesellschaft auf Grund einer einzigen Sprache ist nicht denkbar, denn die Sprache ist eine Kunst, und das Wesen der Kunst beruht in der Verschiedenheit, Individualität und Originalität; schon deshalb kann daher eine Universalsprache und mit ihr eine universale Gesellschaft nicht bestehen. Sie muß sich entweder sofort zersetzen oder neue Geistescentren bilden, in denen sich die Sprache als Kunst bald geltend machen, und gleich der von den Gelehrten so lange schon gesuchten Ursprache in ungezählten Varianten auseinandergehen und einen neuen Entwickelungsgang beginnen würde.

„Vorläufig festgenommen.“

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXIV).

Die Verhafteten sind vorgeführt,“ meldet abends der Gefängniswärter eines Stadtgerichtes mit etwa drittehalbhunderttausend Seelen dem jourhabenden Amtsrichter. Es ist Montag und tags zuvor hat ein Volksfest in größerem Stile das Leben der Großstadt rascher pulsieren gemacht. Welchen Einfluß ein solches Ereignis auf dem Gebiete der Strafrechtspflege übt, das lehrt uns ein Blick in den Sitzungssal, in welchen wir unsichtbar dem Amtsrichter und seinem Protokollführer folgen. Dort sitzen von dem unstät flackernden Lichte zweier Gasflammen, die den Richtertisch erleuchten, in zweifelhaftem Halbdunkel gelassen, zwei Bänke voll unheimlicher Gestalten, Männer und Weiber, von Gendarmen bewacht, deren Helmspitzen die einzigen Lichtpunkte im Hintergrunde bilden, — der Fang der Polizei von gestern und heute. Es ist der Inhalt des Schleppnetzes, das sie gestern durch die aufgeregten Wogen des großstädtischen Straßenverkehrs gezogen, dessen Gefangene nun dem Richter zur Prüfung überwiesen sind. Wie ein kluger Fischer hat die Polizei ihr Garn am sorgfältigsten zu einer Zeit ausgeworfen, zu der auch solche Geschöpfe an die Oberfläche des Verkehrsstromes steigen, die es sonst für gut finden, in angemessener Tiefe sich dem Blicke und der Hand der Gerechtigkeit zu entziehen. In dieser Hinsicht scheint das gestrige Volksfest nicht ohne Ergebnis gewesen zu sein.

Gleich der erste, der vorgerufen wird, und sich mit linkischer Gebärde so vor den Gerichtstisch postiert, daß ihm das Licht möglichst wenig ins Gesicht fällt, ein junger Mensch in schäbigem Anzug, steht unter dem dringenden Verdachte, ein reisender Taschendieb zu sein. Mit halblauter, aufrichtig klingen sollender Stimme und in gebrochenem Deutsch erzählt er dem Richter, er sei ein Israelite aus Russisch Polen, fügt vorsichtigerweise gleich bei, daß er weder lesen noch schreiben könne und gibt sehr geläufig und diesmal im Brusttone der Wahrheit seine Personalien an, wobei ihm nur das Malheur passiert, seinen Geburtstag, sowie sein Geburtsjahr um einige Ziffern und Monate gegenüber der wenige Stunden vorher stattgefundenen polizeilichen Erhebung differieren zu lassen. Auch nennt er nun als den seines väterlichen Großvaters einen Namen, den er vorher für den seiner Mutter ausgegeben. Kein Zweifel, daß er unter fremder Firma Geschäfte dunkler Art macht, und als internationaler Gauner reist. Allein auf frischer That wurde er nicht ertappt und so bleibt er lediglich wegen Landstreicherei strafbar, da er die unvorsichtige Angabe machte, vor 14 Tagen sei er zum letztenmal als Schlosser in Arbeit gestanden, seine Hände jedoch, abgesehen von den Dimensionen, durch ihre Zartheit mehr an einen Virtuosen als an einen Feuerarbeiter erinnern. So wird er mit einem blauen Auge diesmal davon kommen; jedenfalls ist ihm durch seine frühzeitige Festnahme das Geschäft beim Volksfest gründlich verdorben worden, und immerhin die Thatsache bemerkenswert, daß die Polizei vom diesjährigen Feste meldet, die Anzeigen von Taschendiebstählen seien bedeutend unter dem jährlichen Durchschnitte geblieben. Nicht unzufrieden mit seinem vorläufigen Schicksal, das sich jedenfalls nur auf einige Tage Haft berechnen wird und seinem nicht gelüfteten Inkognito, setzt sich der Pole, und laut weinend tritt als zweite Festgenommene ein etwa achtzehnjähriges Dienstmädchen in reinlichem, einfachem Anzuge vor. Sie gesteht offen zu, ihrer Herrschaft ein Zehnmarkstück aus der Kommode genommen, dasselbe jedoch andern Tages wieder unverbraucht dorthin zurückgelegt zu haben. Sie wurde indes aus dem Dienste entlassen und, damit nicht genug, bewog die Dienstfrau ihren Gatten, die Sache zur Anzeige zu bringen. Da sie keinen Dienst und kein Unterkommen in der weiten Stadt gefunden, so war auf Grund dieser Anklage der Polizei nichts übrig geblieben, als sie einstweilen festzunehmen. Schluchzend gibt sie an, wie sie aus Not nach dem Goldstücke gegriffen, aber, während der ganzen Nacht von Reue gefoltert, dasselbe andern Tages wieder zurückgelegt. Allein die Frau hatte den Abgang schon

bemerkt und nun aus unbegründeter Eifersucht nicht nachgegeben, bis der Gatte, um nicht ihren Argwohn zu vermehren, die Anzeige erstattete. Sie ist elternlos, ohne nähere Verwandte, noch nicht bestraft, und doch bleibt dem Richter keine andere Wahl, als der bitterlich Weinenden ihre weitere Verhaftung anzukündigen und sie zugleich mit dem Hinweis auf Anrechnung der Untersuchungshaft auf die zu erkennende Strafe und ihre demnächstige Freilassung einigermaßen gegenüber der Hartherzigkeit ihrer Dienstherrschaft zu trösten.

Als nächste tritt ein Mädchen in beinahe gleichem Alter und in geschmackvollem Grisettenkleidchen keck vor den Richter. Das regelmäßig geformte, runde Gesichtchen wäre hübsch zu nennen, wenn nicht ein impertinenter Zug um den Mund zu sagen schien: „Was kümmert mich eure ganze Verhandlung, seid ihr noch nicht bald damit zu Ende?“ Wie gelangweilt wiegt sie sich von einem Absatz ihrer kokett durchbrochenen Schuhe auf den anderen, während ihr der Richter eine nimmer enden wollende Liste von vielleicht 40 Vorstrafen vorliest, angefangen von dem ersten kleinen Diebstahl, den sie im Alter von 12 ½ Jahren mit einem Verweise büßte, bis zu ihrer letzten Einschaffung ins Arbeitshaus auf zwei Jahre. Heute ist sie beschuldigt, trotz polizeilichen Auftrags, sich kein Unterkommen verschafft zu haben. Auf die Frage, ob sie sich keine Mühe gegeben, ein solches zu finden, hat sie nur ein trotziges: „Nein“. Ein weiteres Verhör wäre Ueberfluß. Nachdem sie noch mit zierlichen Zügen ihren Namen unter das Protokoll gesetzt und den ausfertigenden Referendar eines schmachtenden Blickes „gewürdiget“, wandert sie ins Gefängnis zurück, um in Bälde diejenigen Bewohnerinnen des Arbeitshauses zu vermehren, deren Konduitenliste unter der Rubrik: „Zu erwartende Besserung“ nur einen vielsagenden Querstrich aufweist.

Ein paar elegant gekleidete junge Leute bilden die Fortsetzung; es sind zwei Polytechniker, die sich schon bisher möglichst von der sie umgebenden unsauberen Gesellschaft, soweit es die Länge der Bank erlaubte, zu sondern versuchten. Sie sehen etwas abgespannt und übernächtig aus; kein Wunder, denn um „3 ½ Uhr vormittags“, wie die polizeiliche Vorführungsnote euphemistisch sagt, wurden sie vermittelst Droschke zur Polizei gebracht, in einem Zustande, der die freie Willensbestimmung infolge einer leichten Alkoholvergiftung ausgeschlossen erscheinen ließ. Sie waren betroffen worden, wie sie an den Hausglocken zogen, an den Rollläden mit ihren Spazierstöcken herabfuhren, und so nicht bloß ruhestörenden, sondern sogar ohrenbetäubenden Lärm erregten, sowie eine alte des Weges kommende Hausiererin neckten. Da sie bei der Kontrolle durch einen Gendarmen hochmütig erklärten, „nur dem Richter“ ihren Namen zu sagen, so erhielten sie in polizeilicher Haft Zeit, vermöge eines gesunden Schlafes auf harter Gefängnispritsche wieder zu einem normalen Geisteszustand zu gelangen. Jetzt sehen sie, wenn auch mit trüben Augen, so doch klar, daß der Wein nicht bloß des Menschen Herz erfreut, sondern ihn auch zu höchst verderblichem Eigensinn verleiten kann; sie legitimieren sich und werden nun mit der Aussicht zur Verurteilung auf eine nicht gar gering bemessene Geldstrafe und der ernsten Ermahnung zu gesittetem Nachhausegehen entlassen. Im Gegensatze zu diesem lebensfrohen Uebermut tritt ein in notdürftig zusammengestückelte Kleider gehüllter, silberhaariger Bettler mühsam auf einen Stock gestützt, vor. Er ist 79 Jahre alt, hat früher bessere Tage gesehen, allein sein eigener Jähzorn und seine Trunksucht haben ihn als Totschläger auf lange Zeit ins Zuchthaus und um sein Hab und Gut gebracht. Er hat gebettelt, das leugnet er nicht. Der Richter muß ihn nach dem Gesetze verurteilen und erkennt auf einen Tag Haft, das Strafminimum, obwohl der Greis im Gerichtssaal wegen Bettels so zu sagen ein Stammgast und beinahe jede Woche dort zu finden ist. Der Richter weiß eben, daß weniger für den alten Mann die Haft eine Strafe, als derselbe dem Gefängnisse eine Last ist.

Und so setzt sich die Vernehmung fort in steter Wiederholung der Reate, bis vielleicht ein Viertelhundert Personen abgeurteilt oder wenigstens verhört und die Reihen der vorläufig Festgenommenen gelichtet sind. Wir haben aus ihnen nur einige besonders typische, ihre Moral in sich selbst tragende Figuren herausgegriffen in der Ueberzeugung, daß, gleichwie zur Erforschung des Bevölkerungscharakters einer Großstadt eine Wanderung durch ihre breiten Straßen nicht genügt, sondern auch eine Betrachtung der Gäßchen ihrer Arbeiterviertel nötig ist, ebensowenig der Kriminalpsychologe es verschmähen darf, im Ghetto des Strafgesetzbuches sich umzusehen, wo oft ein Dutzend von Uebertretungszifferfamilien unter dem Dache eines Paragraphen zusammenwohnen — ohne Bild gesprochen: Daß die Untersuchung der Uebertretungen oft noch interessantere Streiflichter auf Volkscharakter und Justizpflege zu werfen vermag, als die großen Sensationsverbrechensfälle.

Von den Wundern der Technik.

Nachdem vor kurzem die Görlitzer Ausstellung ihren Abschluß gefunden hat, verlohnt es sich wohl, aus der Fülle der dort zur Anschauung gebrachten technischen Neuerungen einige hervorzuheben, die durch ihren praktischen Wert auf allgemeines Interesse Anspruch erheben dürfen. In dem Vordergrund stand auch hier die Elektrizität.

Die Görlitzer Ausstellung brachte zum erstenmal zwei gänzlich verschiedene Beleuchtungssysteme nebeneinander zum Gebrauch. Alex. Wacker in Leipzig mit Schuckertschen Dynamomaschinen und Lampen bediente sich der Hintereinanderschaltung, die Görlitzer Maschinenbauanstalt in Görlitz mit Gülcherschen Dynamomaschinen und Lampen der Nebeneinander- oder Parallelschaltung. Das Nähere über das von Schuckert angewandte System der Lichterzeugung wurde schon auf

Seite 414 des 1. Bandes des Jahrgangs 1882 mitgeteilt.

Während bei den Beleuchtungssystemen mit Hintereinanderschaltung von Bogenlicht, für Bogenlampen und Glühlampen gesonderte Dynamomaschinen erforderlich sind, bedarf das zweite, Gülchersche, nur einer einzigen Dynamomaschine und können von derselben Glüh- und Bogenlampen von beliebig verschiedener Leuchtkraft gespeist werden. Dieses System bringt noch andere Vorteile, welche im wesentlichen darin bestehen, daß wegen des schwach gespannten Stromes eine Gefahr für Bedienung und Publikum ausgeschlossen ist; daß derart erzeugtes Licht gelblich bis weiß ist und des violetten oder bläulichen Lichtes stark gespannter Ströme entbehrt; daß ganz nach Belieben und Bedürfnis jede einzelne Bogenlampe sofort zum Leuchten und zum Verlöschen gebracht werden kann.

Die Regulierung der Bogenlampen, Patent Gülcher, beruht auf einer doppelten Anziehung eines um seine Querachse schwingenden Elektromagnets. Sobald der Strom die Lampe durchfließt, zieht der Elektromagnet den oberen Kohlenhalter an. Gleichzeitig findet zwischen dem zweiten Pole des Elektromagnets und einem feststehenden prismatischen Eisenstab eine gegenseitige Anziehung statt, wodurch der obere Kohlenhalter gehoben wird, so daß die Kohlenspitzen, welche sich vorher berührten, auseinandergehen und den Lichtbogen bilden. Das Gewicht des Kohlenhalters einerseits und die Anziehungskraft des Magnets andererseits müssen sich das Gleichgewicht halten. In dem Maße nun, als die Entfernung der Kohlenspitzen durch Abbrennen größer wird, wird der Magnetismus schwächer; infolgedessen entfernt sich der Magnet wieder allmählich mehr und mehr vom Eisenstabe, wodurch sich die Kohlenspitzen um so viel als sie verbrennen durch das Gewicht des Halters einander nähern. Damit die Bewegung des Elektromagnets eine stoßfreie wird, ist die Lampe mit einer magnetischen Bremse versehen, welche dem durch Räderübersetzung in Bewegung gesetzten Windfang anderer Lampen entspricht. Der Kraftverbrauch der Gülcherschen Compounddynamomaschine reguliert sich von selbst nach der Anzahl der jeweilig brennenden Lampen, so daß ersterer stets proportional der Lichtproduktion war. Zu diesem Zwecke ist zur Erregung der Elektromagnete der Maschine eine zweite Wickelung der Hauptwickelung beigefügt. Während letztere den Strom von der Dynamomaschine durch die Lampen zurück zu derselben vermittelt, führt die sogenannte Compoundwickelung einen Teil des elektrischen Stroms direkt von der positiven zur negativen Klemme der Dynamomaschine, ohne daß derselbe die Lampen passiert. Diese Nebenwickelung hat einen größeren Leistungswiderstand als die Hauptleitung, was durch kleineren Drahtquerschnitt und größere Länge erreicht wird. Die Folge der Wickelung ist nun die, daß, wenn in der Hauptleitung wegen Ausschaltung von Lampen und wegen der deshalb eintretenden Erhöhung des Widerstandes eine Stromschädigung eintritt, der Strom in der Nebenleitung wegen des hier vorhandenen konstanten Widerstandes gemäß der noch brennenden Lampenzahl stärker gemacht und dadurch das magnetische Feld gleichfalls auf die entsprechende Stärke gebracht wird. — Die Anwendung der Elektricität für Kraftübertragung ist von der rühmlichst bekannten Firma Siemens und Halske in Berlin an einer Grubenbahn gezeigt, wie solche mehrfach für Bergwerksbetrieb ausgeführt sind.

Wie man mittelst Maschinenkraft durch Anwendung von Dynamomaschinen einen elektrischen Strom erzeugt, kann man diesen Strom in einer zweiten Dynamomaschine umgekehrt wieder in Arbeit verwandeln. Verbindet man nämlich durch Leitungsdrähte die gleichnamigen Pole zweier Dynamomaschinen und versetzt die eine davon in Rotation, so durchlaufen die in der ersten Maschine erzeugten Ströme auch die zweite, es entstehen in dieser derselbe Magnetismus, dieselben Anziehungen und Abstoßungen, welche in der ersten Maschine durch den treibenden Motor überwunden werden mußten. Die Folge davon ist, daß die zweite Maschine ebenfalls rotiert, und zwar in entgegengesetzter Richtung zur ersten. Die Anlage in der Ausstellung war wie folgt getroffen. Der für die Lokomotive erforderliche elektrische Strom wurde durch eine in der Maschinenhalle über Tag aufgestellte Dynamomaschine erzeugt, welche ihrerseits durch eine Dampfmaschine betrieben wurde. Von der Dynamomaschine wurde der Strom in einem Kupferkabel nach der von der Lokomotive zu befahrenden Strecke geleitet und schloß sich hier an eine schmiedeiserne am First des Stollens angebrachte eiserne Schiene an, auf welcher ein Kontaktschlitten mittels eines biegsamen Kupferseiles von der Lokomotive nachgeschleppt wurde. Der in die Schiene geleitete Strom folgte dieser bis an jene Stelle, wo die Lokomotive sich befand, ging durch den Schlitten nach der in derselben befindlichen Dynamomaschine und versetzte diese in Rotation. Die Bewegung der Dynamomaschine wurde durch Zahnräder ins Langsame auf die Triebräder der Lokomotive übertragen. Die Rückleitung des Stromes erfolgte durch einen zweiten Kontaktschlitten nach einer der ersten parallel laufenden Schiene und von dieser in einem zweiten Kupferkabel nach der Dynamomaschine über Tage.

Wir stehen hier vor einer noch jungen Erfindung, die gewiß bestimmt ist, einen großen Umschwung unseres Transportwesens zu bewirken. Ueberhaupt liegt in der elektrischen Kraftübertragung ein so gewaltiges Kulturmoment, daß jedes Streben nach der Vervollkommnung auf diesem Gebiete, wodurch wir mehr und mehr instandgesetzt werden, die große Zahl der bis jetzt unbenutzten Naturkräfte zum Dienste der Menschheit heranzuziehen, wohl des tiefen Denkens und des rastlosen Studiums vollauf wert ist [1]).

Das Quantum an Arbeit, welche Maschinen im Verhältnis zur Menschenhand zu liefern vermögen, zeigten uns die von der Sächsischen Stickmaschinenfabrik in Chemnitz ausgestellt gewesenen Stickmaschinen. Die zur Herstellung von Hohlstickerei dienende Handstickmaschine macht pro Tag bei zwölfstündiger Arbeitszeit ca. 1 500 000 Stiche, während eine geübte Hand-

1) Eine dritte Anwendung der Elektrizität war die von Siemens & Halske in Berlin und Alwin Hempel in Dresden ausgestellte Musikübertragung von der eine Stunde von Görlitz entfernten Landeskrone. Näheres über elektrische Musikübertragung wurde schon im 1. Band des Jahrgangs 1882 Seite 418 mitgeteilt, weshalb wir hierauf verweisen.

stickerin in derselben Zeit höchstens 15000 Stiche fertig bringt. Die Maschine arbeitet also ca. 100mal so schnell als ein Mensch. Die für einfachere Tüllstickerei bestimmte Schiffchenstickmaschine macht pro Tag ca. 10500000 Stiche und leistet demnach ca. 700mal soviel wie eine Stickerin.

Dreireihige Stickmaschine neuester patentierter verbesserter Konstruktion mit Druckschienen-Einrichtung.

Bei der ersten Stickmaschine (s. o.) wird der zu stickende Stoff auf einen in der Mitte der Maschine hängenden vertikalen Rahmen gespannt, der vermittelst eines Pantographen nach Vorschrift des auf einem Brette in sechsfacher Größe aufgezeichneten Musters nach allen Richtungen hin bewegt wird.

Vor und hinter dem Rahmen resp. dem Stoffe bewegt sich je ein Wagen, auf dem in regelmäßigen Abständen in drei Reihen je 168 eiserne Zangen angebracht sind, in welchen die Nadeln geführt werden. Die Nadeln sind beiderseitig zugespitzt und haben das Oehr, durch welches der Stickfaden gezogen ist, in der Mitte, so daß sie in entgegengesetzter Richtung durch den Stoff stechen, ohne gewendet zu werden. Führt man nun durch Bewegung des einen Wagens, was mittels einer Kurbel erfolgt, die mit Fäden versehenen Nadeln dem Stoffe entgegen, so stechen sie in denselben hinein und laufen mithin in die Bahnen der mittels Niedertretens eines Fußbrettes geöffneten Zangen des dicht am Stoffe zur anderen Seite eingestellten zweiten Wagens ein. Mittels Tretens des anderen Fußschemels werden die Nadeln von den sämtlichen Zangen des eben eingeführten Wagens freigelassen und gleichzeitig von den entgegengesetzt stehenden Zangen erfaßt und durch Bewegung des zweiten Wagens zu genügender Anspannung der Fäden durchgezogen. Nun wird dem Stoffrahmen nach Vorschrift der Musterzeichnung eine solche Bewegung erteilt, daß die richtigen Stellen des Gewebes vor die Spitzen der Nadeln kommen, und der Vorgang wiederholt sich.

Kurbel-Stickmaschine, System Bonnaz (S. 985).

Zum Stechen der Löcher, wo das Muster solche erfordert, dient ein Bohrapparat. Derselbe besteht aus je einer der Nadelreihe entlang liegenden Schiene, welche mit vierschneidigen Stahlspitzen versehen und mittels Scharniere so angebracht ist, daß durch Verklappen dieser Schienen vor jede Nadel ein solcher Bohrer zu liegen kommt. Nachdem nun auf der anderen Seite des Stoffes, um einem Zurückweichen desselben vorzubeugen, eine mit entsprechenden Bohrungen versehene Schiene an denselben angelegt worden ist, wird der Vorderwagen gegen den Stoff gefahren und werden so an den mit Hilfe des Pantographen fixierten Stellen des Stoffes die gewünschten Durchbrechungen derselben ausgeführt, die hiernach umstickt werden. Nach dem Gebrauche werden fragliche Schienen einfach wieder zurückgeklappt, resp. außer Arbeitslage gebracht.

Zur Herstellung der beliebten Languettstiche oder Knopflochstiche dient der sogenannte Festonnierapparat. Derselbe besteht aus langen horizontalen, zu einem beweglichen Rahmen verbundenen Schienen, welche unter den Nadelbahnen vorne vor dem Stoffe so angebracht sind, daß daran befindliche Gabeln, sobald der Festonnierapparat eingerückt ist, beim Einfahren des Vorderwagens die Fäden erfassen und mit denselben Schlingen bilden, welche so lange in ihren Lagen gehalten werden, bis die nun wieder hinten durch den Stoff kommenden Nadeln durch diese Schlingen hindurchgegangen sind. Mit dem Wiederausfahren des Vorderwagens gehen dann die Gabeln aus den Schlingen heraus in ihre frühere Stellung zurück, und diese werden durch das Anziehen der Fäden nach vorne zusammengezogen, wodurch der Languett- oder Knopflochstich erzeugt wird. Mit dem nun folgenden Wiedereinfahren des Wagens nach erfolgtem Verrücken des Stoffes mittels

Pulsometer (S. 988).

des Pantographen beginnt ein neues Spiel des Festonnierapparates.

Die zweite, sogenannte Schiffchenstickmaschine unterscheidet sich von der vorigen wesentlich in der Art der Stiche, indem hier der Faden wie bei den Nähmaschinen direkt von Spulen verstickt wird, während hinter dem Stoffe ein aus einem Schiffchen kommender zweiter Faden die Schlingenversicherung besorgt. Bei dieser Maschine sind hinter dem Stoffe ebenso viele Schiffchen wie vor dem Stoffe Nadeln. Außerdem ist diese Maschine wegen ihrer einfacheren Arbeitsweise für Dampfbetrieb eingerichtet. Freilich steht auch das Aussehen dieser Stickereien demjenigen der ersteren Maschine an Feinheit und Genauigkeit bei weitem nach, auch können echte Festons auf der Schiffchenstickmaschine nicht hergestellt werden.

Pulsometer (S. 988).

Viel Bewunderung erregte die von der Berliner Stickmaschinenfabrik ausgestellt gewesene Kurbelstickmaschine, System Bonnaz (S. 983). Bei dieser Stickmaschine wird eine Kettenstichnaht auf der oberen Fläche des Stoffes in allen möglichen Richtungen und Verschlingungen hergestellt, ohne daß der Stoff wie bei den Nähmaschinen mit der Hand geführt zu werden braucht, denn dieses geschieht durch eine Kurbel, welche mit dem den Stoff in allen Richtungen transportierenden Drücker in Verbindung steht, dessen Funktionen nachstehend noch eingehendere Erklärung finden.

Das Aeußere dieser Maschine gleicht, wie die Fig. zeigt, einer großen Singermaschine und geschieht auch hier die Bewegung durch Fußtritt auf einem Pedale, welche mittels Schwungrad und Schnurscheibe auf die Maschine übertragen wird. Die Schnurscheibe 1 veranlaßt aber nur dann die Maschine zur Thätigkeit, wenn eine dem Stoffe die gewünschte Führung gebende Kurbel 16 erfaßt und nach unten gezogen wird, wodurch ein Riegel 6, der den kleinen Hebel 3 bisher festhielt, fortgezogen wird; die Feder 4 drückt nun eine Kuppelungsscheibe der Schnurscheibe zu und ihre Bewegung wird somit auf die im Arme der Maschine liegende Hauptwelle übertragen. Die Kurbel schnellt beim Loslassen durch Federdruck wieder in die Höhe und der Gang der Maschine wird sofort gehemmt. Man ist hiermit imstande, auch nur einen einzigen Stich zu nähen, ohne daß das Schwungrad nebst Schnurscheibe außer Thätigkeit gesetzt zu werden braucht.

Die Nadelstange mit ihrer hakenförmigen Nadel wird durch ein an der Hauptwelle angebrachtes Excenter auf- und abwärts bewegt. Sobald die Nadel in die durchlochte Stichplatte eingedrungen ist, legt der mit einem Häkchen versehene Greifer 7 den von der Rolle 8 sich abwickelnden Faden in das Häkchen der Nadel, indem erwähnter Greifer bei jedem Stich eine Hin- und Herbewegung um seine Achse macht. Diese Bewegung wird durch die an einem Excenter der Hauptwelle befestigte Zugstange 11 bewirkt, welche durch Hebelübersetzung eine auf der horizontalen Welle 13 befindliche Schnecke 12 hin und her schiebt, welche letztere dem Greifer seine Drehbewegung erteilt.

Der auf diese Weise in das Nadelhäkchen gelegte Faden bildet beim Wiederhochgang des Nadelschiebers eine Schleife, welche durch den untergelegten Stoff gezogen wird.

In dieser Stellung schiebt nun der Transporteur 9 den Stoff vorwärts, so daß die Nadel beim zweiten Stiche eine Schleife durch die erstgemachte zieht. Während dieses jedoch geschieht, hält das der Nadelbewegung unmittelbar nachfolgende Nadelröhrchen 10 die erstgemachte Schleife auf dem Stoffe fest, so daß die Kettenstichbildung leicht und ohne Hängenbleiben vor sich gehen kann. Dieses ist der einfache Hergang der Stichbildung. Nun soll aber die Transportierung des Stoffes nach jeder Richtung hin stattfinden und sind deshalb die unmittelbaren Bewegungsorgane der Nadel, des Nadelröhrchens, sowie des Transporteurs in ein Röhrensystem eingeschachtelt, welches die Drehung der einzelnen Teile nach allen Seiten hin gestattet, ohne die vorher beschriebenen Funktionen derselben zu beeinflussen. Der Transporteur sitzt an einem Doppelgelenke, welches durch einen Ring an obenerwähntem Röhrensystem Führung erhält. Eine horizontale Excenterscheibe 14, durch die Kurbel 16 vermittelst der aus dem Bilde leicht ersichtlichen Transmission von mehreren Wellen und konischen Rädern bewegt, gibt dem mit einem jene Scheibe umschließenden Ring versehenen Transporteurfuß eine excentrische Bewegung und richtet sich diese stets nach der entsprechenden Kurbeldrehung. Mit der Excenterscheibe 14 ist ein Hebel 15 verbunden, der oben an einem auf- und abwärts gehenden Konus 17 anliegt, der dem Transporteurfuß in der jeweiligen Richtung der Excenterscheibe, resp. der Kurbel 16 stichweise seinen Vorschub erteilt. Die Stichnaht entsteht hierdurch immer in der Richtung der Kurbel, geradlinig, wenn

letztere festgehalten, bogenförmig, wenn diese gedreht wird, und, je nach der Schnelligkeit, eine stärkere oder schwächere Krümmung.

Man kann auf dieser Maschine jede Art von Fäden und Stoffen gleich gut verarbeiten, so daß die feinen Nähtchen auf Handschuhen ebenso sauber ausfallen, wie eine dem Soutache ähnliche Naht von dickster Wolle.

Motor mit Petroleumbetrieb (S. 988).

Außer diesem Kettenstich liefert diese Maschine auch noch den so vielfach angewendeten Moosstich oder Krümmer, welcher ganz einfach durch versetzte Nadel- und Greiferstellung hervorgebracht wird. Die Maschine wird auf Wunsch auch mit einem Soutachierapparat versehen, vermöge dessen man Soutache, Litze und Schnur in den kompliziertesten Mustern vermittelst der Kurbelführung aufnähen kann.

Von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit dieser Maschine bekommt man einen Begriff, wenn man sieht, wie kleine Decken mit einem Muster von 5—10000 Kettenstichen innerhalb fünf bis zehn Minuten fix und fertig hergestellt werden.

Wie immer das Bestreben darauf gerichtet war, die Handarbeit mehr und mehr durch die Arbeit der viel produktiveren Maschinen zu ersetzen, so bemühte man sich auch, geeignete Motoren zum Betriebe derselben zu erfinden. Für die Großindustrie war in dieser Beziehung längst durch die Dampfmaschinen gesorgt, während für die Kleinindustrie in den mit Gasanstalten und Wasserwerken versehenen Städten die Gasmotoren und die Wassermotoren die geeignetesten maschinellen Betriebskräfte lieferten. Durch die allgemeine Anwendung dieser Motoren war es jedoch den Handwerkern auf dem Lande nicht möglich, die Konkurrenz mit ihren städtischen Kollegen auszuhalten. Man bemühte sich deshalb schon seit der Erfindung der Gaskraftmaschinen, dieselben mit Petroleum zu betreiben. Wenigen Erfindern gelang es aber, brauchbare Petroleummotoren dem Publikum anzubieten.

Die Hallesche Maschinenfabrik in Halle zeigte uns nun auf der Ausstellung einen dem Ingenieur S. Spiel patentierten, mit Petroleum betriebenen Motor (S. 987), der geeignet ist, dem Kleingewerbe vorzügliche Dienste zu leisten.

Diese Maschine besteht in der Hauptsache aus einem Cylinder mit einem darin beweglichen Kolben, in welch ersteren ein Gemisch von zerstäubtem Petroleum und Luft geleitet wird, das nach erfolgter Entzündung verbrennt und hierdurch eine höhere Temperatur und treibende Spannkraft annimmt. Mittels Pleuelstange und Kurbel wird der durch die Kraft des erhitzten Gemisches auf den Kolben ausgerichtete Druck auf die Schwungradwelle zur Ueberwindung des entgegenstehenden Widerstandes übertragen. Der Petroleummotor ist ein halbwirkender, indem auf zwei Schwungradumläufe nur eine Cylinderfüllung resp. Arbeitsabgabe stattfindet. Der Kolben saugt bei dem ersten Hingang ein Gemisch von Luft und darin schwebendem staubförmig zerteilten Petroleum an; bei dem ersten Rückgange wird dieses Gemisch komprimiert; bei Beginn des zweiten Hinganges erfolgt die Entzündung und bei dem zweiten Rückgange die Gasausströmung.

Ein von Karl Eicher in Berlin ausgeführter Pulsometer diente zum Heben von Wasser auf einen Felsen, von welchem dasselbe, einen imposanten Wasserfall bildend, herunterstürzte. Es war dies ein Teil des Ausstellungsparkes, der wegen seiner Schönheit allgemeine Bewunderung erregte.

Der Apparat besteht in der Hauptsache aus zwei birnenförmigen Kammern A A (S. 984 und 985), die unten mit einer Saugleitung durch die Ventile D und seitlich mit der Druckleitung durch die Ventile h verbunden sind. Beide Kammern A A stehen außerdem durch ein abwechselnd schließendes Steuerventil S mit der Dampfleitung in Verbindung. Der Dampf tritt nun in denjenigen Pumpenhals hinein, der ihm durch dieses Ventil S offen gelassen ist, und drückt das Wasser aus der betreffenden Kammer in das Steigerohr über h. In demselben Augenblicke, wo der Wasserspiegel die Abflußöffnung erreicht, fährt der Dampf mit einer großen Heftigkeit durch dieselbe und wird durch die enge Berührung des Dampfes mit dem Wasser eine rapide Kondensation des ersteren veranlaßt. Durch die jetzt eintretende Druckdifferenz wird das Steuerventil auf die andere Seite geworfen und der Dampfzutritt zur ersteren Kammer abgesperrt. Das Druckventil schließt sich, und das sich bildende Vakuum veranlaßt ein Ansaugen von Wasser aus dem Saugrohre. Mit dem Hinüberwerfen des Steuerventils S erlangt der Dampf gleichzeitig Zutritt in die zweite Kammer, in welcher ein analoger Vorgang stattfindet. Die seitlich angebrachte Kammer B dient als Druckwindkessel.

Der Pulsometer ist wegen seiner außerordentlichen Einfachheit in der Konstruktion, sowie im Betriebe, wie auch wegen seines Vermögens, selbst sehr unreines Wasser zu fördern, recht zu empfehlen für solche Zwecke, wo es weniger auf geringen Dampfverbrauch, als auf kleine Anlagekosten, leichte Anbringung und höchst einfache Bedienung ankommt.

An den ligurischen Gestaden.

Von

Friedrich von Hellwald.

Vegetation an der Riviera.

Der herrliche Landsaum, welcher im Süden der Apenninen den Busen von Genua von Nizza bis La Spezzia umspannt, heißt mit Recht einfach „die Küste“, die Riviera. Denn wo wäre zum zweitenmal eine gleich mannigfaltige Fülle landschaftlicher Schönheit ausgegossen? Der Doppelgolf von Neapel und Salerno überbietet wohl an Großartigkeit des Gesamteindruckes die genuesische Küste, aber nicht an Lieblichkeit der Formen von Berg und See, noch an Vielgestaltigkeit und Kraft der Pflanzenwelt. Erst vier Grade südlicher findet die letztere wieder gleich günstige Bedingungen zur Entfaltung südlicher Eigentümlichkeit, welche so sehr den Nordländer anzieht und doppelt fesselt, wenn es ihm vergönnt ist, sich vor den letzten üblen Launen des Winters an jenen sonnigen Gestaden zu bergen. Der weitaus größere, von Genua gegen Nizza hin westlich gelegene Teil des genuesischen Golfes, zugleich derjenige, welcher die große Mehrzahl der Fremden anlockt, heißt die Riviera di Ponente, während der östlich gelegene, nicht gebührend gewürdigte, von Genua bis La Spezzia die Riviera di Levante genannt wird. Diesem herrlichen Seegestade, dessen zauberisches Bildnis wohl jedem unvergeßlich bleibt, der einmal dort geweilt, hat der bekannte Italienkenner, Professor Woldemar Kaden, im Bunde mit dem Maler Hermann Nestel einen prächtigen Band [1]) voll farbenreicher Schilderungen gewidmet, welcher uns Veranlassung zu den folgenden Zeilen gibt.

Man könnte die Riviera einem großen, von der Natur angelegten Treibhause vergleichen, das durch die Gebirge gegen Norden abgesperrt ist, und welchem, aus dem Süden, Afrika seine glühenden Lüfte über das Meer sendet. Hierfür spricht außer der geographischen Gestaltung schon der Umstand, daß die Riviera mit Ausnahme eines kleinen Teiles im Westen — in welchem sich allerdings Porto Maurizio, San Remo, Bordighera, Mentone, Monaco und Nizza befinden — oberhalb des 44. ° n. Br. gelegen erscheint. Unter den

[1]) Die Riviera. Wanderziele und Winterasyle der ligurischen Küste von Nizza bis Spezzia. Von Woldemar Kaden und Hermann Nestel. Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Villa Orengo bei Murtola (S. 996).

genannten Plätzen ist es wohl Nizza, im französischen Departement der Alpes Maritimes, wo der Fremde am meisten seine Freudenrechnung findet; der Naturfreund in der wunderbaren Schönheit des Ortes, der die mannigfachsten Reize vereint; der Weltling in dem Zusammendrängen der verschiedenartigsten Vergnügungen, wie sie sich sonst wohl nirgends in solcher Masse und von so heterogenem Charakter beisammen finden. Das Antlitz der See zugewendet, den Rücken an die Berge gelehnt, auf der einen Seite vom Kap d'Antibes, auf der anderen von den mit der alten Citadelle gekrönten Höhen von Villafranca flankiert, ist Nizza von geradezu bezaubernder Schönheit. Die Küstenfläche, auf der es ruht, ist in einem jahrtausendelangen Prozesse entstanden, durch Anschwemmungen vom Meere, welche durch das Gebirgsland gegen das Wiederwegfluten geschützt und festgehalten wurden. Nun dehnt sich zwischen den Bergen und der See die lange Küstenstrecke von Nizza nach Antibes an 40 km weit und auf ihr erhebt sich die Stadt, die lange mit Marseille um den Rang der „Königin des Mittelländischen Meeres" gerungen.

Iris florentina und Heliotrop (S. 993).

Wie in so vielen Ländern des Südens sind auch an der Riviera die Höhen längst ihres Waldschmuckes entkleidet; nur vereinzelte Striche von Nadelholz zeigen sich, jedoch meist aus schwachen Stämmen bestehend, an den oberen Berglehnen. Etwas dichtere, stattlichere Bestände schmücken da und dort die Schattenseiten steilerer Thäler, welche sich weniger zu den Kulturen eignen. Nizza aber ist eine wahre Blumenstadt! Der Jardin public, dieses Toilettenzimmer Nizzas, ist eine grüne Palmenoase in der immer weiter sich ausdehnenden Häuserwüste. Wie üppig die Bäume stehen, die Lorbeeren und immergrünen Eichen, die Pfeffer-

bäume und Kasuarinen, die Agaven und Rosen, die Myrten und die prächtigen Palmengruppen! Orangengärten mit ihrem berauschenden Dufte klettern im

Citronenhändler in San Remo (S. 939).

Rücken Nizzas auf dem Hügel von Cimiez empor, auf dem die Alten mit römischer Klugheit ihre Stadt gebaut. Aber Nizza begnügt sich nicht zu grünen, zu blühen und zu duften. Florens liebliche Kinder, die königliche Centifolie (S. 1004), das dunkle Veilchen, die stolze Iris und der sanfte Heliotrop (S. 991) nebst so vielen anderen müssen ihre Düfte herleihen zur Erzeugung der verschiedensten Parfümerieartikel, denn Nizza ist eines der großen Centren dieser Art von Fabrikation und diese bildet eine Hauptquelle des Reichtums für die Bewohner der Umgegend.

Die französische Riviera, wie man den Küstensaum von Nizza bis Mentone bezeichnen könnte, umschließt in ihrer Mitte die Perle der nebeneinander gelegenen Orte Monaco und Monte Carlo. Es ist dies ein Paradies, teils von der Natur, teils vom Menschengeiste geschaffen, welch letzterer in den geradezu wunderbaren Gartenanlagen von Monte Carlo wahre Triumphe feiert. Die Hauptstadt des kleinen, unter französischem Schutze stehenden Fürstentümchens Monaco, dessen Herrscher zur Freude der Liebhaber über einen wahrhaft geschmackvollen, schönen, glänzenden Ordensstern verfügt, bietet Komfort in jeder Beziehung und im Ueberfluß. Leider wird dies schöne Bild durch den Fleck der in Monte Carlo eingenisteten Spielbank getrübt, welche sich, aus ganz Europa vertrieben, auf dieses wunderbare Stück Erde geflüchtet hat und in ihrem Gefolge eine große Menge jener männlichen und weiblichen problematischen Existenzen mit sich führt, für welche die bekannte Bezeichnung der „Halbwelt" eigentlich noch als eine unverdiente Begünstigung erscheint. Noch ein Schritt weiter führt uns nach Mentone, hart an der italienischen Grenze, welcher Ort vom ärztlichen Standpunkte unter all den reizenden Küstenplätzen der Riviera unstreitig in erster Linie steht. Dicht am Meeresufer gelegen, im Westen vom Kap San Martino, im Osten durch die Rochers rongés begrenzt, im Norden sich an die steilen Ausläufer der Seealpen anlehnend, bietet es alle Garantien einer möglichst geschützten

An der italienischen Grenze (S. 996).

Altan mit gedecktem Treppengang (S. 996).

Lage. Die Bucht, an welcher es liegt, wird durch eine Landzunge in einen östlichen und einen westlichen Teil geschieden, und von den Fenstern eines höheren Stockwerkes des Hotel du Louvre bietet sich ein wunderbarer Anblick über die Stadt und die Landschaft mit ihren Palmen-, Orangen- und Citronenbäumen nach dem unendlich scheinenden Meere hin. Auch bei Nacht gehört ein Spaziergang am Ufer des Meeres bei dem prachtvollen Lichte des Vollmondes zu dem Genußreichsten, was man sich vorstellen kann.

Die Italiener, die man jenseits der französischen Grenze trifft, behaupten, daß alles, was man bisher gesehen, von Nizza bis Mentone, zu dem, was man nun zu sehen bekommt, sich verhält, wie die Ouvertüre zur Oper. Die prächtige Ausführung der Riviera beginnt erst mit Ventimiglia, der ersten Ortschaft auf italienischem Boden: Vorspiel; Bordighera erster Akt; San Remo zweiter Akt und so fort bis zu dem glänzenden Finale in Genua. An der Grenze stoßen wir bald auf eines jener zweiräderigen Gespanne mit ihren schweren Lasten, in deren Fortschaffung Pferd und Esel, eines vor dem anderen gespannt, sich friedlich teilen (S. 994). Die meisten Häuser haben ein plattes Dach, auf dem die Bewohner arbeiten, kochen, den Tag und mitunter auch die Nacht zubringen. Die für Italien so charakteristischen massigen Bauten der Gehöfte und Villen (S. 991) gewinnen die Oberherrschaft und von manch epheuumranktem Altane führt ein gedeckter Treppengang malerisch zur Straße nieder (S. 995). Die Beschäftigung der fleißigen Küstenbewohner, wenn wir von den gewöhnlichen Handwerkern und Geschäftsleuten in den Städten absehen, ist die Fischerei und der Ackerbau, beide freilich wenig ergiebig. Denn das Meer im genuesischen Golfe ist wenig fischreich und der Ackerbau der natürlichen Verhältnisse wegen sehr beschränkt. Getreide, Kartoffel- und Gemüsezucht ist sehr notdürftig und dem Bedarfe des Landes nicht entsprechend. Den erhebenden Anblick goldgelber, auf und nieder wogender Kornfelder genießt man hier nie, das gebirgige Land erlaubt den Bau der Halmfrucht nicht. Die Baumzucht ist daher die Hauptbeschäftigung, und auch diese beschränkt sich wieder hauptsächlich auf den Oliven- und Citronenbaum. Von Ventimiglia bis San Remo spielt dann noch die Palme eine Rolle als Handelsartikel, ganz besonders in Bordighera, das durch sein Palmenwäldchen berühmt ist.

Ansicht von San Remo und Westend-Hotel (S. 998).

Von Oel- und Johannisbrotbäumen umgürtet, bietet das italienische Palmyra, die lachende Oase dieser Küsten, ein einziger unermeßlicher Hain von Palmen, die Fürsten des Pflanzenreiches in großartiger und majestätischer Versammlung. Der Anblick, der sich in Europa nur etwa bei Elche in Spanien wiederholt und den man von der Eisenbahn aus selbst bei Tage noch nicht ahnt, ist allein einen Besuch dieser „piccola Africa“ wert, wie die Bewohner Bordighera nennen. Die Palme, die hier kultiviert wird, ist die Dattelpalme (Phoenix dactylifera) und ein Privatgarten zeigt dieselbe im Vereine mit noch etwa 23 anderen, dort gezogenen Palmenarten. Die Kokospalme, die majestätische Schirm- oder Fächerpalme, die prachtvolle Samtpalme von der Insel Bourbon, die Palmyrapalme, die südamerikanische, aber auch bei uns dauerhafte Jubaea spectabilis, die den Palmenhonig gibt, sie und noch viele andere finden sich hier im Freien, mit der Banane und dem Kampferbaum zusammen, ein Garten wie aus Tausend und Eine Nacht (S. 1003). Leider werden sonst in Bordighera die Palmen in der unbarmherzigsten Weise gerupft und verstümmelt, denn die Bewohner Bordigheras sind es, welche einzig und allein den Palmenverbrauch der Religionen befriedigen und ihre Bäume zu diesem Zwecke, einem einträglichen Handelsgeschäfte, heranziehen. Einen magischen Eindruck gewährt ein Abend am Strande Bordigheras, wenn über den Kronen der Palmen die volle Mondesscheibe am Horizonte heraufsteigt (S. 1005).

Noch weiter nach Osten liegt San Remo (s. o.), ein namentlich von Deutschen vielbesuchter Kurort, welcher mit dem nahen Mentone nicht ohne Erfolg rivalisiert. Leute, die mit den Verhältnissen genau vertraut sind, stellen ihm sogar das Horoskop, daß es in nicht mehr weitliegender Zeit Mentone überholen werde. Einstweilen ist San Remo ein herrliches Stückchen Erde, nicht so sehr die Stadt als die Umgebung. Es streckt sich, wie die meisten Orte an der Riviera, hoch den Berg hinan und nur die neuere Stadt wird fast von den Wellen des Meeres bespült. Nach Südosten springt das malerische Kap Verde weit hinaus und schützt gegen den schlimmen Ostwind, den „Mistral“, nach Westen sekundiert ihm das Kap Nero, im Rücken nach Norden hin decken es terrassenförmig ansteigende Berge, bepflanzt mit Oliven und teilweise auch mit Palmen. Die alte Stadt steigt kegelförmig den Berg hinan, den Gipfel krönt eine nicht unschöne Kirche, die den verworrenen Steinhaufen harmonisch abschließt (S. 1009). Man macht sich nämlich kaum einen Begriff von dem engen, dunklen und schmutzigen Gewirre alter zerfallener Häuser und Mauern, welche das alte San Remo bilden. Wir versuchen es, dem Leser durch einige Ansichten davon eine Vorstellung zu geben (S. 1000 u. 1010). Hier gibt es Straßen, die so dunkel sind, daß man bei hellem Tage nicht zu lesen imstande ist. In den Häusern selbst ist es natürlich nicht heller, und so ist das Leben vielfach auf die Straße verwiesen,

was dank dem milden Klima keine Schwierigkeiten bereitet. Da flickt der Schuster seinen Schuh auf offener Straße, der Schneider sitzt ihm friedlich gegenüber,

Der Gebirgsflecken Ceriana.

der Citronenhändler zieht zu Esel bedächtigen Schrittes durch die Straßen (S. 993), Mütter ziehen ihre Kinder an, Mädchen und Frauen machen Toilette, haufenweise sammeln sich die schmutzigen Sprößlinge der Bürger von San Remo, und durch das Chaos zieht der fremde Kurgast. Der eigentliche Kurort liegt indes so, daß der Kurgast mit der alten, schmutzigen und dunklen Stadt gar nicht in Berührung zu kommen braucht. Die Gasthöfe und Villen, die Spaziergänge und der Handel und Wandel liegen vollständig unabhängig in einem neuen Stadtteil in der Ebene, der genau genommen nur eine einzige, aber sehr lange und luftige Straße besitzt. Sie bildet den Boulevard, in ihr liegen die Hotels, die Geschäftshäuser, die Wohnungen der wohlhabenderen Einwohner, einige alte Paläste, kurz in ihr ist das ganze öffentliche Leben des Kurorts konzentriert. Durch die sehr geschützte Lage besitzt San Remo eine äußerst üppige Vegetation. Schon im Februar prangen die Abhänge der Höhen in reichem Blumenflor, der Boden ist bedeckt mit duftenden Veilchen, Narcissen, Hyacinthen, Anemonen, und das alles im Freien wild wachsend. Neben dem Olivenbaum wird auch hier die Citrone und die Palme gepflegt, welche einen Haupterwerbszweig der Bevölkerung bilden.

Auch auf dem weiteren Wege nach Genua, ostwärts von San Remo, fallen viele blühende Gartenstädte durch ihre prächtige Lage auf. Es seien nur Porto Maurizio mit seinem belebten Hafen, das anmutige Dianothal mit dem von höheren Bergen umgebenen alten Kastell, das Vorgebirge Santa Croce mit der davor liegenden Felseninsel Gallinaria, das vielgetürmte Städtchen Albengo am Kap Capra Gobbo und die drei malerischen Städtchen Finale genannt. In der Gegend von Noli erblickt man zum erstenmal den Leuchtturm von Genua. Er schwindet jedoch bald wieder, weil man sich von dem ansehnlichen und gewerbereichen Savona aus — wo Bahnen nach Alessandria und Turin abzweigen — eine Zeitlang vom Meere entfernt. Man erreicht dasselbe erst unweit Celle wieder, wo sich zahlreiche Jungen in amüsanter Weise um die ihnen zugeworfenen Kupfermünzen balgen. Wenn schon die blühenden Rosenhecken, welche die Bahnhöfe einiger Nebenstationen zwischen Villafranca und Monaco umfassen, einen wunderbaren Kontrast gegen die prosaischte Erfindung der Neuzeit, die Eisenbahn, gebildet hatten, so ist es eine wahrhaft poetische Ueberraschung, wenn wir, während der Zug auf dem ländlichen Bahnhofe von Varazze hält, in allen umliegenden Gärten Nachtigallen flöten hören. Die Gegend wird nun immer reicher an schönen Blicken, die sich nach jedem Tunnel verändern. Eine Viertelstunde, nachdem man das durch seine Gewerbthätigkeit aufblühende, villenreiche Voltri passiert hat, ist man in Pegli, jetzt einem freundlichen Städtchen von 4000 Einwohnern mit großen Gasthöfen, das im

Straße in San Remo (S. 998).

Winter als beliebter klimatischer Kurort, im Sommer als Seebad zahlreiche Besucher anlockt, unter denen das deutsche Element stark vertreten ist. Pegli ist wirk-

lich ein reizender Fleck, der nicht bloß um der berühmten Villa Durazzo Pallavicini willen einen Besuch verdient. Bei dieser sieht man ohnehin nur den naturwüchsigen Teil des Parks mit seinen herrlichen Aussichtspunkten mit immer neuem Vergnügen wieder. Neben reichen landschaftlichen Schönheiten bietet aber Pegli nicht minder anziehende Scenen südlichen Volkslebens. Nur schwer vermag man sich von dem Anblicke loszureißen, welchen des Abends die bei Fackelschein arbeitenden Fischer und die gaffend umherstehenden Nichtsthuer jedes Alters bieten, während der Leuchtturm von Genua minutenweise seine Lichtblicke über das leichtbewegte Meer wirft. Wie hängt das Auge an den edlen Gestalten der auffallend hübschen Mädchen und Frauen, welche am Strande der Heimkehr der Fischer, ihrer Väter, Brüder und Liebsten, entgegenharren (s. unten). Noch eine Station, das kleine Sestri di Ponente, so genannt zum Unterschiede von dem ansehnlicheren Sestri di Levante (S. 1011), noch ein Blick auf den Strand mit seinen Schiffen, und wir rollen in den Bahnhof des stolzen Genua ein.

Wer das Panorama der Stadt und ihrer großartigen Umgebung ganz und voll genießen will, der sollte Genua vom Meere aus zuerst sehen; von dort ist es wirklich Genova la superba! Hoch an den Bergen mit ihren edlen Linien und geistig bedeutenden Silhouetten klettern die Häuser der Stadt empor, steile, oft enge dunkle Straßen bildend, umzogen von einer ganzen Reihe von Vorstädten, in denen hauptsächlich Schiffsbauer und die Arbeiter der nahen Stadt wohnen. Sie haben hier wohlfeilere und gesündere Behausungen, als in den wenig luftigen und hellen Gassen der ärmeren Stadtteile, die Häuser sind fast durchweg mit schreienden Farben getüncht, oft sogar mit rohen Gemälden al fresco geziert. Im Inneren erreichen manche Gebäude eine Höhe von neun bis zehn Stockwerken, dafür aber belohnen die herrliche Promenade der Aqua Sola und die jetzt zu den öffentlichen Anlagen hinzugezogenen Gärten der Villetta des Marchese Giov. Carlo di Negro mit reizenden Ausblicken. Die Umgebungen Genuas tragen in demselben Maße das Gepräge ewigen Frühlings, wie die bisher beschriebenen Küstenländer. Der Schienenweg von hier nach La Spezzia, womit die Riviera schließt, durchbricht zahlreiche Felsenvorsprünge und ermüdet den Reisenden durch die Unzahl von Tunnels, welche ihn während des weitaus größten Teiles der Fahrt in Nacht und Finsternis hüllen, nur kurze Ausblicke auf einen beschränkten Teil der Küste und das einem dunkelgrünen Juwel gleichende Meer gestattend. Freilich sind diese gleichsam im Fluge er-

Erwartung heimkehrender Fischer.

Die Scheffelpalmen in Bordighera (S. 997).

haschten Ausblicke entzückend genug. Einer der herrlichsten ist wohl jener in Nervi, welchen der neidische Eisenbahnzug in kurzem Aufenthalte zu genießen gestattet. Zahlreiche prachtvolle Villen, wie z. B. Villa Gropallo, welche wir im Bilde (s. Vollbild) vorführen, machen Nervi zu einem beliebten Winteraufenthalte. Bald gelangt man zur Felsenhalbinsel von Portofino. Durch diese und jene von Castellano werden südöstlich von Genua die Golfe von Rapallo und Spezzia gebildet, welche an dem schmalen Steg der östlichen Riviera wie zwei Schalen an einem Wagebalken hängen. Die Fahrt zwischen beiden ist zauberisch. Eine lange Stadt, auf der einen Seite vom Apennin ummauert, von einem mattgrünen Park beschattet, mit alten Türmen und mit leise geneigten Pinien besetzt, auf der anderen gegen das ewige Meer geöffnet und wild in die zornige Flut abstürzend — auf und nieder rauscht sie, atmet in gemessenen Pausen ein und aus und begräbt aufbrausend die Klippe in schneeigem Gischt und Schaum. Unter diesen beiden Schalen ist namentlich die untere als einer der schönsten natürlichen Häfen der Welt berühmt. Der Golf von Spezzia, der nicht bloß einen, sondern ein ganzes System ausgezeichneter Häfen bildet, drängt sich, dem Laufe der Küste entgegen, nach Nordosten ins Land hinein und scheint sich hier wie in einem Schlupfwinkel zu verstecken und von der folgenden Flachküste zurückzuziehen. Gleich einer flüchtigen und hilfeflehenden Schönheit streckt La Spezzia weit zurückgebeugt ihre Arme bis Porto Venere und zum alten Lunai Portus aus, den Sinnen schmeichelnd, Wonne und süßes Behagen erregend. Die Bucht geht nicht so tief ins Land, daß die Fühlung mit dem offenen Meere verloren ginge, und ist unmittelbar umschlossen von einer sehr mannigfach bewegten Hügelkette, deren Abhänge schroff ins Meer fallen. Unzählige Buchten treten zwischen den einzelnen Hügeln in das Innere und bilden so kleine Fischerhäfen. Der Golf ist vom schönsten Blaugrün, die Felsen und Erdbrüche sind rot und gelb, und die Hügel dicht überwachsen vom wolkigen Oelwald, durch den sich Striche von jungen Eichen und Buchen ziehen. Hinter diesem ganzen Bilde ragen hohe Berge ringsum empor, es mächtig umrahmend. Unmittelbar am Hafendamm dehnt sich der öffentliche Garten

Rosa centif. var. (S. 993).

Abend am Strande (S. 997).

mit freier Aussicht auf das Meer. Von einem Platze, der von Tulpenbäumen beschattet ist, zieht sich eine Allee rings um die Anlagen, in der je ein Oleanderbaum mit einem Orangenbaum abwechselt, beide Pflanzenarten in der vollen Höhe schattenspendender Alleebäume. Rings um diesen Garten steht eine Reihe stattlicher Häuser, an denen sich eine große Kolonnade sauber und elegant dahinzieht. Im Garten spielt die Musikbande der Marine, und bei ihren Klängen nehmen wir Abschied von Spezzia, dem würdigen Schlußpunkte der Riviera.

Der alte Marquis.

Von

Ernst Koppel.

In einem großen Hause einer der vielen Vorstädte von Paris lebte im vierten Stock ein alter Marquis mit seinem alten Diener. Er verkehrte mit keinem der zahlreichen Hausgenossen und man behauptete, selbst die Bewohner des ersten Stocks, unter denen sich zwei kleine Rentiers befanden, seien ihm nicht vornehm genug. Der Marquis war nämlich als Legitimist der alten Schule bekannt und obgleich die Periode des zweiten Kaiserreichs bereits angebrochen, hoffte er immer noch auf eine Wiederkehr der goldenen Tage von Versailles. Die ganze Erscheinung des alten Herrn war ein wunderliches Gemisch der Tracht, wie sie gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts geherrscht, und der neuen Mode; so konnte er es sich nie versagen, sein ohnehin fast weißes, wenn auch noch ziemlich starkes Haupthaar zu pudern, obgleich dies eine vergebliche Sorgfalt war, da niemand den Puder auf dem weißen Haar bemerkte. Das Spitzenjabot seines Hemdes wie seine Manschetten waren stets von tadelloser Sauberkeit, obgleich die goldene Tabaksdose mit einem Bilde Ludwigs XVI. in Email, stark in Anspruch genommen wurde. Der zierliche Stock mit dem goldenen Knopf, den der alte Herr selbst zwischen seinen vier Wänden selten aus den Händen ließ, da er seine guten Gründe dafür hatte, indem das Podagra ihm dann und wann einen Besuch abzustatten pflegte, schien ihm zeitweilig den nur ungern entbehrten Galanteriedegen zu ersetzen, wenigstens fuchtelte er an Tagen, da er sich besonders wohl fühlte, gar mutig und kriegerisch damit in der Luft umher, als suche er einen unsichtbaren Gegner, um mit ihm zu Ehren seiner Dame eine Lanze zu brechen. Und doch! für wen hätte er noch eine Lanze brechen sollen! Sie waren fast alle dahin, die mit ihm jung gewesen und diejenigen, die lebten ...! Bei diesem Gedanken zeigte sich stets ein zorniger, fast gehässiger Ausdruck auf seinem sonst so friedlichen Antlitz. Hatte er es doch erleben müssen, daß der Sohn seines Jugendfreundes, mit dem er einst im goldenen Zeitalter auf dem Parkett von Versailles

Vegetationsbild von der Riviera.

in einer und derselben Quadrille getanzt, eine Ehrenstelle am Hofe der Tuilerien angenommen und der entartete Vater hatte es gewagt, sich darüber zu freuen. Als er diese Neuigkeit erfahren, glaubte der Marquis das Ende aller Dinge gekommen; nun erst schien ihm die legitime Monarchie dahin und von jenem Tage an spann er sich mehr und mehr in die selbstgeschaffene Einsamkeit ein. Als jener verlorene Jugendfreund gestorben war, hielt er sich von seinem Leichenbegängnisse fern, obgleich es abermals ein Stück seiner eigenen Vergangenheit war, was da zu Grabe getragen wurde. Aber welch ein Begräbnis für einen Anhänger des ancien régime!

Der Marquis schauderte, als er in den Zeitungen, die er aus diesem Anlaß ausnahmsweise zur Hand nahm, die Namen der hervorragendsten Persönlichkeiten, die dem Toten das Geleite gegeben hatten, las; Namen, fremd seinem Ohr, wie seinem Herzen, Großwürdenträger, deren Stammbaum niemand gesehen, Kreaturen und Spione des gekrönten Parvenus! —

Das Leben in Paris wurde dem alten Herrn, der sich stets weniger in die neue Zeit zu finden vermochte, oft unerträglich, allein er sah keinen Ausweg, diesen Zustand zu verbessern. Sich in eine Provinzstadt zurückzuziehen, schien ihm unmöglich und eigenen Grund und Boden besaß er nicht. Seine Familie war ehemals in der Bretagne reich begütert gewesen, allein die Stürme der Revolution hatten sie von ihrem Eigentum vertrieben und wie Spreu im Winde umhergestreut, den einen hier-, den andern dorthin. Der Marquis selbst war schon in den engsten Verhältnissen aufgewachsen, er war in die Armee getreten, hatte dort abermals einen Teil seines Vermögens zugesetzt, hatte nach der Restauration das Amt eines Kammerherrn bei Hofe vertreten und sich endlich mit den spärlichen Trümmern seines Vermögens und seinem mit ihm fast in gleichem Alter stehenden Diener, der ihm durch alle Wechselfälle des Lebens treu geblieben, in den vierten Stock jenes Hauses der Pariser Vorstadt zurückgezogen. Nähere Verwandte hatte er nicht; sein einziger Bruder, der sich dem geistlichen Stande gewidmet, war vor mehreren Jahren als Abbé aus der Welt gegangen und was ihm von Vettern und Basen beschieden war, kannte er kaum. Denn teils standen sie seinem Herzen fern, teils wandelten sie auf fremden Wegen, die er nie betreten.

Die Wohnung des Marquis wurde nur von Wenigen aufgesucht; Besuche empfing er fast gar nicht und nur Handwerker, wie Schneider, Schuster und dergleichen betraten seine Gemächer. Ein Porzellanschild an der äußeren Thür zeigte in zierlichen Goldbuchstaben den Namen Marquis Anatole de Chambéry. Der kleine Salon enthielt wenige, aber durchaus stilvolle Möbel aus der Zeit Ludwigs XV. Außer dem großen Spiegel über dem Kamin zierten zwei Porträts, wie der Spiegel in schweren Barockrahmen die Wände des kleinen Gemachs. Das eine war ein Bildnis der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Dies Porträt schien die Stelle eines Heiligenbildes zu vertreten, denn unter demselben an der Wand stand ein Tisch, mit Kandelabern, einem Gebetbuch, Rosenkranz und dergleichen Attributen einer frommen Gemütsart gar anmutig ausgestattet, so daß er den Eindruck eines kleinen Altars hervorrief. Das zweite Porträt stellte eine jugendliche Schöne in Schäfertracht vor; das leichtgepuderte, zu hohem Toupet emporgebauschte blonde Haar trug einen Kranz vom Maler idealisierter Feldblumen. Es schien nicht unschwer zu erraten, daß auch in diesem Gemälde ein

Stück Vergangenheit aus dem Leben des alten Herrn verkörpert worden.

Justin, der Diener des Marquis, war das verkörperte Ebenbild seines Herrn, insofern ein Holzschnitt als Kopie eines Stahlstichs diesem zu gleichen vermag. Er trug eine dunkelbraune Livree mit blanken Knöpfen, die das Wappen derer von Chambéry aufwiesen, schwarze Kniehosen und seidene Strümpfe von derselben Farbe. Sein glattrasiertes Gesicht tauchte aus der weißen Halsbinde mit derselben Feierlichkeit auf, wie das Antlitz des Marquis aus der Halskrause. Er war nur wenige Jahre jünger als sein Herr, auf dessen väterlichem Gut in der Bretagne geboren und seinem Gebieter von dessen zwanzigstem Jahre an, als er „auf Reisen“ ging, dienstbar. Diese „Reisen“ hatten sich freilich nie weiter als bis Paris und im Sommer in ein Seebad der Westküste, später in den Tagen der Kammerherrenwürde bis Versailles erstreckt. Auch jetzt noch pflegten sich diese „Reisen“ nach Versailles hin und wieder zu wiederholen, so an besonders feierlichen Daten, wie dem Jahrestag der Hinrichtung Ludwigs XVI. oder Marie Antoinettes, dem Jahrestag der Restauration u. s. w. Dann begaben sich Herr und Diener in aller Frühe nach der stillen Residenz der wahren Herrscher Frankreichs, verrichteten ihre Andacht in irgend einer Kirche und wandelten in dem weitläufigen Park an allen den geweihten Stätten, die seit den Tagen des roi soleil dieses Schloß und diesen Park zum Hochaltar Frankreichs geheiligt hatten. Hier schien es dem Marquis einzig wohl zu werden; seine alte Brust atmete in vollen Zügen die Luft der Vergangenheit und seine wunderliche an eine untergegangene Periode gemahnende Kleidung harmonierte gar gut mit den beschnittenen Taxushecken und verzopften Statuen dieser barocken Schöpfung einer souveränen Laune. Nach Paris zurückgekehrt, kam es ihm dann vor, als weile er in der Verbannung, als atme er die Luft der Revolution und

Ansicht von San Remo (S. 998).

mehr als einmal war er mit dem Gedanken umgegangen, ganz nach Versailles überzusiedeln, aber ein drohendes Gespenst, das im Hintergrunde seines Alters lauerte, schreckte ihn jedesmal davon zurück — die Langeweile. Paris, freilich das Paris der Revolution und des Königsmords, bot dem Einsamen doch Zerstreuung und Unterhaltung in Fülle, wenn er sich von der Höhe seiner Wohnung in das fremde Leben verirrte. Und das geschah fast täglich, denn die Leere seiner Wohnung, mit Reliquien der Vergangenheit erfüllt, legte ihm das Bedürfnis nahe, auf irgend eine Weise mit der Gegenwart in Verbindung zu treten, sei es auch nur durch das Leben der Boulevards und Straßen. Eben damals begann ein neues Paris zu entstehen und der Marquis mußte, zwar grollend und widerstrebend, doch endlich manche Verschönerung und Verbesserung bemerken und anerkennen. Las er auch nur selten eine Zeitung, die gemäßigtsten selbst waren ihm ein Greuel, so verbrachte er doch gar manche Stunde vor oder in einem der zahllosen Cafés, in die Lektüre des großen Buches, das Leben von Paris, vertieft, das mit seinen tausend Kapiteln vor ihm aufgeschlagen lag. Dem alten, einsamen, der Welt abgewendeten und sie mißverstehenden Mann war eine merkwürdige Empfänglichkeit für äußere Eindrücke geblieben, die sich auf eine gewisse künstlerische Veranlagung zurückführen ließ, und sich in früheren Zeiten in malerischen Studien geäußert hatte, aber im breitesten Strome des Dilettantismus stecken geblieben war, wie denn jede eigentümliche Regung eines echten Edelmannes für unerlaubt angesehen wurde. Der Marquis hatte das ganz selbstverständlich gefunden, ohne sich jedoch bis in sein spätes Alter einer hochgradigen Empfänglichkeit für das meiste, was ihn umgab, entziehen zu können. Da dieses nun besonders in der letzten Zeit mit seinen Neigungen, Gewohnheiten, Ansichten und Grundsätzen widerstrebend zu sein pflegte, so fühlte er sich oft in ein

Unbehagen versetzt, von dem er sich selbst kaum genau Rechenschaft zu geben imstande war, da er das Bewußtsein in sich trug, das alles bereits wiederholt und genau in den gleichen Erscheinungsformen betrachtet zu haben, ohne jedoch stark genug zu sein, sich dieser wiederholten, seinem einsamen Leben einzig Abwechselung bietenden Betrachtung entziehen zu können.

Justins Erholungsstunden waren dem Tuileriengarten gewidmet. Er hatte dort die Bekanntschaft mehrerer Kinderwärterinnen aus vornehmen Häusern gemacht, deren politische Gesinnungen ihm unbekannt waren und um die er sich grundsätzlich nicht bekümmerte, da er sich die neuerworbene Freundschaft nicht möglicherweise durch unliebsame Entdeckungen verderben wollte. Er hatte von jeher einen lebhaften Drang nach dem Umgang mit dem schönen Geschlecht verspürt und war nur deshalb nicht in den heiligen Stand der Ehe getreten, um seinen Herrn nicht verlassen zu müssen und denselben, dessen junges Liebesglück früh und unbarmherzig zerstört worden, nicht durch den Anblick einer glücklichen Familie zu betrüben. Auf diese heroische Entsagung that er sich bei zunehmendem Alter, da die Abenteuer, die er als echter Kavalier ehedem fast ohne Unterbrechung bestanden, seltener und seltener wurden, nicht wenig zu gute. Unter den Bäumen des Tuileriengartens hatte er an die alte Gewohnheit wieder angeknüpft, nur spielte er jetzt anstatt der Liebhaber-, die Väter- und Vertrautenrollen, so schwer ihm das anfangs auch angekommen sein mochte. Aber als alter Philosoph wußte er, daß im Leben dieser tragikomischen Narrenbühne, wie sein Herr in besonders trüben Momenten zu sagen pflegte, jeder Uebergang von einem Fach in das andere schwierig und unbehaglich zu sein pflegt und so fügte er sich in das Unvermeidliche; blieb ihm doch nur die Wahl, den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, das ihm zur zweiten Natur geworden, ganz aufzugeben oder seinem Alter Rechnung zu tragen. In dieser Vertrauensrolle nun wurde er gleichsam der Feind seines eigenen Geschlechts, von dessen Treulosigkeit, Falschheit und Selbstsucht er den Mädchen nicht genug zu erzählen wußte. Er rächte sich dadurch an denen, die jünger und kräftiger waren als er, denn er konnte sich eines dunklen Gefühls nicht erwehren, das ihm anzudeuten schien, daß die junge

Wasserleitungen in San Remo.

Am Strande bei Sestri (S. 1002).

Aus dem Garten der Villa Gropallo in Nervi bei Genua. Von H. Nestel.

Welt, indem sie es trieb, wie einst er, sich eigentlich seine Rechte ohne jede Pietät angemaßt habe.

Es störte ihn nicht, daß seine Zuhörerinnen bei seinen Uebertreibungen ungläubig zu lächeln pflegten, da jede den eigenen Erfahrungen mehr Glaubwürdigkeit beilegte, als den stark gefärbten Schilderungen Justins. Die Tage, an denen das wiederkehrende Podagra seines Herrn oder die Ungunst des Wetters den Besuch des Tuileriengartens nicht gestattete, wurden von dem alten Diener als verlorene betrachtet und die Erzählungen des Marquis, der sich in solchen Mußestunden mit ihm in alte Erinnerungen zu verlieren pflegte, vermochten ihn nicht dafür zu entschädigen. Auch kam es hin und wieder vor, daß Justin selbst von irgend einem Unwohlsein befallen wurde, wie es sein Alter nur zu erklärlich machte; dann vertauschten sich die Rollen und der Herr pflegte den alten Waffengefährten, wie er ihn zu nennen liebte, da er das Leben ein für allemal für einen Kampf erklärt hatte, mit rührender Sorgfalt. Gewöhnlich jedoch behandelten sie sich gegenseitig wie Leute, die in den besten Jahren stehen; es war dies eine Höflichkeit, eine Schmeichelei, mit der jeder den anderen zu erfreuen und über sein Alter hinwegzutäuschen glaubte.

So vergingen die Jahre dieses einförmigen Doppeldaseins ohne Aussicht auf Veränderung. Da geschah es, daß Justin einst am frühen Abend eines stürmischen Herbsttages aus dem Tuileriengarten zurückkehrte und über heftige Gliederschmerzen klagte. Der Marquis pflegte ihn mit gewohnter Sorgfalt, aber am nächsten Morgen zeigten sich so bedenkliche Symptome bei dem Kranken, daß zu einem Arzt geschickt wurde. Derselbe erklärte die Krankheit, die durch Erkältung entstanden, für sehr ernster Natur, zumal bei dem vorgerückten Alter Justins. Der Marquis sah den Arzt bei diesen Worten verwundert an, da es ihm nie aufgefallen war, daß sein treuer Diener besonders alt sei; sein Erstaunen erreichte aber den Gipfel, als der Arzt erklärte, der Marquis könne unmöglich, wie er gewünscht hatte, die Pflege des Kranken allein übernehmen, da bei seinen hohen Jahren seine Kräfte schwerlich ausreichen würden. Der alte Herr protestierte eifrig dagegen und geriet in einen solchen Grad von Aufregung, als er von der Aufnahme eines Wärters in seine Wohnung hörte, daß der Arzt vorläufig nachzugeben beschloß und sich nach Anordnung der notwendigsten Mittel zurückzog. Der Marquis saß am Bett des Kranken, der in einem unruhigen Fieberschlaf dalag und schalt ihn mit leiser Stimme ein unvorsichtiges Kind, das ihm nichts als Angst und Sorgen verursache, das sich bei Wind und Wetter im Freien herumtreibe wie ein Gamin. Aber sein liebevolles Schelten vermochte die Krankheit nicht aufzuhalten, denn ehe der Arzt am anderen Tage zurückkehrte, war der treue Diener an einem plötzlichen Hustenanfall erstickt und lag nun kalt und leblos da. Der Marquis ging wie im wachen Traum umher, die Welt schien ihm aus den Fugen gewichen, das letzte Band, das ihn an die Vergangenheit, die für ihn das ewig Gültige bedeutete, knüpfte, war zerrissen.

In seiner Wohnung herrschte jetzt eine womöglich noch größere Stille, als bisher. Seine geringen Bedürfnisse wurden von einer alten Frau, die in demselben Hause wohnte, besorgt, die aber in Erfüllung ihrer Pflichten nicht eben sehr gewissenhaft war, so daß der Staub oft wochenlang auf dem alten Hausrat sein Wesen trieb; der Marquis aber beachtete das kaum, denn seine Seele brütete über wichtigen Entschlüssen. Lebenslange Gewohnheit wie angeborener Stolz ließen es ihm als Notwendigkeit erscheinen, einen neuen Diener anzunehmen, aber ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit, wie Pietät für den Verstorbenen, hielten ihn, je länger er darüber nachdachte, mehr und mehr von einem so gewagten Schritte zurück. Einigemal hatte er sich soweit aufgerafft, Rücksprache mit verschiedenen Individuen, die ihm zu diesem Zwecke empfohlen waren, zu nehmen, allein das Resultat war stets ein äußerst ungünstiges. Die zur Einsicht mitgebrachten Zeugnisse zwar lauteten meist günstig, aber die Aussteller derselben waren teils neugebackene Adlige, die wie Pilze aus der Erde schossen oder bürgerliche Parvenus, und da der Marquis sich einen treuen Diener nicht anders vorstellen konnte, als daß er die Gesinnungen seines Herrn teile, so waren ihm diese von so verdächtiger Seite gut empfohlenen Menschen mehr oder weniger ein Greuel. Vor dem Gedanken, ein solches Individuum in seiner Nähe zu dulden, schreckte die zaghafte alte Seele zurück; es wäre ihr wie Verrat an einem ganzen gesinnungsvollen Leben erschienen. So schien der wackere Justin, dieses Muster eines Dieners aus der alten Schule, unersetzt bleiben zu sollen, um so mehr, als der Marquis sich eines Tages genauer mit seinen Finanzen zu beschäftigen begann, wozu ihn die Leere seines Daseins getrieben haben mochte, und sich hierbei der Entdeckung nicht verschließen konnte, daß sein kleines Vermögen zusammengeschmolzen sei, indem er in den letzten Jahren, trotz seiner Sparsamkeit, da er sorglos in den Tag hinein lebte, mehr gebraucht hatte, als ihm zu Gebote stand. Er hatte jetzt bereits die Mitte der siebziger Jahre erreicht, aber das Gefühl, daß er noch ein langes Leben vor sich habe, verließ ihn niemals, daher ihn die gemachte Entdeckung nicht wenig verstörte.

Das endgültige Resultat dieser Entdeckung, wie der vielfachen tiefsinnigen Grübeleien, war der Entschluß, dem treuen und betrauerten Justin keinen Nachfolger zu geben, sondern in der seit dessen Tode geführten Lebensweise fortzufahren. Allein der Stolz des alten Herrn litt doch mehr unter diesem Entschluß, als er sich gestehen wollte. Den Hausgenossen sowohl als den Nachbarn, die sich, je weniger es in seinem Leben Bemerkenswertes oder Neugier Reizendes gab, desto mehr mit ihm beschäftigten, war es längst aufgefallen, daß er sich ohne Diener behelfe, um so mehr, als bei den vielen kleinen Handwerkern, die in diesem Viertel wohnten, hier und da ein Familienmitglied zu versorgen und unterzubringen war und schon mancher sich der Hoffnung hingegeben hatte, den bequemen Posten des alten Justin einzunehmen. Der Marquis erfuhr von dem Gerede und den Zumutungen der Leute gerade so viel, als hinreichte, ihn zu beunruhigen. In seinen fortgesetzten Grübeleien, die viele Stunden des Tages ausfüllten, ward es ihm nach und nach zur Gewißheit, daß man hinter seine wahren Vermögensver-

hältnisse gekommen und dieser Gedanke, so grundlos er auch war, erschien dem stolzen Greise so demütigend, daß er nach langem Kampfe auf den heroischen Entschluß verfiel, seinem alten Diener einen Nachfolger zu geben. Ueber die Wahl desselben war er, nachdem er die Notwendigkeit dieses Schritts einmal eingesehen, nicht lange im Zweifel. Dem Gerede mußte ein Ende gemacht werden, um so mehr, als die Leute in den Augen des Marquis recht hatten, wenn sie sich verwunderten, daß ein Edelmann aus einem so alten Geschlecht wie das seine, sich ohne Diener behelfe. Ein von den neuen Ideen erfülltes Individuum aber konnte und wollte er nicht in seiner Nähe dulden, auch wenn seine Finanzen ihm nicht diese Enthaltsamkeit auferlegt hätten. Und so verfiel der grübelnde Kopf auf den einzigen Ausweg, der ihm offen blieb. Er beschloß, sein eigener Diener zu werden. Von seinen eigenen Gesinnungen war er überzeugt, seine angegriffenen Finanzen wurden dadurch nicht geschmälert und die Würde eines Edelmanns des ancien régime war der Welt gegenüber gewahrt.

Nicht ohne heftige innere Bewegung schlüpfte er in die Livree Justins und mit geheimen Schaudern sah er sich als dessen Ebenbild aus dem Spiegel hervorleuchten. Aber nachdem die erste unheimliche Regung vorüber, begann er eine Art von Vergnügen über diese Mummerei zu empfinden, um so mehr, als er sich sagte, daß er der Welt, die er so gering schätzte, dadurch ein Schnippchen zu schlagen im Begriff stehe. Er verabschiedete die Frau, die bisher die geringe Bedienung, deren er bedurfte, besorgt hatte, indem er ihr sagte, daß er wieder einen Diener angenommen habe, da sie sonst sein kostbares Geheimnis verraten haben würde.

Am Abend dieses Tages in der Dämmerung wagte er sich zum erstenmal in der Verkleidung auf die Gasse, um einige notwendige Einkäufe zu machen. Das alte Herz schlug ihm heftig, aber er empfand diese Aufregung, wie er sie lange nicht mehr verspürt hatte, in der Monotonie seines Daseins als etwas Wohlthätiges. Die weiße Halsbinde anstatt der steifen Vatermörder trugen neben der Livree hauptsächlich dazu bei, dem alten Herrn ein gänzlich verändertes Aussehen zu geben. Als er daher in den ersten Laden eintrat, kam ihm die Verkäuferin, da sie die wohlbekannte Livree bemerkte, mit der Frage entgegen, ob er der neue Diener des Marquis sei, da die alte Frau die große Neuigkeit schon in der Nachbarschaft verkündet hatte. Er bejahte kurz und trat, seines gelungenen Planes froh, schon mit weit größerer Zuversicht in das zweite Magazin. Auch hier wiederholte sich dieselbe Frage und so kehrte er mit wahrhafter Befriedigung in seine Wohnung zurück. Nach und nach dehnte er seine Gänge weiter aus; da er, immer eine Entdeckung fürchtend, es vorzog, seine Einkäufe auch in entfernteren Quartieren zu machen, war sein Stolz doch befriedigt, wenn die Nachbarschaft nur den Diener des Marquis zu Gesichte bekam. An jedem Morgen legte er in seiner Wohnung gleichfalls die Livree an, die ihm bereits lieb geworden, da sie es ihm ermöglichte, seine Stellung der feindlichen Welt gegenüber zu behaupten. Er öffnete den wenigen Verkäufern, die seine Wohnung aufsuchten und wechselte dann die Kleidung, um in natürlicher Gestalt das Quartier zu durchschreiten und seinen täglichen Gewohnheiten nachzugehen. Allmählich schränkte er die Gänge auf die Straße in der Gestalt seines eigenen Dieners mehr und mehr ein, da man jetzt von dessen Existenz vollkommen überzeugt sein mußte. Sobald er sich als Herr und Gebieter in seiner Wohnung befand, pflegte er nicht zu öffnen, wenn Einlaß verlangt wurde; geschah dies ausnahmsweise aber doch, so vergaß er nie zu bemerken, daß sein Diener soeben ausgegangen, denn er verhehlte sich nicht, daß der kleinste Umstand hinreichend sei, sein so wertvolles Geheimnis zu verraten. Er glaubte, diesen frommen Betrug sich selbst, seiner Familie, seinen Ahnen, wie seinem Stande überhaupt schuldig zu sein und ertrug das Los dieser sonderbaren Doppelexistenz mit Ergebung und rührender Sorgfalt.

Da geschah es, daß eines Tages Einlaß begehrt wurde, als er sich noch als sein eigener Diener in der Livrée befand. Er öffnete daher die Thür und sah sich einem jungen Mann in halb ländlicher, halb städtischer Kleidung gegenüber, der mit verlegener Stimme nach dem Herrn Marquis fragte. Als er bemerkte, dieser sei ausgegangen, reichte der Fremde ihm einen Brief, mit dem Ersuchen, denselben dem alten Herrn bei seiner Rückkehr zu übergeben, er werde wiederkommen, die Antwort zu empfangen. Der Marquis sah auf die Adresse, die seinen Namen trug und die Schrift kam ihm eigentümlich bekannt vor. Er fragte daher den Ueberbringer, von wem der Brief komme und dieser erwiderte, indem eine leise Röte sein Antlitz überzog: „Von dem Bruder des Herrn Marquis."

„Von einem Toten also!" erwiderte dieser erstaunt, indem seine Stimme bebte.

Der Ueberbringer bejahte schweigend und der Marquis, der alle Fassung verloren, winkte ihm, ihm in das Innere der Wohnung zu folgen. Dort hieß er ihn im kleinen Salon den Marquis zu erwarten, da dieser nicht lange mehr ausbleiben könne, während er selbst in heftigster Bewegung in sein Zimmer eilte, dasselbe hinter sich verschloß und mit zitternden Händen den Brief eines Todten, der auch dessen Siegel deutlich und unversehrt trug, öffnete.

Es war ein langer Brief in der wohlbekannten Handschrift des Bruders, die er seit Jahren nicht mehr gesehen. Der Anblick bewegte ihn mächtig und es war dem einsamen Greise, als rede eine Stimme aus dem Jenseits zu ihm. Aber die Bekenntnisse, die hier gemacht wurden, waren sehr weltlicher Natur. Es war die Geschichte eines Manneslebens in diesen wenigen Seiten enthalten. Der Abbé hatte vergebens gegen eine Leidenschaft gekämpft, die mächtiger war, als er. Die Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen hatte ihn überwältigt und, ohne Hoffnung, ihr je seinen Namen geben zu können, da, auch wenn er alle Vorurteile bewältigt, die Kirche einen unausfüllbaren Abgrund zwischen ihnen aufgethan hätte, war sie die Seine geworden. Die Furcht vor der Schande, als sie einem Knaben das Dasein gegeben, hatte an ihrem Leben gezehrt und sie war früh ins Grab gesunken, den Geliebten allmählich wie mit unsichtbarer Gewalt nach sich

ziehend, um so mehr, da Reue und Widerwillen gegen seinen Stand mächtige Bundesgenossen der Toten waren, die jenseits des Grabes ihr Eigentum, das ihr hier versagt geblieben, mit gebieterischer Stimme forderte. Den wenigen Verwandten, ja dem eigenen Bruder hatte der Abbé alles verhehlt; das Kind war von der Familie der Geschiedenen erzogen worden, der selbst daran gelegen war, die Schande soviel als möglich zu verbergen.

Als der Marquis zu Ende gelesen, saß er wie ein vom Blitzstrahl Getroffener. Es war ein wunderlicher Anblick; der alte Mann in der Livree mit weit offenen Augen, ins Leere starrend, wie dieser Welt entrückt. Er wußte jetzt alles. Jener Fremde im Zimmer nebenan war der Sohn seines Bruders und dieser rief ihn aus dem Grabe um Schutz und Beistand für das Kind seiner Geliebten an. Er hatte im Leben und im Tode zu seinem Bruder mit einer Art von Andacht emporgeschaut; vereinigte dieser mit dem Adel der Geburt doch den Adel des Geistes und jetzt wußte er ihn von der menschlichsten Schwäche befangen in einem Grade, daß dieses reiche und volle Leben an dem inneren Widerspruch daran zu Grunde gegangen. Er hatte die Satzungen der Kirche, die er sich gelobt, gebrochen und der alte Mann fragte sich, als er wieder zum Bewußtsein seiner selbst gekommen und tausend Gedanken sich mit Blitzesschnelle in ihm kreuzten, ob denn irgend etwas fest stünde auf dieser unbeständigen Welt. Die letzten Pfeiler seiner Existenz schienen mit dieser neuen, schmerzlichen Erfahrung zu wanken. Keine Regung der Freude bemächtigte sich des Einsamen, daß nun doch jemand erschienen, dessen Wohl und Wehe ihm anvertraut sei, nur ein Gefühl der Scham für den Verstorbenen, der sein Leben nicht fleckenlos gehalten, kam über ihn. Und mitten in diesen Empfindungen sah er das alte Bild im Nebenzimmer vor sich, das neben dem Porträt der unglücklichen Königin hing und dessen Original neben dieser das Ideal seines Lebens gewesen und noch war, und ein Lächeln glitt über die alten Züge, während er murmelte: Wir haben entsagt, und es ist besser so. Und eine jugendliche Gestalt glitt an seinem inneren Auge vorüber, kein Bild mehr, nein Fleisch und Blut — seine eigene Jugend, die Entsagung und Selbstverleugnung gewesen und die es ihm möglich gemacht hatte, dieses ganze lange, einsame Leben zu ertragen.

Aber der Brief vor ihm starrte ihm mit der Unerbittlichkeit einer Thatsache entgegen. Er mußte einen Entschluß fassen, denn daß die Wünsche seines Bruders ihm heilig sein sollten, auch wenn dieser selbst kein Heiliger gewesen, stand in ihm fest. Er bemühte sich, die Spuren der Erregung aus seinem Antlitz zu bannen, als er aber dem Spiegel gegenübertrat, mußte er unwillkürlich über sich selbst lächeln. Denn nicht das Bild eines alten Edelmannes, der ein, wenn auch schwieriges Vermächtnis seines Bruders zu erfüllen hatte, leuchtete ihm entgegen, sondern das Ebenbild des Dieners eines Edelmannes aus der guten alten Zeit. Und er besann sich, daß er Herr und Diener in einer Person sei, und dieses Spiel, das ihm so lange von Wichtigkeit gewesen, erschien ihm jetzt, wo ernstere Pflichten an ihn heranzutreten begannen, klein und nichtig.

Als er, nachdem er sich umgekleidet, in den Salon eintrat, erhob sich der junge Mann mit nicht zu verkennender Bewegung, die den Marquis sofort überzeugte, daß er von dem Inhalt des Schreibens wie auch von ihrem Verhältnis zu einander unterrichtet sei. Diese Gewißheit erleichterte ihm die peinliche Scene, der er entgegenging. Er begrüßte den Fremden mit ruhiger Freundlichkeit und hatte ihn durch seine Art und Weise bald dahin gebracht, daß er Mut genug fand, ihm das wenige, was er ihm noch anzuvertrauen hatte, mitzutheilen. Er war von der Familie seiner Mutter auferzogen worden und hatte erst erfahren, daß der Abbé sein Vater gewesen, als dieser bereits verschieden. Derselbe hatte für seinen Lebensunterhalt gesorgt und auch nach seinem Tode war ihm eine kleine Summe ausgezahlt worden, solange eben die geringe Hinterlassenschaft ausgereicht hatte, da der Verstorbene kaum ein eigenes Vermögen besessen. Aber es fand sich ein Brief vor, in dem ein anderer, an den Marquis adressiert, eingeschlossen war. Dieser Brief enthielt die Anweisung, das beigeschlossene Schreiben an seine Adresse abzugeben, sobald es ihm im Leben schlecht gehe und er des Beistandes eines anderen bedürfe. In diesem Falle solle er keine andere Hilfe als die des leiblichen Bruders seines Vaters, des Marquis, in Anspruch nehmen. Der junge Mann, den man nach seinem Vater auf den Namen Maxime getauft hatte, zeigte Neigung zur Landwirtschaft. Er hatte seine Lehrjahre überstanden und liebte ein braves Mädchen, die Tochter eines Pächters, die er heimzuführen beabsichtigte, sobald es ihm möglich sei, einen eigenen, wenn auch noch so bescheidenen Herd zu gründen. Dieser Wunsch, dessen Erfüllung ihm als das Ziel alles Strebens erschien, wie die völlige Aussichtslosigkeit für die Zukunft, hatten ihn nach langem Widerstreben veranlaßt, den Marquis aufzusuchen, damit dieser ihm mit Rat und wenn möglich durch die That beistehe.

Das alles wurde mit Offenheit und gutem Anstand vorgetragen und der alte Herr empfand bereits geringeres Unbehagen, sich so plötzlich einem leiblichen Neffen, von dessen Existenz er bisher keine Ahnung gehabt, gegenüber zu sehen. Er teilte ihm mit, daß er in seiner Wohnung bleiben solle, bis er einen Entschluß gefaßt habe, den er ihm dann sofort mitteilen werde, denn nach der Wahrnehmung, die er über den Stand seines kleinen Vermögens gemacht, war er in nicht geringer Sorge, wie er dem letzten Wunsch seines Bruders gerecht werden solle, ohne sich ein Dasein voll Entbehrungen aufzulegen.

Maxime hatte sich in dem kleinen Zimmer Justins zur Ruhe gelegt; der Marquis aber saß noch am späten Abend im Salon bei tief herabgebrannten Lichtern und dachte an seine und die Zukunft des seinem Schutze Anvertrauten, ohne zu einem Entschluß kommen zu können. Die ungewohnte Gemütsbewegung hatte ihn in einen Zustand der Ermattung und Abspannung versetzt, die ihm zum erstenmal sein Alter und das Hilflose seiner Lage recht fühlbar machte. Er hatte im Antlitz Maximes die jugendlichen Züge seines Bruders wieder gefunden und er empfand die Einsamkeit, in der sein Leben seit lange dahingeflossen und an die er sich ge=

wöhnt zu haben glaubte, lebhafter als je. Wenn er dem Jüngling, der, wenn ihm auch eigentlich fremd, doch sein Neffe und das Vermächtnis seines Bruders war, zu eigenem Herd verhelfen wollte, so sah er keine Möglichkeit, seine Existenz in der bisherigen bescheidenen Weise sorglos fortzusetzen. Und plötzlich erschien ihm die Vorstellung in lockendster Gestalt, wieder eine Familie zu haben, wenn sich sein Stolz auch gegen den Gedanken wehrte, unter einfachen Landleuten zu leben, er, der letzte legitime Sproß einer der ältesten Familien des Landes. In seiner Unentschlossenheit trat er an das Lager des Schlafenden und es war ihm, als ob sein Bruder ihm zurufe: „Sei meinem Kinde ein Vater; sühne, was ich verbrochen.“

Als der Morgen graute, ohne daß er Ruhe gefunden, stand sein Entschluß fest. Als Maxime zu ihm in den Salon trat, teilte er dem Erstaunten die Pläne für ihre Zukunft mit, die er, von der Notwendigkeit gedrängt, gefaßt hatte. Maxime sollte ein kleines Landgut, womöglich in der Bretagne, erwerben, seine Braut heimführen und der Marquis wollte dann zu ihnen kommen und seine alten Tage an ihrem Herde beschließen. Zu diesem Unternehmen reiche sein kleines Vermögen aus, wenn er alles zusammennehme, was er sein nennen dürfe. Maxime küßte im ersten Entzücken dem edlen Manne die Hand; dieser ließ es lächelnd geschehen, denn diese Huldigung, die ihn an die schönen Tage von Versailles erinnerte, that ihm unbewußt wohl, wie denn die gute Manier, die der junge Mann in allem, was er that, zeigte, ihm den schweren Entschluß, den er sich abgerungen, erleichtern zu wollen schien. Er sagte sich, daß Maxime, obgleich kein legitimer Sprößling der Familie, doch deren gute Art selbst im niederen Stande nicht verleugne. Er drängte den von unverhofftem Glück noch ganz Berauschten zur schleunigen Abreise, da er in seinem Entschluß wieder wankend zu werden fürchtete, falls ihm ein Widerruf in jedem Augenblick offen stünde. Maxime, der mit kleinen Güterbesitzern und Pächtern in verschiedenen Teilen Frankreichs bekannt war, reiste mit den frohsten Hoffnungen und den heißesten Dankesworten für seinen Wohlthäter nach der Bretagne ab, um ein fast unerreichbar geglaubtes Glück so bald als möglich verwirklicht und seinen Wohlthäter, in dem er jetzt seinen eigentlichen Vater ehrte, der Unruhe, in die ihn eine so eigentümliche Wendung seines Lebens versetzen mußte, enthoben zu sehen. Als der Marquis sich wieder allein fand, erschien ihm alles wie ein Traum. Nach wie vor setzte er die Komödie, die er seinem Stolz zuliebe insceniert hatte, fort, indem er sich dann und wann als sein eigener Diener zeigte, aber er konnte sich einer gewissen Genugthuung nicht verschließen, die ihn beschlich, wenn er bedachte, daß dieses Possenspiel, das ihm zeitweilig doch als durchaus unwürdig erschien, nun bald sein Ende erreichen würde. Andererseits vermochte er aber ebensowenig, sich von den Verhältnissen, in denen er in Zukunft leben würde, ein Bild zu entwerfen und so sah er denn mit Spannung den Berichten Maximes entgegen, die auch nicht lange ausblieben und den Ankauf eines kleinen Gutes meldeten, das in der Bretagne gelegen, zu niedrigem Preise, der nicht einmal das Vermögen des Marquis ganz in Anspruch nahm, erworben war. — Maximes Bitte jedoch, seiner Hochzeit beizuwohnen, lehnte der alte Herr freundlich, doch entschieden ab. Es wäre ihm unerträglich gewesen, der Gegenstand der Neugier von Leuten weit unter seinem Range zu sein. Als nun der Zeitpunkt, da der Neffe ihn von Paris abholen und auf sein kleines Eigentum geleiten sollte, näher und näher rückte, fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er sich von seinem Hausrat, der mit ihm alt geworden, trennen solle. Er beschloß, denselben in die neue Heimat mitzunehmen und sendete das meiste schon vorher dahin ab. Als Maxime, strahlend vor Glück, eintraf, fand er den Marquis in fast ausgeleerten Zimmern, die er, da sie ihm unheimlich geworden, leichter verließ, als er selbst gewähnt hatte. Mit dem letzten Schritt über diese Schwelle schien ihm seine ganze Vergangenheit ausgelöscht. Maxime mochte ahnen, was in der Brust des Greises vorging, denn die Reise verlief ziemlich schweigsam. Als der Marquis aber, von der blühenden Frau mit Ehrfurcht und Sorgfalt an der Schwelle des Hauses begrüßt, von dem jungen Ehepaar in die für ihn bestimmten Zimmer geführt wurde, schwand das Unbehagen und der bange Zweifel, die ihn auf der Reise gequält hatten, bald. Mit rührendem Eifer fand er in dieser ländlichen Umgebung fast alles so, wie er es in Paris verlassen. Man hatte, soweit es möglich war, mit Hilfe seines Hausrats alles so eingerichtet, daß er nichts vermissen sollte. Er fand Blumen überall und sah von seinen Fenstern auf weite Felder, die von einem dichten Walde eingeschlossen wurden. Schon in den ersten Tagen bemächtigte sich seiner ein Heimatsgefühl, das er lange nicht gekannt. Liebe und Dankbarkeit waren seine Hausgenossen und als nach einem Jahre der erste Sprößling erschien, der auf den Namen Anatole getauft und in dem der Marquis seine eigenen Züge zu erkennen glaubte, fehlte ihm nichts zum Glücke eines Großvaters. Er sah hier zum erstenmal ein aus Arbeit und Pflichterfüllung zusammengesetztes Leben und konnte sich hin und wieder eines leichten Kopfschüttelns nicht erwehren, wenn er Maxime, in dem doch immerhin ein Tropfen von dem Blute derer von Chambéry floß, wie einen Knecht auf dem Felde hantieren sah. Von der Hauptstadt hörte er nur hin und wieder durch die wenigen Zeitungen, die zu ihm gelangten. Er, der täglich einen Umsturz der Dinge zu Gunsten der Legitimität erwartete, der nicht begriff, wie die Herrschaft des gekrönten Abenteurers so lange währen könne, war bald froh, aus der Nähe so verabscheuungswürdiger Elemente entfernt zu sein, obgleich er hin und wieder seine alten Gewohnheiten vermißte. Aber sich als Stifter des Glückes einer Familie, die sichtlich gedieh, zu wissen, entschädigte ihn reichlich. So flossen die wenigen Jahre, die ihm noch beschieden waren, in ländlicher Abgeschiedenheit, inmitten einfacher Menschen, die er sich nicht scheute, die Seinen zu nennen, hin. Trotz seiner äußeren Rüstigkeit war seine Lebenskraft doch aufgezehrt und nur das Landleben hatte ihn, das Abbild vergangener Zeiten und Zustände, länger erhalten, als es die Atmosphäre von Paris gestattet haben würde.

An einem schönen Sommerabend, da der Duft

frischen Heues in das altertümliche Gemach, das sich gar eigentümlich in diesem ländlichen Hause ausnahm, drang, entschlief er sanft in den Armen Maximes und seiner Frau, nachdem er noch am Morgen den Knaben, dessen Spielgenosse er geworden, auf seinen Knien gewiegt. Er sah nicht, in welcher Umgebung er hinüberschlummerte; seine inneren Blicke schauten die glänzenden Räume von Versailles und das Bild Marie Antoinettes schien ihm zuzulächeln. Das Porträt der Dame aber im Schäferkostüm schien aus seinem Rahmen zu treten, höher und höher sich in die Luft zu heben und ihm zu winken, ihr zu folgen.

So entschlief der letzte derer von Chambéry auf einem kleinen Grundbesitz der Bretagne, die einst die großen Besitzungen seiner stolzen Familie eingeschlossen. Er wurde in der Familiengruft beigesetzt und sein Stamm lebt nur in einfachen Landleuten, die nicht seinen Namen führen, fort. Maxime aber, der ihn mit seiner ganzen Familie tief betrauerte, wallfahrtet oft zu der verlassenen Gruft, die sich hinter dem letzten legitimen Sproß für immer geschlossen und betet dort an ihren Särgen für seine beiden Väter. Er fühlt sich ganz als ein Sohn des Volks und der neuen Zeit, denkt aber mit dankbarer Pietät des Ursprungs, aus dem sein Glück und der bescheidene Wohlstand, dessen er sich erfreut, geflossen. Er erlebte noch den Sturz des Kaiserreichs und sah jene Träume, in denen der Marquis gelebt und gestorben, mehr und mehr zu Schemen werden. Er lebt, ein Sohn des Volks, unter der Herrschaft des Volks, und kann sich wie seine Söhne, die unterdessen zu Männern herangewachsen, kaum noch entsinnen, daß ein Tropfen altadligen Bluts auch in seinen Adern rinnt.

Der Löwe und der Mensch.

Arabische Fabel.

Von

Gustav Diercks.

Die Sonne war untergegangen, die Farben erbleichten schnell am wolkenlosen Himmel und ein kühler Wind wehte über die unermeßliche Wüste, die sich nach allen Seiten hin ausdehnte. Das Abendgebet war verrichtet und die Bewohner der wenigen, in geringer Entfernung voneinander aufgeschlagenen Beduinenzelte versammelten sich nun um das spärliche Feuer, das das junge Weib des stattlichen Scheichs entzündet hatte, dem das schönste der Zelte, dem die größte Zahl der Kamele gehörte, die in der Nähe gelagert waren, dem als Führer die kleine Truppe gehorchte, die jene ärmlichen Zelte bewohnte. Sie waren freilich nicht alle gekommen, denn viele waren von des Tages Mühen und Hitze zu ermattet, um nicht beim Nahen der Nacht sogleich im Schlafe Erholung zu suchen; die anderen dagegen suchten noch Erfrischung am Borne der Dichtung.

Nachdem er die nötigen Befehle erteilt und die Wachen ausgestellt hatte — denn ein feindlicher Stamm hatte sich vor einigen Tagen gezeigt und es galt daher, nicht allein gegen die Raubtiere, sondern auch gegen das wildeste aller Geschöpfe: den von Leidenschaften, von Beutegier und Blutdurst erfüllten Menschen auf der Hut zu sein — da trat auch der jugendliche Führer, der ernste Ismael zu der Gruppe, die sich um das Feuer vor seinem Zelte versammelt hatte, und setzte sich, den Burnus fester ziehend, um sich gegen die Kühle der Nacht zu schützen, zu den Gefährten. Das allgemeine Gespräch verstummte und ein hagerer Greis, des Scheichs spruchkundiger Vater, begann, der Gewohnheit gemäß und der Aufforderung dazu folgend, eine jener Erzählungen, die der Wüste Söhne so gern hören.

Geborene Dichter, scharfe Geister, beleben sie die tote Wüste um sich her mit ihren poetischen Gestalten, schaffen unaufhörlich eine neue, eine Tageslitteratur, die trotz der beschränkten Stoffkreise doch gerade solche Mannigfaltigkeit aufweist, wie die Arabesken, diese Märchen aus Stuck und Stein. Unermüdlich ist des Arabers Phantasie im Schaffen neuer Poesien, die, im Augenblick entstanden, nur dem Augenblick dienen und, ungeschrieben, nur wenn sie gelungen waren, im Gedächtnis der Zuhörer fortleben. Bemüht sich auch jeder, durch die Schärfe seines Geistes, durch die buntfarbigen Bilder der Phantasie, durch die Formvollendung und innere Schönheit seiner Dichtungen seine augenblicklichen Zuhörer zu erfreuen und ihr Lob zu ernten, so sind doch wenige so geschickt darin, wie der greise, weitgereiste Jakub, des Scheichs Vater, es war, des Lebens Rätsel, der Natur Erscheinungen zu erklären und diese Deutungen in ein schönes poetisches Gewand zu hüllen. Er mußte denn auch stets die Reihe der Erzählungen beginnen und so war es auch jenen Abend. Er sprach:

Mit Allahs Hilfe will ich der Erinnerung goldenen Schrein eröffnen und aus seiner Kästchen einem nehmen, was vor vielen Geschlechtern dort hineingelegt wurde.

Hunderttausend Jahre waren vergangen seit der Allgewaltige die Welt geschaffen hatte. Undurchdringliche Wälder, in denen die Bäume so wenig zu zählen waren wie die Sandkörner der Wüste, bedeckten das Erdreich, neuen Wäldern den Boden gewährend, in dem sie erstarben und wurden, woraus Allah sie geschaffen: Staub und Erde. Keine Wege führten durch diese Baumwüsten, denn es gab niemand, der sie bahnte als die Bäche und Flüsse, die ihnen Kraft gaben zu gedeihen, zu wachsen und sich zu erneuern. Doch die Waldwüste war nicht tot und verlassen. Alle Tiere der Welt waren dort zu Hause und immer ertönte der helle Gesang vielfarbiger Vögel. Die Herrschaft über die unzähligen Geschöpfe Allahs führte als König der Löwe. Wohl gab es andere größere Tiere, der bösen Dschinnen gewaltige Kinder, aber der Löwe ward zum König erkoren, weil er an Edelsinn und Großmut, an Kraft des Geistes und Schönheit des Körpers alle anderen Geschöpfe des Allmächtigen übertraf. Doch die häßlichen Kinder der bösen Dschinnen wollten dem Löwen nicht dienen, sie waren in ewigem Kampf mit ihm, vernichteten alles, was sie erreichen konnten und töteten des rechtmäßigen Königs Unterthanen, aber sie konnten sich nicht zu Herren des großen Reiches machen, das der Löwe beherrschte.

Als sie so jahrtausendelang vergebens gekämpft,

da riefen sie die bösen Dschinnen um Hilfe an, ihre Eltern, die Allah in die Mitte des Erdreichs geschleudert und mit dem Meere begraben hatte. Wie ihre Kinder gegen den Löwen, so strebten sie gegen die gewaltige Macht des leuchtenden Gottes an, doch auch ihr Streben war vergebens, denn, unter sich uneins, kämpften sie einzeln, und es war fruchtlos, wenn einer von ihnen sich einen Weg zum Lichte der goldenen Sonne gebahnt. Der Hilferuf ihrer Kinder mahnte sie aber, den Streit zu lassen, der sie entzweite, und gemeinsam gegen den großen Gegner und seine Schöpfungen zu kämpfen, um aus den Trümmern der Welt sich ein eigenes Reich zu bauen. In der Stille schaffend, bereiteten sie ihre Waffen, übten ihre Glieder und brachen den Kerker, der sie bisher umschlossen, so daß die Meere sich hoben und sich über die Erde ergossen, die, zusammenstürzend, sich in die Tiefe senkte.

Angstvoll flüchteten die Tiere, die des Löwen Unterthanen waren, auf die Höhen, die bei dem Umsturz geblieben, aber die meisten kamen in den wilden Wassern um zugleich mit ihren Feinden, den Ungeheuern, der Dschinnen Kinder, die diesen Umsturz verursacht hatten.

Auf ihren schwarzen Schlachtkamelen stürmte die Rotte der Dschinnen gegen den Herrn der Heerscharen, der, auf weißem Kamele thronend, seine Heere gegen die riesigen finsteren Feinde führte. Die Lüfte erdröhnten von ihren Kämpfen, von dem wilden Geschrei der bösen Geister, doch Allah war siegreich; mit allgewaltiger Hand schleuderte er die ewigen Feinde des Guten in den tiefsten der Abgründe und türmte Gebirge über ihrem engen Kerker auf. Trauernd sah Allah hernieder auf das verödete Land. Wüste war, wo einst Wasser gewogt und tief unter den Meeren waren die waldigen Berge und schattigen Thäler begraben, über denen die goldene Sonne einst geleuchtet. Stille des Todes waltete über den unfruchtbaren Sandmeeren, die auf hundert Tagereisen den Boden bildeten.

Die Tiere, die sich vor dem Untergang bewahrt, die sich in weite Fernen geflüchtet hatten, fanden nichts, wovon zu leben. Hatten sie sich früher von des Waldes Früchten genährt, so mußten sie jetzt gegeneinander wüten, um sich und ihre Geschlechter zu erhalten. So entarteten sie und nur des Löwen weiser Herrschaft war es zu danken, daß sie sich nicht gegenseitig vernichteten; allmählich aber gewöhnten sich alle an die neue Ordnung der Dinge, an die veränderte Natur.

Allah war inzwischen nicht unthätig gewesen; durch seine Diener ließ er die spärlichen Pflanzensamen, die übrig geblieben, über die Erde verbreiten; doch der Vorrat reichte nicht für die ganze Welt und weite Strecken blieben öde und unbewaldet, wie unser sonniges Vaterland. Damit erhalten und gepflegt würde, was er neu geschaffen, wollte Allah wieder eines der lebenden Tiere zum Herrscher über die Welt einsetzen und suchte, welches unter ihnen dazu am geeignetsten wäre. Aber welche Veränderung war mit ihnen vorgegangen seit jener Zeit, da die Erde diese neue Gestalt angenommen, und selbst der Löwe, den er als das erste der Tiere wieder zum Herrscher der Welt einsetzen wollte, wozu er durch seine Eigenschaften von Urzeiten an bestimmt war, schien ihm nicht mehr geeignet. Ein neues Geschöpf mußte gebildet werden, das den hohen Geist besaß, den er dem König der Tiere einst eingehaucht und der unter der Not der Zeiten abgestumpft war; so blies er seinen Odem in die neue Gestalt, die er geformt, und rief den Menschen ins Dasein.

Der Löwe und seine Vasallen wußten nichts von Allahs neuer Schöpfung; über den Erdkreis verstreut, ein jedes seine Nahrung suchend, wo er dieselbe zu finden hoffte, gehorchten aber dennoch alle Tiere gern den Gesetzen des Löwen und versammelten sich vor seinem Königszelt wie ehemals zu den festgesetzten Zeiten. Nachdem sie sich an die neue veränderte Natur gewöhnt, kehrte ihnen auch die ursprüngliche Fröhlichkeit wieder und in den Ratsversammlungen ging es meist lustig her.

Das stattliche Königszelt des Löwen war seit langer Zeit auf einer der Höhen der weiten Sandwüste aufgeschlagen, die Zeltstangen waren hochragende Palmen, die ihren Schatten auf einen kühlenden Born in der Nähe des Thrones warfen. Weithin konnte der stolze Herrscher alle Länder übersehen und an den Abhängen zu seinen Füßen lagerten die Räte, wenn er sie durch seine Diener berief.

So war es einst wieder geschehen und wie immer fanden sich die Vasallen, dem Rufe des Herrschers gemäß, pünktlich ein, nur zwei der ersten Räte, das Pferd und das Kamel, waren säumig, wie sie es nie gewesen. Schon fing der König an zu zürnen, da verkündete endlich der Affe, der den Wachdienst auf der höchsten Palme versah, daß er sie in ungewohnter Eile kommen sähe. Des Königs Stirn zog sich in Falten, als sie vor seinem Thron erschienen und heftige Scheltworte waren der Gruß, mit dem er den der Verspäteten erwiderte. Sie wagten nicht, des Löwen Rede zu unterbrechen, doch er selbst war überrascht, sie so verstört zu sehen und fragte sie endlich nach dem Grunde ihrer Verspätung und Erregung.

„O Herr, verzeih und höre mich an,“ begann nunmehr das Pferd. „Du weißt, ich bin kein Freund des Kamels, aber höre, was uns zusammenführte und was geschehen. Wie ich gestern auf dem Wege hierher auf einer Höhe Rast hielt und in die Ferne schaute, sah ich ein fremdartiges Tier, das das widerstrebende Kamel mit Aufwand aller Kräfte nach sich zog und dieses rief, sobald es mich erblickte, laut um Hilfe. Ich eilte an den Ort und sah ein Geschöpf wie ich es noch nie gesehen, den großen Affen ähnlich an Gestalt, doch von heller Körperfarbe. ‚Was willst du mit dem Kameel; wer bist du?‘ rief ich.

„‚Ich bin der Mensch und von Gott zur Herrschaft der Welt bestimmt. Das Kamel will ich in meinen Dienst nehmen, denn es kann mir nützlich sein. Doch du gefällst mir auch‘ ruft es mir zu, ‚nähere dich, damit ich dich besser sehe.‘

„Ich thue es, doch kaum bin ich ihm nahe, da greift das Tier nach meiner Mähne und will mich festhalten wie das Kamel. Ich aber drehe mich um und versetze ihm einen Schlag mit meinem Hufe, daß es niederstürzt und auch das Kamel freigeben muß, das mich nun hierher begleitet hat. Sieh, o König, das Kamel hat noch den Strick um den Hals, an dem der Mensch es hielt und nach sich zog.“

„Das Tier soll vor meinem Thron erscheinen," war des finsterblickenden Herrschers Antwort. „Du weißt, wo es zu finden ist, eile hin, o Pferd, und kehre unverzüglich mit dem Menschen zurück."

Das Pferd, dem Gebote gehorchend, lief davon, während der Löwe in trübes Nachdenken versank ob dessen, was er vernommen. Konnte es wahr sein, daß ein anderes Geschöpf die Stelle einnehmen sollte, die ihm allein gebührte? Er war der König, dem alles Lebende gehuldigt, dem die Welt gehörte, soweit das Festland sich erstreckte. Das Kamel, von allen Seiten befragt, bestätigte jedes der Worte des Pferdes.

Tage vergingen, doch der Bote kehrte nicht wieder. Niemand wußte den Ort als das Kamel; so befahl denn der Löwe diesem, in Begleitung des Hundes das Pferd und das wunderbare Tier zu suchen. Es geschah — doch niemand kehrte wieder. Der König, voll Zorn darüber, beschloß, selbst das neue Tier zu suchen; doch er besann sich noch zur rechten Zeit, nicht ihm, dem stolzen Löwen, dem Herrscher, kam es zu, ein niederes Tier zu suchen. Der Meister der List sollte gehen, der geschmeidige Fuchs. So wurde es angeordnet und ausgeführt.

Tage vergingen, schon befürchteten alle, auch der letzte Bote sei verschwunden, als endlich der Wächter im Baume das Erscheinen des Fuchses meldete. Voller Spannung erwarteten alle den schlauen Gesandten und seinen Bericht. Doch Böses weissagte ihnen der ernste Ausdruck des sonst immer fröhlichen Gesellen, der, dem Winke des Königs gehorchend, also sprach:

„Allahs Segen sei mit dir, o Herrscher! Höre meinen Bericht. Der Richtung folgend, in der die drei Boten gegangen, fand ich bald, als ich die Sandwüste verlassen, im Boden ihre Spuren, die mich zum Orte führten, wohin sie sich gewandt. Auf Umwegen schlich ich zu einer Anhöhe, von wo ich alles übersehen konnte — doch schaudre, o König, ob dessen, was ich hörte und erblickte. Gefangen zwar, angebunden an den Zeltpflöcken, lagen deine drei Gesandten bei dem Zelte des Menschen, aber aus ihren Reden erkannte ich, daß sie nicht ungern dort blieben und dem fremden Tiere gehorchten, das ihnen reichere und bessere Nahrung gab, als sie bisher gefunden. Nicht lange dauerte es, da kam aus dem Zelte das neue Tier hervor, der Mensch, und unter Schmeichelreden sich zum Pferde wendend, fragte er dieses, ob es zufrieden wäre mit seiner Behandlung. Dann hieß der Mensch es aufstehen, legte ihm einen Strick um den Hals, schwang sich auf seinen Rücken, und, es nach seinem Willen lenkend, jagte er mit ihm, wohin er wollte. Die Zeit benutzend, schlich ich an das Zelt heran, um mit dem Kamele und dem Hunde zu sprechen, sie zu befreien. Statt dies anzunehmen, mir zu danken, sagten sie, sie wollten im Dienst des neuen Herrn bleiben, denn er sei mild und gut, sie hätten nichts von ihm zu fürchten und muteten mir zu, auch ich sollte meine Freiheit gegen die Knechtschaft vertauschen. Ein verächtlicher Blick war meine Antwort; ich hatte genug gehört und gesehen und eilte davon, dir diese Meldung zu machen."

Erstaunen und Schrecken lähmte alle Anwesenden und es dauerte geraume Zeit, bis der König, das Wort ergreifend, also sprach:

„Führe mich, Freund Fuchs, ich werde den Menschen aufsuchen." Alle erhoben sich gegen den Beschluß des Königs, es sei seiner nicht würdig. Doch als der Löwe dabei blieb, beschlossen die Vasallen, ihm zu folgen. Unverzüglich wurde aufgebrochen und bald war man bei dem Zelte des Menschen angelangt.

Furchtsam versteckten sich die Abtrünnigen vor dem Blick ihres einst selbsterwählten Königs, während der Mensch auf eine steile Höhe flüchtend, sich dadurch vor dem Zorne des großen Herrschers zu schützen suchte. Doch dieser rief ihm verächtlich zu: „Wenn du ein König, der Herrscher der Welt sein willst, so ziemt sich nicht die niedere Feigheit, die du zeigst. Komm und vertraue auf meine königliche Großmut und auf mein Wort, daß dir und deinen verräterischen Dienern von meinen Vasallen kein Uebel geschehen soll, oder — du unterliegst im nächsten Augenblick meiner überlegenen Kraft. Da Allah dich in seiner Großmut schuf, so will ich das Werk des Allgewaltigen nicht ohne Grund zerstören."

Dem Worte des Löwen folgend, weil ihm sonst keine Rettung blieb, kam der Mensch von seiner Höhe herab, und wieder ertönte das weithallende Wort des greisen Königs: „Zeige, daß du der Herrschaft würdig bist, zu der, wie du sagst, Allah dich bestimmt hat; zeige es, indem du dich mit mir im Wettkampf mißt. Zwei Gänge sollen stattfinden. Siegst du in ihnen, so bin ich dein Vasall, siege ich, so bist du meiner. Siegst du in einem, so teile ich mein Reich mit dir. Der erste Gang bestehe in einem Wettlauf; wer jenes Ziel zuerst erreicht, ist Sieger.

„Kaum hatte der Mensch dies gehört, so eilte er zu seinem Pferde, bestieg es und jagte dem Löwen nach, der bereits den Lauf begonnen. Alsbald hatte er ihn überholt und eilte lachend dem fernen Ziele zu, während der Löwe, sobald er ihn bemerkte, stehen blieb und zornentbrannt ausrief: „Hättest du nicht mein königliches Wort, so wär's um dich geschehen, um dieses Betruges halber; nicht mit dem Pferde, mit dir wollte ich um die Wette laufen. Jetzt zeige deine Kraft. Hier stehen zwei Palmen, gleich an Größe. Wähle, welche du stürzen willst.

Der Mensch wählte, und während der Löwe anfing, mit seinen Tatzen den Boden um seine Palme aufzuwühlen und sie so zum Sturze zu bringen, holte der Mensch eine Axt und hieb mit wuchtigen Streichen auf die seine ein.

Als der Löwe das Mittel erblickte, das sein Gegner anwandte, ward er von Wut erfüllt und stürzte auf den Menschen zu; doch er beherrschte sich und sprach: „Meiner Langmut hast du es zu danken, daß ich dich nicht zerreiße und niemand soll von dem Löwen sagen, daß er sein Wort gebrochen. An geistiger Kraft magst du mich übertreffen und ich beneide dich darum nicht, da du sie zum Betruge anwendest; an Körperkraft kannst du mich nie erreichen. Des Löwen Großmut läßt dich am Leben, gewährt dir, was du dazu brauchst. Herrsche soweit du kannst, mein Reich ist groß genug, dir das zu gestatten und ich fürchte dich nicht. Doch hüte dich, den Frieden meines Reiches zu stören, hüte dich vor dem Zorne dessen, den du zu betrügen gewagt hast."

Stolz, mit Verachtung wandte er sich von dem

zitternden Menschen und kehrte mit seinem Hofstaat nach seinem Königszelte zurück. Der wilde Schmerz aber, den er darüber empfand, daß Allah ein Geschöpf gebildet, das seine Herrscherrechte anzutasten wagte, der Zorn über den Betrug, der an ihm geübt worden — hatten ihn stumm gemacht. Ein dumpfes Brüllen war die Sprache, die ihm geblieben.

Fritze Kulasch.

Aus den Erlebnissen eines Künstlers.

Original-Mannskript,

herausgegeben von A. Roderich.[1])

VII.

Das hab ich schon oft an mich selbst erlebt, daß mehrstenteils die grösten Künstler gewöhnlich immer das wenigste Geld haben. Und eh' ich damals mein Angajemang in St. angetreten hatte, da hatte ich eigentlig noch weniger wie gar kein Geld, wo ich doch noch 'n paar Wochen in der großen Schstadt dadervon leben sollt. Na, wenn einer 'n talentfollen und gutdresiehrten Magen hat, so läßt der sich vielerlei gefallen und Ergernis zufügen, aber der Mensch muß auch doch wohnen und das wollte mer damals sehr schlecht von schstatten gehn; denn die Leute, wo ich 'n Zimmer gemietet hatte, die merkten bald, daß ich sie bloß mit 'n guten Willen die Miete bezahlen konnt und wo sie mich nicht sofort rausschmissen, da mußt ich doch gleich wieder ausziehn.

Auf dieser Weise hatte ich in 'n paar Wochen schon ganze Schstraßen runtergewohnt und so kam ich auf der Idee, ich wollt's mal in der feinen Gegend versuchen, weil ich da erstens nicht so bekannt war und weil's doch auch für meinem Bildungsgrade entschprechender war.

So geh ich denn los und seh auch gleich in der feinen Marienschstraße 'n Zettel an 'n Haus: „Hier ist ein Zimmer mit Mobilien zu vermieten, I. Etaje". Ich faß mir 'n ordentlichen Posten Kuhraje und geh nach der ersten Etaje rauf. Die Thür schsteht schperrweit offen, kein Mensch zu sehn. Ich geh über'n Korridohr, ich huste, räuspere und so dergleichen, noch immer kein Mensch. Schade, denk ich, wenn du nu so von Natuhr und Profossiohn 'n Einbrecher wärst, hier wär'n Geschäft zu machen.

Ich klopf an ne Thür, an noch 'n Thür, — kein Mensch ruft herein. Nu mach ich die eine Thür leise auf und seh in 'n nohbles Zimmer, da sitzt eine Dame in den besten Jahren und mit 'n recht angenehmen und reputiehrlichen Gesicht und liest in der Zeitung.

Ich trat rein, sie rührt sich nicht. Merkwürdig! denk ich und geh näher. Es war 'n feines Zimmer mit schönen Sachen und Mobilien und auf jeden Schstuhl, Sofa und Tisch lagen lauter Blätter, Zeitungen und Bilderjurrnahle und an der Erde vor der Dame lagen auch noch Zeitungen und Hefte und so dergleichen.

[1]) Siehe Band 11, S. 611.

Ich sag: „Guten Tag, Madamm!" — Nu sieht sie 'n Augenblick in der Höhe, macht aber 'n sehr mürrisches Gesicht, daß ich sie geschstört hab und sagt: „Was wünschen Sie?"

Eh ich aber noch 'n Wort sagen kann, liest sie schon wieder emsig in dem Blatt. — „Entschuldigen Sie gehorsamst," sag ich nu, „ich wollt gern das Zimmer mieten, was hier hier unten auf'n Zettel schsteht." — „Zimmer mieten?" fragt die Dame als wenn sie grad aus'm Schlaf geweckt wird, „ja so, lassen Sie sich das Zimmer von Lotte zeigen!" — „Sehr wohl zu dienen," sag ich, „aber die Dame Lotte hat noch nicht das Fergnügen gehabt meine Wenigkeit die Ehre zu geben sich ihr vorzuschstellen!" — Da macht die Dame wieder 'n sehr geschstörtes Gesicht, rekkt sich 'n bischen in der Höhe und kloppt schnell 'n paarmal auf der Tischglocke, denn versinkt sie aber sofort wieder in ihrer Lektühre.

Nach'n lange Pause sag ich denn nu dreimal und beim dritten Mal hört sie's erst: „Madamm, die Lotte kommt gefälligst nicht!" — „Kann man nun wohl einen Augenblick ruhig lesen?! Denn rufen Sie sie bitte," sagt die Dame ohne von ihr Blatt aufzusehn.

„Sehr gern," sag ich, „Madamm und wenn Sie sich for'n kunstfolles Orrgahn intresiehren, mein Name ist Kulasch, Fritze Kulasch," und nu ruf ich „Lotte!" mit so'n richtigen famosten drahmatischen Drückker und denn noch mal wieder mit so'n schönen lauwarmen Tohn und denn noch zum drittenmal, daß die Fenstern klappern: „Lotte!" — Da schreckte denn doch die Frau 'n bischen empohr und ein Dienstmädchen, was, wie ich gleich richtig dachte, die Lotte war, trat rein und fragte: „Herrje, wat is denn hier los?" — „Zeigen Sie dem Herrn das Zimmer, was wir zu vermieten haben!" sagte kurz die Madamm und reißt sich schnell wieder 'n andres Blatt ran und liest wieder weiter drauf los.

Die Lotte aber machte gleich 'n sehr simpahtischen Eindrukk auf mir, weil sie kaute, aber ich konnt nicht rausraten, was sie eigentlich kauen that.

Nu sieht sie mich so'n bischen von oben bis unten an und sagt: „Sie woll'n det Zimmer mieten?! Na, denn man los!" — Und da führt sie mich nebenan und wie ich das prachtfolle Zimmer mit ordentlich Gardiehnen und 'n Kahn=apéé und 'n Teppig auf'n Fußboden und so dergleichen sah, da bin ich doch erst 'n bischen perplert von wezen meinen doch eigentlich nicht genau dazu passigen etwas schappigen Inntheriöhr.

„Na Männeken," sagt nu die Lotte, „hier ist det Zimmer und wenn 't Ihnen nicht pompöhse jenug is, und Sie wollen vielleicht lieber jleich 's janze Haus koofen, denn wer ik Ihnen 'n Fünfjroschenstück wechseln jehn." — Na, ich merk gleich, daß das Mädchen mich von wegen der Deranjiehrung in die Kleidung nicht for foll ansieht und sag deshalb gleich mit der richtigen Authoritäht: „Lotte, mein Fräulein, wenn Sie die Leute bloß auf'n Hut ansehn, denn können Sie nix von den Kopf merken, der drunter sitzt; — und nu werd ich sofort das Zimmer von Ihre Madamm mieten."

Und dadrauf gehn wir wieder rein nach der Dame, die immer noch ebenso eifrig bei's lesen sitzt und ich sag: „Madamm, das Zimmer gefällt mir und wenn wir uns über den Preiß einigen können, denn ist die Sache ab-

gemacht.“ — Aber die Dame rührt sich nicht und liest ruhig weiter, bis ihr die Lotte förmlich in den Ohren schreit: „Madamm, der Mensch, der Herr wollt ik sagen, will's Zimmer mieten — was et kosten soll, fragt er ordentlich.“

„Ach so,“ sagt die Dame und sieht sich um als wenn sie eben aus'm Himmel kommt und gleich wieder rauf will, besinnt sich erst 'n ganze Zeit und sagt denn: „Was es kostet? Vierzig Mark per Monaht,“ im selben Momend aber ist sie auch schon wieder im Lesen weg.

„Na,“ sag ich, „das ist mir nicht zu teuer und ich miete hiermit gefälligst das Zimmer von Ihnen und wenn's Ihnen recht ist, denn zieh ich gleich rein.“

Sie macht aber bloß so'n Bewegung mit der Schulter, daß man sie in Ruhe lassen sollt und das war mir ja auch vollschständig genugsam.

„Und denn is doch mit Kaffee morgens“ sag ich und sie macht wieder so mit die Schulter — „und 'n geschmiehrte Semmel“ sag ich. — „Ach ja, ja, — aber bitte schstöhren Sie mich nicht länger, mir ist jede Minute kostbahr.“

Na, ich weiß ja was'n fein gebildeter Mensch zu thun hat, mach also meine Rehferentz und geh direktemang in meine neue Wohnung. Auf'n Korridohr schsteht noch'n Mädchen in 'n Bauern-Ammen-Koschstühm mit 'n kleines Kind auf'n Arm und die Amme kaut auch und das Kind beißt auf'n Schstück Brodt rum. Es war 'n sehr anmutiger Anblikk.

Ich sag nu zu Lotte, ich hätte ja von heute an gemietet und sie sollte mir meine geschmiehrte Semmel von heute morgen geben.

„Männeken,“ sagt sie, „ik werd Ihnen die jeschmiehrte Semmel in der kwittiehrten Rechnung von den ersten Monat Miete einwikkeln, wenn Ihnen det so recht is.“ — „Lotte,“ sag ich, „Sie haben was wir Deutschen einen bösen Leumund nennen und wo der Franzohse Eßprieh dazu sagt, und dadrum sind Sie bei Fritze Kulasch an'n Rechten gekommen, denn ich bin 'n künstlerische Natuhr und laß mir von 'ner geistreichen Persohn lieber 'n Thaler schenken als das ich mich von'n dämlichen Menschen mit schnodderige Redensarten unter den Augen treten lasse. Treten Sie man zu, Lotte, und wenn mer auch beide von Ambonpoeng man mager sind, wir wern doch noch 'nmal dikke Freunde wer'n.“

„Na,“ sagt da die Lotte, „wenn eener gut Spaß versteht, denn kann man'n in Ernst nich böse sind und nu sollen Sie ooch die jeschmiehrte Semmel haben.“

Na ich machte mir's denn nu gleich ordentlich bekwem in den prächtigen Zimmer und alles was wahr ist, ich hab da 'n paar gute Tage ferlebt, denn die Lotte merkte bald, daß sie keinen so gewöhnlichen Lumpen vor sich hatte und so schnibbsch und mokandt sie erst gegen mich war, nachher hat sie's nicht allein mit geschmiehrte Semmel sondern auch mit allerhand andere Schmeksdu prächtig wieder in Ordnung gemacht.

Und was nu die Madamm Plinke, so hieß nemlich die Dame, wo ich bei wohnte, — mit ihr Lesen anbetrifft — na ja, das werd ich gleich wunderschön erzählen.

Also den andern Tag nach meinen Einzug war'n alter Herr in meinem Zimmer gekommen mit'n sehr gutmütigen Gesicht aber mit'n sehr tristen und trübsehligen Aussehn und wenn er schprach, denn hört sich's immer an, als wenn er alle Augenblicke zu weinen anfangen wollt. Das war Herr Rothe, der Vater von der Madamm Plinke und er that gleich sehr zutraulich mit mir und sagte, die Mädchen hätten ihm gesagt, ich wär'n Künstler und so'n netter Mensch und da wollt er mir denn doch als nächster Nachbahr seine Aufwartung machen.

Ich machte denn nu auch so'n paar konnvinenzionelle Redensarten und da fängt der alte Herr an mir gleich sein Herz auszuschütten.

„Ja,“ sagt er, „Ihnen ist doch gewiß schon aufgefallen, was meine Tochter die Frau Plinke für'n sonderbahres Leben führt. Ach, es ist ja meine eigene Tochter, aber es macht mir viel Aerger und Kummer — sie hat die Lesesucht!“ — „Die Lesesucht?! was ist denn das for'n Krankheit?“

„Ja, es ist wirklich eine Krankheit, eine sehr schlimme Krankheit! Sehn Sie, meine Tochter ist in einem Jurrnahl-Lesezirkel abonniert und da bekommt sie im ganzen zwölf Blätter, Jurrnahle rc. und in jedem Blatt schstehn ein bis vier Romahne, Novellen, Erzählungen, — im ganzen — ich hab's vorgestern gezählt, — 23 Geschichten — und die Blätter werden jede Woche zweimal getauscht und so hat sie nur drei Tage Zeit für die 23 Fortsetzungen. Deshalb muß meine Tochter immer lesen und kann sich nicht um den Hausstand bekümmern und das Mädchen, die Lotte, ist frech und faul und die Amme die Trine, ist stockdumm und faul und verschnuddelt mein kleines süßes Enkelkind. Ach, es ist schrecklich! Sehn Sie ich hab schon seit vier Tagen kein warmes Mittagsessen gehabt. Die beiden Dienstboten kauen den ganzen Tag, aber kochen thun sie nicht, sie essen immer kalt aus der Tasche — sie kauen immer. Aber ich krieg nix.“

„Und der Mann, Herr Plinke?“ frag ich.

„Mein Schwiegersohn ist seit drei Wochen auf einer Geschäftsreise, — ach, wenn der das wüßte! und ich soll hier bei ihm Hausherr schpielen und aufpassen, — ich hab eigens so lange meine ruhige gemütliche Wohnung bei der Witwe Pelle verlassen müssen, die so schön kocht und so prächtig für mich sorgt, aber, sehn Sie, das ging alles noch an, so schlimm es ist, — aber das Schlimmste kommt noch. Ach, meine Tochter ist gar nicht mehr zurechnungsfäig.“

Und nu fing der Alte beinahe wirklich an zu weinen. — Mir wurd auch ganz weichherzig zu Mute.

„Wie so das denn?“ frag ich.

„Sehn Sie, die 23 Geschichten — jede Woche 46 mal: Fortsetzung folgt! — Meine Tochter kann die Persohnen nicht mehr aus'nander kennen. Sie muß sich den Kopf zermartern, eh sie weiß, was die und die und der und der in der forigen Nummer eigentlich gewollt oder gethan haben. Sie ist immer in der schrecklichsten Aufregung und Angst! Wenn sie nun die Erzählungen durch'nander mantscht! Denken Sie mal! Nicht bloß das Lesen, — nu auch noch das fortwährende Nachgrübeln! Ihr Gedächtnis ist gepropfft voll von all den Nahmen und Begebenheiten wie'n verunordentlichte Schieblade, wo kein Mensch mehr was raus-

finden kann. Sie ist schon ganz abwesend. Es ist zu schrecklich!"

„Herr Rothe," sag ich, „als Vater von der Frau haben Sie ja gewissermaßen recht, daß es Ihnen unangenehm ist, wenn Ihre Tochter 'n bischen nicht ganz richtig in'n Kopf wird, aber als Mensch, der sich für'n höhere geistlichen Aufschwunk interresiehren thut, muß ich sagen: allen Reschpekt! 23 Geschichten auf einmal lesen: allah Bonnöhr noch mal zu!"

„Ach, hätt' sie's lieber nicht angefangen!" sagte Herr Rothe in seinen weinerlichsten Tohn.

„Herr Rothe," sag ich nu wieder, „Sie haben Glück in Ihren Pech — Sie sind grad an den rechten Mann gekommen — alles was so in dem Drahmatischen und in der Litteratuhr reinschlägt, das ist mein Fach — ich rette Ihre Tochter!" — „Oh, wenn Sie das könnten!" — „Ferlassen Sie sich drauf! Wenn ich Ihnen Ihre Tochter nicht rette, denn können Sie mich meintswegen 37mal nach'nander einen ganz gewöhnlichen Rindsknochen nennen. Nu gehn Sie man und lassen Sie mich ruhig nachdenken; — ich leg mich denn immer ferquehr auf'n Sofa, denn krieg ich die besten Ideeen." — „Ich würd Ihnen von Herzen dankbahr sein!" — „Lassen Sie man; das einzige was Sie dabei thun können, — schikken Sie mir'n ordentlich belegtets Butterbrodt mit'n Glas Bier und 'n kleine Handvoll schstarke Cigarren, das beförddert mir die geistige Verdauung in'n Kopf."

„Sollen Sie sofort haben," sagt der Alte, ordentlich schon 'n bischen aufgeheitert und geht raus.

Ich will's aber hier unter Ruh ganz offen geschstehn, daß die Geschichte mit den Sofa ferquehr bloß 'n Mumpitz von wegen das Butterbrod und die Cigarren war und daß ich schon gleich in'n ersten Augenblick wie mir der alte Vater die Geschichte von der Lesesucht erzählte, eine ganz süblimiehne Idee kriegte, wie ich die Frau wieder zurecht bringen wollte.

Sobald ich nu meine lakullische Mahlzeit fertig hatte, ging ich rein zu Madam Plinke.

Sie lief sehr aufgeregt im Zimmer rum mit'n Zeitung in der Hand und seufzte und schstöhnte, dann schmiß sie sich auf'n Schstuhl, schstierte wie abwesend auf'n Boden und murmelte so vor sich hin: schreklich! — Ich schstellt mich in 'n verbeugende Posituhr vor ihr hin und sag: „Ferehrte Frau, es wird bald nicht mehr schrecklich sein!" — Sie hört aber gar nicht nach mir, schpringt plötzlich auf, schstürzt nach der Thür und schreit raus mit'n Schstimme als wenn ihr das größte Mallöhr pasiehrt wär: Trine! Lotte! Gleich drauf kommt denn nu auch die Amme mit ihr allerdummstes Gesicht rein und frägt was da los ist.

„Laufen Sie mal schnell hin nach'm Jurrnahl-Laden und holen Sie mir Nummer 15 vom ‚Weltschpiegel' noch mal wieder, ich glaub, ich hab vorigesmal die ganze Fortsetzung von „Verbrecher und Richter" nicht gelesen, — ich erinnere nichts mehr davon — oh, es ist zu abschäulich! Aber so eilen Sie doch!"

„Madam, ich kann nu nich den Augenblick, die Milch for's Kind steht auf'n Feuer," sagt die Amme.

„Denn nehmen Sie das Kind so lange runter vom Feuer!"

„Näh Madam, das Kind is nich auf'n Feuer — wo werd ich denn — die Milch is auf'n Feuer."

„Nun ja — ja — so nehmen Sie die Milch vom Kind — das Kind von der Milch — wollt ich sagen, — das Milchkind vom Feuer — das Feuerkind vom Milchfeuer — Herr Gott, so laufen Sie doch, Nummer 15 vom ‚Weltschpiegel'!" — Daderbei schstieß sie die Amme förmlich aus der Thüre raus.

„Madam," sag ich nu und nähere mich ihr dabei mit so'n richtigen Theaterschritt, „Madam, verzeihn Sie gehorsamst, — ich glaub, Sie sind leidend — Ihr geehrtes Viehduhtz ist nicht so recht verhältnismäßig, — aber, Madam, der Mann, der Ihnen helfen kann, schsteht vor Ihnen — ich hab auch 'nmal an der Litteratuhr gelitten — wie Sie — aber ich hab mich zu'n geveierten Schriftschsteller in der Höhe geschwungen und nu leidet die Litteratuhr an mir." — Sie hatte, während ich das sagte, abwechselnd mal träumerisch zu meine Wenigkeit und denn wieder in der Zeitung gesehn.

Plötzlich fuhr sie wieder auf, als wenn sie von einer fergifteten Schlange geschstochen worden wär.

„Ha, welche Nummer vom ‚Weltschpiegel' habe ich gesagt soll sie mir holen?" — „Nummer 15, geehrte Frau." — „Entsetzlich, die hab ich ja hier in der Hand. Es handelt sich um Nummer 14 — ich Elende!" — Nu schstürzt sie nach der Thür und schreit raus so laut sie kann: „Lotte, Lotte, ist die Trine schon fort?"

„Jawohl Madam, is eben fortjejangen," ruft Lotte aus der Küche. — — „Laufen Sie ihr schnell nach, — schnell, schnell — nach'm Jurrnahl-Laden — sie soll nicht Nummer 15 — Nummer 14 soll sie bringen!"

„Madam ich kann nicht, ich hab's Kindchen auf'n Schoß." — „Legen Sie's weg — geben Sie's meinem Vater so lange, — laufen Sie, ich muß auf der Schstelle Nummer 14 vom ‚Weltschpiegel' haben. Hören Sie — eilen Sie sich, sag ich Ihnen, oder — — —."

„Na, Jotte ja doch, Madam, ik kann ja ooch das Kind so lange kloroformiehren — ik loof ja schont."

Frau Plinke schstürmte wieder ins Zimmer.

„Oh diese Domesschstieken! — auch noch Aerger zu all den Vatahlitäten — und ich komme wieder mit drei Nowellen nicht zu Ende — vielleicht gar mit noch mehr nicht — schrecklich — wenn ich nur wüßte, wer Graf Edmund ist in diesem ‚Verbrecher und Richter' — ha, ich hab's — der Geliebte von Melitta — nein, die kommt ja in ‚Unbewußte Liebe' vor — oh mein Kopf — es ist entsetzlich!" — „Madam" sag ich mit so'n recht aufgeweichte Schstimme, „Madam, ich bewundere und bedaure Sie." — Nu sieht sie mich mit großen Augen an.

„Ja, ich bewundere Sie wegen Ihre kollossahle Lektühre, denn je mehr der Mensch liest, je mehr kriegt er die Forsche ins Ideahl raus, und ich bedaure Sie, weil Sie durch Ihr edles Schstreben so viel Unannehmlichkeiten im Kopfe bekommen. Aber hier schsteht der Mann vor Ihnen, der Sie aus all den Vatalitähten retten kann — mein Nahme ist — Fritze Kulasch."

„Wie meinen Sie das? Ich begreife nicht — —."

„Sie werden schon begreifen, gnädige Madam," sag ich und lad sie mit so'n richtige schewallereske Handbewegung zu's Sitzengehn auf'n Sofa ein. — „Sehn Sie, ferehrte Frau," sag ich und mach'n kleine nette Kunst-

pause, — „Sie lesen jetzt 23 verschiedene Geschichten —" „24," sagt sie. — „Gut, 24! nu kommen Ihnen natührlich all die Persohnen, Begebenheiten und Kapittel durch'nander, daß Sie nicht mehr rausfinden können — schön. Nu passen Sie mal gütigst auf! Hier sind außer Sie vier Persohnen im Hause — Ihr Herr Vater, die Amme, das Dienstmädchen und meine Wenigkeit. Nu werden wir — wenn Sie sie gelesen haben — die Geschichten auch lesen — also auf jeden kommen so prähter probster sechs Schstück — und wenn Ihnen denn mal'n Persöhnlichkeit oder'n Verhältnis aus'n Gedächtnis gekommen ist, denn brauchen Sie bloß zu fragen: Lotte, wer ist der und der — oder Kulasch, was ist das und das, oder Trine, wer ist die und die und so dergleichen! Häh??"

„Eine brilljante Idee!" ruft Frau Plinke und schpringt in der Höhe. — „Ich hab manchmal brilljante Ideen, — mein Nahme ist Fritze Kulasch," sag ich ganz bescheiden, „und nu werd ich Ihnen das Ganze schon ins Detalj rausarbeiten. Also, das wird so gemacht — —."

In diesem Moment wurden wir unterbrochen, indem der alte Herr Rothe mit höchst kläglich weinerlichen Gesicht reinkam und das schreiende und zappelliche Kind wie'n aufgegangenes Paket unterm Arm schleppte.

„Aber Papa, du kannst dich doch auch 'n mal mit deinem Enkel einen Augenblick beschäftigen — wir haben hier gerade sehr Wichtiges zu besprechen, — so laß mich doch!" sagte Frau Plinke. — Das Kind schrie ganz fürchterlich. — „Aber so geh doch auf dein Zimmer mit dem Kind!" — „Ja, ja, aber das Kind ist wohl hungrig, — ich bin auch hungrig, — ich möcht auch gern mal'n warmen Mittag haben," wimmerte Herr Rothe und schleppte das schreiende und mit Füßen und Händen zappelnde Kind wie so'n jungen Hund raus.

„Also was wollten Sie sagen?" fragte begierig Frau Plinke, als diese Schstöhrung erledigt war.

„Ja, ich hab die Geschichte schon tatahl zurechtgelegt in meinem Gehirnkasten. Also Sie geben mir die Jurrnahle und Blätter so wie Sie sie gelesen haben — ich nummerier die Erzählungen und verteil sie unter uns. Ich werd mir erlauben als bewandeter Litteratuhrmensch die schwersten Romahne selbst zu lesen und auch 'n paar mehr als die andern. Die Amme ist 'n bischen begriffsbeschwerlich — die bekommt das wenigste zu lesen. Verlassen Sie sich ganz auf meinem Arranjemang, ferehrte Frau, und wenn Sie mal wieder nicht wissen, wer Graf Edmund ist oder wo die Melitta hingehört, denn brauchen Sie nur ganz gehorsamst ‚piep' zu sagen und derjenige welcher von uns erzählt Ihnen plitzplatz die ganze Lebensgeschichte von Graf Edmund und die Melitta ... Was sagen Sie dazu?"

„Vortrefflich, ganz ausgezeichnet! Und da könnte ich am Ende auch noch auf zwei bis drei Romahne in der Leihbiebliothek abonniehren."

„Ganz gewiß können Sie das, ferehrte Madam, jemehr Lektühre, jemehr Bildung!"

„Herr Kulasch, ich bin Ihnen zu vielen Dank ferflichtet. Nächste Woche beginnt ein neues Kwartahl — da fangen lauter neue Geschichten in den Jurnahlen an — da können wir's gleich versuchen."

„Madam," sag ich und mach dabei 'n hübsche oratohrische Kopfbewegung, „bei mir kann von Versuchung keine Rede sein, was Fritze Kulasch anfängt, das ist so gut wie fertig!"

Nu kam denn für mich 'n sehr anschstrengende aber auch 'n sehr schöne Zeit.

Na freilich, Mühe und Not hab ich auch genug damit gehabt, eh ich die kommpliehziehrte Maschinerieh ordentlich in Gang gebracht hatte. Den alten Herrn Rothe gab ich drei Romahne, zwei Nowellen und zwei Erzählungen zu lesen. Er wollt erst beinah zu weinen anfangen. Er könnt gar nicht mehr ordentlich durch seine Brille sehn. Darüber hab ich mich sehr geärgert. „Denn nehmen Sie gefälligst zwei bis drei Brillen, geehrter Herr," sagt ich, „denn wenn Sie aus Ihre Not geholfen sein wollen, denn müssen Sie auch was dafor thun." — Am besten ging's noch mit der Lotte, denn die besaß wirklich 'n gute Kwallitäht Intelligenß.

„Is jut, Kulasch, jeben Sie her," sagte sie, „ik werde ooch mitlesen, weil Sie es sind. Aber eejentlich mach ich mir nischt aus Romahne und Liebesjeschichten in Bücher. Und wenn's die nohbelsten Jrafen und Fürschten sind — als Liebschaft ist mir'n honnetter Tischlerjeselle lieber." — Ich hab ihr zwei Romahne und vier Nowellen gegeben.

Am schwersten hatte ich aber mit der Amme zu kämpfen, denn so viel von Borniehrung ist wol selten in einen einzigen gewöhnlichen Menschenkopf bei'nander zu treffen. Und daderzu hatte sie seit ihrem zehnten Jahre, wo sie aus der Schule kam, überhaupt gar nicht gelesen. Ich konnt ihr deswegen nur zwei Nowellen und eine Erzählung anfertraun.

Den Rest übernahm ich nu selber, und daß ich die ganze kollossahle Masse von Lektühre so mit'n richtigen Verschständnis verarbeiten konnte, dadran war nicht allein meine litterahrisch gebildete Natuhr schuld, sondern auch die famosten belegten Butterbröte mit Bier und Konnjack, die ich bei Madam Plinke gleich als Bedingung für meiner geistigen Thätigkeit in Anschpruch genommen hatte.

Na, den zweiten Tag war denn nu auch nach meiner Anweisung die ganze Maschinerieh in'n besten Gang, und bald war'n wir alle so in unsern Geschichten fertieft, daß keiner mehr was vom andern wußte.

So wunderschön das nu ja auch alles von mir zurechtgemacht war, — Undank ist der Welt Lohn und den zweiten Abend, wie ich grad zu Bett gehn wollte, kommt der alte Herr Rothe mit sein jammerfollstes Gesicht auf meinem Zimmer und fängt an mir wieder was vorzuweinen.

„Ach Herr Kulasch," sagt er mit seine jämmerlichste Schstimme, „Sie wollten uns helfen und nun ist es noch viel schlimmer geworden. Sie haben 's ja gewiß gut gemeint, aber, sehn Sie, — früher hat's kein warmes Mittagessen gegeben und jetzt gibt's gar keins mehr, — und seit drei Tagen ist kein Zimmer gelüftet und nicht gefegt und kein Staub weggewischt, und jetzt wollt ich zu Bett gehn, aber mein Bett ist noch gar nicht gemacht — und Abendbrot hab ich auch nicht bekommen!" — Dabei fing der alte Herr beinah wirklich an zu weinen.

„Herr Rothe," sag ich, „wenn einer keinen Sinn hat für Höherem, da kann man eher einen ganzen Ohceahn durch'n Theesieb laufen lassen, als daß mer so einen for'n Groschen Poesieh eintrichtert. Jawoll! Mit mir ist das nu glücklicherweise anders und meintswegen könnten Sie gern mein ganzes Abendbrot kriegen, wenn ich's nicht eben selbst gegessen hätt'."

„Ach, Herr Kulasch," jammert der alte Herr weiter, „es ist ja auch nicht allein meinetwegen — aber das arme Kind, das bekommt ja auch sein Recht nicht und wird totahl fernachläßigt, — ach du mein Himmel, wenn mein Schwiegersohn das wüßte! Aber ich kann's ihm doch nicht schreiben und meine eigene Tochter unglücklich machen! Aber das sage ich Ihnen, Herr Kulasch, sehn Sie, ich bin gewiß ein friedfertiger und ruhiger Mensch, aber, wenn das noch lange so dauert, denn lauf ich davon und nehm mein Enkelchen mit — eh das süße Kind krank wird."

„Herr," sag ich ein bischen unhöflig in meinen gerechten Zorn, „Herr, wenn Sie das thun und uns durch die Schstokkung Ihrer Lekthüre den Hausschstand in Konnfusiohn bringen, denn kann ich das gefälligst nicht anders nennen als eine Rohheit!" — Na, das schien er sich denn auch zu Herzen zu nehmen und schlich mit 'n tiefen Seufzer aus'm Zimmer raus.

Also den andern Morgen saßen wir alle bei Madam Plinke im Wohnzimmer und lasen. Es waren eben neue Jurrnahle gekommen und sowie die Dame eins runtergelesen hatte, gab sie es mir und ich gab's die oder denjenigen von uns, der die betreffenden Geschichten nachzulesen hatte. Mit einmal schsteht ein sehr anschständig gekleideter Mann im Zimmer und sieht sich mit'n sehr ferwundertes Gesicht im Kreise rum. Dann schstellt er sich vor Frau Plinke hin und sagt mit'n ganz honette Ferbäugung:

„Frau Plinke, ich habe schon längere Zeit auf dem Korridohr gewartet und gerufen, ohne das jemand mich gehört hätte. Die Hausthür schstand offen."

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, Herr Gettke," sagt sehr aufgeregt Frau Plinke — „da hab ich schon wieder den Faden verloren — Herr Kulasch, Nummer 15, ‚Verraten und verloren' — wer hat den Fürsten Karatschiewitsch zum Duell gefordert?"

„Der Herzog von Meridinalla," sag ich sicher und ruhig. — „Unmöglich, der ist ja schon längst von der russischen Nihilistin fergiftet!" — „Nee, Madam," mischt sich nu die Lotte rein, „das ferwechseln Sie jefälligst mit Nummer 7 ‚Die Reche des Jerachten' — ‚Die Jrache der —', — ‚Die Rache des Jerechten', wollt ik sagen, wo die russische Nihilisterin den ferrükten Schmiedejesellen heiratet, der nachher seine leibliche Schwiejermutter mit's jlühende Eisen anbrennt." — „Das ist richtig!" sagt Frau Plinke. — „Meine Damen," sag ich, nu doch 'n bischen piekiehrt, „blamiehren Sie sich gütigst nicht, wenn ich Ihnen sage, daß der Herzog von Meridinella den Fürsten Karatschiewitsch gefordert hat, denn ist das ganz unumschstöslich sicher." — „Warum hat er ihn denn gefordert?" fragt nu Frau Plinke. — „Weil der Neffe des Herzogs die Limonia, die Tochter von den Lumpensammler heiraten will und weil der Fürst gesagt hat, das wär'n Mißallianz." — „Richtig — wahrhaftig!" — Nu kommt aber der fremde Herr dazwischen.

„Erlauben Sie," sagt er mit'n ganz sonderbaren Tohn, „daß ich Sie einen Augenblick schstöhre. Ich habe nämlich Ihrem Herrn Gemahl eine sehr wichtige geschäftliche Mitteilung zu telegrafiehren und wollte Sie um seine jetzige Adresse bitten." — „Die Adresse meines Mannes? Jawohl, Herr Gettke, gern," sagte Frau Plinke und fuhr sich nachdenklig mit der Hand über der Schstirne. „Die Adresse meines Mannes? — ja wohl, — richtig — ich habe gestern zuletzt Brief von ihm gehabt — wo habe ich doch? Ah, richtig, — ich habe ihn Papa gegeben, — Papa, wo ist der Brief von Felix geblieben? — Papa, so höre doch, wo ist der Brief von Felix!?" — Der alte Herr fuhr erschrokken aus seine Lektühre in der Höhe. Er war immer in der schreklichsten Angst, daß er in seinen Nowellen nicht Bescheid wußt. — „Der Brief von Felix?" schstammelte er — „ja wohl, ganz recht, ich weiß schon, — der Brief ist ja von dem Gauner Beppo aus der Postkutsche gestohlen, weil das Geheimnis von der Gebuhrt des Findelkindes drin stand." — „Aber, Papa, ich schprech doch jetzt von Felix' Brief!" — „Felix — Felix" — weinerlichte nu der alte Herr — „Felix kommt ja gar nicht bei mir vor, — du meinst fielleicht den Baron von Strelitz in ‚Das Vermächtnis des Häringsfängers', der das Schiff in Brand stekkt." — „Ach Herr Gettke, Sie sehn Papa ist so verwirrt augenblicklich, — ich kann jetzt mit dem besten Willen — — —"

„Oh bitte — Frau Plinke," unterbrach Herr Gettke die Dahme mit so'n gewissen Ferneigung — „bemühen Sie sich nicht, — ich kann die Adresse auch am Bürohz Ihres Mannes erfahren, — ich wollte nur den Weg sparen, weil die Sache große Eile hat, — nach dem was ich hier nun gehört habe, ist es noch eiliger geworden, daß ich Ihrem Manne telegrafiehre — Pardon, geehrte Frau —." — Er machte noch'n Ferbeugung und ging weg.

„Papa, da hast du schon wieder Konfusiohn gemacht," sagte Frau Plinke, als der fremde Herr raus war.

„Ach Gott ja," wimmerte der Alte, „ich bin verwirrt von all dem Lesen, ich glaubte, du meintest die Geschichte von dem Findelkind."

„Meinen Sie Nummer 9 ‚Das Findelkind oder Verbrechen und Nehmesiß?' fragte ich. — „Ja," sagte Herr Rothe. — „Ih," sag ich, „die Erzählung hab ich Ihnen ja gar nicht zu lesen gegeben, die hab ich ja der Trine, die Amme, gegeben."

Nu schstokkte Herr Rothe. — „Was ist das?" fragte Frau Plinke. — „Ach," sagte ängstlich Herr Rothe, „die Amme hat mich so gebeten — sie konnt nicht mehr lesen — ich möchte ihr doch eine Geschichte abnehmen."

„Es ist wirklich empöhrend! Trine wie konnten Sie sich das unterschstehn?" rief Frau Plinke.

„Weil ich nicht mehr lesen konnt," sagte mürrisch die Amme. — „Denn können Sie wohl überhaupt gar nicht mal ordentlich lesen," meinte Frau Plinke.

„Jawohl, das kann ich doch, aber das sünd so kleine Buchstaben, wo das Windelkind — —"

„Das Findelkind," verbesser ich. — „Dumme Ausrede!" ruft nu Frau Plinke, „Sie sind zu dumm, das ist das Ganze!" — Da ward aber die Amme unangenehm rot ins Gesicht und schstellte sich dicht vor ihre Madam, wobei sie sich die geballten Fäuste in der Seite schstemmte. „Jawoll, Madam," schrie sie, „is gut, ich bin auch dumm, ich will auch dumm bleiben, aber so dumm bin ich doch noch lange nicht, daß ich hier nicht als Amme for'n Windelkind —" — „Findelkind!" verbesser ich.

„Schweigen Sie schstill! — Das ich hier nicht for'n Windelkind gemietet bin, und wenn man alle so dumm wär'n, daß sie lieber for ihr eigenes Kind sorgen thäten als for Windelkinder in die Blätter."

„Sie imperrtinennte Persohn!" schrie Frau Plinke.

„Ja, und wenn andere noch nich so dumm sind wie ich, denn können die andern 's ja noch werden —"

„Hinaus Sie unferschämte!" — „Von all das lesen können Sie noch eben so dumm werden wie ich —" — „Hinaus! Auf der Schstelle verlassen Sie mein Haus!" schrie Frau Plinke und während dem war die Trine auch schon raus und hatte die Thüre recht kräftig hinter sich zugeschmissen.

Für heute war denn nu ja natührlich die Freude aus, und der alte Herr Rothe jammerte und lamentiehrte immer rum, die Amme sollte doch wenigstens noch bis morgen bleiben oder noch'n paar Tage, daß das arme Kind nicht so mit ein Mal ohne ihr sein müßte. Na, weil nu die Trine von Natuhr aus 'n gutmütige Persohn war, und weil Frau Plinke doch auch nachher mal einsah, daß sie 'n bischen zu heftig gewesen war, so blieb denn die Trine erst mal bis 'n andern Tag da. — Nu war's mir doch sehr unangenehm erstens von wegen mein Rehnomééé und zweitens wegen die Butterbrödte, daß die Leserei auf dieser Weise geschstört sein sollte, und ich ging den andern Morgen, wie die Trine allein in der Küche war, mal zu ihr und wollt mal sehn, ob ich die Angelegenheit nicht doch noch wieder in Ordnung bringen könnt. Aber die Persohn wollt sich auf gar nichts einlassen und meine allerschönsten Redensarten nutzten nichts.

„Sie haben grad an die ganze Sache schuld," schrie sie, „wenn Sie man nicht dazwischen gekommen wär'n, wär gar nix passiehrt!" — „Schrein Sie doch nicht so," flüster ich, „sonst hört's die Madam und denn geht der Schkandahl erst recht los." — „Ich schrei so laut ich Lust hab," schreit sie, „und so was laß ich mir nicht sagen — das ich zu dumm bin und nicht lesen kann — das wär schön — oha — ich kann Ihnen ganz fix erzählen wie die Geschichte mit's Windelkind anfängt — ja woll — nee so dumm bin ich denn doch noch nich. — Erst hat das Weibsbild ihren Mann von den Matsen oder Maxen oder so unterwegs umbringen lassen und denn hat sie ihr Kind, was aber bloß'n ausgesetztes Weisenkind is, an der Seite gebracht, damit sie ihren halbverrückten Liebhaber heiraten kann. — Sehn Sie woll, weiß ich die Geschichte oder nich? Und dadrum soll ich plitz platz aus'm Haus und das arme Kind, das ich genährt hab —"

In diesen Augenblick hörten wir so was wie'n unterdrükkten Schrei, und wie wir uns umsehn, schsteht da die Milchfrau hinter uns mit'n ganz kreideweißes Gesicht und zittert an alle Glieder.

„Ach herrje, hab ich mich ferschrokken," schstottert sie, — „ich — ich — ich hab so Angst for Spinnen und da meint ich doch wahrhaftig — da säß — oh was'n Schrekk!" Sie hielt sich an'n Tisch fest, goß schnell ihre Milch ein und ging schnell wieder weg.

Ich sah denn nu ja, daß ich mit der dummen Persohn nichts anfangen konnt und ließ mir denn lieber erstmal von der intelligenten Lotte mein Frühschstück geben. Dadrauf ging ich ins Wohnzimmer, wo Frau Plinke natührlich mit Lesen beschäftigt war. Wir überlegten nu wie wir für der abgegangenen Amme Ersatz kriegen könnten — natürlich in Betreffs der Lektühre.

Wie wir noch so mit'nander reden, geht ohne forherigen Angeklopfe die Thüre auf und die Lotte führt zwei Herrn rein, die sich auf'n ganz sonderbahre Weise in'n Zimmer rum sehn. — „Sie sind Frau Plinke?" fragt der eine. — „Allerdings," sagt sie. — „Und wer sind Sie?" fragt er mich mit'n ganz unangenehmen scharfen Blicke. — „Mein Nahme ist Kulasch — Fritze Kulasch", sag ich. — „Was sind Sie?"

„Drahmatischer und Litteratuhr-Künstler."

„Sie wohnen hier im Hause?" — „Ich hab hier 'n Zimmer gemietet, jawoll."

„Was wünschen die Herren denn?" fragt nu Frau Plinke. — Nu macht der eine von den beiden Herrn oben den Rock 'n bischen auf und zeigt ein silbernes Schild mit'n Wappen drauf. „Wir sind von der Krieminahlpolizei," sagt er. Da kriegen wir natührlich 'n ganz unangenehmen Schrek. — „Ich muß Sie bitten, mir einige Fragen zu beantworten, sagt nu der Forscheste von den beiden Herrn, „wo ist Ihr Mann?" — „Mein Mann ist ferreist," sagt Frau Plinke mit so'n bischen zitteriger Schstimme.

„Wohin?" — „Er macht eine Geschäftsreise."

„Sein jetziger Aufenthalt?" — „Ach, ich weiß wirklich den Namen nicht so genau — vorgestern ist ein Brief von ihm gekommen, — den hat mein Vater zu sich gestekt —" — „Wo ist Ihr Vater?" — „Hier im Hause." — „Rufen Sie gefälligst den Herrn hierher," sagt der Krieminahl-Mensch zu Lotte, die da wie so'n festgefrohrne Salzsäule an der Thür schsteht. — „Bitte, Sie bleiben hier!" schreit er mich an, wie ich mit Lotte rausgehen will.

Während das nu der Alte geholt werden soll, zieht der Krieminahlmann ein Notiezbuch aus der Tasche und blättert drin rum. Nu kommt Lotte wieder und sagt, der alte Herr wär' nicht zu Hause.

„Hum," sagt der Polizist und kukt in sein Notiezbuch, „bei der letzten Zählung sind aber doch über den Vater in Ihrem Haushalt gar keine Angaben gemacht.

„Mein Vater wohnt nur so lange bei mir als mein Mann verreist ist." — „Aha, nun sagen Sie mal, Frau Plinke," und daderbei sieht der Krieminahlist die Frau mit'n ganz merkwürdig durchbohrenden Blick an, „nun sagen Sie mal — wo ist denn Ihr Kind?" —

„Mein Kind?! Das ist wohl in der andern Schstuhbe oder in der Küche." — „Holen Sie gefälligst das Kind," sagt dadrauf kurz der Mann zu Lotte.

Lotte geht raus und kommt gleich drauf mit'n blaßgelben Gesicht wieder und sagt, das Kind wär auch nicht da.

„Was?! Himmel, mein Kind ist nicht da?!“ schreit Frau Plinke auf und will zur Thür hinausschstürzen.

„Halt!“ ruft aber der Polizist, — „ich werde Sie begleiten — wir wollen zusammen suchen.“

Der andere Krieminahlist bleibt bei mir im Zimmer und wir hören denn, wie Frau Plinke und Lotte und der unangenehme Mensch durch alle Zimmer laufen und das Kind nicht finden können. — „Mein Kind! mein Kind!“ kreischt Frau Plinke als sie wieder ins Zimmer schstürzt. Der Polizist immer dichte hinter ihr her.

„Stimmt alles,“ sagt er zu seinen Kompanjon.

„Wo ist mein Kind? — mein Kind!“ schreit Frau Plinke, „ha, die Amme!“ — „Nein,“ sag ich, „ich glaub Ihr Vater hat das Kind mitgenommen.“ — „Natührlich! erst ist der Vater nicht da und denn hat er das Kind mitgenommen',“ sagt der Polizeimann, „wie alt ist denn Ihr Vater?“ — „65 Jahr.“ — „Und das Kind?“ — „6 Monat.“ — „So alte Herrn flegen doch mit so kleinen Kindern nicht auszugehn. — Genug der Verstellung — Frau Plinke, im Namen des Gesetzes, ich verhafte Sie“ und dabei legt er ihr die Hand auf der Schulter.

„Im Namen des Gesetzes, ich verhafte Sie!“ kaut ihm der andere nach und legt mir auch die Hand auf der Schulter. — Frau Plinke taumelt mit'n lauten Schrei zurück. — „Weshalb?!“ schreit sie. — „Wegen Kindesmord!!!“ — Da fällt sie mit'n noch lautern Schrei auf'n Sofa hin. — „Und warum mir?“ ruf ich in keine schlechte Ferkonsternierung. — „Wegen Beihilfe zum Kindesmord!“ sagt ganz ruhig der andere Mensch. — Eh ich aber noch so recht in den fürchterlichen Schreck reingefallen bin, — schstürzt ein Mann in Reisekleidung in der Thüre.

„Felix, mein Felix!“ schreit Frau Plinke mit so'n ganz unbeschreiblichen Juhbeltohn in der Schstimme und fliegt den Mann an dem Halse. — „Um Gottes willen, was ist geschehn?!“ ruft der; „Gettke hat mir telegrafiehrt, ich müßt sofort nach Hause kommen —“

Frau Plinke konnt aber for weinen nichts sagen und klammerte sich immer fester an ihren Mann.

„Sind Sie Herr Plinke?“ fragt nu der oberste Krieminahlist. — „Ja, ja!“ — „Dann scheinen Sie gut davon gekommen zu sein, — aber Ihr Kind! Nun, fassen Sie sich, — es ist ja auch nur ein angenommenes Kind, — ein Findelkind.“ — „Was, Herr, mein Kind — ein Findelkind!!“

Bei die Silbe „Findelkind“ schießt mir'n Gedanke durch'n Kopf, daß ich man so in der Höhe schpringe — die Amme — die Milchfrau in der Küche!

„Ha, Herr Krieminahlist,“ ruf ich aus, „die Geschichte ist raus, die Milchfrau hat's angegeben.“ — „Allerdings ist die Denuntziahziohn von einer Milchfrau eingegangen, — aber — —.“ — Mit einmal hört man ein heftiges Kindergeschrei, und Frau Plinke schstürzt auf den eben mit seinem weinerlichsten Gesicht reintretenden alten Herrn Rothe los, und reißt ihn das schreiende und in einen sehr defekkten Zuschstand sich befindliche Kind von'n Arm. — „Mein Kind, mein Kind!“ schreit sie noch lauter als das Kind schreit und drückt es heftig an sich. — „Aber was ist denn geschehn mit dem Kind?“ ruft nu Herr Plinke, „ich habe meinen Schwiegervater hier unten vor'm Hause getroffen mit dem Kind auf dem Arm in 'ner schrecklichen Ferfassung — er weinte beinah und konnte kaum sprechen —.“ — „Ach,“ jammerte der alte Herr Rothe, „ich wollt mit dem Kind zu Frau Pelle, meine alte Wirtin, aber da war zugeschlossen.“

„Warum wolltest du denn mit dem Kinde dahin?“ fragte Herr Plinke. — „Ja, ich bin auch begierich, die Aufklärung zu erfahren,“ sagte der Krieminahlist.

Nu entschstand aber 'n kleine Pause, — Frau Plinke blickte sehr beschämt und mit'n sehr roten Kopf an der Erde, und der alte Herr Rothe mochte erst recht nichts sagen. Da mußte denn nu ja Fritze Kulasch wieder in der Kluft schpringen!

„Meine Herren,“ sag ich, „ich werd Ihnen den Dekkel von'n Brunnen heben.“ — Und nu erzähl ich denn in der gehörigen Ordnung und mit'n brilljante oratorische Interpunktziohn die ganze Geschichte wie ich sie hier Ihnen erzählt hab, man bloß daß ich natührlich meine persöhnlichen etwas dehrangjiehrten Miets- und Eßverhältnisse aus der Berührung gelassen habe. Wie ich fertig bin, sagt Herr Plinke zu seine Frau, die die ganze Zeit über ihren Mann an der Hand fest gehalten hatte: „Liebe Marie, du hast da durch deine Lesewut, die während meiner Abwesenheit wieder überhand genommen zu haben scheint —“

„Ach, lieber Felix, verzeih mir — ich bin ja so schrecklich dafür geschstraft — ich schwöre dir, nie, nie will ich wieder ein Buch oder ein Jurrnahl — —.“

„Halt, schwöre nicht! Lies gern, — aber mit Vernunft und nicht zu viel! Wollen wir von jetzt an zusammen die Jurrnahle und Bücher aussuchen, die —.“

„Ach, mein lieber, guter Felix!“ rief Frau Plinke und schmiechte den Kopf an seiner Schulter.

Ich hustete mit Oßtentaziohn, — denn schließlich hatte ich doch auch das schöne eheliche Ferhältnis mit zusammen aranjiehrt. — „Ja, und was Sie anbetrifft, mein werter Herr Kulasch,“ — wandte sich nu Herr Plinke zu mir, — „wir gebrauchen jetzt notwendig Ihr Zimmer wieder, und wenn Sie gleich ausziehn wollen, denn würde ich Ihnen die Miete wieder zurückzahlen.“

„Ich wohne hier erst seit acht Tagen,“ sag ich, „und hab noch gar keine Miete bezahlt.“

„Kann ich mir denken, — ich will sie Ihnen aber doch zurückzahlen, verschstehn Sie wohl, wenn Sie auf der Schstelle ausziehn!“ — „Na,“ sag ich, „dadrin will ich Ihnen entgegenkommen, aber ich hab noch'n andern Kontrakt mit Madam Plinke.“

„Was?!“ — „Jawoll, ich muß jeden Morgen Kaffee und'n geschmiehrten Semmel kriegen!“

„Ah Pardong,“ sagt nu Herr Plinke mit'n ganz komischen Lachen, — „alles was recht ist, — ich werde den Kaffee und die geschmiehrten Semmel mit'n extra Thaler auslösen.“ — „Na,“ sag ich da, „Sie sollen sehn, daß Fritze Kulasch 'n anschständiger und jentiehler Mensch ist — geben Sie her den Thaler!“

Der Sammler

Zum 50jährigen Jubiläum der ersten deutschen Eisenbahn.

F. Gleichwie bei mancher anderen Erfindung spielte auch bei Erfindung der Eisenbahn der Zufall eine große Rolle. Jahrhundertelang förderten die deutschen Bergleute auf den, Hundegestänge genannten Riegelwegen ihre Erze zu Tage — von Deutschland wanderte mit den von der Königin Elisabeth berufenen Harzbergleuten diese Einrichtung nach England, wo sie nach nicht ganz anderthalbhundert Jahren als ein, nunmehr raumverkürzendes, länderverbindendes Kulturmittel aus der Tiefe der Grube zu Tage trat.

Wie bei jeder großen Idee, waren die Fortschritte auch hier nur allmähliche: da sich die hölzernen Riegelwege sehr stark abnutzten, beschlug man dieselben mit Eisen und ersetzte sie schließlich durch gußeiserne Schienen mit steinernen Unterlagen, welchen geschmiedete und später gewalzte Schienen folgten. Selbstverständlich stand der zur Fortbewegung der Lasten notwendige Kraftaufwand im umgekehrten Verhältnisse zur Verbesserung der Schienen, war jedoch immerhin noch so groß, daß man sich nach einem Ersatze für die bisher verwendete Pferdekraft umsah. Infolge mangelhafter Berechnungen schien gerade die Dampfmaschine von der Anwendung ausgeschlossen, als die im Jahr 1825 eröffnete Stockton-Darlington-Bahn den Ungrund eines gewissen technischen Aberglaubens erwies, worauf dann die Liverpool-Manchester-Bahn einen Preis für die „beste" Maschine ausschrieb, welchen Stephenson mit der von ihm konstruierten „Rakete" erhielt.

Von England breitete sich der Eisenbahnbau zunächst nach den Vereinigten Staaten aus, wo auch Fr. List mit ihm bekannt wurde und das neue Transportmittel so überaus trefflich fand, daß er, kaum nach Deutschland zurückgekehrt, unermüdlich thätig war, demselben auch in Deutschland Eingang zu verschaffen und der bayrischen und sächsischen Regierung Denkschriften für Errichtung von Eisenbahnen — unter anderem auch das Projekt einer bayrisch-hanseatischen Bahn — zugehen ließ. Doch blieben dieselben unberücksichtigt, weil die deutschen Regierungen zu viel mit dem „jungen Deutschland" zu thun hatten.

Bereits ein Jahrzehnt vor List hatte ein Münchner Gelehrter, der Oberstbergrat von Baader, der auf mehrfachen Reisen nach England die Entwickelung des Eisenbahnwesens studiert hatte, im Schloßgarten zu Nymphenburg praktische Versuche mit zwei je etwa 250 m langen Eisenbahnen angestellt, welche zwar angestaunt und gut befunden wurden, aber keine Nachahmung fanden. Nachdem aber Frankreich und Belgien, ja selbst Oesterreich — Linz-Budweiser Pferdebahn — die englische Erfindung nachzuahmen anfingen, thaten sich in Nürnberg, jener deutschen Stadt, von welcher schon so viele Erfindungen ausgegangen, einige einsichtsvolle Männer: Bürgermeister Binder, Marktvorsteher Platner und Kaufmann Scharrer in Nürnberg, Bürgermeister Bäumer und die Kaufleute Meyer und Reissig aus dem benachbarten Fürth zusammen und erließen im Mai 1833 eine „Einladung zur Gründung einer Gesellschaft für die Errichtung einer Eisenbahn mit Dampffahrt zwischen Nürnberg und Fürth", in welcher die Anlagekosten auf 132000 fl., die zu erwartenden Einnahmen auf brutto 29000, die Ausgaben auf 13000, der Reingewinn auf 16000 fl. = 12½% berechnet wurden. — Diese „Einladung" war so erfolgreich, daß binnen weniger Monate das Kapital gezeichnet war, worauf ein Privilegium und die Erlaubnis erbeten wurde, der Bahn den Namen „Ludwigseisenbahn" beilegen zu dürfen.

Langwierige Unterhandlungen mit den beteiligten Grundbesitzern verzögerten die Inangriffnahme des Baues bis zum Frühjahre 1835, worauf es dann schnell, aber solid von statten ging. Da der von Stephenson erbetene Ingenieur zu hohe Forderungen stellte, wurde der erst kurz vorher von einer Studienreise nach England und Amerika zurückgekehrte bayrische Ingenieur Denis mit der Bauleitung betraut, welcher sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen erwies und die Bahn in der verhältnismäßig kurzen Zeit von Ende März bis Ende November fertigstellte, obgleich er mit verschiedenen Schwierigkeiten, namentlich der zu späten Lieferung der Schienen von seiten der Fabrik Remy & Co. in Neuwied, der Maschine „Adler" von Stephenson u. s. w. zu kämpfen hatte.

Am 7. Dezbr. 1835 endlich erfolgte unter entsprechenden Feierlichkeiten die Eröffnung der Bahn, welche eine Länge von 20700 bayrischen Fuß hat. Bis vor circa 30 Jahren arbeitete sie mit gemischtem Betrieb, da man die „kostbare" Maschine — der „Dampfwagen" kostete inkl. Fracht und Zölle 14000 fl., außerdem feuerte man mit Holzkohlen, da der Bezug von Koks den Betrieb vollständig unrentabel gemacht hätte — schonen wollte.

Fünfzig Jahre sind nunmehr seit Eröffnung der Bahn verflossen; rechtfertigten sich auch die Erwartungen der Gründer nicht, welche die Bahn als Bindeglied einer direkten Linie Ostende-Konstantinopel betrachten zu sollen glaubten, hat sie sich vielmehr nur in den bescheidenen Grenzen einer Lokalbahn gehalten, so ist sie als solche nicht nur sehr rentabel, sondern auch gleichzeitig der Beweis patriotischen Sinnes und großer Energie zur Zeit politischer Versumpfung.

Litterarische Jahresberichte.

(Forts. aus dem Weihnachtskatalog in Heft 4.)

Militaria.

Erhielten wir so ein Bild von der Wehrkraft des Deutschen Reichs der Jetztzeit, so führt uns Max. Jähns in seinem kürzlich erschienenen Buche „**Heeresverfassungen und Völkerleben**" (Berlin, Verein für deutsche Litteratur) in überaus geistreicher und gefälliger Form den Nachweis von dem Zusammenhange zwischen der Heer- und Wehrordnung der Völker und ihren geistigen und materiellen, ihren staatlichen und sittlichen Lebensverhältnissen; er entrollt ein kulturgeschichtliches Bild vor unseren Augen, welches vom frühesten Altertum bis zur Gegenwart alle Kulturvölker umfaßt.

Nicht minder weit ausgreifend, die Mythe grauer Vorzeit an die Gegenwart knüpfend, gibt uns Lieutenant Mödebeck eine anregende Geschichte der „**Luftschiffahrt, unter besonderer Berücksichtigung ihrer militärischen Verwendung**". Historisch, theoretisch und praktisch erläutert. 6 Lieferungen à 2 Mk. (Leipzig, Schlömp.) Dies Werk ist insofern von besonderem Interesse, als die Luftschiffahrt mit ihrer technischen Entwickelung an Bedeutung für das Kriegswesen ebenso gewinnt, wie die Elektricität, über welche uns Oberst v. Giese in seinem Buche „**Militärische Verwendung der Elektricität als Licht und Kraft**, elektrischer Betrieb neuer Festungs- und Belagerungsmaschinen" (Karlsruhe, Braun) berichtet. Ohne Zweifel werden Luftschiffahrt und Elektricität, letztere sowohl im Dienste der Telegraphie, wie als Licht und Kraftquelle, in künftigen Festungskriegen eine bedeutsame Rolle spielen. Und wie der Festungskrieg der Zukunft selbst — vermutlich — sich abspielen wird, davon erzählt der General v. Sauer in einem starken Bande „**Ueber Angriff und Verteidigung fester Plätze**" (Berlin, Wilhelmi). Er stützt sich auf Kriegserfahrungen und Friedensübungen und entwickelt unter Zugrundelegung unserer heutigen Befestigungen und Waffen seine in Fachkreisen hoch geschätzten Ansichten über den Verlauf eines zukünftigen Kampfes in und um Festungen. Den Verfasser wird jedoch keine Schuld treffen, wenn es anders kommt.

Aus dem Bann von Wall und Mauer führt uns der General Prinz Krafft zu Hohenlohe in seinen „**Militärischen Briefen**" (Berlin, Mittler), deren erster Band über Kavallerie, der zweite über Infanterie und der dritte über Artillerie handelt, hinaus in die männermordende Feldschlacht. Die Briefe haben weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus berechtigtes Aufsehen erregt. Der geistreiche Verfasser war im Kriege 1870—71 in hoher Stellung ein scharfer Beobachter und versteht es bei seiner gründlichen Kenntnis aller drei Hauptwaffen meisterhaft, aus seinen Beobachtungen Lehren für ihr Weiterstreben zu geben.

Die Grundlage hierfür wird stets die taktische Ausbildung der Truppen sein. Daß das Verständnis hierfür vorhanden ist, beweisen die zahlreichen Studien und Betrachtungen über das Exerzierreglement und die Verwendung der einzelnen Waffengattungen im Felde, an denen Geschmack zu finden man Berufssoldat sein muß.

Dieser Vorbedingung bedarf es nicht, wenn

wir Graf York von Wartenburgs **„Napoleon als Feldherr“** (Berlin, Mittler), oder die **„Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“**, herausgegeben vom großen Generalstab (Berlin, Mittler), zur Hand nehmen. Dort sehen wir den genialen Feldherrn werden und wachsen, hier werden Kriegsbegebenheiten und Kriegshandlungen der Vergessenheit entrissen, die als Episoden innerhalb großer Kriege in der Geschichte mehr verschwinden würden, als sie verdienen.

Zum Schlusse erwähnen wir noch die jährlich in einem stattlichen Bande erscheinenden **„Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen“** vom Oberst z. D. v. Löbell (Berlin, Mittler), die eine reiche Fundgrube militärischen Wissens für alle sind, die über Heereseinrichtung und Heeresstatistik Belehrung suchen. r.

Litteraturgeschichte.

An bedeutenden Schriften litterarhistorischen Inhalts war das Jahr 1885 ungewöhnlich fruchtbar. Und zwar eben so wohl an zusammenfassenden Darstellungen größerer Entwicklungsperioden als an wertvollen Monographien über hervorragende Führer und Meister unserer Poesie. Wilhelm Scherers **„Geschichte der deutschen Litteratur“** (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung), um mit dem besten zu beginnen, erscheint eben noch am Ausgange des Jahres in neuer (dritter) Ausgabe. Umfangreicher, breiter angelegt ist Franz Hirschs **„Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit“** (Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich), von welcher wir 1885 mehrere neue, die Darstellung bis in das klassische Zeitalter fortführende Hefte erhielten. An Fülle des Wissens, Tiefe der Auffassung, Kraft und Schönheit des Stils läßt sich das Buch nicht entfernt mit Scherers herrlichem Werke vergleichen; doch enthält es manche geistvolle Bemerkung und gibt durch geschickt gewählte Proben aus den bedeutenderen Dichtungen, die in den Text verflochten sind, eine lebendige Anschauung von dem Wesen und Charakter einzelner Schriftsteller und ihrer Werke. Einen engeren Zeitraum, nur das letzte halbe Jahrhundert, umspannen die beiden Teile, mit welchen Adolf Stern in diesem Sommer seine (siebenbändige) **„Geschichte der neueren Litteratur“** (Leipzig, Bibliographisches Institut) abschloß; eine hervorragende Leistung auf dem Gebiete der allgemeinen Litteraturgeschichte: die Darstellung umfaßt sämtliche moderne Litteraturen Europas seit der Renaissance und zeugt trotz der enormen Schwierigkeiten, mit denen der Verfasser namentlich in den Schlußbänden zu kämpfen hatte, ebenso von reichem Wissen als von klarem, selbständigem und gerechtem Urteil. In das vorige und den Anfang unseres Jahrhunderts führt uns ein Buch, das sich schon äußerlich als Festgabe ankündigt und in der That recht sehr verdient, als Geschenk auf dem Weihnachtstische zu prangen, August Sauers **„Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Litteratur“** (Leipzig, Adolf Titze). Es sind 15 kurze, aber vortreffliche, von warmer Empfindung beseelte Charakteristiken bedeutender deutscher Frauen von Meta Klopstock bis auf Bettina v. Arnim, jede geschmückt mit einem unmittelbar nach dem besten Originalportrait gefertigten, auch in der Wiedergabe wohlgelungenen Brustbilde. Dürfte sich diese kurze Uebersicht auch auf Werke erstrecken, die zunächst nur streng wissenschaftliche Ziele verfolgen, so müßte besonders noch Karl Goedekes Neubearbeitung seines **„Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung“** (Dresden, L. Ehlermann), und Kluges **Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache** (Straßburg, Karl J. Trübner) genannt werden.

Reiche Ausbeute hat das Jahr 1885 aber namentlich in der Forschung über das Leben und Wirken einzelner unserer großen Autoren gebracht. Wenn man Klopstock und Wieland ausnimmt, so haben alle unsere bahnbrechenden Dichter und Schriftsteller der neueren Zeit heuer eine ihrer würdige Darstellung in mehr oder weniger umfangreichen Monographien erhalten. Rudolf Haym hat sein zweibändiges Werk über **Herder** vollendet (Berlin, R. Gärtner) und damit diesem Führer unserer Litteratur in der Epoche des Sturms und Drangs ein Denkmal gesetzt, wie sich eines gleichen kein anderer Geistesheros unseres Volkes erfreut, ein Werk unerschöpflich an wissenschaftlicher Belehrung und Genuß. Von Erich Schmidts **„Lessing“** (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) ist der erste Teil des zweiten Bandes erschienen, die Jahre 1766—1777 umfassend, gleich dem ersten Bande überreich an Inhalt und fesselnd durch die knappe, energisch vorwärts drängende, geistsprühende Form. Richard Weltrich hat das erste Heft seiner lang erwarteten Biographie **Schillers** erscheinen lassen (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung), den ersten ernsten und vielversprechenden Versuch, das Leben Schillers und das Wesen seiner Dichtung in eingehender, wissenschaftlicher Weise zu behandeln. **Heinrich v. Kleist** hat in Otto Brahm (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur) einen Biographen gefunden, der es vortrefflich verstand, die Ergebnisse gründlicher, dem jetzigen Stande der Wissenschaft durchaus entsprechender Forschung in künstlerisch schöner Form zu fassen. Gustav Karpeles, der schon früher apologetische Beiträge zu **Heines** Leben veröffentlichte, hat denselben nun eine zusammenhängende Biographie des gefeierten Dichters folgen lassen (Hamburg, Hoffmann & Campe). Von zahlreichen Monographien über Autoren zweiten Rangs und über Männer, die zwar an sich historisch hochbedeutend und interessant sind, doch nur in einem ferneren Verhältnisse zur Geschichte der deutschen Litteratur stehen, sei Steins Lebensbild des halleschen Menschenfreundes August Hermann **Francke** erwähnt (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses). **Goethe** ist zwar während des verflossenen Jahres nicht in einer neuen, epochemachenden Biographie behandelt worden, aber wieder hat er mannigfache, nach Inhalt, Tendenz, Form und Wert verschiedene Publikationen hervorgerufen. Unter anderem ist das Buch des Jesuiten Alexander Baumgarten über ihn (Freiburg i. B., Herdersche Buchhandlung) in neuer Auflage, vermehrt und verbessert, erschienen. Allerlei Schätzenswertes hat namentlich der sechste Band des von Ludwig Geiger herausgegebenen **Goethe-Jahrbuchs** gebracht (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt: Rütten & Löning). Vor allem aber sind nunmehr endlich die Siegel gefallen, die seit fünfzig Jahren das Goethe-Archiv in Weimar ängstlich der Nation verschlossen, und mit der Gründung der Goethe-Gesellschaft ist allen Verehrern des großen Dichters die Gewähr gegeben worden, daß uns demnächst die Schätze seines Nachlasses vollständig gehoben werden sollen. Dann werden wir auch eine kritisch-historische Ausgabe sämtlicher Werke Goethes erhalten, wie wir solche von den Schriften unserer sonstigen großen Autoren bereits besitzen. Auch in dieser Hinsicht hat uns das Jahr 1885 mancherlei geschenkt. Von der kritischen Gesamtausgabe der Werke **Luthers** ist der dritte Band (Weimar, H. Böhlau) erschienen; die Anzahl der von **Herders** Werken in Suphans Ausgabe publicierten Bände (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) ist auf neunzehn gestiegen; endlich kommt gerade dicht vor Weihnachten noch der erste Band der Lachmannschen Ausgabe von **Lessings** Schriften in dritter, völlig neu bearbeiteter Auflage heraus (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung). Im weitesten Umfange jedoch hat nach dieser Seite hin auch heuer wieder Joseph Kürschners **„Deutsche Nationallitteratur“** (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) gewirkt. Eine stattliche Reihe deutscher Autoren aus alter und neuer Zeit ist dadurch wieder in vortrefflichen, auch vortrefflich eingeleiteten Ausgaben — es sei nur beispielshalber an die Bände erinnert, die das deutsche Volkslied, die Kleists oder Tiecks Werke behandeln — allen Freunden unserer Litteratur zugänglich geworden. F. M.

Erd- und Völkerkunde.

Auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde hat der deutsche Büchermarkt im abgelaufenen Jahre wieder eine ganze Reihe bedeutsamer Erscheinungen zu Tage gefördert, aus welchen nur die hervorragendsten an dieser Stelle Berücksichtigung finden können. Den Reigen eröffnen wir mit einem lieben alten Bekannten, des verstorbenen A. W. Grube: **„Geographische Charakterbilder“** (Leipzig, Friedrich Brandstetter), dessen beide ersten Bände in 17., der dritte Teil in 13. vermehrter und verbesserter, auch mit Holzschnitten geschmückter Auflage vorliegen. Der Wert des Sammelwerkes ist ein allgemein anerkannter und daß dasselbe seit seinem ersten Erscheinen 1850 an Beliebtheit nichts eingebüßt hat, beweist eben die wieder notwendig gewordene neue Ausgabe, welche auch durch Eleganz der Ausstattung ihre Vorgängerinnen übertrifft. — Wie bei der herrschenden Strömung nicht anders zu erwarten, ist es hauptsächlich der schwarze Erdteil, welcher einen großen Teil der geographischen Litteratur für sich in Anspruch nimmt. Obenan steht Stanleys zweibändiges Werk: **„Der Kongo und die Gründung des Kongostaates“** (Leipzig, F. A. Brockhaus), welches in vielfacher Beziehung nicht verfehlt hat gerechtes Aufsehen zu erregen. Der Leser steht dem Buche mit gemischten Empfindungen gegenüber. Im allgemeinen dürfte der Gesamteindruck wohl ein anderer sein als der Verfasser beabsichtigt hat. Von dem am Kongo Geleisteten gewinnt man keine allzu hohe Meinung, trotz des zur Schau getragenen Optimismus. Geradezu unangenehm berührt die Parteilichkeit gegen die deutschen Forscher, welche doch am meisten noch geleistet, und die Herrn Stanley durch Dr. Pechuel-Lösche gewordene scharfe Entgegnung: **„Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen“** (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger) ist eine durchaus wohlverdiente. Ueber die neue Auflage von Stanleys erstem Buche: **„Wie ich Livingstone fand“** (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist nichts weiter zu bemerken, als daß sich darin das anhaltende Interesse des deutschen Lesepublikums an den Thaten des kühnen Angloamerikaners wiederspiegelt. — Ein sehr hervorragendes Buch ist H. H. Johnstons **„Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo“** (Leipzig, F. A. Brockhaus), in welchem Buche der durch seine afrikanischen Reisen hinlänglich bekannte Verfasser es mit Glück versucht hat, mit Hilfe von Feder und Pinsel einen einfachen Führer am Kongo herzustellen, welcher eine leidlich richtige Vorstellung von den charakteristischen Zügen des großen Stromes geben soll und auch wirklich gibt. Noch weit wichtiger ist das Werk Joseph Thomsons: **„Durch Massailand. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Viktoria-Njansa“** (Leipzig, F. A. Brockhaus). Thomson erschließt uns hier gewissermaßen eine neue Welt. Das von ihm durchforschte Gebiet mit seinen durchaus rohen Bewohnern gehört zu den noch am wenigsten bekannten in ganz Afrika und ist für Deutsche um so interessanter, als gerade dort in jüngster Zeit durch die deutschostafrikanische Gesellschaft Ländergebiete erworben worden sind. — Hugo Zöllers **Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun** (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) dürfen schon aus gleichem Grunde des allgemeinen Interesses sicher sein. Der jetzt rühmlichst bekannte Verfasser macht uns darin mit der ihm eigentümlichen fesselnden Sprache zum Zeugen seiner Erlebnisse und Forschungen in jenem Tropengebiete. — Nach dem afrikanischen Norden führt uns Dr. W. Kobelt mit seinen **„Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis“** (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg), welche, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werte, der allgemeinen Beachtung schon deshalb zu empfehlen sind, als der bekannte Frankfurter Naturforscher im Jahre 1881 seine Reise ausführte und somit die allerneuesten Zustände in jenen Gebieten zu schildern in der Lage ist. Wem es aber um ein Gesamtbild Afrikas zu thun ist, der nehme Amand von Schweiger-Lerchenfelds stattlichen Band: **„Afrika. Der dunkle Erdteil im Lichte unserer Zeit“** (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben) zur Hand, welcher mit Hilfe zahlreicher Illustrationen, Tafeln und 50 sauber ausgeführten Karten den Leser in gefälliger Form über den heutigen Stand unseres Afrikawissens unterrichtet.

Wenden wir uns nach Asien, so möchten wir zunächst auf Antonie Herfs reizende **„Briefe einer jungen Frau aus Indien“** (Stuttgart, Carl Krabbe) aufmerksam machen, welche allerdings keine Erweiterung des geographischen Wissens, dafür aber wohl die anschaulichste Schilderung des Lebens auf Java bieten. Denn diese Sundainsel ist es, was die Verfasserin unter ihrer nicht ganz glücklich gewählten Bezeichnung „Indien“ versteht, während der Deutsche gemeiniglich bei diesem Namen an das britische Vorderindien denkt. Wenn wir bemerken, daß dies aber wohl auch die einzige Ausstellung ist, welche der Kritiker an dem hübschen Büchlein zu machen findet, so ist damit wohl alles gesagt. In Niederländisch-Indien bewegen sich gleichfalls Henry O. Forbes **„Wanderungen eines Naturforschers im malaiischen Archipel von 1878 bis 1883“** (Jena, Costenoble), von welchen der von Dr. R. Teuscher verdeutschte erste Band, den Aufenthalt auf den Keelinginseln, auf Java und Sumatra umfassend, vorliegt. Das Hauptgewicht erscheint in diesem Werke auf das naturgeschichtliche Moment gelegt. Fesselnder für weitere Kreise ist des Dänen Karl Bock: **„Im Reiche des weißen Elefanten. Vierzehn Monate im Lande und am Hofe des Königs von Siam“** (Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn). Der Verfasser, welchem wir schon wertvolle Forschungen in Borneo verdanken, hat nicht bloß Bangkok, sondern auch das wenig besuchte Innere des siamesischen Reiches, Obersiam und Lao kennen gelernt und Gegenden durchreist, welche vor ihm bloß ein einziger Europäer vor nahezu 50 Jahren geschaut. Sein Buch ist eine wahre Bereicherung der geographischen Litteratur. Henry Lansdells **„Russisch Zentral-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw“**

(Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn), verdeutscht von H. von Wobeser, ein stattliches dreibändiges Werk, nimmt unter den zahlreichen, jenem Länderabschnitte gewidmeten Büchern eine hervorragende Stelle ein.

Ein Prachtwerk ersten Ranges ist Rudolf Cronaus: **„Von Wunderland zu Wunderland“** (Leipzig, T. O. Weigel), welches in 25 Lichtdruckbildern nach Originalen des Herausgebers Landschafts- und Lebensbilder aus den Staaten und Territorien der nordamerikanischen Union mit Erläuterungen in Poesie und Prosa in seltener Pracht und Schönheit vorführt. Die bei uns vielfach gehegte Vorstellung, daß Nordamerika landschaftlicher Reize entbehre und nüchtern sei wie der Charakter seiner Einwohner, sind Schauwerke wie das vorliegende gründlich zu zerstören geeignet. — Irland läßt sich gewissermaßen als die Brücke bezeichnen, welche die transatlantische Welt mit unserem Erdteil verknüpft, doch lockt das seltsame Land nur spärliche Besucher an. Ein solcher aus jüngster Zeit, der Berliner Geologe Dr. Konrad Keilhack, hat nun **„Reisebilder aus Irland“** (Gera, A. Reisewitz) erscheinen lassen, welche nicht so sehr seine geologischen Untersuchungen, sondern das wunderbar großartige Eiland mit seinen Gletscherdomen und Vulkankegeln, Lavafeldern und Hochlandsebenen, mit den Sitten und der Lebensweise seiner Bewohner in gelungener Weise schildern. Die Lektüre des Büchleins, welches mit einer Karte versehen ist, bietet reichen Genuß. Wer nicht so weit, etwa nur nach dem weit leichter und bequemer erreichbaren Nordkap strebt, wird E. Hoehnes **„Nordkap und Mitternachtssonne, eine norwegische Reise“** (Hamburg, Hoffmann & Campe) mit Nutzen lesen. In den Süden unseres Erdteiles führt uns Max Strack: **„Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Weltteilen“** (Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther), mit dem wir Italien, besonders Sizilien, Griechenland und einige Punkte Kleinasiens besuchen. Für Athen hat uns Professor Gustav Ferd. Hertzberg mit einem trefflichen Führer versehen: **„Athen, historisch-topographisch dargestellt“** (Halle a. S., Waisenhaus). Die Grundlage ist selbstredend durchaus wissenschaftlich, dem Inhalte nach faßt es die Hauptergebnisse der neueren Forschungen über die architektonische Geschichte und die Topographie von Athen in populärer Form und in kurzer Uebersicht zusammen, ohne auf allzu feines Detail einzugehen. Endlich sei noch zweier, der engeren Heimat gewidmeten Werke gedacht: Dr. Aug. Sach, **„Die deutsche Heimat“** (Halle, Waisenhaus), und Dorenwell und Hummel: **„Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten“** (Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt), welche sich die Aufgabe stellen, Landschaft und Volkstum des Deutschen Reichs dem Leser in charakteristischen Bildern vorzuführen und zum lebendigen Verständnis zu bringen. Obwohl nach gänzlich verschiedenem Plane gearbeitet, erreichen dennoch beide ihren Zweck, nur sind die „Charakterbilder“ bis jetzt noch auf die erste Abteilung, Norddeutschland umfassend, beschränkt. h.

Musikalien.

Die renommierte Verlagshandlung von Rob. Forberg in Leipzig bringt eine ganze Anzahl sehr geschmackvoll und zum Teil höchst originell ausgestatteter Novitäten auf den Weihnachtsmarkt, von denen wir die folgenden besonders hervorheben: Adolf Jensen **„Impromptu Op. 37“** und **„2 Nocturnes Op. 38“**, welche zwar nicht positiv neu sind aber doch jetzt in einer „Nouvelle édition corrigée“ erscheinen. Sie sind in der bekannten geistreichen und eleganten Weise des zu früh Verstorbenen geschrieben und verlangen einen gewandten Spieler, ohne Ansprüche an große Technik zu machen. — Wer eine leichte Hand hat, vor einigen Schwierigkeiten und einigem „Haut goût“ nicht zurückschreckt, der wage sich an die **„Compositions pour Piano par Jules Zarembski“** (Op. 22: „Berceuse“, Op. 24: „Valse-Caprice“, Op. 25: „Tarantelle“, Op. 26: „Sérénade espagnole“). Ganz speciell für die Weihnachtszeit geschrieben hat A. F. Riccius sein **„Kleines Spiel für sinnige Leute, eine Weihnachtsgabe fürs Haus“** (Op. 44), welches sehr wohl geartet ist, Freude zu bereiten. Ganz leicht ist aber dies bei Fr. Kistner erschienene niedliche Werkchen nicht. Noch mehr Ansprüche an den Spieler macht die in derselben Verlagshandlung erschienene Sammlung kleiner Klavierstücke **„Lose Blätter“** von Eduard Schütt (Op. 13), welche aber viel des Anregenden und Interessanten bieten und in mancher Hinsicht an die Art und Weise Theodor Kirchners gemahnen, welcher Letztere in seinen **„Neun Klavierstücken“** Op. 75 (Leipzig, Biedermann) eine seinen Verehrern sehr willkommene Gabe bieten dürfte. Die Sachen sind liebenswürdig, geistreich und interessant. Karl Reinecke wendet sich, wie er so oft schon gethan, mit seinen **„Fünf Serenaden für die Jugend“** (Op. 183) direkt an die kleinen Leute. Diese Serenaden (Edition Peters Nr. 2198) stehen nach Seite der Ausführbarkeit auf der Stufe der allbekannten Suiten (Op. 173) und Sonatinen (Op. 47 und 98) desselben Komponisten, nur ist hier streng der Charakter der Serenade festgehalten, wie dort der Stil der Suite und der Sonatine. Die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel bringt als sehr empfehlenswertes Unterrichtswerk: **„30 melodische und charakteristische Stücke in Form von Studien für das Pianoforte“** von Gustav Tyson Wolff (Op. 26), welche als Ergänzung der früher erschienenen 32 Studien desselben talentvollen Komponisten zu betrachten sind und welche das bedeutende pädagogische Geschick des Autors bekunden. Dieselbe Verlagshandlung bringt den „Kleinen“ **„Zehn leichte Phantasien über deutsche Kinderlieder für das Pianoforte zu vier Händen“** von Karl Reinecke (Op. 181), welche von kleinen Virtuosen im Alter von 10 bis 12 Jahren schon sehr effektvoll vorgetragen werden können. Niedliche Hefte, aber für etwas vorgeschrittenere Spieler sind auch Xaver Scharwenkas **„Album für die Jugend“** (Op. 62) und Gustav Tyson Wolffs **„Kleine Stücke für Piano“** (Op. 25). Dieselbe Verlagshandlung hat sich ein Verdienst erworben durch Veröffentlichung der **„Bibliothek für zwei Klaviere“**, welche Originalwerke für 2 Klaviere zu vier Händen von Clementi bis Liszt, sorgfältig redigiert von Anton Krause bringt, und durch Herausgabe der **„Jugendbibliothek für zwei Pianoforte zu acht Händen“**, welche kürzere Stücke von Bach, Beethoven, Händel, Mendelssohn, Mozart, Schubert 2c. in leicht spielbarem Arrangement von Iwan Knorr enthält. Ein sehr gediegenes Unterrichtswerk, welches Breitkopf & Härtel publiciert haben, ist die große Klavierschule von Dapont, welche den Titel führt **„Ecole du Piano du Conservatoire royal de Bruxelles, Edition des chefs-d'oeuvre classiques des grands maitres anciens et modernes“**. Außerdem schreitet die Volksausgabe Breitkopf & Härtel rüstig fort und brachte jüngst drei Bände **„Klavierwerke“** von Karl Reinecke (1. Band: Instruktive Stücke, 2. Band: Bearbeitungen, 3. Band: Schwierige Stücke) zu sehr billigem Preise. Dieselbe Volksbibliothek bringt eine Sammlung von 30 reizenden Liedern von Arno Kleffel unter dem Titel: **„Kleffel-Album für Gesang und Piano“**. Den Musensöhnen widmet dieselbe Verlagshandlung für 3 Mark eine reizend ausgestattete Sammlung von 150 Studentenliedern mit leichter Klavierbegleitung von T. Hauptner. Adolf Wallnöfer veröffentlicht **„3 Lieder für eine mittlere Stimme mit Klavier“** (Op. 35) und **„4 Gesänge für eine höhere Stimme“** (Op. 36) ebendaselbst. Sie heben sich von der Masse vorteilhaft ab. Eine noch ganz junge Handlung, Max Hesses Verlag in Leipzig, veröffentlicht soeben die neue komische Oper in drei Akten **„Auf hohen Befehl“** von Karl Reinecke in vorzüglicher Ausstattung zu dem unglaublich billigen Preise von 6 Mark für den Klavierauszug und darf somit wohl sicher darauf rechnen, daß dies interessante Werk auf vielen Weihnachtstischen seinen Platz finden werde.

Eine ganz specielle „Weihnachts-Litteratur“ liefert die rührige Verlagshandlung von C. F. W. Siegel in Leipzig: **„Die Weihnachtsfee“**, Gedicht von Pfeil, melodramatisch mit Klavierbegleitung von W. Tschirch und **„Der Christbaum“**, Gedicht von Joseph Weil, in gleicher Weise melodramatisch mit Klavierbegleitung komponiert von Heinrich Proch. Es bedarf also zur Aufführung eines Deklamators und eines einigermaßen geübten Klavierspielers. Vier Anfänger, welche an zwei Pianofortes Platz nehmen, können eine gute Wirkung erzielen mit August Riedels **„Am Weihnachtsabend“** für zwei Klaviere zu acht Händen, in welchem Stückchen man den bekanntesten alten Melodien von Händel, Haydn 2c. begegnet. Für Chor veröffentlichte dieselbe Handlung: **„Weihnachts-Kantate“** für weiblichen Chor mit Pianoforte von Karl Reinecke (Op. 170) und **„Weihnachts-Festspiel“** in drei Bildern,

Fig. 1. Gloxinia gesnerioides

bestimmt zur Aufführung mit lebenden Bildern oder Transparenten für Chor, Soli, Pianoforte und Harmonium von Theobald Jerichau.

H. C.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Lieblinge aus Floras Reich.

Wenn wir heute unseren verehrten Leserinnen einige ihrer alten Lieblinge aus Floras Reich vorführen, so haben wir dabei die Absicht, ihnen zu zeigen, wie leicht und interessant, auch unterhaltend die Anzucht solcher Pflanzen ist, wie überhaupt die Beschäftigung mit der Natur und ihren oft in den glänzendsten Farben prangenden Kindern jedem eine große Freude bereitet, der wenigstens einiges Verständnis für sie gewonnen hat. Dies Verständnis zu erleichtern, ist heute wie seit Jahren unsere Aufgabe auch an dieser uns liebgewordenen Stelle.

Wir haben es heute mit einigen Mitgliedern der Familie der Gesneraceen zu thun, die aus etwa 700 Arten der gemäßigten und warmen Zone besteht, allerdings meist krautartige Pflanzen, darunter aber auch ein großer Baum (Fieldia africana Cunn., so genannt nach dem Baron Field, Schriftsteller und Beamter am obersten Gerichtshof von Port Jackson in Neu-Südwales), welches in Westafrika das afrikanische Teakholz liefert, nicht zu verwechseln mit dem ostindischen Teakholz (Tectonia grandis L., eine Verbenacee), das beste aller vorhandenen Nutzhölzer. Fast alle Gattungen und Arten der genannten Familie zeichnen sich durch schöne Blüten aus.

Zu den schönsten und beliebtesten Gattungen gehört die Gloxinie, von L'Héretier nach dem Botaniker P. B. Gloxin benannt, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts als Arzt in Kolmar starb. Unsere durch künstliche Befruchtung der Gloxinia (Ligeria) speciosa Ker. mit Ligeria caulescens, Gloxinia Teichleri und G. Tifiana entstandenen zahlreichen Spielarten unterscheiden sich außer durch die Farben von feurigem Rot, Purpur und mildem Blau und die verschiedensten Zeichnungen im Innern der Blume auch noch durch die Stellung der letzteren, von denen die ältesten so herunterhingen, daß man von ihrem schönsten Teil wenig oder nichts sehen konnte;

Fig. 2. Großblumige Achimenen.

später erschienen Blumen in ganz aufrechter Stellung, während heute die Sorten mit halbhängenden Blumen und starken Blättern (Gloxinia hybrida crassifolia, Fig. 3) die beliebtesten sein dürften.

Die Gloxinien bestehen aus Knollen und Blättern, zwischen denen und über welchen die einblumigen Blütenstengel sich erheben, welche an ihrer Spitze die glockenförmige punktierte oder geflammte, gekrauste oder einfache, zuweilen farbig umsäumte schöne Blume tragen. — Die Knolle, welche bis dahin in trockenem Sande aufbewahrt worden, pflanzt man in einen mäßig großen Topf mit Laub-, Mist- und sandiger Heideerde so hoch, daß die Keimhöcker auf der oberen Seite noch sichtbar sind; erst nach Beginn des Wachstums werden sie begossen und, wenn im vollen Wachstum begriffen, auch zuweilen durch schwache Jauche oder schwaches Guanowasser gedüngt. Wenn zu viele Blätter erscheinen, werden die überflüssigen mit einem Stückchen der Knolle herausgeschnitten und wie Stecklinge behandelt. Stecklinge erhält man auch aus abgeschnittenen Blättern, die man überall da durchsticht oder durchschneidet, wo zwei Nerven sich kreuzen, wonach man sie dicht auf den Sand legt, mit dem die eben genannte Erdmischung im Topf oder in der Samenschale bedeckt wurde; die Blätter werden durch Holzstifte oder Häkchen flach auf dem Sande festgehalten, mit einer Glasscheibe bedeckt und von unten, d. h. durch den „Untersatz“ gegossen, in welchen das Gefäß mit den Blattstecklingen zu stehen kommt. Die über diesen liegende Glasscheibe nimmt die aus der Erde aufsteigende feuchte Luft auf, die sich hier zu Tau bildet; derselbe muß regelmäßig jeden Tag abgewischt werden. Auf den Schnittpunkten der Blätter entwickeln sich bald kleine bewurzelte Pflänzchen, die man herausnimmt, um sie wiederholt weiter auseinander zu pflanzen („pikieren“ nennen's die Deutschen!) und wenn sie groß genug geworden, einzeln in Töpfe zu setzen. Aehnlich behandelt man die durch die Aussaat im Februar entstandenen Sämlinge; sie und die Stecklingspflanzen blühen gewöhnlich zu Ende des Sommers, die aus älteren Knollen entwickelten Pflanzen schon im Juli und August. Die Gloxinien werden am besten das ganze Jahr hindurch unter Glas gehalten. Nach dem Abblühen, nach der Samenreife welken die Blätter; man darf dann nur wenig mehr gießen; sie vertrocknen schließlich ganz, die Pflanze „zieht ein“ und die Knolle wird, wie oben gesagt worden, in Sand eingeschlagen und trocken, aber frostfrei aufbewahrt.

Bietet solche Art und Weise der Anzucht von schönen Pflanzen nicht so viel des Interessanten, daß auch unsere liebenswürdigen Leserinnen mit ihren zarten Fingern und schönen Augen sich damit beschäftigen möchten?

Nicht weniger schön ist die Gattung Gesneria, vom Franziskanermönch Karl Plumier († 1704) und von Martius († 1868), dem deutschen Gelehrten und Reisenden, zu Ehren des Konrad Gesner so genannt, jenes ersten und berühmtesten Botanikers und Zoologen des Mittelalters, der 1565 als Arzt in Zürich starb und heute noch der „deutsche Plinius“ genannt wird. Auch die Gesneria, gewöhnlich Gesneriegenannt, ebenfalls aus dem tropischen Amerika stammend, baut sich aus einer Knolle auf, von der die stark behaarten, großen, oft prachtvoll gezeichneten Blätter (z. B. bei Gesneria zebrina discolor oder splendens Fig. 4) und zwischen ihnen der Stengel mit den in Rispen oder Trauben stehenden Glockenblumen sich entwickeln. Die Blumen sind gelb, mennig- oder amarantrot, auch zweifarbig u. s. w., sie erscheinen gewöhnlich im Sommer und halten sich ziemlich lange.

Die Gesnerien sind ausgezeichnete Zimmerpflanzen und wegen ihrer meist prachtvollen Blätter auch schön ohne Blüten. Man vermehrt und pflegt sie genau wie die Gloxinien, nur daß sie vielleicht etwas mehr Wärme und eine kräftigere Erde beanspruchen; in leichter oder ausgesogener Erde blühen sie nicht, und muß man die Knollen deshalb wie die der Gloxinien jährlich im Februar oder März in frische Erde pflanzen, nachdem man sie von allen Nebenwurzeln gereinigt hat. Sie

Fig. 3. Gloxinia hybrida crassifolia.

Fig. 4. Gesneria zebrina discolor (splendens).

müssen auch stets am sonnigen Fenster des warmen Zimmers gehalten werden, wo sie vorzüglich gedeihen, nachdem einmal die Knollen gebildet sind.

Als ein Produkt der Kreuzung (künstlichen Befruchtung) zwischen Gloxinien und der Gesneria Doukelari ist beim Hoflieferanten Herrn Chr. Lorenz in Erfurt die gesnerenartige Gloxinia (Gloxinia gesnerioides Fig. 1) entstanden, welche die Vorzüge beider Gattungen miteinander vereinigen soll, denn außer dem schönen Wuchs und den prachtvollen, bunt gezeichneten Blättern der Gesneria zeigt sie große feurigrote, denen der Gloxinia ähnliche Blüten. Die Pflanze entwickelt im ersten Jahre 1—3 Blumenstengel, welche eine Höhe von 30—40 cm erreichen; die Blumen trägt sie aufrecht und frei über den Blättern. Ihre Anzucht und Pflege sind dieselben wie bei der Gloxinie.

Eine dritte Gattung der Gesneraceen ist die Achimenes, ein Name, welchen der berühmte englische Botaniker und Reisende R. Brown († 1858) von Achaemenis abgeleitet haben wird, ein Wort, womit nach Plinius ein Kraut Indiens bezeichnet wurde, das zu Zaubertränken diente und auf Uebelthäter die Wirkung ausüben sollte, daß sie unter Qualen ihr Verbrechen oder Vergehen bekannten; unsere Achimenes steht aber in keiner Verbindung mit jener gefährlichen Pflanze, wohl aber gehört sie zu den empfehlenswertesten Zierpflanzen, auch im Zimmer. Die schönste Art ist Grandiflora, die Großblumige, aus der zahlreiche Spielarten mit weißen, purpurnen, karminroten, lilafarbigen u. a. Blumen entstanden sind, von denen unsere Abbildung 2 einen hübschen Strauß bietet. Die schuppenartig gebildeten Knollen entwickeln kleine, stark behaarte Blätter und einjährige Stengel mit einzelstehenden, langgeröhrten Blumen, deren Saum schief ausgebreitet, aber sonst regelmäßig gebildet ist. Die Gattung ist in den feuchten und warmen Ländern Centralamerikas einheimisch und verlangt deshalb eine feuchtwarme Luft, die man ihr am Zimmerfenster durch öfteres Ueberspritzen bereiten kann. Sie fängt im April an zu wachsen, nachdem sie über Winter eingezogen und trocken gelebt hat; man teilt dann die kleinen länglichen Knollen und legt ihrer drei in kleine Töpfe mit oben für die Gloxinien empfohlener Erdmischung, der nur mehr Sand beizumischen ist; hat man ein warmes Mistbeet, so senkt man sie hier ein und läßt sie antreiben, was aber auch im warmen Zimmer glückt.

Fig. 1. Fig. 2.

Nachdem sie die kleinen Töpfe ausgewachsen haben, versetzt man die Pflanzen in etwas größere Gefäße; sie blühen dann vom Juli bis September, wonach sie „einziehen"; man überwintert sie mit ihren Töpfen an einem trockenen und nicht zu kalten Ort.

Die Vermehrung geschieht wie bei den anderen Gesneraceen durch Blattstecklinge. Oder man löst die Knöllchen in ihre einzelnen Teile oder Schuppen auf, die im Februar wie die Samen der Gloxinien ausgesäet werden; auch sie keimen leicht und geben bald kleine Pflänzchen, die man im übrigen wie die der anderen Gesneraceen behandelt.

Aehnliches gilt von einer vierten Gesneracee, der Gattung Tydaea, von deren Arten die in Mexiko einheimische Picta Desne mit ihren zahlreichen Spielarten besonders schön ist. Sie wird bis 1 m hoch, hat purpurrote Stengel und Blattstiele; die Blumen hängen an den Blütenstielen und sind halb rot, halb gelb und purpurn punktiert.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Wintermoden.

Wie die feinere stilisierte Wintermode erst gegen Weihnachten hin spruchreif wird, so tritt auch erst in dieser Zeit die ganze ihr innewohnende Poesie zu Tage. Da erscheinen all die von zärtlicher Fürsorge (daß ja der rauhe Nord dem zarten Körper nicht nahe) erdachten Modeschönheiten, die man seither, um die Festesfreude auch durch einige Nouveautés zu erhöhen, sorgfältig hinter Schloß und Riegel hielt, da wird, als stehe man im Bann einer heiligen Sache, eifrig gefahndet, wo denn nun und in welcher Form das Schönste der Schönen, das unseren Lieben von unserer Liebe und dem Wunsche sie zu erfreuen, erzählen soll, zu beschaffen sei; — ich will versuchen ein wenig aus der Schule zu schwatzen und den geehrten Leserinnen einige der neu auf der Bildfläche erschienenen Kostbarkeiten zu skizzieren, die vielleicht danach angethan sind, sie mit verschiedenen jener da und dort auftauchenden Excentricitäten, die so oft abfällige Urteile über die Mode entstehen lassen, auszusöhnen.

Von besonderer Schönheit und praktischem Wert sind beispielsweise die neuen, aus Velours frisé gefertigten, mit Eiderdaunen gefütterten Mäntel, die sehr warm und bedeutend leichter, als die mit Pelz gefütterten sind; sie werden so lang wie der Rock geschnitten, an der Taille mit breitem Samtgurt abgegrenzt, vorn shawlartiger Pelzüberschlag und große Taschengarnitur von Pelz. Ein sehr reiches und kleidsames Genre repräsentieren auch die mit Chanchillah besetzten Kleider und Mäntel, die als eigentliche Wintertracht das Schöne mit dem Praktischen verbinden. — Fig. 1 zeigt beispielsweise einen solchen aus braunem Samt gefertigten, mit Pelz besetzten Mantel in Prinzeßform, Kragen und Rückenteile sind aus braunem Velours frappé hergestellt, die Vorderansicht aus glattem Stoff, längs des Kragens, der höchst eigenartig mit dem Rückenteil geeint ist, handbreiter Pelzstreif, in der Mitte des Rückens herzförmiges Einsatzteil mit applizierten Pelztierköpfchen.

Ganz reizend sind auch die neuen für die elegantere Besuchstoilette bestimmten Mäntel, die, wie Fig. 2 zeigt, nur zur Hälfte das Kleid decken; — über dem vorn zugespitzten, rückwärts in Falten auf der Tournüre aufliegenden Dolman eine kurze Samtweste mit weiten Polenärmeln, die mit breiten gestickten Aufschlägen geziert sind. Der Untermantel ist aus façonniertem Seidestoff gefertigt, mit gesteppten Atlasfutter versehen, rings mit Pelzglöckchen umrandet.

Ein echter, rechter, zum Warmhalten bestimmter Wintermantel, der auch seinen Zweck erfüllt, ist in Fig. 3 veranschaulicht. Aus schwerer Sicilienne gefertigt, mit Pelz gefüttert und verbrämt, ist er fast so lang wie das Kleid, vorn zweireihig zum Knöpfen, rückwärts tiefe Hohlfalten, statt aller Garnitur lange Aermelteile aus Peluche, die fast am Saum des Mantels mit großer Pelzagraffe abschließen. — Jüngere Damen meinen der großen schützenden Hüllen entraten zu können; sie tragen zumeist Tuchkleider mit Doppelrock und Jackett (Fig. 4), letzteres vorn offen, so daß die reich mit Borten besetzte, mit Gurt abschließende Taille hervortritt; wie diese, so werden auch Aermel und Rocksaum mit wagrecht gesetzten Kammgarnborten besetzt, eine ebenso einfache wie dauerhafte Garnitur, die gewiß Anklang findet.

War man ehedem gewöhnt, in jetziger Jahreszeit bis oben hinan vermummt und fest zugeknöpft zu gehen, so zeigt sich jetzt, seitdem wir uns der Segnungen des Wollregimes erfreuen, eine auffallende Wandlung. Da die Unterkleidung fest und warmhaltend ist, kann die Oberkleidung leicht und graziös sein. — Unsere Elegantes tragen sogar jetzt, wo glitzernder Diamantreif früh die Dächer deckt und Schneeflocken bereits in lustigem Reigen durch die Luft wirbeln, statt der Mäntel kurze Samtjäckchen mit untersetztem weißem Jabot, Kostüme, die ehedem als Sommertracht galten, jetzt aber, vermöge der diversen „Wollenen", die man unterzieht, vollkommen saisongerecht erscheinen. Das Chemisett — stets in tadellosem Weiß — wird entweder aus Surrah, Melton, Mull, Battist oder Crêpe lisse gefertigt und läßt selbst die einfachste Toilette frisch und geputzt erscheinen; Fig. 5 zeigt eine solche aus grünem Veloursbrokat gefertigte Robe mit reich gefaltetem Ueberwurf aus modefarbenem Tuch, Westentaille vom Stoff des Rockes mit grünem Medicisgurt, spitzem Samtkragen und dem obligaten weißen Chemisett. Gleichfalls als echte Winterkostüme warmhaltend und solid gelten die in Fig. 6 skizzierten Robes Judic, die ohne Paletot und Mantelet getragen werden können, da sie mit dreifachen Wolllagen gefüttert sind. Der aus Krimmer gefertigte Rock ist glatt, ohne jeden Besatz, über demselben eine vorn shawlartig drapierte

Fig. 4. Fig. 3.

Fig. 5. Fig. 6.

Kaschmir-Tunique, die zwei dreieckige Tücher darstellt, auf der Taille ähnliche Shawlgarnitur mit Schleifenabschluß.

(Modelle **1—6** dem Maison Seepold in Wien entnommen.)

Die modernen, für den Schlittschuhlauf bestimmten Kostüme sind zumeist aus Tuch oder Samt gefertigt, unten mit breitem Pelzstreif umrandet, seitwärts große Pelztaschen, die — wie

Konfektrolle.

die Pelzweste — das Fell nach außen zeigt; dazu passend kleine, tief in die Stirn gesetzte Pelztoques mit hohem Federgesteck. — Wenn schon wir der Zeit nicht fern, da Terpsichore den munteren Reigen schwingt und Prinz Karneval seine Getreuen zu frohen Festen um sich versammelt, hört man doch noch herzlich wenig von neuen Balltrachten. Die bereits bis zum Ueberdruß gesehenen Gaze-, Tüll-, Battist- und Zephyrkleider, mit Blumen durchwirkt, mit Perlen durchstickt, mit hängenden Pompons garniert, werden wieder als haute nouveauté empfohlen; man mischt die leichten Stoffe mit schwerem Brokat, fertigt zu den aus Tüllwolken zusammengesetzten Röcken Taillen aus Gold- und Silbertressen, die wie glitzernde Panzer aussehen, wohl Effekt machen ohne gerade die Trägerin mit jenem ätherischen Dufte zu umkleiden, den das Ballkleid als sein ureigen Parfüm ausströmen soll. —

Die große Neuheit der Saison dürften leichte, aus Brillantine gefertigte Kleider werden, die bei elektrischer Beleuchtung einen feenhaften Glanz ausstrahlen. Der Brillantine ist ein durchsichtiger, mit Diamantstaub beschütteter Gazestoff, der allem Anschein nach das Goethesche Wort: „Das Beste ist der Feind des Guten" illustrieren wird. Einzelne Brillanten am Hals schöner Frauen, als Tautropfen an den Ohren, auf Blumen wirken angenehm, ganze von Brillant strotzende Figuren aber derart blendend, daß das Auge sich vielleicht lieber bei ihrem Anblicke schließt, als ihnen folgt.

Weniger blendend wirkt die neue Brillantmode, wenn sie auf kleineren Flächen zu Tage tritt. — Während Westen aus Brillantbrokat von den Pariser Pschutteurs mit Vorliebe getragen werden, findet hierzulande bei uns die brillantschillernde Wäsche immer mehr Eingang. Die Herren tragen zu den weit ausgeschnittenen seidenen Westen Hemden, die wie mit Krystallen übersäet erscheinen. Ein Wiener Fabrikant (Heinrich Rauman), der diese Krystallhemden zuerst in den Handel gebracht, hat seine Erfindung patentieren lassen und sendet seine Fabrikate in Hunderten von Dutzenden nach Paris, London und nach überseeischen Ländern. Der Brillantglanz entsteht durch eine der Stärke beigegebene Mischung; — da das Verfahren bis jetzt nur auf Neuwäsche verwendet wird, dürfte es sich wenig verallgemeinern; vielleicht strengen unsere industriellen Hausfrauen ihren Scharfsinn an, um hinter das Geheimnis zu kommen, wie man glitzernde Brillanten auf getragener Wäsche hervorzaubern kann. „Der Wunder größtes ist ja, daß uns die echten wahren Wunder nicht als solche scheinen!"

An Zauber und Zeichen mögen wir nicht mehr glauben; wenn es uns aber gelingt mit Hilfe der modernen Wissenschaften Wunder zu wirken, so kann dies der Industrie wie unserem Budget nur von Nutzen sein. — Ein bekannter Nationalökonom hat längst die Frage aufgeworfen: „Was wird aus all den von der Mode saisonweis außer Kurs gesetzten Herrlichkeiten?" — Krystallisieren wir sie nach Raumanschem Verfahren! Vielleicht dürfte dann — für Wäsche sicherlich — manch neue Anschaffung unnötig sein.

Weihnachtskonfekt.

Zur Herstellung des Weihnachtskonfektes zum Behang unserer Christbäume empfehlen wir unseren Leserinnen die oben skizzierte Konfektrolle, deren Walze mit Bildern gemustert aus Porzellan hergestellt ist und mittelst deren man sich im Hause weit wohlschmeckenderes und billigeres Konfekt bereitet, als solches im allgemeinen in den Verkehr gebracht wird; auch als kleine Theekuchen können diese viereckigen Konfektstücke verwandt werden und werden an Wohlgeschmack in diesem Falle nichts zu wünschen übrig lassen. Die Benutzung der Rolle geschieht dergestalt, daß der Teig, über dessen Mischung wir die nötigen Angaben folgen lassen, zuerst mit einem gewöhnlichen Nudelholze ausgerollt wird. Alsdann bearbeitet man ihn mit der Konfektrolle, indem man hierbei ziemlich stark aufdrückt, so daß die Formen genau auf dem Teig zu sehen sind. Die sonstige Gebrauchsanweisung ist die folgende: Man nimmt zuerst fünf ganze Eier, rührt dieselben klar und thut etwas Rosenwasser, sowie die Schale einer Citrone und allmählich 500 g Zucker hinzu. Nachdem diese Mischung etwa 1/2 Stunde lang gerührt ist, fügt man 500 g Mehl hinzu und rührt das Ganze von neuem tüchtig durch, um es sodann als Teig auf das Backbrett zu legen und es hier gehörig durchzuwirken. Man läßt sodann diesen Teig etwa eine Stunde ruhen, zerteilt ihn in kleinere Stücke und rollt diese mit einem gewöhnlichen Nudelholze aus; nun bestäubt man die Konfektrolle mit Mehl, das man zuvor in ein Gazetuch gebunden hat und bewegt dieselbe unter starkem Drucke über dem Teig hin, so daß die Formen sich hübsch und scharf darauf abdrücken. Der nun so hergerichtete Teig wird nach den einzelnen Bildern auseinandergeschnitten und auf ein mit Mehl bestreutes Brett gelegt, wo man ihn über Nacht stehen und ordentlich trocknen läßt; am nächsten Tage bestreicht man dann das Kuchenblech mit Wachs, legt die Konfektstücke, nachdem das Mehl von ihnen entfernt ist, auf das Blech, bäckt sie bei nur mäßiger Wärme, damit sie weiß bleiben. Hat die Bratröhre zu viel Oberhitze, so empfiehlt es sich etwas Papier oben auf das Backwerk zu legen, damit es nicht braun wird. Im übrigen kann man zu dem Teig anstatt des Rosenwassers auch Arrak verwenden.

Vorrätig findet sich die Konfektrolle im Magazin des Kgl. Hoflieferanten Herrn E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße Nr. 88.

Schweizer Rosenkuchen.

In der Schweiz, der Heimat der Kuchenbäckerei, wird an der Table d'hote eines der größten dortigen Gasthäuser zum Nachtisch „Rosenkuchen" gereicht, der von ebenso einladender Form, wie vortrefflichem Geschmack war und unseren Berichterstatter veranlaßte, auch unsere Leserinnen mit diesem neuen Produkt der Backkunst bekannt zu machen.

Der Rosenkuchen, welcher in jeder Küche sich leicht und in gleicher Vollkommenheit herstellen läßt, wird ebenso trefflich am Thee- und Kaffeetisch munden, wie er eine sicherlich willkommene Bereicherung des Menu für die Mittagstafel, besonders des Nachtisches bietet. Die vorstehende Skizze gibt ein getreues Abbild des „Neuen Schweizer Rosenkuchens", sowie der zu seiner Herstellung verwandten eisernen Form (hier in verkleinertem Maßstabe gezeichnet), welch letztere zum Preise von 10 bis 12 Mark abgegeben wird. Das Verfahren bei Bereitung des Schweizer Rosenkuchens ist das folgende: Zu vier Lot Butter, welche zu Sahne gerieben wird, thut man sechs ganze Eier allmählich hinzu, sowie Zucker nach Geschmack und etwas Salz. Sodann ist so viel Mehl hinzuzuschütten, daß sich ein fester Teig bildet, der wie Omeletteteig mit kalter Milch verdünnt wird. Ist der Teig solcher Art bereitet, so erhitzt man das Kucheneisen durch Eintauchen in zerlassene heiße Butter, taucht es alsdann in den Teig und demnach wieder in die heiße Butter, worauf der Teig sich vom Eisen löst und in der Butter bleibt, bis er braun geworden ist. Alsdann wird er herausgenommen und nach Belieben mit Zucker bestreut.

Vorrätig ist das Schweizer Rosenkuchen-Eisen im Magazin des Königl. Hoflieferanten Herrn E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße Nr. 88.

Christbaumständer.

Das Gelungenste, was bisher von Apparaten zur Befestigung des Christbaums auf den Markt gebracht wurde, ist der nachstehend abgebildete Ständer, welcher aus grün angestrichenem und silberbronziertem Gußeisen hergestellt ist. Er schließt sich in der Form durchaus dem

Christbaumständer.

Baume an, ist in vier Teile zerlegbar, so daß er bequem aufgehoben werden kann, und sichert durch Gewicht (3 k) und Anwendung der Füße größte Stabilität. Dieses tadellose, für jeden Weihnachtstisch zu empfehlende Stück kostet zudem nur 2 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch den Fabrikanten Albert Hauptvogel in Dresden.

Rosenkuchen-Eisen.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rätselhafte Inschrift.

AH! VADE
REMIS PAR DIIS

Silbenrätsel.

Folgende Silben bilden, richtig geordnet, die Namen: einer Bergstadt, eines Frauennamens, eines Heiligen, eines deutschen Dichters, eines Berges der neuen Welt, eines Entdeckungsreisenden, einer Göttin, einer deutschen Kaiserin, eines Griechen, einer türkischen Stadt, eines römischen Imperators, eines Berges in Deutschland: a, a, a, ba, ha, ma, ma, na, the, tha, ta, mar, gal, di, dri, der, e, e, eo, ni, nitz, ge, ly, no, li, lie, leu, po, il, si, kopf, co, oth, dorn, lo, chem, chus, pel.

Richtig gestellt, bilden die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen die Namen zweier Kunstheroen. v. U.

Homonym.

Ich thu' nicht wohl, doch end' ich Weh.
Mich sucht die Taube, fiel ein Schnee.
Alt wird mich wohl der Förster schätzen,
Vernichten doch und neu besetzen.
Ein süßes Lied von Nachtigallen,
Ein Schreckenswort aus Himmelshallen,
Jetzt eine Mahnung, Lust zu enden,
Ein Trost, daß sich die Pein wird wenden,
Verletz' ich mit derselben Hand,
Mit der ich knüpfe der Freundschaft Band.

Buchstabenrätsel.

Ich schwamm mitten in der Weichsel,
Stieg dann aber an das Land,
Und nun höre, welch ein Wunder,
Wo ich mich nunmehr befand:
Auf dem Sande hart bei Wesel!
Dachte: Bist du denn ein Esel?
Wie hast du dieses denn erreicht?!
Kannst du's sagen mir vielleicht?

Rätsel.

Auf grüner Matte sproßt es nicht,
Das Blümchen, das ich meine,
Es welkt gar bald im Sonnenlicht,
Erglänzet hell im Mondenscheine.

Mein Blümlein kennt nicht Sommersnacht,
Zur Blüte kommt's in Wintersnacht.
Doch ist das Blümlein zart und fein —
Was mag das für ein Blümlein sein?

Rebus.

Skataufgabe Nr. 7.

Mittelhand spielt mit den folgenden Karten Grand: Treff-Bube, Pique-Bube, Treff-Aß, Treff-10, Pique-Aß, Pique-10, Coeur-8, Coeur-7, Carreau-8, Carreau-7.

In der Vorhand ist der Grand unverlierbar. Jetzt sitzen die Karten so ungünstig, daß die Gegner 89 Points erhalten.

Im Skat liegen: Treff-Dame, Carreau-Dame.

Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Auflösungen zu Heft 4, S. 847.

Charade: Irrlicht. — **Logogryph:** Anderer, Wanderer. — **Rätsel:** Zufall, Zu Fall. — **Versetzrätsel:** I. Thal, Thaler. — II. (Nicht gelöst) — **Charade** (dreisilbig): Gossensaß. — **Dechiffrieraufgabe:** Vorbereitung:

☼ = a = 4 mal,	⚘ = h = 3 mal,	9 = o = 7 mal
✶ = b = 11 „	∂ = i = 4 „	♡ = p = 3 „
✿ = c = $\overline{7}$ „	✠ = j = $\overline{6}$ „	R = q = 2 „
S = d = 2 „	ɸ = k = $\overline{\overline{11}}$ „	✂ = r = 1 „
◒ = e = 1 „	✡ = l = 13 „	♔ = s = 1 „
♖ = f = 3 „	☾ = m = $\overline{8}$ „	B = t = 1 „
8 = g = 9 „	♙ = n = 6 „	ꝏ = u = 1 „

Die Striche über den Zahlen bedeuten die Verdoppelungen, das Licht das Ende der Wörter.

Neue Geheimschrift:

abc defghi abc jbk lmmlghnlk ibkk
gco dmpcclm igkalm qlgnkbhnocjbkk
jbk omblfjlo rpk gnj csblo fka tmfgn
gk qbnmulgo bulm ipjjo lc kgl

Lösung:

Das Glück, das man erreichen kann,
Ist großer Kinder Weihnachtsmann.
Man träumet von ihm spät und früh, —
In Wahrheit aber kommt es nie.

Schlüssel hierzu.

a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m
b	u	h	a	l	t	d	n	g	?	i	e	j
✶	ꝏ	⚘	☼	✡	B	S	♙	8		∂	◒	✠

n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z
k	p	s	?	m	c	o	f	r	q	?	?	?
ɸ	♡	♔	?	☾	✿	9	♖	✂	R	?	?	?

Nachtrag zum 3. Heft: **Rätsel:** Schein. — **Aufgabe:** Thomas, Thoas (in der Iphigenie). Der 21. Dezember ist der Thomastag; in Westdeutschland heißt noch heute derjenige Thomas, wer nach der längsten Nacht am letzten aufsteht. — **Charade:** Tangente.

Lösung der Skataufgabe Nr. 6
(in Heft 2, Seite 430)

Der Spieler hat in zwei Farben 10, 9, 8, 7; in der dritten Farbe 10, König; z. B. Treff-10, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-10, Pique-9, Pique-8, Pique-7, Coeur-10, Coeur-König.

Im Skat liegen: Treff-Aß, Pique-Aß.

Jeder der beiden Gegner hat einmal Treff und einmal Pique. Der eine Gegner hat: Coeur-Aß, Coeur-Dame; der andere: Coeur-9, Coeur-8, Coeur-7.

Bei dieser Verteilung der Karten muß der Spieler mindestens 63 Points erhalten.

Gibt der eine Gegner dem andern seinen Treff und erhält dafür dessen Pique, so wird der Spieler, wie leicht ersichtlich, Schwarz.

Schachaufgabe Nr. 21.

Von Rud. Weinheimer in Wien.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XIII.

Von Andor von Spóner in Groß-Lomnitz.

Weiß. Kg2. Th1. Sh4 u. g7. Bg3.
Schwarz. Kg4. Bg5.

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Lösung von Nr. 20.

1. Se3 — d5 Ke4 — f5:
2. Db5 — d3 matt.

1. .... Ke4 — d5:
2. Db5 — b7 matt.

1. .... Sf4 — d5:
2. Tg6 — e6: matt.

1. .... Sf4 — g6:
2. Sd5 — f6 matt.

1. .... Lc5 — f2: (d6:)
2. Sd5 — f6 matt.

1. .... Lc5 — d4
2. Sf5 — g3 matt.

1. .... Lc5 — e3
2. Sd5 — f6 matt.

1. .... Se6 zieht
2. Tf2 — f4: matt.

Lösung von Nr. XII.

1. Se1 — f3 d6 — c5:
2. Ke7 — d6 c5 — d4:
3. Sf3 — d2 matt.

1. .... Kc4 — c5
2. Sd4 — e6 + K beliebig
3. Sf3 — d2 oder d4 matt.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 18 wurde gelöst von E. Kuhl in Gotha, R. Millitz in Erfurt, Willy Franquet in Chemnitz, H. Boltze in Hamburg.

Nr. 19 wurde gelöst von E. Kuhl in Gotha.

Nr. XI wurde gelöst von E. Kuhl in Gotha, S. Loibl in München, H. Boltze in Potsdam, E. H. Kühn in Hamburg, O. Slavik in Teschen.

Schachbriefwechsel.

H. B. in Hamburg. Nun, wenn Sie in Nr. 17 2. ....., Kd5 — e4 ziehen, so folgt einfach 3. Dh8 — h1 ≠.

E. K. in Gotha. Die Aufgabe Nr. 18 ist nebenlösig durch 1. Df3 + und 1. e6 — d7: wie Sie richtig gefunden haben, leider können wir Ihr Exposé mangels Raum nicht verwerten. F. H. ist einer der besten und geistreichsten Komponisten der Neuzeit; gegen den Satanas der Nebenlösung aber ist kein Kraut gewachsen.

Weihnachtsbüchertisch.

Seit dem Erscheinen des Weihnachtskatalogs im letzten Hefte sind noch verschiedene Bücher erschienen, die mit vollem Recht zu der Geschenklitteratur gezählt werden können. An erster Stelle nennen wir das Liederbuch für altmodische Leute **„Als der Großvater die Großmutter nahm“** (Leipzig, F. W. Grunow), welches, sowohl was die zu Grunde liegende Idee als deren Ausführung und die dem Inhalt angepaßte Ausstattung anlangt, als eine vollständig gelungene Leistung betrachtet werden muß. Der Herausgeber, Dr. Wüstmann, hat in dieser Sammlung die populärsten Gedichte aus der zweiten Hälfte des 18. und der ersten des 19. Jahrhunderts zusammen getragen, die heute ungerechterweise vergessen sind, ob gleich sich die vergangene Generation ihrer Reize erfreute. Er hat, wie er selbst sagt, „ein Asyl geschaffen für die von der heutigen Tagesmode verstoßenen Kinder der Mode“. Die Anordnung ist die chronologische, und mit Recht, denn sie allein zeigt das Werden und Wachsen, die geheimen und offenkundigen Beziehungen zur Zeit. Die Auswahl ist mit feinem Verständnis geschehen; besonders erfreut es uns, auch Arien aus Opern, Gesängen aus Volksstücken zu begegnen, die, wie die Lieder von Raimund, Kind u. a., auch heute noch ihre Lebens- und Wirkungskraft nicht verloren haben. Die Ausstattung ist die eines Buches vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts, und dementsprechend hätten wir anstatt des Titels in Lichtkupferdruck lieber einen solchen in Stich oder Radierung gesehen. Unsere besten Wünsche für weiteste Verbreitung begleiten das Buch auf seine Wanderung.

Als Märchenbuch modernen Charakters präsentieren sich die **„Sommermärchen“** von Rud. Baumbach (Leipzig, A. G. Liebeskind), zu denen Professor Paul Mohn den illustrativen Schmuck beigesteuert hat. In den einzelnen Märchen macht sich ein eigentümlicher Zusammenklang von alter Märchenstimmung und modernem Empfinden geltend, der mehr auf Erwachsene als Kinder berechnet ist. Allen gemeinsam ist die ausgesprochene Liebe zur Natur, die von Baumbach ohne Anwendung großer Mittel ebenso anschaulich wie poetisch geschildert wird. In dieser Hinsicht ist besonders gelungen „Die Buche“, auch das „Wasser des Vergessens“, beide auch einheitlich in der Stimmung, während bei anderen das grelle Licht der Gegenwart fast störend in die behagliche Dämmerung der Märchenwelt fällt, so z. B. im „Goldbaum“, dessen Helden nach einem sonnigen Märchentraum als Autor und Verleger sich gegenüberstehen. Im ganzen aber wirkt das Buch wie eine wohlthuende Reminiscenz an die schönen Zeiten, da wir noch an Elfen und Feen glaubten, und vielleicht erleichtern es die modernen Zuthaten manchen Erwachsenen, den Weg wieder in die versunkene Fabelwelt zu finden. Mohn ist, namentlich wo es sich vorwiegend um Landschaftliches handelt, ein trefflicher Märcheninterpret; aber was um alles in der Welt hat den durch seine Ausstattungen so vorteilhaft bekannten Verlag vermocht, zwischen viele in hohem Grade gelungene Holzschnitte die unschönen, gerade für Mohns energische Art gar nicht geeigneten zinkographischen Reproduktionen einzufügen? Die zweifarbigen Vollbilder sind leider durchaus in dieser Manier, und zu allem Unglück passen auch noch bei den meisten die Farbenplatten nicht aufeinander, so daß jede reine und klare Wirkung verloren geht. Um so kostbarer und würdiger ist die übrige Ausstattung. Bei einer neuen Auflage, die wir dem Buch prophezeien, hoffen wir die verunglückten Vollbilder und Zinkographien durch gute Holzschnitte ersetzt zu sehen. Die anderen Novitäten des gleichen Verlags eignen sich ebenfalls für den Weihnachtstisch. Es sind: die ansprechenden **„Jüdischen Legenden“** von Michael Haberlandt, eine Dichtung **„Werner von Kuonefalk“** von M. Martersteig und die schon früher an dieser Stelle mit verdienter Anerkennung angezeigten wahrhaft herzerquickenden Geschichten und Skizzen **„Aus der Heimat“** von Heinrich Seidel, die in revidierter und vermehrter Auflage vorliegen. — Einen glücklichen Gedanken verwirklicht Johs. Schrammen in seinen **„Zollernfrauen“** (Wolfenbüttel, Jul. Zwißler), einer stattlichen Reihe von Charakterbildern von Frauen des Zollerngeschlechts aus der Urzeit bis zum Tod Friedrich Wilhelms III. Es handelt sich hier um kein historisches Quellenwerk, sondern um eine lesbare Darstellung des interessanten Stoffs, der auch über seine Grenzen hinaus zu manchen Exkursen in die deutsche Geschichte Gelegenheit gibt. Das Buch ist für denkende und sinnige Frauen — auch wenn sie keine Preußinnen sind — eine erfreuliche und dankenswerte Gabe, der man gern den schlechten Druck der an sich nicht üblen Illustrationsbeigaben verzeiht. Eine Anthologie eigener Art versendet derselbe Verlag als stattlichen Kleinfolioband, betitelt **„Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst“**, herausgegeben von Karl Dorenwell, eingeführt von Julius Sturm (2. Auflage). Der Herausgeber trägt eine reiche Zahl von Dichtungen zusammen, die sich auf das Leben in der Familie beziehen, und ordnet sie nach den verschiedenen Gesichtspunkten, von denen aus jenes betrachtet werden kann. Freud und Leid, Werkel- und Feiertage, Kinder und Gesinde rc., alles findet seine dichterische Behandlung, und stimmen wir Julius Sturm bei, der das Buch als einen „Hausschatz“ bezeichnet, wert, in jeder Familie eine Stätte zu finden. Die Lichtdruckbilder sind zum Teil zu süß und konventionell. Von dem Werk liegt übrigens auch eine Ausgabe im Auszuge zum halben Preise vor.

Den zahlreichen Freunden des klassischen Altertums empfehlen wir die soeben zur Ausgabe gelangte zweite Auflage des vorzüglichen Werkes von Adolf Boetticher **„Olympia, das Fest und seine Stätte“** (Berlin, Jul. Springer), der den für jeden Gebildeten interessanten Stoff in wahrhaft sachgemäßer und erschöpfender Behandlung darlegt. Mit der wissenschaftlichen Tüchtigkeit des Werkes geht seine gute Lesbarkeit und vortreffliche Ausstattung Hand in Hand. Namentlich ist es die Fülle tadelloser in Schnitt und Stich ausgeführter Illustrationen, die noch besonders hervorgehoben zu werden verdient und die ebenso zum Schmuck wie zum Verständnis des Buches wesentlich beiträgt. — Reisebilder aus Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei hat C. Rinck unter dem Titel **„Auf biblischen Pfaden“** (Hamburg, Exped. des deutschen Kinderheils, 2. Auflage) zusammengestellt. Verfasser beabsichtigt, die weiten Kreise des christlichen Volkes auf dem durch unseres Heilandes Verweilen geheiligten Boden heimisch zu machen. Seine Schilderungen sind anschaulich und verständlich und mit einer Menge von Illustrationen geschmückt; dabei ist der stattliche, über 400 Seiten starke Band billig und der Reinertrag einem guten Zweck gewidmet — alles Umstände, die das Werk aus mehr als einem Grund zu einem empfehlenswerten machen.

Zu den im vorigen Heft erwähnten Gedichtsammlungen haben wir heute ebenfalls noch verschiedene nachzutragen: von Rückerts keiner Empfehlung mehr bedürfenden **„Gedichten“** (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer) ist die 22. Auflage erschienen, die sich von den früheren durch große Korrektheit des Textes und neue Gruppierung auf Grund des Inhalts der Gedichte auszeichnet. Auch einem lebenden Dichter war kurz nach Erscheinen der dritten Auflage seiner **„Gedichte“** (Stuttgart, J. G. Cotta) eine neue beschieden: Martin Greif. Das nimmt wunder, denn Greif ist kein moderner Süßling und kein Held der Clique, sondern ein echtes und großes Talent, das nur auf sich baut. Er hat den vielfarbigen Strauß seiner lyrischen Schöpfungen um manch kostbare Blume bereichert, unter denen uns besonders das Sinngedicht „Bei Begründung der Goethegesellschaft“ gefallen hat. Warme Anerkennung verdienen O. F. Gensichens Gedichte **„Frauenlob“** (Berlin, Eug. Grosser), in denen Stoffe der verschiedensten Zeit mit gleich großer Kraft und Formvollendung bei wahrem poetischem Empfinden behandelt sind. Besonders gelungen sind die dramatischen Dichtungen. Ein nicht gewöhnliches Buch sind die packenden **„Legenden und Geschichten“** von Marie Janitschek (Berlin und Stuttgart, W. Spemann). Eine zweite Auflage ist zu erwähnen von den **„Ausgewählten Gedichten“** von Friedrich Halm, die bei Karl Gerold in Wien erschienen sind und die auch heute noch Freunde finden werden, so wenig sie sich auch im allgemeinen über den Durchschnitt erheben. — Gleich drei Gedichtsammlungen in einem Band erhalten wir in **„Drei Burschen“** (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.), unter welchem Titel Karl Stielers Gedichte in bayerischer Mundart zusammengefaßt sind, die früher in den Bänden „Weil's mi freut!“, „Habt's a Schneid?“ und „Um Sunnawend“ die Freunde echter Dialektdichtung ergötzten. Die beigegebenen Illustrationen von Hugo Engel passen sich trefflich den Gedichten des bayerischen Poeten an, ohne auf selbständigen künstlerischen Wert Verzicht zu leisten. Wer die Natur und das Naturwüchsige liebt, der wird dem Buch ein treuer Freund werden. Neben diesen Gedichten verdienen mit ähnlichem und nicht geringerem Lob die Schriften P. K. Roseggers (Wien, A. Hartleben) genannnt zu werden, die auch heute längst überall eingebürgert sind, so daß es genügt, auf die neue Sammlung hinzuweisen, welche der rührige Verlag von ihnen veranstaltet. Er vereinigt eine Auswahl der Schriften in Miniaturausgaben, die sich durch eine sehr geschmackvolle Ausstattung und guten Druck auszeichnen. Bis jetzt liegen vier Bände vor: Waldheimat I und II, die Schriften des Waldschulmeisters und das Buch der Novellen. Die Kraft, die sich in Roseggers Werken ausspricht, der poetische Zauber, der über ihnen liegt, berechtigen, ihnen vor vielen anderen modernen belletristischen Werken den Vorzug zu geben. — Eine Gesamtausgabe liegt vor von Tegnérs **„Poetischen Werken“** (Halle, H. Gesenius, 2 Bände), deren Verdeutschung P. J. Willatzen mit ebenso vielem Verständnis für das Original wie feinem Sinn für die Sprache, in welche er Tegnérs poetische Werke übersetzte, durchgeführt hat. Keine andere unserer deutschen Ausgaben des nordischen Dichters übertrifft diese in Korrektheit der Form und des Inhalts. — **„Unterm Weihnachtsbaum“** (Berlin, Ad. Reinecke) ist der Titel einer durch lebhaft bewegte Handlung anziehenden, gemütvollen Weihnachtsgeschichte, die uns der bekannte Erzähler Max Ring auf den Weihnachtstisch legt. — In fünfter wohlfeiler Auflage erschien die von Brunold und H. Dohm geschickt zusammengestellte Anthologie **„Lust und Leid im Lied“** (Erfurt, A. Bartholomäus), der leider die Bemerkung „wohlfeil“ auf dem Titel manchen Käufer verscheuchen wird. — Das schon im 3. Heft erwähnte Werk von Georg Hirth **„Das deutsche Zimmer“** in Gotik und Renaissance, des Barock-, Rokoko- und Zopfstils (München, G. Hirth) liegt jetzt vollendet vor. Kunstgeschichtlicher und praktischer Wert gehen bei diesem Werke Hand in Hand, und es wird das Verständnis und den Geschmack gleich sehr fördern. — Einen geschmackvoll ausgestatteten kleinen Band **„Alte Geschützinschriften“** (Berlin, R. v. Decker) hat H. Ziegler mit viel Fleiß zusammengestellt und wird damit allen Freunden der Spruchdichtung eine willkommene Gabe bieten. —

Eine ganze Serie neuer Werke sendet die um den wahren Humor am meisten verdiente Verlagsanstalt von Braun & Schneider in München. In erste Linie stellen wir von diesen Neuigkeiten den vierten Teil des **„Oberländer-Album“**. Oberländer ist zwar nicht der populärste, aber entschieden der genialste der Münchener Humoristen, dessen Schöpfungen nicht nur für den Augenblick zum Lachen reizen, sondern durch eine unübersehbare Fülle humoristischer Einzelheiten um so mehr gewinnen, je länger man sie ansieht. Von den gut eingebürgerten **„Münchener Bilderbogen“** erschien der 37. Band, der auf 24 Bogen neben einer Fülle humoristischer Darstellungen, solche von Kostümen rc. enthält. Schon in vier Auflagen liegt die bekannte Sammlung von Militärhumoresken und -Anekdoten **„Im Frieden“** vor, welche vom „Generalstab der Münchener Fliegenden Blätter“ herausgegeben worden ist. Mit nicht weniger als vier Büchern beschenkt uns der an Ideen unerschöpfliche Lothar Meggendorfer. Das originellste davon **„Nimm uns mit“** enthält einen ganzen Atlas für den Anschauungsunterricht der Kleinen, die Abbildungen von allem Künstlichen und Natürlichen, was diese schöne Welt aufzuweisen hat. Nur vier Finger breit, ist es anderhalb Hände lang und darf mit Gewißheit darauf rechnen, den riesigsten Jubel bei der Kinderwelt zu erwecken. Kaum minder originell sind die Bilderbücher **„Im Cirkus“** und **„Auf dem Land“**, welche, in der Form eines Leporelloalbums eingerichtet, gleich einer ganzen Reihe von Kindern das Anschauen ermöglichen; dazu sind sie fest genug, um auch den unzartesten Händen lange Zeit zu widerstehen. Höchst lustig ist **„Bestrafte Neugierde“**, ein lehrreiches Bilderbuch für jung und alt mit bunten Bildern, die ganz jene unwiderstehliche Komik zeigen, welche allen Werken M.'s eigen ist. — Von neuen Bilderbüchern rc. rc. anderer Verlagsanstalten seien noch folgende erwähnt: **„Goldene Zeiten“** (Nürnberg, Leonh. Immersdorffer), 16 Originalzeichnungen von Rud. Geißler mit Versen von Joh. Trojan, welches schon wegen der das Mittelmaß weit überschreitenden gelungenen Farbendrucke warme Empfehlung verdient; **„Alles rührt sich“** (Wien, Moritz Perles), ein bewegliches Bilderbuch von Theod. v. Pichler mit Ziehbildern, die den Kindern gewiß viele Freude machen werden; **„Vierundzwanzig Fabeln und Gedichte für Kinder“** von Elisabeth Ebeling, illustriert von Jean Bungartz (Leipzig, Twietemeyer), ein einfach gehaltenes, aber warm zum Herzen sprechendes Buch; **„Goldene Kindertage“** (Stuttgart, Wilh. Effenberger), zwölf farbenprächtige Bilder nach Aquarellen von Karl Offterdinger, zu denen Viktor Blüthgen ebenso viele reizende, den kindlichen Ton glücklich

treffende Gedichte geschrieben hat. — Der Spamersche Verlag in Leipzig, lange Zeit der rührigste Jugendschriftenverlag in Deutschland, legt auch auf den diesjährigen Weihnachtstisch eine Menge ansprechender Gaben, darunter eine hübsche Erzählung aus Bayerns Geschichte im 15. Jahrhundert **„Die feindlichen Brüder“** von Herm. Hirschfeld, Pilz' **„Die kleinen Tierfreunde“** (5. Auflage), die amüsante Tertianergeschichte **„Zwei Naseweise auf der Ferienreise“** von C. A. Becker, Ludwig Habichts Volkserzählung **„Zum Schein“** u. a. m. — Ein eigenartiges und empfehlenswertes Kinderbuch ist auch die nach dem Russischen bearbeitete Jugendschrift für Kinder von 5—8 Jahren, welche sich **„Lilli und Kät;chen“** betitelt und bei G. Ad. Stehn in Cannstatt erschienen ist. — Warme Empfehlung verdient **„Aus dem Paradiese der Kindheit“** von Onkel Hans (Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg), welches den zweiten Teil von „Pastors Kinder auf dem Lande“ bildet. Es ist eine reine und gesunde Luft, die uns aus diesem Buche entgegenweht, das in seiner Einfachheit weit ansprechender wirkt als so manches in Text und Bild bunt aufgeputzte Erzeugnis moderner Jugendschriftenfabrikation. — In neuer Ausgabe liegt vor der von Pocci, Görres und ihren Freunden herausgegebene **„Festkalender in Bildern und Liedern“** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung), eine von vielen trefflichen Münchener Künstlern mit Bildern geschmückte Sammlung geistlicher und weltlicher Poesien, die nicht nur das Interesse des einfachen Lesers, sondern auch das des Litteraturforschers und Kunstkenners herausfordert.

Als Buch von dauerndem Werte nennen wir den **„Bilderatlas des Pflanzenreiches“**, den Prof. Dr. Moritz Willkomm bei Schreiber in Eßlingen herausgegeben hat. Auf 69 Tafeln enthält er über 600 Abbildungen und 100 Seiten Text, das Ganze von wissenschaftlicher Gediegenheit, die Tafeln in Zeichnung und Farbendruck gleich sehr gelungen, so daß wir jung und alt Nutzen und Freude in reichem Maße an dem Buche versprechen dürfen. — Abermals kehrt wieder um die Jahreswende das praktisch bewährte **„Hoffmannsche Haushaltungsbuch für das Jahr 1886“** (Stuttgart, Jul. Hoffmann), das auch heute wieder unseren Hausfrauen warm empfohlen sei. Es ermöglicht die beste häusliche Buchführung.

Zur Verschönerung des Weihnachtsfestes in der Familie sei auch noch auf das zweistimmige Liederspiel mit Deklamation und Begleitung des Klaviers und Harmoniums hingewiesen: **„Das Weihnachtsfest“**, für die Jugend komponiert von J. E. Hummel (Rebay & Robitschek in Wien).

Auch zw:i Hilfsmittel zur Wahl auf dem Bücher- und Musikalienmarkte sind uns diesmal beschert worden in **„Gust. Moldenhauers Illustrierter Weihnachtlichen Rundschau“** (Weimar, H. Weisbach) und dem **„Musikalischen Weihnachts-Almanach“** (Leipzig, Gebr. Hug). Moldenhauer gibt unter Beihilfe von ausnahmslos vortrefflichen Kritikern Revüen über alle litterarischen Erscheinungen, die auf ein mehr als vergängliches Interesse Anspruch erheben, während sich der Almanach auf eine bibliographische Zusammenstellung beschränkt. Beide Schriften enthalten auch noch einen einleitenden Teil allgemeinen Inhalts.

Da Zwoasilbige. Von Franz Defregger.
(Verkleinerte Nachbildung der Radierung aus dem in Heft 4 besprochenen Album der Genossenschaft der bildenden Künstler in Wien.)

Lederarbeiten.

Lange Zeit ist nichts Hübscheres und Anregenderes auf den Weihnachtsmarkt gekommen, als Gust. Fritzsche's Anleitungen und Vorlagen nebst Werkzeugen zur Herstellung geschnittener und gepunzter altdeutscher Lederarbeiten. Es handelt sich hier nicht um ein liederliches Spielwerk, sondern um etwas Gediegenes, was die Jugend, vielleicht auch Erwachsene zu einer sorgfältigen, in ihrer Ausführung und ihren Resultaten erfreulichen Arbeit anleitet. Die längst in Mißkredit gekommenen bisher üblichen Handarbeiten werden durch die Möglichkeit, selbst die reizendsten Lederarbeiten verschiedener Art herzustellen, in glücklicher Weise ersetzt. Die Ausführung ist nicht leicht, erfordert Geduld und Akuratesse, aber gerade darum dürfen diese Anleitungen 2c. auch vom erziehlichen Standpunkte warm empfohlen werden. Möchte der schöne Werkzeugkasten unter recht vielen Weihnachtsbäumen einen Platz finden. m.

Unsere Kunstblätter.

Dem vorliegenden Heft sind wieder verschiedene Kunstbeilagen beigegeben, von denen vier auch einem praktischen Zwecke dienen. — Die in Zeichnung wie Schnitt gleich sehr gelungenen Gratulationskarten von Professor Mohn werden ohne Zweifel allgemeinen Anklang finden und wir wollen nur hoffen, daß die guten Wünsche, die sie zu tragen bestimmt sind, auch in Erfüllung gehen. — Das „Rathaus in Wien“ von J. J. Kirchner und die „Villa“ von Nestel gehören zu den betreffenden Artikeln von Feldmann und Hellwald, das dritte große Blatt „Madonna“ ist die vortreffliche Kopie eines Bildes von Ernst Zimmermann. So wenig das Bild vielleicht auch den landläufigen Anschauungen von der Madonna entspricht, so fesselt es doch unwiderstehlich durch die Milde und das Anmutige, das über der Göttlichen ausgebreitet liegt, und zeigt deutlich, daß auch unsrer Zeit die Fähigkeit nicht verloren gegangen ist, religiösen Stoffen gerecht zu werden.

Gestirnter Himmel im Februar.

In diesem Monat erblickt man gegen 8 Uhr abends nahe dem Scheitelpunkte das Sternbild

des Fuhrmanns mit der strahlenden Kapelle. Gleichzeitig glänzt hoch am Südhimmel die glänzende Orion und derjenige, welcher ein kleines Fernrohr besitzt, kann nun den berühmten Orionnebel in bester Stellung beobachten. Etwas tiefer links gegen den Horizont hin funkelt Sirius. Tief am Osthimmel kann man den großen Löwen mit dem hellen Stern Regulus aufsuchen, während im Norden das Sternbild der Leier im Horizont steht. — Von den Planeten sind Merkur und Venus unsichtbar, doch kann letztere gegen Ende des Monats kurz vor Sonnenaufgang wieder wahrgenommen werden. Mars glänzt eine Stunde nach Mitternacht im Süden unter dem Stern Denebola im großen Löwen. Saturn kulminiert gegen 8 Uhr abends und zeigt noch immer im Fernrohr seinen Ring sehr schön. Jupiter steht in der Nähe des Mars und kommt gegen 2 Uhr morgens in den Meridian.

Der Mond steht am 3. in Erdferne, am 4. ist Neumond, am 16. erstes Viertel, am 18. steht der Mond in der Erdnähe und einige Stunden später tritt Vollmond ein; am 25. ist das letzte Viertel.

Zum neuen Jahre 1886

Auszählspiel.

Von einem in diesem Rahmen vorkommenden u — dieses als 1 gerechnet — wird der so um so vielte Buchstabe von da immer weiter von links nach rechts, der ebensovielte ausgezählt (angestrichen oder sonstwie markiert) so lange, bis der ganze Rahmen aufgelöst ist. Die ausgelösten Buchstaben nach der Reihe ihres Ausscheidens, neben einander geschrieben, ergeben in einem Vierzeiler den Glückwunsch, den „Vom Fels zum Meer“ seinen Abonnenten zum neuen Jahre darbringt. Von welchem u wird ausgegangen? Der wievielte Buchstabe wird ausgelöst? Wie ist die Lösung?

Unter die Einsender der richtigen Lösung kommen bei Ausgabe des 7. Heftes dieselben Preise zur Verteilung, wie s. Zt. unter denen des Preisrätsels auf Seite 223 des ersten Heftes dieses Jahrganges.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Preisverteilung an die Einsender richtiger Lösungen des Preisrebus im ersten Heft (Schluß):

411. A. Ziehme, Architekt, St. Johann a. Saar: ein Band Collect. Spemann.
412. L. Herz, Witten: desgl.
413. W. Lutz, Cannstatt: desgl.
414. Franz Strieboll, Breslau: desgl.
415. Karl Kenter, Förster, Detmold: desgl.
416. Joseph Rütgers, Aachen: desgl.
417. Hauptm. Zernin, Darmstadt: desgl.
418. W. Raßmann, Kassel: desgl.
419. Dr. Raab, Helmbrechts i. Oberfranken: desgl.
420. Paul Pahrmann, Freiburg i. Schl.: desgl.
421. H. Beck, Eisenbahnsekr., Trier: desgl.
422. A. Zierke, Schwerin i. M.: desgl.
423. Tießler, Erfurt: desgl.
424. Emil Stosch, Troppau: desgl.
425. Albert Wagener, Berlin: desgl.
426. A. Lehmann, London: desgl.
427. Carl Gugenheim, Pforzheim: desgl.
428. R. Müller, Norrköping: desgl.
429. H. Kiel, Eisenb.-Bureau-Ass., Altena i. Westf.: desgl.
430. Franz Rogel, Ingenieur, Graz: desgl.
431. Heinrich Baumann, Zilly b. Halberstadt: desgl.
432. Johannes Pilarz, Bürgerschullehrer, Hotzenplotz: desgl.
433. Georg Baumann, Lehrer, Freihung: desgl.
434. Albert Fürst, Wien: desgl.
435. Joseph Bittner, Eger: desgl.
436. Rudolf Trübenbach, Hartmannsdorf: desgl.
437. Oskar Finke, Danzig: desgl.
438. Karl Schuppe, Querfurt: desgl.
439. Albrecht v. d. Else, Osnabrück: desgl.
440. Bernh. Hammer, Forst i. d. Lausitz: desgl.
441. J. Schwerin, Lehrer, Buchen i. bad. Odenw.: desgl.
442. G. Mecklenburg, Stralsund: desgl.
443. Fr. Straßburger, Wiesbaden: desgl.
444. W. v. Nieden, Elberfeld: desgl.
445. B. Kößler, stud. jur., Landau i. Pfalz: desgl.
446. O. Thiele, Blasewitz b. Dresden: desgl.
447. Louis Hellberg, Pirna a. Elbe: desgl.
448. Gottl. Stämpfli, Pfarrer, Flerden i. d. Schweiz: desgl.
449. Friedr. Schuster, Nürnberg: desgl.
450. Bernh. Marr, Dux i. Böhmen: desgl.
451. Heinrich Reiner, Teplitz: desgl.
452. August Urbach, Prag: desgl.
453. Lehrer Weiß, Menzingen i. Schweiz: desgl.
454. Carl Weiß, Aussig a. Elbe: desgl.
455. Karl Seidemann, Gablonz a. N.: desgl.
456. Severin Blank, Mosbach i. Baden: desgl.
457. F. Seiler, Luzern i. Schweiz: desgl.
458. Alfr. Zelkes, Agram i. Kroatien: desgl.
459. B. Schleinitz, Crossen a. O.: desgl.
460. Alex. Klöpffer, London: desgl.
461. Siegmund Reis, Mannheim: desgl.
462. Dr. G. A. Ziegeler, Stralsund: desgl.
463. Ferdinand Stoffel, Taubstummenlehrer, Meersburg a Bodensee: desgl.
464. E. Schäfer, Straßburg i. E.: desgl.
465. G. Pick, Landsberg a. W.: desgl.
466. Georg Schmidt, Dresden: desgl.
467. Matthias Stahl, Oevelgönne b. Ottensen. desgl.
468. Paul Dönitz, Halle a. S.: desgl.
469. Referendar Rothschild, Köln: desgl.
470. Carl Bock, Düren b. Aachen: desgl.
471. K. W. Hopp, Lehrer, Tilsit: desgl.
472. G. L. Türk, Büdingen i. Hessen: desgl.
473. M. Schulz, Kontrolle-Assistent, Lübeck: desgl.
474. Marie Knauer, Weimar: desgl.
475. W. Forsthoff, Elberfeld: desgl.
476. Albert Göbel, Oberhausen i. Rheinland: desgl.
477. A. v. Jähnig, Grossenhain: desgl.
478. Paul Starke, Dresden: desgl.
479. Eleonore Götz, Pfungstadt: desgl.
480. A. Boywaß, Königsberg i. Pr.: desgl.
481. P. Haack, Oldenburg: A. v. Werner, Die Kaiserkrönung in Versailles.
482. Gustav Uehlein, Wiesbaden: desgl.
483. Edm. Cunze, Ehrenfeld: desgl.
484. Diemer, Gotha: desgl.
485. H. Jung, Lehrer, Darmstadt: desgl.
486. Albert Auer, Reutlingen: Lübke, Bunte Blätter aus Schwaben.
487. Frau v. Gottberg, Erfurt: desgl.
488. Carl Walcker, Ratschreiber, Stockach i. Baden: desgl.
489. Franz F. Metschan, Belleville, Ill. i. Nordamerika: Speidel u. Wittmann, Schiller.

Weltpost.

490. Ernst Wauer, Diakonus, Dresd[en]: desgl.
491. Meta Marquardsen, Lunden i. H[ol]stein: desgl.
492. Franz Wendlandt, cand. rer. na[t.] Anklam: desgl.
493. Dr. Herzog, Fürth: H. Zöller, [...] Togoland.
494. Franz Kemper, Witten: desgl.
495. Gotthard Müller, Leipzig: desgl.
496. Robert Böning, Aschersleben: Fa[...] Aesthetik des Kunstgewerbes.
497. A. Bacharach, Aschaffenburg: des[gl.]
498. Carl Zimmermann, Forbach i. Lot[h]: desgl.
499. Carl Reuling, Frankfurt a. M.: des[gl.]
500. Ernst Krauß, Eßlingen: desgl.

Richtige Lösungen sandten ein:

Aachen: J. R., O. M., W. M., J. [...] E. S.; Aarau: F. R. N.; Adenau: v. [...] Aderstedt: F. Sch.; Agram: P. M., A. [...] P. v. J., W. M.; Algersdorf: F. [...] Altena i/W.: H. K., W. St., F. E., H. [...] Altenburg: O. E., H. N., K.; Altgersdo[rf ...] P. B.; Altlomnitz: J. R.; Altona: W. [...] B. M., Th. Th., A. L., G. K., J. [...] O. W., E. K., E. H., H. Sch., J.; A[...] berg: H. Sch., L. F., Ch. M., J. [...] Anklam: F. W.; Annaberg: P. W., [...] M., E. S.; Apenrade: H. H.; Apol[...] P. G.; Arad: J. F. d. J.; Arnsbe[rg ...] O. H.; Arnstadt: O. Th.; Aschaffenbu[rg ...] J. W., A. B.; Aschersleben: R. B.; [...] C. D.; Augsburg: E. S., J. G., J. [...] M. R., J. St., A. G., J. H., L. [...] Ch. P.; Aurich: G. v. H.; Auscha: K. [...] Aussig: C. W., R. C. H., A. L.; B[...] nang: H.; Bad Nauheim: J. B.; [...] Schwalbach: H. G.; Bad Soden: A. [...] Bärenwalde: E. W.; Bamberg: G. [...] A. H., S. K.; Banjaluka (Bosnien): A. [...] Barmbeck: G. A., J. J., P. W.; Barm[en ...] C. B.; Barr i/Els.: C. Sch.; Bartenst[ein] (Ostpr.): v. Sch.; Barth: K.; Basel: [...] B. Sch., G. R. Sch., F. H., F. N., [...] B. F., A. P., L. A.; Bautzen: R.; [Bay]reuth: H. K.; Bedekaspel: J. G.; Beller[...] (Nordamerika): F. F. M.; Benkendo[rf ...] W. F.; Bensen: J. W.; Bergedorf: A. [...] Berlin: M. E., C. W., Th. L., C. [...] F. W., M. R., E. M., P. Th., H. [...] A. B., C. R., W. M., B. K., J. U., [...] Sch., E. Sch., W. M., G. M., A., R. [...] A. B., M. K., J. G., O. H., C. W., [...] J. Th., A. H. G., H. P., G. G., E. S[...] J. St., A. W., P. D., H. W., A. [...] R. W., A. N., M. F., A. G., S. S., [...] J., B., K. G., G. E., M. P., O. [...] R. L., J. K., W. K., G. F., R. P., [...] K., R. H., A. J., W. B., L. H., R. [...] A. M., G. Oe., B., H. J., E. W., L. [...] W. B., C. M., H. H., M. L., B. [...] R. B., G., S. L., A. N., H. Sch., H. [...] J. F., H. W., E. F., K., L., M. L., [...] H., B. K., H. B., L. F., C. R., H. [...] P. D., A. B., Sch., E. S., P. E., A. S[...] P. Sch., G. Sch., P. E., F., G. St., [...] Sch., W. H., E. M., P. O., E. D., A. [...] H. C., P. B., G. H., R. Sch., M. [...] L. B., E. H., C. T., E. B.; Berlinch[en ...] A. H.; Bern: C. Sch., A. T., J. [...] A. T., R. B., A. W; Bernburg: F. [...] A. N.; Bernstadt i/Schl.: P. C.; Beuth[en ...] M. R., M. P.; Biberach: C. L., [...] Biel: R. T.; Bielau: R. P.; Bielef[eld ...] E. D.; Bielitz: A. G.; Bihar-Illye i/[Un]garn: A. A.; Blankenburg a/H.: E. [...] Blasewitz: O. Th.; Bocholt: G. S.; [Bo]chum: H. S., C. D.; Bockenem: L. [...] Bodenbach: J. B.; Böhm.-Aicha: J. [...] Böhm.-Leipa: A. B.; Bogdanówka: R. [...] Bohnsack: P. R.; Bonn: L. F., F. [...] A. Sch., J. N. B., P. F.; Borsdorf: [...] K.; Bortshausen: H. F.; Boyadel: G. [...] Bozen: P. Ch., G. F., P. R.; Br[...] b/Schönstadt: B.; Brake a/Weser: W. [...] Brandenburg: C. F. M., J. Sch.; Br[aun]schweig: J. K., A. H., G. B., O. L., [...] O., E. R., W. H., A. G.; Bremen: [...] G., E. E. v. H., H. W., G. M., C. v. [...] Breslau: A. F., Personal d. Sch. B., B. [...] A. D., H. L., W. S., P. B., J. C., [...] W., R. K., F. St., F. M., M. K., R. [...] G. A., A. K., M., M. S., S. v. E., [...] L., C. L., J. G., E. W.; Brooklyn: A. [...] Bruchsal: J., O. H., W. O., K. [...] Brückenau: J. G.; Brünn: A. Ch., H. [...] J. v. L., Th. K., A. P.; Brüx: H. [...] A. Sch.; Brunstein b/Northeim: A. [...] E. L.; Bukarest: B., F. B., J. A.; Bud[...] J. Sch.; Buchs: F. St.; Buchsweiler [...] B.; Budapest: J. C. A., F. J. C., A. [...] S. Sch., J. G., A. L., A. F., J. [...] A. B.; Budweis: M. B.; Büdingen [...] L. T.; Büsserach: H.; Bunzlau: J. [...] Burgberg: W. F.; Burgk: W. B.; B[...] kundstadt: G. K.; Burglengenfeld: H. [...] Burtscheid: J. W.; Cannstatt: W L., C[...]

Weltpost.

Carlow: F. St.; Charlottenburg: A. Th.; Chemnitz: M. F., H. Sch., Th. U., J. K., N. U., L., E. Sch., M. A., F. Z., E. D., R. A., K. P., B. H., J. M., N. B.; Chicago: W. R.; Coblenz: E. Sch., A. H., J. V., J. D., H. W., St.; Coburg: C. D., F. P.; Connewitz: A. H.; Cottbus: C. S., M. N., P. St.; Crefeld: L. Sch., W. P.; Crossen: B. Sch., P. Sch.; Crutinnen: R.; Danzig: O. F., R. K., C. B.; Darkehmen: A. St.; Darmstadt: H. B., Z., E. E., A. R., H. St., W. E., W. M., C. H., G. G., H. J., J. R., D. R.; Datschitz: A. Z.; Delecke: B.; Delitzsch: R. Z., F. K.; Dessau: G. M.; Detmold: K. K., M. N., C. Sch.; Deutschlandsberg i/Steiermark: A. W. K.; Diedesfeld: E. W.; Diekirch: J. M.; Dill-Weißenstein: A. D.; Dittersbach: G. V.; Döbeln: B. Sch.; Dorpat: F. H.; Dresden: M. M., O. K., O. B., P., R. W., K. M., P. St., G. J., H. E., G. M., R. Sch., A. T., L. G., M. H., E. P., E. F., P. L., N. St., G. M. L., H. P. T., E. T., P. St., G. D., R. Sch., C., A. K., C. B., N. Sch., G. Sch., H. K., F., G., F. H., F. A., M. E., G. D., H. W., A. U., H. E., A. J., K., E. W., A. B.; Dresden-Striesen: A. B.; Drossen: Sch.; Dülmen: H. A.; Düren: C. V.; Düsseldorf: E. R., W. W., O. M., P. B., G. F., C. M., J. G., H. M., H. H.; Duisburg: W. L., H. H.; Dux: B. M.; Ebern: A. K., W. K.; Cckesey: G. K.; Eger: A. P., K. M., C. St., J. B., L. B., J. S., A. K.; Eggenbach: M.; Ehrenfeld: E. C.; Einbeck: B.; Eisenach: L. K.; Eiserfeld: K. H.; Elberfeld: R. D., W. v. N., W. F., W. K.; Elbing: W. H., C. J.; Elbogen: A. Th.; Elizabeth: Ch. S.; Elmshorn: W.; Elsterwerda: B.; Emden: F. St.; Eppelheim: H. N.; Erfurt: G. K., E. S., T., v. G., H. R., A. P., E. B.; Erlangen: F.; Ermsleben: H. Sch.; Essegg: J. C., F.; Essen: W. M., A. K.; Eßlingen: E. K.; Eutin: A. Sch.; Eutritzsch-Leipzig: H. K.; Evansville (Indiana): A. St.; Eydtkuhnen: J. B.; Flerden: G. St.; Folkestone: A. P.; Forbach: F. C. Z.; Forst: B. H.; Frankfurt a. M.: W. H., F. F. R., A. N., S. K., V. B., F. E., B. C., C. R., H. C. C., A. R., A. W., R. V., R. B., J. G. A., A. Z., Ch. H., C. Sch., G. M., W. Sch., J. S. K., E. R., M. S., C. F. S., M. T., L. W., J. K.; Frankfurt a. O.: M., M. Sch., R. S.; Franzensbad: R. H.; Frauenmühle: E. W.; Freiberg i. S.: W. R.; Freiburg i. B.: J. B., F. W., H. G.; Freiburg i. Schles.: P. P.; Freihung: G. B.; Freising: N. W., K. F., E. W.; Freudenthal i. österr. Schl..: M. K.; Friedberg: O. Sch.; Friedensau: H. B.; Friedrichroda: C. G, M. L.; Friedrichsruh: B.; Fürth: H., G. Oe., C. S.; Fulda: G. K.; Gablonz: K. S., C. R.; Gaudenzdorf b. Wien: M. W.; Gaya i. Mähren: J. S.; Geestemünde: N. v. B.; Geesthacht: H. F.; Gelnhausen: L. N.; Genf: C. H. R.; Genthin: F. A.; Georgenthal b. Gotha: H.; Gera: M. M., R. K., E. E., A. D., E. W.; Geringswalde: E. B.; Germersheim: H. E., B.; Gern: L. R.; Giebichenstein: P. S.; Glückstadt: R. K.; Gmünd: G. J.; Goch: B. v. d. B.; Godesberg: F. G.; Görkau: R. K.; Görlitz: C. v. R.; Goldap: N.; Goldenkron: R. Sch.; Gotha: D., F. M., H. G., E. H.; Gräfenhain: J. S.; Grätz: C. Sch.; Gran i. Ungarn: E. M.; Graslitz: J. B.; Graz: E. W., A. K., L. B., H., F. R., F. B., K. W., R. K., F. W., F. K.; Grefenstaden: K. H.; Greiffenberg: Sch.; Greifswald: K., C. R.; Greiz: H. N., C. B., J. T.; Grevenberg: F. Sch.; Grevenbroich: H. R.; Grimma: K. E.; Groß-Becskerek i. Ungarn: F. P.; Großenhain: C. H., A. v. J., G. E.; Groß-Glogau: A. D.; Groß-Strehlitz: E. T.; Groß-Zschocher: M. H.; Grottkau: A. B.; Grünberg i. S.: G. W. v. H.; Grüngräbchen: Th. W.; Grünthal: H. B.; Güstrow: M. G.; W. M.; Gusow: G.; Guttenberg: B., G. G.; Haarlemmermeer: W. D.; Hadamar: M.; Hadersleben: W. C.; Hagenau: G.; Hagenow: Ch. P.; Haida: C. L.; Hainitz: M. P.; Halberstadt: E. O. B.; Halle a. S.: J. M. R., H. W., J. W., J. K., P. D., H., M. B., E. H., H. O., J. K., G. B., H. v. G., O. Sch.; Hamborn: D. Z.; Hamburg: O. K., W. J., A. K., W. B., A. B., H. L., O. S., K. F., J. B., R. G., E. G., D. E. W., C. C. P., Ch. B., O. Sch., G. F., H. S., H. Sch., A. P., C. B., F. H., A. R., C. M., J. D., R. R., Th. R., H. K., J. C. St., W. N., P. E. L., W. v. W., H. F., A. G., R. L., H. K., M. E., O. W., R. B., L. K., P. F., D., A. W., O. K., J. K., W. H., W. H., O. L., G. Sch., B. Sch., K., P. K., Sch.,

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — **Zweck derselben:** Wesentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von **Invaliden.** Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1884 wurden versichert 15,682 Knaben mit Mk. 16,586,000. — Capital. Prospekte 2c. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. Inactive Officiere, Beamte und angesehene Geschäftsmänner werden zur Uebernahme von Hauptagenturen gesucht. [2023]

RUD. IBACH SOHN

Königl. Preußische Hofpianofortefabrik

BARMEN (gegründet 1794) **KÖLN**

Flügel und Pianinos

unübertroffen an Klangschönheit, Solidität und Geschmack der Ausstattung. Diese Instrumente stehen an der Spitze d. Zeit; man muß sie hören u. sehen, um sie voll zu würdigen. Absolute Garantie. Reichste Auswahl. Liberale Bedingungen. Großer illustr. Katalog umsonst. [1960]

Zu **Fabrikpreisen** versenden wir jedes Maaß unserer beliebten, reinwollenen

Cottbuser Zwirnbuckskins, Cheviots u. Kammgarne

zu Herren- und Knaben-Anzügen von M. 3. 60 Pf. pro Meter ab, **schwarze u. forstgrüne Tuche** von M. 4. 50 Pf. ab. Muster frei.

Eberhardt & Co., Cottbus, [2178]

Fabrik-Lager.

Preußischer Beamten-Verein.

Protector: Seine Majestät der Kaiser. [2188]

Sitz der Direction: Hannover.

Lebens-, Kapital- und Leibrenten-Versicherungs-Anstalt für den gesammten **deutschen** Beamtenstand.

Aufnahmefähig: Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Aerzte, Rechtsanwälte, Lehrer 2c.

Verwaltungsrath: Oberpräsident v. Leipziger, Exc., Vors.; Oberrendant Bode; Staatsminister v. Boetticher, Exc.; Ministerialdirector Bosse; Landgerichtsrath Bunsen; Oberbaurath Durlach; Geh. Kanzleirath Riechers; Präsident v. Stockhausen; Senator Wülbern.

Orientirende Drucksachen sendet auf Erfordern kostenfrei **die Direction.**

Cotillon und **Carneval**-Gegenstände, komische Mützen, Orden, Knallbonbons, Masken, Perrücken, Touren, Attrapen, Costume aus Stoff, Bigotphones und alle weiteren Specialitäten empfiehlt die Fabrik von [2175]

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Illustr. deutsche u. franz. Preiscourante gratis u. franco.

Festgeschenke.

Dessert-Weine

garantirt rein, ff. Malaga, Marsala, Sherry, Portwein, Moscatell, 10 Fl. **für Mark 16** incl. Kiste geg. Nachnahme od. vorh. Einsendung d. Betrages. Post-Colli von 4/2 Flaschen nach Wahl für **Mark 4.50** franco.

M. Fraenkel & Cie., Köln a/Rh.

Import ausländischer Weine.

Festgeschenke.

Soeben erschien, in jeder Buchhandlung zu haben:

Buchholtzens in Paris.

3 M., 4½ M. geb. Grosser Erfolg. Amüs. Famil.-Buch. Stets neue Auflag. Fco. gegen vorh. Einsendung v. Verlag: [2196]

A. Unflad in Leipzig.

12 Hof-Diplome; Staats-Medaillen u. Ausstellungs-Patente.

Preisgekrönte Pianinos,

kreuzsaitig, von 450 Mark,

und Harmoniums

von 120 Mark,

20 Mark monatliche Abzahlung.

Bei Baarzahlung hoher Rabatt und Franco-Sendung.

6jähr. Garantie. [674]

Preislisten etc. gratis.

Wilhelm Emmer,

Königl. Rumän., Prinzl. Preuss., Grossherz. Bad., Herzogl. Sächs., Herzogl. Anhalt. und Fürstl. Hohenzollernscher Hof-Pianoforte-Fabrikant,

Magdeburg.

Weltpost.

G. St., Sch., M. W., A. O., J. D., W. G., T. W. H. D., C. Sch., J. Z., R. K., H. W., B. K., C. K., B., W. K., J. W. B., F. R., J. B., M. M., M. B.; Hamm i. W.: Th. H., P. H.; Hannover: H. K., G. M., F. L., F. W., C. B., W. N., H., Ch. W., E. N.; Harpstedt: D. C. L.; Hartberg: M. P.; Hartmannsdorf: R. T.; Havenhasen: C. W.; Haynichen b. Zeitz: M.; Hechingen: L. W.; Heidelberg: K. W., F. Sch., C. Sch., K. H., F. F., H. H., G. F., E. H., G.; Heidenheim: P. K.; Heilbronn: A. E., E. v M., A. F.; Heiligenstadt b. Wien: P. W.; Helmbrechts: R.; Henriettenhütte: E. C.; Herisau: P. K.: Hermeskeil: F. K.; Hettstedt: G. Sch.; Hildburghausen: A.; Hildesheim: E. W.; Hirschberg i. Schl.: A. N., R. W., W. K., M. U.; Hochlieben: A. B.; Hörde i. W.: F. K.; Hof: P. L.; Hoheneck: L.; Hohenhameln: G. B.; Hohenstein-Ernstthal: P. L. B.; Hollstadt: E. B.; Holzminden: D.; Horn i. Nieder-Oesterreich: A. K.; Horowitz: A. B.; Hotzenplotz: J. P.; Hoyerswerda: G. W.; Jastein i. Taunus: H. K.; Jauer: R. A.; Jaworzno: Th. D.; Ichenhausen: G. E., O. L., J. B.; Jessen: R. B.; Iglau: B. K.; Igló: V. S.; Ingolstadt: M. E. F.; Innsbruck: S. F., J. M.; Inowrazlaw: (? ?); Interlaken: K. H.; Jöhstadt: C. Th. St.; Johannisberg: J. K. K.; Johannisburg: H. Sch., K.; Jonitz: C. H.; Iserthal: J. P.; Issum: M. H.; Jüterbog: M., A.; Ivendorf b. Doberan: A. K.; Kaiserslautern: W. B., C. K., F. B., C. K., Sch., L. B.; Kalisch: N. E.; Kálmáncsa i. Ungarn: E. B.; Kappl: E. G.; Karlsbad: L. St., J. P.; Karlsruhe: E. W., H. K., L. M., J. B., P. K., E. S., E. H., O. K.; Karolinenthal: M. N.; Kassel: A. W., F. D., C. S., Th. J., W. R., A. F.; Katzenelnbogen: R. M.; Keblitz: P. M.; Kempten: M. S., A. M., J. Z.; Kiel: M. L., B., F. K., A. F., E. H., Kierspe: F. J.; Kirn: F. S.; Klausenburg: W. A.; Kleinheubach: L. B.; Kleinkarben: St.; Kloster Heilsbronn: K. R.; Köln: R., E. Sch., L. Sch., H. P., Sch., E. W., F. L., P. M., J. Sch., F. G., F. B., F. v. G., R. R., v. A., E. W., A. L.; Königgrätz: H. H.; Königsberg i. Pr.: E. B., A. B., A. S., B. B. L.; Königshofen i. B.: Leseverein; Komotau: A. H., J. S.; Konstanz: Sch.; Kopenhagen: O. Sch.; Kratzau: C. G.; Kreuzburg: S. B., L. F., A. S., R. W.; Kreuznach: J. H. W., Ch. K.; Kronstadt: S. L. W., J. P.; Krummau i. B.: F. C.; Küstrin: P. T.; Kumrowitz: A. M.; Laa: G. A. St.; Labes: A. W.; Lager Lechfeld: K. K., W., J. M., F. R.; Lahr: R. K., N. K.; Laibach: V. C.; Landau i. d. Pfalz: B. K., H. M.; Landsberg a. W.: G. P., R.; Langenberg i. Rheinl.: A. D.; Langenlois: J. B.; Lehre: C. B.; Leipa i. Böhm.: A. J. P.; Leipnik: M. R.; Leipzig: E. L., G. B., M. K., Th. R., G. M., H. Sch., H., H. R., Z., A. Sch., H. St., G. A., O. E., X. N., A. F., G. M., A. W., F. N., F. H. K., C. L., E. T., Th. L., F. N., M. P., F. Sch., H. K., C. R. H., H. T., W. H., O. B., R. B., M. G., H. M., W. F., R. Z.; Leipzig-Gohlis: M. A.; Leipzig-Reudnitz: O. H., R. F., A. S., R. K., J. Sch., O. M., R. K.; Leitmeritz: A. H., A. R., A. H., H. K., R. E., K. Sch., K. R. v. K.; Lemberg: H. St., L. L., W. Sch.; Lemgo: J. M., A. F.; Leutersdorf: O. R., B. B.; Lichtenstein: P. Sch.; Liebeschitz: R. F.; Liegnitz: H. W., F. C., J. A., F. F.; Limbach: E. K.; Lindau: M. H.; Linden i. H.: G. K.; Linz: R. N., V. U.; Lipowa; M. B.; Livorno: E. N.; Lodz: H. St.: Löbau: E. R. Sch., R. H.; Lörrach: H.; Löwen: F.; Lommatzsch: A. H.; London: A. K., F. M., R. F., A. L., E. L., W. E., B. O., J. W., C. A. R.; Losoncz: M. O.; Lucherberg: K.; Ludwigsburg: J.; Ludwigshafen: E. M.; Lübbenau: P.; Lübeck: W. L., M. Sch., H. W., F. N., C. A., E. S., W. Sch., C. T., H.; Lunden: M. M.; Luzern: J. G. R., F. S.; Mähr.-Ostrau: K. C. S.; Mähr.-Trübau: K. H.; Magdeburg: H. H., V., H. L., W. H., B., E. K., K. G., A. T., M., J. W., H. R., R. Sch., O. K., C. R., E. F., W. Sch.; Maiersbuch: J. M.; Mainz: K. O., K. L., R. O., P. Sch., G. S., T. S., F. K., H. D., C. R., C. E., H. A., L. M., E. R., S. H.; Manchester: A. W. K., L. St.; Mannheim: S. R., F. H., H. S., St., K. E., G. A., E. H., J. Sch.; Marienthal: A. G.; Mechernich: H. G.; Meerane: O. B., P. K.; Meersburg: F. St., E. H.; Meidling bei Wien: C. Sch.; Meißen: Th. D., F., E. F. D.; Melochwitz: A. G. v. d. G.; Menden: Th. v. Sch.; Menzingen

Weltpost.

i. d. Schweiz: W.; Mergentheim: O. L.; Merseburg: K. M., F.; Mettelwitz: B.; Metz: A. W.; Militsch: C. P.; Mitau: A. H.; Mittweida: J.; Mörs: G.; Mosbach: S. B.; Muchocin: E. v. K.; Mügeln: R. A.; Mülhausen: A. A.; Mühlthal b. Leoben: E. K.; Mühlhausen i. E.: H. Oe., F. B.; Mülheim a. Rhein: J. E., R.; München: M. M., C. B., J. W., F. L., L., F. H. O., Th. G., O. Th. Sch., E. D., J. A., R. W., B. R., H. D., F. T., G. F., A. St., L. F., J. H., J. H., J. St., E. G., A. W., F. T., L. R., A. K., J. K., E. H., G. H.; M.-Gladbach: C. M., M. C.; Münster i. W.: C. v. d. F., H. R.; Muggia, Istrien: L. v. S.; Namslau: T. St.; Nauendorf: R. W.; Naumburg: W. J., L. H.; Neisse: M., A. N.; Neubrandenburg: C. B.; Neugersdorf: M. T.; Neuhaus: K. J., B.; Neupest: M. F.; Neu-Ruppin: R. Z., O. H.; Neusatz: P. L.; Neustadt a. H.: R. E.; Neustadt i. S.: R. B., A. H.; Neutitschein: A. Z., F. B., R. G., G. T.; N.-Wallsee: H. H.; Neuwegersleben: H. S.; Neuwied: G. L.; New York: M. H., R. B., H. Ch., E. Sch., G.; Niederflörsheim: A.; Niederlößnitz: H. R.; Niederöls: W. F.; Niemes: G. F.; Nieszy: J. K.; Nietheim: X. R.; Nördlingen: W.; Norrköping: R. M.; Nürnberg: H., N., E. S., M. St., H. M., F. Sch., L. W., C. L., C. P., G. K., A. Sch., M. K., J. M.; Oberdollendorf: E. M.; Ober-Gruna: G. F.; Oberhausen: H. W., J. P., A. G., R. E.; Oberhofen: D. P.; Ober-Mahliau: L.; Ober-Peilau: J. St., Oderberg: E. Th., E. P.; Oberrad; F. R.; Odessa: H. R.; Oedenburg: G. B., J. R. B., F. A. S.; Oestrum: C. F.; Oestrich: K. B.; Oevelgönne: M. St.; Offenbach a. M.: H. Sch.; Ohrdruf: O. F.; Oldenburg: W. N., W. G., H. N., A. H.; Olmütz: C. St., B. M.; Oschatz: R. W., O. H.; Oschersleben: R. Sch.; Osnabrück: A. v. d. E., R. L., A. J.; Osterburg i. d. Altmark: L.; Osterode: B.; Ostrau: A. St.; Ostrowo: M. H.; Paris: A. F.; Peine: T.; Pforzheim: B. P. L. C., H. K., F. H., F. G., J. Th. S., C. G., O. M., O. E., W. B., G. N.; Pfungstadt: E. G.; Pilsen: E. F., A. F.; Pirna: L. H., P. E., M. Z.; Plan i. M.: R. L.; Plathe: B. W.; Plauen i. V.: P. L., E. K., H. L., O. G.; Pleß: E. L.; Poisdorf: L. Sch.; Pola: M. G.; Poliwanowo i. Rußl.: P. R. R.; Poln.-Ostrau: L. W.; Posen: S. E., H. H., A. M.; Potschappel: H. B.; Potsdam: C. R., W. v. H., H. B.; Prag u. Prag-Smichow: J. St., F. A., S. A., A. U., O. R., C. L., J. S., A. Sch., F. N., L. R., J. E. P., A. K., N. G., R. L., E. C., J. E., B. R., G. H., H. J., A. L., R. U., J., J. S., E. v. K., H. M., B. F., K., F. R., A. C., F. C., A. N., A. M., G. A., K. E., J. W., A. M., M. v. d. B., B. P.; Preßburg: S. W.; Puchenstuben: J. M.; Pudewitz: R. M.; Püttlingen: J. H.; Pulsnitz: A. R.; Pyrawarth: F. K.; Querfurt: K. Sch., A. K.; Raab: M. B.; Radkersburg: R. B.; Ratibor: K.; Rawitsch: C. St.; Rawitsje: A. R. W.; Rees: R.; Reckz: Sch.; Regensburg: W., H. D.; Regenstauf: T. A.; Reichenbach i. V.: E. H. B.; Reichenberg: J. H.; Reichersberg: A. Sch.; Reitendorf: E. K.; Rentweinsdorf: J. K.; Reschitza: A. H.; Reutlingen: A. A., G. J. G.; Reval: J. T.; Revere i. Mass.: M. N.; Rheineck i. d. Schweiz: A. M.; Rheydt: W. O.; Riesa: F. H. H., J. H.; Riesenburg: P. K.; Riga: E. K., A. D., W. K.; Rittierode: H. F.; Rixdorf: T. B.; Rochsburg: B. W.; Roding: M. H.; Rödelheim: C. D., W. M.; Ronnuelsglück: K.; Rostock: K.; Rottenmann: E. K.; Ruhrort: J. L., E. P.; Rumburg: F. v. U.; Saarbrücken: J. P.; Saarlouis: M. Ph. K.; Saaz: A. R.; Sagan: H. Sch., A. E.; Salzburg: H. P., M. P.; San Francisco: T. G.; Scado: N.; Schaffhausen i. d. Schweiz: L. G., G.; Schalke i. W.: A. Z.; Schköten: L.; Schlatten: J. Sp.; Schleiz: M. W.; Schlettstadt: G., B.; Schlieren: J. G.; Schlochau: R. B.; Schloß Heldrungen: F. D.; Schloß Leutstetten: S. B.; Schmellwitz: P. U.; Schmiedeberg: H. L.; Schneeberg: M. G., J. P.; Schönberg a. d. Bergstraße: Sch.; Schönebeck: H. S.; Schönheide: C. Sch.; Schönwalde i. Holstein: M. D. K.; Schwaan: G.; Schwarzenbruck: C. Sch.; Schweidnitz: E. P., H. H.; Schweinau: F. W.; Schwelm: G. M.; Schwerin: A. Z., L. H., L. B.; Schwetzingen: S. S.; Schwientochlowitz: K. P.; Seehausen i. A.: P. H.; Seena: L.; Seepothen: E. K.; Seitenstetten: K. R.; Semil: F. P.; Seßlach i. Oberfranken: R.; Sieghartskirchen: F. S.; Sievershausen.

Weltpost.

H.; Sinsheim: A. v. H.; Smiritz: R. S
Soest: S.; Solingen: B. St., H.
Solothurn: F.; Sondershausen: M.
Sopron: A. R.; Spandau: A. L.; Spey
W. K., G. W., K. A. K.; Spiesheim
P. M.; St. Blasien: J. R.; St. Joha
a. Saar: A. Z., E. M.; St. Louis i. M
L. G., G. R.; St. Petersburg: O.
C. G., J. T., M. B., W. K.; St. P
ten: R.; Stadtamhof: G. F.; Staßfu
O. B.; Steglitz: F. E.; Stein a. Don
F.; Steinau a. O.: M. P.; Steinb
i. Sachsen: R. H., R. B. Sch.; St
mühle: J. H.; Steinschönau: F. F.
Stendal: S.; Sterkrade: A. W., B.
J. O.; Sternberg: C. M.; Sternmüh
M. B.; Stettin: E. R., M. H., Ch. S
H., v. St., v. G.; Steyrermühl: F. S
St. Gallen i. Obersteiermark: C. H.; St
ach: C. W.; Stockholm: O. T.; Sto
O. Z.; Stralsund: G. A. Z., A.
G. M., E. R., P. H.; Straßburg i.
E. S., C., H. Z., B., R. G., F.
L. N., A. B., L. B., J. B.; Strieg
F. T., M. Sch., P. N.; Stuttgart: C.
F. M., W. v. R., E. St., A. F., C.
G. Sch., R. K., P. St., M. Sch., P.
C. H., G. St., E. W., Th. S., G.
H. R., Th. M., E. B., A. B., Th.
A. M., Ch. E., G., A. Z., A. S
R. K.; Szegedin: S. B.; Tannwald (B
men): J. N.; Tarnow: B. R. v. A.;
litz: H. R., O. M.; Teschen: J. B.;
schen: K. M., Thalheim i. Sachsen: M.
M. W.; Theresienstadt: J. H., J. F.
E. G.; Thorn: G. Sch.: Tiflis: A.
Tilsit: K. W. H.; Tirschenreuth: L.
Tomaszow i. Rußland: A. F.; Torg
L. v. St., H. P.; Trachenberg: J.
Trarbach: J. Sch.; Traun: S. A. S
Traunstein: F. R.; Trier: H. B.,
C. K.; Triest: J. B., J. S.; Tropp
E. F., J. D., H. Sch., E. St., R. S
M. N., J. E.; Trossingen: J.; Trostb
E. K.; Tübingen: H. C., A. K.; T
heim: K.; Twardawa: B.; Uebersee:
H.; Uffenheim: F. H.; Ulm: C. K.,
J. E. D.; Ungarschitz: H. St.; Väth
E. G.; Vahrenwald: H. D.; Vera
i. Mexiko: E. D.; Vilbel: C. H.; Villing
P. M.; Vlotho: C. L.; Waldenburg
Sachsen: E. K.; Waldenburg i. Schl.;
H., G. N.; Waldsee: J. B.; Walkenr
E. B.; Walterswyl: S. G. K.; Wan
beck: H. D.; Wangen i. Allgäu: C.
Wanzel: J. N.; Wanzleben: A. O., F.
Warnsdorf: R. M.; Wasseralfingen: C
K.; Wattwyl: A. A.; Weener i. Ostfrie
H. G.; Weiden: G. B.; Weiden i. Oberpf
H. B.; Weiherhammer: F. H.; Weim
A. M. L., M. K., G. R., G. S.; W
berge-Prag: M. H., O. P.; Weinsbe
Sch.; Weißenfels a. S.: E. H.; W
kirchen: A. St.; Werdau: P. F.; Werde
W. H.; Wesel: D.; Wien: J. L., F.
L. G., S. Sch., H. C., W. W., H., E.
C. R., J. L., G. S., F. P., M. M
W., A. F., J. K., E. F., A. K., O.
A. M., O. A., M. K., F. F., J.
J. K., M. H., E. K., J. K., R. L.,
B., A. J., G. u. H., G. H., A.
G. K., H. L., C. St., A. W., L. v.
L. F., O. G., A. Sch., E. T., C.
F. B., F., M. J., F. W. G., A.
D. P., J. N., L. R. Ch., L. E. P.,
L. H., W. P., H. H., M. W., M.
E. Ch., P. P., A. H., A. L. B., H.
L. Sch., C. R. H. v. H., S. Sch., A
B., J. Z., R. L., K. F., S. B., A.
M. G., W., R. R. v. N., H. S., J.
F. M., M. F. H., E. Z., J. Z., E.
F. F., H. H., K. M. u. T. R., J.
G. H.; Wiener-Neustadt: A. N.; W
baden: G. U., F. St., C. M., F.
Wiesenburg: H. H.; Wiesenthal i. Böhm
A. K.; Wilkowitz: R. W.; Wimpfen:
H.; Windischeschenbach: E. Sch.; Win
hausen: H. Sch.; Winterstein: v.
Winterthur: K. K.; Wischau: A. B.;
kowitz: G. W., A. B., J. K.; Witten
H., F. K.; Wittingau: R. L.; Witt
A. C.; Wödritz: E.; Wolfenbüttel: E.
G. H., E. B.; Wolgast; P. L.; Wol
stein: J. M.; Worms: A. G.; Würzbu
R., W., F., J. M., O. Sch., W. W.
L., A. M.; Wunsiedel: J. P.; Wur
G. K., A. A., F. H.; Zabern: H. v.
L.; Zell a. d. Mosel: K.; Zielenzig:
F. H.; Zilly; H. B.; Zittau: G. R.
N., J. M., G. G., Xaver, Isegrimm,
H.; Zöpen: E. H.; Zürich: H. B., O.
W. H., H. T., R. H., A. M., G.
B. K.; Zürich-Unterstraß: Th. E., Th.
Zugdam: E. K.; Zwickau: A. Z.; Zw
B. M., H. H. K.; — Ohne Orts-
Namensangabe: H. i. B.; J. W.

Weltpost.

H. H. in Buenos Aires. Ihrem Vorschlage, „beim Tournieren einer Sieben soll es dem Spieler gestattet sein, entweder die Farbe oder Null-ouvert zu wählen", können wir nicht zustimmen. Herlefeld sagt in der Vorrede zu seinem illustrirten Skatbuch, Breslau, Verlag von J. Kern:

„Nur gegen die zahllosen krankhaften Auswüchse im Skat mußten wir mit Feuer und Schwert den Krieg eröffnen, um den Stamm erstarken und gesunden zu lassen." Zu den krankhaften Auswüchsen im Skat würden wir Ihre Neuerung ebenfalls rechnen, die uns übrigens nicht nur wenig wünschenswert, sondern auch praktisch undurchführbar erscheint. Ihr Reformvorschlag bezüglich der Skatberechnung ist uns ebenfalls wenig sympathisch. Was Sie wollen, ist keine Reform, sondern eine völlige Umgestaltung. Sie meinen durch enge Anlehnung an die Whist- und L'Hombreberechnung den Skat mehr und mehr zu verdeutschen. Uns aber will es scheinen, als ob der Skat, der, wie er ist, bei uns in Deutschland festen Fuß gefaßt hat, durch eine solche totale Umwälzung uns entfremdet werden würde.

Ihre Behauptung, „der heutige Skat ist ein reines Harzardspiel" ist wohl nicht ernst gemeint und bedarf daher kaum der Widerlegung. Sie sagen ja selbst, Sie hätten als besserer Spieler gegen zwei „Pfuscher" verloren. Denken Sie doch an die geflügelten Skatworte: „Anfänger", „Stümper", „Lehrgeld zahlen", „Skatmeister", „Skatkönig". „Auch die größten Skatspieler ihres Jahrhunderts haben ihre schwachen Stunden rc". Denken Sie an die zahlreichen, so sehr beliebten Skatprobleme, an die vielen Skathandbücher, an die so umfangreiche Skatlitteratur! Wie paßt das alles zu einem Hazardspiel, zu Schwarz oder Rot, zu Links oder Rechts?

Gern würden wir das unsrige dazu beitragen eine andere Reform, die uns wirklich recht wünschenswert erscheint, durchzuführen. Alle Skatspieler sollten sich angelegen sein lassen, die französischen Bezeichnungen wie Tournieren, Null-ouvert, Points, Fausse rc. auszumerzen. Wir werden Ihnen und allen Skatfreunden dankbar sein, wenn uns Vorschläge gemacht werden, wie die obigen französischen Ausdrücke durch zutreffende deutsche Bezeichnungen zu ersetzen sind.

J. O. N. in M. Die Lehmannsche Stenotachygraphie ist ebenso wie alle die außer ihr noch bestehenden Systeme, die ihr Erlernen in der Zeit von 6—8 Stunden versprechen, nicht zu empfehlen, da dieselbe, ganz abgesehen davon, daß ihr Erlernen in der angegebenen Zeit eben nicht möglich ist, sich für den praktischen Gebrauch nicht eignet.

Wollen Sie wirklich ein Stenographiesystem behufs praktischer Verwendung sich aneignen, und sind Sie geneigt, die dreifache Zeit (20 bis 24 Stunden) eifrigen Studiums daran zu wenden, so empfehlen wir Ihnen das Stolzesche System und raten Ihnen, sich die „Anleitung zur Stolzeschen Stenographie, 45 Aufl., Berlin, Mittler & Sohn, Preis 1 Mark, anzuschaffen.

D. N. in H. Herzlichen Dank für die Andeutung.

K. P. in Sch. Daß Ihre Erwartungen übertroffen worden, ist uns eine Freude zu hören.

P. K. in O. Das Aufschneiden ist in der That nicht wohl durchzuführen, hat auch den Uebelstand im Gefolge, daß der Rand später beim Binden mehr als jetzt an Breite verliert.

L. L. in L. Höflich abgelehnt.

J. W. Sch. in J. Verbindlichen Dank für Ihre gütigen Mitteilungen, die Inschrift haben wir dankend acceptiert.

M. v. Z. in D. Wenn Sie wüßten, wie viele Herbstlieder bereits bei uns eingegangen sind, hätten Sie uns gewiß mit dem Ihrigen verschont. Die Herren Dichter scheinen sich einzubilden, daß weil der Umsatz in Frühlingsliedern so schwach war, die Nachfrage nach Herbstliedern sich steigern müsse. Ist nicht so! Und kommt denn nur einmal ein neuer Gedanke? Der ewige Vergleich zwischen dem absterbenden Menschen und der absterbenden Natur wirkt auf die Dauer tödlich langweilig.

C. N. in B. Telephon 6027. Das fehlende Blatt und Weltpost werden wir Ihnen direkt senden. Für das genannte Bild ist so wenig wie für die anderen ein bestimmter Platz vorgesehen. Die Decken behalten dieselbe Farbe. Die Weltpost stand in der That früher auf dem Umschlag der Hefte.

S. E. in D. Sie haben recht. Es lag eine Verkettung von Verhältnissen vor, die zu ändern nicht in der Macht der Redaktion stand.

Weltpost.

R. T. in W. Ein gutes Geschäft für Seiden-Manufaktur- und Modewaren ist das von J. A. Heese in Berlin, Leipziger-Straße 87.

J. M. in M. Ihre Frage nicht recht verständlich. Deshalb Antwort unmöglich.

A. St. in B. Die Auflösungen werden stets mitgeteilt. Ueber das Preisrätsel dürfen wir doch vor dem Termin der Einsendungen nichts das Raten Erleichterndes sagen. Ihr Anerbieten müssen wir dankend ablehnen.

L. M. in W. Bedeutende Gefühle für Rythmus scheinen sich nicht im Bestande Ihrer geistigen Eigenschaften vorzufinden. Merken Sie denn nicht selbst, wie scheußlich Folgendes klingt:

Wer weiß es, seit wie lange schon
Kein Priester hier gewaltet,
Wer weiß, seit wie lang nicht schon
Sich Hände hier gefaltet!

Aber auch sonst sind Ihre Gedichte absolut wertlos, ohne Gedanken, trivial, kurz Dilettantenware der schlimmsten Sorte.

W. Ja.

H. S. in B. Wir würdigen Ihre edlen Dankesgefühle vollkommen, auch wenn es uns leider nicht möglich ist, Ihre Verse aufzunehmen, da wir an solche Anforderungen stellen müssen, welche die Ihrigen leider nicht erfüllen. Frdl. Gruß übers Weltmeer.

H. H. Dank für den teilnehmenden Brief. Die an uns gestellten Fragen sind allerdings oft von verblüffender Naivetät, um nicht mehr zu sagen, aber ein guter Redacteur muß eben auch einen außergewöhnlichen Geduldsfaden haben — und das nach mehr als einer Seite

E. E. in E. Benutzen Sie Zumpt, Kühner, Ellendt-Seyffert 2c. Es gibt ja so viele lateinische Grammatiken, die wir aber beim besten Willen hier nicht alle auf ihren Wert untersuchen können.

N. Sch. in M. Tausend Dank.

R. P. in M. Höflich abgelehnt.

G. F. in St.-G. Diesmal ist es Ihnen nicht gelungen. Sie haben etwas besonders Gutes machen wollen und sind dadurch unnatürlich und schwulstig geworden.

Leser. So eitel sind wir nun, daß wir Ihr Gedicht, mit guten Versprechungen für die Zukunft, zum Abdruck bringen.

Weltpost-Kritiken.

Es sprudelt eine Quelle
Von Witz und von Humor,
Aus jenen Recensionen
Gar oftmals dort hervor.

Mit innigem Vergnügen
Man ihrem Klange lauscht,
Wenn es im Dichterwalde
„Vom Fels zum Meere" rauscht.

Ergötzlich ist's zu hören
Was alles da erklingt,
Und manche Spatzen-Kehle
Gleich andern Probe singt.

Der Weltpost krit'scher Hüter
Sie wohl zum Schweigen bringt
Wenn er mit wucht'gem Hiebe
Die scharfe Geißel schwingt.

Man sollte wahrlich meinen
Es würde lautlos still,
Kein unbefugter Sänger
Sein Lied anstimmen will.

Doch Wunder über Wunder! —
Sind jene kaum verhallt,
Trotz aller Mahnungsrufe
Von neuem es erschallt.

Erlaube mir zu hoffen,
Daß Laune und Geduld
Der Redaktion nie fehle,
Durch jener Sänger Schuld

Es ginge dann verloren
Ein köstlicher Genuß. —
Mit diesem leisen Wunsche
Bringt ihr ergeb'nen Gruß

ein ergötzter Leser.

F. v. S. in P. Ihr Gedicht „Seerauschen" hat mit dem von Ihnen geschilderten Gegenstand nicht etwa die Großartigkeit, sondern nur das gemein, daß es wässrig ist.

L. W. in D. Ungleich hübscher als die meisten bunten Briefpapiere sind die von Edwin Bormann mit köstlichen Verschen geschmückten „Schwalbenbriefe" und „Schwalbenpostkarten", welche in ihrer Zierlichkeit und den ansprechenden Farben auch verwöhnte Leute, wie Sie, befriedigen werden. Die direkte Bezugsquelle ist F. G. Mylius in Leipzig.

G. L. in K. Für Ihr n lieben Anerkennungsbrief vielen Dank. Ein Stich existiert von dem betr. Bilde nicht, wohl aber eine Photographie, welche durch Hanfstängel in München zu beziehen ist.

Weltpost.

Neuer Abonnent. Ein solcher l[...] schlag erschien bisher nicht. Vielleicht ge[...] wir aber dem Schlußheft des Jahrga[...] einen bei.

A. Sch. in N. Wir haben Ihre Wün[...] dem Verlag zur event. Erfüllung unterbre[...]

J. M. in W. Das soll alles mit [...] Zeit folgen. Solche Blätter bedürfen la[...] Vorbereitungen. Ein Aufsatz über die A[...] stellung in Pest käme jetzt doch etwas [...] spät. Biographien Arndts schrieben Lang[...] berg und Schenkel, den Preis erfahren [...] bei jedem Sortimenter.

G. B. in O. Mehr als dilettanti[...] Mit den Waldriesen, deren „Leiber im St[...] erdröhnen" haben Sie uns nicht imponi[...] oder dachten Sie etwa bei dem Schl[...] vers „Im Werke lebt fort der unsterbl[...] Geist" gar an Ihr Gedicht? In dem [...] waren Sie mitten unter Ihren Waldri[...] auf dem schönsten Holzweg, denn auch [...] allerunsterblichste Geist kann da nicht f[...] leben, wo er nie gewesen ist.

R. C. in M.-G. Wollen sehen, [...] sich thun läßt.

W. in W. 1) Diesmal nicht. 2) [...] ein Irrtum.

C. M. L. „Bangigkeit" ist eine [...] leichten Furchtgefühls, das sich oft ohne je[...] erkennbaren äußeren Grund einstellt.

R. F. in W. Vielen Dank für [...] freundlichen Grüße, die hiermit dankbar [...] widert werden.

X. P. in A. Sie finden darüber et[...] in den Annoncen des betr. Heftes.

Wißbegieriger Abonnent. Rech[...] tigt nicht allein das vierjährige stets [...] gnügte Familienleben unserer Freunde [...] dem Titel den Familienzuwachs?

F. E. in G. Sie sind durchaus [...] Recht, wir haben niemals gehört oder gele[...] was Ihren Gegnern in diesem Fall zu sa[...] wunderlicherweise einfällt.

R. D. in M. Gute englische Ue[...] setzungen von Eckfteins „Prusias" und „Cl[...] diern", und von Ebers' „Eine Frage" [...] „Dr. Kaiser" sind bei W. S. Gottsberger [...] New York erschienen.

H. R. in B. Auf Ihre Anfragen [...]
1) Werden als Schiffsjungen auch K[...] ben, welche das 17. Jahr zurückgelegt hab[...] aufgenommen?
2) Mit welcher Behörde müßte man [...] behufs Aufnahme ins Einvernehmen [...] und an wen wäre ein diesbezügliches A[...] nahmegesuch zu richten? erwidern wir [...] gendes:
Ad. 1: Ja, aber nur mit besonderer [...] laubnis der Admiralität.
Ad. 2: Gesuch ist an die Schiffsjung[...] Abteilung in Friedrichsort bei Kiel [...] Admiralität zu richten. Daselbst wird [...] brieflich Auskunft erteilt.
Zu warnen vor dem Eintritt ist [...] entschieden jungen Leuten, welche g[...] Familien angehören. Söhne einer gut[...] tuierten und gebildeten Kaufmannsfam[...] beispielsweise würden nur Enttäuschun[...] finden. Uebrigens ist auch jedes Bezi[...] kommando über die Schiffsjungencarriere [...] naue Auskunft zu erteilen verpflichtet.

Junger Abonnent. Bei Blutar[...] ist die Zufuhr von Eisen empfehlensw[...] Trinken Sie statt des Kaffees Eisenschokol[...] Wegen der Ausschläge machen Sie viell[...] einen Versuch mit dem Gebrauch von Sch[...] zerpillen. Am meisten raten wir inde[...] zur Heranziehung eines tüchtigen Arztes.

M. H. in S. Empfehlen die Le[...] der Warenkunde von Erdmann, Sch[...] Seubert, Henkel, Merk und Schick. U[...] Comptoirwissenschaft ist uns nichts beka[...]

Th. K. in L. Wir werden uns[...] ärztlichen Mitarbeiter auf die in der [...] interessante Frage aufmerksam machen [...] um Erklärung bitten.

Treuer Abonnent in M. O. L[...] nicht verwendbar, haben zu viel derglei[...]

L. M. in H. Betr. der Scherzcha[...] haben Sie recht, nicht so betr. der Dechiffr[...] aufgabe. Der um den Kopf geschwun[...] Kreis bedeutet stets den Zwischenraum [...] schen zwei Worten.

S. W. in B. Wir bedauern sehr, [...] Ihrem freundlichen Anerbieten keinen [...] brauch machen zu können.

O. K. in B. Das freundliche Ge[...] hat uns sehr angenehm berührt.

J. K. in M., R. R. in W. [...] verwendbar!

C. v. M. Wiener Möbel. [...] die Anfrage im vorigen Heft nennt man [...] als anerkannt vorzügliche Möbelfabrik [...] von D. G. Fischl Söhne in Niemes ([...] men).

G. A. in P. Wir senden Gedichte [...] wöhnlich nicht zurück, entsinnen uns ü[...] gens auch nicht, solche von Ihnen erha[...] zu haben.

„Fein nichts vergessen!“ Von R. Beyschlag.

Die
Acclimatisation der Europäer in Tropenländern.

Von

Moritz Alsberg.

Dem deutschen Volke ist es nicht beschieden gewesen, für seine Bevölkerung, die nach den Berechnungen der Statistiker schon nach etwa 25 Jahren auf 75 bis 80 Millionen Menschen angewachsen sein wird, Gebiete zu erwerben, in welchen der Auswanderer klimatische Verhältnisse vorfindet, die mit denjenigen seiner Heimat übereinstimmen oder denselben doch nahe kommen — Gebiete, wie sie dem auswandernden Briten in Kanada, Australien, Tasmanien, auf Neuseeland und am Kap der guten Hoffnung zu Gebote stehen. Vielmehr konnte das noch in der zwölften Stunde zu einer energischen Kolonialpolitik sich aufraffende Deutsche Reich, da es den größten Teil der Erde von anderen Völkern besetzt fand, im wesentlichen nur in innerhalb der Wendekreise gelegenen Ländern seine Flagge aufhissen. Auch wird bekanntlich von vielen Personen — und zwar nicht nur von solchen, welche der deutschen Kolonialpolitik ablehnend gegenüberstehen — die Behauptung aufgestellt, daß die in West- und Ostafrika, sowie in der Südsee von Deutschland occupierten Territorien wegen der klimatischen Zustände dem Weißen den Aufenthalt daselbst auf die Dauer nicht gestatteten und daher als nutzlose Erwerbungen zu betrachten seien. Unter solchen Umständen darf die Erörterung der Frage, ob eine erfolgreiche Kolonisierung tropischer Gebiete durch Europäer wegen der die Gesundheit der Ansiedler bedrohenden Gefahren nicht zu ermöglichen sei, ob wir den besagten klimatischen Schädlichkeiten völlig wehrlos gegenüberstehen und ob nicht ebensowohl durch Acclimatisierung der europäischen Ansiedler, wie durch Vermischung derselben mit eingeborenen Bevölkerungselementen die Entstehung einer mit erheblicher Widerstandsfähigkeit gegen die schädlichen Einflüsse des Tropenklimas ausgestatteten Rasse zu erwarten sei — die Erörterung dieser Fragen darf unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Ueber den Begriff „Acclimatisation" herrschen im allgemeinen noch sehr unklare Vorstellungen und wollen wir daher zunächst versuchen, uns in das Wesen dieses Vorgangs einen Einblick zu verschaffen. Bekanntlich sind alle Organismen — sowohl Pflanzen wie Tiere — ihrer Umgebung angepaßt, oder mit anderen Worten: alle organischen Wesen müssen, wenn sie überhaupt ihre Existenz behaupten sollen, ihre Körperbeschaffenheit und ihre Funktionen den durch Ernährung, Lebensweise, sowie insbesondere durch das Klima geschaffenen Bedingungen entsprechend einrichten, woraus sich dann von selbst ergibt, daß ein organisches Wesen, sobald es in Verhältnisse versetzt wird, welche von den bis dahin gewohnten sich erheblich unterscheiden, nicht in der bisherigen Weise fortzuexistieren vermag. Um das Gesagte durch einige Beispiele zu erläutern, so wissen wir, daß Pflanzen, die aus heißen Ländern nach Europa versetzt werden, bei uns anfangs nur in Gewächshäusern gezogen werden können und erst, nachdem sie sich den neuen klimatischen Verhältnissen entsprechend verändert haben, im Freien auszudauern vermögen, und daß auch die aus Ländern mit verschiedenem Klima zu uns herübergebrachten Tiere, solange sie den neuen Existenzbedingungen sich noch nicht accommodiert haben, sich mitunter höchst merkwürdig verhalten. So brütete z. B. die ägyptische Gans, als sie vor etwa 80 Jahren zuerst in Frankreich eingeführt wurde, den Verhältnissen ihrer Heimat entsprechend, anfangs noch im Dezember jeden Jahres, und nur indem diese Brütezeit zuerst im Februar, dann im März und schließlich im April eintrat, gelang es dem Vogel, mit den in Nord- und Mitteleuropa vorhandenen klimatischen Verhältnissen sich allmählich in Uebereinstimmung zu setzen. So haben wir ferner auch in der Thatsache, daß ohne das geringste Zuthun des Menschen auf den kalten Hochebenen der Kordilleren Nordamerikas wollhaarige Schafe entstanden sind und daß umgekehrt in den heißen Thälern des Distrikts Magdalena in Kolumbia die Schafe statt des Wollpelzes, der sie daselbst belästigen würde, nur eine dünne Haarbedeckung aufweisen — hierin haben wir jenen wunderbaren Adaptierungsvorgang zu erblicken, vermöge dessen die Natur es bewirkt, daß Geschöpfe, die ursprünglich für ein anderes Klima bestimmt waren, auch unter veränderten Lebensbedingungen nicht zu Grunde gehen. Was speciell den Menschen — das höchste der organischen Wesen — anlangt, so verdanken nach der jetzt unter Naturforschern und Ethnologen ziemlich allgemein verbreiteten Anschauung die gegenwärtig vorhandenen Menschenrassen ebenfalls der Anpassung an die in verschiedenen Klimazonen sich findenden Existenzbedingungen, sowie der natürlichen

Zuchtwahl ihre Entstehung. Während infolge der Anforderungen, welche die Kälte an die Wärmeproduktion des Körpers stellt, bei den Bewohnern hoher Breiten die Atmungsorgane sich besonders entwickeln mußten, konnten die innerhalb der Wendekreise ansässigen Menschen den Anforderungen des Tropenklimas am besten dadurch entsprechen, daß sie die Hautthätigkeit und Gallenabsonderung zu besonderer Entwickelung brachten. Auch erhellt aus dem Gesagten, daß sobald ein menschliches Individuum, dessen Körper nur auf ganz bestimmte klimatische Verhältnisse eingerichtet ist, dem Einflusse eines von den gewohnten Zuständen wesentlich verschiedenen Klimas sich aussetzt, daß alsdann, wenn das betreffende Individuum am Leben bleiben soll, in den Funktionen der Organe, sowie auch zum Teil in den Organen selbst, gewisse Wandlungen sich vollziehen müssen. Worin diese Veränderungen bestehen, darüber ist man noch nicht völlig im klaren; zweifellos ist jedoch, daß bei dem in den Tropen sich ansiedelnden Europäer, wie bereits angedeutet wurde, sowohl die Gallenabsonderung wie auch die Schweißsekretion beträchtlich zunehmen und daß erstere für die Ausscheidung überschüssigen Kohlenstoffs aus dem Körper, letztere für die Entwärmung des Organismus (indem die Körperoberfläche Wasser verdampft, findet zugleich eine Temperaturerniedrigung statt; letztere ist aber deshalb notwendig, weil der menschliche Körper bekanntlich ein viel größeres Quantum Wärme produziert, als für die Erhaltung der ihm im gesunden Zustande zukommenden Temperatur erforderlich ist, und daher diesen Wärmeüberschuß an seine Umgebung abgeben muß) von großer Bedeutung ist. Daß es sich bei der Acclimatisation um eine wesentliche Umgestaltung der Körperbeschaffenheit handelt, dafür spricht auch die Thatsache, daß beim Europäer die Disposition zur Erkrankung an Gelbfieber, Cholera und anderen in den Tropen heimischen Krankheiten mit der zunehmenden Dauer des Aufenthalts in diesen Gebieten sich wesentlich verringert, während freilich andererseits eine solche Herabsetzung der Disposition zur Erkrankung nicht für alle innerhalb der Tropen herrschenden Krankheiten (z. B. nicht für Sumpffieber) sich nachweisen läßt. Auch bedarf es kaum einer Erwähnung, daß bei weniger widerstandsfähigen Individuen die ungewohnten klimatischen Einflüsse Gesundheitsstörungen, die bald als langwieriges Siechtum, bald als rapid verlaufende Krankheit sich äußern, hervorrufen und daß dementsprechend die Verpflanzung einer Bevölkerung in ungewohnte klimatische Verhältnisse immer mit gewissen Opfern an Menschenleben verbunden ist. Trotzdem ist man wohl berechtigt, zu sagen, daß die Gattung „Mensch“ die Fähigkeit, veränderten Lebensbedingungen sich anzupassen, in höherem Grade als die meisten Tierspecies besitzt, so daß man unter der soeben erwähnten Einschränkung von einem „Kosmopolitismus des Menschen“, d. h. seiner Befähigung, überall da fortzukommen, wo er sich niederläßt, wohl reden darf. Auch lehrt uns ein Rückblick auf die Vergangenheit unseres Geschlechts, daß der Mensch die Eigenschaft, den verschiedensten klimatischen Verhältnissen sich zu accommodieren, schon vor Jahrtausenden auf seinen Wanderungen über den Erdball sich angeeignet und als wertvolles Erbstück der jetzt lebenden Generation überliefert hat. Bezüglich des zuletzt erwähnten Punktes sei hier nur daran erinnert, daß während des der gegenwärtigen Erdepoche vorausgehenden geologischen Zeitabschnitts ausgedehnte Länderstrecken in Nordeuropa, Nordasien und Nordamerika von Eismassen bedeckt waren und daß Verödungen von bis dahin bewohnten Gegenden als Folge der Verminderung der feuchten Niederschläge noch innerhalb geschichtlicher Zeiten stattgefunden haben, sowie daran, daß derartige Veränderungen in der Bewohnbarkeit der Länder, indem sie den Menschen zum Wandern veranlaßten und ihn auf diese Weise mit neuen klimatischen Verhältnissen in Berührung brachten, die besagte Anpassungsfähigkeit in ihm erzeugen mußten. Andererseits kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß die jetzt existierenden Rassen und Völker bezüglich ihrer Anpassung an ungewohnte klimatische Verhältnisse sich wesentlich verschieden verhalten, daß unter der weißen Rasse die Völker von semitischer Abstammung vor den arischen Völkern durch größere Acclimatisationsfähigkeit sich auszeichnen (wobei es freilich nach Virchow noch unentschieden ist, ob die Semiten die besagte Eigenschaft nicht zum größten Teil ihrer gesundheitsgemäßeren Lebensweise verdanken) und daß die Bewohner Südeuropas (Spanier, Portugiesen, Italiener u. s. w.) zur Besiedelung tropischer Gegenden im allgemeinen sich besser eignen als diejenigen Nordeuropas. Auch kann es, wie der besagte Gelehrte hervorhebt, nicht befremden, daß unter den Südeuropäern Malteser und Südspanier eine ganz besondere Widerstandsfähigkeit gegen Klimaeinflüsse und Klimaschädlichkeiten an den Tag legen, da gerade diese Völker aus einer Vermischung verschiedenartiger Elemente (in der Bevölkerung Maltas steckt noch von der Zeit her, wo die Phönikier auf der Insel Handelsniederlassungen unterhielten, semitisches Blut, während im südlichen Spanien Iberer, Phönikier, Mauren, Römer, Kelten, Westgoten und Alanen sich miteinander vermischt haben) hervorgegangen ist, eine solche Beimengung fremden Blutes aber da, wo es um Acclimatisation sich handelt, entschieden von Vorteil zu sein scheint. — Was speciell die Arier (Indogermanen) anbelangt, deren Ursitz wir mit großer Wahrscheinlichkeit nach Centralasien, jedenfalls aber in ein von strenger Winterkälte heimgesuchtes Land (nach dem Zend-Avesta der Perser kamen dieselben aus einem Lande, wo der Sommer nur eine Dauer von zwei Monaten hat) zu verlegen haben, so ist es denselben gelungen, nicht nur den weitaus größten Teil von Europa zu bevölkern und selbst auf Island und Grönland sich anzusiedeln, sondern auch in den sumpfigen Niederungen Bengalens, der Glut der Tropensonne trotzend, Staatswesen zu gründen — eine Thatsache, welche an und für sich schon geeignet ist, Zweifel zu erwecken an der Richtigkeit der Behauptung, daß die heutigen Europäer — also die Nachkommen jener Arier, welche unter so verschiedenen klimatischen Verhältnissen gelebt haben — tropische Länder mit Erfolg zu kolonisieren nicht imstande seien. — Um hier sogleich noch einer anderen irrigen Anschauung entgegenzutreten, so entspricht die Annahme,

daß die farbigen Rassen durch die gefährlichen Einflüsse des Tropenklimas in keiner Weise berührt würden, durchaus nicht den Thatsachen; vielmehr machte Livingstone bereits auf seiner ersten Reise die Erfahrung, daß die Eingeborenen, welche er aus sumpfreichen Gegenden Afrikas nach dem Delta des Zambese mit sich führte, daselbst fast in gleicher Weise wie die Europäer vom Fieber befallen wurden und daß aus gesunden Gegenden in ihre Heimat zurückkehrende Neger dort so heftig an Krankheiten litten, wie Europäer nur hätten leiden können. In Uebereinstimmung hiermit steht ferner auch die Thatsache, daß im tropischen Amerika die Eingeborenen durch Ruhr und Leberkrankheiten fast in gleichem Maße wie die Europäer heimgesucht werden und daß die Sterblichkeit an Cholera, akuten Lungenkrankheiten, sowie insbesondere an Lungenschwindsucht bei vielen farbigen Rassen die bei Europäern durch die nämlichen Krankheiten und unter gleichen Verhältnissen bewirkte Mortalität erheblich übertrifft. Allerdings darf hierbei nicht übersehen werden, daß viele der besagten Erkrankungen auf ein gesundheitswidriges Verhalten zurückzuführen sind, daß nach Livingstone Griquas und Hottentotten wegen ihres starken Fleischessens und reichlichen Fettgenusses in den Fiebergegenden der Tropen nicht ausdauern und daß Excesse, welche die Widerstandsfähigkeit des Körpers herabsetzen, für die Entstehung der erwähnten und anderweitiger Krankheitszustände günstige Bedingungen schaffen.

Dies nur im Vorübergehen. — Suchen wir uns nun die Ursachen zu vergegenwärtigen, auf welchen die Erkrankungen, resp. das chronische Siechtum und die durch diese beiden Faktoren bewirkte Sterblichkeit des Europäers in Tropenländern zurückzuführen ist, so sind es nach dem übereinstimmenden Urteil der Aerzte und Naturforscher, welche über diese Verhältnisse bis jetzt Untersuchungen angestellt haben, drei klimatische Momente, nämlich: 1) die Höhe der durchschnittlichen mittleren Jahrestemperatur, 2) der in vielen Tropengegenden sich findende schroffe und unvermittelte Uebergang von hohen zu relativ niedrigen Temperaturen, 3) der hohe Gehalt der Luft an Wasserdampf, welche hier vorzugsweise in Betracht kommen. Was den zuerst erwähnten Punkt anlangt, so ist es nicht die Höhe der Temperatur an und für sich — denn hohe Temperaturen kommen auch außerhalb der Tropen vor und werden daselbst, weil sie in der Regel nicht lange andauern, gut vertragen —, sondern vielmehr die Wochen und Monate hindurch anhaltende Hitze, welche in dem Organismus, der sich den neuen Verhältnissen noch nicht angepaßt hat, eine Störung der Lebensprozesse hervorruft. Nachteilig ist hierbei auch die Einförmigkeit des Tropenklimas, welchem in seinen typischen Ausprägungen der Jahreszeitenunterschied fast gänzlich abgeht. Es kommt, wie G. Fritsch bemerkt, der tonisierende (kräftigende) Einfluß in Wegfall, welchen die kalte Jahreszeit der organischen Faser mitteilt, und so tritt allmählich ein Sinken der vitalen Funktionen ein, welches sich hauptsächlich durch die eintretende Schlaffheit in der Bewegung und den Verlust der Thatkraft zu erkennen gibt. Während aber, wie soeben bemerkt, für die meisten Tropengebiete die lange Zeit anhaltende Hitze als ein schädliches Moment zu bezeichnen ist, gibt es wieder andere tropische und subtropische Gegenden, in welchen die täglichen Temperaturschwankungen sehr beträchtliche sind. Letztere machen sich besonders in den hoch gelegenen Terrains bemerklich, wie denn z. B. Schreiber dieser Zeilen während seines Aufenthalts in den südafrikanischen Tafelländern wiederholt beobachtete, daß während der Wintermonate (Juni bis August) nach Sonnenuntergang innerhalb 1½ bis 2 Stunden das hundertteilige Thermometer um 15 bis 20° herabging. Auch fällt hierbei der Umstand mit ins Gewicht, daß der Aufenthalt in tropischen Ländern die Empfindlichkeit gegen Wärmeschwankungen sehr erheblich steigert — ein Umstand, auf dem es beruht, daß der bei 28 bis 30° C. sich vollständig wohl fühlende Neger, sobald die Temperatur der Luft auf 23 bis 25° C. herabsinkt, über heftiges Kältegefühl klagt und daß bei den Afrikareisenden — auch wenn nicht gerade die kühleren Hochländer das Ziel ihrer Exkursionen bilden — das Mitnehmen von wollenen Decken und dergleichen als wichtige Maxime gilt. — Was endlich den hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft anlangt, wie er in vielen tropischen Gegenden — insbesondere in den tiefgelegenen Terrains und da, wo die Luftströmungen Wasserdämpfe anhäufen — sich findet, so ist derselbe nachteilig, weil ein hoher Feuchtigkeitsgehalt der Luft einerseits die für die Gesundheit unentbehrliche Abdunstung des Körpers — und damit im Zusammenhang stehend auch die Entwärmung desselben — einschränkt oder gar verhindert, weil derselbe ferner der soeben erwähnten Erschlaffung des Organismus und dem Schwächerwerden der vitalen Funktionen Vorschub leistet und weil er in Verbindung mit der Durchtränkung des Erdbodens durch reichliche feuchte Niederschläge die Entstehung der bekannten Fiebermiasmen begünstigt. — Bezüglich der soeben erwähnten Einflüsse des Tropenklimas verdient übrigens noch der Umstand Beachtung, daß zwischen den Tropenländern der nördlichen Halbkugel und denen der südlichen Hemisphäre ein nicht unerheblicher Unterschied besteht. Unter gleichen Breiten ist nämlich in den südlich vom Aequator gelegenen Tropenländern die mittlere Jahrestemperatur niedriger als in den Tropengegenden der nördlichen Halbkugel; bemerkenswert sind ferner die geringen Schwankungen in den besagten Jahrestemperaturen, sowie vor allem die größere Trockenheit der Luft in den zuerst erwähnten Gebieten, welche letztere durch die von den südlichen Meeren ausgehenden kalten Luftströmungen bedingt wird. Die erwähnten Momente tragen erheblich dazu bei, die Einwirkung des Klimas auf den in den südlichen Tropenländern verweilenden Europäer abzuschwächen und bewirken es, daß die charakteristischen Tropenkrankheiten südlich vom Aequator einen weniger ausgedehnten Verbreitungsbezirk aufweisen, daß das Sumpffieber, welches auf der nördlichen Halbkugel bis weit in die gemäßigte Zone hinein sich erstreckt, auf der südlichen Hemisphäre südlich vom 23. Breitengrad nicht mehr angetroffen wird und daß Gelbfieber und Cholera in ihrer Verbreitung im nördlichen und südlichen Teile der Tropen ebenfalls sehr erhebliche Unterschiede aufweisen. An-

dererseits muß, wenn auch die klimatischen Erscheinungen beider Tropenzonen bis zu gewissem Grade von der höheren oder niedrigeren Breite (größere oder geringere Entfernung vom Aequator) abhängig sind, doch hervorgehoben werden, daß die Verschiedenheit der geographischen Konfiguration, der Bodenbeschaffenheit, der Bewässerung und Vegetation, sowie vor allem die verschiedene Erhebung über dem Meeresspiegel sehr erhebliche Differenzen in den klimatischen Verhältnissen der einzelnen tropischen Länder bedingen und dementsprechend auch — und das ist ein Punkt, der bei Erörterung der Frage, ob Europäer innerhalb der Wendekreise auf die Dauer zu existieren vermögen, häufig übersehen wird — eine große Mannigfaltigkeit der für den weißen Ansiedler innerhalb der Tropen gegebenen Lebensbedingungen hervorrufen. Den besagten Umständen Rechnung tragend, bemerkt der französische Arzt Dr. Gaston, der während eines neunjährigen Aufenthalts auf den Antillen (Westindien) und während eines dreijährigen Verweilens an der Westküste Afrikas über die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse dieser Gegenden Beobachtungen angestellt hat, daß von einem Tropenklima — „als einer vielleicht durch gleiche brennende Hitze oder sonst einen gemeinsamen Charakter ausgezeichneten Beschaffenheit der zwischen den Wendekreisen gelegenen Gebiete“ — streng genommen gar keine Rede sein könne, daß man vielmehr daselbst alle Sorten von Klima teils neben-, teils übereinander antreffe. Während die Küstenstriche der Antillen zum Teil sumpfig und wegen der großen Hitze und Luftstagnation im allgemeinen ungesund sind, findet man daselbst bei einer Erhebung von nur 300 m über dem Meeresspiegel weite fruchtbare, von kühlen Lüften durchwehte Ebenen, in denen der weiße Ansiedler sich einer vortrefflichen Gesundheit erfreut. Auch berechtigt das, was durch Nachtigall, Schweinfurt, Rohlfs und andere Afrikaforscher über Konfiguration und Klima des schwarzen Erdteils bis jetzt festgestellt wurde, zu der Annahme, daß in vielen afrikanischen Ländern die Verhältnisse ganz ähnlich liegen. Während in den tiefgelegenen Landesteilen Temperaturen von 35 bis 40° C. im Schatten nicht zu den Seltenheiten gehören, fand z. B. Rohlfs, daß die Neger zu Gombé (11° nördlicher Breite und 400 m Meereshöhe), um sich gegen die Kälte zu schützen, auf Bänken von Thon, die nachts mit glühenden Kohlen gefüllt werden, ihre Lagerstatt herrichten.

Wir haben im vorhergehenden die klimatischen Bedingungen kennen gelernt, denen der Europäer in den Tropenländern sich anzupassen hat, und wollen nun auf jene Frage, über die im vorgehenden bereits einige Andeutungen gemacht wurden, näher eingehen — nämlich auf die Frage: Wird sich unter den gegebenen Verhältnissen die Acclimatisation des Europäers in tropischen Gebieten überhaupt ermöglichen lassen, und wenn dieses der Fall, wird dieselbe nicht mit allzu großen Opfern an Menschenleben verbunden sein? — Was die Entscheidung der Frage anlangt, ob ein Volk in einem von ihm occupierten Gebiet sich zu behaupten, resp. dasselbe mit Erfolg zu kolonisieren imstande sei, so wird gewöhnlich das numerische Verhältnis der Todesfälle zur Anzahl der Geburten als das ausschlaggebende Moment betrachtet. Man nimmt eben an, daß wenn die Zahl der ersteren die der letzteren übersteige, eine ersprießliche Kolonisation nicht möglich sei, daß vielmehr in einem solchen Falle — dem Feuer vergleichbar, welches durch Zufuhr von neuem Brennstoff unterhalten wird — nur durch eine stets sich wiederholende Zuführung von neuen Auswanderern die Bevölkerung auf dem Status quo erhalten und dementsprechend das Kolonisationswerk ohne fortwährende Opfer an Menschenleben nicht ausgeführt werden könne. Indessen ist diese Auffassung, wenn man derselben eine nur über wenige Jahrzehnte oder gar Jahre sich erstreckende Statistik zu Grunde legt, nicht ganz zutreffend. Selbst dann, wenn nämlich diejenigen Ansiedler, welche in dem neuoccupierten Territorium als Pioniere der Civilisation auftreten, infolge der primitiven Zustände, die sie daselbst antreffen, und in Ermangelung jener hygieinischen Vorkehrungen, welche für die Gesundheit von höchster Wichtigkeit sind, eine im Verhältnis zur Zahl der Geburten hohe Sterblichkeitsziffer aufweisen, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß bei den folgenden Generationen von Kolonisten das nämliche Verhältnis sich herausstellen werde. Vielmehr wird dadurch, daß diejenigen Ansiedler, welche sich acclimatisiert haben, die von ihnen erworbene Widerstandsfähigkeit gegen schädliche klimatische Einflüsse auf ihre Nachkommen vererben — hierdurch wird bewirkt, daß das zwischen der Zahl der Todesfälle und derjenigen der Geburten bestehende Verhältnis sich allmählich zu Gunsten der letzteren verändert und somit die Stellung der Bevölkerung in dem betreffenden Gebiete von Jahr zu Jahr eine günstigere wird. Auch kommt als ein sehr wesentliches Moment hierbei in Betracht, daß die späteren Generationen von Ansiedlern nicht solche Entbehrungen auszuhalten und nicht mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wie sie den Pionierdienste leistenden Kolonisten durch die Verhältnisse auferlegt werden und daß mit zunehmender Kultur hygieinischen Einrichtungen größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Als Beleg für unsere Behauptung von der sich allmählich verringernden Sterblichkeit der weißen Bevölkerung in tropischen Ansiedelungen wollen wir hier zunächst auf die Erfahrungen, welche die Franzosen in Algier gemacht haben, hinweisen. Während noch vor wenigen Jahrzehnten die erfolgreiche Kolonisierung dieses Gebietes wegen der hohen Sterblichkeitsziffer der weißen Ansiedler als eine hoffnungslose Aufgabe betrachtet wurde, ergab der Census von 1870 eine Zunahme von 25000 Seelen für die europäische Bevölkerung — eine Zunahme, welche nach Quatrefages im wesentlichen auf die Vermehrung der Geburten im Verhältnis zur Zahl der Todesfälle zurückzuführen ist. Diese Thatsache, sowie der Umstand, daß innerhalb der letzten 15 Jahre das besagte Verhältnis sich noch erheblich zu Gunsten des ersterwähnten Faktors verändert hat, lassen aber, wie der französische Gelehrte weiter ausführt, mit Sicherheit darauf schließen, daß in Algerien eine dem Klima des Landes angepaßte Rasse im Entstehen begriffen ist und daß

nach einigen weiteren Generationen der Kreolenfranzose daselbst vollständig ebenso gedeihen wird wie seine Ahnen im alten Frankreich. Auch wird man bei Entscheidung der Frage, ob die erfolgreiche Kolonisierung eines bestimmten Tropengebietes durch Acclimatisierung der Einwanderer, resp. durch Entwickelung einer den klimatischen Verhältnissen des Landes entsprechenden widerstandsfähigen Rasse zu erzielen sei, nicht die Statistik des betreffenden Landes als Ganzes der Beurteilung ohne weiteres zu Grunde legen dürfen. Man muß vielmehr den Umstand berücksichtigen, daß bei der Wahl der Lokalität für die zu gründenden Ortschaften häufig Fehler vorgekommen sind, welche bei Anwendung von größerer Vorsicht in Zukunft sich werden vermeiden lassen, und wird dementsprechend, um zu einem richtigen Schlusse zu kommen, seine Aufmerksamkeit nicht sowohl auf die Gesamtstatistik des betreffenden Landes, als vielmehr auf die über Geburten und Sterbefälle in den einzelnen Ortschaften aufgestellte Statistik lenken müssen. So ergibt sich z. B. aus den Erhebungen, welche Walther 1870 über Geburten und Sterbefälle auf Guadeloupe (Westindien) vorgenommen hat, daß wenn man die weiße Bevölkerung der Insel als Ganzes ins Auge faßt, damals allerdings auf 100 Geburten ca. 146 Todesfälle kamen; dagegen zeigt sich, wenn man die Statistik der einzelnen Ortschaften einer Betrachtung unterzieht, daß von den 31 Gemeinden dieser übel beleumundeten Insel bei 15 die Zahl der Geburten diejenige der Todesfälle schon zu jener Zeit überstieg, woraus also gefolgert werden muß, daß die relativ hohe Sterblichkeit in den übrigen Gemeinden im wesentlichen auf die Auswahl eines ungünstigen Terrains für die Anlegung der betreffenden Ortschaften zurückzuführen ist. Um die im vorhergehenden von uns aufgestellte Behauptung, daß mit der zunehmenden Kultur und der Verbesserung der hygieinischen Zustände in den neubesiedelten Gebieten der Acclimatisationsprozeß mit weniger Opfern an Menschenleben verknüpft sei und dementsprechend die Sterblichkeit der Bevölkerung in den betreffenden Ansiedelungen abnehme, mit einigen Beispielen zu belegen, so wollen wir hier zunächst anführen, daß nach der holländischen Statistik die Sterblichkeit der nach den niederländischen Kolonien verzogenen Europäer, welche von 1818 bis 1849 durchschnittlich 11,3 in 1000 betrug, während der drei folgenden Jahrzehnte sich nur noch auf 6 in 1000 belief, also innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit erheblich abgenommen hat. Zu Gunsten dieser Ansicht spricht auch die Thatsache, daß während bei den in Indien stationierten englischen Truppen in den Jahren 1870—75 auf 1000 Mann durchschnittlich 19—20 Todesfälle kamen, diese Mortalitätsziffer 1877—81 auf 15,6 herabgegangen war und noch in fortwährendem Abnehmen begriffen ist und daß die englischen Garnisonen in Jamaika, Malta und in anderen britischen Besitzungen eine analoge Verminderung der durchschnittlichen Sterblichkeit aufweisen [1]). — Einen Beweis dafür, daß die Acclimatisierung einer neuangesiedelten Bevölkerung sich unter Umständen ohne erhebliche Opfer an Menschenleben vollzieht, liefern die unter dem Namen „les petits blancs" bekannten Ansiedler von Isle de France (Bourbon). Auf dieser Insel, die lange Zeit hindurch als eine Lokalität galt, wo eine europäische Bevölkerung der klimatischen Verhältnisse halber nicht festen Fuß fassen könne, haben nämlich jene alten Kolonisten, die nicht die Mittel dazu hatten, Sklaven zu kaufen, und daher ihre Ländereien mit eigenen Händen zu bearbeiten genötigt waren, eine durchaus acclimatisierte Nachkommenschaft, deren Gesundheit und Kraft sowohl aus der gedrungenen Statur der Männer, wie aus den üppigen Körperformen und der Schönheit der Weiber sich ergibt, hinterlassen. Die besagte Bevölkerung bietet auch insofern Interesse, als durch sie die vielfach aufgestellte Behauptung, daß der Europäer und dessen Nachkommen innerhalb der Tropen unbeschadet ihrer Gesundheit im Freien körperliche Arbeit nicht verrichten könnten, aufs gründlichste widerlegt wird. Denn während auf Bourbon die meisten Städtebewohner und Großgrundbesitzer, welche sämtlich dem Müßiggang und den damit verbundenen üblen Gewohnheiten huldigen, eine hohe Sterblichkeitsziffer aufweisen, erreichen die „kleinen Weißen", die, wie schon bemerkt, noch heutzutage durch eigene Arbeit dem Erdboden ihren Unterhalt abgewinnen, durch Sittenreinheit sich auszeichnen und sich mit den farbigen Bewohnern der Insel niemals vermischt haben, im allgemeinen ein hohes Alter. — Bezüglich der zuletzt berührten Frage glaubt auch der erfahrene Afrikaforscher G. Rohlfs die Thatsache, daß der Neger das Tropenklima im allgemeinen besser erträgt als der Europäer, wenigstens zum Teil auf die dem ersteren obliegende Bodenbestellung und Feldarbeit zurückführen zu müssen und steht nicht an, seine Ueberzeugung dahin auszusprechen, *daß die Arbeit im Freien, falls Ueberanstrengung dabei vermieden wird, der Gesundheit des in tropischen Gegenden ansässigen Europäers nur dienlich sein könne* [1]).

Im vorhergehenden wurde bereits erwähnt, daß durch die Verschiedenheit der geographischen Konfiguration, der Bewässerung, der Erhebung über dem Meeresspiegel, sowie durch einige andere Umstände nicht selten eine große Mannigfaltigkeit der klimatischen Verhältnisse in einem und demselben Lande bedingt wird. Diese Thatsache führt aber zu dem Schlusse,

---

[1]) Daß deutsche Truppen in tropischen Gebieten — vorausgesetzt, daß die im nachfolgenden zu erwähnenden hygieinischen Grundsätze Beachtung finden und die Verpflegung der Soldaten eine ebenso gute ist wie sie den englischen Kolonialtruppen zuteil wird — einen ebenso günstigen Gesundheitszustand aufweisen würden, wie die englisch-indische Armee — dieser Schluß ergibt sich aus der Thatsache, daß das 109. Regiment, welches ausschließlich aus Deutschen besteht (den Kern dieses Regiments bildete ursprünglich die auf Helgoland angeworbene deutsch-englische Fremdenlegion) und mit kurzen Unterbrechungen während der letzten 20 Jahre zu Sirampur in den Niederungen Bengalens stationiert war, bezüglich des Gesundheitszustands und der Mortalität von den übrigen Regimentern der englischen Besatzung in Indien sich in keiner Weise unterscheidet.

[1]) Bezüglich des Einflusses, welchen die Feldarbeit auf die Gesundheit der Bewohner tropischer und subtropischer Gegenden ausübt, ist eine Mitteilung wohl von Interesse, welche der vor kurzem im Alter von 85 Jahren verstorbene R. Moffat (Schwiegervater D. Livingstones) dem Schreiber dieser Zeilen gemacht hat. Der besagte Nestor der afrikanischen Missionäre, welcher 53 Jahre zu Kuruman in Bechuanaland (Südafrika) lebte, beobachtete nämlich, daß diejenigen Eingeborenen männlichen Geschlechts, welche selbst ihre Ländereien bestellen, ein hohes Durchschnittsalter erreichen, während von denjenigen Stämmen, welche die Feldarbeit von ihren Weibern besorgen lassen, die dem Müßiggang und den damit verbundenen Untugenden huldigenden Männer im allgemeinen früh dahinsterben.

daß bei der Besiedelung tropischer Länder durch Europäer die Auswahl der Lokalität für die anzulegenden Ortschaften eine Frage von allerhöchster Wichtigkeit ist. Gerade die Irrtümer, welche andere Nationen beim Anlegen von Städten und Ortschaften in den von ihnen occupierten Gebieten begangen haben, sind für ein Volk, welches wie das unsrige zum erstenmal als selbständiger Kolonisator auftritt, in höchstem Grade lehrreich. Wenn wir z. B. erfahren, daß in dem inmitten eines sumpfigen, von der heißen Tropensonne bebrüteten Terrains gelegenen Batavia Hunderte von Menschen alljährlich der Cholera und dem bösartigen Wechselfieber erliegen, so liegt der Schluß nahe, daß die Auswahl einer günstigeren, gesunderen Lokalität für die Handelsempore Javas von außerordentlich segensreichen Folgen für Gesundheit und Leben der holländischen Ansiedler gewesen wäre und die kolonisatorische Arbeit der Holländer auf der besagten Insel wesentlich gefördert haben würde. Man ließ sich eben durch das Vorhandensein eines guten Hafens, sowie eines fruchtbaren Alluvialbodens bestechen, ohne den gesundheitlichen Anforderungen genügend Rechnung zu tragen. Speciell legt aber auch der Umstand, daß die neuere epidemiologische Forschung jene Miasmen, welche das Auftreten von Cholera, Ruhr, Gelbfieber, Malaria und Typhus bedingen, vom Erdboden ausgehen oder doch in ihrer Entstehung durch den Erdboden beeinflußt werden läßt — dieser Umstand legt allen denen, welche Ansiedelungen gründen, die Verpflichtung auf, bei der Auswahl des Terrains für die zu erbauenden Ortschaften die Bodenbeschaffenheit der betreffenden Lokalitäten nicht unberücksichtigt zu lassen. Auch fehlt es nicht an Beobachtungen, welche dafür sprechen, daß in Gegenden, die im allgemeinen ungesund sind, sich doch in der Regel kleinere und größere Distrikte finden, welche günstigere lokale Verhältnisse aufweisen und daher eine mit geringen oder gar keinen Opfern verknüpfte Acclimatisation der neuen Bevölkerung ermöglichen, und daß häufig schon eine geringe Erhebung über dem Meeresspiegel genügt, um sich gegen verheerende Krankheiten zu schützen. (So ist z. B. auf dem zuvor erwähnten Guadeloupe die Häufigkeit der Erkrankung an Gelbfieber in dem ca. 500 m über dem Meere gelegenen Camp Jacob eine außerordentlich viel geringere als in den tiefer gelegenen Landesteilen und eine noch etwas höher liegende Ortschaft der besagten Insel bleibt regelmäßig von der Seuche vollständig verschont.) — Da wo Geschäfte den Kolonisten nötigen, sich zeitweise an einem ungesunden Punkte aufzuhalten, wird es doch häufig mit Hilfe der modernen Verkehrsmittel zu ermöglichen sein, daß derselbe zwar täglich seine Geschäfte in dieser Lokalität besorgt, jedoch in einiger Entfernung von dem für den Handel günstig gelegenen, in gesundheitlicher Hinsicht nicht empfehlenswerten Punkte sein Domizil aufschlägt. In dieser Beziehung war es gewiß ein glücklicher Gedanke, daß die Gründer der außerordentlich gesunden Hafenstadt Durban (Port Natal) an der vom heißen Mozambiquestrom bespülten, eine tropische Vegetation aufweisenden Küste von Südostafrika die besagte Stadt nicht unmittelbar an der von Mangrovebüschen umgebenen Sumpfmiasmen ausbrütenden Bai von Natal, sondern vielmehr in einiger Entfernung von derselben anlegten und die Stadt durch eine kurze Bahnstrecke mit dem Meeresufer, wo sich nur die unentbehrlichsten Gebäude befinden, in Verbindung setzten.

So viel über den Einfluß der Lokalität und der Bodenbeschaffenheit auf die Acclimatisation und den Gesundheitszustand der in tropischen Gebieten sich ansiedelnden Europäer. — Um hier noch einiger Maßnahmen zu gedenken, welche die Widerstandsfähigkeit des Ansiedlers gegenüber den mehrteiligen Einflüssen des Tropenklimas erhöhen, so liegt es auf der Hand, daß die Beseitigung accidenteller Schädlichkeiten, wie z. B. das Verhindern von Ueberschwemmungen (welche durch Durchtränkung des Erdbodens für die Gesundheit nachteilige Verhältnisse schaffen) und das Austrocknen von in der Nähe der Ansiedlungen befindlichen Sümpfen, für die Salubrität der Niederlassungen von höchster Wichtigkeit ist. Was diesen Punkt anlangt, so ist es übrigens bekannt, daß die fortschreitende Kultur, indem der Plantagen- und Ackerbau in vielen Tropenländern eine Drainierung der Ländereien notwendig macht, auf die sanitäre Beschaffenheit der betreffenden Gegenden einen günstigen Einfluß ausübt, daß beispielsweise, seitdem die Boers in den nördlichen Distrikten des Transvaal Ackerbau betreiben, sowohl das Sumpffieber wie auch die daselbst einheimische, für den Viehstand des Farmers außerordentlich gefährliche Tsetsefliege aus diesen Gebieten fast vollständig verschwunden sind. Zu erwähnen ist ferner noch, daß auch nach in der römischen Campagna und anderwärts gemachten Erfahrungen der Eukalyptusbaum, sobald er in größerer Anzahl angepflanzt wird, zur hygieinischen Verbesserung der Sumpfgegenden nicht unerheblich beiträgt. — Daß neben den auf die Beseitigung der Sumpfmiasmen gerichteten Bestrebungen die Versorgung der Ansiedlungen mit gutem Trinkwasser und eine den klimatischen Verhältnissen entsprechende Einrichtung der Wohnungen für den Gesundheitszustand des in Tropengegenden wohnenden Europäers von höchster Bedeutung ist, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Letztere sind im allgemeinen nach dem Typus des in Indien üblichen Bungalowhauses, d. h. so anzulegen, daß die durch eine Veranda geschützten Wände des Hauses dem Einfluß der Sonnenstrahlen nicht direkt ausgesetzt sind und daß zugleich der freie Durchzug der Luft durch die Wohnräume in keiner Weise behindert wird. Was den zuletzt erwähnten Punkt anlangt, so ist eine stete Luftbewegung, auch wenn die Lufttemperatur, wie dies in den Tropen häufig der Fall, der Blutwärme nahezu gleichkommt, doch von großem Vorteil, da durch die Berührung der Körperoberfläche mit stets erneuten Luftmassen jene zuvor erwähnten, für die Erhaltung der Gesundheit hochwichtigen Vorgänge — die Abdunstung und Entwärmung des menschlichen Körpers — befördert werden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint der Gebrauch von Fächern, Wedeln u. dergl., wie er im Orient allgemein üblich ist, als eine auf physiologischen Grundsätzen beruhende zweck-

mäßige Maßregel, und für unsere moderne Technik, welche entsprechend den bei uns vorhandenen Temperaturverhältnissen bei der Ventilation europäischer Wohnungen stets darauf bedacht ist, die Lufterneuerung in der Weise zu bewerkstelligen, daß die Bewohner derselben von der zugeführten kalten Luft nicht direkt getroffen werden, ergibt sich nunmehr die wichtige Aufgabe, eine Einrichtung herzustellen, welche unter Benutzung der jeweiligen motorischen Kräfte durch direkte Luftzuführung, sowie event. auch durch künstliche Kälteerzeugung (nach dem Princip der auf Schiffen für den Transport von frischem Fleische hergestellten Kühlräume oder auf anderem Wege) das Wohnhaus des Europäers in Tropenländern kühl zu erhalten geeignet ist. — Um hier noch einige andere Punkte zu berühren, welche für das körperliche Befinden des in Tropenländern verweilenden Europäers von großer Wichtigkeit sind, so wird die Gesundheit daselbst vielleicht in noch höherem Grade als in unseren Klimaten durch die passende Auswahl der Kleidung und Nahrung beeinflußt. Was erstere anlangt, so lehrt die Erfahrung, daß der in überseeischen Ländern wohnende Europäer den neuen klimatischen Verhältnissen, in die er sich versetzt findet, nicht genügend Rechnung trägt, vielmehr bei seiner Bekleidung, der heimatlichen Gewohnheit treu bleibend, von der Mode sich bestimmen läßt und infolgedessen zu der natürlichen Hitze in der Regel noch die künstliche — letztere erzeugt durch eine den Körper eng umschließende unzweckmäßige Tracht — hinzufügt. Bei der Wahl der Kleidung in tropischen Gegenden sollte aber einzig und allein die Zweckmäßigkeit berücksichtigt und dementsprechend leichten hellen Stoffen, welche zugleich schlechte Wärmeleiter sind, der Vorzug vor allen anderen gegeben, andererseits aber auch da, wo schroffe Temperaturwechsel vorkommen, dafür gesorgt werden, daß wärmere Kleidungsstücke zur Hand sind. Auch bedarf es kaum der Erwähnung, daß eine mit dem Gebrauche kalter Bäder Hand in Hand gehende, sorgsame Hautpflege dadurch, daß sie das Blut von den inneren Organen nach der Peripherie hinleitet und die Haut für die Ausübung ihrer Funktionen geeignet macht, für das Befinden des Europäers in Tropenländern von ganz besonderer Wichtigkeit ist. — Bezüglich der Ernährung wollen wir hier nur bemerken, daß wegen der in heißen Gegenden vorherrschenden Disposition zu Indigestionen, Magen- und Darmkatarrhen u. dergl., sowie angesichts der Thatsache, daß Verdauungsstörungen die Entstehung gefährlicher Krankheiten, wie Cholera, Ruhr und Typhus, außerordentlich begünstigen, die Auswahl einer leicht verdaulichen Nahrung und eine gute Zubereitung der Speisen für die Erhaltung der Gesundheit in tropischen Ländern von großer Bedeutung ist. Auch muß bei der Auswahl der Speisen der Umstand in Betracht gezogen werden, daß eine reiche Fleischnahrung und der Genuß von vielem Fett wegen der wärmebildenden Kraft dieser Substanzen im allgemeinen nicht ratsam erscheint, daß vielmehr eine leicht verdauliche Pflanzenkost, der Genuß von zucker- und stärkemehlhaltigen Nahrungsmitteln, welche bei der Verbrennung im Organismus nur eine relativ geringe Wärmemenge produzieren, im allgemeinen vorzuziehen ist. — Was endlich die Frage nach innerhalb der Tropen zu genießenden Getränken anlangt, so liegt es auf der Hand, daß der daselbst Wohnende oder Verweilende, wenn er nicht seine Gesundheit schädigen will, der größten Mäßigkeit im Genuß von Spirituosen sich zu befleißigen hat. Gerade was diesen Punkt anlangt, so müssen die furchtbaren Verheerungen, welche das Feuerwasser des Europäers unter den farbigen Rassen aller Erdteile angerichtet hat — die Erfahrung, daß die Bewohner heißer Gegenden dem schädlichen Einflusse dieses Giftes besonders leicht erliegen — diese Thatsachen müssen dem weißen Ansiedler in Tropenländern zur Warnung dienen, und ist es im Hinblick auf die aus der Unmäßigkeit für das Kolonisationswerk sich ergebenden Gefahren gewiß freudig zu begrüßen, daß die Vorstände der deutschen Missionsgesellschaften neuerdings gemeinschaftliche Schritte verabredet haben, welche dahin zielen, den Branntweinhandel aus den deutschen Kolonien auszuschließen oder doch wenigstens demselben gewisse Beschränkungen aufzuerlegen. Auch fehlt es, wie wir noch hervorheben wollen, nicht an Beobachtungen, welche darauf hinweisen, daß neben dem Branntweingenuß unmäßiges Trinken von Bier und Wein auf die Gesundheit des Tropenansiedlers eine nachteiligere Wirkung ausübt, als solche in einem kälteren Klima zu erwarten wäre [1]).

Aus den vorhergehenden Betrachtungen dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß die Acclimatisierung des Europäers in Tropenländern keineswegs als ein unlösbares Problem zu betrachten ist. An vielen Punkten ist dieselbe, wie der zuvor citierte Quatrefages bemerkt, eine Kleinigkeit; an anderen, weniger günstig gelegenen und beschaffenen Orten erheischt dieser Vorgang allerdings unter den ersten Generationen von Ansiedlern gewisse Opfer an Menschenleben — ähnlich wie bei der Invasion eines Landes durch eine Armee die Vorhut in der Regel Verluste zu erleiden hat, das Gros des Heeres aber häufig ohne Kampf und Einbuße das eroberte Territorium in Besitz nimmt. — Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß der Kulturmensch dank seiner Wissenschaft und Thatkraft, und indem er bei seiner Lebensweise die im vorgehenden angeführten hygieinischen Grundsätze berücksichtigt, die Zahl dieser Opfer sehr erheblich herabzumindern imstande ist. — Weiterhin wollen wir hier noch einmal hervorheben, daß die Frage, ob der in tropischen Gebieten sich ansiedelnde Europäer — resp. dessen Nachkommen — zur körperlichen Arbeit im Freien befähigt sei, keineswegs ohne weiteres im verneinenden Sinne beantwortet werden darf, daß vielmehr die bis jetzt vorliegenden Erfahrungen eher zu Gunsten der Annahme sprechen, daß in gewissen

[1]) Daß die hohe Sterblichkeit, wie sie unter den Bewohnern tropischer Ansiedlungen sich nicht selten findet, in vielen Fällen mit den klimatischen Verhältnissen wenig oder gar nichts zu thun hat, sondern vielmehr im wesentlichen durch jene wüste Völlerei hervorgerufen ist, die nur zu oft als Begleiter der Zivilisation auftritt — diese Thatsache unterliegt nach den von allen kolonisierenden Völkern gemachten Erfahrungen keinem Zweifel. So beruht z. B. die zuvor erwähnte bedeutende Verringerung der Mortalität unter den englischen Truppen in Indien zum großen Teil darauf, daß daselbst der Branntweinverkauf in der Nähe der Baracken und Zeltlager nicht länger geduldet wird, sowie darauf, daß in Indien Anordnungen getroffen wurden, welche den Vertrieb unreinen und daher besonders schädlichen Branntweins verhindern.

tropischen Gegenden und unter gewissen Verhältnissen auch die weiße Rasse zum Acker- und Plantagenbau sich eignen wird. — Zum Schlusse unserer Betrachtungen über Acclimatisierung und den von diesem Vorgange abhängigen Erfolg der Kolonisation dürfen wir die Frage nicht gänzlich unberücksichtigt lassen, ob durch Vermischung von europäischen Ansiedlern mit Eingeborenen die Entstehung einer mit bedeutender Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse des Tropenklimas ausgestatteten Rasse bewirkt und auch auf diese Weise dem Aufblühen von Tropenkolonien Vorschub geleistet werden könne. Was diesen Punkt anlangt, so ist es bekannt, daß in Central- und Südamerika aus einer Vermischung der Spanier und Portugiesen mit eingeborenen Bevölkerungselementen kräftige, den klimatischen Verhältnissen ihrer Wohnsitze völlig angepaßte Völker hervorgegangen sind und daß die in klimatischer Hinsicht den Tropenländern sich annähernden Südstaaten der nordamerikanischen Union — insbesondere Florida, Louisiana und das südliche Texas — ihre Kultur nicht zum geringsten Teil der Vermischung der Weißen mit der Negerrasse verdanken. Auch fehlt es nicht an Beispielen, welche beweisen, daß gerade die Mischlinge vermöge der ihnen eigentümlichen, durch Rassenkreuzung bewirkten körperlichen Tüchtigkeit und relativ hohen geistigen Beanlagung für den Kulturfortschritt in neuerschlossenen Gebieten Bedeutendes zu leisten vermögen und daß überhaupt die Vermischung verschiedener Völker und Rassen als einer der wichtigsten Hebel der historischen Entwickelung zu betrachten ist. Wenn auch die Gegenden mit gemäßigtem Klima als der eigentliche Ausgangspunkt der menschlichen Kulturbewegung betrachtet werden müssen, so sind doch andererseits, wie Th. Buckle zuerst nachgewiesen hat, die Tropenländer für die Kulturentwickelung insofern von hervorragender Wichtigkeit, als sie zur Erwerbung von Reichtümern die günstigsten Verhältnisse darbieten und Wohlstand und Civilisation bis zu gewissem Grade Hand in Hand gehen. Die Vermehrung des nationalen Wohlstandes ist aber bekanntlich das Ziel, welches die deutschen kolonisatorischen Unternehmungen sich vorgesteckt haben — Unternehmungen, deren Bedeutung derjenige nicht verkennen wird, der die Geschichte der kolonisierenden Staaten vom frühesten Altertum an bis in die Neuzeit hinein verfolgt hat, und die nur demjenigen unbedeutend und unzweckmäßig erscheinen können, dessen Sinn, verwirrt durch den Lärm des Alltagslebens oder aufgeregt durch die Leidenschaft politischer Kämpfe, nicht mit klarem Blicke in die Zukunft zu blicken vermag, sowie demjenigen, der da, wo er kaum gestern gesät hat, heute schon eine Ernte einzuheimsen erwartet. — „Die Verjüngung unserer Zukunft beruht auf zwei Dingen: einer Wissenschaft des Auswanderns und einer Kunst der Acclimatisation." — Diese Worte, welche Jules Michelet vor etwa 50 Jahren niederschrieb, können noch heute als eine ernste Mahnung gelten; sie enthalten eine Wahrheit, die ein rapid sich vermehrendes Volk wie das deutsche nicht übersehen darf, wenn es seine welthistorische Bedeutung kommenden Generationen überliefern und den wichtigen Kulturaufgaben, die jenseits der Meere seiner harren, gerecht werden will.

Die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Von

Rob. Hellborn.

Analog dem riesigen Wachstum der größeren amerikanischen Städte hat auch die Bundeshauptstadt Washington, der Sitz der Centralregierung der Vereinigten Staaten, in den jüngsten zwölf Jahren sich bedeutend vergrößert und verschönert und beginnt mehr und mehr Großstadt zu werden. Washington hat vor allen anderen Städten ein eigenes charakteristisches Gepräge, eine echt amerikanische Physiognomie, wenn es auch den Stempel der künstlichen Schöpfung, welche es ist, nicht verleugnen kann. Vor dem Secessionskriege war Washington nur ein großes Dorf mit weit auseinanderliegenden Häusern, breiten, aber ungepflasterten Straßen, monumentalen öffentlichen und Privatgebäuden, welche jedoch sporadisch einzeln oder in Gruppen über einen weiten Raum zerstreut und von ausgedehnten, leeren, kahlen, wüstliegenden Baustellen umgeben waren, auf welchen armselige hölzerne Hütten oder kleine Häuser, zwischenhinein auch wohl ein größeres stilvolles Privatgebäude standen und das Ganze einen verlotterten, unfertigen Eindruck machte und nur als ein Anfang, eine Velleität von einer Stadt erschien. Damals nannte der Volkswitz die Bundesstadt die „Stadt der weiten Entfernungen", die „Stadt, worin es Häuser ohne Straßen und Straßen ohne Häuser" gebe, und damals ging es auf dem weiten wellenförmigen Stadtgebiete ohne gebahnte Straßen in Staub oder Kot bergauf,

bergab, und nachts waren lange Strecken der sogenannten Straßen unbeleuchtet und in dichte Finsternis gehüllt, wenn die Lichter in den weit voneinander entlegenen Häusern erloschen waren. Auf den leeren Baustellen siedelten sich arme Leute in wahren Zigeunerlagern an, und auf anderen weideten Gänse und Ziegen zwischen den Disteln und dem Gestrüpp, die darauf wucherten. Ja selbst noch heute kann man ganz in der Nähe des Kapitols auf den leeren Baustellen Gänse zur Weide gehen sehen, wie unser Holzschnitt auf S. 1079, eine Ansicht von der Rückseite des alten Carroll Mansion auf dem Kapitolhügel darstellend, zeigt.

Das ist heutzutage anders geworden. Washington hat einen großstädtischen Charakter gewonnen, wenn es auch an Rührigkeit und äußerem Glanz und Leben sich mit New York und Philadelphia nicht messen kann und nicht gleich diesen erhöhte Straßeneisenbahnen, palastähnliche Hotels, riesige Elevatoren, großartige Handelsetablissements u. s. w. aufweist. Washington hat große öffentliche und monumentale Gebäude, wovon namentlich diejenigen in klassischem Stile wirklich schön und großartig sind; es hat Denkmäler und zahlreiche Standbilder, großartige Boulevards, breite, reinliche, wohlgepflasterte Straßen, teilweise sehr schöne und stilvolle Privathäuser, ein herrliches, gesundes, mildes Klima, eine freundliche Lage und eine ruhige, im allgemeinen gebildete Bevölkerung und bietet dem Bewohner, welcher Ruhe liebt, ein stilles, behagliches Dasein, fern von der fieberhaften Hast und Aufregung der übrigen amerikanischen Großstädte. Dies hängt zusammen mit seiner Entstehung: Während beinahe alle gedeihlich emporblühenden Städte zwischen New York und San Francisco ihre rasche und glänzende organische Entwickelung nur ihrer industriellen Rührigkeit und ihrer Handelsthätigkeit verdanken und gewissermaßen aus eigener Initiative entstanden, ist Washington eine künstliche Schöpfung, ohne Industrie und Handel, eine reine Beamten- oder Geschäftsstadt, und dadurch in den Vereinigten Staaten ganz eigenartig und einzig in ihrer Art.

Reiterstatue des Generals George H. Thomas. Von Ward (S. 1091).

Das Staatsschatzgebäude, Front nach der 15. Straße (S. 1092).

Um Washington und seine Zustände zu begreifen, muß man seine Geschäfte betrachten. Während andere Städte aus den Bedürfnissen des Handels und der Industrie hervorgingen und mit der Zunahme derselben organisch gewachsen sind, verdankt Washington seine Entstehung nur der Rivalität der verschiedenen alten Staaten der Union im Wettbewerb um die Bundeshauptstadt. Es wurde auf dem Papier möglichst großartig angelegt in der Erwartung, daß es dereinst eine große Haupt- und Handelsstadt werden solle, wozu es vermeintlich durch seine Lage besonders berufen gewesen wäre, und deshalb gab man dem Stadtplane einen Umfang, welcher sich wohl kaum jemals verwirklichen wird, und dies ging folgendermaßen zu. In den Jahren der Revolution und unmittelbar nach derselben war bekanntlich Philadelphia der Sitz der Bundesregierung und würde es vielleicht noch heute sein, wenn nicht die verschiedenen Staaten eifersüchtig auf die gesteigerte Wichtigkeit gewesen wären, welche der Besitz der Bundesregierung dem einzelnen damit betrauten Staat gegeben haben würde, und wenn nicht im Jahre 1783 in Philadelphia die betrübende Thatsache vorgefallen wäre, daß ein Haufe meuternder Soldaten in die Sitzungssäle des

Kongresses drang und die Mitglieder desselben aus der Stadt verjagte. Infolge davon trat an die Abgeordneten des Kongresses der Gedanke heran, durch gesetzliche Maßregeln den Sitz des Kongresses und der Centralregierung an einen Ort zu verlegen, wo der Kongreß die Befugnis haben würde, „in allen denkbaren Fällen die ausschließlich gesetzgeberische Gewalt auszuüben" (Artikel 7 Abschn. 8 der Bundesverfassung). Die großen Städte jener Zeit, wie New York und Philadelphia, schienen hierzu nicht geeignet, und nach langen Debatten ward von dem Präsidenten Washington unter hauptsächlicher Beihilfe seiner Freunde Hamilton und Jefferson durchgesetzt, das kleine Gebiet Columbia am Potomak aus Ländereien zu schaffen, welche die Staaten Maryland und Virginien zu diesem Behufe abtraten und wohin der künftige Sitz der Centralregierung verlegt werden sollte.

Das Gebäude der Staatspost (S. 1092).

Dies geschah im Jahr 1789 als das einzig wirksame Mittel, um der Bevorzugung irgend eines der vorhandenen Staaten und dadurch einer Zurücksetzung der übrigen vorzubeugen. Die Verwirklichung dieses Projektes kam erst 1790 zustande, und Präsident Washington hatte sich bei der Erörterung dieser Frage ganz neutral gehalten, obwohl er die getroffene Wahl billigte. Sobald der Beschluß gefaßt war, daß dieser Punkt auf dem neugeschaffenen Gebiete am linken Ufer des Potomak und ungefähr 120 Meilen oberhalb der Mündung desselben in die Chesapeakbucht zur Bundesstadt ausersehen sei und die Regierung im Jahre 1800 dorthin übersiedeln sollte, wandte der Präsident dieser Angelegenheit seine persönliche Aufmerksamkeit und sein innigstes Interesse zu und bethätigte dies während seiner ganzen Verwaltung und bis zu seinem Tode.

Es wurden sogleich Kommissäre bestellt, um das Land auf Bundeskosten anzukaufen, was unter den liberalsten und für die Verkäufer vorteilhaftesten Bedingungen für Gegenwart und Zukunft geschah. Mit den Kommissarien aber wurden auch Feldmesser zur Vermessung des Baugrundes ꝛc. abgesandt und der französische Ingenieur L'Enfant, welcher unter Washington während des Befreiungskrieges mit Auszeichnung gedient hatte, mit dem Auftrage betraut, an Ort und Stelle einen großartigen Stadtplan zu entwerfen, welcher auf Jahrhunderte hinein genügen und für eine Bevölkerung von einer halben Million Menschen hinreichen würde.

Nach diesem in seinen allgemeinen Umrissen einfachen, aber in seinen Einzelheiten sehr komplizierten Plan wurde denn also auf der welligen Hochebene, auf dem linken Ufer des Potomak, zwischen diesem und seinem Ostarm, dem Anacostiaflusse, die Stadt angelegt und die Oertlichkeiten für die zum Sitze der gesetzgebenden, vollziehenden, verwaltenden und richterlichen Gewalten bestimmten Gebäude ausgewählt. Von zweien dieser Punkte sollten große Boulevards (avenues) von 120 bis 160 Fuß Breite wie die Speichen eines Rades ausstrahlen, kurze Verbindungslinien nach allen Teilen der Stadt herstellen und an ihren Kreuzungspunkten

Das alte Carroll Mansion auf dem Kapitolhügel (S. 1077).

zahllose kleine Parks bilden. Zwischen diese großen Durchfahrten, welche die Namen der verschiedenen Einzelstaaten tragen sollten, verlegte L'Enfant dann ein System von geraden, sich unter rechten Winkeln kreuzenden Straßen, wovon die einen genau unter dem Meridian (von Süd nach Nord), die anderen genau von Ost nach West verliefen und 90 bis 110 Fuß breit ausgesteckt wurden, wie denn allem ein großartiger Maßstab, der Hauptstadt eines großen Staates würdig, zu Grunde gelegt wurde. Als der Plan auf dem Papier fertig war, blieb nichts übrig, als diese Straßenlinien mit entsprechenden Gebäuden auszufüllen; aber dies war nicht so leicht. Die Centralregierung übersiedelte im Jahre 1800 nach der Bundeshauptstadt, welcher man den Namen des Gründers des nordamerikanischen Staatenbundes gegeben hatte, und man setzte große Hoffnungen auf die Zukunft der Stadt, welche sich aber nicht verwirklichten. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch blieb die Stadt nur ein friedliches Dorf mit weit zerstreuten Häusern, die nur hie und da klumpenweise beisammen standen oder sich um die öffentlichen Gebäude scharten, sonst aber in höchster Unregelmäßigkeit weit auseinander lagen und den Namen der „Stadt der prächtigen Entfernungen" rechtfertigten. Besonders wollte es nicht gelingen, den östlichen Teil derselben auf dem breiten, hohen Plateau jenseit des Kapitols zu besiedeln und aus den Umgebungen des Weißen Hauses oder des Sitzes der vollziehenden Gewalt eine Art Versailles zu machen. Nur die Pennsylvania-Avenue, welche sich vom Kapitol oder Repräsentantenhause nach dem Weißen Hause zieht, gewährte einen stadtartigen Anblick. Auf allen anderen Seiten sah man nur dorfartige Häuserhaufen, dazwischen einige zerstreute Häuser aus Holz oder Backstein und da und dort eine kaum angefangene, aber gleich wieder aufgegebene Straße, als wenn man sich gefürchtet hätte, tiefer in die Wildnis vorzudringen. Nur der westliche Teil besiedelte sich rascher, allein die Bevölkerung nahm ungeheuer langsam zu, und der Aufenthalt war somit keineswegs angenehm, denn in den ungepflasterten Straßen erstickte man im Sommer beinahe vor Staub und blieb im Winter beinahe stecken, und die fremden Diplomaten, welche in Washington leben mußten, nannten es einen Hohn auf eine Hauptstadt. Dazu kam noch, daß ein Teil der Stadt im Kriege mit England 1812—14 nach der Einnahme durch die britischen Truppen verheert und niedergebrannt worden war und daß die Bundesregierung effektiv die Stadt selbst vernachlässigte, wenn sie auch an die öffentlichen Gebäude kolossale Summen verschwendete.

Straßenscene.

Erst als nach dem Secessionskriege der allgemeine Wohlstand sich wieder hob, machte sich auch in Washington ein Wechsel zum Besseren geltend. Die Regierungsgeschäfte hatten sich wesentlich gesteigert und der Bedarf an Beamten dadurch vermehrt. Unter

Der Portikus an der Rückfront des Weißen Hauses (S. 1093).

diesem Einflusse stieg die Bevölkerung in den Jahren 1860—70 beinahe auf das Doppelte und unter den Zuzüglern waren sehr viele energische Männer aus dem Norden. Man begann einzusehen, daß es eine Schande sei, die Bundeshauptstadt so zu vernachlässigen, und daß man sich zu einer Reform aufschwingen und eine geordnete lokale Verwaltung schaffen müsse, und so gründete man 1871 eine territoriale Regierung mit einem Gouverneur, einer Volksvertretung und einer Behörde für öffentliche Arbeiten. Der leitende Geist dieser Regierung war ein gewisser Alexander Shepherd, ein Mann, welcher sich aus den bescheidenen Anfängen eines Handwerkerlehrlings durch Energie und Talent zu einem namhaften Vermögen und einer angesehenen Stellung in der Gemeinde emporgearbeitet hatte. Er beschloß, nach dem Beispiele des Pariser Seinepräfekten Hausmann die Stadt Washington zu verschönern. Kolossale neue Pläne wurden ausgeheckt und die ganze Stadt reorganisiert, und zwar nicht nach den Anforderungen des Augenblicks, sondern noch auf viele Generationen hinaus. Zunächst wurden die Straßen meilenweit neu angelegt und gepflastert, dabei in ein möglichst gleiches Niveau gelegt, hier Brücken gebaut, sumpfige Stellen ausgetrocknet, streckenweise aufgefüllt oder in Einschnitte gelegt, die Boulevards mit doppelten und sogar vierfachen schönen Baumreihen von verschiedenen Holzarten: Ahorn, kanadische Pappeln, Linden, Tulpenbäume ꝛc. bepflanzt und so der ganzen Stadt eine stattlichere Physiognomie und eine gesündere Atmosphäre gegeben. Leider verrechnete sich Shepherd im Kostenanschlag und in vielen anderen Dingen, denn diese Verbesserungen, die ursprünglich auf sechs Millionen Dollar veranschlagt worden waren, verschlangen innerhalb drei Jahren die Summe von einundzwanzig Millionen Dollar, und die Folge davon war im Jahre 1874 ein großer Krach, der über die Stadt hereinbrach. Der Kongreß schaffte sogleich die territoriale Regierung und alles, was damit zusammenhing, ab, bestellte Kommissarien zur Untersuchung und Sanierung der Finanzlage und nahm endlich 1878 die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten selbst in die Hand, so daß nun die Bundesregierung die einzige kompetente Behörde ist, welche über Wohl und Wehe der Stadt Washington zu entscheiden hat, die ohne ihren offiziellen Charakter zur Unbedeutendheit herabsinken würde.

Seither haben die Stadtverschönerung und die bauliche Thätigkeit in Washington ungemeine Fortschritte gemacht. Ganze Straßen und Quartiere mit neuen, schönen Häusern sind entstanden und der Baustil zeigt nicht jene Eintönigkeit und Nüchternheit, wie sie in New York herrscht, sondern eine ungemeine Mannigfaltigkeit und Abwechselung, wozu schon die vielen gebrochenen Ecken der Straßen wesentlich beitragen. Wie schon erwähnt, ist die Zahl der Beamten der Centralgewalt in den letzten Jahren ungemein gestiegen und immer noch im Wachsen. Man rechnet, daß sich unter der heutigen Bevölkerung der Stadt von 180 000 Seelen mindestens 15 000 Beamte aller Art befinden, vom Präsidenten bis zum letzten Thürsteher und Kanzleiboten herab, und daß die Mehrzahl der Beamten verheiratet ist. Diese Beamten bilden einen vielstufigen mehr oder minder gebildeten Mittelstand und verleihen der Stadt ihr Gepräge. Man sieht hier keine Geldaristokratie, keine Börsenmillionäre und Eisenbahnkönige, keinen tollen verschwenderischen Aufwand, sondern eine gewisse anständige Nüchternheit und Anspruchslosigkeit des öffentlichen und häuslichen Lebens. Jedermann bemüht sich, innerhalb seiner Mittel zu leben, und obwohl die Konvenienz in der sogenannten „Gesellschaft“ ebensogut wie in den anderen Städten der Union ihre konzentrischen Kreise zieht und die Kasten und Schichten gegenseitig scheidet, so findet doch jeder hier leicht einen Kreis, welcher seinen Ansprüchen und

Das Bibliothekzimmer im Weißen Hause (S. 1093).

Verhältnissen angepaßt und entsprechend ist. Daher rührt es, daß im allgemeinen ein mehr republikanischer und bürgerlicher Ton hier herrscht und die Kontraste von arm und reich nicht so schroff und schneidend nebeneinander gestellt sind. Dieses angenehmere, ruhigere und anregendere geistige Leben ist die Ursache, warum auch eine Menge pensionierter und zur Ruhe gesetzter Beamten von Civil und Militär, vom Gelehrtenstande u. s. w. sich nach Ablauf ihrer Dienstzeit hier fixieren und warum eine Menge zur Ruhe gesetzter Kaufleute, Fabrikanten und Geschäftsleute überhaupt hierher ziehen, sich Häuser bauen und hier ihren Lebensabend mit Genuß und im Frieden verleben.

Eine zweite in die Augen fallende Klasse der fluktuierenden Bevölkerung von Washington sind die Kongreßmitglieder von beiden Häusern. Sie bilden einen hervorstechenden Zug in der Physiognomie der Bevölkerung, ja gewissermaßen den herrschenden Teil derselben, und ziehen als weitere Folge eine andere zahlreiche Klasse von zeitweiligen Einwohnern nach sich, nämlich die zahlreiche Klasse der Stellenjäger, der politischen Agitatoren, der Abenteurer aller Art, welche hier als dunkle Existenzen vegetieren und durch Nepotismus und Antichambrieren ihre Versorgung finden wollen, — jene Klasse von Müßiggängern und Strebern, welche in der großen Republik so ungemein zahlreich und wegen

Das Weiße Haus vom Schatzgebäude aus gesehen (S. 1093).

Wartezimmer im Weißen Hause (S. 1097).

ihres Ueberflusses an Mangel an Bescheidenheit mit Recht verrufen ist.

Einen anderen nicht sehr hervorragenden Zug in der Physiognomie der Bundeshauptstadt bilden die fremden Gesandtschaften und diplomatischen Agenten, welche eine ziemlich abgeschlossene Kaste für sich bilden und etwa nur mit den höchsten maßgebenden Persönlichkeiten der Bundesregierung und des Kongresses verkehren.

Der Rest der Bevölkerung von Washington besteht dann aus dem eigentlichen Bürgerstande, aus den Leuten, welche für die Bedürfnisse der anderen in Nahrung, Kleidung, Wohnung und Bedienung sorgen und unter welchen letzteren namentlich die farbige Bevölkerung eine überwiegende Mehrheit einnimmt. Von diesen weißen Handwerkern, Krämern, Lieferanten ꝛc. ist wenig zu sagen; sie gehen ihrem Berufe nach und auf die Erwerbung von Vermögen aus wie überall, und zeichnen sich vor ihren Standesgenossen in anderen Städten der Union vielleicht nur durch etwas mehr Höflichkeit aus.

Diese Zusammensetzung der Bevölkerung aus den verschiedensten Elementen, den fremden Diplomaten, dem Präsidenten, den Mitgliedern des Kabinetts, den Richtern des obersten Gerichtshofs, den Beamten aller Rangstufen, den Pensionären, den Gelehrten von den verschiedenen wissenschaftlichen Departements unter der Aufsicht der Bundesregierung, den Künstlern an den riesigen Buch- und Kupferdruckereien, den Münz-, den statistischen und anderen wissenschaftlichen Bureaus, — gibt der Washingtoner Gesellschaft eine kaleidoskopische Mannigfaltigkeit, welche nicht ohne einigen Reiz ist und viele gebildete und unabhängige Familien von verschiedenen socialen Stufen in den jüngsten Jahren veranlaßt hat, ihren Winteraufenthalt in dem milden Klima und den stillen Straßen der Bundeshauptstadt zu nehmen. Dazu wird durch die Wahlen zum Kongreß diese Gesellschaft alle vier und teilweise alle zwei Jahre notgedrungen umgebildet und ändert sich andererseits wieder jeden Herbst durch die zuziehenden Wintergäste. Jede sociale und Bildungsstufe hat ihre eigenen Klubs und geselligen Vereinigungen, welche die verschiedenen geselligen Ansprüche befriedigen. Der Mann von Charakter und Bildung geht hier in Washington mehr als in New York, wo er von der Lawine des Reichtums und der Ueberzahl erdrückt wird, dem Geldmenschen vor, und der allgemeinere kosmopolitische Charakter der Gesellschaft prägt derjenigen von Washington ihren besonderen Stempel auf.

Das farbige Element der Bevölkerung bildet reichlich den dritten Teil derselben, bildet einen höchst interessanten Zug in ihrer Physiognomie und bietet Gelegenheit, die Ergebnisse der Sklavenemancipation in ihrem günstigsten Lichte zu studieren, wie jene in Südkarolina und Mississippi in ihren schlimmsten erscheinen. Der Secessionskrieg brachte Washington einen großen Zufluß von Negern, hauptsächlich Flüchtlingen, welche nach jeder Schlacht von Süden her einwanderten und nach Ueberschreitung des Potomak das

Der Staatsschatz (S. 1092).

gelobte Land zu finden hofften. Die Schwarzen und Farbigen sind hier in der Regel fleißig, nüchtern und ordentlich und machen nur der Polizei durch Raufereien und Exzesse hie und da zu thun; dagegen sind Verbrechen außer kleinen Diebereien unter ihnen selten. Da schon seit dem 1. Januar 1851 die Einfuhr der Neger und Farbigen und der Verkauf derselben als Ware im Distrikt Columbia gesetzlich verboten worden war, so sind die hiesigen Farbigen auch geistig weiter vorgeschritten als anderswo. Sie kennen ihre gesetzlichen Rechte und sind stets bereit, dieselben geltend zu machen, wenn man sie ihnen schmälern will, geben aber nur selten Grund zur Klage, wenn sie billig behandelt werden. Sie sind meist Arbeiter und Tagelöhner bei öffentlichen und Privatunternehmungen, Dienstboten (wozu sie sich ganz besonders eignen), Marktgärtner, Höker, Hausierer, Kutscher, Fuhrknechte u. s. w.; viele haben auch ihre Lage verbessert und Handwerke erlernt und sind nun Maurer, Zimmerleute, Schmiede 2c. Viele haben auch so viel Erziehung erhalten, daß sie ein kleines Geschäft führen können, oder sind Schreiber in den Kanzleien 2c. geworden, und einige wenige haben auch wichtigere Aemter bekleidet und durch treue Pflichterfüllung sich die Achtung aller derjenigen erworben, welche mit ihnen in Berührung kamen. Unähnlich den Plantagennegern des Südens sind sie sparsam und für ihre Zukunft besorgt, sammeln ihre Ersparnisse an, kaufen sich behagliche Häuschen und Grundstücke für sich, erbauen kostspielige Kirchen und Schulen und unterhalten eine Anzahl kooperativer und wohlthätiger Vereine mit großem Erfolg. Sogar die ärmeren Tagelöhner unter ihnen wissen sich durch angestrengte Arbeit Nahrung, Kleidung und Wohnung zu verschaffen und gewerbsmäßiger Bettel ist unter ihnen beinahe unbekannt. Sie schicken ihre Kinder zur Schule, und wer von ihnen nur irgend die Mittel hat, der legt einen großen Wert auf seine Kleidung und putzt sich sauber heraus, wenn auch oft mit grellen Farben. Die Männer arbeiten am liebsten im Freien und ziehen derartige Gewerbe allen anderen vor, weshalb man sie auch am häufigsten am Flusse, auf den Schiffswerften und Holzhöfen 2c. sieht. So bilden die Neger in Washington einen sehr nützlichen und

Die Johanniskirche (S. 1092).

unanfechtbaren Teil der Bevölkerung und sind in mancher Beziehung den Iren und anderen Ausländern vorzuziehen, welche die Hefe der weißen Bevölkerung in den Atlantischen Städten bilden. — Das Aeußere der Stadt ist so mannigfaltig, daß eine Wanderung durch dieselbe sehr viel Unterhaltung gewährt, sowohl durch das bunte Straßenleben, welches allerdings nicht jene fieberhafte Geschäftigkeit und Hast zeigt, wie in den Straßen von New York, Philadelphia und Baltimore, als auch durch die verschiedenartige Bauart und Größe der Häuser und die treffliche Anlage der Straßen. In den großen Boulevards

Rückwärtige Ansicht des Weißen Hauses (S. 1094).

oder Avenues ist die Straßenbahn in der Mitte zur Fahrbahn angelegt, die rechts und links mit Baumalleen von den schönsten einheimischen Bäumen bepflanzt und durch Rasenbänder oder Blumengärtchen von den breiten Fußsteigen oder Trottoirs geschieden sind. Die von Shepherd eingeführte Pflasterung der Straßen mit Holz hat sich nicht bewährt und ist längst durch ein schönes Asphaltpflaster ersetzt worden, welches ganz rein gehalten wird. An den gebrochenen Ecken der Straßen sind überall kleine Rasenstücke mit Blumen oder, bei größerem Raum, Miniaturparks angelegt, in welchen Ruhebänke, Brunnen, Statuen, Urnen ꝛc. aufgestellt sind, wie z. B. die Reiterstatue des Generals Thomas, von welcher wir auf S. 1077 eine Ansicht geben, sowie andere. Die schönsten und stattlichsten Gebäude sind die öffentlichen: das Postgebäude ꝛc. (S. 1079) und die anderen Monumentalbauten, von denen die nach antiken Mustern gebauten, wie die Treasury (S. 1078, 1088), das Kapitol, das Weiße Haus u. a. m. besonders hervorragen. In den Privatbauten machen sich nach amerikanischer Art alle möglichen Stile geltend: Gotik, italienische und englische Renaissance, Barockstil, moderne Pariser Renaissance ꝛc., je nach der Laune des Bauherrn und des Baumeisters. Allein gerade diese Verschiedenheit der Stile gibt eine angenehme Abwechselung und Augenweide und der Blick wird nicht durch jene prunkvolle Eintönigkeit ermüdet, welche die langen uniformen

Markt.

Häuserzeilen der berühmten „Fünften Avenue“ in New York hervorrufen, und selbst der Kontrast zwischen den schönen modernen Häusern und dem teilweise noch ländlichen oder halb ländlichen Charakter der unfertigen aber gepflasterten Straßen ist nicht ohne Reiz. Unter den älteren Gebäuden aus dem Anfange dieses Jahrhunderts finden sich noch manche von höchst bescheidenem Charakter, wie z. B. die Johanniskirche (St. Johns Church), wovon wir auf S. 1090 eine Ansicht geben.

Die Mehrzahl der Bewohner von Washington gehört der Presbyterianischen Kirche an, welche natürlich eine Menge Gotteshäuser zählt. Allein auch die Katholiken sind unter der Einwohnerschaft sehr stark vertreten und besitzen mehrere Kirchen und höhere Lehranstalten, welche von den Jesuiten geleitet werden und ein großes Vermögen besitzen sollen.

Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt steht natürlich das Kapitol mit den Sitzungssälen des Senats und des Abgeordnetenhauses, mit den anstoßenden Granitbauten ꝛc., obenan, wo in hunderten von Zimmern die Kanzleien des Staats-, des Kriegs- und des Marineministeriums und die Archive derselben mit den wichtigsten Staatsurkunden, den Reliquien aus dem Befreiungskriege ꝛc. aufbewahrt werden. In einem der Zimmer des Kapitols sind die Photographien der sämtlichen Staatssekretäre (Minister) und Präsidenten von Jefferson, Randolph und Pickering bis herab auf Seward, Fish, Evarts und Blaine zu sehen. In einem anderen mächtigen Granitbau sind die Kanzleien des Finanzdepartements, worin 2—3000 Männer und Frauen mit dem Staatsrechnungswesen beschäftigt sind und der Staatsschatz von 150 Millionen Dollar in bar verwahrt wird. In einem anderen Gebäude ist die Staatsdruckerei, ein ungemein großartiges Eta-

blissement mit Kupfer- und Steindruckerei, Schriftgießerei, Stereotypie, Ateliers für Photographie, Holzschnitt, Kupferstich 2c., worin ebenfalls einige Tausend Menschen beschäftigt sind. Dann sind nicht minder sehenswert die Bibliothek, das Smithsonsche Institut, das Nationalmuseum und die verschiedenen Sammlungen, auf welche wir hier nicht näher eingehen können. — Weitaus die interessanteste Sehenswürdigkeit von Washington ist aber das Weiße Haus (S. 1085, 1095, 1099), der Sitz der vollziehenden Gewalt, die Amtswohnung des jeweiligen Präsidenten, welcher mit einem Jahresgehalte von nur 50000 Dollar die Geschicke eines halben Kontinents mit 50 Millionen Einwohnern leitet. Es ist ein schönes zweistöckiges Gebäude aus Quadersteinen, 170 Fuß lang und 86 Fuß breit, an der gegen den Lafayette-Square gelehnten Nordfront mit einem schönen ionischen Portikus (S. 1083) und an der Südfront durch eine halbkreisförmige Kolonnade (S. 1089) abgeschlossen. Das Weiße Haus steht auf einer kleinen Anhöhe inmitten eines 20 Acker großen, parkartig angelegten Platzes, auf dem Durchschnitt von fünf Avenues. Die Wohn-

Pennsylvania-Avenue (S. 1095).

Straßenscene.

Das Weiße Haus, Frontseite (S. 1093).

räume sind trotz der Größe des Gebäudes verhältnismäßig sehr bescheiden, so daß ein Präsident mit einer leidlich starken Familie nach Abzug der Repräsentationsräume Mühe hat, darin behaglich zu wohnen. Das Innere ist sehr elegant, aber mit einem etwas schwerfälligen Luxus eingerichtet und gewährt gen Süden eine wundervolle Aussicht auf die Pennsylvania-Avenue (S. 1093), den Potomak und die jenseitigen Höhenzüge von Virginien und Maryland. An demselben Square, dessen Mitte das Präsidentenhaus einnimmt, stehen wie schon erwähnt, gewissermaßen die vier Ecken des Platzes bildend, die Gebäude der vier Staatsdepartements, d. h. die Ministerien des Auswärtigen (Department of State, S. 1099), des Kriegs, der Marine und des Schatzes (Treasury). Die drei ersteren sind schlichte Backsteingebäude, nur das Schatzgebäude ist neu und mit einer schönen, 457 Fuß langen Kolonnade geziert.

Das Weiße Haus ist einfach und anspruchslos; es will nur ein geräumiges und würdevolles Wohnhaus sein, und diesen Zweck hat sein Erbauer, der irische Architekt James Hoban, vollständig erreicht. Das amtliche Aussehen, welches viele seiner Zimmer in Faulenzerplätze für Bummler und Aemterjäger gemacht hat, lag nicht in dem ursprünglichen Plan, sondern hat diesen Charakter erst unter dem Präsidenten Jackson einigermaßen bekommen. Als der Plan für eine Präsidentenwohnung als Preisaufgabe ausgeschrieben wurde, eilte Hoban aus Charleston herbei, wo er

Der Wintergarten des Weißen Hauses (S. 1098).

für die reichen Pflanzer von Südkarolina prächtige Häuser auf der Battery erbaut hatte und arbeitete den Plan, mit welchem er den Preis gewann. Er soll sich dabei den einzigen Palastbau, den er kannte, den Palast des Herzogs von Leicester in Dublin zum Muster genommen haben. Der erste Eckstein zu dem Gebäude ward 1792 in Anwesenheit des Präsidenten Washington gelegt, aber der Bau selbst so langsam gefördert, daß erst Präsident John Adams das Gebäude bewohnen konnte. Im August 1814, als die britische Armee unter General Roß und Admiral Cockburn nach dem Gefecht von Bladensburg durch die Gegend zog und Washington 24 Stunden lang plünderte, steckte sie vor dem Abzug noch mutwillig das Weiße Haus in Brand, welches ziemlich vollständig ausbrannte, wobei glücklicherweise das schöne Porträt des Präsidenten Washington gerettet wurde, welches noch in einem der Zimmer des wieder aufgebauten Weißen Hauses zu sehen ist. So hat dieses Gebäude nun eine beinahe hundertjährige Geschichte, welche vielleicht reicher und interessanter und wechselvoller ist als diejenige manches älteren Fürstenschlosses. 21 Präsidenten haben darin gewohnt, zwei sind darin gestorben, beide von Mörderhand gefallen: Lincoln und Garfield. Hochzeiten, Kindstaufen und frohe Feste aller Art, Familien- und politische Feste sind darin gefeiert worden. Wenn diese Wände reden könnten!

Die Raumeinteilung ist sehr einfach: Im Erdgeschoß ein Vestibule, das mit dem Portikus in Verbindung steht, eine geräumige Halle oder Flur, ein Festsaal von bescheidenen Verhältnissen, das East-Room; drei Wohnzimmer, das grüne, blaue und rote, zwei Speise-, ein Wartezimmer (S. 1087) und eine Speisekammer; im oberen Stockwerk einige Wohn- und sieben Schlafzimmer; im Entresol Küche und Räumlichkeiten für die Dienerschaft. Man sieht, ein Präsident der Vereinigten Staaten mit einem Gehalt von nur 50 000 Dollar kann kein sehr aristokratisches Leben führen und ist nur der erste Bürger der Republik. Dieser Gedanke flößt einem unwillkürlich Achtung ein, wenn man diese Räume betritt, denn wenigstens diejenigen im Parterre werden dem Fremden zu gewissen Stunden gern gezeigt, und zwar von Dienern im schwarzen Frack, denn Livreen kennt man im Weißen Hause nicht und selbst der beliebteste Präsident dürfte nicht wagen, seine Diener in solche zu stecken, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, seine Popularität einzubüßen. Jedes dieser Gemächer enthält historische Erinnerungen und Porträts von früheren Präsidenten und auch von einigen Gattinnen derselben. In den Zimmern herrscht ein überreicher Schmuck von Schnitzwerk, Bildhauerarbeit und Vergoldung und eine überhaupt etwas schwerfällige Pracht, von welcher nur einige, z. B. das Bibliothekzimmer (S. 1085), eine Ausnahme machen. Dagegen sind einige andere, z. B. das mittlere Zimmer der Westseite mit dem Bogenfenster (s. o.) und der Wintergarten (S. 1096) sehr hübsch und behaglich.

Westfenster im oberen Stock des Weißen Hauses.

Wer etwas Unverfrorenheit besitzt, der kann auch die persönliche Bekanntschaft des Präsidenten in folgender Weise machen: Das Amt des Präsidenten besteht vorzugsweise in Repräsentation. Nicht nur daß er jeden Tag seine besten Stunden daran geben muß, um Deputationen, Aemterjäger und Bittsteller aller Art zu empfangen, er muß sich auch bequemen, an gewissen Tagen eine Art Lever zu geben und Hunderte seiner Mitbürger an sich vorüberziehen zu lassen, jedem die Hand zu schütteln und ein „How d'ye do?“ (Wie geht es Ihnen?) zu gönnen. Diese Gelegenheit benützen nun zuweilen indiskrete Ausländer, um sich in die große Queue der

Das Weiße Haus bei Nacht (S. 1093).

Besucher einzudrängen und auf diese Weise den Präsidenten von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Betrachtet man aber Stellung und Würde eines Präsidenten der Union, des Mannes, der an der Spitze einer Nation von fünfzig Millionen Menschen steht, unbefangen und an Ort und Stelle, so fühlt man sich unwillkürlich von einem tiefen Respekt ergriffen. Der Mann, welcher heutzutage mehr wirkliche Macht ausübt als irgend ein europäischer Souverän, den Kaiser von Rußland, die Königin von England und den Sultan ausgenommen, muß allen Prunk und Pomp und alles Ceremoniell der Höfe vermeiden und gewissermaßen mit jedem anderen Bürger auf gleichem Fuße verkehren. An seinem Kutschenschlag darf kein Wappen angebracht sein, an seiner Thüre stehen keine Schildwachen, seinen Wagen begleiten keine militärischen Eskorten, ihn umgeben keine militärischen Adjutanten, und sein Familienleben unterscheidet sich an Einfachheit nicht von demjenigen seiner Beamten. Seine Tage gehören der Repräsentation und die späten Stunden der Nacht den ernsten Staatsgeschäften und Regierungssorgen. An all dies mahnt in diesen modernen Tagen des Reichtums, Luxus und verschwenderischen Prunkes dies einfache Weiße Haus!

Washington erfreut sich aber nicht

Ministerium des Auswärtigen (S. 1095).

General Lees Haus in Arlington.

nur aller möglichen gelehrten, künstlerischen und wissenschaftlichen Institutionen, welche dem Gebildeten Anregung und Genuß verschaffen und das Leben verschönern, sondern es bietet in seiner reizenden Umgebung auch dem Naturfreund mehr, als sonst irgend eine amerikanische Stadt. Die Landschaft am Potomak auf- und abwärts ist mannigfaltig und reizend, die am Anticostia teilweise idyllisch. Ueberschreitet man aber den Potomak in südlicher Richtung und betritt das wellige Hügelland, so bietet sich eine Auswahl von schönen Punkten, welche herrliche Aussichten in die Nähe und Ferne darbieten. Einer der nächsten von der Bundeshauptstadt ist das malerische Städtchen Arlington, auf dessen Saum sich General Lee ein hübsches Landhaus erbaut hat (s. o.), worin er nun nach einem langen und schmerzlichen Kampfe zwischen der Pflicht gegen seine Heimat und derjenigen gegen das allgemeine Vaterland seinen Lebensabend in Ruhe genießt. Ein anderer interessanter Punkt bei Arlington, welcher zugleich eine prächtige Aussicht nach Norden darbietet, ist der Soldatenkirchhof (s. u.), wo unter mächtigen Eichen die im Secessionskriege gebliebenen Krieger in langen Reihen zur ewigen Ruhe gebettet sind und weiße Steinplatten ihre Namen melden. Allein außerdem bietet die Umgebung von Washington noch hunderte von genußreichen Ausflügen.

Dem Besucher der Bundeshauptstadt fehlt es in keiner Weise an Sehenswürdigkeiten aller Art; aber wie überall der Mensch und sein Treiben den Hauptanziehungspunkt eines Ortes bildet, so ist Washington vor allen anderen Städten der Ort, wo der Fremde Amerika und die Amerikaner studieren kann. Es hat keine eigenen örtlichen Typen; es ist einfach kosmopolitisch und weist alle Typen der Gesamtbevölkerung, von Michigan bis nach Texas und von Maine bis nach Kalifornien, auf. Diese Typen treffen sich hier alljährlich in enger Vereinigung, jedes Jahr einander mehr genähert durch gegenseitigen Verkehr und bessere Kenntnis ihrer wechselseitigen charakteristischen Merkmale. Hier gewinnt man die Ueberzeugung, daß auch Amerika — was gewöhnlich geleugnet wird — seine eigene Individualität hat, keine angelsächsische, sondern eine specifisch amerikanische, welche von derjenigen Englands so verschieden ist, wie Frankreich von Italien; hier bemerkt man den langsamen aber unaufhörlichen Prozeß der Ausbildung dieser Individualität, der Abschleifung ihrer Ecken und Kanten und der allmählichen Verschmelzung zu einem homogenen Ganzen, einer großen einheitlichen Nationalität. Man kann daher füglich sagen: Washington ist die specifisch amerikanischeste Stadt und darum auch für den Fremden die interessanteste und lehrreichste.

Soldatenkirchhof in Arlington.

Eine Nacht in Mexiko.

Novelle von

Wilhelm Berger.

Tulancingo, eine Stadt in der Provinz Mexiko, von der Hauptstadt einige Tagereisen entfernt, befand sich im Herbst 1866 noch im Besitze der Regierung des Kaisers Maximilian. Das Herrschaftsgebiet desselben schrumpfte indessen von Woche zu Woche mehr zusammen. Die republikanischen Heerhaufen, seit dem begonnenen Abmarsch der französischen Truppen von Siegeszuversicht erfüllt, täglich an Stärke zunehmend, stürzten sich erobernd auf einen Außenposten des sinkenden Kaiserreichs nach dem anderen.

Bisher war Tulancingo, das eine gemischte, aus Oesterreichern, Belgiern und Mexikanern bestehende Garnison besaß, von einem ernstlichen Angriff verschont geblieben. Als aber im November die österreichische, den direkten Befehlen der kaiserlichen Regierung unterstehende Abteilung ausgezogen war, um eine vom Feinde bedrohte Stadt in derselben Provinz zu entsetzen, erschien, einen Tag später, eine der umherschwärmenden liberalen Armeen vor der schwachen Umwallung.

Nachdem der in Tulancingo kommandierende belgische Oberst van der Smissen eine Aufforderung zur Uebergabe der Stadt abgelehnt hatte, begnügte sich der Feind damit, den Platz zu umschließen. Der Anführer der republikanischen Streitkräfte, General Martinez, rechnete entweder darauf, daß die größere Hälfte der noch vorhandenen Garnison, ein Regiment von Eingeborenen, in Bälde zu ihm übergehen werde, oder er besaß Kenntnis von den zwischen Juarez und dem Marschall Bazaine schwebenden Unterhandlungen, welche die Auflösung der belgischen Fremdenlegion herbeiführen sollten und wartete auf deren Abschluß. In beiden Fällen mußte Tulancingo kapitulieren, und er brauchte keinen einzigen Soldaten zu opfern.

Der Oberst van der Smissen wußte recht wohl, daß er sich nur auf seine Belgier verlassen konnte und sah sich deshalb, dem überlegenen Feinde gegenüber, auf die Defensive angewiesen. Er ließ die Verschanzungen verstärken, einige dominierende Gebäude befestigen und armieren und wartete dann, nachdem er ein paar indianische Boten nach der Residenz um Hilfe gesandt hatte, die weiteren Entschlüsse der Belagerer ruhig ab.

Nach Ueberwindung des ersten Schreckens kehrten die Einwohner von Tulancingo bald zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück. Allerdings empfanden sie die Unterbrechung des Verkehrs mit dem Lande als ein Uebel; indessen war einstweilen kein Mangel an Lebensmitteln zu fürchten, und ehe ein solcher eintrat, mußte nach ihrer Ansicht die Entscheidung fallen. Und da sie überdem von einem Wechsel im Regimente nichts zu fürchten hatten, so war kein Grund für sie vorhanden, die gewohnten Lustbarkeiten einzustellen, und nach wenigen Tagen klangen wieder abends, wie sonst, in den Häusern Guitarre und Jarana, und junge Paare wiegten sich im Tanze mit einer Hingebung, als wenn ringsumher der tiefste Friede herrsche und der Gebrauch von Pulver und Blei zu menschenmörderischen Zwecken in Mexiko unbekannt sei.

Auch die fremden Offiziere, obgleich durch die strengeren Anforderungen des Dienstes mehr als früher in Anspruch genommen, fanden allmählich wieder Zeit, an den Belustigungen der leichtlebigen Bevölkerung teilzunehmen. Nur einer derselben, der junge Rittmeister Moritz von Dhülk, hielt sich, so gern er auch tanzte, nach Sperrung der Stadt diesen abendlichen Vergnügungen fern. Der Grund dieser Enthaltsamkeit war ein sehr triftiger. Moritz hatte sich leidenschaftlich in eine junge Dame verliebt, die, auf einem Gute in der Nähe wohnend, bisher mehrmals wöchentlich zur Stadt gekommen war, Familien besuchend, in denen er eingeführt war. Lediglich um seine Bemühungen um die Gunst der schönen Kreolin fortsetzen zu können, hatte er sich, als sein Husarenregiment zu jener vorhin erwähnten Expedition ausrückte, bis zur Zurückkunft desselben dem Stabe des Obersten van der Smissen attachieren lassen. Durch die Cernierung der Stadt wurde nun seine Schöne ferngehalten, und er verschmähte es, sich während ihrer Abwesenheit durch galanten Verkehr mit anderen Töchtern des Landes zu ergötzen.

Nicht lange indessen vermochte der Verliebte die Qualen der Sehnsucht unthätig zu ertragen. Die Hacienda, welche dem Vater der von ihm angebeteten Donna Giralda gehörte, lag, wie er wußte, etwa eine Meile von der Stadt hart an der nach Westen führenden Landstraße, und ein stumpfer, weißgetünchter Turm an der Ostseite des Wohngebäudes machte sie leicht erkennbar. Es werde nicht schwierig sein, meinte Moritz, nach eingebrochener Dunkelheit unangefochten durch die unregelmäßigen Linien des Feindes zu kommen, da bei den locker organisierten republikanischen Heerverbänden der nächtliche Wachtdienst nur lässig betrieben zu wer-

den pflegte. Von dem Dache des Klosters Santa Cruz aus, welches eine weite Umschau gestattete, hatte er sich über die Verteilung der feindlichen Truppen ziemlich genau unterrichtet, und an der Straße, die zu seinem Ziele führte, nur eine Feldwache entdeckt, die er hoffte, im Bogen umreiten zu können. Zwar hatte der Oberst eine Ueberschreitung der Linien strenge verboten, und aus diesem Verbot entsprang das letzte Bedenken des verliebten Rittmeisters gegen das beabsichtigte Wagnis; endlich aber siegte sein heißes Blut über die lästige Forderung der Subordination, und er beschloß, eine etwaige Strafe ruhig über sich ergehen zu lassen.

Eines Abends sattelte er selbst seinen Schecken, bedeckte die kurzen blonden Löckchen mit einem breitkrämpigen Filzhut, steckte den Kopf durch den Schlitz eines dunkelbraunen mexikanischen Mantels und ritt zur Stadt hinaus, genügend entstellt, um selbst in ziemlicher Nähe für einen Bauern gehalten zu werden. Die eigenen Posten ließen ihn bereitwillig passieren, auf seine Angabe hin, daß er in geheimem Dienste entsandt sei; auch gelang es ihm, nachdem er eine Zeitlang zwischen Kaktushecken umhergeirrt war, die gefürchtete feindliche Feldwache glücklich zu umreiten, und er befand sich nach einer halben Stunde wieder auf der offenen Landstraße. Nun setzte er sein Pferd in Galopp und spähte verlangend in die Ferne, nach dem weißen Turme der Hacienda San Nicola, der selbst bei dem schwachen Lichte der Sterne weithin erkennbar sein mußte.

Während er solchermaßen seinen Weg verfolgte, begann ihn indessen die Frage zu beunruhigen, wie Donna Giralda seinen Besuch aufnehmen werde. Denn er mußte sich eingestehen, daß diese, trotz ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit dennoch stolze und zurückhaltende Schöne ihm bisher kein Zeichen davon gegeben habe, daß sie seine Neigung erwidere. Auch von ihren näheren Verhältnissen wußte er nur sehr wenig. Sie hatte ihm beiläufig erzählt, daß sie ihre Mutter kaum gekannt habe; daß ihr Vater sie noch in zartem Alter nach Boston habe bringen lassen, damit sie dort ihre Erziehung empfange; daß sie jetzt, da ihr Vater im Ausland abwesend sei, die Bewirtschaftung des ausgedehnten Gutes selbständig leite, nur von einem alten Majordomo unterstützt; daß sie, obgleich dies der Sitte des Landes widerspreche, keine Gesellschafterin neben sich dulde. Moritz würde leicht mehr haben erfahren können, wenn er nur ausdauernd gefragt hätte; aber, nach Art verliebter junger Leute, war ihm die Kenntnis dieser Dinge von geringer Wichtigkeit erschienen, so lange er sich im Banne von Giraldas schönen Augen befand. Jetzt freilich, da er, ein vielgehaßter Fremder, einen gefahrvollen Ritt unternommen, um ihr in später Abendstunde als unerwarteter Gast ins Haus zu fallen, jetzt hätte er gern gewußt, zu welcher der politischen Parteien sie in näherer Beziehung stand. Auch legte er sich nunmehr endlich die verfängliche Frage vor, mit welchen letzten Absichten er eigentlich diesen Liebeshandel verfolge? Daß er, der gegenwärtig als Glückssoldat mit kärglichem und unsicherem Solde in ein bedenkliches Abenteuer verwickelt war, das, nach Lage der Dinge, jeden Augenblick zu Ende sein konnte, als Bewerber um die Hand der reichen Mexikanerin äußerst geringe Aussicht auf Erfolg hatte, lag auf der Hand. Bezweckte er aber etwa, Giralda zur Geliebten zu gewinnen, so war ihm eine schmachvolle Abweisung mehr als sicher.

Diese Erwägungen, die dem stürmisch dahinbrausenden Reiter blitzschnell durch den Kopf fuhren, hätten beinahe dazu geführt, daß er mitten im Laufe seinen Schecken herumwarf, um in etwas gemäßigterem Tempo nach Hause zu reiten; jung und unbesonnen indessen, wie er war, schlug er im letzten Momente die Mahnungen der Vernunft in den Wind. Zu nochmaliger Ueberlegung blieb ihm keine Zeit; denn von einer Anhöhe, zu welcher ihn der Weg allmählich emporgeführt hatte, gewahrte er plötzlich unter sich, ganz in der Nähe, den weißen Turm der Hacienda San Nicola. In dem daranschließenden Wohnhause war eine Reihe von Fenstern erleuchtet; auch klang ein schwaches Geräusch, wie von Musik, zu Moritz herüber, welches ihm sofort die reizende Gestalt der Geliebten vor Augen zauberte, wie sie sich im Tanze bewegte. Darüber alle Vorsicht vergessend, die in Feindes Land, auf unbekanntem Terrain, doppelt geboten war, sprengte er hinab und durch den Vorhof zu dem Thorweg, der, das Wohngebäude durchbrechend, den Eingang zu dem Hause und zu dem innern Hofe bildete.

Inzwischen war die Musik verstummt; nur ein leises Gewirr von Stimmen kam aus den oberen Räumen. Moritz stieg ab, und da er die Loge des Portiers verlassen fand und sich auch sonstwo niemand zeigte, dem er sein Pferd hätte übergeben können, so band er dasselbe an einer jungen Akazie fest, durchschritt den Eingang und suchte unter den Arkaden des Hofes nach einem Diener, der es übernähme, ihn bei der Donna Giralda zu melden. Doch lag das Erdgeschoß wie ausgestorben; die Dienerschaft, soweit sie nicht oben im Hause beschäftigt war, schien sich in den weiter rückwärts gelegenen Steinbaracken, wo Lärm und Lachen erscholl, mit den dort wohnenden Landarbeitern zu belustigen. Es blieb Moritz nichts übrig, als sich selbst den Weg zu den Gesellschaftsräumen zu suchen; er wandte sich deshalb in den Thorweg zurück und war eben im Begriff, auf der breiten Steintreppe emporzusteigen, als er das Kammermädchen Donna Giraldas herabkommen sah, eine Mestize, deren er sich von Tulancingo her erinnerte, wo sie mehrmals als Begleiterin ihrer Herrin erschienen war.

Das Mädchen, dessen regelmäßige Gesichtszüge seine indianische Abstammung anzeigten, sah den Fremden, der sie am Fuße der Treppe erwartete, forschend an, während sie langsam niederstieg, ein Brett mit Geschirr vor sich hertragend. Moritz erinnerte sich seiner Vermummung; er nahm den Hut ab und entledigte sich seines Mantels. Jetzt allerdings, da die Uniform sichtbar wurde, erkannte die Dienerin, wen sie vor sich hatte; doch wurde sie offenbar von einem großen Schrecken darüber ergriffen; ein leichter Schrei entfuhr ihr, ängstlich blickte sie sich um, setzte ihr Brett auf eine Treppenstufe nieder und eilte vollends hinab, auf den verdutzten Moritz zu, indem sie mit ausdrucksvoller Gebärde den Finger auf den Mund legte. Dann ergriff sie ihn am Arm und zog ihn mit sich fort, aus dem Hellen in das

Dunkel des Hofes. Dort bog sie rechts in die Arkaden ein, öffnete eine der ersten Thüren, die in das Erdgeschoß des Hauptgebäudes führten, schob Moritz hinein und folgte ihm auf dem Fuße, sofort behutsam hinter sich die Thüre schließend.

Bis soweit war der Ueberraschte seiner Führerin gefolgt, ohne die Lippen zu öffnen; nun aber hielt er sich nicht länger und fragte ungestüm, was diese Entführung zu bedeuten habe?

„O Herr, was habt Ihr gethan?“ kam es flüsternd zurück. „Das Haus ist voll von Chinacos. Habt Ihr schon vom Obersten Barrajal gehört? Er ist hier und das Gehöft wimmelt von seinen Leuten. Wie seid Ihr nur herangekommen, ohne gesehen worden zu sein? Wo ist Euer Pferd?“

„Draußen vor dem Portal angebunden.“

„Ich muß ein Versteck dafür finden. Ihr seid sicher einstweilen; Ihr befindet Euch in meinem Zimmer. Licht dürft Ihr nicht haben. Dort in der Ecke ist mein Lager; streckt Euch darauf nieder und verhaltet Euch ruhig; ich komme wieder, sobald ich kann.“

Ehe Moritz noch recht wußte, wie ihm geschah, war die Thüre geöffnet und wieder geschlossen worden; er hörte, daß der Schlüssel umgedreht und abgezogen wurde und erkannte, daß er ein Gefangener sei. In der herrschenden, fast vollständigen Finsternis vermochte er nichts von den Gegenständen um sich her zu unterscheiden; nur ein kleines, vergittertes Fenster hob sich undeutlich von dem Dunkel ab.

Mißmutig, seine waghalsige Unvorsichtigkeit verwünschend, warf er sich auf das Lager nieder, dessen Stelle ihm das Mädchen bezeichnet hatte. Die Anhänglichkeit der indianischen Rasse an das Kaiserreich war ihm wohlbekannt und er zweifelte nicht daran, daß die Mestize sich nach Kräften bemühen werde, seine Anwesenheit vor den fremden Gästen zu verbergen; doch verhehlte er sich nicht, daß trotzdem seine Lage eine äußerst gefahrvolle blieb, solange die Herrin des Hauses sich nicht entschlossen hatte, für seine Rettung einzutreten. Und sehr unbehaglich wurde nunmehr dem tollkühnen Jünger des Mars bei der Wiederkehr des Gedankens, der ihn vorhin schon einmal während seines Rittes gestreift hatte, des Gedankens nämlich, daß Donna Giraldas geheime Sympathien mit jenen sein könnten, die er bekriegen half. Allerdings galten diejenigen Familien in Tulancingo, welche Giralda zu besuchen pflegte, für gut kaiserlich; auch hatte sie mit den fremden Offizieren auf das Unbefangenste verkehrt und dieselben sogar vor ihren Landsleuten bevorzugt. Dies alles aber bewies nichts; unter der Fremdherrschaft verbirgt der kluge Patriot seine wahren Gesinnungen, solange Widerstand aussichtslos ist. Und die mexikanischen Mischlinge beiderlei Geschlechts besaßen, wie Moritz seit seiner Ankunft im Lande zur Genüge selbst erfahren hatte, ein hervorragendes Talent zur Verstellung und Lüge.

Nun wies zwar der Verliebte nach kurzer, peinlicher Ueberlegung den Argwohn von sich, daß Donna Giralda falsch und tückisch sein könne; indessen blieb ihm Grund genug zu ernstlicher Besorgnis und die Zeit verstrich ihm in seiner stillen Zelle entsetzlich langsam. Endlich erschien die Dienerin wieder, ein Licht tragend, das sie auf ein Tischchen niedersetzte, worauf sie sich nach der Thüre zurückzog und dort lautlos, mit gesenkten Augen, verharrte.

Moritz war aufgesprungen und fragte befremdet: „Nun? Hast du mir nichts zu sagen? Bitte, thu' dein Mündchen auf und melde, was mit mir geschehen soll! Hast du deiner Herrin mitgeteilt, daß du mich hier eingesperrt hast? Was sagt sie? Will sie mich sehen?“

„Sennora Giralda wird hierherkommen,“ antwortete das Mädchen und richtete seine melancholischen Augen auf den jungen Offizier.

„Hierher? Zu mir? Sie will mich nicht bei sich empfangen?“

„Dies Haus ist nicht sicher für solche, die ein Kleid tragen wie Ihr.“

„Wahr,“ sagte Moritz; doch war sein Mißtrauen wieder rege geworden, er trat vor das Mädchen hin und fragte: „Wie heißest du, hübsches Kind?“

„Huenca, Herr.“

„Sage mir, Huenca: bist du gut kaiserlich?“

„Es lebe Maximiliano!“ erwiderte sie feierlich, mit tiefer, melodischer Stimme.

„Und deine Herrin, Donna Giralda?“

„Sie ist eine Castilio, Herr.“

„Ich weiß, Huenca; Tochter von Estaban de Castilio. Er ist außer Landes, nicht wahr? Was ist mit ihm?“

Ihre Mundwinkel verzogen sich spöttisch. „Tapfere Krieger mögt ihr sein in Tulancingo,“ sagte sie, „aber eure Kundschafter taugen nichts.“

Sie begleitete diese Bemerkung mit einer lebhaften Bewegung der Schultern und Arme; dabei verschob sich das dunkelfarbige Tuch, der Rebosso, welches sie nach Sitte der Mädchen ihres Standes um Kopf und Schultern lose drapiert trug und ihre feine, geschmeidige Figur zeigte sich. Der gestickte Rand des Hemdes war über der vollen Büste straff zusammengezogen; um den schlanken Hals lag ein rotseidenes Tüchlein; auf den eng schließenden Gürtel des kurzen Kattunrocks war ein breites, gelbes Band geheftet; die nackten Füßchen steckten in hellen Atlasschuhen.

Die Augen des jungen Mannes verweilten einige Sekunden mit Wohlgefallen auf den Reizen seiner Beschützerin; dann beunruhigte ihn der versteckte Sinn ihrer letzten Worte. Er nahm ihre kleine, weiche Hand in die seinigen und sprach ernsthaft: „Huenca, liebes Mädchen, mir scheint, du bist die Einzige hier, auf die ich bauen kann.“

„Das bin ich, Herr,“ versetzte die Mestize zutraulich und wollte noch etwas hinzufügen, als von draußen ein leichter, rascher Schritt hörbar wurde. „Die Sennora kommt,“ flüsterte sie und drängte ihren Schützling sanft, aber entschieden von sich. Gleich darauf stand Giralda im Zimmer, unbedeckten Hauptes, in reichem Gesellschaftsanzuge, ein buntes Tuch nachlässig über den Arm geworfen. Stolzer in Haltung, aber auch schöner war sie, als Moritz sie je gesehen; so vornehm abweisend blickte sie ihn an, daß der sonst so kecke Rittmeister es nur zu einer verlegenen, stummen Begrüßung bringen konnte.

Schneesturm.

„Ei, Don Moritz,“ begann sie mit kaltem Spott, „Sie haben viel gewagt, um sich nach dem Befinden Ihrer Tänzerin zu erkundigen.“

Rasch gefaßt erwiderte der junge Offizier in ritterlichem Tone: „Ich würde zum zweitenmal noch mehr wagen, wenn ich eines besseren Empfanges sicher wäre.“

Eine flüchtige Spur von Milde zeigte sich in Giraldas Zügen; nach kurzem Besinnen wies sie Huenca an, vor der Thüre auf sie zu warten und bedeutete dem Rittmeister, er möge auf dem Bett Huencas Platz nehmen, während sie selbst sich auf dem einzigen Schemel niederließ, den die dürftig möblierte Kammer enthielt.

„Sie haben sich geirrt, Don Moritz,“ wandte sie sich an den gespannt sie Anblickenden, als Sie dachten, Ihr Besuch würde mir angenehm sein. Es ist wahr: ich habe mit Ihnen getanzt und Ihre Artigkeiten mir gefallen lassen; aber ich tanze mit vielen, und die Sprache der Schmeichelei ist in diesem Lande eine gangbare Münze, deren sich jeder, der Hohe wie der Niedrige, im Verkehre mit Damen bedient. Ihre Galanterien bedeuteten mir deshalb nichts; hätte ich vermutet, daß Sie mir die Ehre erwiesen, mich Ihrer Zuneigung wert zu halten, so würde ich nicht ermangelt haben, Sie dahin aufzuklären, daß Sie, ein Fremder und Feind meines Landes, von Giralda de Castilio nichts zu erwarten hätten, als Geringschätzung und Haß. Damit Sie es nur endlich erfahren, Sennor: ich habe sie alle betrogen; niemals habe ich den Abenteurern aus Europa, die ihren Ehrgeiz, ihre Habsucht auf unsere Kosten zu befriedigen versuchen, etwas anderes gewünscht, als schleunigste Vernichtung. Nach Tulancingo aber bin ich so häufig gekommen, um auszuspüren, welche Bewegungen sich innerhalb der Garnison vorbereiteten. Deshalb ließ ich mir auch von den Herren Offizieren den Hof machen, geduldig, lächelnd und wachsam. Glauben Sie mir, Don Moritz: nicht alle waren über Angelegenheiten des Dienstes so schweigsam wie Sie. Diese Belagerung ist mein Werk; am Vorabende des Ausmarsches Ihrer näheren Waffenbrüder flog meine Estafette zu General Martinez, mit welchem ich fortwährend in Verbindung stand. Ich war eine Spionin und bin stolz darauf; mein Vaterland wird es mir danken.“

Diese unerwarteten Eröffnungen machten Moritz nicht wenig betroffen; doch waren dieselben nicht imstande, die Glut seiner Neigung zu dämpfen. „O Sennora,“ rief er aus, „die Liebe zu Ihrem Vaterlande hat Sie hingerissen, mehr zu thun, als eines Weibes Recht ist. Ich vermag nicht, Sie dafür zu tadeln; ich muß, obgleich mit Widerstreben, Ihr Verhalten noch als Patriotismus gelten lassen. Aber seien auch Sie gerecht. Uebertragen Sie nicht Ihren Haß auf den einzelnen, der, unbekannt mit Ihrem Lande, Ihrem Volke, ohne die Absicht, irgend einer Tyrannei zu dienen, nur getrieben von dem Gefühle der Loyalität für ein Mitglied seines Fürstenhauses, zu Ihrer Küste gezogen ist. Bei Gott, Sennora! Ich bin Soldat und werde die Pflicht, die mir mein Eid auferlegt, getreulich erfüllen, bis ich desselben entbunden werde; dennoch verabscheue ich einen Krieg, der, wie dieser, in heimtückische Ueberfälle und Niedermetzelung von Gefangenen ausartet!“

„Wir wehren uns, wie wir können. Wenn Ihnen unsere Art der Verteidigung nicht gefiel, so hätten Sie längst Ihren Abschied nehmen können.“

„Die Ehre verbietet mir, eine unterliegende Sache zu verlassen.“

Es war etwas wie Bewunderung in dem Blick, mit welchem Giralda den Rittmeister jetzt betrachtete. „Ich könnte Sie beinahe bedauern,“ sagte sie und ihre Stimme klang weicher als bisher. „Weshalb,“ fragte sie plötzlich, „verweilen Sie überhaupt noch in Tulancingo, da Sie doch vor acht Tagen mit Ihren Landsleuten hätten ausrücken müssen?“

„Ihretwegen, Sennora. Ich hoffte, Sie auch ferner dort zu sehen; ich hoffte, Ihre Liebe zu gewinnen.“

„Ich wünschte, Sie wären weniger verblendet gewesen.“

„Noch bereue ich nicht, daß ich geblieben bin. Wie sollte ich? Verdanke ich doch meiner Verblendung das Glück, in diesem Augenblick in Ihrer Nähe gelitten zu werden! Und ich habe noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, Ihre Neigung zu gewinnen, schöne Donna, trotz des Widerwillens gegen den vermeintlichen Landesfeind, den Sie durch Ihre unfreundliche Haltung auszudrücken sich bemühen. Selbst die bitterste Entzweiung zweier Völker hat noch niemals verhindern können, daß Amor zwischen ihnen hin und her ging. Fragten Romeo und Julie nach der Fehde der Montecchi und Capuletti? Und ist mein Geschlecht Feind des Ihrigen?“

„Julie war ein Kind. Ich kann keinen Mann lieben, der in Waffen wider die Meinigen steht. Und wenn ich fühlte, daß mein Herz schwach wäre: ich würde ihn eher töten lassen, als mich ihm ergeben.“

Nach dieser Aeußerung Giraldas entstand eine Pause in dem Gespräch, während welcher Moritz mit einiger Scheu seine Blicke auf der jungen Dame ruhen ließ, die sich zu einem solchen Patriotismus bekannte. Mit einem fast finsteren Ausdruck in den Zügen, die roten Lippen fest aufeinander gepreßt, starrte sie vor sich hin; in ihren dunkeln, grünlich schimmernden Augensternen spielten unheimlich die Reflexe des flackernden Lichts. Unthätig ruhte der Fächer in ihrer Hand; lebendig an ihr schien nur das Füßchen, das, unter dem Saume des spitzenbesetzten Kleides halb vorgestreckt, auf und nieder zuckte. So entzückend schön war sie in der energischen Abwehr seiner Werbung, daß es Moritz heiß zu Kopfe wallte. Seine Stimme zitterte vor innerer Erregung, als er nun wieder das Wort nahm. „Was uns trennt, Donna Giralda,“ sagte er, „ist eine Schranke, die der gestrige Tag errichtet hat und die der morgende wieder niederreißen kann. So lange sie besteht, werden wir uns nicht verständigen. Aber einstmals wird sie fallen und dann —“

Er trat ihr näher. „O Sennora,“ flehte er, „nur eins sagen Sie mir, ehe wir jetzt auseinander gehen! Wenn ich in diesem Lande geboren wäre, — wenn ich, Ihre Gesinnung teilend, in Ihrem nationalen Heere kämpfte: würden Sie auch dann mich abweisen?“

Giralda sah zu ihm empor; doch mußte sie ihren Blick senken, als sie dem seinigen begegnete. „Ich wollte, ich hätte Sie nie wiedergesehen,“ sagte sie unwillig. „Es geht etwas von Ihnen aus, das mich verwirrt.“

„Und die Antwort auf meine Frage?“ drängte er.

„Wenn ich Sie doch mit einem Wort nach Triest versetzen könnte!“ rief sie heftig aus. Ihr Ausweichen erweckte in Moritz neue Hoffnung.

„Sie würden dies Wort nicht sprechen,“ antwortete er zuversichtlich. Er beugte sich zu ihr nieder und redete eifrig auf sie ein: „Eine Liebe wie die meinige finden Sie nicht wieder, Giralda. Stoßen Sie mich nicht zurück unter nichtigen Vorwänden, gegen die Ihr Herz sich schon heimlich empört —“

Abwehrend streckte Giralda die Hände gegen ihn aus. „Ich will nichts weiter hören,“ erklärte sie entschieden, erhob sich rasch und wandte sich der Thüre zu. Moritz vertrat ihr den Weg. „Ich lasse Sie nicht von mir gehen, bis Sie meine Frage beantwortet haben. Das Glück meines Lebens, das Glück des Ihrigen steht auf dem Spiel. Ungewiß ist uns die Zukunft; mein Weg dunkel und gefahrvoll. Von Ihnen hängt es ab, ob ich ihn mutig gehen werde, ein leuchtendes Ziel beständig vor Augen, oder dumpf und traurig, mit matter Seele dem Schicksal seinen Lauf lassend. Verhängnisvoll für uns beide ist dieser Augenblick. Die Entscheidung muß fallen. Mitternacht ist vorüber; es ist Zeit, daß ich heimreite. Nur ein einziges Wort, Giralda! Darf ich hoffen?“

Mit einer raschen Bewegung schlug Giralda ihr Tuch um Schultern und Arme. „Es ist kalt; mich friert,“ klagte sie. „Und Sie müssen heimreiten, es ist wahr.“ Sie schauerte zusammen. „Unsere jungen Soldaten schießen gern. Aber die Sterne leuchten nur schwach und mit dem Verwegenen ist das Glück.“ Nun schwieg sie wieder und streifte Moritz mit einem scheuen, mitleidigen Blick.

„Giralda, du liebst mich!“ rief er aus und breitete ihr die Arme entgegen.

„Heilige Jungfrau, hilf mir!“ kam es flehend von der Schwankenden Lippen. „Nein, nein!“ kehrte sie sich dann heftig gegen Moritz. „Sie sind von Sinnen, Sennor! — Lassen Sie mich kein Wort mehr von Liebe hören, oder ich möchte thun, was mich lebenslang reuen würde. Tollkühner! Ihr Leben ist in meiner Hand!“

„Es könnte nirgendwo sicherer sein.“

Seine triumphierende Zuversicht reizte sie. „Bauen Sie nicht zu fest darauf!“ entgegnete sie finster. „Schwieriger als Sie in Ihrem Leichtsinn denken, ist meine Lage Ihnen gegenüber. Ich bin Herrin hier in Vertretung meines Vaters; in seinem Sinne sollte ich handeln. Sie haben nie von Estaban de Castilio gehört, vermute ich; der Soldat in Reih und Glied bekümmert sich nicht um die diplomatischen Schachzüge, die, über seinem Kopfe geführt, auch sein Schicksal entscheiden. Es ist mein Vater, der in Washington den Staatssekretär Seward veranlaßt hat, jene drohende Note nach Paris zu richten, welche den Rückzug der französischen Armee zur Folge gehabt hat. Als Vertrauensperson von Juarez ist er gegangen; der Treuesten ist er einer, die dem Vaterlande dienen, Patriot bis zur letzten Fiber. Er würde keinen Feind aus seinen Händen lassen, den er halten könnte, und Erbarmen kennt er nicht denjenigen gegenüber, die er als Räuber betrachten muß. Noch weniger jener Oberst, der in diesem Hause Quartier genommen hat: Barrajal, der Guerillaführer; er rühmt sich, noch keinen Gefangenen gemacht zu haben.“ Sie schauderte. „Es geht ein Geruch von Blut von ihm aus, der meine Nerven empört.“ Und hastig fuhr sie fort: „Huenca wird Ihnen forthelfen, sogleich, nachdem sie sich überzeugt hat, daß Ihr Weg frei ist. — Fragen Sie mich nichts mehr, jetzt nicht. Dereinst, wenn wir wieder im Frieden leben, dann —“

Ihre Stimme war weich geworden; sie schien sich von Moritz mit einem ermutigenden Worte verabschieden zu wollen. Doch wurde sie plötzlich anderen Sinnes, mitten im Satze unterbrach sie sich. „Nein, auch dann nicht!“ rief sie ängstlich, ihre Nachgiebigkeit bereuend. „Ich will Sie nicht wiedersehen, niemals! Gott wird es nicht zugeben; ich werde ihn täglich bitten, daß er es in Gnaden verhüte!“

Mit einer raschen Wendung gewann sie die Thüre; Moritz machte keine Bewegung, sie zu halten. „Leben Sie wohl, Sennora!“ sagte er mit überlegener Ruhe und ein leichtes Lächeln flog über seine Züge. „Ich weiß genug. Wir werden uns wiedersehen und dann, Giralda, — dann wird kein Bedenken Sie hindern, dem Zuge zu folgen, der von Ihnen zu mir geht, wie von mir zu Ihnen.“

Giralda zwang sich, spöttisch aufzulachen; dann stürmte sie hinaus und verfolgte ihren Weg zur Durchfahrt mit raschen Schritten, Huenca nicht beachtend, die bei ihrem Erscheinen sich von einer nahen Steinbank erhoben hatte und dicht hinter ihr hinglitt. Erst als Giralda sich an ihrem Tuche festgehalten fühlte, blieb sie stehen und wandte sich mit einem ungeduldigen: „Was willst du?“ zu dem Kammermädchen zurück. — „Soll ich den Rittmeister hinausgeleiten?“ — „Wo hast du sein Pferd verborgen?“ — „In einem verfallenen Stalle hinter den Wohnungen der Leute. Dort könnte er aufsteigen; ich würde ihn quer durch das Gebüsch zur Straße führen.“ — „Und die Soldaten Barrajals?“ — „Sie haben nicht gedürstet heute abend; sie werden alle schlafen; während ich wartete, habe ich keinen Ton gehört.“

Einen Augenblick überlegte Giralda; es widerstrebte ihr, den Gefangenen schon freizulassen, über dessen festen Glauben an ihre Schwäche sie tief empört zu sein glaubte. „Der Herr Rittmeister muß sich noch eine kurze Weile gedulden,“ erwiderte sie dann; „ich will nachsehen, ob die Offiziere zur Ruhe sind. Halte dich im Thorwege auf; ich komme gleich zurück.“

Sie stieg in das obere Stockwerk empor und schlich lauschend durch die Korridore. Es war ein Komödienspiel, das sie vor sich selbst trieb; in Wirklichkeit zweifelte sie nicht daran, daß sie überall in ihrem Hause die Ruhe tiefen Schlafes finden werde. Und doch hatte sie sich getäuscht. Barrajal wachte noch; Giralda hörte ihn in seiner Kammer umhergehen, rastlos, unruhig, wie einen Tiger, der Hunger hat. Nun wurde sie in

allem Ernste unentschlossen; sie kannte Barrajals unstäte Gewohnheiten, seine immer rege Furcht, verraten worden zu sein und überfallen zu werden; es war nicht unmöglich, daß er noch einmal sein Zimmer verließ und das Haus umwanderte, den Revolver schußfertig in der Rechten. Fürchtend, er möchte sie horchend vor seiner Thüre antreffen, entwich sie in ihr Boudoir, wo noch eine Lampe brannte. Als sie dort eintrat, war der erste Gegenstand, der unwillkürlich ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, das lebensgroße Brustbild ihres Vaters, das in voller Beleuchtung an der Querwand hing. Finster und vorwurfsvoll schienen seine Augen sie anzublicken. Sie schrak zusammen und stand still. „Er ist unzufrieden mit mir," murmelte sie. „Aber kann ich anders? Der Fremde ist vertrauensvoll zu mir gekommen; er ist mein Gast; ich darf ihn nicht ausliefern." Mit freierem Gewissen sah sie wieder zu dem Bilde empor; aber die Züge ihres Vaters zeigten ihr keinen milderen Ausdruck, vielmehr glaubte sie, ein spöttisches Lächeln um seine Mundwinkel aufzucken zu sehen. Sie las die Frage darin, ob ihr auch bei jedem anderen das Asylrecht so heilig sein würde? — „Pah! Was ist mir Moritz von Thülk?" antwortete sie unwillig; ihr Herz jedoch erzitterte rebellisch bei dem wegwerfenden Tone dieser trotzigen Rechtfertigung und betroffen suchten ihre Augen den Boden. Vor ihr, aus der Tiefe ihres heimlichsten Lebens, erschien die Gestalt des jungen Offiziers im Glanze gewinnendster Männlichkeit; sogar seine Stimme hörte sie, seine wohlklingende Stimme, die ihrer Muttersprache einen eigentümlichen Reiz verlieh. — „O Gott!" rief sie bestürzt aus, „wohin ist es mit mir gekommen? Was ist aus mir in einer kurzen halben Stunde geworden? Nicht mehr kann ich hassen, seit ich ihm Aug in Auge gegenüber gestanden habe, ich fühle es! Entsetzlich scheint mir auf einmal der Krieg; grauenvoll das Wüten des einen Menschen gegen den anderen. Es wird nicht lange mehr dauern und mein verräterisches Herz wird mich zwingen, Partei zu ergreifen gegen mein Fleisch und Blut, gegen mich selbst und meine heiligsten Ueberzeugungen! O der Schande! — Leben müßte ich unter den Meinigen als eine erbärmliche Lügnerin, verachtet von meinem eigenen besseren Wesen und auf mir lastend der Zorn des ewigen Gottes!" — Eine Weile stand sie düster sinnend; dann rief sie aus: „Es darf nicht sein; er soll nicht siegen über mich!"

Ein entsetzlicher Entschluß rang sich in ihr empor, der ihr Rettung verhieß aus dem Zwiespalt, der ihre Seele zerriß. Ungestüm wandte sie sich um, der Thüre zu, wie gesonnen, mit einem raschen Schritt ihre Qual zu enden. Aber ihre Hand blieb über der Klinke in der Schwebe, und während sie einige Sekunden regungslos verharrte, jagten noch einmal alle Möglichkeiten, welche die Zukunft bot, in tollem Wirrwarr vor ihr vorüber. Immer finsterer zogen sich ihre Brauen zusammen; immer trotziger preßten sich ihre Lippen aufeinander. Endlich brach es vulkanisch aus ihr hervor: „Gott sei ihm gnädig! Ich kann nicht anders!" — Und mit fester Hand öffnete sie die Thüre und ging zu dem Zimmer Barrajals. Unterwegs wurde sie von einem krampfhaften Zittern ergriffen; schon aber war es zu spät für sie, auf der verhängnisvollen Bahn einzuhalten, die sie in wilder Flucht vor der Liebe eingeschlagen hatte. Dem wachsamen Oberst war das Geräusch ihrer Tritte auf den Steinfliesen des Korridors nicht entgangen; plötzlich stand er vor ihr, lauernd, mit blinkenden Zähnen, die athletischen Glieder wie zum Sprunge angespannt.

„Donna Giralda! Sie?" — Aus seinem Zimmer fiel das Licht auf das blasse, noch immer bebende Mädchen. — „Sie sind verstört, Sennora; spukt es im Hause?"

Er gab ihr den Eingang frei und lud sie mit einer Handbewegung ein, einzutreten. Ihr nachfolgend, drückte er leise hinter sich die Thüre zu. „Reden Sie, Sennora. Was hat sich ereignet?"

Argwöhnisch forschend ruhten die Augen des gefürchteten Guerillaführers auf ihr. „Es ist ein österreichischer Offizier hier im Hause," begann sie zögernd.

Barrajals Nüstern erweiterten sich; er witterte Blut. „Wo ist er, Sennora?" stieß er hastig hervor.

Das entscheidende Wort war gefallen, längere Zurückhaltung nutzlos.

„Der Fremde sei Ihnen verfallen, Herr Oberst," sagte Giralda. „Doch stelle ich meine Bedingungen."

„Welche, Sennora? — Ich bitte Sie, bescheiden in Ihren Forderungen zu sein; ein einzelner Feind gilt mir nicht viel."

„Erstlich verlange ich, daß Sie nicht zu erkunden versuchen, mit welcher Absicht jener Oesterreicher hier eingedrungen ist."

Giralda mußte vor Barrajals stechendem Blick die Augen senken; sie bemerkte nicht das tückische Lächeln, das über seine häßlichen Züge flog. „Ich bin nicht neugierig," erwiderte er. „Die Geheimnisse einer Dame sind sicher vor mir."

„Zweitens wünsche ich, daß der Fremde ungehindert meinen Grund und Boden verläßt. Er wird in einer Viertelstunde durch jenes Gebüsch, welches sich von den Wohnungen meiner Leute bis zur Straße hinzieht, seinen Rückweg nach Tulancingo nehmen. Die Straße ist öffentliches Gut; ich habe weder die Berechtigung noch den Wunsch, ihn dort zu schützen."

„Ich verstehe, Sennora. Ihre Gewissenhaftigkeit ist lobenswert; innerhalb der Grenzen von ihres Vaters Besitz soll dem Gaste Ihres Hauses kein Finger gekrümmt werden. — Haben Sie noch weitere Wünsche?"

Aus dem Tone Barrajals klang ein Hohn, der Giralda wie kalter Stahl durch die Seele fuhr. „Nein," antwortete sie mit halber Stimme.

„Ich muß einige meiner Offiziere bemühen," sagte Barrajal überlegend, indem er den Säbel umhing und den Revolver in den Gürtel steckte. „Gehen Sie jetzt, Sennora; setzen Sie das Wild in Bewegung. Wir werden in Zeiten auf dem Anstande sein."

Er öffnete ihr die Thüre; er hatte befohlen, an ihr war es jetzt, zu gehorchen. „Leise!" warnte sie, vor ihm hinaustretend. „Huenca wartet unten; sie darf nicht ahnen, daß etwas gegen den Oesterreicher im Werke ist."

„Der Teufel hole die Mestizen, Männer und Weiber!" rief Barrajal. „Alle sind sie von dem Habs-

burger behext, der sich Kaiser von Mexiko nennt! — Seien Sie unbesorgt, Sennora; zu Ueberfällen rücken wir nicht aus wie eine Herde Elefanten. Wir haben das Schleichen gelernt, und wenn man uns merkt, beißen wir schon."

Ein Grauen überlief Giralda, als sie sich jetzt von dem Henker trennte, in dessen Gewalt sie Moritz gegeben hatte. Wie einer seiner Knechte fühlte sie sich, — entwürdigt, gedemütigt, erniedrigt. Aber sie dachte nicht daran, sich aufzulehnen gegen die Macht, die sie auch über sich herangerufen; der fremde Wille, den sie nur als Werkzeug zu benützen gedachte, erwies sich in seiner dämonischen Energie dem ihrigen überlegen. Ohne Zaudern stieg sie hinab und entsandte Huenca, daß dieselbe Moritz von dannen führe. Dann schmiegte sie sich an die Mauer und lauschte hinaus in den Hof, hinauf in das Haus. Sie hörte das leise Knirschen der Thüre an Huencas Kammer, den raschen, elastischen Schritt des befreiten Gefangenen, allmählich in der Ferne verhallend. Gleich darauf kam es raschelnd die Steintreppe herab; drei dunkle Gestalten glitten an ihr vorüber und verloren sich nach dem Ausgange. Als es um Giralda her wieder still geworden war, schüttelte sie sich vor Furcht; es war ihr, als wenn sie im nächsten Augenblicke schon den Knall eines Schusses hören müßte, — jenes mörderischen Schusses, der, von ihr entsandt, den Tod des Fremdlings bedeutete, des Landesfeindes, der sich herausgenommen hatte, sie zu lieben. Sie floh, wie eine Gejagte, in ihr Boudoir, riegelte sich ein, warf sich auf das Sofa, vergrub ihr Gesicht in die Kissen und preßte ihre Hände gegen die Ohren.

Die Thörin! was die Sinne ihr an Kunde von außen zuführen konnten, war lange nicht so fürchterlich, als was die Phantasie, ungestört waltend, ihr ausmalte. Nach kurzer Zeit sprang sie empor und begann im Zimmer umherzugehen. Die sanfte Helle, die sie umfloß, that ihr wohl; in der bekannten freundlichen Umgebung wich der Spuk langsam von ihr, der sie geängstigt hatte. Und leise glomm die Hoffnung in ihr auf, daß es Barrajal mißlingen werde, den Verratenen zu fällen. Sie dachte an die mißtrauische Wachsamkeit ihrer indianischen Dienerin; sie wußte, daß das leiseste Geräusch genügte, um Huenca das Vorhandensein einer Gefahr anzuzeigen; sie durfte darauf vertrauen, daß, einmal gewarnt, das verschlagene Mädchen ihren Schützling auf weitem Umwege zur Landstraße führen werde. Giralda fiel in die Kniee und hob die gefalteten Hände. „Heilige Jungfrau, rette ihn!" flehte sie inbrünstig. „Du siehst meine Not; habe Mitleid mit mir! Im Wahnsinn wollte ich seinen Tod — verhüte du, Himmlische, Barmherzige, daß sich diese Schuld auf mich wälze! Breite deine Hände über ihm aus und geleite ihn sicher durch seine Feinde! Du bist für uns, ich weiß es; aber diesen Einzigen schone! Laß ihn seine Heimat wiedersehen und schenke ihm freundliche Tage; mich aber, o Gebenedeite, mich reinige du von sträflicher Leidenschaft und gib mir die Ruhe meines Herzens zurück!"

So rang die Gequälte im Gebete, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend. Erst das Geräusch von Schritten auf dem Korridore schloß ihr die zitternden Lippen. Der Atem verging ihr — die Schritte kamen näher — unverwandt, wie mit gefesselten Gliedern, blickte sie zur Thüre — sie wußte, es war Barrajal, der sie suchte. — Es klopfte; aber sie hatte die Kraft nicht, zu antworten; wie ein Nebel legte es sich vor ihre Augen. Dann sah sie ihn vor sich stehen, den Schrecklichen; unwillkürlich blickte sie auf seine Hände, ob sie rot seien von vergossenem Blut —

„Sie können ruhig schlafen, Donna Giralda," sagte Barrajal mit kaum verhaltenem Spott.

Giralda sprang auf und wich zurück, die Hände vor sich hinstreckend.

Barrajal lächelte grimmig. „Was denken Sie von mir, Sennora?" antwortete er auf ihre Gebärde. „Ich bin kein Mörder. Der Oesterreicher lebt."

Hastig trat Giralda näher. „Er ist entkommen?"

„Entkommen? — Ah, Sennora, ich würde mich vor Ihnen nicht sehen lassen, wenn ich Sie mit solcher Nachricht betrüben müßte."

„Ich verstehe Sie nicht, Oberst."

Barrajal nahm gemächlich eine Cigarette aus seinem Etui, entzündete sie über der Lampe und that einige Züge, ehe er sich zu Giralda zurückwandte. — „Wir hatten ihn vom Pferde und unter uns am Boden," berichtete er, „bevor er wußte, wie ihm geschah. Nur Ihrer Dienerin mußten wir uns noch erwehren; wie eine wilde Katze fuhr sie auf uns los. Erst als der Oesterreicher ihr zurief, sie möge die Possen lassen, er wisse recht wohl, daß sie und keine andere ihn verraten habe, — da zog sie die Krallen an sich und ließ stille geschehen, was sie nicht hindern konnte."

„Und dann?"

„Wir haben ihn oben im weißen Turme eingesperrt."

„Weiter, weiter —"

„Beruhigen Sie sich, Sennora; Sie brauchen nicht zu fürchten, daß er Ihnen jemals wieder lästig fällt."

Giralda achtete nicht auf den Hohn in der Rede des Obersten; sie legte ihm die Hand auf den Arm und fragte gespannt: „Was haben Sie vor mit ihm, Sennor?"

„Bei Tagesanbruch werden wir den Spion in aller Form Rechtens aburteilen. Ich sagte bereits, Sennora, ich sei kein Mörder."

„Und das Urteil?"

„Der Spruch des Kriegsgerichts wird auf den Tod durch Pulver und Blei lauten und sofort zur Vollstreckung kommen. Nicht auf Ihrem Grund und Boden, Sennora; ich habe nicht vergessen, was ich Ihnen versprochen habe."

Mühsam hielt sich Giralda aufrecht. „Es ist gut," sagte sie tonlos. „Sie gestatten mir wohl, daß ich mich jetzt zur Ruhe begebe. Weitere Berichte über den Verlauf dieser Angelegenheit erwarte ich nicht, Oberst Barrajal."

„Ich bin in allen Stücken zu Ihren Diensten, Sennora," versetzte Barrajal unterwürfig. „Dennoch muß ich bitten, daß Sie sich noch eine kleine Weile mit dem Schicksal Ihres Gefangenen beschäftigen. Hier ist der Schlüssel zu dem Turmzimmer, welches er gegenwärtig bewohnt."

Giralda stieß seine Hand zurück. „Ich seine Kerkermeisterin? Nimmermehr!"

„Sie werden sich nicht weigern, Sennora. Ich gewähre Ihnen nur denjenigen Anteil an unserem gemeinsamen Besitz, der Ihnen gebührt. Sobald Sie diesen Schlüssel an mich zurückgelangen lassen, wird das Kriegsgericht zusammentreten; das Weitere ist dann meine Sache."

Vor dem durchbohrenden Blicke des Obersten verstummte Giralda.

„Keinem Menschen bleibt die Stunde der Versuchung erspart," sagte Barrajal finster. „Und die starken Seelen müssen gewärtig sein, daß einmal in ihrem Leben die Anfechtung an sie herantritt in einer Form, die des Himmels Züge trägt. Sie sind ein Weib, Donna Giralda! Der Schutzengel Mexikos sei mit Ihnen!"

Er legte den Schlüssel auf den Tisch, verneigte sich und verließ das Zimmer.

„Ungeheuer!" stieß Giralda zwischen den Zähnen hervor. „Mir diese Schlinge legen — mir! — Und wenn ich den Versuch machte, ihn zu befreien — Wahnsinn! — Das Haus wird mit Wachen umstellt sein — ringsumher das Land schwärmt von unseren Soldaten — Rettung ist unmöglich. Ich aber — verloren wäre ich mit ihm — auf immer gebrandmarkt wenigstens, wenn man mir auch das Leben ließe —"

Sinnend, mit pochenden Schläfen, betrachtete sie den Schlüssel.

„Huenca! Wo ist Huenca?" fuhr sie auf. „Warum ist sie nicht gekommen, um mir zu berichten?" — Mit bitterem Lachen antwortete sie sich selbst: „Sie weiß, wer die Bluthunde auf die Spur des Fremden gebracht hat. Verachten muß sie mich; sie wird entflohen sein —"

Wieder lenkten sich ihre Blicke auf den Schlüssel. Eine magische Gewalt übte das unscheinbare, kleine Instrument aus, das ihr freien Zutritt zu dem Manne gewährte, den sie in den Tod — zum zweiten Male in den Tod — senden mußte. Sie streckte die Hand danach aus und zog sie wieder zurück. Langsam füllten sich ihre Augen mit Thränen. „Ach, der Arme!" sagte sie leise. „So jung, so liebenswerth! Fern seinem Vaterlande, fern seinen Lieben, in unheimlicher Dunkelheit wacht er dem entsetzlichen Morgen entgegen. — Auch an mich denkt er, die er sich so nahe weiß, ohne Ahnung, daß seine geliebte Giralda aus Feigheit seinen Untergang beschließen konnte; daß sie, gerade sie seine Henkerin sein muß —"

Sie ergriff den Schlüssel und steckte ihn zu sich.

„Und ich betrüge dich doch, Barrajal!" rief sie aus. „Kostbare Stunden hast du mir geschenkt. Zu ihm! Gott sei mir gnädig! Ihm und mir die Seligkeit, ehe du deine Sonne sendest, Allmächtiger!"

Fieberhaft erregt, trat sie zum Spiegel.

„Unheilvolle Schönheit!" sagte sie, sich betrachtend. „Gehegt, gepflegt lange Jahre hindurch, um nach kurzer Blüte im Kloster begraben zu werden! Sie hätte ihn erfreuen können noch mit ihren letzten, schwindenden Spuren, wenn ihn sein Geschick zu einer anderen Zeit zu mir geführt hätte. Er wäre einer der unseren geworden; neben mir würde er Wurzeln geschlagen haben im fremden Lande — Hinweg, ihr Thränen! Später —, später, wenn ich zur Witwe geworden bin, kommt die Zeit zum Weinen!"

In ihr Schlafzimmer eilte Giralda und holte eine Schachtel mit künstlichen Blumen hervor. Sie entnahm derselben einen Strauß von Orangenblüten, löste ihn und wand die Zweige zum Kranz. Wieder zum Spiegel tretend, befestigte sie den bräutlichen Schmuck in ihrem Haar; dann ergriff sie die Lampe und schickte sich an, das Gemach zu verlassen.

„Die Braut besucht den Gatten!" sagte sie wild. „Hochzeitsfackel, halte aus, bis der trennende Morgen dämmert!"

Und festen Schrittes ging sie den Korridor entlang, stieg die Treppe hinab, überschritt die Einfahrt und klomm die Treppe des weißen Turms empor. Keinen Augenblick zögerte sie unterwegs; auch zitterte ihre Hand nicht, als sie die Thüre zu Moritz' Gefängnis öffnete. Hoch über sich die Lampe erhebend, trat sie ein. Moritz, auf seinem Lager sich aufrichtend, beschattete die geblendeten Augen.

„Giralda!"

„Moritz!"

Nun bebte sie und die Lampe schwankte in ihrer Hand. Schon aber war er neben ihr.

„Der Himmel sendet seinen Engel und ladet mich zum Leben."

Aufschluchzend umschlang sie ihn.

„Nein, nein, Moritz — theurer, geliebter Mann! — vergiß die Welt — ich bin gekommen, um dich zu Tode zu küssen."

* * *

Als Barrajal und seine beiden Helfer den überwältigten Moritz zwischen sich davongeführt hatten, verharrte Huenca eine Zeitlang fassungslos, außer sich vor Zorn und Schmerz. Erst das leise Wiehern des Schecken ganz in der Nähe brachte sie wieder zu sich. Sie trat zu dem Pferde, das mit vorgestrecktem Halse und unruhig funkelnden Augen auszuspähen schien, ob ihm nicht Kunde von dem Verbleib des Herrn kommen werde. Huenca ergriff es am Zügel und liebkoste das treue Tier, bis es sich beruhigte und wie mit neuerwachtem Mut den Boden zu scharren begann. In dem erfinderischen Köpfchen der Mestize regte sich der Gedanke, ob nicht die Rettung des Oesterreichers möglich sei. Noch lebte derselbe, und es war nicht wahrscheinlich, daß ihm vor Anbruch des Tages etwas zuleide geschehen werde. Aber sie allein war ohnmächtig, und auf der Hacienda hatte sie von niemanden Beistand zu erwarten, am wenigsten von ihrer Herrin, durch deren Verrat, wie sie überzeugt war, Barrajal die Anwesenheit des Oesterreichers, sowie den Weg erfahren hatte, welchen derselbe bei dem Verlassen des Hofes einschlagen sollte. In ihrer Not dachte Huenca an den General Martinez, welcher die Tulancingo umlagernden regulären Truppen der Republik befehligte. Martinez war vor dem Kriege Advokat und als solcher in häufiger Verbindung mit dem Vater Giraldas gewesen, dessen Fürsprache bei Juarez er, wie Huenca zu wissen glaubte, sein rasches Aufrücken in der Armee zu ver-

danken hatte. Noch vor wenigen Tagen, unmittelbar nach vollendeter Einschließung von Tulancingo, hatte Martinez einen Besuch auf der Hacienda San Nicola gemacht, und Huenca erinnerte sich seiner als eines graubärtigen Herrn mit wohlwollenden Zügen und angenehmer Stimme. Auch sagte der Ruf von ihm, daß er milde und menschlich sei und ein Feind jeglichen Blutvergießens. Allerdings wußte Huenca auch, daß Barrajal seinen Befehlen nicht unterstand. Diesen fliegenden Corps, wie Barrajal eines führte, war in der Not der Zeit eine Stellung außerhalb des Armeeverbandes zugestanden worden, und ihre Obersten, oder wie sie sich sonst nennen mochten, waren, in allem auf eigene Faust handelnd, nur dem Präsidenten direkt verantwortlich. Thatsächlich aber bestand eine solche Verantwortlichkeit nicht; die Guerillachefs, mit ihrem Regierungspatent in der Tasche, handelten mit souveräner Willkür und fröhnten ihrer Lust an Plünderung und Mord ohne jegliche Rücksichtnahme auf eine höhere Gewalt. Ihre unmenschlichen Ausschreitungen hatten seitens des Kaisers Maximilian jenes vielgetadelte Dekret hervorgerufen, durch welches jeder bewaffnet ergriffene Rebell mit dem Tode bedroht wurde — ein Dekret, das freilich unausgeführt geblieben ist. In dem gegenwärtigen Stadium des Krieges wurde bereits die Existenz dieser unbotmäßigen Banden als ein Fluch für das Land empfunden; die republikanische Regierung hätte sich ihrer gern entledigt, wenn sie nur die Macht dazu besessen hätte, und die Führer der regulären Truppen, mit Verachtung auf das Raubgesindel herabsehend, welches an ihren Flanken hing, duldeten keinen Eingriff desselben in ihre Operationen.

Mit allen diesen Verhältnissen war Huenca, als Vertraute ihrer Herrin, wohlbekannt, und es schien ihr nicht unmöglich, während sie über Mittel und Wege zur Befreiung des gefangenen Rittmeisters nachsann, daß Martinez sich bewogen finden möchte, wenigstens das Schlimmste von ihm abzuwenden. Und da von keiner anderen Seite Hilfe zu erwarten war, so beschloß sie in der Angst ihres Herzens, in das republikanische Lager hinüberzureiten und Zutritt zu dem General zu suchen, um demselben die Ereignisse dieses Abends mitzuteilen und seinen Edelmut anzurufen. Auf welche Weise Martinez es werde ermöglichen können, dem Guerillachef in der so kurz bemessenen Frist seine Beute abzujagen, darüber machte sich Huenca keine Gedanken. Sie empfand die Aussicht, ihre Sorge um das Schicksal des Gefangenen auf einen anderen abwälzen zu können, als eine Befreiung, und schwang sich auf den Schecken, der bereitwillig dem Druck ihrer kleinen Füße gehorchte, als wenn er ahnte, daß seine Kraft zu Gunsten seines Herrn in Anspruch genommen werde.

Wie alle geborenen Mexikanerinnen war Huenca eine gewandte Reiterin. Ihr Pferd zu höchster Eile antreibend, verfolgte sie die Landstraße eine Strecke und bog dann rechts in das Brachland ab, in der Richtung nach dem Rancho, wo, wie sie wußte, General Martinez sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Sterne, aus tiefschwarzem Untergrunde wie greifbar hervortretend, beleuchteten ihren Weg. Links und rechts flogen Gruppen von hochragenden Farnbäumen an ihr vorüber; die langen, gefiederten Wedel glitzerten vom Thau der Nacht. Die leichten Hufschläge des Pferdes klangen kurz auf und verhallten wie abgerissen. Dem Lager sich nähernd, unterschied Huenca Hornsignale, auftauchend wie aus weiter Ferne, wie Rätsel an ihr Ohr schlagend, eine Sprache redend, die sie nicht verstand. Jetzt kam ein kurzes Schmettern von hier, jetzt von dort. Im ganzen Umkreise des Lagers blitzten die Töne auf. Der Schecke spitzte die Ohren und ließ ein fröhliches Schnauben hören; in langen Sätzen trug er seine leichte Bürde der Gegend zu, wo die kriegerischen Klänge zur Aktion riefen.

Huenca fand die republikanischen Truppen in voller Bewegung. Während sie ihren Weg durch die hin und her marschierenden Haufen fortsetzte, bei dem schwachen Licht, das die Sterne gewährten, sich mühsam zurecht findend, wurde sie von der Furcht ergriffen, das Hauptquartier möge verlegt worden sein. Sie mäßigte die Bewegung ihres Pferdes und erkundigte sich bei einem Offizier, den sie antraf, wo General Martinez sich aufhalte. Die Ordonnanz betrachtete neugierig die einsame Reiterin und spähte in ihre Züge. „Ihr müßt schon Wichtiges bringen," sagte er, „um Gehör zu finden. Tulancingo hat sich ergeben; mit Tagesanbruch rücken wir ein. Aber folgt mir; ich reite geradeswegs zum Chef; Ihr mögt Euer Heil versuchen."

Erschrocken blickte Huenca nach Osten. Aber das Licht des Tages war noch fern; nur die tiefsten Sterne schienen zu erblassen. „Ich muß den General eiligst sprechen," erwiderte sie. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, beeilt Euch und seid mir behilflich. Ich komme von der Hacienda San Nicola; Oberst Barrajal ist dort eingebrochen und sinnt Unheil."

Der Offizier stieß einen Fluch aus. „Eure Botschaft soll nicht alt werden bei Euch, wenn Euch Sennora de Castilio sendet."

Er drückte seinem Pferde die großen Sporen in die Weichen und sprengte davon; der Scheck mit Huenca blieb dicht an seiner Seite.

„Ihr habt Euch im Sattel vergriffen, meine Schöne," sagte er nach einer Weile.

Das Mädchen beugte sich nieder und strich ihr Kleid herab. „Ich hatte keine Wahl, Sennor. Beachtet mich nicht; Euer Pferd wird stürzen, wenn Ihr Eure Augen zur Seite schweifen laßt."

„Ihr habt recht," lachte der Offizier und nahm eine Kaktushecke, die plötzlich vor ihm sich aus dem Boden erhob. Neben ihm setzte der Scheck über. „Alle Wetter!" rief er; „Ihr reitet das beste Roß aus Castilios Stall! Wer seid Ihr, schönes Kind?"

„Ich wills Euch sagen, nachdem ich den General gesprochen habe."

Huencas Ungeduld wurde noch auf eine harte Probe gestellt. Martinez befand sich mit seinem Stabe in beständiger Bewegung, und die Ordonnanz, ohnehin der Gegend wenig kundig und die im Vorüberreiten rasch gegebene Auskunft häufig mißverstehend, ritt eine lange Zeit kreuz und quer, ohne den General auffinden zu können. Als es ihm endlich gelang, ihn an der ent-

gegengesetzten Seite von Tulancingo zu erreichen, war inzwischen wieder eine halbe Stunde vergangen und die Sterne im Osten fingen an, in der fahlen Helle des Himmels ihr Licht zu löschen.

Ohne die Meldung ihres Geleitsmannes abzuwarten, sprengte Huenca in die Nähe des Generals. Sie hatte keine Zeit mehr, irgend ein Ceremoniell zu beobachten; auch dachte sie in der That nicht daran, daß ein General etwas anderes sei als ein Mensch. „Retten Sie einen unschuldigen Gefangenen, Sennor!“ rief sie.

Martinez ritt an sie heran. „Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr?“

„Gönnen Sie mir Gehör unter vier Augen, General. Nur wenige Minuten!“

„Seltsames Verlangen!“ wandte Martinez sich an seine Begleiter. „Diese kecke Person wählt Zeit und Form sehr sonderbar, um mir eine Bitte vorzutragen.“

„Sie kommt von der Hacienda San Nicola,“ erklärte die Ordonnanz.

„Ah! Von unserer guten Freundin Donna Giralda! Das ist etwas Anderes; ich muß ihr den Gefallen thun.“ Die Offiziere zogen sich zurück. „Von einem Gefangenen war die Rede. Wer ist es? Wo befindet er sich? Und was wünscht Donna Giralda, das ich um ihretwillen für ihn thun soll?“

Aus diesen Fragen entnahm Huenca mit rascher Besonnenheit, daß sie im Namen ihrer Herrin bitten müsse, wenn sie etwas erreichen wollte. Und im Nu war ihre Erzählung fertig. Gegen Mittag des vorigen Tages, berichtete sie, sei Oberst Barrajal erschienen und habe sich es mit einem kleinen Teile seiner Truppe auf der Hacienda bequem gemacht, über die Vorräte verfügend, als wenn er in Feindes Land Rast hielte. Dann, spät am Abend, sei plötzlich ein Liebhaber der Sennora in das Haus gedrungen, ein junger Offizier aus Tulancingo, Rittmeister bei den österreichischen Husaren. Es sei ihm gelungen, zunächst unbemerkt zu bleiben; auch habe er eine Zusammenkunft mit der Sennora gehabt; hernach aber, als er im Begriff gewesen, wieder davonzureiten, sei er den Wachen Barrajals in die Hände gefallen und dieser Unmensch, sofort von dem Fange unterrichtet, habe seinen Entschluß kundgegeben, den Gefangenen bei Sonnenaufgang erschießen zu lassen. Ihre Herrin sei in Verzweiflung; nachdem sie vergeblich um das Leben des Fremden gebeten, sei ihr als einzige und letzte Zuflucht General Martinez eingefallen, der, wie sie fest erwarte, schon aus alter Freundschaft nicht dulden werde, daß gleichsam unter ihren Augen eine Exekution sich vollziehe, die auch sie ins innerste Leben treffe. Auf dem Pferde des Oesterreichers sei sie, Huenca, heimlich entflohen, um ihn im Namen ihrer Herrin zu beschwören, er möge die entsetzliche Gewaltthat verhindern, die sich auf der Hacienda San Nicola vorbereite.

„Zu einer recht ungelegenen Zeit trifft mich diese ungestüme Forderung deiner schönen Gebieterin, mein Kind,“ entgegnete Martinez. „Gestern abend ist mir endlich die lange erwartete Verfügung des Marschalls Bazaine zugekommen, durch welche die belgische Legion in Tulancingo aufgelöst wird. Sofort habe ich sie dem dort kommandierenden Obersten hineingesandt; wir haben uns im Laufe der Nacht miteinander dahin verständigt, daß mir der Platz mit Sonnenaufgang übergeben wird und die entwaffneten Belgier ihren Marsch nach der Küste antreten. Meine Soldaten ziehen sich nach dem östlichen Thore; keine Stunde mehr wird es dauern, und vom Turme der Kathedrale sinkt die Fahne des Kaiserreichs. Ich kann dabei nicht fehlen, liebes Kind, und einem Geringeren wird Barrajal keinen Einfluß auf seine Entschlüsse gestatten. Ja, ich selbst müßte mir gefallen lassen, daß Barrajal meine Dazwischenkunft mit Hohn zurückwiese. Befehlen kann ich ihm nicht, und etwas von ihm zu erbitten, geziemt sich nicht für mich. Es thut mir herzlich leid um Donna Giralda; aber ich bin außer stande, ihr den unvorsichtigen Liebhaber zu erhalten, der sich in des Löwen Höhle hat antreffen lassen.“

Einen Augenblick blieb Huenca sprachlos; während Martinez redete, hatte sich ihr das Herz langsam zusammengezogen. Dann sagte sie vorwurfsvoll: „Wenn ich diesen Bescheid an meine Herrin zurückbringe, so wird sie daraus entnehmen, daß der Krieg in dieser Gegend zu Ende ist. Niemals aber wird sie verstehen, weshalb der Höchstkommandierende im Bezirke von Tulancingo jetzt noch in demselben eine Gewaltthat zu dulden braucht, die nur im Kriege entschuldbar ist.“

„Beim ewigen Gotte, du hast recht, Mädchen!“ rief Martinez lebhaft aus. „Wir wollen dem Bluthunde seine Beute aus den Zähnen reißen! Van der Smissen mag warten. Holla, hierher!“ wandte er sich an seine Offiziere. „Ein Intermezzo, das nach Ihrem Geschmack sein wird, meine Herren!“ Und rasch erklärte er, um was es sich handelte. „Eine halbe Schwadron soll sich uns anschließen, wir müssen dem Räuberhauptmann im Notfalle einige Karabinermündungen zeigen können. Vorwärts, Sennores! Es ist eine gute That, zu der wir reiten; wenn hernach bei unserem Einzuge die Glocken von Tulancingo läuten, werden wir mit Befriedigung auf dieses Morgens Werk zurückblicken!“

Und davon stob der Schwarm, an seiner Spitze, weit ausgreifend, der Scheck Huencas. Doch als der weiße Turm der Hacienda San Nicola in Sicht kam, war schon die Sonne über den Rand des Hochplateaus der Anden emporgeklommen und warf lange, scharfe Schatten vor den Reitern her, Schatten, die über den felsigen Boden glitten wie verspätete Nachzügler der entwichenen Nacht, deren schützendes Dunkel sie nimmer erreichen konnten.

* * *

In dem Zimmer, welches Moritz zum Gefängnis diente, war die Lampe ausgebrannt; die erste, fahle Helle der kurzen Morgendämmerung stahl sich durch die engen Fenster und verkündete den nahen Anbruch des Tages.

„Du mußt mich verlassen, Giralda,“ sagte Moritz. „Niemand darf dich hier finden.“

„Ich soll von dir gehen? Du willst mich von dir stoßen?“

„Ist es nicht besser, Liebchen, daß niemand von dem Geheimnis dieser Nacht weiß, als du allein?“

„Alle Welt soll es wissen! Vor keinem will ich meine Thränen um dich verbergen! — Denkst du so klein von mir, daß ich mich scheuen würde, ein Glück zu verschweigen, das ich mir vor Gottes Angesicht genommen habe? Nennen mag man mich, wie man will; denken von mir, was man will: die Trauerkleider der Witwe sind mein Recht, das ich mir nicht nehmen lassen werde."

Sie schauerte zusammen; ihre Lippen zuckten. Heftig umschlang sie den geliebten Mann: „Küssen will ich dich, so lange ich kann; ich will mich an deinem Anblick weiden, so lange meine Augen dich zu sehen vermögen."

Moritz zog sie sanft zu einem Fenster, das die Aussicht in den Hof gewährte. Ein halbes Dutzend von den Soldaten Barrajals war daselbst zusammengetreten; die bunt kostümierten Leute, wild aussehendes Volk von dem verschiedensten Alter, standen, auf ihre Flinten gelehnt, fröstelnd umher und rauchten schweigend. Giralda deutete hinab und wandte sich erschrocken zurück.

„Du bist blaß, mein armes Lieb," sagte Moritz zärtlich. „Dein Mund verzieht sich schmerzlich. Bist du nicht glücklich, da ich doch noch bei dir bin?"

„Die Qual des Abschieds hat begonnen; die da unten warten auf dich."

„Ich fürchte sie nicht, Giralda. Nur eins ist hart. In deinen Armen möchte ich sterben, unmerklich aus der Seligkeit in die Seligkeit hinübergleiten. Aber denken werde ich nichts als dich, bis mir die Sinne schwinden."

„Horch! Hörst du nichts?"

„Es klingt etwas in meinem Ohr wie Tritte auf einer Treppe; nur scheint mir der Klang unendlich weit entfernt. Traum wird mir alles sein, was mir jetzt noch begegnet; ich lebe nur noch in dir."

„Barrajal!" schrie Giralda auf.

Der Fürchterliche stand in der rasch geöffneten Thüre und betrachtete mit satanischem Behagen die Gruppe der Liebenden.

„Schonen Sie ihn, Oberst! Er ist mein Gatte!"

Und Giralda warf sich vor Barrajal nieder und versuchte, seine Kniee zu umklammern. Er ergriff ihre Hände und hielt sie von sich.

„Sind Sie bereit, Sennor?"

Schweigend neigte Moritz das Haupt.

„Gehen Sie voran, wenn ich bitten darf."

Als Moritz das Zimmer verließ, hoch aufgerichtet, vermeidend, die Geliebte noch einmal anzusehen, rang Giralda vom Boden emporzukommen, um ihm zu folgen; Barrajal indessen hielt sie mit Gewalt nieder. Scharf sagte er: „Als ich mich um die Stelle bewarb, Sennora, welche ich jetzt inne habe, war es Ihr Vater, Don Estaban de Castilio, der mir entgegen arbeitete. Ich wußte, daß ich meine Rache haben würde. Wenn er zurückkommt, wird er seines Ruhmes nicht froh werden, da er eine Tochter findet, die sich entehrt hat. Ein stolzer Mann ist Don Estaban; sein Stammbaum reicht Jahrhunderte weit zurück und wurzelt in Alt-Castilien. Kein Ast sei daran, hat er sich oft prahlerisch vernehmen lassen, der nicht im üppigsten Grün prange. Wir armen gewöhnlichen Menschen, die wir nichts von unseren Vorfahren wissen, haben an ihm hinaufgesehen. Wie klein waren wir ihm gegenüber, da wir nur unsere eigene Ehre hatten und keinen fabelhaften Schatz ererbter Ehre, mit dem wir prunken konnten! Jetzt hat er selbst das faule Reis getrieben, das seinen Stammbaum schändet. Und die Welt soll es wissen, Donna Giralda! — Ich habe Sie gewarnt; ich sah den Zug in Ihrem Innern und empfand für einen Augenblick Mitleid mit Ihnen. Sie sind unterlegen; es liegt mir ob, denjenigen hinwegzuräumen, der sich der Liebkosungen einer Mexikanerin rühmen könnte, wenn er das Leben behielte. Diese bräutliche Kammer sei Ihr Aufenthaltsort, Sennora, bis ich Ihnen die Leiche Ihres jungen Gatten zur Verfügung stellen kann!"

Barrajal gab Giralda frei. Ehe sie sich aufraffen konnte, war er aus dem Gemach entwichen und hatte hinter sich die Thüre verschlossen. Unten im Thorwege fand er Moritz, mit verschränkten Armen an der Wand lehnend, die Augen wie in Verzückung gegen die Helle gerichtet.

„Das Kriegsgericht hat Sie zum Tode verurteilt, Herr Rittmeister," sagte Barrajal. „Sie werden nichts einzuwenden haben. Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen zumuten, noch einen Weg von einer Viertelstunde zurückzulegen; die Herrin dieses Hauses hat eine Antipathie gegen den Ton von Flintenschüssen."

Schweigend setzte Moritz sich in Bewegung; er ging wie ein Schlafwandelnder, um ihn, lässig marschierend, rauchend und plaudernd, die Soldaten Barrajals, dieser selbst voran, alle um eines Hauptes Länge überragend. Als der Haufe die Landstraße kreuzte, kam es von dem Hügel zur Linken herab wie eine wilde Jagd. „Vorwärts! Geschwindschritt!" befahl Barrajal und lockerte das Pistol in seinem Gürtel. „Pah! es ist Martinez mit seinem Stabe!" wandte er sich verächtlich zu seinen Leuten. „Der Advokat trifft es schlecht mit seinem frühen Besuche auf der Hacienda San Nicola!"

Die Reiter hatten die Straße verlassen und näherten sich unter lautem Zuruf dem querfeldeinziehenden Trupp. Nun entdeckte Barrajal auch Huenca unter ihnen. Höhnisch lachte er vor sich hin und kommandierte: „Halt!" Schon hatte Martinez einige Schritte vor ihm sein Pferd zum Stehen gebracht. „Dies darf nicht vor sich gehen, Oberst Barrajal!" rief er barsch. „Tulancingo hat sich ergeben; die Zeit für Exekutionen ist in dieser Nachbarschaft vorüber."

„Einen scharfen Ritt scheinen Sie gethan zu haben, General," antwortete Barrajal. „Ihre Pferde schäumen; ein Stündchen Rast dort in dem Hofe von Don Estabans Hacienda würde den armen Tieren gut thun."

„Geben Sie den Gefangenen heraus! Ich dulde nicht, daß ihm ein Leids geschieht."

„Es ist nicht meine Gewohnheit, General Martinez, zu gehorchen, wenn ich nicht muß. Diesen Spion habe ich ergriffen, ich selbst mit meinen eigenen Händen, und kraft des Patentes, das mir von Seiner Excellenz, dem Präsidenten Juarez, verliehen worden ist, werde ich ihn erschießen lassen, allen Generalen der Welt zum Trotz. Geben Sie uns den Weg frei, meine Herren, oder —"

„Kein Patent, es sei gezeichnet von wem es wolle,

Preiskegelschieben. Von H. Kotschenreiter.

ermächtigt zum Mord. In dieser Gegend ist der Krieg zu Ende, und kein Opfer soll ihm mehr fallen. Werfen Sie sich auf den Feind, wo Sie ihn finden, Oberst Barrajal, kraft Ihres Patentes; in dem Bezirke von Tulancingo aber steht niemand mehr in Waffen gegen uns und ich bin verantwortlich dafür, daß innerhalb desselben keine Fortsetzung der Greuelthaten stattfinde, die wir schon zu lange haben geschehen lassen müssen."

Während Martinez sprach, war auf der Höhe die halbe Schwadron von Kavallerie erschienen, welche er zu seiner Unterstützung hatte nachkommen lassen. Finstern Blickes sah Barrajal den unerwarteten Zuzug: noch ein paar Minuten, und Martinez war imstande, sich Gehorsam zu erzwingen. „Ich lasse mir mein Recht nicht nehmen!" knirschte der Guerillachef. „Tötet den Oesterreicher!" rief er seinen Leuten zu, seine Pistole aus dem Gürtel ziehend.

Dem General stieg das Blut in die Schläfen. „Reitet die Wölfe nieder!" befahl er seinen Offizieren, indem er selbst auf Barrajal einsprengte. Es entstand ein wirres Gemenge von Menschen und Pferden; aber nur ein einziger Schuß fiel; von den Soldaten Barrajals hatte keiner Zeit gehabt, das Gebot seines Obersten auszuführen.

Als die Reiterabteilung zur Stelle kam, kniete Moritz am Boden, über die todwunde Huenca gebeugt. Während des Wortwechsels hatte das Mädchen sich vom Pferde gleiten lassen und neben Martinez gestanden, unausgesetzt das Auge Barrajals beobachtend. Sie hatte darin gelesen, was er sann und sich seiner Kugel in den Weg geworfen, als er seine Pistole auf Moritz abfeuerte, nur daran denkend, ihr Rettungswerk zu vollenden.

Mit einem triumphierenden Ausdruck sah sie zu Moritz empor; ihre Lippen bildeten Worte, die er nicht verstand. Sachte hob er ihren Kopf und brachte sein Ohr an ihren Mund. Mit ihrer letzten Kraft flüsterte sie: „Es lebe Maximiliano!" Dann brach ihr Auge; aber ein glückliches Lächeln blieb im Tode noch auf ihren Zügen.

* * *

Es ward endlich Friede — doch ach, um welchen Preis!

Längst war das Geräusch der Waffen in der Republik Mexiko verklungen; das vielgestaltige Mischvolk, welches den hochgewölbten, breiten Isthmus zwischen dem mexikanischen Meerbusen und dem Stillen Ocean bewohnt, war zurückgekehrt zur Arbeit, zur Liebe, zum Spiel, und schon entwich die Erinnerung an die Episode des Kaiserreichs aus dem Gedächtnis der leichtlebigen Nation. —

In dem Turmzimmer der Hacienda San Nicola saß eines Morgens Moritz, in die malerische Tracht des Landes gekleidet. Der junge Gatte hatte dieses Zimmer, in welchem er die bängsten und seligsten Minuten seines Lebens verbracht, für sich einrichten lassen. Hier arbeitete er, pflichttreu und emsig, seitdem er die Verwaltung des Gutes in seine Hände genommen hatte; denn Estaban de Castilio war Mitglied der Regierung geworden und nach der Hauptstadt übergesiedelt.

Nicht oft störte Giralda den Fleißigen; heute indessen besuchte sie ihn. Mit sinnendem Ernst in den schönen Zügen trat sie leise herein und legte ihm leicht die Hand auf die Schulter.

„Was wünschest du, mein Herz?" fragte er, sich umwendend.

„Hast du das heutige Datum beachtet, Moritz?"

„Noch nicht. Die neue Wasserleitung hat mich ausschließlich beschäftigt. Sieh' nur, wie prächtig sich alles fügt! Wir gewinnen ein Areal für Weizen, wovon wir ganz Tulancingo speisen können!"

„Ich sehe. Aber laß deine Pläne einen Augenblick. Denke einmal fünf Jahre zurück."

Sie strich dem Gatten das krause Haar von der Stirne und sah ihn liebevoll an. Moritz nahm ihre Hände in die seinen und zog sie zu sich nieder.

„Jetzt weiß ich's. Der Tag ist's, der dich mir schenkte. Deine Liebe ging mir auf in tiefster Finsternis."

Es durchschauerte ihn.

„Sie siegte erst in mir, nachdem ich dich geopfert hatte," erinnerte Giralda und ihre Stimme zitterte.

„Schwer hast du kämpfen müssen. Der Böse in Gestalt jenes Barrajal stand leibhaftig wider dich."

„Laß ihn ruhen, den Schrecklichen; er hat sich selbst gerichtet."

„Eine höhere Macht war über ihm," sagte Moritz sinnend. „Infam kassiert, gab er sich den Tod. Es war nicht seine That; blind vollzog er ein Urteil an sich, das längst da oben gesprochen war."

Er blickte ernst empor. „Er hat es wohl mit uns gemacht, der Leiter unserer Schicksale," fuhr er fort. „Mich hat er aus dem Abenteuer in die Ordnung geführt, aus der Gefahr in stille Sicherheit, aus dem Tumult wilder Kräfte in geregelte, beglückende Thätigkeit. Mit dir hat er mir eine Heimat gegeben, die ich liebe, weil sie die deine ist —, in der ich mit jedem Korn, das ich säe, eine neue Wurzel schlage. O Giralda, wie ist das Leben so schön!"

Als sie ihm bewegt an die Brust sank, drückte er sie an sich und küßte ihre weiße Stirne.

Sich erhebend, sagte sie: „Laß uns miteinander hinabgehen zu Huencas Grab."

Und schweigend, in enger Umarmung, verließ das Ehepaar das Turmzimmer in der Hacienda San Nicola.

Der Porträtmaler der deutschen Klassiker.

Von

Richard Muther.

Von einem „Porträtmaler der deutschen Klassiker" zu reden, kann sonderbar erscheinen. Wer die Lieferungen von Rolletts „Goethebildnissen" durchblättert hat, weiß, wie viele Künstlerhände allein dafür thätig

waren, die Züge unseres größten Dichters im Bilde festzuhalten. Da tritt uns der Offenbacher Maler Georg Oswald May entgegen, der uns das beste Porträt des jungen Goethe schenkte; der alte Goethe ist durch die Bilder von Luise Seidler, Rabe, Jagemann, Vogel, Sebber und Stieler im Volke bekannt geworden. Lessing wurde ebenfalls von Georg Oswald May und Johann Heinrich Tischbein gemalt, und auch an Schiller hat Tischbein seine Kraft versucht. Die Fälle, in denen diese Künstler Dichterporträts lieferten, stehen jedoch ziemlich vereinzelt da. Fragt man nach dem Porträtmaler unserer Klassiker κατ᾽ ἐξοχήν, so ist nur ein Name zu nennen: Anton Graff. Er war es, der nicht nur alle unsere Geistesheroen malte, sondern auch in der Auffassung ihrer geistigen Größe sämtliche anderen Künstler übertraf.

Graff entstammte einfachen Verhältnissen. Er war am 18. November 1736 in Winterthur geboren, wo sein Vater eine Zinngießerei besaß. Schon während der Schulstunden bekritzelte er seine Schreibhefte und ledernen Beinkleider mit Figuren. Ostern 1753 wurde er einem Winterthurer Dekorationsmaler Ulrich Schellenberg als Lehrling übergeben. Das Leben, das jetzt für ihn begann, war nicht dazu angethan, einen großen Künstler aus ihm zu machen. Er hatte Farbe zu reiben, Pinsel zu reinigen und andere Handlangerdienste zu verrichten. Nach Schluß des ersten Lehrjahres wendete er sich dem Porträtfache zu, weil er glaubte, als Bildnismaler am ehesten sein Fortkommen in der Welt zu finden. Im Juni 1756 gingen seine Lehrjahre zu Ende. Sein Lehrmeister Schellenberg gab ihm eine Empfehlung an Johann Jakob Haid, den Kupferstecher und Verleger großer Prachtwerke in Augsburg, und so richtete Anton nach der alten Reichsstadt am Lech seine Schritte. Aber sein Aufenthalt daselbst war nicht von langer Dauer. Er hatte kaum durch Haids Vermittelung einige Beschäftigung gefunden, als auch schon die zünftigen Meister auf den Eindringling neidisch wurden und ihn Ende 1757 zwangen, die Stadt zu verlassen. Wie ihn Schellenberg an Haid empfohlen hatte, so empfahl ihn dieser an den Hofmaler Schneider in Ansbach, der gerade einen Gesellen brauchte. In Schneiders Werkstatt hatte Graff fast ununterbrochen Porträts Friedrichs des Großen, die damals zur Zeit des Siebenjährigen Krieges von jedermann gekauft wurden, zu kopieren. So geisttötend eine solche Thätigkeit war, so hat er sich dabei doch jene Sicherheit und Fertigkeit des Pinsels angewöhnt, die ihn von nun an durch sein ganzes Leben begleitet. Außerdem sah er im markgräflichen Schlosse auch tüchtige Porträts von Rigaud und Kupetzky, die ihn zu höherem Streben begeisterten. Im Februar 1759 traf ein Brief von Haid ein, worin dieser ihn einlud, wieder nach Augsburg zu kommen, weil seine hauptsächlichsten Gegner gestorben wären. Er that es, und begann dort eine rege Thätigkeit. Auch nach München und Regensburg reiste er, teils um die dortigen Sammlungen zu studieren, teils um in den Bürgerhäusern Porträts zu malen. Er war schon ein gut situierter Künstler, als er Ende 1765 nach neunjähriger Abwesenheit seine Heimat wieder besuchte. Dieser Aufenthalt in der Schweiz bildete in seinem Leben den entscheidenden Wendepunkt. Er lernte in Zürich den Buchhändler Salomon Geßner kennen, bei dem er wohnte. Dessen Schwager, der Amtmann Johann Heidegger, hatte während einer Reise durch Deutschland in Dresden Christian Ludwig von Hagedorn, den Generaldirektor der dortigen neuerrichteten Kunstakademie kennen gelernt und von diesem gehört, daß für das Porträtfach in Dresden eine passende Kraft mangele. Heidegger hatte dem Direktor von Graff erzählt, und Hagedorn machte dem Künstler den Vorschlag, nach Dresden zu kommen und ein Probebild zu malen. Wenn es gefalle, solle er mit 400 Thalern jährlichen Gehalts als Lehrer an der Kunstakademie angestellt werden. Um nicht die Reise vergeblich zu machen, schickte Graff von Zürich aus sein Selbstporträt als Probebild nach Dresden ab. Dieses fand Beifall, Graff wurde berufen und langte am 7. April 1766 in der sächsischen Residenz, dem damaligen Athen für die bildenden Künstler, an. Rasch erwarb er sich das Vertrauen der dortigen Kreise, und von jetzt an folgte ein wichtiges Porträt auf das andere.

Das erste interessante Bild, welches er malte, war das des Satirikers Gottlieb Wilhelm Rabener, der als Steuerrat in Dresden lebte. Rabeners Wesen spiegelt sich in diesem jetzt im großherzoglichen Museum in Weimar bewahrten Porträt trefflich wieder. Man sieht es dem gutmütigen, friedlich blickenden Manne mit dem großen Haarbeutel, dem weißen Halstuche und dem roten Samtrocke an, daß seine Satiren niemand tiefe Wunden schlugen, daß er sogar den rohen Landjunkern, klatschenden Frauen und pedantischen Schulmeistern, die er in seinen Versen verspottete, im Grunde seines Herzens nicht ernstlich gram war.

Des Künstlers Thätigkeitsfeld wurde um so größer, da er sich nicht auf Dresden beschränkte, sondern von dort aus die Städte der Umgegend aufsuchte. Im Frühjahr 1769 reiste er zum erstenmal nach Leipzig, wo die Verbindung mit einem reichen kunstsinnigen Buchhändler für ihn besonders wichtig wurde. Philipp Erasmus Reich, der Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung, in dessen Hause bekanntlich Goethe während seiner Leipziger Studienjahre angenehme Stunden verlebte, hatte einen ähnlichen Plan gefaßt wie der Dichtervater Gleim in Halberstadt. Wie dieser schon seit einem Jahrzehnt die verschiedensten Maler für seinen Freundschaftstempel in Bewegung setzte, so beschloß auch Reich, sich eine Porträtsammlung von Dichtern und Gelehrten aus seiner Bekanntschaft anzulegen, und neben Heinrich Tischbein wurde ausschließlich Anton Graff von ihm beschäftigt. Es entstand im Laufe der Jahre eine herrliche Porträtgalerie, die später von Reichs Witwe der Leipziger Universitätsbibliothek geschenkt wurde, wo sie sich noch jetzt, vollständig erhalten, befindet. Der erste, welcher dem Maler saß, war der alte Fürchtegott Gellert. Graff malte den Dichter kurz vor dessen Tode, und man liest es aus dem mageren Gesicht mit den grauen lebensmüden Augen heraus, welche zerstörende Wirkung die Andachtsübungen und Selbstquälereien, mit denen Gellert in seinen letzten Jahren alle seine guten Stunden verkümmerte, auf den siechen Körper des Dichters ausgeübt hatten. Unter

dem sorgsam gepuderten Haar treten die leidenden Züge um so krankhafter hervor. — Der Tragödien- und Komödiendichter Christian Felix Weisse, den Graff gleichzeitig malte, macht dagegen mit seinem vollen Gesicht und den kleinen blauen Augen, dem olivengrünen mit Agraffen verzierten Rock und der großen gewellten Perücke nur den Eindruck eines selbstzufriedenen, geistig unbedeutenden Lebemannes. — Andere interessante Bilder, die damals entstanden, sind diejenigen des von Goethe so arg verspotteten Professors Clodius und seiner Gemahlin. Die letztere, eine echte Rokokodame mit zartem weißen Teint, merkwürdig hellblauen Augen und weißblondem, sorgsam frisiertem Haar fesselt das Auge am längsten. Das weißseidene, dreieckig ausgeschnittene und mit weißen Spitzen ausgeschlagene Kleid und die mit dunkelbraunem Pelz verbrämte blauseidene Jacke sind eine glücklich gewählte Toilette. Das mit rotem Plüsch überzogene Sofa, auf dem sie sitzt, bildet einen wirksamen Hintergrund. Clodius dichtete nach Empfang der beiden Bilder die überschwenglichen Verse, die später auch in seinen „Neuen vermischten Schriften“ abgedruckt wurden.

An den Herrn Hofmaler Graf.

So oft dein Pinsel, Graf, kühn der Natur gebeut,
So oft vermählt sich Reiz mit sich'rer Aehnlichkeit;
An der Vergänglichkeit der Leinwand dich zu rächen,
Sollst du unsterblich sein, und Bause soll dich stechen!

Beide Bilder befinden sich jetzt im städtischen Museum zu Leipzig.

Im Frühjahr 1771 reiste Graff im Auftrage Reichs nach Berlin, um dort die Porträts des Oberkonsistorialrates Spalding, des Theaterdirektors Ramler, des Philosophen Moses Mendelssohn und des Aesthetikers Sulzer anzufertigen. In Spalding tritt uns ein einfacher wohlmeinender Geistlicher mit vollem roten Gesicht und bieder treuherzigen blauen Augen entgegen, zu dem die scharf geschnittenen Züge des feinen Kritikers K. W. Ramler einen sonderbaren Gegensatz bilden. Auch Moses Mendelssohn mit seiner hohen Stirn, dem großen braunen Auge, der spitzen Nase und dem etwas verbissenen Mund ist vorzüglich charakterisiert. Ganz im Gegensatz zu Ramler hat er wenig auf sein Aeußeres gehalten. Er saß dem Maler in einem braunen Hausrock und einer graugrünen bis oben zugeknöpften Weste. Wodurch er sich aber von allen Zeitgenossen auffällig unterscheidet, das ist der dunkle Bart unter dem Kinn und die große schwarze Perücke, unter der die Augen funkelnd hervorleuchten. — Johann Georg Sulzer, der Verfasser der „Theorie der schönen Künste“ schließt sich dagegen wieder vollständig der zeitgenössischen Mode an. Die graue gewellte Perücke, der rote Samtrock, die feine Halsbinde und der saubere Busenstreif zeigen uns den vornehmen, dem Hofe Friedrichs des Großen nahestehenden Akademiker, während die großen dunklen, von starken schwarzen Brauen beschatteten Augen den biederen Schweizer nicht verleugnen können. Sowohl Mendelssohns als Sulzers Porträt fand bei den Zeitgenossen große Anerkennung. Beide werden als „Bildnisse zweier Philosophen“ bezeichnet, „die als solche betrachtet, vielleicht künftig einmal dem Jünglinge, der sein Herz der Liebe zur Weisheit öffnet, den stillen Wunsch ablocken, dessen sich von seinen jungen Jahren Leonhard Aretin bei Erblickung des Petrarkischen Bildnisses rühmt: Erat meo cubiculo picta Francisci Petrarchae imago, quam ego quotidie aspiciens incredibili ardore studiorum eius incendebam.“

Die Stunden im Hause Sulzers waren für Graff noch in anderer Beziehung wichtig. Er fand in Sulzers Tochter Auguste eine liebenswürdige Braut. Ferner machte er die Bekanntschaft Lessings, dessen Bild zu des Künstlers vorzüglichsten Leistungen gehört. Ueber Lessings Persönlichkeit haben wir ausführliche zeitgenössische Nachrichten. „Der Gesamteindruck war wegen der harmonischen Zusammenwirkung ein wohlthuender. Das Schönste an ihm war das Haupt, welches er auf dem gedrungenen Halse natürlich und frei emporzurichten pflegte. Aber vor allem waltete auf dem geistvollen Antlitze von blühender, nicht gerade roter Gesichtsfarbe das offene klare tiefdunkelblaue Auge. Der Blick war nicht stechend, nicht herausfordernd, aber entschieden und unbefangen, gleichsam ein ungetrübter Spiegel, der seinen Gegenstand rein und scharf auffaßt. Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprühten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse. Dieses Auge war aber von um so gewaltigerer Wirkung, als es in leuchtender Milde schon aus weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixieren vermochte.“ Genau dieser Beschreibung entsprechend, tritt uns Lessing auf dem Graffschen Bilde entgegen. Der Körper ist von rechts gesehen, Kopf und Blick nach vorn gewandt. Der Dichter trägt einen roten Samtrock, Weste von derselben Farbe, gepudertes, an den Seiten in eine Rolle gelegtes Haar, weiße Halsbinde und Busenstreif. Das zwischen dem 20. und 29. September 1771 im Sulzerschen Hause in Berlin gemalte Originalbild war zuerst Lessings Eigentum, wurde dann nach Hamburg gebracht und 1776 von Lessings Freund, dem dortigen Kaufmann August Gottlieb Schwalb, erworben; im Jahre 1840 erstand es der Senator Pehmöller in Hamburg und 1878 für 2600 Mark der Großneffe des Dichters, Herr Stadtgerichtsrat Lessing in Berlin. Neben diesem Hauptbilde gibt es drei Repliken. Die gelungenste wurde von dem Buchhändler Dr. Härtel der Leipziger Universitätsbibliothek geschenkt, die zweite befindet sich in der Galerie des Herrn J. M. Ziegler in Basel, die dritte, aus dem Nachlasse von Matthias Claudius stammende, bei Herrn A. Perthes in Gotha. Gestochen wurde das Bild 1772 von Bause und 1850 von Lazarus Gottlieb Sichling für die bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Bildnisse berühmter Deutschen.“ Es ist das vorzüglichste Porträt, das uns von unserem großen Schriftsteller erhalten ist, und verdient selbst vor den Tischbeinschen und Mayschen Bildern den Vorrang. Das für Gleims Freundschaftstempel um 1770 von Georg Oswald May gemalte Bild ist zwar trefflich, wurde von Goethe in hohem Grade verehrt und ist auch später für die Gesichtszüge der Braunschweiger Denkmalstatue von Rietschel benützt worden. Das lebensgroße Brustbild von Johann Heinrich Tischbein in der Berliner Nationalgalerie, welches Lessing in seinem dreißigsten

Lebensjahre darstellt, läßt ebenfalls in Bezug auf Porträtähnlichkeit nichts zu wünschen übrig. Worin aber beide hinter der von Graff herrührenden Darstellung weit zurückbleiben, das ist die Auffassung der geistigen Größe des Mannes; erst Graff zeigte sich nicht nur als Physiognom, sondern als Psycholog, erst sein Bild enthüllte ganz das Wesen des kühnen und besonnenen, bahnbrechenden und klaren Geistes.

Während eines Aufenthaltes in Leipzig 1773 malte Graff für Reich den Prediger der reformierten Gemeinde Zollikofer, den Theologen Ernesti und den Philosophen Garve. Gleichzeitig entstanden die beiden Bilder des Historikers Johann Gottlob Böhme und seiner Gemahlin. Hofrat Böhme, an welchen der junge Goethe, als er die Leipziger Universität bezog, zum Zwecke der Regelung seines Studienganges durch seinen Vater empfohlen wurde, und der bekanntlich den dichterischen Neigungen des angehenden Studenten einen starken Widerstand entgegensetzte, ist auch seinem Aeußeren nach der echte deutsche Professor des 18. Jahrhunderts. Der Maler hat ihn docierend dargestellt, wie er in einem braunen, an den Aermeln mit Aufschlägen und Brüsseler Manschetten versehenen Samtrock, gepudertem Haar und Haarbeutel auf dem Katheder steht, die linke Hand in die Seitentasche des Rockes steckt, mit der rechten eine lebhafte Bewegung macht. In dem Seitenstücke wird uns leider nicht die erste Frau des Professors, Marie Rosine, geb. Görz, welche auch ihrerseits den jungen Dichter in die Schule nahm, sondern die zweite, Christiane Regine, geb. Hetzer, vorgeführt, die sich eines derartigen litterargeschichtlichen Ruhmes nicht erfreut. Beide Bilder, die im Jahre 1782 durch Bause ganz vortrefflich in Kupfer gestochen sind, wurden kürzlich von Professor J. M. Bertrand in Dresden der dortigen Gemäldegalerie geschenkt; von demjenigen Böhmes hängt eine durch Ernst Gottlob gefertigte Kopie in der Leipziger Universitätsbibliothek.

Von Juni bis Ende September 1781 machte Graff eine Reise nach der Schweiz. Das künstlerische Ergebnis derselben waren die Entwürfe für die Porträts von Bodmer und Geßner, die er im März 1782 auf die Ausstellung der Dresdener Kunstakademie lieferte. Hier haben wir zum erstenmal zwei Bilder ohne Perücke. Johann Jakob Bodmer, der große Gegner Gottscheds, stand in seinem 83. Jahre, als er Graff in Zürich saß. Er ließ sich in seinem braunen Hausrock, mit dickem roten Halstuch malen. Die Augen, die unter den starken, buschigen, weißen Brauen lebhaft hervorblicken, lassen nicht ahnen, daß wir es mit einem Greise zu thun haben. Nur der kahle Kopf, die eingesunkene Brust und die gebückte Haltung verraten, daß die Tage des Dichters gezählt sind. Goethe erwähnt das Bild in „Dichtung und Wahrheit“ und sagt, daß es Bodmers ehrwürdige Person besser wiedergebe, als sie in Worten geschildert werden könne, „mit seinem Blick der Beschauung und Betrachtung“. — Auch der Idyllendichter Salomon Geßner, Graffs Freund, ließ sich vom Künstler in einem weiten, mit Seide gefütterten Hausrock, nachlässig offenstehendem Hemd und einem dicken Halstuch malen. Obwohl er erst 51 Jahre alt war, zeigt doch das volle Gesicht bereits Falten und Runzeln und ist der Kopf nur hinten von spärlichen dunklen Haaren bedeckt; auch Geßner hatte bekanntlich nur noch sieben Jahre (bis 1788) zu leben. Beide Bilder werden heute in der Porträtsammlung des Herrn J. M. Ziegler in Basel bewahrt.

Besonders reich an interessanten Bildern war jedoch das Jahr 1785.

In erster Linie verließ eines der schönsten Frauenporträts Graffs Staffelei: Das Bild Minna Stocks, der Mutter Theodor Körners, als Braut. Ueber die Entstehung und die Schicksale des Bildes hat Graff selbst später ausführlich berichtet. Minna Stock war nach seiner Erzählung während ihrer Brautzeit von wunderbarer Schönheit: „Eine Gestalt wie Minerva, mit reichem schwarzgelockten Haar, feurigen dunklen Augen voll Geist und Leben, einem bräunlichen Teint, durchschimmert von Rosenrot, Stirn, Nase, Mund, Kinn von den edelsten Formen und eine Büste voll und gerundet, es war zum Entzücken. Von der seltenen Schönheit ganz bezaubert, bat ich Demoiselle Stock, mir das Vergnügen zu gewähren, sie zu malen. Ihr Vater, der Kupferstecher Stock, mein guter Freund, gab gern seine Einwilligung, und Minna, damals die verlobte Braut Körners, freute sich darauf, ihren Bräutigam an seinem Geburtstage damit zu überraschen. Noch niemals hatte ich ein Bild mit so viel Lust und Liebe gemalt wie dieses, nie war mir eines besser gelungen, noch wird mir eines wieder so gelingen; ich hatte meine Freude daran. Noch war das Oel nicht getrocknet, aber Minna brachte das noch nicht gefirnißte, noch nicht eingerahmte Bild zu ihrem Liebsten, der mich versicherte, er würde es geküßt haben, wenn nicht das Original ihm näher gestanden hätte. Doch das Lamento folgte auf der Stelle. Körners Vater war Superintendent, und zwar ein strenggläubiger von dunkelster Färbung und schwer herabhangender Wolkenperücke! Als das glückliche Brautpaar ihm das Bild auf sein Zimmer bringt und dem Papa eine große Freude zu machen gedenkt, ruft er mit Entsetzen aus: ‚Ein Sündenkonterfei! ein heidnisches Götzenbild! eine Venustochter ohne Scham und Scheu! Dergleichen werde ich weder vor meinen noch vor euren Augen dulden!!‘ Mag im allgemeinen die große Anmut und Schönheit einen bezaubernden Eindruck auf den frommen Mann gemacht haben, im einzelnen aber der den züchtigen Busen nur leicht verhüllende Schleier unbequeme Empfindungen erregt haben — kurzum, der hochpriesterliche Scharfrichter schnitt die Leinwand mit dem Federmesser aus dem Blendrahmen, legte das Bild wie einen Bogen Papier zusammen und gab es dem verstummten und erstaunten Sohne mit der strengen Weisung, ein so unchristliches Bild ihm nie wieder vor die Augen zu bringen. Erst hier in Dresden habe ich das über mein schönstes Bild verhängte Strafgericht erfahren. Wo dasselbe ein Ende genommen, konnten mir die lieben Körners selbst nicht sagen. Mein Freund hatte es in dem Zustande, wie es der Vater zugerichtet, versteckt; bei dem bald darauf erfolgten Umzuge der Neuvermählten nach Dresden war es nicht wieder zum Vorschein gekommen, und niemand weiß, wo es ein Ende genommen.“ Im Jahre 1831, als nach dem Tode des Staatsrates Körner Friedrich Förster mit dessen

Witwe den Nachlaß ordnete, kam das Bild, in einem Notenpaket verborgen, wieder zum Vorschein. Frau Körner schenkte es Friedrich Förster, dieser ließ es in Berlin restaurieren, und durch ihn kam es an das Körnermuseum in Dresden, wo es noch jetzt hängt „zu aller derer, die es betrachten, Erbauung und Freude." Man kann sich in der That kaum ein lieblicheres Bild denken und weiß nicht, soll man mehr die Natur bewundern, die so etwas Vollendetes schaffen konnte, oder die Kunst, mit welcher der Maler das herrliche Gebilde auffaßte und auf der Leinwand wiedergab. Das Format ist oval. Die Büste ist von vorn gesehen, der Kopf mit dem schwarzen, sinnvollen Auge und der feingeschnittenen Nase scharf nach rechts gewandt. Minna Stock trägt langes schwarzes, von einem blauen Samtbande zusammengehaltenes Haar, das in zwei starken Locken auf beide Schultern herabfällt, und ein hellblaues Mieder. Der Busen ist nur wenig von einem feinen schleierartigen Tuche verhüllt, das sie über die Schultern gelegt und über der Taille zusammengebunden hat; Rücken und Arme bedeckt ein schwarzseidener Umhang.

Das Bild zeigte uns das herrliche Mädchen als Braut. Am 7. August 1785 feierte Christian Gottfried Körner im Gartenhause des Superintendenten Körner in Leipzig mit Minna Stock seine Hochzeit, und auch im Hochzeitskostüm hat uns Graff die beiden dargestellt. Gottfried Körner trägt gepudertes, an den Seiten in lose Rollen gelegtes Haar, blauen Samtrock mit einer Knopfreihe, weiße Weste mit überfallendem Kragen und sitzt an einem Tische, auf dem der bis zur Handwurzel gemalte linke Arm ruht. Minna hat sich zur Hochzeit ihre dunklen Locken pudern lassen. Der Körper ist von rechts gesehen, der Kopf voll nach vorn gewendet. Die junge Frau ist ebenfalls sitzend dargestellt und legt die verschlungenen Arme in den Schoß. In das Haar, von dem eine lange Locke auf die linke Schulter herabfällt, hat sie ein blaues Band geschlungen. Der weiße Hochzeitsschleier umrahmt in vielen Falten ihre ganze Gestalt, und das weißseidene, weit ausgeschnittene Kleid mit blauer Schärpe hebt ihre jungfräuliche Erscheinung noch mehr hervor. Beide Bilder besitzt jetzt Herr Oberförster Ulrich in Jarocin in Posen.

Bald nach der Vermählung siedelte Körner mit seiner jungen Frau und deren älterer Schwester, der Künstlerin Dora, nach Dresden über. Diese drei herrlichen Leute, Körner mit den hellen blauen Augen, den festen gesundheitstrotzenden Zügen, der vollen Brust und den sinnlich kräftigen Lippen, Minna mit dem lieblichen Profil und der reizenden Figur, endlich Dora mit den geistreichen Zügen und dem großen, vielsagenden Auge haben seitdem den intimsten Umgang der Graffschen Familie gebildet. Durch Körner wurde Graff auch mit Schiller, der im September 1785 nach Dresden kam, bekannt. Das Bild, das Graff damals im Körnerschen Hause zu Dresden von Schiller entwarf, wurde früher im Schillerhause in Gohlis bewahrt, kam aber von da vor mehreren Jahren an das Körnermuseum in Dresden, wo es neben den Bildnissen Christian Gottfried Körners und Minna Stocks prangt. Es zeigt uns den Dichter im Alter von 26 Jahren. Der Körper ist von rechts gesehen, das Gesicht mit dem hellblauen Auge, der Adlernase und hohen Stirn nach vorn gewandt. Schiller trägt einen blauen Rock mit breit umgeschlagenem Kragen und weit offenstehendes Hemd. Er sitzt an einem Tisch, auf welchem eine runde Dose liegt, hat die rechte Hand auf denselben aufgelegt und stützt mit der linken die Schläfe. Der Kopf ist wenig nach links geneigt, das lange flachsblonde Haar schlicht nach rückwärts gestrichen. Die Art, wie sich Schiller während der Sitzungen benahm, ist für ihn besonders bezeichnend. „Das Porträt Schillers," erzählte Graff später, „hat mir die größte Not, zuletzt aber auch die größte Freude gemacht; das war ein unruhiger Geist, der hatte, wie wir sagen, kein Sitzfleisch. Nun liebe ich es zwar sehr, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie Oelgötzen regungslos dasitzen oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe doch zu weit, ich war genötigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht stillhielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung festzubannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gesessen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Ich meine, den Dichter des Don Carlos, aus welchem er mir während der Sitzungen vordeklamierte, in einem glücklichen Momente aufgefaßt zu haben." Das Bild ist sehr oft in Kupfer gestochen worden, doch gibt es leider keinen Stich, der dem Originale vollkommen entspräche.

Um dieselbe Zeit hat Graff noch ein anderes wichtiges Bild entworfen. Er reiste jeden Herbst nach Karlsbad, das damals ein Sammelplatz der litterarischen Größen war. 1785 traf er dort mit Herder zusammen, dessen Porträt er für Gleim zu malen hatte. Es ist das einzige Bild, das uns von Herder erhalten ist. Der Dichter, den Körper nach links, das Gesicht mit der scharfgeschnittenen Nase und den geistreichen, von geschwungenen Brauen beschatteten braunen Augen nach vorn wendend, trägt eigenes dunkles, an den Seiten und im Nacken in lose Rollen gelegtes Haar, schwarzen, bis oben zugeknöpften Rock mit Stehkragen, dunkle Halsbinde und weißen Umlegkragen. Das Bild befindet sich im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt und wurde von L. G. Sichling für die bei Brockhaus erscheinenden „Bildnisse berühmter Deutschen" gestochen.

Unsicher ist, wann und wo Graff mit Bürger zusammenkam, doch scheint das Bild, das er uns von diesem entwarf, in den letzten Lebensjahren des Dichters (um 1790) entstanden zu sein, als schon das regellose Leben, die gedrückten Verhältnisse und die drei unglücklichen Ehebündnisse die Lebenskraft desselben untergraben hatten. Wir sehen ihn in einem hellbraunen Hausrock mit breit umgeschlagenem Kragen, weißer Halsbinde, weißer Weste und großer grauer Perücke. Das scharfgeschnittene Gesicht mit der spitzen Nase ist vom Leiden durchfurcht. Das große, dunkle, melancholische Auge blickt wehmütig auf den Beschauer und scheint diesem überall zu folgen. Das Bild, nach dem ein Kupferstich noch nicht angefertigt wurde, ist im Besitze des Herrn Kommerzienrates Zschille in Dresden.

Etwa gleichzeitig mit diesem Bilde mag dasjenige

des mit Bürger und andern Mitgliedern des Hainbundes befreundeten, in der litterarischen Welt durch Epigramme, poetische Episteln und durch seine „Lieder zweier Liebenden" bekannten Leopold Friedrich Günther von Goeckingk entstanden sein. Goeckingk war kein schöner Mann, wenn er auch durch feine Toilette sein Aeußeres zu heben suchte; namentlich die dicke, unförmliche Nase gibt dem Gesicht einen häßlichen Ausdruck. Das Original ist leider nicht mehr aufzufinden, doch gibt es von dem Bilde eine Kopie, welche Gleim für seinen Freundschaftstempel von Kehrer anfertigen ließ, und einen Stich, den Bause 1797 lieferte.

Auch Wielands Porträt, das Graff am 5. März 1796 auf die Ausstellung der Dresdener Kunstakademie lieferte, ist uns nur in einem von Bause 1797 angefertigten Stiche erhalten, welcher das Titelblatt zu dem 30. Bande der in Leipzig bei Göschen erschienenen Prachtausgabe von Wielands Werken schmückt. Der Dichter, in seinem 64. Jahre dargestellt, beinahe von links gesehen, aber Kopf und Blick nach vorn wendend, trägt eigenes, in eine Rolle gelegtes Haar, engen, breitkragigen Rock mit großen Knöpfen, Halsbinde, Busenstreif und Spitzenmanschetten. Der rechte Arm hängt frei herab, die linke Hand ist in dem vorn aufgeknöpften Rocke verborgen.

Wieland ist der letzte unserer Klassiker, den Graff malte. Von unseren großen Geistesheroen hatten ihm demnach Lessing, Wieland, Herder und Schiller gesessen, unter den kleineren waren Gellert, Uz, Bürger, Goeckingk von ihm gemalt worden, ihnen wieder hatte sich eine ganze Reihe anderer litterarisch interessanter Personen angeschlossen. Schade, daß dieser herrlichen Galerie das Haupt fehlt: Goethe, der nach den neuesten Untersuchungen sicherlich nie von Graff gemalt oder gezeichnet worden ist, wie man früher fast allgemein annahm.

Es gibt nämlich einen Stich von C. Barth, bald mit der Angabe „in Frankfurt", bald „in Darmstadt", bald ohne jede Ortsangabe, meistens als Beilage zu Verlagswerken des Hildburghauser Instituts verwendet. Derselbe wurde in der Mitte der dreißiger Jahre den „Zeitgenossen" (2. Jahrgang Nr. 27), 1839 dem Meyerschen Konversationslexikon (Band I Lieferung 2), 1843 der „Familienbibliothek der deutschen Klassiker", im Anfange der fünfziger Jahre der „Nationalbibliothek der deutschen Klassiker", schließlich 1857 Meyers „Neuem Konversationslexikon" beigelegt; Einzelabzüge wurden von seiten des Bibliographischen Instituts wohl an 50000 verbreitet. So ist dieses Bild von allen Goethebildnissen das populärste geworden, und es verdient diese Verbreitung, weil der Stich in der That von allen vorhandenen der schönste ist. In denjenigen Abzügen nun, auf welchen die Künstler genannt sind, findet sich als Stecher Barth, als Zeichner Graff angegeben, indem sie entweder die Notiz bieten „Graff del." oder „Graff gez." Dies hat zu der allgemein verbreiteten Auffassung geführt, Anton Graff habe auch Goethe gemalt und in dem in Rede stehenden Stich hätten wir seine Auffassung von Goethe vor uns. Das ist falsch.

Es ist unmöglich, den Barthschen Stich in die Reihenfolge der gleichzeitigen Goethebildnisse einzuordnen. Graff starb 1813, also spätestens 1812 müßte die Zeichnung von ihm hergestellt sein. 1811 wurde Goethe von Luise Seidler, 1814 von Rabe, 1817 von Jagemann, 1823 von Vogel gemalt; alle diese Bilder zeigen ihn unvergleichlich frischer und jugendlicher als der Stich mit seinen scharfen Runzeln. Erst das Sebbersche Gemälde von 1826 und das im Auftrag des Königs Ludwig von Bayern 1828 von Stieler angefertigte zeigen den gleichen Typus.

Der Stich zeigt ferner Goethe nicht nur im gleichen Alter wie das Stielersche Bild, sondern er ergibt sich bei näherer Betrachtung als eine genaue, nur in einem Stücke veränderte Kopie desselben. Auf beiden trägt Goethe denselben Rock mit den seidenbesetzten Aufschlägen, dieselbe Tuchnadel, dieselbe Weste; selbst die Falten des Rockes, die Falten an der Halsbinde, die Anordnung der Haare sind übereinstimmend. Die einzige Abweichung ist, daß auf dem Stielerschen Bilde die Augen nach links gewendet, auf dem Stiche scharf auf den Beschauer gerichtet sind.

Und derjenige, der diese Veränderung vornahm, war kein jüngerer Graff, etwa der Landschaftsmaler Karl, Antons Sohn, sondern Barth, der in seinem Artikel über Goethe im Meyerschen Konversationslexikon ausdrücklich auch die Zeichnung für seine Arbeit erklärt und von seinem darauf bezüglichen Besuche bei Goethe spricht. Die Angabe „Graff del." wurde wahrscheinlich nur aus merkantilen Gründen gemacht, in der richtigen Voraussetzung, daß ein Graffsches Bild beim kaufenden Publikum sicherlich bestens empfohlen sein würde.

Graffs äußeres Leben seit seiner Berufung nach Dresden verlief in der einfachsten Weise. Pekuniär war er nicht schlecht gestellt; er erhielt anfangs als Mitglied der Akademie 400 Thaler Gehalt, die 1774 durch 50 Thaler Quartiergeld vermehrt wurden. 1788 wurde er Professor, und sein Gehalt steigerte sich gleichzeitig von 450 auf 750 Thaler. Bedeutend mehr aber betrug das, was er für Porträts jährlich einnahm, wenn auch immerhin der Preis derselben ein für unsere Verhältnisse sehr geringer war.

Trotz dieser reichen Einnahme lebte Graff sehr eingeschränkt. Er bewohnte auf dem Altmarkte in Dresden nur ein einziges großes Zimmer mit zwei Fenstern. Dieses war seiner ganzen Länge nach durch eine spanische Wand geteilt, in der einen Hälfte war des Künstlers Atelier aufgeschlagen, hier arbeitete er, hier empfing er seine Besuche. In der anderen Abteilung hielt sich seine Familie auf; dieser Raum war Wohn-, Eß- und Schlafzimmer — alles in einem. Zuweilen verpflanzte sich auch hierher ein Stück Kunst; Graff rieb nämlich seine Farben selbst und pflegte dies dort zu besorgen. Er mag sich in seiner Jugend so sehr an die beschränkten Verhältnisse gewöhnt haben, daß er später denselben nicht entsagen konnte. Bis zu seinem am 22. Juni 1813 erfolgten Tode war er ununterbrochen in Dresden thätig, wenn ihn auch in der letzten Zeit ein zunehmendes Augenleiden an der sorgfältigen Ausführung seiner Bilder hinderte.

Was sämtliche Graffsche Werke in der vorteilhaftesten Weise auszeichnet und namentlich den Bild-

nissen unserer Klassiker unvergänglichen Wert verleiht, ist die Einfachheit und Natürlichkeit, mit der sie aufgefaßt sind. Sie sind in dieser Beziehung der Ausdruck einer glücklichen Zeit, wie sie nur einmal in der Kulturgeschichte wiederkehrte. Was die Bilder früherer Porträtmaler des 18. Jahrhunderts so unleidlich macht, ist die Aufgeblasenheit und erheuchelte Grandezza, welche sie in die darzustellenden Persönlichkeiten hineinlegten.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kam dann der Rückgang zur Natur, die Zeit, in der Rousseau seinen „Emile" schrieb und in der Karl August von Weimar der Freund des bürgerlichen Goethe wurde. Diese Periode bringen die Graffschen Bilder in unvergleichlicher Weise zum Ausdruck. Da haben wir keine steifen Posen mehr, sondern überall genrehafte Motive der ungezwungenen alltäglichen Natürlichkeit. Nie versucht Graff irgendwie zu schmeicheln, irgend einen Ausdruck in das Gesicht zu legen, der in demselben nicht enthalten war. Sein Streben war lediglich darauf gerichtet, die geistige Individualität der darzustellenden Person in ihrer ganzen Schärfe und Natürlichkeit auf der Leinwand wiederzugeben. Das haben bereits die Zeitgenossen erkannt. „Ich habe mehr als einmal bemerkt," schreibt Sulzer in seiner Theorie der schönen Künste, „daß verschiedene Personen, die sich von unserem Graff, der vorzüglich die Gabe hat, die ganze Physiognomie in der Wahrheit der Natur darzustellen, haben malen lassen, die scharfen und empfindungsvollen Blicke, die er auf sie wirft, kaum ertragen können, weil jeder bis in das Innere der Seele zu dringen scheint." Und in ähnlicher Weise sagt von ihm ein anderer Zeitgenosse in der „Allgemeinen Zeitung" von 1803: „Graff trifft, wie man sagen möchte, in höherem Sinne, er malt nicht den Leib, sondern den Geist und weiß fast immer mit einem unglaublich glücklichen Takt den Moment zu ergreifen, wo sich nicht bloß eine oder die andere charakteristische Eigentümlichkeit, sondern die ganze Individualität des Inneren in dem ruhigen Aeußeren abspiegelt."

Wer heutzutage Graffs Werke genau und in größerer Zahl studieren will, darf eine oder die andere Reise nicht scheuen, da die Bilder in den verschiedensten Städten verbreitet und, wie es bei Bildnissen natürlich ist, meistens im Privatbesitz zerstreut sind. In Basel kann man die schöne Sammlung des Herrn Dr. J. M. Ziegler bewundern, welche die wohlgelungenen Porträts Moses Mendelssohns, des großen Lessing, des Aesthetikers Sulzer, der Dichter Geßner und Bodmer enthält. In Berlin finden wir in der Akademie der Künste den König Friedrich Wilhelm II., in der Königlichen Bibliothek die schöngeistige Elise Gräfin von der Recke, im Kupferstichkabinet den Maler und Radierer Daniel Chodowiecki, in der Nationalgalerie zwei Bilder des Konsistorialrates Spalding, bei Herrn Stadtgerichtsrat Lessing das oben besprochene Originalporträt Gotthold Ephraims, im Königlichen Schloß Elisabeth Christine von Braunschweig, die Gemahlin Friedrichs des Großen, den schneidigen Prinzen Heinrich, Friedrich Wilhelm II. und seine zweite Gemahlin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, sowie den Schauspieler Iffland; im Hohenzollernmuseum die Sängerin Gertrud Elisabeth Mara und den Philosophen Johann Jakob Engel. Am reichsten an Graffschen Bildern ist natürlich Dresden. In der Königlichen Bibliothek sehen wir den Sprachforscher J. C. Adelung; in der Gemäldegalerie Christian Fürchtegott Gellert, Professor Boehme, sowie den Kurfürsten Friedrich August den Gerechten; im Körnermuseum Friedrich Schiller, Dr. Christian Gottfried Körner und Minna Stock; im Palais am Taschenberg und im Königlichen Schloß viele Familienangehörige des sächsischen Königshauses; dazu kommen die unzähligen Bilder im Privatbesitz, unter denen das schöne Porträt Bürgers bei Herrn Kommerzienrat Zschille das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. In Gotha besitzt das Museum ein gelungenes Bild des Schauspielers Ekhof. In Gleims Freundschaftstempel in Halberstadt sind Bilder des Aesthetikers Sulzer und Johann Gottfried Herders zu finden. Reich ist Leipzig, wo man im Kramerhaus, im Museum, im Rathaus und auch im Privatbesitz zahlreiche Arbeiten von Graffs Hand antrifft und in der Universitätsbibliothek die große Reichsche Porträtgalerie bewundern kann. In München enthält die ältere Pinakothek ein Selbstporträt des Künstlers, die neuere ein Bild Daniel Chodowieckis. In Potsdam finden wir im Marmorpalais Friedrich Wilhelm II., in Sanssouci das vorzügliche Porträt Friedrichs des Großen, das einzige Bild, zu dem der große König wirklich gesessen hat. Das großherzogliche Museum zu Weimar enthält den Satiriker Rabener, Gellert, den Archäologen Lippert und Goethes Freundin Corona Schroeter. Winterthur setzt seinen Stolz darein, viele Arbeiten seines großen Malers zu besitzen. In der Kunsthalle ist Graffs ganze Familie vertreten: Der Künstler als Jüngling im Alter von 17 Jahren, dann als junger Ehemann, wie er mit seiner Frau das Porträt Sulzers betrachtet, Frau Auguste Graff, Graffs Sohn Karl und andere; die Stadtbibliothek bewahrt Bilder verschiedener Winterthurer Schultheißen; unzähliges ist im Privatbesitz verbreitet. Diese örtlichen Entfernungen erschweren das Studium Graffscher Bilder sehr. Aber welche interessante kulturgeschichtliche Galerie würde entstehen, wenn einmal eine Graffausstellung veranstaltet würde, die dem Beschauer Gelegenheit böte, das Zerstreute an einem Orte beisammen zu sehen! Freilich könnte für ein solches Unternehmen nur Winterthur, des Künstlers Geburtsort, oder Dresden, die Stätte seines ruhmreichen Wirkens, in Frage kommen.

Spruch.

Von

Hugo Littauer.

Natur ist eine schöne Frau,
Der alle Farben stehn;
In Grün und Weiß, in Gelb und Blau
Kann sie sich lassen sehn.

Unser Reichskriegshafen an der Ostsee.

Von

Franz Siewert.

Kiel, aus der Vergangenheit eines kleinen Städtchens emporgewachsen, hat sich zu einer lebhaften, in mancherlei großstädtische Formen gekleideten Stadt emporgeschwungen und ist für die arbeitsthätige Provinz Schleswig-Holstein dank einer großen Zahl tüchtiger Männer, die ihm angehören, ein kluges und einflußreiches Haupt geworden. Man kann nicht sagen, daß unsere erste Kriegshafenstadt einen typisch preußischen Anstrich hat, denn dazu treten die Schleswig-Holsteiner noch mit zu großer Bestimmtheit für den historischen Charakter ihres Landes ein. Ueber die Vorteile, welche der Provinz der Anschluß an Preußen gebracht hat, ist man sich in Kiel noch keineswegs einig, und lassen sich doch selbst diejenigen noch zählen, welche nicht einmal dem Scheine nach Preußen sein wollen. Ein französischer Nationalökonom, welcher vor zwei Jahren die Nordmark bereiste, um die wirtschaftlichen Verhältnisse des „meerumschlungenen Landes“ zu studieren, berichtete später in einem französischen Journale über die Bevölkerung als von einem peuple pour soi. Damit hatte dieser Volkswirt einen überaus treffenden Ausspruch gethan, und von diesem Sondergeist der ganzen Provinz steckt ein hervorragender Teil auch noch in dem städtischen Mittelpunkte Kiel.

Dem Beobachter, welcher tiefer in das Wesen dieser Stadt eindringt, wird eine strenge Scheidung des schleswig-holsteinschen von dem hinzugetretenen starken preußischen Bevölkerungselement nicht entgehen, und an der Oberfläche der Gesellschaft prägt sich dieser Unterschied häufig in unzähligen kleinen Rissen aus. Abgesehen davon aber, und für denjenigen, der die Geschichte Schleswig-Holsteins näher kennt, wird darin gar nichts Merkwürdiges liegen, ist Kiel eine Stadt mit recht reichstreuer Gesinnung geworden, und bei jeder Gelegenheit, wo, wie dies namentlich in letzterer Zeit geschehen ist, Fragen an sie herantreten, die mit einem umfassenden universellen Blick zu entscheiden waren, da hat sich Kiel durchaus würdig seines Berufes des nördlichsten Bollwerkes nationalen Kraft- und Sicherheitsgefühls gezeigt. Der Bauart nach prägt sich in Kiel kein Charakter aus. Weder die Gotik noch die Renaissance ist hier seßhaft gewesen, und was die Stadt sonst an hübschen Bauwerken aufzuweisen hat, entstammt der neueren Zeit, ohne daß diese Bauwerke gerade den Anspruch darauf erheben könnten, als Sehenswürdigkeiten gerühmt zu werden. Die malerischen Reize liegen in der Umgebung der Stadt, und was wir versucht haben, von unserem Thema im Bilde zu veranschaulichen, das ist den landschaftlichen Schönheiten entnommen, mit welchen die Natur unseren großen Kriegshafen an der Ostsee freigebig ausgestattet hat. Von hervorragenden Bauwerken wird dem Besucher nur die Universität auffallen, der drittschönste Universitätsbau des Reiches. Kiel rühmt sich, in diesem Punkte mit Recht nur von Königsberg und Straßburg übertroffen zu werden. Diesem schönen Gewand der Christiana Albertina entspricht aber auch ihr Ruf, und namentlich ist die medizinische Fakultät darauf stolz, daß ihre Lehrstühle, unter welchen wohl der Esmarchsche am höchsten im Ansehen steht, einen Ruf im ganzen Lande haben. Sonst zeigt man dem Fremden wohl noch das Schloß (S. 1142), ein altes, zopfiges Gebäude, in welchem Prinz Heinrich seine Wohnung aufgeschlagen und im letzten Winter als fleißiger Schüler der Marineakademie emsigen Studien obgelegen hatte. Die folgenden Skizzen geben ein Bild von der Universität (S. 1141) und einer mit einem hübschen Kriegerdenkmal (welches die Stadt ihren auf den französischen Schlachtfeldern gefallenen Söhnen gestiftet hat) geschmückten öffentlichen Parkanlage, dem sogenannten Schloßgarten (S. 1143), welcher sich zwischen der Alma mater und dem Königlichen Schlosse ausbreitet. Die Marine hat bis jetzt keine städtischen Prachtbauten, vielleicht mit Ausnahme ihrer ganz hübschen neuen Kirche, die jedoch mehr außerhalb der Stadt sich frank und frei auf einer kleinen Höhe in gotischer Architektur erhebt, aufzuweisen. Der Zukunft jedoch gehört ein schöner Neubau der Marineakademie an. Dieses auf einem mächtigen Fundamente langsam entstehende Marineakademiegebäude wird sich in der Villenvorstadt Düsternbrook im Hintergrunde eines Buchenhölzchens ausbreiten und seine imposante Front in den blauen Fluten als schönste Zierde des Hafens spiegeln. Wie sich jene Warte christlichen Glaubens über Hügel und Höhen des Buchtufers erhebt, stellt die Ansicht des Hafens auf S. 1143 dar.

Den Ruf einer gewerkthätigen und geschäftigen Stadt besitzt Kiel mit gutem Rechte. Trotzdem aber gehen Handel und Gewerbe bescheidene Wege. Von den Bahnen, welche der weltbewegende Verkehr im Westen und im Süden eingeschlagen hat, liegt Kiel

Kirche.

Schloß (S. 1140).

Universität (S. 1140).

weit entfernt, und die Wirksamkeit seines Handelsstandes ist bisher auf ein einzelnes Binnenmeer, auf die Ostsee, beschränkt gewesen. Während die Nachbarstädte Bremen, Hamburg, Lübeck und Stettin auf dieser Bahn der überseeischen Konkurrenz sich teils erhalten, teils fortgeschritten sind, hat sich der Handel Kiels mit der bescheideneren Rolle begnügen müssen, den anderen Ostseestaaten als Vermittler zu dienen und die nordischen Produkte einerseits und die Erzeugnisse des Westens andererseits auszutauschen. Was man früher gefürchtet hatte — daß sich die Umwandlung Kiels zum Reichskriegshafen nicht ohne schwere Schädigung der Handelsinteressen vollziehen würde, das ist nicht eingetroffen, und man kann sagen, daß sich im Gegenteil der ganze sichtbare Aufschwung der Stadt in kommerzieller und gewerblicher Beziehung in den wichtigsten Ursachen heute auf den Ausbau der Flottenstation zurückführen läßt, indem nicht bloß mit der rapiden Bevölkerungszunahme in allen Ständen der Konsum auf dem ganzen Marktgebiet gewachsen ist, sondern weil auch auf die lokale Produktion und auf den auswärtigen Warenverkehr die großen Arbeiten der Marine einen tonangebenden, erzieherischen Einfluß ausgeübt haben. An der Spitze der kommerziellen und gewerblichen Interessen Kiels stehen ausgezeichnete Männer, und es darf mit Sicherheit erwartet werden, daß, sobald mit dem Bau des Nord-Ostseekanals die Weltverkehrsstraße an die Ostseeküste gelegt sein wird, Kiel in erster Linie einer großen wirtschaftlichen Prosperität entgegengehen wird.

Für das Bild der Stadt Kiel ist die Marinestation nicht bloß das eigentliche Relief, sondern der Kriegshafen mit allen seinen glänzenden, überraschenden und fesselnden Erscheinungen, das ganze hier konzentrierte Kriegslager unserer Marine der Ostseeküste mit seinem originellen winterlichen Stillleben und seinen geräuschvollen und imposanten sommerlichen Uebungen hat auch die Farben für dieses Bild gemischt und das Marineleben ist der eigentliche Zauberschein, welcher sich darüber ausbreitet.

Als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848 ein preußisches Seekriegswesen ins Leben gerufen und diese preußische Marine glücklicher als die in demselben Jahre vom deutschen Parlamente in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. geborene und bald darauf unter dem Auktionshammer der Reaktion geendete ältere Schwester, die „Deutsche Marine“, sich als lebensfähig erwiesen hatte, da waren ihre ersten Regungen naturgemäß nur schwach und schüchtern. Am Dänholm zu Stralsund und in Stettin wurden die ersten bescheidenen Schwimmversuche gemacht. Später hatte das alte Danzig mit seiner schönen Reede Neufahrwasser nicht mehr genügt, und mit zunehmender Erstarkung, als sich die Zahl der Schiffe gemehrt hatte und das Verständnis für die Bedeutung einer wehrhaften Vertretung unseres Reiches auch zur See reißend gewachsen war, da hatte sich das Bedürfnis nach einem neuen und großen Kriegshafen lebhaft herausgestellt. Solange die preußische Flotte mit ihrer Ausgangsstation auf das östliche Ostseebecken

Ansicht des Hafens mit der Marinekirche (S. 1140).

Schloßgarten mit dem Kriegerdenkmal (S. 1140).

beschränkt war, hatte sie nicht über die Lebensbedingungen einer Binnenmeerflotte hinauskommen können. Erst der große Kieler Hafen und dann später die Station an der Nordsee haben ihr das Streben nach freier Entwickelung ihrer Kraft zur Erlangung wirklicher militärischer Bedeutung gestattet, ihr das freie Weltmeer geöffnet und sie des beengenden Zwanges kleinlicher Konkurrenz mit den Ostseegeschwadern überhoben. Es waren gewichtige Schritte, daß der inzwischen zur Marine des Norddeutschen Bundes erhobenen preußischen Flotte am Gestade der Nordsee in Wilhelmshaven und an der holsteinischen Küste im Kieler Kriegshafen zwei mächtige Stützpunkte geschaffen wurden. Nach der Neuaufrichtung des Deutschen Reiches war die Bundesmarine in die zweite „Deutsche Marine" übergegangen und der Segen oder Unsegen der französischen Milliarden hatte die Mittel zum weiteren Ausbau in reichem Maße gewährt.

Wer die beiden großen Flottenanlagen der deutschen Marine, Kiel und Wilhelmshaven, in ihrem gegenwärtigen Aussehen mit ihrer Erscheinung vor zehn Jahren vergleicht, bekommt einen vollen Eindruck von dem rapiden Entwickelungsgange, in welchem sich diese Flotte bis zu ihrer gegenwärtigen Stärke und ihrem heutigen Ansehen bewegt hat. Kiel nun besonders mit seinem prachtvollen, von der Natur so sehr begünstigten Hafen zeigt ein ganz verändertes Aussehen. Es tritt uns heute ein Komplex großartiger Anlagen entgegen: Trockendocks, Bassins, weitläufige Hellinge, Krahne, Arsenale, Werkstätten, Depots ꝛc., entgegen, auf denen in rastloser Thätigkeit das Seekriegswerkzeug in seiner gewaltigen Größe bearbeitet wird, der Hafen nicht mehr in seiner früheren Ruhe und Stille, sondern als die Bühne unaufhörlich wechselnder kriegerischer Schauspiele, und die früheren waldbeschatteten Gelände der Bucht in seinem waffenstarrenden Gewand von Batterien und Forts.

Kiel gilt als die Hauptstation der deutschen Flotte, weniger wegen seiner strategisch bevorzugteren Lage, als vielmehr weil Kiel mit der größeren und stärkeren Hälfte des schwimmenden Kriegsmaterials zugleich die wichtigsten, der ganzen Marine dienenden Schul- und Bildungsanstalten vereinigt und auch ein größeres Flottenpersonal als Wilhelmshaven besitzt. Die Oberkommandos der beiden Marinestationen, also der Stationschef von Kiel und der Stationschef von Wilhelmshaven, stehen im militärischen Rangverhältnis nebeneinander. Wilhelmshaven ist der Centralpunkt der Küstenverteidigung der Nordsee, in Kiel liegt die Centralleitung der Verteidigung der Ostseeküsten, und alle Küstenwerke an der Nordsee sind dem Stationschef der Nordseestation unterstellt, ebenso wie der Stationschef von Kiel der Ober-

Schleuse bei Knoop (S. 1145).

befehlshaber über den ganzen Ostseeküstenrayon mit Einschluß des Hafens von Danzig ist, wo jetzt nur noch kleine detachierte Flottenabteilungen stationiert sind. Was Organisation des Personals betrifft, so besteht zwischen Kiel und Wilhelmshaven kein Unterschied, und beide Häfen sind auch gleichmäßig der Admiralität in

Fischerdorf Möltenort.

Berlin sowohl hinsichtlich der Kommando- als auch der Verwaltungsangelegenheiten unterstellt.

Die Anlagen der Flotte ziehen sich an beiden Ufern der Förde hin, sie umgürten vorzugsweise aber doch die östlichen Ufer, während auf dem westlichen noch Raum genug für das Ausdehnungsbedürfnis der Stadt geblieben ist. Als die schönste Zierde hat sich auf diesem westlichen Ufer das wegen seiner Schönheit schon früher vielgenannte Düsternbrook aufgebaut, eine Villenvorstadt, die sich über Hügel und Höhen längs des Buchtufers hinzieht, von der schönen Fülle einer anmutigen und alten Buchenholzung beschattet, und mit Lichtungen geschmückt ist, die zum malerischen Ueberblick über den sich zur Rechten ausdehnenden Wasserspiegel der Bucht einladen, während sich zur Linken einladende Wege abzweigen und den Wanderer zu lauschigen Waldstillen an kleinen Seen führen, die hier wie dunkle Augensterne durch die Baumkronen zum Himmel aufblicken. Der Dianenweiher (S. 1149) erfreut sich der lieblichsten Anmut solcher Abgeschiedenheit und immer ist sein Ufer daher auch das begehrteste Ziel der Spaziergänger, welche sich durch eine Einladung zu einem ungestörten Stelldichein mit dieser stillen Natur in Düsternbrook bevorzugt fühlen.

Aber auch in der weiteren Umgebung dieses Vorstadtwäldchens sind Lichtblicke von landschaftlicher Schönheit und das am Eiderkanal belegene und schon vielfach durch die poetische Muse geweihte Knoop

Blick von der Wilhelminenhöhe.

(S. 1144), sowie das nicht weniger reizvoll belegene Wilhelminenhöhe (s. o.) mögen hier in erster Linie genannt werden.

Die östlichen Ufer haben sich im Gegensatz zu dem fashionablen Treiben Düsternbrooks in ihrer ursprünglichen Einfachheit erhalten und von dem Stillleben ihrer Fischerdörfer geben die umstehenden Skizzen ein anschauliches Bild (S. 1145, 1147, 1154).

Die Düsternbrooker Straße ist die belebteste Promenade der Stadt und täglich ergießt sich hier ein Strom von Spaziergängern, deren Ziel vornehmlich die auf einem hohen Ufervorsprung reizend belegene Hotelanlage Bellevue ist, mit welchem die Villenvorstadt und das Wäldchen abschließt. Bellevue (S. 1149)

Fischerdorf Ellerbeck.

hat sich von Jahr zu Jahr mehr zu einem internationalen Sammelplatze distinguierter Badegäste herausgebildet.

Engländer, unter ihnen häufig Offiziere of the Royal Marine Her Majesty of England haben hier mit Vorliebe ein Sommerasyl gesucht. Nächst Engländern pflegen dann Deutschlands Nachbarn im Norden, nächst diesen auch Oesterreicher, sowie holländische, russische und spanische, auch amerikanische, ganz vereinzelt aber nur französische Familien als Sommergäste in Kiel ihr Domizil zu etablieren. Die Franzosen können sich wahrscheinlich nur schwer dazu entschließen, Zeugen der sich kräftig fortentwickelnden deutschen Wehr

Landschaft des östlichen Hafenufers (S. 1146).

zur See zu werden, wie sich denn auch ein französisches Kriegsschiff nach dem Waffengange von 1870/71 noch nie im Kieler Kriegshafen hat blicken lassen sollen. Ein Blick von den Terrassen Bellevues herab läßt das wohlgegliederte System aller Anlagen der Kieler Marinestation nach ihrer Zusammengehörigkeit und Verbindung untereinander viel deutlicher hervortreten, als man dies bei der großen Ausdehnung der Buchtufer erwarten möchte. Und die Perspektive wirkt um so anziehender, als man am Ende der Bucht neben der Stadt auch die mächtigen und breiten Fundamente hoch emporstrebender Arsenale zu Seiten der breiten, nach dem Wasser geöffneten großen Ausrüstungsbassins der kaiserlichen Werfte übersehen kann und hier die Ausgangspunkte für den lebhaften Verkehr erkennt, der sich über den ganzen Hafen bis zu dem Thore der Fortifikationen erstreckt, durch welches sich die Bucht zum Meere öffnet.

Die Werft kann das gewaltigste Werk des Kriegshafens genannt werden. Die Natur war dieser großen Schöpfung (seit 1870) keineswegs entgegengekommen, im Gegenteil hat sich dieselbe Schritt für Schritt ihr Terrain erobern müssen. Kein Gebäude hat sich ohne tragenden Rost auf dem weichen Untergrunde zu erheben vermocht, und nur unter unsäglichen und schweren Kosten hat sich diese Herkulesarbeit zu Ende führen lassen. Die sich innerhalb ihres weitschauenden Mauerrayons erhebenden Bauten sind meist von gewaltigen Dimensionen. Werkstätte reiht sich hier an Werkstätte zu einer sehr großartigen, von einem einheitlichen Geiste geleiteten Schöpfung zusammen. Alles konzentriert sich um die mächtigen, tief aus dem Erdreich gegrabenen und mit dem Hafen durch ein großes Aus- und Abrüstungsbassin in Verbindung stehenden

Docks, die, wie riesige Fischteiche nebeneinanderliegend, durch Pontons von jenen abgeschlossen und zur Aufnahme der riesigen Panzerkolosse bestimmt sind. Im Umkreis des erwähnten Aus- und Abrüstungsbassins stehen die zahlreichen Ausrüstungsmagazine, die mit ihrem bunten Inhalt einen eigentümlichen Anblick bieten. Immer je eins zu einem Schiff gehörig und dessen Namen in Lapidarschrift schon über den Eingangspforten tragend, sind diese Magazine dazu bestimmt, alle zur Ausrüstung ihres betreffenden Schiffes gehörigen Gegenstände vom Kielballast bis zum letzten Wimpel wohlgeordnet in sich aufzunehmen. Diese Werft ist die große Arbeitsstätte der Marine und seit dem deutsch-französischen Kriege ist auf ausländischen Werften kein Kiel eines deutschen Kriegsschiffes mehr gestreckt worden. Die Umgebungen der Werft, früher aus Weiden, Feld und Anger bestehend, sind jetzt von einer mehrtausendköpfigen Gemeinde aus Arbeitern und Werkleuten der Werft vorzugsweise bestehend, die sich zu einer solchen Kolonie zusammengethan haben, bebaut und aus ihrer Mitte erhebt sogar schon eine Kirche ihre Warte.

Neben der kaiserlichen Werft fallen dem Besucher des deutschen Reichskriegshafens an der Ostsee unter den Marineanlagen besonders auch die großen Kasernements in die Augen, in welchen die Mannschaften der Schiffe ihre Winterquartiere aufschlagen. Es sind dies breite, vielstöckige, stattliche, im modernen Stil aufgeführte Gebäude von großen places d'armes umgeben, auf welchen die Matrosen und Mannschaften des Seebataillons (einer Marine-Infanterietruppe) den Winter mit infanteristischen Exercitien und Uebungen zubringen. Die Mannschaftsstämme der Flotte sind die Matrosen- und Werft-Divisionen, das Seebataillon und zwei Matrosen-Artillerie-Abteilungen. Die 2. Matrosen- und 2. Werftdivision, eine Matrosen-Artillerie-Abteilung und zwei Kompagnien des Seebataillons bilden das Reservoir für die Schiffsbesatzungen der Nordseestation, während die 1. Matrosen- und 1. Werft-Division, die 2. Matrosen-Artillerie-Abteilung und die vier übrigen Kompagnien des fast eine Regimentsstärke umfassenden Seebataillons der Ostseestation zugeteilt sind. In Danzig garnisoniert nur ein kleines Marine-Detachement, welches sich aus den Kieler Flottenstämmen ergänzt. Schiffe, welche auf der dortigen Werft nach beendeten Reparaturen zugerüstet werden, werden deshalb auch zur Besetzung nach Kiel übergeführt.

Uferstrand von Bellevue aus (S. 1148).
Der Dianenweiher (S. 1146).

Die Befestigungen des Kieler Kriegshafens bestehen neben der submarinen Hafenverteidigung aus fünf großen Forts, welche die Mündung der Bucht verteidigen und auf beiden Ufern und hier auf Höhen so installiert sind, daß ihre Batterien von schwersten Kruppschen Ringgeschützen nicht nur das Meer frei beherrschen, sondern auch rückwärts die ganze Fläche der Bucht bis an die Stadt heran unter ein Kreuzfeuer nehmen können. Unterstützt wird dieser äußere Schutz durch weiter zurückliegende Schanzen und Redouten auf beiden Ufern. Die Forts krönen verborgen die höchsten Punkte der Außengelände. Der steil aufsteigende hohe Strand ist teils mit Buchenholz, teils mit Gestrüpp bepflanzt und die Geschütze feuern aus den Batterien über die Wipfel fort (S. 1151).

Untereinander sind diese Forts auf beiden Seiten der Bucht zum Truppen- und Munitionstransport mit Schienensträngen verbunden, ebenso wie auf der ganzen beiderseitigen Uferausdehnung bis zur Stadt Vorkehrungen zur schnellsten Dislozierung von Kriegsmaterial und Truppen aus den inneren Hafenrayons heraus nach dem Fort „Friedrichsort“ getroffen sind. Auf der westlichen Uferseite der Buchtmündung ist eine

Ortschaft gleichen Namens entstanden, die vorzugsweise von Militärfamilien bewohnt wird und deshalb einem römischen castrum nicht unähnlich ist. In diesem Friedrichsort befindet sich auch das Torpedo- und Minendepot des Kriegshafens, sowie ein großes Kasernement für die Matrosen-Artillerie-Abteilung, deren

Bei der Torpedoversuchsstation (s. u.).

Mannschaften die Besatzungsstämme für Hafenforts liefern. Ein großes Lazarett, Geschütz- und Munitionsmagazine, die Schiffsjungen-Abteilung und eine kleine Kirche sind andere Anlagen dieser kleinen, von sauberen Straßen durchzogenen Marinevorstadt.

Das submarine Hafenverteidigungswesen hat die deutsche Marineleitung nach übereinstimmendem Urteil auf einen ausgezeichneten Stand gebracht, und die unablässigen Schulungen, welche Material und Personal auf der Kieler Bucht unausgesetzt beschäftigen, dürften wohl geeignet sein, den Erfolg für den Ernstfall mit den ingeniösen Waffen der Seemine und des Torpedos

Die östlichen Ufer der Buchtmündung mit Forts im Hintergrunde, genannt „die Gründe" (S. 1152).

sicherzustellen. In Friedrichsort ist eine Versuchsstation des Torpedodepots, und die Vorbereitungen zu einer Exkursion des solchen Uebungen ausschließlich dienenden Versuchsschiffs „Rhein" veranschaulicht unsere beistehende Skizze (s. o.). Zwischen Friedrichsort und dem Binnenhafen (S. 1153) dehnt sich der malerische Spiegel

der weit schauenden Förde als die Bühne unablässiger und immer anziehender Kriegsspiele aus.

Im Spätsommer erst schließt die Marine diese geräuschvollen Aufführungen gewöhnlich mit einem großen Effektstück, einem Gewaltangriff auf den Kieler Hafen, einem Nachtseemanöver oder einem ähnlichen großen Manöver. Der Kieler Hafen pflegt dann sein regsames Bild, sobald die vielen Schiffe von der blauen Fläche der Bucht verschwunden sind und wohlverwahrt unter dem schützenden Dache in den Docks der kaiserlichen Werft sich ihrer Winterruhe freuen oder mit abschiednehmendem Hipp! Hipp! Hurrah! einem thatenlustigen Leben in fremden Gewässern entgegengeeilt sind, zur einförmigen Stille und Leere zu verändern. Für die Besatzung der deutschen Flotte ist diese träge Winterstille in der Häfen allerdings nicht gleichbedeutend mit eigener Ruhe und Erholung, denn Fleiß und Regsamkeit wird auch im Winter der Fortentwicklung der jungen Seewehr gewidmet, und wenn der Schauplatz der Thätigkeit auch nicht mehr draußen auf See und vor den Küsten ist, so sind doch jetzt die vielen Erziehungs- und Bildungsanstalten von der Akademie herunter bis zum Schiffsjungen-Institut, alle Fachschulen, wie sie der theoretischen Fortbildung der verschiedenen Kategorien der Flottenmannschaft dienen, mit einem regsamen Flottenpersonal, soweit es nicht die Büchse im Arm den militärischen Zuschnitt auf dem Exerzierplatze lernt, angefüllt. Was im Sommer im Dienste auf dem Wasser erworben und geübt worden ist, das findet in der stillen winterlichen Ruhe am Lande seine theoretische Schulung in den Arbeitssälen wissenschaftlicher Kommissionen des Offizierskorps kritische Begründung und Erweiterung zu neuer Prüfung in der nächstsommerlichen Dienstperiode.

Fischerdorf Labö.

Am Hafen (S. 1152)

Die Erdbeben
und ihr
Zusammenhang mit den Vulkanen.

Von
Cornelio Doelter.

Sind Erdbeben Folgen von Vulkanausbrüchen, hängen sie mit ihnen zusammen, sind sie verschiedene Resultate einer und derselben Ursache und in welcher Beziehung stehen sie zu einander? Das sind Fragen, welche schon seit langer Zeit die Fachleute beschäftigen und über welche die entgegengesetztesten Ansichten geäußert worden sind. Den dermaligen Stand unserer Kenntnisse darzulegen, dürfte bei dem großen Interesse, welches gewaltige erschütternde Ereignisse der jüngsten Zeit nicht nur in wissenschaftlichen, sondern auch in Laienkreisen wachgerufen haben, nicht unwillkommen sein. Wie fast in jeder Disciplin schienen in der ersten Entwickelungsperiode der Geologie solche Fragen leicht zu beantworten. Als Laplace überzeugend dargethan hatte, daß unsere Erde aus dem ursprünglich heißflüssigen Zustande in den festen übergegangen, war nichts einfacher, als anzunehmen, daß auch heute noch ein gewaltiger flüssiger Metallkern sich in unserem Planeten berge; kein Wunder daher, wenn die von Humboldt und Buch verfochtene Theorie, nach der alle derartigen Erscheinungen als die Reaktion des feurigflüssigen Erdinnern gegen die feste Rinde zu betrachten seien, sich allgemeine Geltung verschaffte; in den Vulkanen sah man damals Sicherheitsventile, und ihr Auftreten konnte daher eher beruhigend als drohend wirken. Für die Erdbeben mußte selbstverständlich eine direkte Ab-

hängigkeit von den vulkanischen Eruptionen angenommen werden. Humboldt und seine Schüler, welche sich zuerst eingehend mit dieser Sache beschäftigt hatten, waren geneigt in der vulkanischen Kraft nicht nur die Erklärung der eigentlichen eruptiven Erscheinungen der Erdbeben, sondern auch der Hebung der Gebirge zu suchen. Wir wollen dem großen Forscher daraus keinen Vorwurf machen, kein anderer hat bisher Gelegenheit gehabt, die Vulkanwelt in ihren großartigsten und imposantesten Repräsentanten kennen zu lernen und mag es daher begreiflich erscheinen, wenn er einen Faktor, der bisher wenig beachtet worden war, als den wichtigsten und maßgebendsten der anorganischen Natur proklamierte.

Französische Forscher waren es zumeist, welche die Theorie des berühmten Geologen in ihren Extremen weiter ausführten — nicht zum Vorteile derselben.

Von zwei Richtungen gingen die Angriffe aus, welche schließlich die älteren Anschauungen der allzugroßen Wichtigkeit der Vulkane für Gebirgsbildung und Erdbeben erschüttern sollten. Ein näheres Studium der Vulkane und ihrer Geschichte, genauere Erforschung der Gebirge ließen einen tieferen Zusammenhang zwischen Gebirgsbildung, Vulkanen und Erdbeben erkennen, bei welchem die Vulkanbildung eine weit bescheidenere Rolle spielte, als die älteren Geologen dachten. Andererseits erlitten auch die theoretischen Ansichten über jene Erscheinungen eine bedeutende Veränderung, als man, entgegen den Lehren von Laplace und Humboldt, allmählich einzusehen begann, daß man doch nicht ohne weiteres zu der Annahme berechtigt sei, das Erdinnere sei vollkommen flüssig. Namentlich englische Physiker zeigten, daß die Attraktion der Weltkörper, insbesondere des Mondes, auf unsere Erde, eine nicht mit der Hypothese des feurigflüssigen Erdkernes vereinbare sei; Theorie und Beobachtung stimmen in diesem Fall nicht überein. Auch Betrachtungen anderer Art, Abkühlung einer feurigflüssigen Masse, zeigten die Unwahrscheinlichkeit eines nicht festen Erdinnern.

Der heutige Standpunkt dieser letzten wichtigen Frage ergibt uns die zwei folgenden, einander ziemlich entgegengesetzten Ansichten: die Anhänger der einen halten an der alten Hypothese fest und nehmen einen flüssigen Kern an, wenngleich sie die Ausdehnung desselben einigermaßen einzuschränken gezwungen sind; der größere Teil der Geologen dagegen hält das Erdinnere weitaus zum größten Teile für fest und nimmt nur geringe Ueberreste des früheren flüssigen Kernes an, ohne selbstverständlich über die genaueren Volumenverhältnisse, oder aber auch über die Lage dieser flüssigen Massen bestimmten Aufschluß geben zu können. Sind es Seen, sind es größere Schalen, in welcher Tiefe liegen sie? Dies sind lauter Fragen, welche der Beantwortung noch lange harren mögen, denn die direkte Beobachtung ist bis jetzt nur den Helden Jules Vernes möglich gewesen.

Die Grundlage sämtlicher Theorien über Erdbeben und Vulkane, nämlich die Kenntnis des Innern unserer Erde, ist demnach eine sehr unsichere und wird man daher leicht einsehen, daß sie alle ganz den Charakter von Hypothesen besitzen müssen, welche nur eine mehr oder minder gute Erklärung der Thatsachen geben können.

Wenn die Erde einen großen flüssigen Kern besitzt, so sind die Erdbeben zum größten Teil aus der Einwirkung desselben auf die feste Kruste zurückzuführen, es war daher sehr naheliegend für sie eine Ursache zu suchen in der Anziehung des Mondes auf jene flüssige Masse. Manche Forscher, so Perey und in neuester Zeit namentlich Falb, haben sich energisch für die Theorie ausgesprochen, welche jedoch exakten Studien nicht standhalten konnte. Die von jenen Gelehrten gemachten Erdbebenprophezeiungen erwiesen sich zum Teil als höchst problematische; daß diese Anschauung mit den vulkanischen Erscheinungen, mit der Gebirgsbildung u. s. w. nicht in Einklang zu bringen ist, sei nebenher bemerkt. Was derlei Prophezeiungen überhaupt für Wert besitzen können, nachdem sie auf einer so schwachen Basis aufgebaut sind, braucht nicht näher erörtert zu werden, und daß sie hin und wieder zutreffen (namentlich wenn der Ort der Katastrophe vorsichtigerweise ungenannt bleibt), darf uns ebensowenig wundern, wenn wir bedenken, daß die Zahl der auf unserem Globus stattfindenden Erdbeben eine so große ist, daß sich fast jeden Tag eines ereignet.

Lassen wir daher solche allzu gewagte Hypothesen beiseite, so haben wir vor allem diejenigen Erdbeben von den übrigen zu trennen, welche in keinerlei Zusammenhang stehen mit vulkanischen Erscheinungen; es sind dies die durch Einstürze bewirkten; daß die Gewässer in nicht allzu tiefen Schichten durch Auswaschung Höhlen hervorbringen, welche, wenn das Material ein lockeres ist, leicht einstürzen können, ist sehr erklärlich und solche Vorgänge müssen jedenfalls Erdbeben im Gefolge haben. Eine große Anzahl kleinerer Erdbeben scheinen in der That diesem Umstande ihre Entstehung zu verdanken, sie haben häufig oberflächliche Bodensenkungen und Seenbildung zur Folge und jedenfalls sind solche Einstürze ein nicht zu verachtender geologischer Faktor, wenngleich man ihm nicht jene Beachtung schenken darf, welche ihm nicht nur Laien, sondern auch manche gewiegte Forscher geschenkt haben, jedenfalls können solche Erdbeben nur lokale Bedeutung erhalten. Eine andere Klasse von Erdbeben steht in direktestem Zusammenhange mit den Vulkanen. Man nimmt gewöhnlich an, daß es das Meerwasser sei, welches auf Spalten in die flüssigen, oder zum mindesten heißen Teile der Erde dringend, die erste Ursache zur Bildung eines Vulkanherdes ist. Wenn die unterirdischen Kräfte auf die Oberfläche wirken und zurückgehaltene Gase 2c. einen Ausgang suchen, sei es daß die Tendenz vorhanden ist zur Bildung eines neuen Vulkans, sei es, daß in einem schon vorhandenen Feuerberge die Lava sich neue Bahnen zu brechen sucht, so muß es notwendigerweise zu starken Erschütterungen kommen, die sich aber nur auf eine geringe Ausdehnung fühlbar machen können; am schwächsten werden sie dann zu beobachten sein, wenn ein schon vorhandener Krater seine Thätigkeit wieder erneuert, wie dies u. a. sehr häufig am Vesuv geschieht. Man sieht also, daß auch hier zweierlei Phänomene zu unterscheiden sind: die aus vulkanischen Ausbrüchen hervorgehenden, und solche, welche an erloschenen Feuerbergen

Musikdirektor Dr. Karl Reinecke.

oder in ihrer Nähe beobachtet werden, und die, von keinem sichtbaren Ausbruche begleitet, jedenfalls die gefährlicheren sein müssen.

Nicht selten hatte man Gelegenheit zu bemerken, daß im Bereiche von Vulkangruppen diejenigen Punkte den schwersten Erschütterungen ausgesetzt waren, welche nicht in unmittelbarer Nähe von noch thätigen, sondern von erloschenen Schlünden waren. Ohne jetzt schon eine bestimmte Ansicht aussprechen zu können, läßt sich doch das Erdbeben von Ischia in diese Kategorie stellen, nebenbei bemerkt hängen übrigens die Verheerungen bei Eruptionen und Erdbeben häufig nicht nur von der Intensität des Phänomens selbst, sondern auch von vielen anderen Umständen, z. B. der Nähe des Meeres, dem Auftreten von Aschen- und Schlammmassen, der Lage der bewohnten Orte ꝛc. ab.

Neben den, von Vulkanen unabhängigen Erschütterungen und den direkt mit ihnen zusammenhängenden, welche bei einem Ausbruche, bei der Entstehung und auch bei dem allmählichen Erlöschen eines vulkanischen Schlundes eintreten können, gibt es noch eine große Anzahl von Erschütterungen, welche in keine dieser Klassen gehören; es sind die, wohl auch in nicht mehr aktiv vulkanischen Gegenden vorkommenden, über große Landstriche ausgedehnten und im Laufe von Jahrhunderten sich öfters wiederholenden Beben; bei diesen lassen eingehendere Betrachtungen meistens einen Stoßmittelpunkt erkennen, von welchem aus die Intensität der Erscheinungen abnimmt; vielleicht gehört die weitaus größte Anzahl der Erdbeben dieser Kategorie an, wenigstens haben eine Reihe von Forschern der Neuzeit uns mit solchen bekannt gemacht. Welches ist nun die Ursache dieser weitausgedehnten Erschütterungen? Man kann wohl behaupten, daß die Ansichten hierüber noch keineswegs endgültig geklärt sind, ja, daß sich unsere Kenntnis derselben fast noch in embryonalem Zustande befindet; wenn es einerseits feststeht, daß solche ausgedehnte Erdbeben keineswegs Einstürzen zuzuschreiben sind, so ist ihr Zusammenhang mit Vulkanen noch einigermaßen unklar: offenbar hängen sie nicht direkt mit Vulkaneruptionen zusammen, erscheinen sie ja doch in Gegenden, wo weit und breit kein aktiver Feuerherd ist; wohl aber können beide Phänomene insofern in inniger Beziehung stehen, als beide ihre Entstehung derselben Ursache verdanken, welche sich im großen und ganzen als die durch allmähliche Erkaltung der Schichten unserer Erde erzeugte Kontraktion, Verschiebung der Schichten bezeichnen läßt. Gebirgsbildung, Vulkane und Erdbeben scheinen, wie namentlich Sueß und andere in neuester Zeit gezeigt haben, in innigem Zusammenhang zu stehen und aus denselben Kräften zu resultieren. So sehen wir an den südwestlichen Abhängen der großen europäischen Gebirge Senkungsfelder entstehen, aus welchen Vulkangebirge emportauchen und die durch lange Zeiträume hindurch Herde von Erdbeben sind. Ohne dieses schwierige Thema hier weiter entwickeln zu wollen, kann man doch wohl behaupten, daß in dem Zusammenhange der Erdbeben mit der Gebirgsbildung ein leitender Gedanke gefunden ist, welcher jedenfalls viel zur Aufklärung der Erdbebenfrage beitragen kann, zu deren Lösung jedoch noch viele neue, insbesondere einheitliche Beobachtungen, wie sie durch Erdbebenkommissionen, durch Errichtung seismischer Stationen erreicht werden können, notwendig sind.

Neue Goethe-Legende.

Nach einer Mitteilung von Fr. Preller.

(Aus zweiter Hand.)

Herr Goethe einst am Fenster stand,
Schaut in den Garten unverwandt,
Betrachtet sich ein Rosenbeet,
Das noch in später Blüte steht,
Beglänzt von mildem Sonnenschein.
Gedanken gingen aus und ein:
Vom Röslein auf der Heiden,
Das einst es mußte leiden,
Bis zum Novembersonnenstrahl,
Der golden leuchtet über's Thal:
„Auch untergehend ist sie doch
Sogar dieselb'ge Sonne noch.“
Auf einmal fester Tritte Schall — —
Ein junges Mägdlein frisch und drall
Geht durch den Garten unverzagt.
Es ist des Hauses neue Magd,
Die aus dem Walddorf just gekommen.
Nun schaut ein wenig sie beklommen,
Und da sie niemand sieht, in Hast
Sie schnell die erste Rose faßt,
Die zweite fügt sie an in Eil'. —
Da kracht es wie ein Donnerkeil
Vom Fenster her — mit Löwengrimme
Erhebt der Donnrer Zeus die Stimme,
Und grollt und wettert durch das Land.
Die Magd ist wie von Schreck gebannt,
Bleibt stehen auf demselben Platz,
Ruft zitternd: „'s ist für meinen Schatz“.
Und darauf er, mildlächelnd heiter:
„Dann pflück' nur weiter.“

August Schricker.

Berlin.

Der Zug nach dem Westen.

Von

Paul Lindau.

(Fortsetzung.)

Gustav Ehrike wurde nachdenklich. Sobald sich seiner der Gedanke, daß er sich von dem Geschäfte zurückziehen und fernerhin herrlich und in Freuden seinem Vergnügen leben könne, bemächtigt hatte, fing ihn seine altgewohnte Thätigkeit zu langweilen an. Er wollte einmal etwas anderes sehen als das blutleere Gesicht des alten Buchhalters Pauly, der ihm seit einem Menschenalter tagtäglich gegenübersaß, immer auf demselben Drehschemel und immer mit demselben Samtkäppchen. Das Dasein bot ja noch andere Freuden, als sie die Koppenstraße gewährte. Er hatte sich wahrhaftig lange genug geplagt und genug erworben. Es war seine Pflicht, andern Platz zu machen, und sein Schwager Maximilian zeigte sich ja nicht abgeneigt, den Holzhandel zu übernehmen.

Gustav redete sich fest ein, daß er selbst diesen klugen Einfall gehabt habe; in der That war es eine Eingebung des ungleich gewitzigteren Maximilian Wilprecht.

Im Mai des folgenden Jahres ging das Geschäft Wilprecht & Ehrike mit allen Aktiven und Passiven auf Maximilian Wilprecht über. Die bedeutende Summe, welche Gustav ausgezahlt wurde, entsprach den Verhältnissen.

Der Bildhauer, der Adelheids sanfte, breite Züge in Marmor gemeißelt hatte, war Gustav bei der Einrichtung der neuen Wohnung mit Rat und That behilflich. Er machte ihn mit einigen ersten Künstlern bekannt, und diese, die in den Ausgaben in keiner Weise von Gustav beschränkt wurden, gestalteten nun die herrlichen Räume zu wahren Mustern. Man konnte sich nichts Wohnlicheres, Eleganteres, Geschmackvolleres, Kostbareres und zugleich Anspruchsloseres denken als die Ehrikesche Wohnung, die bald im ganzen Westen von Berlin eine gewisse Berühmtheit erlangte. Sie war eine Art von Sehenswürdigkeit. Und Ehrike war glücklich und stolz, wenn er diesen und jenen, der mit der Karte eines der ihm bekannten Maler oder Bildhauer zu ihm kam, durch die herrlichen Zimmer führen konnte, die, dank der Fürsorge dieser ihm befreundeten Künstler, mit modernen Kunstwerken auserlesener Art geschmückt waren. Man rühmte allerorten seinen Geschmack, sein feines Verständnis.

Er war eben sein ganzes Leben daran gewöhnt worden, sich leiten zu lassen, und es war ihm gut dabei ergangen. Jetzt führten ihn die Künstler, und er fuhr dabei wiederum nicht schlecht. Sein neues schönes Heim, das fertig gestellt war, noch ehe er sein züchtig Trauerjahr vollendet hatte, machte ihm wirklich Freude. Er hatte sich nie in seinem Leben glücklicher und freier gefühlt. Natürlich gedachte er der Seligen noch mit Rührung und wischte sich jedesmal die Augen, wenn er von Adelheid sprach. Er sorgte dafür, daß ihr Hügel immer mit frischen Blumen geschmückt war, und an gewissen Gedenktagen besuchte er regelmäßig den Kirchhof. Aber es war doch ein schwerer Druck von ihm genommen. Ihm war, als habe er jetzt erst das Atmen erlernt. Er wurde ein immer lustigerer Witwer.

Ein besonderes Vergnügen gewährte es ihm, in seinen schönen Räumen Leute bei sich zu sehen. Im westlichen Teile der Stadt kannte er aber fast keinen Menschen. Und mit den Spießbürgern des Ostens, die seinen früheren Umgang gebildet hatten, hatte er die Fühlung schnell verloren. Es waren also zunächst seine „guten Freunde“, die Künstler, „die Leben in die Bude brachten,“ wie er schmunzelnd sagte. Er gab das Geld leicht und gern aus, und die jungen Leute fühlten sich in der geschmackvollen Umgebung bei guter Verpflegung und guten Cigarren in ihrer lustigen Gesellschaft sehr behaglich und wurden von dem Wirte in keiner Weise gestört.

Das war alles schön und gut. Aber im allgemeinen war es doch etwas einsam um ihn her. Die langen Vormittage, die er früher im Geschäfte verbracht hatte, wollten gar kein Ende nehmen. Allmählich verrückten sich auch seine Tageszeiten. Die eheliche Polizeistunde brauchte ja nicht mehr innegehalten zu werden. Er legte sich später zur Ruhe und stand später auf. Aber nun dehnten sich wiederum die Abende, die er zu Hause verbrachte, ins Unendliche. Er ging daher lieber aus und war ganz vergnügt, wenn er einen Anlaß fand, erst spät heimzukehren. Und da sich diese Anlässe nicht immer von selbst ergaben, so schuf er sie. Er führte eine Zeitlang, nachdem er einmal den ersten entscheiden=

den Schritt gethan hatte, ein ziemlich lockeres Leben und knüpfte mit einer blutjungen und recht hübschen Chorsängerin vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, Julie Lessen geheißen, sogar eine etwas festere Verbindung an. Er richtete ihr eine hübsche Wohnung ein und ließ ihr Gesangsstunden geben. Aber es war auch nicht das Rechte. Er verbarg diese Ausschreitungen. Er hatte keine rechte Freude daran, und eines Tages nahm er von Julien mit einem Porte-Bonheur von angemessenem Werte Abschied.

Es fehlte ihm etwas!

Endlich wagte er es sich zu gestehen: ihm fehlte die Frau! Er hatte ja das Junggesellenleben nie kennen gelernt, die Ehe war ihm zu einer Lebensgewohnheit geworden, mehr als das: zu einem Lebensbedürfnis.

Während er sich mit diesen Gedanken herumschleppte, in völliger Ungewißheit darüber: ob und wie sie sich je verwirklichen würden, hatte sich das erste Jahr seiner bewegten Witwerschaft, in dem er mehr durchgemacht hatte als in den sechsundvierzig Jahren seines früheren einförmigen Daseins, seinem Ende zugeneigt.

Maximilian hatte sich des Alleinbesitzes des Hauses Wilprecht & Ehrike nicht lange erfreut. Er hatte, von der Börse und dem Bankgeschäfte angelockt, den Holzhandel mit allen Liegenschaften in der Koppenstraße zu einem unverhältnismäßig hohen Preise in den heißesten Tagen des „wirtschaftlichen Aufschwungs“ an eine Kommanditgesellschaft auf Aktien, die zugleich verschiedene Sägemühlen erworben hatte, verkauft.

Das war die große Neuigkeit, die der alte Ludwig Pauly eines Morgens Ehrike überbrachte. Pauly war mit einer erheblichen Gehaltserhöhung von der neuen Gesellschaft als Leiter des Berliner Geschäfts angestellt worden. Der Alte sperrte die Augen weit auf, als er in dem Prachtgemache auf Gustav, der seine Morgentoilette noch nicht beendet hatte, warten mußte. Er trat ganz behutsam auf und wagte nicht sich zu setzen. Wenn das die Selige erlebt hätte! Er hob unwillkürlich die Hände wie segnend auf.

Gustav empfing den alten Freund, dem er neunundzwanzig Jahre gegenüber gesessen hatte, mit großer Herzlichkeit. Er zeigte ihm jeden Winkel der neuen Wohnung und machte ihn auf die einzelnen Schönheiten, über die er von den Künstlern belehrt worden war, aufmerksam. Pauly war wie berauscht. Als er sich verabschiedete, zögerte er — er hatte noch etwas auf dem Herzen. Gustav merkte, daß der Alte mit der Sprache nicht heraus wollte, und drang in ihn. Da fragte denn Herr Pauly mit lächelnder Verlegenheit, ob Gustav ihm wohl gestatten würde, daß die Wohnung zu einer Zeit, wann es gar keine Umstände mache, seinen beiden Töchtern, den Zwillingsschwestern Elisabeth und Charlotte, gezeigt werde; sie interessierten sich so für alles Schöne!

Mit tausend Freuden gab Gustav seine Einwilligung; und um die Sache zu vereinfachen, lud er Vater und Töchter zum nächsten Sonntag zum Frühstücke ein.

„Sie müssen inzwischen wohl herangewachsen sein, die Kinder?“

„Es sind junge Mädchen von neunzehn Jahren!“

„Lili und Lolo — neunzehn Jahre!“ Gustav war höchst überrascht. Es waren in der That zehn Jahre vergangen, seitdem er die hübschen zarten Dinger auf dem Holzplatze hatte herumspringen sehen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschienen am nächsten Sonntage Herr Ludwig Pauly und seine gleichgekleideten Zwillinge bei Gustav Ehrike.

Die Mädchen sahen sich sehr ähnlich, nur war Lolo unvergleichlich hübscher als Elisabeth. Sie war auch die viel lebhaftere und bestechendere. Gustav war von dem entzückenden Wesen des bildhübschen Mädchens ganz bestrickt. Er bevorzugte sie in auffälliger Weise. Lili schien das ganz natürlich zu finden. Die herzensgute, schweigsame, tiefe Elisabeth, die ihre Schwester abgöttisch liebte, war von frühester Kindheit daran gewöhnt, daß sie hinter Lolo zurückzustehen habe. Sie war völlig selbstlos und lebte nur für ihre Schwester. Lili gehörte zu den unbewußt hingebenden Naturen, Lolo zu den unbewußt empfangenden. Das zeigte sich auch in dem Ausdrucke der so ähnlichen und doch so grundverschiedenen Gesichter: bei Lolo war alles rundlich, froh, verlangend, bei Lili alles in die Länge gezogen, ernst, gewährend. Lolo hatte in der Schule schnell gelernt und vieles vergessen, Lili hatte sich den Lehrstoff mühsam eingeprägt und dauernd bewahrt. Lolo spielte sehr hübsch Klavier und sang mit einer allerliebsten Stimme. Lili war durchaus unmusikalisch. Sie hatte aber Sinn und Geschick für alle Geschäfte der Häuslichkeit, die wiederum Lolo gänzlich versagt waren.

Das Frühstück und die Besichtigung der Ehrikeschen Wohnung von der Familie Pauly war für Gustav verhängnisschwer. Charlotte hatte einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte allerdings noch nie ein so hübsches, frisches, aufgewecktes Mädchen in seinem öden Leben gesehen. Er dachte sich noch nichts Besonderes dabei, als er einige Tage darauf dem alten Pauly in der Breslauerstraße einen Besuch machte und Lolo, deren Geschmack an Näschereien er bei dem Frühstücke beobachtet hatte, eine hübsche Bonbonniere mitbrachte. Es war ihm auch noch nicht klar, weshalb er seinen Besuch schon in den nächsten Tagen wiederholte und die Familie wiederum zu einem Frühstücke einlud. Dann aber lichtete sich seine Gefühlsdämmerung. — Daß ihm die Frau fehlte, hatte er sich schon gestanden; jetzt hatte er gefunden, was er suchte: diese Frau war Lolo!

Sie war zwar nicht vermögend, aber er besaß ja Geld genug für beide; sie war zwar sehr jung, — volle achtundzwanzig Jahre jünger als er! Davon war nichts abzuhandeln. Aber was that's? War er nicht in der vollsten Rüstigkeit? Hatte er nicht eine Gesundheit von Stahl? Fühlte er sich nicht jung? Jünger als je? Die Verhältnisse hatten ihn um seine erste Jugend betrogen, um so lustiger sollte ihm nun die zweite erblühen!

Er hatte gar keine Bedenken. Er sah keine Gefahren — weder für die Gegenwart noch für die Zukunft. Das Mißverhältnis, daß seine erste Frau volle dreißig Jahre älter war als das zarte, duftige Geschöpf, das er als deren Nachfolgerin ausersehen hatte, störte

ihn in keiner Weise. Es war im Gegenteil nur ein Anreiz mehr.

Eines Abends meldete er sich bei Paulys, die er nun täglich besuchte, mit besonderer Feierlichkeit an. Er zog sich mit dem Alten in die grüne Stube zurück. Die beiden blieben wohl eine Stunde allein, in ernsthaftester Beratung, während die Zwillinge in der Wohnstube zurückblieben und flüsternd denselben Gegenstand besprachen.

Lolo schwankte. Die Partie war ja glänzend! Aber er war doch gar zu schwerfällig, zu wenig reizvoll, — gewiß ein herzensguter Mann; aber sie hatte es sich doch ganz anders gedacht! Freilich, von den jungen Leuten, die sie in der Tanzstunde, in den kleinen Gesellschaften, auf Landpartien, bei den sommerlichen Sonntagsausflügen nach Treptow, Stralau und dem Rummelsberger See kennen gelernt hatte, — von allen denen war auch nicht einer nach ihrem Geschmacke. Und in den zwei Jahren, die sie in Honnef in der Pension verbracht hatten — der alte Pauly hatte nämlich seinen beiden Kindern eine vorzügliche Erziehung gegeben — war ihnen das Männergeschlecht völlig entrückt gewesen. Sie hatte freilich für den Lehrer der Kunstgeschichte geschwärmt und im geheimen glühende Gedichte auf ihn verfaßt; aber das waren Kindereien, die sie längst überwunden hatte. Nun meldete sich ein ernster Bewerber. Was war zu thun?

Lolo wußte auf diese Frage keine Antwort zu geben; und Lili war ebenso ratlos, aber ihre großen, ernsten Augen wurden feucht. Nun, sie durften sich ja auf Papa verlassen! Das war das Ende vom Liede. Lolo war nie so nachdenklich gewesen wie in dieser Abendstunde.

Als die Thür aufging und der breitschulterige, gewichtige, wohlbeleibte Gustav mit erkünstelter Würde schwerfällig in die Wohnstube trat, gefolgt von dem schmalbrüstigen, von der Bureauarbeit gebeugten Pauly, zitterte Lolo wie ein verwundetes Reh, und Lili wurde leichenblaß.

Gustav entfernte sich nach einer Viertelstunde unter einem beliebigen Vorwande. Aber sie war tödlich lang, diese Viertelstunde!

Gleich nach dem Abendessen sagte Herr Pauly: „Gute Nacht, Lili! Ich habe mit Lolo noch zu sprechen!"

Elisabeth küßte den Vater auf die Stirn und ging dann schweigsam in ihr Schlafzimmer.

Als Lolo ihr eine Stunde später folgte, lag Lili wachend und in Thränen gebadet in ihrem Bette. Lolo umarmte sie und schluchzte mit ihr um die Wette.

„Wenn du nur glücklich wirst!"

Das war das einzige, was Lili hervorbrachte.

Während der kurzen Brautschaft überhäufte der glückliche Gustav seine zierliche Lolo mit den kostbarsten Geschenken. Das leichtlebige Mädchen war, nachdem die Krisis überstanden, vollkommen zufrieden. Alle Regungen des Zweifels, der Enttäuschung, des Mißmuts unterdrückte sie gewaltsam: „Er ist gut, er hat mich lieb, er wird mich glücklich machen." Alle ihre Erwägungen und Betrachtungen mündeten schließlich in diese drei Glaubenssätze. Und im Vollgenusse des Ueberflusses kam sie gar nicht zur Besinnung. Ihre solide, bürgerliche Ausstattung, die der alte Pauly seiner Tochter nun einmal durchaus hatte mitgeben wollen, blieb wohlverpackt in den Kisten und unberührt.

Lolos Vermählung mit Gustav Ehrike ging von der Berliner Gesellschaft völlig unbemerkt vorüber. Sie interessierte nur den kleinen Kreis der Ehrikeschen Bekannten aus früherer Zeit im Osten der Stadt, die mit dem Westen gar nicht in Berührung kamen. Die Bewohner des Tiergartens und der anstoßenden Viertel wußten ja von Gustav Ehrike nichts weiter, als was sie gelegentlich gehört hatten: daß er sich eine der schönsten Wohnungen in der Regentenstraße eingerichtet habe und ein steinreicher Mann sei; und zu diesen gelegentlichen Mitteilungen kam im Laufe der Zeit noch eine weitere: daß er eine auffallend schöne, viel jüngere Frau geheiratet habe.

Der alte Pauly hatte auch die Freude, noch seine andere, weniger reizvolle Tochter Elisabeth, die seit Lolos Abschiede aus dem väterlichen Hause zum zweitenmal verwaist war, gut versorgt zu sehen. Sie heiratete einen gleichfalls schon älteren Mann, den Gymnasial-Oberlehrer Dr. Mölldorf, der die Bekanntschaft des alten Pauly und seiner ruhigen und edlen Tochter Elisabeth während der Ferienreise in Lippspringe gemacht hatte.

Dr. Ottomar Mölldorf, der systematisch in jedem Sommer einen Teil Deutschlands durchwanderte und über alles, was er sah, hörte und empfand, gewissenhaft Buch führte, hatte im Jahre 1874 seine Erholungs- und Studienreise durch Westfalen angetreten. Für Lippspringe hatte er nur einen Tag angesetzt, aber er wurde zum erstenmale seinem Programme untreu: er blieb bis zum Ende der Ferien da. Elisabeth hatte ihn gefesselt. Auch sie fand an dem klaren, klugen, tiefsittlichen Manne Gefallen. Nach seiner Rückkehr zog er in Berlin Erkundigungen über die Familie Pauly ein. Er hörte nur das Vorteilhafteste, was seine eigenen Wahrnehmungen durchaus bestätigte. Der alte Pauly war ein untadeliger Ehrenmann, der sich durch ein langes arbeitsames Leben strengster Pflichterfüllung, durch Ordnung und Sparsamkeit ein bescheidenes Vermögen erworben hatte. Seine beiden Töchter waren durchaus gutgeartet und weit über den Durchschnitt des Mittelstandes gebildet. Die eine hatte vor kurzem eine glänzende Partie gemacht, die ledige, Elisabeth, war die ernstere, tiefere. Das war es gerade, was Dr. Ottomar Mölldorf hören wollte.

Nach einem stockernsthaften Gespräche mit Elisabeth über das Wesen der Ehe, über die Aufgaben, die sie der Gemeinsamkeit stellt, über die wechselseitigen Verpflichtungen der Ehegatten gegen sich und über die Verpflichtungen gegen dritte, und nachdem er sich selbst reiflich geprüft und Elisabeths Gesinnungen ergründet hatte, hielt er im Oktober bei Herrn Ludwig Pauly um die Hand Elisabeths an und führte sie zur Jahreswende heim. Er machte kein Geheimnis daraus, daß ihm sein Schwager Ehrike und seine Schwägerin Charlotte, die er niemals Lolo nannte, nicht sehr zusagten. Die Verhältnisse waren zu verschiedene, und die aus ihnen erfließenden Lebensanschauungen wichen gar zu weit voneinander ab. Uebrigens wohnten die beiden

Familien durch eine so große Entfernung voneinander getrennt — die Mölldorfsche Wohnung lag dicht am Engelbecken — daß der Verkehr zwischen ihnen ein seltener sein mußte. Die Schwestern suchten sich jedoch oft auf und blieben in unverminderter Herzlichkeit einander zugethan.

Das langjährige Uebel, gegen das der alte Pauly in Lippspringe Heilung hatte suchen wollen, wurde nicht mehr gehoben. Er starb im Frühjahr 1875.

Der Tod des aufrichtig betrauerten Vaters unterbrach Lolos gesellschaftliche Erfolge. Die mädchenhafte Schönheit der Frau Lolo Ehrike war in der That sehr schnell aufgefallen. Sie kleidete sich mit großem Geschmack und großer Eleganz. Man sah sie viel. Diejenigen, die sie kennen lernten, waren von ihrem reizenden Wesen ganz entzückt. Die nach liebenswürdigen und schönen jungen Frauen heißhungerige Gesellschaft öffnete ihr Thor und Thür und ließ sich den dicken blonden Mann, der nicht weiter störte, gefallen. Lolo war grundgescheit und fand sich in den neuen Verhältnissen mit dem angeborenen Taktgefühle des klugen Weibes schnell zurecht. Sie war überall gern gesehen, sie wählte ihren engeren Kreis mit weiser Vorsicht; und im Winter des Jahres 1876 auf 77 galt Lolos Salon als einer der besten und unterhaltendsten der vornehmen Stadt. Es verkehrten da vorwiegend die bekanntesten Künstler, mit denen sich kluge und liebenswürdige Damen und Herren aus allen möglichen Berufskreisen freundlich mischten. — —

Das war die Geschichte der Familien Ehrike, Wilprecht und Pauly, die Dr. Martin Strelitz Georg zu erzählen begonnen hatte, als sie in der feuchten Novembernacht durch den dunkeln und stillen Tiergarten gingen, und die er nach mannigfachen Unterbrechungen im Café Bauer zu Ende führte.

„Sie sehen," schloß Martin, „Sie sehen auch an diesen echten Berliner Familien: die großstädtische Gesellschaft folgt demselben Zuge, der schon seit den Tagen der Völkerwanderung der gesetzmäßige geworden ist, und den die Kulturmenschen dem scheinbaren Laufe der Sonne abgelernt zu haben scheinen: dem großen Zuge nach dem Westen. Das eigentümliche Berlin, das unser Geschlecht zu einer Millionenstadt hat entstehen sehen, hat sich fast ausschließlich durch den Zuzug vom Osten her gebildet. Fast all die Berliner, mit denen wir verkehren, sind an den märkischen Sand gespülte Provinziale aus dem Osten, aus Preußen, Posen, Schlesien; und die große Flutung bewahrt ihre Richtung auch innerhalb der Stadt selbst. Auch da ist derselbe Zug nach dem Westen der charakteristische: von dem arbeitsamen und erwerbenden nach dem genießenden und ausgebenden Berlin, von der Koppenstraße nach dem Tiergarten. In der Beziehung könnten die Wilprecht und Ehrikes beinahe prototypisch genannt werden."

Sie hatten an einem der vom Eingange entferntesten Tische dem Büffett gegenüber Platz genommen und sich so in die Unterhaltung, die mit diskreter Stimme geführt wurde, vertieft, daß sie die Umgebung völlig vergessen und auch nicht bemerkt hatten, daß die zweite Morgenstunde bald vorüber war.

„Bei alledem," sagte Georg, nachdem Martin eine längere Pause gemacht hatte, „begreife ich noch immer nicht, weshalb zwischen Frau Stephanie Wilprecht und Frau Lolo Ehrike das gespannte Verhältnis besteht, auf das Sie mehrfach angespielt haben."

„Frau Stephanie! Ja, sie hat nun einmal die Antipathie," antwortete Martin. „Gesellschaftlicher Ehrgeiz, erklärliche Eifersucht auf schnell errungene Erfolge, unliebsame Erinnerungen an die Koppenstraße, an Frau Adelheid und die Anfänge unseres Kommerzienrates — und vor allem die Jugend Lolos, die liebe Jugend! Was verlangen Sie mehr? Haben Sie beobachtet, wie die beiden lachen? Lolo lacht bis zum letzten Backzahn, Frau Stephanie bis zur ersten Plombe. Das erklärt alles!"

VI.

Trotz der vorgerückten Stunde war das Wiener Kaffeehaus überfüllt. Ueber der eigentümlichen Gesellschaft, die dicht gedrängt an den kleinen Marmortischen saß, lag eine dicke graue Wolke von Tabaksqualm, der die Wandgemälde von Werner und Wilberg, die reiche Arbeit des Plafonds und die den Oberbau tragenden Säulen mit den Holzintarsien gleichmäßig verschleierte. Die Luft war schon von dem Rauchen und dem Gas genügend verdorben; dazu kam nun noch als weitere unangenehme Beimischung die stockige Ausdünstung der nassen Schirme und Ueberröcke. Die Gesellschaft schien indessen diese Uebelstände, die Martin und Georg bei ihrem Eintreten beinahe zur Umkehr veranlaßt hätten, kaum zu bemerken; jedenfalls ließ sie sich in der Gemütlichkeit nicht weiter stören; und auch die beiden Doktoren wurden nach kurzer Frist nicht weiter davon belästigt.

Das schmauchte und schwatzte und trank den Kaffee und aß den altbackenen Blätterteig mit vollem Behagen. Gäste kamen und gingen. Der eine blieb plaudernd am Tische eines Bekannten stehen, der andere verweilte an der Säule vor den neuesten Depeschen des Wolffschen Bureaus mit den Kursen der Abendbörsen. Dazwischen liefen die Kellner geschäftig hin und wieder, die einen den Präsentierteller mit gefüllten Kaffeeschalen geschickt an den Köpfen der Sitzenden vorüberschwenkend, andere die Tische abräumend, wieder andere den Gehenden beim Anlegen der Ueberzieher Hilfe leistend oder Kommenden Plätze anweisend. Es war ein unruhiges Hin und Her, ein allgemeines Stimmengewirr, aus dem sich das Aufklappen auf den Marmor der Tische, der Ruf: „Kellner, zahlen!" und der Anschlag der Glocke auf dem Büffett deutlicher abhoben, — ein Treiben, wie es zu dieser Stunde selbst dem Großstädter auffallen mußte.

Die beiden blickten um sich. Die Geschichten, die der eine erzählt, der andere gehört hatte, gingen ihnen durch den Kopf. Ihnen gegenüber hinter dem Schenktische waren die beiden jungen hübschen und sauber gekleideten Mädchen, gelangweilt, übernächtig, welk, die den Verzehr buchten und auf den klappernden Metallschälchen die Stücke Zucker abzählten. Rings um sie her saßen in bunt zusammengewürfelter, zu-

sammenhangsloser Vereinigung junge vornehme Leute, einige wie Georg und Martin in Frack und weißer Binde, die wie sie selbst den Abend in der Gesellschaft verbracht hatten und auf dem Heimwege noch kurze Rast machten; auch einige wenige anständige Damen, die desselben Weges kamen und die mit Blumen geschmückten Haare sowie den Ausschnitt des Ballkleides unter den Kapuzen und „Sorties de bal“ verbargen, hatten sich durch die Neugier anlocken lassen und blickten sich nun mit dem angenehmen Gefühle, daß sie eigentlich jetzt nicht hierher gehörten, und mit froher Neugier nach allen Seiten um. Dazu kamen noch jüngere Offiziere in Uniform und Civil, Abgeordnete, Künstler, Studenten, Journalisten, ehrbare Provinziale — alles durcheinander — daneben und dazwischen aber auch eine böse Gesellschaft von stellungslosen Individuen, von dunkeln und anrüchigen Existenzen bis zu offenbarem, gutgekleidetem Gesindel und Frauenzimmern von unzweifelhaftem Wandel hinab.

Strelitz machte Nortstetten auf einen eben eintretenden, sehr großen Herrn aufmerksam, angethan mit dem schweren, grauen, sogenannten Kaisermantel. Er hatte einen scharfen, interessanten Kopf, der mit der feinen geschwungenen Nase, dem mächtigen breiten Kinn und den starken Backenknochen an den eines Stoßvogels erinnerte. Er ließ seine großen stechenden Augen mit berufsmäßiger Geübtheit spähend und musternd über die Gesellschaft gleiten und tauschte mit dem einen und anderen einen flüchtigen, lächelnden, stummen Gruß.

„Der Kriminalkommissar Beyer, unser geschicktester Diebsfänger! . . . Alte Bekannte vom Molkenmarkte,“ sagte Strelitz.

In diesem Augenblicke trat ein Kellner mit den Worten: „Wenn die Herrschaften gütigst erlauben wollen,“ an ihren Tisch, rückte die beiden noch unbesetzten Stühle etwas ab und führte zwei andere Gäste, die keinen Platz finden konnten und sich ratlos umblickten, heran: einen Herrn und eine Dame. Der Herr grüßte erst gleichgültig, machte dann aber, als er Strelitz erkannte, eine sehr ehrerbietige Verbeugung und fragte mit sehr wohlklingender, tiefer Stimme:

„Ist es gestattet?“

„Bitte!“ antwortete Strelitz ausdruckslos und wandte sich sogleich wieder zu Georg, seine Absicht, mit dem Herrn keine Unterhaltung anzuknüpfen, sehr unverhohlen kundgebend.

Der Herr war ziemlich groß und gut gebaut, er hielt sich sehr gerade, seine vollen, glänzend schwarzen Haare waren leicht gekräuselt, sein starker schwarzer Schnurrbart in Spitzen gedreht, das sehr dunkelfarbige Gesicht hatte etwas Lederartiges; er sah abgelebt aus, die dunkeln Augen waren ungleichmäßig, unschön und brutal. Er war mit offenbarer Sorgfalt, aber auffällig gekleidet und trug im Knopfloch ein schwer bestimmbares Bändchen.

Seine Begleiterin war eine hübsche, noch ganz junge Person, etwa dreiundzwanzig Jahre alt. Sie trug einen mächtigen Rembrandthut mit einer großen dunkeln Feder, einen enganschmiegenden englischen Ulster aus hellem, großkariertem Stoffe, der beinahe bis zu den Knöcheln reichte, und aus dessen Brusttasche ein blauseidenes Foulard hervorsah, und knappe rotbraune Handschuhe mit breiten schwarzen Nähten. Die weichen hellblonden Haare verdeckten die nicht hohe Stirn fast gänzlich und waren durch die Brennschere gelockt. Die Wangen waren voll und frisch, die Zähne weiß und gesund, die großen Augen hatten einen überaus freundlichen Ausdruck. Das ganze Gesicht machte den Eindruck der heiteren Jugendfrische. Ganz überflüssigerweise waren da auch Toilettenkünste angebracht. Die Augenbrauen waren gefärbt, die Wimpern mit dem schwarzen Stifte nachgezogen. Das Gesicht erhielt dadurch etwas Befremdliches; sie sah einem kleinen Kater nicht unähnlich. Wangen, Nase und Kinn waren stark gepudert, und die Ohrläppchen, in die große falsche Diamantknöpfe eingeschraubt waren, waren rot geschminkt. Sie war stark parfümiert.

„Was wollen Sie trinken?“ fragte der Herr.

„Ein Glas Grog.“

„Zwei Glas Grog,“ beschied der Herr dem der Bestellung harrenden Kellner. Und ohne sich darum zu kümmern, daß bei seiner ungewöhnlich klangvollen, tiefen Stimme ein jedes seiner Worte von Georg und Martin gehört werden mußte, fuhr er, sich zu der Dame hinüberbeugend fort: „Seien Sie keine Thörin! Erneuern Sie den Kontrakt nicht! Es hat ja keinen Sinn und Verstand. Sechzig Mark Monatsgage!“

„Es ist doch besser als nichts!“

„Die verbrauchen Sie für Ihre Handschuhe! Das finden wir für Sie alle Tage wieder!“

„Jawohl!“ sagte die Blonde höhnisch. „Und in der Zwischenzeit langweile ich mich zum Verrücktwerden.“

„Ist es denn so amüsant, dreißigmal im Monat in derselben Operette und in denselben Kostümen aufzumarschieren und dasselbe dumme Zeug falsch zu singen?“

„Es ist doch besser als auf dem Sofa zu gähnen.“

„Aber so wird nie etwas aus Ihnen! Mit Ihrer Stimme — ich will Sie nicht ärgern — sagen Sie selbst!“

„Na ja, es ist nicht weit her!“

„Ich habe ganz andere Dinge mit Ihnen vor. Auf meinen Blick können Sie sich verlassen! In Ihnen steckt etwas. Es muß nur herausgearbeitet werden. Aber vor allem: weg von der Operettenbühne! Sie haben das Zeug zu einer guten Schauspielerin. Sie sind jung, hübsch, Sie haben Temperament und ein gutes Organ, Sie sprechen ziemlich dialektfrei . . . Du meine Güte, wenn alle Frauenzimmer, die durch meine Agentur bei guten Direktionen untergebracht sind, von Hause aus so viel für die Bühne mitgebracht hätten wie Sie! . . . Lassen Sie mich nur sorgen! . . .“

„Aber, bestes Direktorchen, für die Operette langt's, für die Komödie bin ich wahrhaftig zu dumm!“

„Lassen Sie das doch meine Sorge sein! Ich nehme Sie als Zögling in meine Theaterakademie auf. Das ist von vornherein eine Empfehlung. Denn ich bin wählerisch, das wissen die Direktionen. Ich selbst werde mich um Ihre Ausbildung kümmern. Sie studieren bei mir einige Rollen . . . und der Teufel müßte

seine Hand im Spiele haben, wenn ich Sie nicht schon zur Frühlingsprüfung loslassen könnte."

„Dann habe ich auch was Rechtes!"

„So?! Dann ist Ihr Glück gemacht! Denn Sie werden gefallen! Das lassen Sie nur meine Sorge sein! Da spielen Sie vor unsern ersten Direktoren, vor unsern einflußreichsten Kritikern, einem Parterre von Königen! Vorher wird durch kleinere Notizen Stimmung gemacht; Sie helfen weiter ... durch Ihre Artigkeit ... und Ihre Verdienste! Und eines Tages steht in den Blättern zu lesen: ‚Ein neuer Stern ... pflegen wir diese junge Blüte ...' und so etwas! Was? Das klingt besser als: Julie Lessen, Statistin an der Friedrich-Wilhelmstadt!"

Bei der Nennung dieses Namens tauschten Martin und Georg, die sich zwar abgewandt und von Zeit zu Zeit sich Gleichgültiges gesagt, aber jedes Wort gehört hatten, einen flüchtigen Blick. Diese hübsche Blondine mit dem großen Rembrandthute und den geschwärzten Augenbrauen war also die erste Trösterin des betrübten Witwers Ehrike gewesen ...

Roderich Halmanski, eigentlich Friedrich Hallmann geheißen, früher Bassist an allen Provinzialbühnen zweiten Ranges, dann, nachdem er seine Stimme verloren, zeitweiliger Direktor der blühenden Theater zu Witten, Itzehoe und Oels, nunmehr Inhaber einer Theateragentur, Redakteur des mit einem Geschäftsanzeiger verbundenen humoristischen Theaterblatts: „Die Schminke" und Direktor einer Theaterakademie hatte sehr eindringlich und sehr fließend gesprochen. Er beobachtete nun die Wirkung und kniff das linke Auge, das sich unter dem trägen Lide schwer und unsicher bewegte und ihm beim Sehen hinderlich zu sein schien, zusammen; er strich den starken Schnurrbart in die Höhe und that aus dem inzwischen aufgetragenen Glase einen herzhaften Schluck.

Julie antwortete indessen gar nicht. Auch sie nahm ihr Glas und trank. Währenddem streifte Halmanskis Blick seine Nachbarn, und man konnte ihm deutlich ansehen, daß er plötzlich verlegen wurde. Er dachte in diesem Augenblick wohl daran, daß ein Zeitungsredakteur neben ihm saß, und sogar der angesehenste und gefürchtetste Kritiker; und er mochte befürchten, daß seine Aeußerung über die Reklamen unvorsichtig gewesen sei. Er wandte sich, zu einem gemütlichen Lächeln sich zwingend, zu Strelitz hinüber und sagte: „Jungen Talenten muß man Mut machen!"

Julie machte noch immer keine Miene zu antworten. Sie knöpfte die oberen Knöpfe ihres Ulsters auf und sah mit völliger Gleichgültigkeit zu einem der nächsten Tische hinüber, an dem sich mehrere junge Leute schon seit längerer Zeit bemühten, sich ihr bemerklich zu machen.

„Nun?" fragte Halmanski nach einer Pause.

„Ich will Ihnen sagen, Direktorchen," versetzte Julie, ohne von jenem Tische wegzusehen, „ich traue der Geschichte nicht recht! Mit solchen Experimenten kann man sich schön hereinrudern. Und nachher sitzt man fest!"

„Dummes Zeug! Man findet immer Leute, die sich für ein junges Talent interessieren ..."

„Jawohl!" versetzte Julie mit demselben höhnischen Tone wie zuvor.

„Besinnen Sie sich nur! Was? In unserer intelligenten Stadt, die das Herz auf dem rechten Fleck und eine immer offene Hand hat, da sollte eine junge zukunftsreiche Schauspielerin, die sich auf Roderich Halmanski berufen darf, nicht einen edelgesinnten Kunstfreund finden, der ..."

„Da fällt mir etwas ein," unterbrach ihn Julie. Ihr Blick hatte zufällig das kostbarste der zahlreichen Porte-Bonheurs getroffen, die ihr linkes Handgelenk umspannten. „Das wäre eine Idee! Der aus der Regentenstraße! Dem könnte man wirklich einmal schreiben ..."

Strelitz und Martin hatten gezahlt und erhoben sich. Mit dem kargsten Aufwande von Höflichkeit grüßte Strelitz, der bereits den Rücken gewandt hatte, als Halmanski ihm seine tiefe unterwürfige Verbeugung nachsandte.

Sie gingen durch die Friedrichstraße, die der späten Stunde ungeachtet noch sehr belebt war. Allerlei Gestalten eilten an ihnen vorüber, meistens jüngere Leute. An den Ecken standen zerlumpte, schmutzige kleine Verkäuferinnen und widerwärtige Lümmel von sechzehn bis zwanzig Jahren mit dem Ausdrucke des frühen Lasters. Die Mädchen hatten über ihre Körbe mit Blumen, Wachskerzchen u. dergl. ihre Schürzen gebreitet, um die Ware vor dem noch immer langsam herabrieselnden, thaufeinen Regen zu schützen. Sie drängten sich frech an die Vorübergehenden heran. Man hörte bisweilen auch den winselnden Klageton einer alten Bettlerin. Am lebhaftesten war es an der Ecke der Jägerstraße. Da brach aus dem Café National gerade eine lärmende Gesellschaft hervor: uninteressante junge Männer und geschminkte Frauenzimmer in auffälliger Toilette. Eines derselben hatte sich von der Gesellschaft, die sich in Nachtdroschken verteilte, getrennt und ging eine Weile vor den beiden her. Sie trug ein lichtfarbenes Kleid aus leichtester Seide, das für die Witterung so ungeeignet wie nur möglich war, und gab sich nicht die Mühe, die Schleppe aufzuraffen, die, auf dem feuchten Pflaster hinter ihr herschleifend, raschelnd eine breite Bahn zog. Sie hatte auch den Schirm nicht aufgespannt. Sie schwang ihn spielend und irgend einen Gassenhauer leise vor sich hinsummend, taktmäßig hin und her.

Nortstetten und Strelitz bogen in die Leipzigerstraße ein, in der das nächtliche Treiben erstarb. Am Potsdamer Platze schieden sich ihre Wege. Strelitz ging nach seiner in der Bernburgerstraße gelegenen Wohnung und Georg schritt nun schneller durch die finstere Bellevuestraße an den mächtigen schwarzen Stämmen der entlaubten Bäume vorüber auf den Tiergarten zu. Kein Mensch begegnete ihm da.

In der Tiergartenstraße fuhren einige Wagen in schnellem Trabe an ihm vorüber, wahrscheinlich Wilprechtsche Gäste. Denn das Fest hatte sein Ende noch nicht erreicht. Schon von weitem sah er den Glanz der beleuchteten Gemächer, die noch brennenden mächtigen Gaskandelaber an der Einfahrt des Vorgartens und die noch lange Reihe von Lichterpaaren längs der

Straße: die Laternen der wartenden Wagen und Droschken.

Georg, der eine Begegnung scheuen mochte, überschritt den Fahrdamm und ging unter dem nächtigen Schatten der Bäume seines Weges. Vor dem Wilprechtschen Hause verlangsamte er unwillkürlich seine Schritte und blieb sogar einen Augenblick stehen, den Blick auf die lustigen Flammen der Kronleuchter gerichtet.

„Ob sie wohl noch oben ist?“ fragte er sich. Er dachte nicht an Stephanie. Alle seine Gedanken waren bei Lolo.

Nein, sie war längst daheim! Früher als sonst hatte sie zum Aufbruche gedrängt. Das Fest hatte seinen Reiz plötzlich für sie verloren. Sie war, ohne daß sie sich den Grund für die Wandlung ihrer Stimmung einzugestehen gewagt hätte, auf einmal nervös geworden; ein Nichts reizte sie. Zum erstenmal in ihrem Leben fand sie das Coupé, das sie an der Seite des breiten Gemahls nach Hause führte, zu schmal. Sie drückte sich ganz in die Ecke, und es war ihr unangenehm, daß der Arm ihres Mannes den ihrigen streifte. Sie war auch oben, in ihren gemütlichen Räumen, unwirsch. Und als Gustav Einzelheiten des Festes mit ihr besprechen wollte, hatte sie sich mit der Bitte, er möge ihr verzeihen, sie leide an Kopfschmerzen, abgewandt. Gustav schlief eine halbe Stunde darauf den Schlaf des Gerechten.

Lolo saß noch immer in ihrem Toilettenzimmer. Sie hatte ihre Jungfer längst ins Bett geschickt. Sie hatte ein Peignoir übergeworfen und die Kerzen gelöscht. Das hörbare Atmen ihres Mannes, das aus dem benachbarten Zimmer zu ihr drang, war ihr unerträglich. Sie schlich in ihr kleines Boudoir, sie wußte selbst nicht warum. Sie trat an das dunkle Fenster und starrte auf die öde, feucht glänzende Straße.

Ein Wirrwarr von Gedanken und Empfindungen beschleunigte ihren Puls und hob ihre Brust. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Weshalb suchte nicht auch sie die Ruhe auf? Sie war wie gebannt.

Auf einmal wich alles Blut aus ihren Wangen. Sie war aufs äußerste betroffen und zitterte heftig; sie schloß einen Augenblick die Augen, um sie dann weit zu öffnen und tiefatmend, mit pochendem Herzen, hinüberzustarren auf die andere Seite der Straße. In der Totenstille hatte sie die Schritte eines Verspäteten schallen hören. Er war dem Hause gegenüber stehen geblieben. Unter dem Schimmer der Gaslaterne hatte sie die schlanke Gestalt wohl erkannt. Deshalb war sie so erschrocken, und deshalb trat sie nun vom Fenster in das Dunkel der Stube zurück, obwohl es unmöglich war, daß man sie von unten hatte sehen können.

Georg hatte den geraden Weg auf seine Wohnung genommen. Als er an der Regentenstraße angekommen war, war er stehen geblieben. Zunächst unschlüssig. Dann war er unter dem sophistischen Vorwande, daß der Weg längs des Kanals angenehmer sei, in die Regentenstraße eingebogen und hatte sich das Haus, in dem Lolo wohnte, lange angesehen. So lange, daß er die Aufmerksamkeit des Revierwächters erregt hatte. Schließlich hatte er es sich doch wieder anders überlegt. Der Weg durch die Tiergartenstraße war besser und kürzer. Er war wieder umgekehrt. Es war drei Uhr morgens, als er seine Hausthür aufschloß.

VII.

Die dritte Nachmittagsstunde war eben vorüber. Die Sonne hatte auf den kurzen Novembertag auch nicht einen Strahl fallen lassen. Der ganze Tag war trübe und grau gewesen, und unter dem mit dichten Wolken bezogenen Schneehimmel war es jetzt schon so dämmerig dunkel, daß in einzelnen Stuben bereits die Lampen angezündet wurden. Gleichmäßig unerfreulich und farbenkalt lag das Sackgrau des Himmels über der großen Stadt, einförmig, ohne erkennbare Wolkenschichten. Nur im Westen lichtete es sich ein wenig auf. Da sah Georg die schwarzen Silhouetten der entlaubten Zweige schärfer hervortreten. Das verschlungene Geäst, das durch den Wind langsam bewegt wurde, schien phantastischen Armen gleich, wie geängstigt vor dem nahenden Dunkel, in die Leere zu greifen.

Lolo wartete am Kamin. Sie hatte in einem Album mit Gavarnischen Zeichnungen geblättert. Aber das Zwielicht hatte sie gestört.

Sie blickte um sich. Es umgab sie der Ueberfluß. Sie hatte es sich nie so träumen lassen. Sie erinnerte sich des tiefen Eindrucks, den dieses schöne, ruhige, prächtige Zimmer mit seinen behaglich ernsten Farben und den schweren edlen Formen auf sie gemacht hatte, als sie sich zum erstenmal an demselben tiefgrünen Majolikakamine niedergelassen hatte — an jenem Sonntage, an dem der alte Pauly Lili und ihr die Herrlichkeiten der neuen Einrichtung gezeigt hatte.

Hier müsse man glücklich sein können, hatte sie sich damals gedacht. Und war sie nun glücklich?

Sie hatte sich ja über nichts Besonderes zu beklagen. Sie hatte bis zur Stunde eigentlich niemals nachgedacht. Ihre angeborene Lustigkeit hatte ihr über alles hinweggeholfen. Den Schmerz um den Tod ihres Vaters, den sie aufrichtig geliebt hatte, hatte sie überwunden. Sie hatte sich auch mit der Loslösung von Lili ungefähr abgefunden. Sie liebte zwar Lili wie je, aber sie fand es doch natürlich, daß sie sich jetzt seltener sahen. Die arme Lili hatte ja mit ihren drei Kindern, deren ältestes drei Jahre und jüngstes vier Wochen zählte, viel zu schaffen; und es war Lolo nicht gelungen, sich mit ihrem Schwager zu befreunden.

Alles das hatte sie hingenommen. Sie war so jung! Und es war ihr so reichliche Gelegenheit geboten worden, sich ihrer Jugend zu freuen. Sie hatte aufrichtige Freude an den Vergnügungen des großstädtischen Winters, an den Theatern und Bällen; sie hatte Freude an den Sommern im Gebirge, an den Herbsten an der See, Freude an ihrer Toilette und an ihren gesellschaftlichen Erfolgen. Sie besaß eine harmlose, das übliche Maß nicht überschreitende Koketterie, die gerade ausreichte, um ihr den Spaß nicht zu verderben, wenn ihr der Hof gemacht wurde. Sie war leichtlebig und heiter; sie hatte sich nie die Frage vorgelegt, ob sie bei ihrem angeborenen leichten Sinne auch den Keim

zu dem gesteigerteren Leichtsinne in sich trage. Denn ihr Pflichtgefühl war nie auf die Probe gestellt worden, die Versuchung war nie an sie herangetreten. Das Leben war über sie dahingezogen wie die Möwe über den Meeresspiegel, die, ab und zu mit leichtem Flügelschlage kleine Sprühwellen aufschlagend, die große glatte Fläche kaum bewegt.

In dieser Dämmerstunde am Kamin aber rückte in ihre Träumereien zum erstenmal eine Gestalt, auf die sie bisher als eine selbstverständlich zu ihr gehörige niemals recht geachtet hatte, und die, wie sie erst in diesem Augenblicke wahrzunehmen schien, die wichtigste ihres Daseins war: ihr Mann.

Zum erstenmal betrachtete sie ihn mit kritischem Auge. Er hatte ihr äußerlich weit über ihr Begehren gewährt. Sie mußte ihm dafür dankbar sein, vielleicht dankbarer, als sie es bisher gewesen war, und als sie es bisher gezeigt hatte. Sie hatte sich das nie klar gemacht. Niemals hatte sie abgerechnet.

Aber wenn sie jetzt der Höhe der Schuld für das äußerlich Empfangene gewahr wurde, so fühlte sie auch zum erstenmal, was er ihr seelisch schuldig geblieben war. Hatte sie je von ihm ein Wort vernommen, das ihr Gemüt bewegt, das zu ihrem Geiste gesprochen hätte? War er je imstande gewesen, ihr irgendwie eine Anregung zu Höherem zu geben? Er hatte sie treiben lassen wie ein Fahrzeug ohne Steuer, allen Zufällen des Windes und Wetters preisgegeben; und eben nur der Zufall hatte sie vor den Tücken der Stürme bewahrt. Jetzt, da zum erstenmal in ihrem Herzen ein drohendes Unwetter aufzog, sah sie die Gefahr, sie blickte um sich nach der leitenden stützenden Hand, sie war und blieb allein.

Sie war kaum imstande, das Gefühl der Verachtung, das sie widerwillig beschlich, zu meistern — der Verachtung dieser seelischen Unfähigkeit, dieser schaudererregenden Nüchternheit, dieses völligen Unverständnisses alles dessen, was über die Fragen des Essens und Trinkens, der Wohnung und Kleidung, des oberflächlichen Genusses und der Zerstreuung hinausging — des gemächlichen Unterhalts und der bequemen Unterhaltung mit Einem Worte, innerhalb deren sich dieses unbedeutende, ebenso unschädliche wie unerfreuliche Dasein abrollte.

Jetzt auch wagte sie sich zu gestehen, daß sie ihn nie geliebt hatte. Im Egoismus und in der Ungerechtigkeit ihrer Jugend war sie jedoch weit davon entfernt, sich selbst daraus einen Vorwurf zu machen und die richtige Folgerung zu ziehen, daß sie ihn dann nicht hätte heiraten sollen; daß sie selbst dies Dasein, über das sie sich nun auf einmal beklagte, nachdem sie fünf Jahre Gefallen daran gefunden, mitverschuldet hatte. Sie sprach sich vielmehr von jeder Schuld frei. Ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit entlasteten sie in ihren Augen vollkommen. Es war für sie nur ein Mehr, das ihn belastete. Sie verwirrte die Fragestellung. Sie sagte nicht: „Weshalb habe ich ihn geheiratet?“ Sie sagte: „Weshalb hat er mich geheiratet?“ Und sie gab sogleich die Antwort darauf: „Er hätte mich nicht heiraten dürfen. Er hatte nicht das Recht, mein junges Leben an seine reife Nüchternheit zu fesseln; er hat meine Unerfahrenheit mißbraucht, mein Vertrauen getäuscht, er hat mir eine Liebe vorgespiegelt, die nichts war, als das Verlangen, dem ungewohnten Alleinsein ein Ende zu machen und eine hübsche, lustige Gesellschafterin um sich zu haben!“ Als ob der Mann je geliebt hätte, je lieben könnte! Adelheids Gatte! Man hatte sie betrogen, schändlich betrogen! . . . Nur mit einer gewaltsamen Anstrengung unterdrückte sie ein Gefühl der Bitterkeit gegen die Ihrigen: ihr Vater hätte es nie zugeben, die klare unbeteiligte Lili hätte sie warnen sollen!

Als ihr der Diener Nortstettens Karte überbrachte, erschrak sie beinahe. Sie klopfte sanft mit beiden Handflächen die leichtgewellten braunen Haare, erhob sich und reichte dem Eintretenden mit sehr freundlichem Ausdrucke die Hand, die er respektvoll an seine Lippen führte. Die Gesichte, die eben an ihrer Seite beängstigend und tief verstimmend im grauen Lichte des traurigen Nachmittags vorübergezogen waren, waren zerstoben wie die Gespenster beim Hahnenschrei.

„Nun? wie haben Sie den gestrigen Abend beschlossen?“ fragte sie heiter, während sie ihm bedeutete, ihr gegenüber am Kamine Platz zu nehmen.

„Sehr angenehm!“ versetzte Georg, während er sich niederließ. „Ich habe mit Dr. Strelitz noch lange geplaudert; oder vielmehr ich habe seinen Erzählungen zugehört. Wenn Sie ihn kennen . . .“

„Gewiß kenne ich ihn! Ich kann mir denken, daß Sie sich gut dabei unterhalten haben. Ich erbitte ihn mir jedesmal, wenn es sich irgend machen läßt, zu meinem Tischnachbarn . . . Und dann sind Sie gleich nach Hause gegangen?“

„Jawohl.“

„Geraden Wegs?“

„Ja,“ antwortete Georg etwas überrascht über den lächelnden, neckenden Ausdruck, mit dem Lolo gefragt hatte. „Ja,“ wiederholte er, „wenigstens ungefähr . . . mit einem kleinen Umwege. Wie kommen Sie auf die Frage?“

Lolo lächelte noch immer. „Man fragt ja mancherlei!“ sagte sie ausweichend.

„Es macht aber auf mich den Eindruck, als ob Sie sich etwas Besonderes dabei dächten . . . Darf ich nun auch einmal ein kleines Verhör anstellen?“

„Bitte!“

Lolo hatte einen riesigen japanischen Fächer, der halb so groß war wie sie, und den sie nur mit beiden Händen regieren konnte, von der Säule des Kamins, an die er gelehnt war, genommen und öffnete ihn mit Anstrengung. Das bunte Ungeheuer knarrte und raschelte. Sie stemmte den Fächer auf das Knie, um sich vor der Kaminhitze zu schützen, vielleicht aber auch, um ihr Gesicht der hellen Beleuchtung zu entziehen. Das glühende Licht fiel jetzt nur auf ihre braunen Haare und überzog sie mit einem goldenen Schimmer. Georg machte unwillkürlich eine Pause. Sie sah in ihrem einfachen grauen Tuchkleide mit hohem Stehkragen, dessen einzige Garnierung gleichfarbig gesteppte Nähte bildeten, zu reizend aus! Dem Kleide, das nur von einer so zierlichen und schlanken Frau wie Lolo getragen werden konnte, sah der Kundige auf den ersten Blick

an, daß es ein Herrenschneider gefertigt hatte. Ein Hufeisen von grauen Katzenaugen mit kleinen Brillanten besetzt, hielt den Kragen. Im Knopfloch hatte sie eine La France-Rose.

„Nun?“ fragte Lolo nach einer kurzen Weile. „Ich harre der Dinge, die da kommen sollen.“

„Also: wie lange sind Sie gestern noch bei Wilprechts geblieben?“

„Nicht mehr lange. Ungefähr bis halb zwei.“

„Und Sie sind gleich nach Hause gefahren?“

„Gleich, und ohne Umweg.“

„Und Sie haben sich gleich zur Ruhe begeben?“

„Ich? nein!“

„Aha! . . . Und Sie sind noch in die Vorderzimmer gegangen?“

„Ja.“

„Ohne Licht anzuzünden?“

„Ja.“

„Und haben sich da ziemlich lange aufgehalten?“

„Ja.“

„Und haben mich gesehen?“

„Ja.“

Beide lachten herzlich auf.

„Und nun sagen Sie mir noch eins: was haben Sie sich eigentlich von mir gedacht?“

„Ich fand es sehr nett.“

„Ich muß Ihnen doch vorgekommen sein wie der reine Kadett! Ein ausgewachsener Mann, der drei Stunden, nachdem der Trommler sein Grab verlassen hat, sich in der Regentenstraße einem dunkeln Hause gegenüber aufpflanzt und die dunkeln Scheiben anstarrt! Wahrhaftig, ich schäme mich ein bißchen! Ich bin nämlich im allgemeinen ganz vernünftig.“

„Sie brauchen sich gar nicht zu schämen!“ sagte Lolo mit großer Herzlichkeit. „Ich finde es im Gegenteil sehr hübsch von Ihnen.“

„Aber sagen Sie mir,“ fiel Georg mit etwas verändertem Tone ein, „was hat Sie denn zu so ungewohnter Stunde in das dunkle Zimmer getrieben? — Wenn man nicht einmal um halb drei Uhr morgens unbelauscht vor einem Hause stehen bleiben darf . . .“

„Nehmen Sie an, daß es ein Zufall gewesen sei,“ erwiderte Lolo mit heiterer Stimme, indem sie den Kopf ein wenig duckte und mit dem Fächer eine Bewegung seitwärts machte, so daß sie dahinter wie hinter einer spanischen Wand verschwand.

„Ich muß es wohl annehmen,“ versetzte der Musiker, „denn jede andere Annahme wäre anmaßend. Aber es thut mir leid, daß ich es annehmen muß.“

Hätte Georg die zierliche kleine Frau, die sich hinter dem großen Fächer versteckte, beobachten können, hätte er dies frische glückstrahlende Gesicht gesehen, diese Augen, die sich sehnsüchtig schlossen, diese Lippen, die sich anmutig öffneten, — er hätte Lolo jubelnd in seine Arme geschlossen. Langsam senkte sie den Fächer. Die Glut des Kaminfeuers überflutete sie mit einem tiefroten Schimmer. Sie zwang sich zur Unbefangenheit.

„Und wenn es nun kein Zufall gewesen wäre?“ sagte sie heiter, mit ungewollter Koketterie.

„Dann . . .“ versetzte Georg. Er stockte. Er war wie gebannt von dem mädchenhaften Liebreize dieses bezaubernden Wesens, das ihm in der phantastischen Beleuchtung sinnverwirrend reizend erschien. Sie schwiegen beide und ließen keinen Blick voneinander. Die leidenschaftlich beredteste Liebeserklärung, der wahrste und heißeste Schwur hätte sie nicht näher aneinander führen, nicht fester miteinander verknüpfen können, als dieses tiefe Schweigen in der grauen Dämmerung. Auf einmal hörten sie das hurtige Ticktack der Pendeluhr auf dem Kamin. Die obere Kohlenschicht, deren Unterlage von der Glut verzehrt war, brach ein und rutschte mit einem eigentümlich schurrenden Geräusche nach vorn, und an einem großen dunkeln Kohlenstücke leckten von allen Seiten kleine blaue Flammen auf.

Sie schwiegen. Sie hatten sich nichts zu sagen. Sie wußten alles.

Der Diener trat geräuschlos ein und überreichte Lolo eine Karte. Nachdem sie einen Blick darauf geworfen hatte, gab sie den Bescheid: „Ich lasse bitten,“ ohne den Unwillen, der in ihr aufgestiegen war, irgendwie zu verbergen.

„Wie ärgerlich!“ sagte sie, als der Diener das Zimmer verlassen hatte. „Herr Wilprecht! Er hätte sich auch eine andere Stunde aussuchen können!“

Georg teilte diese Meinung vollkommen. Niemand konnte ihm unerwünschter kommen als Stephanies Gemahl.

Der Kommerzienrat, der Lolo ein paar Blumen brachte und unter dem Vorwande, sich bei ihr zu erkundigen, wie ihr der gestrige Abend bekommen sei, die Lorbeeren seines gesellschaftlichen Erfolges einheimsen wollte, war über Georgs Gegenwart höchlich erstaunt. Mit einer Vertraulichkeit, die er sich nur ausnahmsweise gestattete, nannte er Nortstetten bei seinem Vornamen:

„Sie hier, Georg? Und Stephanie, die Ihnen wieder einmal, ich weiß nicht welche wichtige Mitteilung zu machen hat, wartet zu Hause auf Sie!“

„Das muß wohl ein Irrtum sein. Ich habe Ihrer Frau im Gegenteil gesagt, daß ich heute wahrscheinlich nicht kommen würde . . . ich habe bis jetzt gearbeitet . . . und“ — er wollte seine Anwesenheit zunächst mit einer Ausrede entschuldigen, aber es erschien ihm unnötig und unwürdig, und er fuhr fort: „und dann habe ich mich beeilt, von der Erlaubnis, die gnädige Frau zu besuchen, Gebrauch zu machen.“

„Das kann ich Ihnen nicht verdenken! Aber,“ fuhr er fort, zu Lolo gewandt, mit einem versuchten Spaße, der so unwillkommen wie möglich war und elendiglich verpuffte, „nehmen Sie sich vor den Musikanten in Acht, mein Kind! die schlagen die verlockendsten Töne an! Gefährliche Leute, diese Künstler! . . . Natürlich, sie haben das Zeug dazu, den Weibern die Köpfe zu verdrehen! . . Ja, wenn unsereins seine Gefühle so ausdrücken könnte, in Tönen . . .“

Er wartete vergeblich darauf, daß er unterbrochen würde. Er hatte zuerst gelacht, dann gelächelt, dann, als seine Sicherheit ihn verließ, leise gesprochen und zuletzt versagte ihm die Stimme. Ein höchst peinliches Schweigen folgte.

Der Kommerzienrat hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß er ein trauliches Beisammensein in unlieb-

samer Weise gestört hatte. Er durchschaute ahnungsvoll die Wahrheit, die sich die beiden noch nicht zu gestehen wagten, und er war innerlich empört darüber. Seit Jahren hatte er sich mit ungewöhnlicher Ausdauer um Lolos Gunst bemüht, und die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen hatte seinen Eifer nicht erkaltet. Nachdem er die Rolle eines galanten Hofmachers ohne Erfolg zu Ende gespielt, hatte er sich, auf die verwandtschaftlichen und langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu ihrem Manne fußend, in einen väterlichen Freund und warnenden Berater gewandelt. Aber der mit einem Don Juan gefütterte getreue Eckart war bei Lolo, die nun einmal für Maximilian nichts übrig hatte, nicht glücklicher gewesen. Es verdroß sie, daß er als früherer Schwager ihres Mannes sich das Recht anmaßte, ihr gegenüber einen vertraulicheren Ton anzuschlagen, daß er mit erheuchelter Väterlichkeit ihre Hand öfter ergriff, als nötig war, sogar ihre Wangen streichelte. Sie verbat sich diese Gemütlichkeiten zu wiederholten Malen sehr entschieden. Er übte außerdem eine gewisse Ueberwachung über sie, die ihr lästig war. Er gab ihr Lehren, nach denen sie nicht verlangt hatte. Mit einem Worte: seine Eifersucht langweilte sie. Sie ließ es ihn deutlich fühlen, sie behandelte ihn schlecht; aber Maximilian kam immer wieder und blieb derselbe, der er gewesen war.

In diesem Augenblicke regte sich die Eifersucht stärker in ihm denn je, denn er ahnte, daß sich jetzt wirklich etwas zusammenballte, was verhängnisvoll werden konnte, — für Lolo vielleicht, vielleicht für ihn selbst. Er wußte es nicht. Aber er empfand eine sonderbare Schwüle. Und zu dieser eifersüchtigen Aufwallung kam noch etwas anderes, Wunderliches, was seine Mißstimmung aufs äußerste steigerte: er fühlte sich durch Georgs Fahnenflucht in der Seele seiner Frau gekränkt, verletzt!

Er war auf Georg in dessen Beziehungen zu Stephanie nie eifersüchtig gewesen. Er hatte das Verhältnis zwischen den beiden, mochte es nun sein, wie es wollte, hingenommen. Das war für ihn eine abgethane Sache. Georg als Bewerber um Lolos Gunst aber erweckte nicht bloß seine Eifersucht für seine eigene Rechnung, er war obenein noch eifersüchtig per procura seiner Frau, deren ältere Rechte auf Georg er gewissermaßen anerkannte.

So arbeitete es in ihm, während die drei eine ganz oberflächliche Unterhaltung führten, der keines von ihnen die geringste Teilnahme schenkte. Lolo und Georg hatten keinen anderen Wunsch, als den Störenfried auf schickliche Weise zu beseitigen; Maximilian fühlte das sehr wohl, aber er blieb gerade deshalb. Es war ihm eine gewisse schadenfrohe Genugthuung, den beiden den Spaß zu verderben.

Inzwischen war es so dunkel geworden, daß Lolo die Lampen hatte anzünden lassen. Der große Zeiger der Uhr war auf die Fünf vorgerückt. Maximilian, der um fünf Uhr speiste, konnte seinen Aufenthalt nicht verlängern.

„Sie begleiten mich doch, Georg?“ sagte er, während er sich zögernd erhob, und Lolo sowie Nortstetten dem gegebenen Beispiel zu folgen sich beeilten. „Stephanie hat für Sie ein Gedeck auftragen lassen.“

„Ich bedauere sehr. Ich habe Herrn Ehrike versprochen, ihn zu erwarten . . .“

„Ah! das hat nichts zu sagen,“ unterbrach ihn Maximilian. „Die Verantwortung will ich schon übernehmen! Kommen Sie nur!“

„Sie sind aber artig,“ fiel jetzt Lolo ein, „mir liebenswürdigen Besuch so aus meinem Hause vertreiben zu wollen! Jetzt, Herr Doktor, bitte ich Sie sehr freundlich, mir noch ein wenig Gesellschaft zu leisten, — wenn es Sie nicht langweilt, natürlich!“

„Aber ich bitte, gnädige Frau! Ich folge Ihrem Befehle mit wahrer Freude!“

„Nun denn also, auf Wiedersehen!“ sagte der Kommerzienrat, seinen Unwillen mühsam beherrschend. „Soll ich Stephanie wenigstens von Ihnen grüßen?“ fragte er mit einer gewissen Bitterkeit, während er seinen Hut ergriff.

„Ich würde Sie nicht haben gehen lassen, ohne Sie darum gebeten zu haben,“ erwiderte Georg ruhig.

Er grüßte und wandte sich der Thür zu. Lolo gab ihm das Geleit. An der Thür blieb er einen Augenblick stehen. Er sah, wie Nortstetten ihnen den Rücken kehrte. Er winkte Lolo mit den Augen heran. Lolo näherte sich ihm. Er beugte den Kopf vor, als wolle er ihr etwas ins Ohr sagen. Sie wich etwas zurück und sah ihn kalt an.

„Sie können laut mit mir reden,“ sagte sie im Flüstertone.

„Nein, Lolo!“ sprach er ganz leise, mit scharfer Betonung, und seine Augen blitzten. „Was ich Ihnen zu sagen habe, kann ich Ihnen nicht vor einem dritten sagen!“ Und noch leiser und noch schärfer fügte er hinzu: „Ich warne Sie! Sie richten sich zu Grunde! Aber ich bin zur Stelle!“

Die letzten Worte hatte Lolo nicht mehr vernommen. Sie hatte gleichzeitig, laut und förmlich „Auf Wiedersehen, Herr Wilprecht!“ gesagt und sich mit einer leichten Verbeugung abgewandt.

Maximilian bebte vor zorniger Aufregung, als er die Thür des Wohnzimmers schloß. Während ihm der Diener beim Anlegen des Pelzes behilflich war, schwankte er einen Augenblick, ob er nicht umkehren solle, um Lolo und diesem undankbaren, leichtsinnigen Georg alles, was er fühlte, ins Gesicht zu schleudern — seine tiefe sittliche Entrüstung! Sie hielten ihn am Ende für dumm! Er wollte es ihnen dereinst noch beweisen, daß sie sich in ihm täuschten!

Hastigen Schrittes und mit ungewollten lebhaften Handbewegungen legte er den kurzen Weg bis zu seiner Wohnung zurück.

Es war übrigens gut, daß er nicht umgekehrt war, denn was er nun in dem behaglichen Wohnzimmer gehört und gesehen hätte, würde ihn nicht erfreut haben.

Auch Lolo war empört. Und sie fühlte sich mit Georg schon so vertraulich, daß sie kein Hehl aus ihrer Empfindung machte.

„Er nimmt sich immer mehr heraus!“ sagte sie, während sie sich Georg näherte. „Mit der Zeit wird es ganz unleidlich!“

Georg war in der glücklichen Stimmung des Siegers zur Milde gestimmt.

„Er meint es offenbar gut mit Ihnen,“ sagte er beschwichtigend. „Sie sollten sich nicht ärgern! Es ist wirklich nicht der Rede wert!“

Sie sah ihn lächelnd an. Er trat näher an sie heran und wiederholte etwas leiser, ohne daß er recht wußte, was er sagte, ganz dieselben Worte: „Sie sollten sich nicht ärgern. Es ist wirklich nicht der Rede wert!“

Sie stand jetzt so dicht vor ihm, daß sie den Kopf etwas zurückbeugen mußte, um lächelnd zu ihm, dem viel Größeren, hinaufzublicken. Er senkte seinen Kopf langsam und küßte ihre Stirn. Es überlief sie siedendheiß.

„... Nicht der Rede wert!“ sagte er nochmals, bloß um etwas zu sagen.

Lolo trat etwas zurück und ließ sich wieder auf den niedrigen Sessel am Kamin fallen. Ihre großen Augen blieben auf Georg gerichtet, nicht mit dem Ausdrucke des Unwillens, aber etwas geängstigt, fragend: „Was soll daraus werden?“ Sie erfaßte mit ihren kleinen Händen die großen lackierten Holzstäbe des noch immer offenen Riesenfächers und wehte sich Kühlung zu.

VIII.

Gustav Ehrike pflegte sein Nahen schon im Vorzimmer lärmend anzukündigen. Er hatte die Gewohnheit, mit der erhobenen Stimme des Hausherrn, der so laut sprechen kann, wie er will, bei dem öffnenden Diener Erkundigungen über die Vorfälle während seiner Abwesenheit einzuziehen: ob Besuche, Briefe, Bestellungen gekommen seien und dergleichen. Gerade so machte er's heute. Die starken Thüren und dicken Vorhänge dämpften nicht den Schall seines klangvollen Organs.

Geräuschvoll trat er in das Wohnzimmer ein, in der Linken einen Brief, den ihm der Diener soeben übergeben, die Rechte, nachdem er seiner Frau zugenickt hatte, Georg entgegenstreckend.

„Das ist aber liebenswürdig, Herr Doktor!“ rief er mit weithin tönender Freude. „Hätte ich das gewußt, so würde ich mich mehr beeilt haben! .. Nun? Sie sehen sich doch nicht nach Ihrem Hut um? Ich verjage Sie doch nicht?“

„Ich habe meinen ersten Besuch schon über die Gebühr verlängert; ich wollte Sie nur noch begrüßen ...“

„Weiter fehlte nichts! Nein! Sie bleiben! Ich will doch auch etwas von Ihnen haben! Lolo, rede doch dem Herrn Doktor zu! ... Doktor!“ rief er, in einer plötzlichen Eingebung noch lauter und noch vergnügter. „Eine Idee! Wissen Sie was? Essen Sie mit uns! Ganz sans gêne! Und kommen Sie dann mit uns in den Cirkus! Heute ist die Eröffnungsvorstellung! Ich habe mir die Beine abgelaufen, um noch eine Loge zu bekommen. Da ist sie!“ Er zog mit einer gewissen Mühe aus der knappen Westentasche die zusammengeknifften bunten Papierstreifen hervor, als müsse er die Wahrheit seiner Aussage beglaubigen, und klemmte sie darauf, den Atem anhaltend, mit noch größerer Mühe wieder hinein. „Alle Welt ist da! Seien Sie genial! Sie werden sich sehr gut unterhalten!“

„Ich zweifle durchaus nicht daran. Aber es wäre wirklich unbescheiden ...“

„Seien Sie doch genial! Lolo, rede dem Herrn Doktor zu! Und ... Sie gestatten wohl einen Augenblick!“ Er zerriß den Umschlag des Briefes, den er in der Hand behalten hatte.

Auf Lolos Gesicht war der Ausdruck der Freude über die Aussicht, den Abend mit Georg zu verbringen, so unverhohlen, daß sie keine Worte zu machen brauchte. Und es war auch gar nicht nötig Georg zuzureden. Er hatte sich nur mit einem kurzen Stocke gewehrt. Gustavs Einladung entzückte ihn. Er brannte darauf, daß die leisen Bedenken, die er aus gesellschaftlichen Gründen erheben zu müssen glaubte, als stichhaltig nicht anerkannt würden.

Gustav war an die Lampe getreten. Der stark duftende, rehfarbene Brief mit den langen silbernen Initialen, die die Hälfte der ersten Seite einnehmen, machte ihm geringe Freude. Er lautete:

„Berlin. Freitag, 29. Novbr. 1878.
N.W. Schumannstraße 32.

Lieber Freund!

Ich muß Sie dringend sprechen. Sie werden eine alte Freundin nicht warten lassen. Kommen Sie sobald wie möglich! Ich bin krank und habe mich auf drei Tage beurlauben lassen. Sie finden mich immer zu Hause. Kommen Sie!

Ihre
Ihnen ewig dankbare und treue
Julie L.“

Mit einer unangenehmen Empfindung schob Gustav Brief und Umschlag in die Seitentasche. Es konnte unbequem und kostspielig werden. Was mochte Julie nach nahezu sechsjährigem Schweigen plötzlich von ihm wollen? Er war beunruhigt.

„Nun?“ wandte er sich wieder zu den beiden. „Angenommen?“

„Wahrhaftig,“ sagte Georg, „Sie beschämen mich ... Mein erster Besuch!“

„Aber so seien Sie doch genial! Wissen Sie auch, daß Sie mir einen wirklichen Dienst erweisen, wenn Sie zusagen? Ich habe da eben einen Geschäftsbrief bekommen ... du weißt, Lolo ... die Geschichte da oben ... in Schleswig ...“ Lolo wußte von nichts. „Sehr dringlich! Da muß ich gleich nach Tisch hin! Es dauert nicht lange. Sie führen meine Frau in den Cirkus. Ich komme nach. Also abgemacht? ... Charmant! Ich danke Ihnen!“

Lolo und Georg hatten blitzschnell einen Blick fröhlichen Einverständnisses gewechselt. Gustav schüttelte dankbar die Hand seines jüngsten Freundes.

Das Essen zu dritt in dem kleinen Familienspeisezimmer mit seinen hohen Paneelen und der getäfelten Decke, die Wände mit Jute bespannt, die einer unserer ersten Maler mit Frucht- und Jagdstücken in der Art der Gobelins bemalt hatte, war heiter und gemütlich. Die beiden freuten sich, daß sie den Abend zusammen verbringen sollten, und Gustavs ungestümes Gelächter, das dröhnend die Unterhaltung oft durchkreuzte, störte

sie nicht weiter. Obgleich ihm der Brief nicht aus dem Kopfe ging, aß er doch mit neiderweckendem Appetit und trank den alten Rüdesheimer und Mouton-Rothschild, den er seinem Gaste zu Ehren hatte auftragen lassen, fast allein aus.

Gleich nach dem Kaffee erhob er sich. Er entschuldigte sein unhöfliches Aufbrechen bei Georg tausendmal; aber da half nun einmal alles nichts. Geschäft sei Geschäft, und die Geschichte . . . da oben . . . in Schleswig . . .

„Ich nehme mir an der Ecke eine Droschke. Das Coupé lasse ich euch . . . . Also auf Wiedersehen! . . . Ach so! die Billette!“ Er übergab Georg einige der bunten Streifen. „Also: wir sehen uns gleich! Adieu!“ Er entfernte sich schnell.

Lolo fühlte sich jetzt etwas befangen, viel befangener als vorher. Es war ihr angenehm, daß sie sich entfernen durfte.

„Sie verzeihen wohl, wenn ich Sie fünf Minuten allein lasse. Ich mache mich schnell zurecht! Ganz schnell!“ Sie winkte Georg herzlich zu und huschte hinaus.

Georg sah ihr lächelnd nach, glücklich! Und dann fiel sein Blick auf die Thür, durch die der blonde Gustav eben gegangen war, und er lächelte wiederum, aber anders. Er war ihm dankbar, daß er es ihm so bequem gemacht hatte. Auf dem Tische lag noch das Album, in dem Lolo im Zwielicht geblättert hatte. Er schlug es auf, und seine Mienen erheiterten sich immer mehr. Es war eine meisterliche Zeichnung von Gavarni, auf welcher ein sehr beleibter, thörichter Mann, mit jener flachen und breiten Stirn, auf der der Beschauer unwillkürlich etwas vermißt, seiner jungen, reizenden Frau, die außerordentlich verschmitzt dreinschaut, bittere Vorwürfe darüber macht, daß sie gegen den braven, jungen, hübschen Mann, seinen Busenfreund Gaston, immer so unfreundlich sei — ein Bild aus der Sammlung: „Les maris me font toujours rire.“ Dieser dicke, arglose Herr Coquardeau hatte eine ganz merkwürdige Familienähnlichkeit mit Herrn Gustav Ehrike.

Georg wurde die Zeit etwas lang. Der große Bechsteinsche Flügel lockte ihn. Er öffnete das Instrument und schlug stehend einige Accorde an. Er zog den Stuhl mit dem Fuße heran und setzte sich und spielte weiter. Wie jedesmal, wenn er seine Kunst übte, nahm sein Gesicht einen merkwürdig ernsten, finsteren Ausdruck an. Er spielte weiter, ohne die Augen aufzuschlagen: Motive aus seiner eigenen Oper mischten sich unbeabsichtigt in seine Phantasie; auch Anklänge an fremde Kompositionen, die ihm gerade durch den Kopf gingen, ließen sich vernehmen; neue Eingebungen des Augenblicks verflochten sich damit. Er spielte weiter. Er blickte zufällig auf. Ihm gegenüber, die verschränkten Arme auf den Flügel gestützt, den Oberkörper vorgebeugt, stand Lolo, die sich leise eingeschlichen hatte und, er wußte nicht, seit wie lange, seinem Spiele folgte. Sie sah ihn mit einem bittenden, langen Blicke an, und er verstand diesen Blick. Er spielte weiter, und sie regte sich nicht. Sie bedeutete dem Diener, der mit der Meldung, daß der Wagen vorgefahren sei, eintrat, daß sie verstanden habe, und verharrte in ihrer früheren Stellung. Wiederum blickte Georg zu ihr auf. Der kleine mädchenhafte Kopf sah berückend schön aus unter der weichen, dunkeln Mütze, die sie aufgestülpt und die, wie der knappe Mantel aus Sealskin, der sich sanft an die zarten Formen schmiegte, beinahe die Palisanderfarbe des Flügels hatte. Georg fühlte, wie ihm das Herz schwoll und an seine Rippen drängte.

Nie hatte ein weibliches Wesen einen solchen Eindruck auf ihn gemacht. Was war das nur, das ihn so mächtig bewegte, das ihm so fremd war und doch so vertraut erschien, vor dem er erschrak, und das sein Herz mit Jubel erfüllte? Was war das?

Der junge, hochbegabte Künstler, der unter den günstigsten äußerlichen Bedingungen des Daseins aufgewachsen war, sich eine umfassende Bildung und im Verkehre mit tüchtigen Männern und klugen Frauen die besten gesellschaftlichen Formen angeeignet hatte, war nicht bis an die Schwelle der Dreißig vorgerückt, ohne daß das Weibliche in sein Leben eingegriffen hätte. Er hatte so gut wie jeder andere in den hellen Tagen der keimenden Jugend für diese und jene das treibende, drängende Unbehagen, das mit dem Heranreifen des Körperlichen und Seelischen immer verbunden ist, empfunden und als tiefes, geheimes Liebesweh gedeutet. Er hatte so gut wie jeder andere für Heines „Buch der Lieder“ geschwärmt und in lauen Sommernächten im Vollmonde den trügerischen Schatten des Blumentopfes vor dem verhangenen Fenster, den er für den Kopf des Liebchens gehalten, angeschmachtet und Küsse zu ihm hinaufgesandt. Er hatte sich sodann ohne irgendwelche Philisterhaftigkeit getrost in der Brüder wilde Reihen gemischt und an den öffentlichen Faschingsbällen und den Soupers in den kleinen Kabinetten so gut Gefallen gefunden wie jeder andere. Etwas Ernsteres endlich hatte ihm diese gelegentlichen Liebeleien verleidet. Eine schöne und liebenswürdige Frau hatte ihn gefesselt. Seine Jugend, die Freundlichkeit seines Wesens, seine künstlerische Begabung, sein zartfühlendes Bemühen hatten einen Erfolg errungen, der ihn selbst überrascht hatte, und der ihm Verpflichtungen auferlegte. In flüchtigem Rausche hatte er gesiegt und in der Ernüchterung, die bald eingetreten war, sich klar gemacht, daß er die Folgen dieses Sieges zu tragen habe. Seine ehrerbietige Haltung, seine immer wachsame Zuvorkommenheit konnten der in freiwilliger Selbsttäuschung befangenen Besiegten allenfalls das Trugbild der Liebe, deren sie zu ihrer Rechtfertigung durchaus bedurfte, vorgaukeln. Stillschweigend bestand zwischen den beiden die wechselseitige Abmachung, daß ein höheres, edleres Gefühl das Unstatthafte und Strafbare ihres Bundes vor einem höheren Richterstuhle als dem der nach gesellschaftlichem Uebereinkommen festgesetzten Moral berechtige; und keines wagte es, an dieser bequemen Abmachung zu rütteln und deren Stichhaltigkeit nüchternen Sinnes zu prüfen. Diese Grundlage mußte unerschütterlich bleiben. Daß sie wurmstichig und morsch war, daß sie bei dem ersten Anprall elendiglich zusammenbrechen würde, das fühlte Georg in diesem Augenblicke mit unheimlicher Deutlichkeit.

Die begehrenswerte zigeunerhafte Schöne, die ihn

bis zu dieser Stunde, übrigens als milde Herrin beherrscht, die ihm bei allem, was er that und ließ, gewisse Rücksichten unwillkürlich auferlegt hatte, zerstob wie ein nichtiger Schatten angesichts der lebendigen Lieblichkeit, die ihm da gegenüberstand, und deren Lächeln ihn gewaltsam an sich zog. Er fühlte die Glut seiner Wangen, und seine eiskalten Lippen zuckten merkwürdig. Er atmete sehr tief auf; und sein Atemzug begegnete dem geheimen Seufzer, der sich ganz gleichzeitig Lolos Brust unwillkürlich entrungen hatte. Sein Blick blieb auf ihr haften, während seine Finger, ohne daß er's selbst wußte, die sehnsüchtige Weise aus der Gartenscene des „Faust", den schmachtenden Aushauch eines verliebten Mädchenherzens erklingen ließen.

Er erhob sich. Lolo blieb wie entrückt am Flügel stehen. Er trat hinter sie, legte seine Rechte sanft auf ihre Wange, beugte sich zu ihr und küßte sie auf den Mund. Es durchrieselte ihn, als er fühlte, wie ihre brennende Lippen den Kuß erwiderten.

Sie richtete sich auf und trat etwas zurück.

„Georg!" sagte sie leise, mit einem Tone unaufrichtigen Vorwurfs. „Ich bitte Sie!! . . . Kommen Sie!"

Sie sprachen wenig und dachten viel, als sie beide in dem leichten Coupé schnell dem Cirkus zurollten. Es war ein Etwas zwischen ihnen, das sie noch trennte, hinter dem sich Lolo barg und das Georg nicht zu beseitigen wagte. Und im Rollen und Pferdegetrappel pfiff der Musiker ganz leise das Nothung-Motiv vor sich hin.

IX.

Der eindringliche Stallgeruch wehte ihnen entgegen, als sie in den Cirkus eintraten. Die Kapelle schmetterte scharf rhythmisch einen bekannten Marsch, nach dem vier Trakehnerhengste mit dem Kopf gleichmäßig nickend, im spanischen Tritte in der Runde dahermarschierten. Das ganz gefüllte, glänzend beleuchtete Haus bot einen prächtigen Anblick dar.

Gustav hatte recht gehabt: alle Welt war da. Besonders zahlreich waren die Uniformen der Kavallerieoffiziere vertreten; alle wahren Freunde des Sports, die bekanntesten Träger der vornehmsten Namen und die meistgenannten Mitglieder des Unionsklubs, die besten Reiter und Amazonen des Tiergartens, alle falschen Sportsmen, die sich für Pferde und was dazu gehört besonders deshalb interessierten, weil sie dadurch den von ihnen angestrebten Anschluß an jene Kreise leichter zu bewerkstelligen hofften, und die gerade wie die ächten mit Vorliebe Sporen als Busennadel und Kandaren als Manschettenknöpfe trugen, harmlose Zuschauer, denen die Bravourstücke der Kunstreiter und Turner und die blödsinnigen Streiche der Clowns Spaß machten, Adel und Börse, die beachtetsten Damen der besten Gesellschaft und Künstlerinnen mit fünfundvierzig Mark Gage, die in jedem Ohrläppchen ihr zehnjähriges nachweisbares Einkommen in der Form von Brillantknöpfen trugen — alle waren da!

Das Eintreten der zierlichen und anmutigen Dame im Sealskinmantel mit der koketten Sealskinmütze und des sehr großen schlanken Herrn, der mit eleganter Sorgfalt einfach gekleidet, den Kneifer abgestoßen hatte, da er durch die beschlagenen Gläser nicht sehen konnte, und nun mit zusammengekniffenen Augen nach der leeren Loge fahndete, wurde von verschiedenen bemerkt — besonders von der Gesellschaft in der gerade gegenüberliegenden. Da saßen Wilprechts. Strelitz, der da wahrscheinlich den für Georg bestimmten Platz inne hatte, konnte ein vergnügtes Schmunzeln nicht unterdrücken und sagte ganz leise: „Aha!" Der Kommerzienrat riß die Augen weit auf und war zunächst sprachlos. Dann beugte er sich zu seiner Frau vor und machte ihr eine leise Bemerkung. Sie erbleichte, nahm mit großer Gelassenheit das Glas vor die Augen und behielt es so, bis es ihr gelungen war, auf ihren schöngeschwungenen Lippen das unbefangene Lächeln neidloser Freude hervorzuzaubern, das sie so wohl kleidete. Jetzt hatte sie auch der Musiker, der mit Gustavs großem Opernglase bewaffnet, die Logenreihen durchmusterte, erspäht; jetzt lächelte sie ganz, ganz unbefangen und erwiderte freundlich Georgs Gruß und noch freundlicher den Gruß Lolos. Und nun grüßten auch Maximilian und Strelitz ungemein artig. Es war ein Austausch innigster Herzlichkeit von Loge zu Loge, der etwas Rührendes hatte.

Lolo und Georg waren zwar von dem Anblicke des Wilprechtschen Ehepaares nicht sehr angenehm berührt, aber die Freude, die ihnen ihr Zusammensein gewährte, verscheuchte die unliebsame Anwandlung, die sie zunächst empfunden hatten, und sie waren bald wirklich so harmlos heiter und vergnügt, wie sie wirkten. Wilprechts dagegen rasten innerlich. Sie suchten vergeblich das breite, leuchtende Antlitz des blonden Gustav. Wilprecht machte, zu Stephanie gewandt, leise eine überaus spitzige Bemerkung über den guten Menelaos aus der Koppenstraße, der jedoch die schöne Stephanie mit milder Ueberlegenheit die Spitze abbrach. Und Stephanie, deren scharlachroter Samthut die Aufmerksamkeit der beiden benachbarten Logen erregt hatte, hatte wieder einmal recht gehabt. Da kam er ja, der emeritierte Herr Schwager, und er sah so arglos aus, so völlig befriedigt, so seelenfroh!

Die gefürchtete Wiederbegegnung in der Schumannstraße war über alles Erwarten gut abgelaufen. Er hatte Julien mit der Voraussetzung, daß eine gelinde Erpressung versucht werden solle, bitter unrecht gethan. Julie war ein anständiger Charakter und strebsam! Es handelte sich einfach darum, einem jungen Talente bei dem ersten schwierigen Aufstieg zu den Höhen der Kunst etwas unter die Arme zu greifen. Weiter war es nichts. Und das gestatteten ihm seine Mittel. Er war beinahe bewegt, daß Julie in treuer Anhänglichkeit seiner gedacht hatte. Sie hatte sein edles Herz nicht verkannt. Es hatte auch tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als er aus ihrem eigenen Munde vernommen, daß sie sich seit längerer Zeit sittlich vertieft habe. Und es war so einfach bei ihr! Er mußte es ja glauben! Er kannte alle Möbel. Er selbst hatte sie ja vor sechs Jahren gekauft.

Als Gustav, der im Cirkus immer den Hut etwas nach hinten rückte, weil er dasselbe bei dem Prinzen von Eggerstein und dem Grafen Pagger-Mahldorff

beobachtet hatte, in die Loge eintrat und Georg, der so that, als ob er sich vom Vorderstuhle erheben wollte, energisch auf das Polster zurückdrückte, rümpfte Lolo ihr feines Näschen und sagte mit einer halben Wendung zu ihm:

„Seit wann parfümierst du dich denn?"

„Ich? Mich?" fragte Gustav verlegen, während er seinen Aermel prüfend an die Nase führte und die Berechtigung von Lolos Bemerkung feststellte.

„Und noch dazu Chypre!" fuhr Lolo mit dem Ausdrucke des Widerwillens fort. „Ich kann den faden, scharfen, süßen Modergeruch nicht ausstehen!"

„Ein Herr vom Verwaltungsrate unserer Gesellschaft . . . da oben . . ." lachte Gustav, noch immer verlegen. „Und da habe ich mir den Spaß gemacht . . . nur einen Tropfen . . . aber du hast recht: das Zeug riecht infam stark!"

Ehrike rückte zurück und war froh, daß er sich an dem angelegentlichen Geplauder der beiden nicht zu beteiligen brauchte.

Georg war von einer eigentümlichen Stimmung beherrscht. Das tiefe Gefühl, das ihn ganz erfüllte — er traute ihm nicht recht, er wollte ihm nicht trauen! Am Ende war's doch nur eine Liebelei wie die frühere, die sich diesmal nur gewichtiger und anspruchsvoller ankündigte als sonst? Dann aber gebot es seine Ehre, jetzt Halt zu machen und umzukehren. Er durfte das reizende vertrauende junge Wesen, das von der Natur mit leichtem Sinne ausgestattet, unüberlegt den entscheidendsten Schritt seines Lebens gethan hatte und eines Tages Gattin geworden war, ohne jemals über die Pflichten der Gattin nachzudenken, und das die Gefahren, die der Schönheit und Jugend drohen, rein zufällig noch nicht kannte — er durfte diese arglose, vertrauende, leichtlebige Lolo nicht einer flüchtigen Laune opfern. Es überkam ihn eine Art Galgenhumor, er verhöhnte die Empfindungen, die sich in ihm regten, eben weil er ihnen mißtraute; er wollte sich über sie erheben, er hoffte, daß ihm eine gewisse Frivolität dazu verhelfen würde.

Einen Schritt hinter ihnen saß der Gatte, rings um sie her war die Gesellschaft, die ihr stets waches Auge auch auf sie gerichtet hatte. Gerade das reizte ihn. Er bog sich lächelnd zu seiner Nachbarin und lispelte ihr die verwegensten Dinge zu. Lolo war starr. Sie gab sich die größte Mühe, gleichgültig und nichtssagend auszusehen. Sie glaubte zunächst mißverstanden zu haben. Endlich, als sie nicht mehr zweifeln konnte, flüsterte sie geängstigt Georg zu: „Um Gottes willen, hören Sie auf! Man muß ja jedes Wort verstehen!"

Georg beruhigte sie. Und während er sie in ihrer Seelenangst beschwichtigte, schlug der gekünstelte frivole Ton, zu dem er sich gezwungen hatte, allgemach unbeabsichtigt in den wahren Ausdruck seiner wahren Gefühle um. Und Gustav saß dahinter, und die Gesellschaft saß um sie, und die beiden waren allein wie in stiller Waldeinsamkeit.

Lolo war wie betäubt. Sie wollte irgend etwas sagen, etwas Verweisendes, Bittendes; sie war nicht imstande, ihre Regungen zu einem Gedanken zu gestalten, und das Wort versagte ihr. Sie war nie so hilflos gewesen.

Es war ein Glück, daß jetzt die Clowns die tollsten Streiche trieben, und daß sie darüber lachen durfte, wie die anderen — wie Gustav, dessen dröhnendes Gelächter die benachbarten Logen ansteckte.

„Haben Sie bemerkt, daß Wilprecht alle zwei Minuten zu uns herübersieht und seiner Frau über seine Beobachtungen regelmäßigen Bericht erstattet?" fragte Georg nach einer längeren Pause.

„Natürlich! Längst!" antwortete Lolo, die ihre Fassung wieder gewonnen hatte. „Er tobt innerlich! Er quält mich mit seinen Zudringlichkeiten seit meiner Verheiratung. Morgen wird er mir einen erbaulichen Vortrag halten! Ich freue mich schon darauf!"

„Dann würde ich mich einfach verleugnen lassen."

„Morgen wird es sich schlecht machen lassen. Aber ich will mir schon Ruhe vor ihm verschaffen."

„Mir steht auch eine gelinde Strafpredigt bevor!" sagte Georg heiter. „Und ich muß sagen: Ich habe sie verdient. Aber ich kann doch nichts dafür. Ich werde sie mir gleich holen . . . in der Pause. Sie halten es doch auch für richtig, daß ich Frau Stephanie in der Loge meine Aufwartung mache?"

„Unbedingt!" antwortete Lolo sogleich.

Es war das erste Mal, daß Stephanies Name in ihrer Unterhaltung ausgesprochen wurde. Sie sahen sich beide klug an.

„Fragen Sie nur!" sagte Georg zuversichtlich.

„Wenn Sie wissen, daß ich fragen will, so können Sie ja gleich antworten, wenn Sie überhaupt antworten wollen," entgegnete Lolo, während sie mit meisterlich gespielter Gleichgiltigkeit das Glas vor die Augen führte und anscheinend mit großer Aufmerksamkeit die Physiognomie des japanischen Drahtseiltänzers studierte.

„Ich will Ihnen sehr gern antworten," entgegnete Georg, indem er in den Beifall, der einem kühnen Luftsprunge folgte, miteinstimmte. „Frau Stephanie hat mir in uneigennützigster Freundschaft zahlreiche Gefälligkeiten und Dienste erwiesen, für die ich ihr nicht dankbar genug sein kann. Das ist alles! Aber auch alles! Ich würde keinen Anstand nehmen, die stenographische Aufzeichnung aller Worte, die ich mit Frau Stephanie gewechselt habe, jedem jungen Mädchen in die Hand zu geben."

„So?" versetzte Lolo gedehnt. „Und das würden Sie unter Umständen auch mit Ihrem Worte bekräftigen können?"

„Ich würde jeden Augenblick dazu bereit sein, weil es eben die Wahrheit ist."

Lolo hatte das bestimmte Gefühl, daß Georg in diesem Augenblicke, trotz der überzeugend wirkenden Ruhe seiner Versicherung, doch die Unwahrheit sprach. Aber sie freute sich dieser Lüge.

„Das ist mir lieb," sagte sie, das Glas noch immer auf den Japaner richtend, „auch Stephanies wegen."

Der Beifall war verklungen, es war die Pause, im Saale entstand eine allgemeine Bewegung, die Stallknechte harkten den festgestampften Sand. Georg erhob sich und begab sich in die Loge gegenüber; Strelitz drückte ihm vielbedeutend die Hand, Stephanie strahlte ihn mit vollendeter Harmlosigkeit an.

„Eigentlich habe ich Sie im Laufe des Nachmittags erwartet," sagte sie im unbefangensten Tone.

„Es war auch meine Absicht gewesen, bei Ihnen vorzuspringen. Aber wie es sich so manchmal macht... Ich weiß, daß ich auf Ihre gütige Nachsicht rechnen darf."

„Das dürfen Sie!... Sind Sie mit Ihrer Chorprobe zufrieden gewesen?"

„Ich schäme mich, die Wahrheit zu gestehen: ich habe sie zur Hälfte verschlafen. Wir haben uns im Kaffeehause festgeschwatzt — der Doktor und ich. Ich bin erst gegen fünf Uhr eingeschlafen und erst um elf aufgewacht. Bis gegen zwei habe ich aber doch noch arbeiten können."

„Und dann haben Sie Frau Ehrike Ihren Besuch gemacht, wie mir mein Mann bei Tische erzählt hat?"

„Jawohl!"

„Eine reizende Frau!"

„Reizend in der That."

„Daß sie mir nur meine guten Freunde nicht ganz abspänstig macht!" lächelte Stephanie mit liebenswürdigstem Ausdruck.

„Ah! das ist nicht zu befürchten! Wer das Glück hat zu Ihren Freunden zu zählen..."

„Nicht wahr?" fiel Stephanie mit unverminderter Freundlichkeit ein.

Sie tauschten einen ernsten Blick. Sie sagten sich beide: Wozu diese lächerliche Komödie? Ein bitterer, schmerzlicher Vorwurf lag in Stephanies Blick; in Georgs redliches Bedauern über das Unabänderliche. In demselben Augenblicke, da sie deutlich empfanden, daß das geheime Band, das sie aneinander geknüpft hatte, auf immer zerrissen sei, sprachen sie von den gleichgiltigsten Dingen in höflichster Art. Der schärfste Beobachter würde von diesen Aeußerlichkeiten nicht auf die gewaltigen inneren Vorgänge haben schließen können. Im Herzen Stephanies stürmte es; daß es für sie doch mehr als eine der üblichen Tändeleien gewesen war, das empfand sie erst jetzt, da sie ihn verloren gab. Sie war empört über den Undankbaren, den sie so fest an sich gekettet zu haben glaubte! Und wie sie diese Lolo haßte, diese hübsche Larve, dieses nichtssagende Geschöpf! Und Stephanie lächelte ohne die geringste wahrnehmbare Künstelei. Nur um des Himmels willen keine verlassene Ariadne! Das war es, was sie am meisten befürchtete.

Auch Georg war ernsthaft erregt, beklommen und wehmütig gestimmt. Er fühlte sich tief in der Schuld der schönen Frau, die so ungezwungen artig mit ihm plauderte; aber er fühlte auch seine Zahlungsunfähigkeit. Er mochte sich wenden und drehen, wie er wollte, es blieb ihm nichts anderes übrig als den Konkurs anzumelden. Beide waren froh, daß ihnen die Kunst der gesellschaftlichen Lüge über die peinliche Situation hinweghalf, und beide plauderten mit demselben Ausdrucke, mit dem sie früher geschwatzt hatten — früher, als es zwischen ihnen anders gewesen war, ganz anders!

Georg hatte sich erhoben.

„Grüßen Sie die schöne Lolo von mir!" sagte Stephanie, indem sie ihm die Hand reichte. „Und sagen Sie ihr von mir, daß sie nie etwas anderes tragen dürfe als Sealskin! Sie sieht zu reizend aus!"

Georg verbeugte sich und ging. Er ging, ohne sich für morgen oder einen der folgenden Tage angesagt zu haben!... Plaudernd ging er mit Strelitz davon!

„Ich sprach gestern von dem Zuge nach dem Westen," sagte Martin lächelnd. „Es stimmt doch nicht immer... Aber Sie interessieren sich wohl nicht für Himmelsgegenden?"

„Nicht über die Maßen," antwortete Georg. „Wie kommen Sie auf die Frage?"

„Bei Ihnen bemerke ich mehr eine östliche Tendenz. Es ist mir nämlich aufgefallen, daß unsere Loge, die Loge der Frau Stephanie nach dem Abend zu liegt, die Ihrige, die Loge der Frau Lolo nach dem Morgen... Da drüben ist Sonnenaufgang, hier Sonnenuntergang... Kommen Sie mit ans Büffett?"

„Ich habe noch verschiedene Leute zu begrüßen."

„Also auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

Stephanie folgte mit ihrem Blicke dem schlanken Musiker. Er wandte sich nicht um. Vor einigen Tagen hatte sie die „Penthesilea" im Schauspielhause gesehen. Ein Vers hatte sich ihr eingeprägt; diesen einen Vers hatte sie behalten. Und die Tasten ihres Gehirns schlugen ihn in diesem Augenblicke wieder an, und unheimlich deutlich, als deklamiere die pathetische Tragödin, hörte sie jetzt:

„Staub lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt."

Sie lächelte dazu, obwohl ein stechender, kalter Schmerz sie durchwühlte...

Eine Freude, eine große Freude sollte der Unglücksabend der armen, schönen, stolzen Frau doch bringen! Graf Pracks, der eben Georg wie einen Freund begrüßt und ihn zu einem kleinen musikalischen Abende für die kommende Woche eingeladen hatte, trat in ihre Loge und sprach nochmals sein aufrichtiges Bedauern darüber aus, das gestrige Fest, von dem er schon Wunderdinge gehört habe, haben versäumen zu müssen. Der Botschafter blieb ziemlich lange in ihrer Loge, er war galanter als je, und Stephanie hatte die große Genugthuung, daß das von allen denen, auf die es ihr ankam, bemerkt wurde. Es war Balsam auf ihr wundes Herz.

Wilprecht hatte gleich zu Beginn der Pause Lolo aufgesucht. Kaum hatte er mit leiser, bebender Stimme die ersten Worte geflüstert: „Lolo! Sie wissen nicht, was Sie thun! Ihr guter Ruf..." so hatte sich Lolo auch schon zu ihrem Manne gewandt und ihm in leichtem Tone gesagt: „Thu mir den Gefallen und nimm mir deinen Schwager ab. Jetzt plagt er mich wieder mit Dr. Nortstetten!"

„Ja!" flüsterte Maximilian, sich noch mehr ereifernd. „Es ist ein Skandal! Es fällt allen auf..."

„Er will mir durchaus die Laune verderben!" fuhr Lolo zu ihrem Manne gewandt fort. „Er wird immer unausstehlicher!"

„Aber so laß doch die arme Frau in Ruhe!" sagte Gustav gutmütig.

„Du bist natürlich mit Blindheit geschlagen! Die Männer merken es immer zuletzt."

„Woher weißt du denn das?" fragte Gustav mit ungewollter Bosheit. Lolo lachte unwillkürlich auf.

„Ja, lachen Sie nur! Lachen Sie nur! Sie werden schon einmal aufhören zu lachen!“

„Wollen Sie wieder einmal dem Schäfer Thomas ins Handwerk pfuschen und mir allerlei wahrsagen?“ fragte Lolo mit beleidigender Gelassenheit. „Ich will Ihnen etwas sagen,“ fuhr sie ruhig fort. „Ich gestatte Ihnen auf keinen Fall, mir gegenüber den Ton anzuschlagen, in dem Sie heute Nachmittag und eben zu mir gesprochen haben. Ich habe die Sache bis jetzt als Scherz aufgefaßt und möchte, daß Sie mir diese Auffassung noch länger ermöglichten. Sie geben mir beständig Lehren, die ich nicht von Ihnen erbeten habe. Ich möchte Ihnen nun auch eine geben, die ich Ihnen zur Beherzigung empfehle: Das Ungezogenste, was ein Mann thun kann, ist, daß er eine Frau dazu zwingt, ungezogen zu werden.“

Sie wandte ihm den Rücken und nickte dem Justizrat Felix Quintus freundlich zu, der sie in diesem Augenblick artig begrüßte.

„Sie hat wahrhaftig recht, Maximilian!“ sagte der blonde Gustav.

„Ach, du!“ versetzte der Kommerzienrat mit verächtlichem Zorn und verließ die beiden ohne Gruß. —

Gustav hatte wieder einmal „eine Idee!“

„Was sollen wir mit dem angebrochenen Abend anfangen?“ sagte er gemütlich, während sie sich nach dem Schlusse der Vorstellung durch die schmale Gasse hinter den Logen zwängten. „So jung kommen wir nicht wieder zusammen. Fahren wir zu Dressel!“

„Aber in einer offenen Droschke. Ich kann den Chypregeruch nicht vertragen, und in dem Coupé haben wir so wie so keinen Platz,“ sagte Lolo.

Gustav nahm die ihm von Lolo auferlegte Bedingung natürlich an, und Georg fand die Verlängerung des Beisammenseins nun schon ganz natürlich. Sie fuhren zu Dressel. Sie aßen zu Nacht, sie tranken Sekt, sie waren in beinahe ausgelassener Stimmung. Gustav störte in keiner Weise. Er beanspruchte nicht, daß man sich um ihn bekümmerte. Er führte nie das Wort und beteiligte sich an der Unterhaltung nur durch unerwartete Ausbrüche seiner vulkanischen Heiterkeit. Und da die beiden seit einiger Zeit von Bayreuth und den „Nibelungen“ sprachen, um die er sich nicht bekümmerte, so leerte er schweigsam ein Glas um das andere und schlief mit offenen Augen.

Georg war erstaunt über die musikalische Veranlagung, die er in Lolo entdeckte. Seine Erwartungen waren in dieser Beziehung durch seinen Verkehr mit Stephanie auf ein höchst bescheidenes Maß zurückgeführt. Es überraschte ihn aufrichtig, aus Lolos Munde gesunde Ansichten, die auf einen selbständigen Geschmack, auf eigene Empfindungen sich stützten, zu vernehmen, ein feines, gebildetes Verständnis; das waren nicht die abgelauschten Allgemeinheiten, wie sie Stephanie so geschickt und blendend vortrug, die der Mann des Berufs mit einer artigen Zustimmung abthun konnte; es waren Urteile, über die sich ernsthaft debattieren ließ.

Es war wieder ein Uhr geworden, als Lolo das Zeichen zum Aufbruch gab. Sie hätten gern noch stundenlang so weiter geplaudert, aber Lolo mußte vernünftig sein — sie hatte morgen einen wahrscheinlich anstrengenden Tag vor sich — und dem armen Gustav, den die Unterhaltung über die Fragen der Kunst langweilte, und der sehr viel getrunken hatte, fielen die Augen zu.

Als sie sich anschickten, das Lokal zu verlassen, begegneten sie in dem schmalen Gange zwischen den Tischen einem verspäteten Paare, das soeben eingetreten war und ihnen entgegenkam. Es war ein hochaufgeschossener blonder Herr, dem man den Lieutenant in Civil auf zwanzig Schritt ansah, und eine junge blonde Dame mit dunkelrot gesteppten hellbraunen Handschuhen, einem großen Rembrandthute, auf dem eine mächtige Feder schwankte, und angethan mit einem langen hellkarierten Ulster, aus dessen Brusttasche ein scharlachrotes Taschentuch hervorsah.

Die drei Gehenden und die beiden Kommenden, von den Tischen auf beiden Seiten in der Freiheit ihrer Bewegungen beschränkt, brauchten einige Zeit, um ohne Zusammenstoß aneinander vorüberzusteuern. Unter dem Zwange einer ganz unerklärlichen dunklen Regung betrachtete Lolo die Blondine mit den geschwärzten Augenbrauen viel aufmerksamer, als es sonst ihre Art war, und die Eintretende schien es zu fühlen, daß sie der Gegenstand einer ungewöhnlichen Beachtung war, denn sie wandte den Kopf ab. Georg gab sich die größte Mühe, keine Miene zu verziehen.

Gustav hatte sein Taschentuch gezogen, betupfte sich damit die breiten, glänzenden Wangen und sagte, während er sie aufblähte: „Ist das hier eine Hitze!“

Lolo hatte wieder die Nase gerümpft, und sobald die Kommenden aus Hörweite waren, sagte sie mit dem Ausdrucke des Widerwillens:

„Wieder dieser abscheuliche Chypregeruch! Er macht mich ganz elend!“

Julie Lessen hatte in der That eine stark duftende Bahn hinter sich gezogen. Der welke süßliche Geruch erfüllte zeitweilig den ganzen Raum.

Gustavs Wangen leuchteten wie Alpenglühen. „Diese Hitze!“ wiederholte er.

Zum Glück für ihn waren sie inzwischen auf die dunkle Straße getreten, und der prüfende, ahnungsvolle, mißtrauische Blick Lolos entging ihm.

Trotz des Einspruchs Georgs belastete er das schmale Brettchen des Rücksitzes mit seiner stattlichen Leibesfülle; und die Droschke fuhr dem Tiergarten zu.

Georg hatte mit seiner Rechten Lolos Linke umspannt und drückte sie zärtlich. Sie schwatzten mit halblauter Stimme. Der Wagen rasselte über das Pflaster. Was sie sich sagten, verstanden nur sie.

Gustav war wie auf den Mund geschlagen, auch sein mächtiges Gelächter, das selbst dann überraschte, wenn es zur rechten Zeit kam — und es kam oft zur unrechten Zeit — war verstummt. Sinnend blickte er auf die dunklen Steine, die an seiner Seite von ihm fortzulaufen schienen, und auf die Gasflammen, die in der Ferne zu einer dichten Flammenkette zusammenschossen, ohne das nächtige Dunkel aufzuhellen. Der verwünschte Chypregeruch! War er zum Verräter geworden? Lolo hatte ein so merkwürdiges Gesicht gemacht! Sollte sie etwas gemerkt haben? Und wie kam Julie zu dieser Stunde in die Dresselsche Restauration? Und wer war

der Herr, der sie begleitete? Wie vertrug sich das mit der Beteuerung ihrer sittlichen Grundsätze, zu denen sie sich noch vor wenigen Stunden in so glaubwürdiger Weise bekannt hatte? Er mußte sich darüber Gewißheit verschaffen! Ah, er war nicht der Mann, der mit sich spielen ließ! Man sollte ihn kennen lernen! . . . Wenn Lolo nur nichts gemerkt hatte!

„Wir wollen den Doktor nach Hause fahren; es ist so schöne Luft," sagte Lolo, als sie an der Siegesallee vorüberfuhren.

„Jawohl, jawohl!" erwiderte Gustav, aus seinen unerquicklichen Grübeleien aufgeschreckt. Und sich umwendend rief er dem Kutscher zu: „Zuerst nach der Stülerstraße."

Georg lächelte.

„Wissen Sie, seit wie lange wir jetzt zusammen sind?" fragte er Lolo.

„Nun?"

„Lassen Sie mich einmal zählen! Um halb vier bin ich gekommen; jetzt ist es gleich halb zwei; das macht so etwas wie zehn Stunden."

„Nicht möglich!" rief Lolo in aufrichtigem Erstaunen. „Zehn Stunden!"

„Für einen ersten Besuch eine ganz achtbare Leistung!"

„Erstaunlich!" wiederholte Lolo. „Und andererseits ist es wiederum gar nicht viel, wenn man bedenkt . . ."

„Ja . . . wir kennen uns jetzt seit vollen sechsundzwanzig Stunden!" sagte Georg. Und sie drückten sich die Hand mit der vollen Innigkeit glücklicher Liebenden, und ihre Schulter drückte sich an seinen Arm; und als sie an einer Laterne vorüberfuhren, sah Georg in das schöne, braune Auge, über das sich ein geheimnisvoller Schleier sehnsüchtig breitete, und sah, wie sich ihre Lippen wie zum Küssen öffneten.

„Und wann sehen wir uns wieder?" flüsterte er.

„Bald!" hauchte sie.

„Morgen?"

„Nein . . . nicht morgen! Uebermorgen!"

„Weshalb nicht morgen?"

Sie schwieg einen Augenblick. Der Wagen hielt. Gustav fuhr auf.

„Wir sehen uns wohl morgen?" sagte er. Und sein altes brüllendes Lachen wiederfindend, bekräftigte er: „Sie werden doch morgen nicht fehlen?!"

„Aber ich bitte dich!" rief Lolo unwillig.

„Morgen kommen doch alle!" begründete Gustav seine vorherige Aeußerung.

„Gerade deswegen wollte ich den Doktor bitten, uns lieber übermorgen zu besuchen."

„Wenn du meinst." Er lachte wieder los.

Georg verabschiedete sich mit vielem Danke. Er war nie aufrichtiger gewesen. Als er den Fuß schon auf den Tritt gesetzt hatte, raunte ihm Gustav gemütlich zu und so leise, daß Lolo, die sich gerade bequem setzte und ihr Kleid ausbreitete, es nicht hören konnte: „Kommen Sie nur! Es ist ihr Geburtstag. Aber Sie dürfen mich nicht verraten!"

Der Wagen rollte davon.

Als Gustav Anstalten machte, den von Georg verlassenen Platz einzunehmen, sagte Lolo: „Ach bitte, komm mir nicht zu nahe! Ich kann den Chypregeruch beim besten Willen nicht vertragen. Ich habe furchtbare Kopfschmerzen!"

Die Erinnerung an den verräterischen Duft machte Gustav sofort wieder kleinlaut.

„Du hast Kopfschmerzen? Das thut mir leid! Was du dich aber beherrschen kannst! Ich habe dir nichts angemerkt."

Sie fuhren schweigsam weiter.

Als sie die Treppe hinaufstiegen, sagte Gustav:

„Ein allerliebster Mann, Herr Dr. Nortstetten."

Lolo antwortete nicht.

Sie rümpfte wiederum die Nase, als er sie zur „guten Nacht" auf die Stirn küßte. Und sie zog sich in ihr Toilettenzimmer zurück.

Der verwünschte Chypregeruch! Und wer mochte nur der Begleiter Juliens gewesen sein? Von diesen beiden Erwägungen wurde der blonde Gustav bald in den erquickenden Schlaf geschaukelt.

X.

Lolo hatte ihrer Jungfer Elise, die sie seit ihrer Verheiratung bei sich hatte, und die mit vergötternder Liebe an ihr hing, zu deren nicht geringem Erstaunen die Weisung gegeben, eine Lampe in ihr kleines Eckzimmer zu bringen, und sie dann ins Bett geschickt.

Da saß sie nun, sie wußte nicht seit wie lange, und sann und grübelte und suchte ein Ziel und wollte die Wege dahin finden, und ihre Gedanken durchliefen endlose labyrinthische Irrgänge, und erschöpft war sie an ihrem Ausgangspunkte wieder angelangt.

Das heitere kleine Zimmer mit seinen lustigen Möbeln im übermütigsten Zopfstil, mit seinen blumigen Bezügen und den zierlichen Meißener Figuren auf dem Sims des Kamins taugte schlecht zu Lolos Stimmung. Auf einem niedrigen Sessel saß sie da, neben dem Tisch, von dem Lichte der verschleierten Lampe beleuchtet, dem Fenster abgewandt. Sie hatte den Rücken an das Polster gelehnt, den Kopf vorgebeugt, die Hände auf dem Schoße, die Füße vorgestreckt, den Blick unausgesetzt auf den einzigen dunklen Fleck des Zimmers gerichtet: auf die schwarze Höhlung des Kamins, in dem das Feuer längst verglommen war.

Sie wollte sich Vorwürfe machen, bittere Vorwürfe. Sie war nicht dazu imstande. Was sie gethan, hatte sie ja thun müssen! Sie hatte sich ja sträuben wollen, aber ein Blick von ihm hatte alle ihre Kraft gebrochen. Sie war ihm unterthan. Sie hatte nur seinen Willen. Sie selbst konnte es nicht fassen, aber es war nun einmal so. Hatte sie doch allen anderen Männern gegenüber sich kühlen Sinn und ruhigen Kopf bewahrt. Sie war ja mit so vielen liebenswürdigen und fesselnden Männern, mit lustig unterhaltenden, mit ernsthaft anregenden zusammengetroffen, die ihr durch zarte Aufmerksamkeiten aller Art zur Genüge bewiesen hatten, daß sie sie auszeichneten; keiner von allen diesen war ihr gefährlich geworden; spielend hatte sie ihnen die Waffen der Verführung, noch bevor sie

von denselben Gebrauch machen konnten, aus den Händen gewunden. Sie hatte nie daran gedacht, daß der Friede ihrer Seele gestört werden könne. Sie glaubte ihn gesichert hinter dem starken Bollwerke ihres Pflichtgefühls.

Und nun war dieses starke Bollwerk zusammengestürzt wie ein Kartenhaus. Sie war wehrlos, ein Spielzeug in seiner Hand! Was war aus ihr geworden!

Und was sollte aus ihr werden?!

Aber er war ja auch so ganz anders als die anderen alle! Ihm durfte sie ja trauen, sich völlig seiner Führung überlassen; er konnte sie nur zum Guten führen! Er würde sie schützen wider alle und alles!

Und wenn die ganze Welt sich von ihr wandte, und er ihr blieb, was that's? Und wenn die ganze Welt sie verlästerte, und er allein sie liebte, was that's? Nur niemals wieder ohne ihn — nur um Gottes willen nicht der Rückfall in diese erschreckliche Oede, die sich durch ihn zu Lust und Leben gewandelt hatte, und deren Schrecken sie nun erst empfinden würde!

Und doch! Es mußte ja sein! Ihr Schicksal war ja schon fest gehämmert. Sie war ja festgeschmiedet. Sie mußte die eherne Last schleppen, und wenn sie darunter zusammenbrechen sollte!

Gut denn! Aber dann fort von hier! Fort aus seiner Nähe! Wohin? Gleichviel! Nur fort von hier, wo sein Blick sie treffen, seine Stimme zu ihr dringen konnte. Sie war doch nur ein schwaches, gebrechliches Wesen! Man durfte doch nicht Uebermenschliches von ihr verlangen, du mein Gott!

Aber gebiete dem glühenden Strom zu erstarren! Verpflanze Berge! Laß das Festgewurzelte mit dem Winde treiben!

Ihr armes Hirn zermarterte sich in ziellosem Kreislauf. Sie führte die beiden Hände an die Schläfen und stöhnte dumpf. Und alles, was sie bestürmte und umtoste, und alles, was in ihr rang und wühlte, und das Gefühl ihrer Schwäche, ihrer Ohnmacht, ihrer Ratlosigkeit, und das Mitleid, das sie sich selbst einflößte — alles das floß nun in großen, schweren, heißen Thränen aus den ungläubig weit geöffneten Augen und rollte langsam, unaufhörlich über ihre jungen bleichen Wangen. Sie hatte seit dem Tode ihres Vaters nicht geweint. Sie fühlte sich wie zerschlagen, aber doch wundersam erleichtert.

Das war der Thau, der aus ihrem tiefbewegten Herzen auf den Morgen ihres vierundzwanzigsten Geburtstags fiel.

Auf einmal fuhr sie jäh zusammen. Die Glocke der niedlichen Uhr auf dem Kamin schlug mit hellem, silbernem Klange die vierte Stunde. Sie hatte die früheren Stunden nicht schlagen hören. Jetzt erschrak sie bei dem freundlichen Klingen, als ob die Sturmglocke geläutet wäre, ihre Pulse flogen, und sie zitterte. Sie fühlte nun auch die Kälte des Wintermorgens und schlich fröstelnd davon . . .

Auch Georg hatte keine Ruhe finden können. Ohne den Ueberrock auszuziehen und mit dem Hute auf dem Kopfe hatte er für seinen Diener eine Bestellung aufgeschrieben, die dieser in aller Frühe sogleich erledigen sollte. Mit Hut und Ueberrock war er vor seinem Schreibpulte sitzen geblieben. Die Feder war ihm aus der Hand gefallen. Wirre Gedanken durchjagten sein Gehirn. Er starrte düster vor sich hin. Lange, lange Zeit. Als der Hammer des Regulators zum viertenmal nach Mitternacht auf die tief und feierlich klingende Feder schlug, wandte er den Kopf, als habe ihn jemand gerufen.

Dann erhob er sich mit einem Ruck und sagte laut, so daß ihn der Klang seiner Stimme überraschte: „Ich kann's nicht ändern! — Durch!"

(Fortsetzung folgt.)

Neuere Forschungen
über die
Zustände der Sonnenoberfläche.

Von
Herm. J. Klein.

Die Beobachtung der Sonne hat in den drei letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung genommen, ja sie gehört zum regelmäßigen Dienste auf mehreren astronomischen Observatorien. In früherer Zeit, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, war dies nicht der Fall, damals schenkte man dem Studium der Sonnenoberfläche nur wenig Beachtung, ja derjenige, welcher

Fig. 1. Apparat zur Projektion des Sonnenbildes.

wohl am meisten über die Sonne geschrieben, der französische Physiker und Astronom Arago zu Paris, hat sie selbst nur sehr wenig und beiläufig beobachtet. Der

Grund dieser Vernachlässigung lag darin, daß man vor einem Drittel-Jahrhundert kaum geeignete Hilfsmittel besaß, um die Sonnenoberfläche an großen Fernrohren ohne Gefahr für das Auge zu studieren. Die dunklen Blendgläser, die man damals allgemein anwandte, sind nämlich nur bei kleineren Instrumenten verwendbar, an größern Fernrohren werden sie bald so erhitzt, daß man ihnen das Auge nicht nähern kann, ja sie schmelzen selbst. Ein großer Fortschritt in dieser Beziehung war die (in unvollkommener Weise übrigens auch schon von älteren Astronomen angewandte) Methode der Projektion des Sonnenbildes (Fig. 1). Eine weiße Tafel wurde in geeigneter Weise vor dem Okularende des Fernrohres angebracht, so daß sie senkrecht zur optischen Achse des letzteren steht. Dieses dreht sich mit Hilfe eines Uhrwerkes der täglichen Bewegung der Sonne entsprechend um eine der Weltachse parallele Achse. Richtet man jetzt das Teleskop auf die Sonne, so erscheint auf der weißen Fläche ein vergrößertes Sonnenbild, welches, sobald man den umgebenden Raum gehörig dunkel macht, alle Objekte auf der Sonnenscheibe mit großer Klarheit und ohne jede Gefahr für das Auge erkennen läßt. Da das Fernrohr der Fortbewegung der Sonne automatisch folgt, so bleibt das Sonnenbild auf der weißen Fläche selbst völlig unbeweglich und man kann mit Ruhe alle Einzelheiten desselben studieren. Man erhält dann ungefähr ein Bild

Fig. 2. Sonnenbild.

Fig. 3. Das polarisierende Sonnenokular.

wie Fig. 2. Eine noch vorzüglichere Einrichtung bildet das sogenannte polarisierende Sonnenokular (Fig. 3), bei welchem das Licht und die Wärme durch Reflexionen nach Belieben abgeschwächt werden. Man kann dieses Sonnenglas an den größten Instrumenten anwenden und mit Hilfe desselben das Auge gefahrlos dahin bringen, wo sonst Eisen schmelzen würde. Auch die Photographie hat man erfolgreich benutzt, um die Sonnenoberfläche darzustellen; man erhält mit ihrer Hilfe im hundertsten Teil einer Sekunde ein Bild der Sonne, welches man nachher vergrößert mit aller Ruhe und Bequemlichkeit studieren kann. Die photographischen Bilder zeigen übrigens eine Eigentümlichkeit der Sonnenscheibe, die man unmittelbar mit dem durch ein Blendglas geschützten Auge nicht wahrnimmt, nämlich eine starke Abnahme der Helligkeit gegen den Rand der Sonnenscheibe hin, so daß diese mehr den Eindruck einer Kugel macht. Unsere Abbildungen, welche Photographien nachgebildet wurden, zeigen dies sehr deutlich (Fig. 4—6). Werden solche Photographien nachher in geeigneter Weise vergrößert, so zeigen sie genauer den Bau und die Anordnung der gerade sichtbaren Sonnenflecke. Die Figuren 7 und 8 führen uns solche vergrößerte Photographien vor. Man erkennt hier schon erheblich mehr Details, aber auch diese vergrößerten Photographien bleiben doch sehr hinter dem Eindrucke zurück, den das Auge unmittelbar an einem mächtigen Fernrohre von dem Baue und den Strukturverhältnissen eines großen Sonnenfleckes empfängt. Um dies zu erweisen, soll hier der Hauptfleck vom 21. September 1870 in der Zeichnung vorgeführt werden, welche Langley auf dem Alleghany-Observatorium an einem großen Teleskop von diesem Flecke ausgeführt hat (Fig. 9). Man erkennt unmittelbar aus dieser Zeichnung, daß es sich bei jenem Fleck um eine Erscheinung handelt, bei der gewaltige Strömungen und wirbelartige Bewegungen eine Hauptrolle spielen. Nahe dem Centrum des Fleckes sieht man zwei hellere Streifen oder Bänder, die anscheinend in den Strudel oder in die Tiefe des Fleckes hineingerissen werden. Man nennt diese hellen Streifen Brücken und die graue Umwandung des inneren schwarzen Fleckes den Hof oder die Penumbra. Dieselbe besteht aus schmalen Strähnen oder Streifen, die aus der umgebenden Sonnenfläche gewissermaßen in den dunklen Fleck hineinschießen. Um dem Leser den richtigen Begriff von den wahren Größenverhältnissen dieses Fleckes zu erschaffen, will ich bemerken, daß das dargestellte Stück der Sonnenoberfläche in der Wirklichkeit 50000 deutsche Meilen lang und 30000 Meilen breit ist. Man sieht nun, daß die dunkle Oeffnung des Fleckes groß genug ist, um unseren ganzen Erdball in sich zu fassen! Figur 10 zeigt eine Gruppe von Sonnenflecken, die Langley am 5. März 1873 gezeichnet hat und in welchen man wiederum Andeutungen der stürmischen Bewegungen erkennt, die auf der Sonne stattfinden; besonders die geschwungenen Fäden in dem Flecke oben rechts zeigen dies sehr deutlich. Zum Vergleich der wahren Größenverhältnisse ist oben links der westliche Planiglob unserer Erde mit dem Weltteile Amerika in dem richtigen Maßstabe des Sonnenfleckes eingetragen. Man erkennt nun auf der Stelle, daß

die erwähnten geschwungenen Fäden und fadenförmigen Gestalten (in dem Fleck oben rechts) in Wirklichkeit so ungeheuer groß sind, daß sie von der europäischen Küste über die ganze Breite des Atlantischen Oceans bis nach Nordamerika hinüberreichen würden. Diese Partie des Fleckes ist von Langley in noch vergrößertem Maßstabe sehr sorgsam gezeichnet worden (Fig. 14), denn derartige fadenförmige Gestalten sind im ganzen nicht sehr häufig in den Sonnenflecken wahrzunehmen. Erinnert man sich der wirklichen Dimensionen dieser Gebilde und bedenkt, daß dieselben Ströme glühender metallischer Dämpfe sind, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß auf der Sonne ein Kampf der glühenden Materie stattfindet, den wir gewöhnliche Menschen nicht zu fassen vermögen, ja der sogar die Einbildung eines Berliner Romanschriftstellers übersteigen dürfte.

Fig. 15 zeigt einen überaus merkwürdigen Sonnenfleck, den Langley, begünstigt von vorzüglich ruhigem und klarem Wetter im Dezember 1873 sehr genau zeichnen konnte. Rings in der Umgebung dieses

Fig. 4. Sonnenbild vom 20. September 1870.

Fleckes sieht man (ebenso wie auf den vorhergehenden Abbildungen) die Sonnenoberfläche von zahllosen weißen Tüpfelchen bedeckt. Man bezeichnet sie als Granulierungen und sie können nur mit guten Ferngläsern gesehen werden. Dennoch sind diese Tüpfelchen in Wirklichkeit durchschnittlich jedes nicht kleiner als das Deutsche Reich. Der ganze Ausdruck der Zeichnung des Fleckes deutet auch hier wieder auf ungeheure stürmische Bewegungen, neben denen selbst unsere wütendsten Orkane nur als leichter, sanfter Windhauch erscheinen würden. Die Streifen oder Filamente der glühenden Sonnenmaterie scheinen schichtenweise übereinander zu liegen und einander zu überstürzen, in dem Bestreben, den dunklen Abgrund des Sonnenflecks zu erreichen, wobei es merkwürdig ist, daß die innersten Endpunkte dieser Streifen sämtlich hell sind, einigermaßen ähnlich dem hellen Endpunkte einer aufsteigenden aber nicht zur Explosion gelangten Rakete oder auch wie gewisse Cirruswolken unserer irdischen Atmosphäre (Fig. 16). Der dunkle Raum im Centrum des Fleckes bildet einen ungeheuren Trichter von einigen Tausend Meilen Tiefe, in welchem wirbelnde Dämpfe sich befinden. Hierbei taucht sogleich die Frage auf: Stürzen die hellen Striche an der Sonnenoberfläche wirklich in diesen Trichterschlund hinein, ähnlich wie die Wasser eines irdischen Wirbels, oder werden sie aus diesem Schlunde

Fig. 5. Sonnenbild vom 22. September 1870.

ausgeströmt, fontänenartig ausgeworfen, wie solches bei gewissen vulkanischen Eruptionen auf der Erde der Fall ist? Die Beantwortung dieser Frage ist keineswegs leicht; im allgemeinen kann man aber wohl behaupten, daß auf der Sonne sowohl absteigende cyklonartige Wirbel, (Fig. 17) als aufsteigende fontänenartige Ejektionen stattfinden werden. Auch Langley glaubt an ein allenthalben auf der Sonne wirkendes System von Strömungen, welche die durch Kondensation erzeugte innere Sonnenwärme an die Oberfläche lassen und andererseits die durch die Ausstrahlung erkaltete Materie zurückaufnehmen. „Diese vertikale Cirkulation geht," sagt er, „bis zu einer selbst im Vergleich mit dem Sonnendurchmesser merklichen Tiefe. Die Flecke verschaffen uns die Ueberzeugung von cyklonartigen Wirkungen, sowie solche nur in einer Flüssigkeit auftreten könnten. Alle Beobachtungen und jede berechtigte Schlußfolgerung gehe

Fig. 6. Sonnenbild vom 26. September 1870.

dahin, daß die Sonne durch ihre ganze Masse gasförmig ist, obschon hierdurch das wahrscheinliche Herabstürzen abkühlender photosphärischer Dämpfe in einer Art von (glühendem) Regen nicht bestritten werden soll. Diese

Bedingung ist zur Erhaltung des Gleichgewichts im Austausch von kälterer und erhitzter Materie zwischen Aeußerem und Innerem vielleicht notwendig. Auch wird damit nicht etwa gemeint, es seien die Zustände einer vollkommenen Flüssigkeit zu erwarten, denn diese werden durch die infolge der außerordentlichen Hitze stattfindende Zähigkeit (wenn nicht auch noch durch andere Ursachen) wesentlich modifiziert sein.“

Fig. 7. Photographisch vergrößerte Sonnenbilder vom 21. und 22. September 1870.

Die Temperatur der Sonne ist, auch an ihrer Oberfläche, sicherlich so hoch, daß daneben alle Hitzegrade, welche wir künstlich erzeugen können, sehr unbedeutend erscheinen. Wäre dies noch zweifelhaft, so würde es durch die, vom Spektroskop erwiesene Thatsache, daß in der Sonnenatmosphäre zahlreiche, schwer schmelzbare Metalle sich im Zustande glühenden Dunstes befinden, belegt werden können. Wir müssen uns also vorstellen, daß die Materie in der Schichte der Sonnenoberfläche, in welcher die Flecken beobachtet werden, in einem Zustande ist, den man in Bezug auf die Verschiebbarkeit seiner Teilchen wohl mit unserer atmosphärischen Luft vergleichen kann, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß es sich bei der Sonne um eine *glühende* Atmosphäre handelt. Dies bezeugt auch der Eindruck, den gewisse Flecke hervorrufen, wie diejenigen z. B., die Langley am 31. März 1875 und am 13. Oktober 1876 zeichnet (Fig. 11—13). Da nun die Sonne sich wie unsere Erde von West nach Ost um ihre Achse dreht, so müssen auch dort Strömungen der flüssigen und gasförmigen Oberflächenteile stattfinden, die denjenigen in unserem Luftmeere analog sind. Ja diese Analogie ließe sich noch weiter ausspinnen, wenn man bedenkt, daß auch auf der Sonne wie auf unserer Erde die Zufuhr der Wärme von unten (vom Boden her) erfolgt und daß in der glühenden Sonnenatmosphäre Materien vorhanden sind, die sich bei sehr ungleichen Temperaturen mehr oder weniger kondensieren, also eine ähnliche Rolle spielen, wie bei uns der Wasserdampf. Deshalb kann kein Zweifel sein, daß auch an der glühenden Sonnenoberfläche cyklonartige Bewegungen der gasförmigen Masse stattfinden müssen, allerdings in viel gewaltigeren Verhältnissen als bei uns. Nun wissen wir aber, daß sich in der Erdatmosphäre die Wirbelstürme in einer durch die Umdrehung der Erde mit verursachten, ganz bestimmten Richtung drehen, nämlich auf der nördlichen Erdhälfte in dem der Drehung des Uhrzeigers entgegengesetzten Sinne, auf der südlichen dagegen übereinstimmend mit der Bewegung des Uhrzeigers. Ganz das Gleiche muß auch auf der Sonne stattfinden und einzelne Beobachter wollen dies in der That bei gewissen Sonnenflecken bemerkt haben. Die Erscheinungen der Stürme und Wolken in unserer irdischen Atmosphäre können uns also mit der Zeit ein Schlüssel werden, um die Phänomene der Sonnenflecke genauer zu verstehen und gewisse Schwierigkeiten hinwegzuräumen, die gegenwärtig noch unübersteiglich erscheinen.

Die große Wichtigkeit, welche das Studium der Sonne für alle weiteren Forschungen auf dem Gebiete der Astrophysik besitzt, ist auch Ursache, daß besonders den totalen Sonnenfinsternissen wieder ein erhöhtes Interesse zugewandt wird. Nach Erfindung der Spektralanalyse und nachdem man gelernt hatte, die sogenannten Protuberanzen, die man ehedem nur in den wenigen Minuten der Totalität wahrnehmen konnte, zu jeder Zeit zu beobachten, wenn die Sonne überhaupt scheint, hatten die totalen Sonnenfinsternisse offenbar an wissenschaftlichem Interesse verloren. Allein in den letzten 18 Jahren hat sich herausgestellt, daß es eine Erscheinung von größter wissenschaftlicher Wichtigkeit gibt, die man zur Zeit nur bei totalen Sonnenfinsternissen sehen kann. Es ist dies jener hell leuchtende Strahlenkranz um die Sonne, den man Corona zu nennen pflegt und der im allgemeinen nur dann sichtbar wird, wenn die dunkle Mondscheibe die Sonne völlig verdeckt. Man hat sich früher einfach bei dem Gedanken beruhigt, die Corona werde gebildet durch die äußersten Teile der Sonnen-

Fig. 8. Photographisch vergrößerte Sonnenbilder vom 23. und 26. September 1870.

atmosphäre und dies ist in gewissem Sinne auch richtig. Allein in dieser Corona spielen sich doch Vorgänge ab, von denen man früher nichts ahnte. Es wurde nämlich bei verschiedenen Sonnenfinsternissen gefunden, daß die Corona eine sehr komplizierte Struktur besitzt, von der Fig. 18 eine allgemeine Vorstellung gibt; daß an verschiedenen Stellen derselben lange Streifen, Strähnen oder Strahlen sichtbar sind (Fig. 20), die keineswegs als optische Täuschungen betrachtet werden können; ferner daß der äußere Umriß der Corona nicht kreisförmig ist, sondern an gewissen Stellen weiter ausgebreitet als an anderen (Fig. 21). Endlich hat die Sonnenfinsternis von 1878 die überaus merkwürdige Erscheinung eines weit ausgedehnten, schrägen Lichtstreifens dargeboten, welcher beiderseits von der Sonne sich in den Weltraum hinaus ausdehnte. Diese Finsternis wurde von amerikanischen Astronomen auf dem Pikes Peak in Colorado beobachtet, einem Berge, der sich bis zu 14000 Fuß Höhe erhebt (Fig. 19). In jenen Höhen ist die Luft außerordentlich rein und durchsichtig, und schon hiernach erscheint es nicht wahrscheinlich, daß jener Lichtstreif nur eine optische Erscheinung in unserer Atmosphäre gewesen sein sollte, um so weniger, als er an verschiedenen Beobachtungspunkten gesehen wurde. Gehört er aber, wie die Beobachter versichern, wirklich der Sonne zu, so müssen sich die entferntesten Teile desselben mehrere Millionen Meilen weit in den

Fig. 9. Hauptsonnenfleck vom 21. September 1870 nach Langleys Aufnahme.

Raum hinaus erstrecken. Dieser Lichtstreif zeigt nach Lage und Ausdehnung eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Zodiakallichte und Professor Newcomb hält ihn in der That für den Kern desselben. Ist dies der Fall, so bildet der Lichtstreif in Wirklichkeit einen flachen Ring um die Sonne, einen Ring von so feiner Materie, daß wir sein Licht nur unter besonders günstigen Umständen wahrnehmen können, während es im allgemeinen vom Sonnenlicht überstrahlt wird. Wem aber, der sich über diese Verhältnisse recht klar wird, fällt dabei nicht sogleich die Laplacesche Theorie der Weltenbildung aus Nebelringen ein? Wer wird nicht sofort daran erinnert, daß die Planeten, welche heute um die Sonne cirkulieren, nach jener Theorie sämtlich aus flachen Nebelringen gebildet würden, die vordem die Sonne umgaben? Der innerste bekannte Planet ist der Merkur, und wenn noch ein Rest der ursprünglichen Nebelmaterie vorhanden ist, aus der die Planeten entstanden, so muß dieser als flacher Ring die Sonne innerhalb der Merkurbahn umgeben d. h. genau da vorhanden sein, wo er sich bei der Sonnenfinsternis von 1878 wirklich gezeigt hat. Wenn also jener Lichtstreif, den die amerikanischen Astronomen 1878 sahen, wirklich der Sonne angehört, und wir haben zunächst guten Grund dieses anzunehmen, so dürften wir in ihm einen direkten Beweis für die Richtigkeit der Laplaceschen Planetenbildungstheorie erblicken, und weiter schließend, dürfen wir annehmen, daß aus jenem Dunstringe sich dereinst ein Weltkörper ablösen könnte, der alsdann den innersten Planeten bilden würde. Seit 1878 haben noch mehrere totale Sonnenfinsternisse stattgefunden, die von den Astronomen mit Sorgfalt beobachtet wurden, hauptsächlich zu dem Zwecke, die Natur und das Wesen der Corona genauer kennen zu lernen. Bei keiner dieser Finsternisse hat man von dem eben besprochenen Lichtstreifen etwas bemerkt, doch ist hervorzuheben, daß auch keine dieser Finsternisse von einem sehr hohen Berge aus beobachtet werden konnte. Wenn aber das Licht jenes Streifens oder Ringes sehr schwach ist, wie es sich in

Fig. 10. Gruppe von Sonnenflecken vom 5. März 1873 nach Langleys Aufnahme.

der That verhält, so kann es sich möglicherweise der Wahrnehmung an der Erdoberfläche ganz entziehen, während es auf einem sehr hohen Berge, wo der dichteste und trübste Teil der Atmosphäre unter dem Beobachter liegt, sichtbar ist. Leider stehen für die unmittelbar kommenden Jahre keine totalen Sonnenfinsternisse bevor, die auf hohen Bergen beobachtet werden könnten, weil eben die Zone der Totalität nicht über geeignete Hochgipfel hinwegstreicht. Die nächste totale Sonnenfinsternis tritt ein am 29. August dieses Jahres. Sie wird in der nördlichen Hälfte Südamerikas, im Atlantischen Ocean und der größeren südlichen Hälfte Afrikas sichtbar sein. Die Zone der Totalität durchschneidet das Festland von Afrika in der Richtung von Benguela auf der Westküste, nach Sofala auf der östlichen Küste. Am 19. August 1887 tritt wiederum eine totale Sonnenfinsternis ein, die in Rußland vorzugsweise sichtbar sein wird. Das Jahr 1888 bringt keine totale Sonnenfinsternis, dagegen werden 1889 zwei eintreten, die erste, am 1. Januar, wird nur in den arktischen Regionen, die zweite, am 22. Dezember, wird dagegen hauptsächlich im westlichen Afrika sichtbar sein. Im Jahre 1890 ereignet sich am 12. Dezember eine totale Sonnenfinsternis, bei der die Zone der Totalität über Neuseeland hinwegstreicht; bei dieser Gelegenheit wird es vielleicht möglich sein, auf den dortigen Bergen die Struktur der Corona genauer zu studieren.

Unter den Astronomen, welche sich 1878 auf dem Pikes Peak zusammengefunden, um die totale Sonnenfinsternis zu beobachten, befand sich auch Professor Langley, der berühmte Sonnenforscher, dem wir die meisten in diesem Aufsatze vorgeführten Abbildungen verdanken. Während seines Aufenthalts in jener Höhe hatte er Gelegenheit, auch eine Erscheinung in unserer Atmosphäre zu beobachten, die sonst ziemlich selten auftritt und bei uns unter dem Namen „Das Brockengespenst" bekannt ist. Langley hat davon eine sehr hübsche Zeichnung gegeben, die hier zum Schlusse reproduziert werden möge (Fig. 22).

Ein Besuch bei den Franziskanern auf dem Kreuzberge in der Rhön.

Von

Georg Winter.

Es ist noch nicht eben lange her, da war die Rhön auch eifrigen Touristen und Bergsteigern ein nur dem Namen nach bekanntes Gebirge: man sprach davon wie von einem außerhalb aller menschlichen Kultur gelegenen Gebiete, das sich eines Besuches kaum verlohne. Das Einzige, was man hie und da über das rauhe und unfreundliche Gebirge hörte, waren mitleidenerregende Schilderungen von der Armut und der jammervollen Lage der Bewohner, die, wie es schien, in regelmäßiger Wiederkehr in großer Anzahl dem Hungertyphus und anderen von mangelhafter Ernährung herrührenden Krankheiten anheimfielen. Zu mehreren Malen hatte sich das preußische Abgeordnetenhaus mit Gesetzentwürfen über eine Unterstützung der armen Rhönbewohner zu befassen; sobald einmal eine Kartoffelmißernte eingetreten war, hörte man alsbald von dem jammervollen Elend der dortigen Bevölkerung.

Diese Zustände waren freilich wenig einladend für Vergnügungsreisende. So kam es, daß, trotzdem an dem einen Abhange des Gebirges das freundliche Bad Brückenau, an dem anderen das Weltbad Kissingen all-

Fig. 11. Sonnenfleck nach Langleys Aufnahme vom 31. März 1875.

jährlich Tausende von Besuchern anzogen, kaum hie und da ein Wanderer den kühnen Entschluß faßte, dem nahegelegenen Hochgebirge einen wenn auch flüchtigen Besuch abzustatten. Nur ein Berg, und zwar der zweithöchste und am schwersten zugängliche des Gebirges, der hohe Kreuzberg hat hier von jeher eine Ausnahme gebildet: doch waren die Besucher, welche in großer Anzahl hier zusammenströmten, keine Touristen, welche der schönen Gebirgsformationen wegen den weiten und beschwerlichen Weg unternahmen, vielmehr waren es

Fig. 12. Sonnenfleck nach Langleys Aufnahme vom 31. März 1875.

fromme Pilger, welche aus Franken und dem Gebiete der alten Stifter Fulda und Hersfeld hierher wallfahrteten, um an altgeweihter Stätte dem höchsten Wesen den Tribut ihrer Anbetung zu zollen.

In jüngster Zeit aber ist das bei weitem anders geworden; die frommen Pilger sind jetzt keineswegs mehr die einzigen Besucher dieses Hochgebirges, vielmehr wächst von Jahr zu Jahr der Zufluß von

Fig. 13. Sonnenfleck nach Langleys Aufnahme vom 13. Oktober 1876.

Fremden, welche zu keinem anderen Zwecke hierher eilen, als um die wahrhaft prächtigen Naturschönheiten zu genießen, welche dieses Gebirge mit seinen wild zerklüfteten vulkanischen Formen in früher ungeahnter Fülle dem Beschauer darbietet. Von bestimmendem Einfluß mag hier namentlich für viele der Vorgang des Königs Ludwig I. von Bayern gewesen sein, der viel und gern in diesen mächtigen Bergen verweilte. In letzter Zeit hat sich dann von dem Hauptsitze Fulda aus ein „Rhönklub“ gebildet, welcher jetzt schon in

Fig. 14. Sonnenfleck nach Langleys Aufnahme vom 5. und 6. März 1873.

allen benachbarten Gebieten, sowohl auf bayerischer wie auf preußisch-hessischer Seite, viele Mitglieder zählt und mit unermüdlicher Sorgfalt bestrebt ist, durch Aufstellen von Wegweisern, Erbauung von Schutzhäusern

für die Fremden u. s. w. den Zugang und Besuch des Gebirges zu erleichtern.

Ziemlich zu derselben Zeit wurde dann auch der erfolgreiche Versuch gemacht, den traurigen wirtschaftlichen Zuständen der armen Gebirgsbewohner wenigstens einigermaßen abzuhelfen. Eine Erhöhung des Bodenertrages freilich war nicht zu erreichen; die steinigen und unfruchtbaren Berge des eigentlichen Hochgebirges sind nun einmal zum Getreidebau untauglich. Und nur um diese handelte es sich; denn die dem Gebirge auf beiden Seiten vorgelagerten Ebenen bedürfen keiner rettenden Hand; sowohl die fränkische Ebene um Würzburg und Aschaffenburg, als die hessische bei Fulda und Hersfeld sind vielmehr ein gesegnetes, ertragreiches Ackerland mit einer fleißigen und wohlhabenden Bevölkerung. Den eigentlichen Gebirgsbewohnern aber trachtete man zu helfen, indem man sie für eine lohnende Hausindustrie zu verwenden und auszubilden suchte, ähnlich wie das früher in den Hochebenen des Taunus versucht worden war. Und auch hier waren diese Be-

Fig. 15. Sonnenfleck nach Langleys Aufnahme vom Dezember 1873.

mühungen von Erfolg gekrönt. Die zierlichen Holzschnitzereien der Rhönbewohner haben sich schnell einen sicheren Absatz erobert, so daß von eigentlicher Hungersnot jetzt in diesen Gegenden kaum noch die Rede sein kann. Dazu kam dann der gesteigerte Fremdenverkehr, der der Bevölkerung mannigfachen Verdienst eintrug und in höherem Maße als früher Geld in das Land brachte. Zwar sind die Schäden noch immer nicht völlig gehoben, und wirkliche Wohlhabenheit der Bevölkerung wird wohl niemals zu erreichen sein; aber doch hat sich ihr Geschick jetzt bei weitem freundlicher gestaltet, und die Mehrzahl erkennt das Erstrebte und Erreichte mit aufrichtiger Dankbarkeit an. Jedenfalls wird heute der Genuß der wundersamen und zum Teil großartigen Naturschönheiten, welche das eigentümlich zerklüftete Gebirge dem Beschauer darbietet, nicht mehr durch den betrübenden Anblick tiefsten menschlichen Elends beeinträchtigt.

Wer heute von Brückenau oder Kissingen aus den hohen Kreuzberg besteigt, der kann sicher sein, daß er nicht mehr wie früher neben den frommern Pilgern der einzige Wanderer ist, der zu den steilen Höhen emporklimmt. Freilich, noch ist der Fremdenverkehr weit entfernt, die Ausdehnung erreicht zu haben, welche er auf den eigentlichen Touristenstraßen, dem Harz, Thüringerwald oder gar am sonnigen, wonnigen Rhein seit lange erreicht hat, aber so manchem Naturfreund wird diese relative Verlassenheit nur erwünscht sein; denn die Verlassenheit ist bei weitem keine Einsamkeit mehr. Auf allen einigermaßen sehenswerten Punkten

Fig. 16. Cirruswolkenartige Gebilde

trifft man größere oder kleinere Trupps lustiger Menschen, auf den meisten Bergen sind bescheidene, aber ganz gute Wirtshäuser, in denen man gute Restauration und ein sauberes und gutes Nachtlager findet; von eigentlichen Beschwerden und Entsagungen ist nunmehr bei einem Besuch der Rhön nicht mehr die Rede. Und wer vor allem dem Kreuzberg einen längeren Besuch zugedacht hat, der ist sicher, bei den freundlichen Franziskanern des dortigen Klosters eine mit edler Liebenswürdigkeit dargebotene Gastfreundschaft zu finden, welche ihm den Aufenthalt dort immer zu einem im höchsten Maße angenehmen gestalten wird, zumal ja ein „Klosterhospiz" in unseren deutschen Mittelgebirgen sonst eine völlig ungewohnte Erscheinung ist, die gewiß für manchen Reisenden einen eigentümlichen Reiz haben wird. Es ist ein Analogon zu dem weltberühmten Hospiz auf dem Sankt Bernhard, welches von jeher dem ermüdeten Reisenden des Alpenhochgebirges eine willkommene Zufluchtsstätte gewesen ist: zugleich ist das freundlich und lauschig am Waldesrande gelegene Kloster gleichsam ein lebendiges Stück Vergangenheit, ein Ueberrest jener Zeit, da die Klöster die Ausgangspunkte der wirtschaftlichen wie allgemein menschlichen Kultur gewesen sind. Es wird daher manchen unserer Leser vielleicht erwünscht sein, im Geiste mit uns die Wanderung zu den frommen Brüdern anzutreten, welche auf steiler, rauher Höhe ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, um ihres menschenfreundlichen Amtes zu walten.

Es war in den letzten Tagen des Augustmonats, als ich mich von Schlüchtern aus aufmachte, um dem benachbarten Rhöngebirge einen längeren Besuch abzustatten. Wie oft war ich nicht schon in der Nähe desselben, im Thüringer Walde und in den benachbarten hessischen Gebirgen gewesen und war doch immer gleich so vielen anderen in weitem Kreise um dasselbe herumgezogen, gleichsam als gelte es, ein unwirtliches, unfreundliches und unschönes Gebiet zu meiden. Jetzt aber, da ich seit einigen Jahren meinen dauernden Wohnsitz in Hessen genommen hatte, war ich doch von zu vielen urteilsfähigen Naturfreunden auf die außerordentlichen Naturschönheiten dieser Landschaft aufmerksam gemacht worden, als daß ich fürder den alten Vorurteilen ihre Herrschaft hätte belassen sollen. So brach ich denn an einem prächtig schönen Nachmittag aus dem alten Bergstädtchen Schlüchtern auf, um zunächst der alten Stammburg der Familie Hutten, der Steckelburg, einen Besuch abzustatten. Schon wenn man ein kleines Stündchen auf der wohlgepflegten Landstraße dahingeschritten ist, erblickt man die alte Feste, welche von steiler Bergeshöhe ernst und würdig auf den Beschauer herniederschaut. Im Forsthause des am Fuße des Burghügels gelegenen Dörfchens erhält man den Schlüssel zum Burgrevier und ist dann sich selbst überlassen. Für mich war es eine wahre Freude, den altehrwürdigen Burgsitz, mit dem eine so große Erinnerung unserer nationalen Geschichte verbunden ist, allein und ohne durch die lästigen handwerksmäßigen Erklärungen eines berufsmäßigen Führers gestört zu werden, besuchen zu können. Freilich würde auch ein solcher „Berufsführer" hier wenig Gelegenheit zur Entfaltung seiner überflüssigen Kenntnisse finden; denn nur wenige kümmerliche Reste der Burg haben sich bis in unsere Tage erhalten, wohl aber lebt hier noch für den aufmerksamen Beschauer der Geist vergangener Zeiten, da hier ein hochbegabter Knabe der Jugend goldene Tage verlebte, der dereinst einer der begeisterten Führer seines Volkes auf den Bahnen geistiger Freiheit und Unabhängigkeit werden sollte. Freilich, die steifen und schwer leserlichen Worte, welche über dem Eingange noch heute zu lesen sind: Ulricus de Hutten condidit. 1519, beziehen sich nicht auf den großen Ulrich, der damals noch ein Knabe war; aber seine eigentliche Weihe erhält der Ort nicht durch den, der die Mauern begründet, sondern durch den, der durch die Strenge des Vaters durch lange, bange Jahre aus dem väterlichen Sitze verbannt war. Rings um die Feste dehnt sich weithin ein prächtiger alter Wald mit mächtigen Bäumen, droben von der Höhe aber genießt man eine herrliche Rundsicht über die weite Landschaft; da drüben die blauen Berge am Horizont gehören dem Taunus an; in größerer Nähe erblickt man den Vogelsberg,

Fig. 17. Cyklonartiger Wirbel.

zur Linken das mächtige Waldgebirge des Spessart, und zwischen den anmutigen Wellenlinien dieser Berge lagert, von der Sonne hellem Strahle beschienen, die fruchtbare hessische Ebene mit ihren uralten Sitzen germanisch-christlicher Kultur; es ist ein prächtiges Bild, welches sich da vor dem Auge des Beschauers entfaltet.

Aber schon neigte sich das Tagesgestirn dem Westen zu, und ich hatte noch einen tüchtigen Marsch vor mir, wenn ich das Ziel meiner Wanderung, das liebliche Bad Brückenau, erreichen wollte; der hohe Bergrücken, auf dessen einem Vorläufer ich mich befand, mußte noch überschritten werden, ich durfte nicht allzu lange verweilen. Nach zweistündiger strammer Wanderung stand ich dann auf der Höhe, von welcher sich der Weg schroff abwärts nach Brückenau herabsenkt. Eben sank die Sonne in majestätischer Schönheit hinter den westlichen Bergen hinab und vergoldete mit ihrem Strahl die Häupter der Bergkuppen.

Fig. 18. Struktur der Corona.

Eiligen Schrittes wandte ich mich abwärts, und bald umgab mich wieder dunkler, dichter Wald, in welchem die Abenddämmerung schon die Herrschaft über die scheidenden Sonnenstrahlen errungen hatte. Als ich dann nach einer kleinen Stunde wieder aus dem Walde heraustrat, bot sich mir ein überraschend schöner Anblick; da drunten in dem friedlich-stillen Thale glitzerte und flimmerte es von Tausenden bunter Lichter und heller Flammen, welche den Waldesrand magisch beleuchteten und das Thal mit ihrem Glanze erfüllten. Da erinnerte ich mich, daß mir an der Mittagstafel in Schlüchtern mitgeteilt worden war, daß heute des Königs von Bayern Geburtstag war und daß ich unterwegs die preußisch-bayerische Grenze passiert hatte. Der freundliche Badeort war zu Ehren des königlichen Herrn festlich erleuchtet. Ich pries meinen Glücksstern, der mich gerade an diesem Tage hierher geführt. Denn der Anblick des erleuchteten Parkes, von steiler Höhe aus gesehen, war in der That ein wunderbarer und eigenartig schöner. In dem Hotel, in welchem ich einkehrte, war nur mit Mühe noch ein Zimmer zu erlangen; denn außer den Badegästen pflegt sich an diesem festlichen Tage die gesamte bessere Gesellschaft der Umgegend hier zu versammeln: Gutsbesitzer, Oberförster, Aerzte und was sich sonst noch in den benachbarten Städtchen und Dörfern zu den Honoratioren rechnet, strömt dann hier zusammen, um sich in dem prächtigen Kursaale an Musik und Tanz zu ergötzen. Zu meiner Freude fand ich unter den Anwesenden einige Bekannte, und so verlebte ich denn, fröhlich mit den Fröhlichen, einige köstliche Stunden, die mir im Fluge dahingingen.

Am nächsten Morgen lustwandelte ich dann noch ein Stündchen in den schönen Brunnenpromenaden und ergötzte mich an dem schönen, abgeschlossenen Landschaftsbilde, welches hier vor mir ausgebreitet lag. Denn in der That ist die Lage des Bades eine reizend liebliche: ein enges, rings von hohen Bergen — darunter der durch seine schöne Rundsicht berühmte Dreistelz — eingeschlossenes Wiesenthal, rings umgeben von prächtigen Laubwaldpartien, ausgedehnte und wohlgepflegte Anlagen, in denen eine bunte Menge gleich mir dahinwandelte, und darüber ein wolkenloser Himmel, der tiefblau und glänzend auf mich herniederschaute und mich auf meiner weiteren Wanderung prächtige Fernsichten erwarten ließ.

Es war fast Mittag, als ich mich endlich von dem reizenden Fleckchen Erde losriß und meine Wanderung nach dem Glanzpunkte der ganzen Rhön, dem hohen Kreuzberge, antrat. Unterwegs bedauerte ich freilich, nicht eher aufgebrochen zu sein; denn es war ein heißer und schwüler Tag, und die Mittagssonne brannte mir arg auf Rücken und Kopf. Gleichwohl aber schritt ich munter aufwärts immer dem romantischen Flußlaufe der Sinn entlang; die prächtigen Landschaftsbilder, welche sich vor mir entfalteten, ließen kein Gefühl der Abspannung oder Müdigkeit in mir aufkommen: immer höher und grotesker wurde die Formation der Berge, immer schroffer und steiler stiegen zu beiden Seiten des anmutigen Thales die Felsen, welche vulkanische Kräfte dereinst hier aufgetürmt haben, empor. Trotz ihrer relativ geringen Höhe machen die Berge hier doch einen imponierenden Eindruck, eben weil sie so schroff und unvermittelt aus dem tiefeingeschnittenen Flußthale emporsteigen.

Nach dreistündiger, ziemlich anstrengender Wanderung langte ich in einem ansehnlichen Dorfe an, in welchem ich ein wenig zu rasten beschloß. Auch hierzu hatte mich ein gütiger Glücksstern veranlaßt; denn ich traf im Gastzimmer des einfachen, aber reinlichen Wirtshauses einen der frommen Brüder vom Kreuzberge an, mit dem ich bald in ein lebhaftes Gespräch über Land und Leute verwickelt war. Der fromme Bruder kehrte

eben von einem Rundgange zurück, den er, um milde Gaben für sein Kloster einzusammeln, angetreten hatte — denn bekanntlich sind die Franziskaner ein Bettelorden —; er berichtete mir anschaulich von dem Leben und Treiben der biederen Bergbewohner, die in ihren einfachen Verhältnissen still und bescheiden dahinleben und von ihrer kleinen Habe gern noch ein Scherflein zur Erhaltung des Klosters abgeben. Auch einige geschichtliche Erinnerungen wußte er mir mitzuteilen: er berichtete mir von den Schicksalen der Burg Schildeck, an der ich soeben vorübergewandert war, wie sie im 14. Jahrhundert von einer Familie von Haberkorn gegründet und dann später dem fuldaischen Kanzler Johann Voglius verliehen worden sei, der sich dann nach der Burg von Schildeck genannt habe. Ueberhaupt erwies sich der fromme Herr als tüchtig unterrichtet über die gegenwärtigen und vergangenen Zustände des Landes, und ich hörte seinen einfachen und schmucklosen Erörterungen mit ebensoviel Interesse als Vergnügen zu. Noch wichtiger aber war mir für den Augenblick, daß er sich in der freundlichsten Weise erbot, mich nach dem Kloster, nach dem zurückzukehren er im Begriff war, zu geleiten, ein Anerbieten, welches mir um so willkommener war, als mir unterwegs mehrfach mitgeteilt worden war, daß der Weg zur Höhe nicht ohne Schwierigkeiten zu finden sei. Nach kurzer Rast wanderten wir denn selbander bergan, von dem Dörfchen Wildflecken an auf wenig betretenen, aber um so schöneren Waldwegen, auf denen wir, rüstig vorwärts schreitend, in 1 1/4 Stunden die Höhe erreichten. Noch einige hundert Schritte durch schönen, hohen Wald, und da lag es vor uns, das freundliche, stille Kloster, hart am Waldesrande und am Fuße des höchsten Gipfels, der sich noch einige hundert Fuß über dem Kloster erhebt. In unmittelbarer Nähe des Klosters ist seit einiger Zeit auch ein Gasthaus begründet, welches aber wenig prosperiert, da die meisten Fremden den Aufenthalt in dem freundlich-traulichen Kloster vorziehen. Nur wenn an den großen kirchlichen Festtagen Tausende von Wallfahrern nach dem Berge heraufkommen, suchen diejenigen, welche in dem Kloster kein Unterkommen finden können, das Gasthaus auf, und dann kommt es wohl hie und da vor, daß beide Räume für die große Zahl der Besucher nicht ausreichen. Aber auch der sonstige Fremdenverkehr hat sich doch in letzter Zeit so gehoben, daß der durchschnittliche Besuch des Klosters, wie mir mein freundlicher Begleiter berichtete, sich auf 30—40 Personen täglich beläuft.

Fig. 19. 1878 beobachtete Corona.

Und wahrlich jeder, der seine Schritte nach diesem herrlichen Punkte lenkt, wird sich für die Mühen und Beschwerden des Aufstiegs überreich belohnt finden. Schon das Kloster selbst liegt herrlich in dieser stillen Waldeinsamkeit. Ringsherum um das Gebäude haben die Mönche auf gerodetem Lande einen Gemüsegarten angelegt, in welchem trotz der beträchtlichen Höhe und des zumeist recht rauhen Klimas alle Gemüsearten trefflich gedeihen. Ich habe selten so große und schöne Köpfe von allen Sorten Kohl und Salat gesehen wie hier auf der steilen Höhe. Der ehrwürdige pater vicarius, der mich herumführte, berichtete mir, wie hier allerdings zumeist bis in den April oder Mai hinein fußhoher Schnee liege, wie dann aber in den wenigen

Sommermonaten alles trefflich gedeihe, weil der auf vulkanischem Gestein — zumeist Basalt — ruhende Boden die Strahlen der Sonne sehr intensiv anzieht. So entwickelt sich denn alles hier mit rapider Schnelligkeit, obwohl es, wie die Bewohner der Umgegend zu sagen pflegen, auf dem Kreuzberg drei Vierteljahre Winter und ein Vierteljahr kalt ist. Man wird förmlich überrascht durch diese wohlgepflegte Kultur in dieser steilen und einsamen Höhe. Der Fleiß und die Ausdauer der Mönche, die hier seit Jahrhunderten sich ihre Wohnstätte bereitet haben, hat wirklich Ueberraschendes gewirkt. Denn abweichend von der sonstigen strengen Observanz des Franziskanerordens ist den Mönchen hier ein kleines Eigen gestattet, weil es ihnen sonst unmöglich sein würde, ihre Gäste zu bewirten. Sie dürfen hier auch einige Kühe halten.

Fig. 20. Streifen an der Corona.

Das Kloster reicht in seinen ersten Anfängen bis in die früheste Vergangenheit zurück, ja man kann sagen, daß der Kreuzberg zu den ältesten Stätten des christlichen Kultus in Deutschland gehört. Wir befinden uns hier trotz der weiten Entfernung von allen Wohnstätten der Menschen auf eminent historischem Boden. Nach der Tradition der Rhönbewohner, die sich auch in die schriftliche Ueberlieferung früherer Jahrhunderte in sagenhafter Form Eingang verschafft hat, war der Berg schon in heidnischer Zeit eine Kultus- und Opferstätte. Es soll hier eine Bildsäule der germanischen Göttin Holla (Hulda) gestanden haben, welche dann von den ersten Sendboten des Christentums, als welchen der heilige Kilian mit seinen Gefährten Kolonat und Totan bezeichnet werden, umgestürzt und durch das Symbol des neuen Glaubens, ein weithin sichtbares Kreuz, ersetzt wurde. Daß auf dem benachbarten hessischen Boden schon sehr früh die christliche Mission eines Lullus und Bonifacius thätig war, wissen wir ohnedem, und so wird auch dieser Tradition ein historischer Kern zu Grunde liegen. Eine gewisse Stütze erhält sie schon dadurch, daß diese Stätte in jedem Falle schon sehr früh ein Mittelpunkt der religiösen Verehrung wurde. Das alte Kreuz, welches dereinst hier errichtet worden war, scheint lange den Stürmen der Zeit widerstanden zu haben. Erst im 16. Jahrhundert hören wir, daß der Würzburger Bischof Julius Echter von Mespelbrunn an Stelle des verfallenen hölzernen ein stattliches steinernes Kreuz auf dem höchsten Punkte des Berges aufrichten ließ (1582). Seitdem wurden die Wallfahrten nach der altehrwürdigen Stätte immer zahlreicher. Die Franziskaner zu Dettelberg erhielten infolgedessen den Auftrag, sich an den „Kreuzestagen" hierher zu begeben, um den Wallfahrern zu predigen. Es wurde ihnen zu diesem Zwecke im Jahre 1598 in Bischofsheim am Fuße des Kreuzberges ein einfaches Wohnhaus, eigentlich nur einige aneinander gereihte Hütten erbaut, in denen sie Schutz vor Wind und Wetter finden sollten. Im Jahre 1646 wurde dann ein festeres Wohnhaus errichtet, welches noch heut „das Klösterchen" heißt. Auf dem Berge selbst erbauten sie sich erst im Jahre 1679 ein eigenes Kloster für zwölf Geistliche. Der Bau desselben und der damit verbundenen Kirche wurde 1692 vollendet und am 6. Juli durch den Weihbischof Stephan Weinberger geweiht. Besonders viel hat dann Fürstbischof Georg Karl Freiherr von Fechenbach für das Kloster gethan. Er ließ dasselbe alljährlich durch den Oberjägermeister und Oberforstmeister reichlich mit Wild aller Art versehen und schenkte ihm einige Maultiere zum Herbeischaffen von Lebensmitteln. Die Tiere wurden so abgerichtet, daß sie allein, nur von einem einzigen Hunde begleitet, nach Neustadt gingen, um Fleisch zu holen.

Denn die Beschaffung von Lebensmitteln ist in der That auf der abgeschiedenen Höhe namentlich im Winter mit großen Schwierigkeiten verbunden. Es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß der Schnee hier so hoch liegt, daß die frommen Väter und Brüder aus den Fenstern ihrer im ersten Stockwerke gelegenen Wohnungen denselben bequem mit der Hand erreichen können. Dann sind die Bewohner des Klosters von der ganzen Außenwelt fast völlig abgeschlossen: nur wenn nach vorübergehendem Thauwetter besonders strenge Kälte eintritt, ist es dann und wann möglich, auf der festen Kruste, mit der sich die Schneemassen alsdann überziehen, einherzugehen; doch ist das ein gefährlicher Versuch, da der Schnee unter dieser Kruste sich nicht selten bis zu einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß erstreckt.

Jetzt freilich, da ich mit meinem freundlichen Begleiter an der Klosterpforte anlangte, sah es freundlicher ringsherum aus. Der Wald prangte in herrlichem Grün, und wenn auch oben auf der Höhe ein heftiger und kühler Wind wehte, so war es doch recht wohl zu ertragen. Der große Klopfer hallte dumpf gegen die Pforte, die sich alsbald öffnete. Der Bruder Pförtner empfing mich mit freundlichem Gruße und geleitete mich in das einfache freundliche Gastzimmer, welches jedem Fremden offen steht. Denn seinem Charakter als Fremdenhospiz ent-

Fig. 21. Ausbreitung der Corona.

Fig. 22. Das Brockengespenst.

sprechend, ist das Klostergebäude selbst in zwei Teile getrennt, deren einer für die Fremden, der andere ausschließlich für die Mönche bestimmt ist, wenngleich männliche Gäste zuweilen auch in das Refektorium zugelassen werden. Weiblichen Besuchern aber verwehrt eine große schwarze Tafel mit der Inschrift: „Frauenspersonen ist der Zutritt untersagt“ den Zugang.

Ich traf in dem Gastzimmer noch eine Dame und einige Herren an, die gleich mir bei den freundlichen Mönchen zur Nacht bleiben wollten. Wie es auf Gebirgsreisen zu gehen pflegt, schlossen wir uns schnell aneinander an und plauderten munter über eines jeden Reiseerlebnisse und vor allem über die unvermeidlichen Wetteraussichten. Für den Abend selbst, der bereits zu nahen begann, als ich ankam, waren wir berechtigt, einen schönen Sonnenuntergang zu hoffen, und so stiegen wir, nachdem wir uns durch Speise und Trank gestärkt hatten, die steilen Stufen, welche an einer Reihe von Heiligenbildern vorüberführen, auf die Höhe des Berges hinauf, um das Schauspiel des Sonnenunterganges zu genießen. — Die Aussicht, welche man dort von dem auf dem höchsten Gipfel des Berges in der Nähe des weithin sichtbaren Kreuzes erbauten Observatorium aus genießt, gehört zweifellos zu den umfassendsten und großartigsten, welche unser deutsches Mittelgebirge zu bieten vermag, ja sie erinnert in mancher Beziehung an die grotesken Formationen und steilen Abfälle der Alpenlandschaft. Es ist gleichsam ein Blick in die geheimste Werkstätte der Allmutter Natur, den man hier zu genießen vermag. Unwillkürlich dachte ich an die einfach schönen Worte, welche Alexander von Humboldt auf einem schönen Punkte in der Nähe von Danzig eingezeichnet hat:

Mensch, der du hier gewesen,
Hast im Buch der Welt gelesen,
Wenn du es kannst.

Gleichsam verkörpert meint man hier die gewaltigen Naturkräfte vor sich zu sehen, welche man sonst nur aus dem toten Buchstaben der Bücher zu verstehen strebt: jene tiefen Klüfte, jene schroff emporstrebenden und fast senkrecht abfallenden Bergkegel können, darüber kann dem Beschauer gar kein Zweifel aufkommen, ihren Ursprung nur gewaltigen vulkanischen Kräften verdanken: so kann man denn auch an einzelnen Stellen den Lavastrom, der dereinst aus diesen Kratern hervorbrach, verfolgen. Am auffälligsten zeigt sich diese Formation in den wildromantischen Felsmassen der Milseburg, welche in schroffer Erhebung fast senkrecht aus der Ebene aufsteigen und rings von kleineren Blöcken umgeben sind, welche so wirr durcheinander liegen, als hätten in grauer Vorzeit Titanen und Riesen mit ihnen ihr gewaltiges Spiel getrieben. Der Anblick des ganzen Gebirges erinnert in vieler Hinsicht an die ebenfalls durch und durch vulkanische Eifel, nur ist er noch großartiger und mannigfaltiger, vor allem dadurch, daß man neben den eigentümlichen Bergketten auch noch weit hinein in das Hügel- und Flachland Frankens und Hessens hineinzuschauen vermag. Wahrlich, von hier aus den Sonnenuntergang zu beobachten, in solcher Klarheit und Schönheit, wie es uns vergönnt war, ist ein Schauspiel, dessen Eindruck im ganzen Leben nicht vergessen werden kann. In wunderbarer Pracht sank das glänzende Tagesgestirn hinter die mächtigen Kuppen des Dammersfeldes und Eierhauks hinab und vergoldete deren leicht geschwungene Linien. Und während wir hier oben noch von seinen letzten Strahlen berührt wurden, hatte sich schon die Abenddämmerung über die Thäler dort drunten gesenkt. Die hellen, goldigrot gefärbten Abendwolken bildeten einen wundersamen Kontrast zu den tiefdunklen Tinten, in die die Wälder da drunten sich mählich zu tauchen begannen. Ein Schauer der Unendlichkeit überkommt den Menschen, wenn er diese majestätische Größe der Gotteswelt ahnend versteht; er fühlt sich so klein, so groß. Und doch hat das Gewaltige und Erhabene des Anblicks nichts Beengendes und Niederdrückendes: im Gegenteil, nie fühlt man sich freier und gehobener, als in solchen Momenten.

Schön ist, Mutter Natur,
Deiner Erfindung Pracht,

Schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

In gehobener und feierlicher Stimmung kehrten wir in das traulichstille Kloster zurück, ganz erfüllt von dem unauslöschlichen Eindrucke, der eben auf unsere trunkene Seele eingestürmt war. Es dauerte eine geraume Weile, ehe wir wieder fähig waren, in die Bahnen einer leichten und munteren Plauderei einzulenken. Dann aber wurden wir um so lustiger und fröhlicher und ließen uns, Weiblein wie Männlein, das treffliche Naß, welches uns der Bruder Brau- und Kellermeister kredenzte, vortrefflich munden. Denn man glaube nur ja nicht, daß man seiner Heiterkeit und Fröhlichkeit mit Rücksicht auf die Bewohner des Klosters Schranken auferlegen müßte, die freundlichen Gastwirte sehen es im Gegenteil sehr gerne, wenn es in dem traulichen Gastzimmer lustig und munter hergeht, und so manches Mal sitzen hier fröhliche Menschen bis nach dem Einbruch der Nacht beisammen. Hat doch das Franziskanerbräu des Kreuzberges einen wohlbegründeten Ruf. Und glücklicherweise wird dem Besucher des Klosters dieser vortreffliche Stoff auch in Zukunft, trotz des Verbotes, welches neuerdings gegen das Bierbrauen der Franziskaner von deren Oberen ergangen ist, trefflich munden können; denn in weiser Rücksicht auf den „Hospiz-Charakter" des Kreuzberg-Klosters ist demselben auch fernerhin ausnahmsweise das Brauen gestattet, so daß die trefflich eingerichtete Brauerei auch in Zukunft nicht veröden wird. Des freuten auch wir uns an jenem Abende, den wir miteinander im Kloster verlebten. Nachdem die einzige Dame, welche heute hier ihr Quartier aufgeschlagen hatte, ihr Zimmer aufgesucht hatte, wurden wir Herren von dem pater vicarius freundlich eingeladen, noch ein Stündchen mit unseren liebenswürdigen Wirten im Refektorium zu verplaudern, und dort haben wir denn in traulicher Tafelrunde beim schäumenden Becher noch eine lange Weile geplaudert und gezecht, bis die Müdigkeit uns übermannte und wir uns zur Ruhe begaben.

Es wurde mir förmlich schwer, dem Kloster am nächsten Morgen Valet zu sagen, und es bedurfte nicht der freundlichen Aufforderung des Bruder Pförtners, um mich zu dem Versprechen, wieder einmal dort droben einzukehren, zu vermögen. Nachdem ich mich aufs herzlichste von allen den frommen Brüdern mit warmem Händedruck verabschiedet und den nicht verlangten Obolus zur Klosterkasse entrichtet hatte[1]) als freilich schwaches Entgelt für die gewährte schrankenlose Gastfreundschaft, ging ich von dannen, um die Erinnerung an einige schöne und erhebende Stunden reicher. Du aber, freundlicher Leser, der du meiner Schilderung mit einigem Interesse gefolgt bist, versäume nicht, wenn dich dein Weg einmal in die Nähe des herrlichen Berges führt, zur steilen Höhe hinaufzuklimmen und gleich mir in dem traulichen Kloster einzukehren: Du wirst es nicht bereuen.

[1]) Man sollte es nicht für möglich halten, aber doch ist es so: die Gastfreundschaft der wackeren Mönche wird von manchem Besucher in schnödester Weise mißbraucht. Natürlich verlangen die freundlichen Wirte keine Bezahlung für das, was sie dem Fremden bieten, aber es versteht sich doch von selbst, daß man mit der der Klosterkasse dargebrachten Spende ihnen wenigstens ihre Auslagen, die sie wie jeder andere für die dargebotenen Lebensmittel haben, ersetzt. Man berechnet sich dabei, wieviel man etwa in einem einfachen und billigen Gasthause für Logis und Lebensmittel gezahlt haben würde, und wirft soviel in die Büchse. Es kommt aber, wie mir von in der Nähe ansässigen Leuten berichtet wurde, gar nicht selten vor, daß Besucher sich ordentlich voll essen und trinken und dann inklusive Nachtquartier 50 Pfennig bezahlen. Sogar Bleiknöpfe u. dergl. sollen schon in der Büchse vorgefunden worden sein, so daß die Mönche nicht selten Mühe haben, ihre Unkosten zu decken. Es ist doch keine Güte in der Welt so groß, daß sie nicht gemißbraucht würde!

Ansteckung und Disposition.

Von

von Linstow.

Eine höchst wichtige Entdeckung der nimmermüden Wissenschaft, die mit allen ihr zu Gebote stehenden Hilfsmitteln den Ursachen der Krankheiten nachforscht, ist die, daß die Ansteckungs- oder Infektionskrankheiten durch mikroskopische Pilze entstehen, man wird wahrscheinlich sagen können: alle Infektionskrankheiten, wenngleich der Beweis für einige noch fehlt.

Was sind denn diese Pilze für Wesen? Sie sind winzig kleine, nur für das bewaffnete Auge sichtbare Organismen, die als größere Stäbchen (Bakterien) oder kleinere (Bacillen) oder Kügelchen (Coccen) oder korkzieherförmig gewundene Körperchen (Spirillen), teils isoliert, teils zu Ketten verbunden, mitunter mit beweglichen Schwärmfäden versehen, die Säfte und Organe des menschlichen Körpers bewohnen und sie krank machen, dadurch daß sie das bewohnte Medium verändern, in derselben Weise, wie die Bierhefe, die auch eine niedere Pilzform ist, in der Flüssigkeit, in welcher sie wuchert, eine Gährung hervorruft.

Die am längsten bekannten Bakterien sind die des Milzbrandes, weil sie die größten und augenfälligsten sind; schon bei schwachen Vergrößerungen sieht man sie bei milzbrandkranken Tieren in ungeheuren Mengen zwischen den Blutkügelchen im Blute schwimmen.

Wie kommt es nun aber, daß von einigen Infektionskrankheiten nur Kinder befallen werden, daß andere durch den Krieg, durch Hungersnot hervorgerufen werden, daß andere, wie die Lungenschwindsucht in gewissen Familien erblich sind, daß es andere, wie die Cholera, gibt, die vorzugsweise an gewissen Orten auftreten und andere Orte ganz verschonen, ja, daß mitunter Infektionskrankheiten durch Erkältungen, durch Gemütsbewegungen hervorgebracht werden? Da muß doch der Pilz nicht die eigentliche Ursache sein, denn die ebengenannten Schädlichkeiten und nicht die Pilze haben dann ja die Krankheit hervorgerufen.

Versuchen wir die Frage zu beantworten. Die Pilze sind niedrige pflanzliche Wesen, also Pflanzen, und der Leser weiß, daß nicht jede Pflanze auf jedem Boden fortkommt und gedeiht; das Schilf wächst nicht auf trockenem Lande, das Heidekraut nicht auf

Der Fehlschuß. Von H. Dahl.

fettem Acker, das Epheu nicht auf der Wiese, einige Pflanzen gedeihen nur auf kalkigem, andere nur auf salzhaltigem Boden, und solchen Bedingungen ist auch das Wachstum der Infektionspilze unterworfen.

Zwar gibt es auch unter ihnen manche, die, wie das Unkraut unter den großen Pflanzen, überall wuchern, wohin der Same auch gelangt; wir nennen hier die Pilze, welche in den Wunden eine Zersetzung hervorbringen und so Blutvergiftung und Fieber hervorrufen, den Pilz der Lungenentzündung, des Wechselfiebers, des Rückfallsfiebers (Typhus recurrens), des Darmtyphus (Typhus abdominalis), der Blattern, der Ruhr, des Aussatzes (Lepra), der Rose, und fügen daran die Namen einer Reihe von Krankheiten, bei denen die Gegenwart eines Pilzes noch nicht, oder nicht mit Sicherheit konstatiert ist, aber mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, als: das Fleckfieber (Typhus exanthematicus), das gelbe Fieber, die Pest, der englische Schweiß (jetzt ausgestorbene Krankheit), der akute Gelenkrheumatismus, sowie einige gelegentlich vom Tier auf den Menschen übertragbare Krankheiten: der Rotz, die Hundswut.

Diese Krankheiten ergreifen alt und jung, die Pilze, welche sie hervorrufen, sind in Bezug auf den Boden, in dem sie wachsen, nicht wählerisch, sie gleichen dem Unkraut.

Andere aber gedeihen nur in besonderem Boden, sie wachsen nur in jugendlichen Körpern, und hier begegnen wir zum erstenmal dem Umstande, daß zu dem Zustandekommen der Krankheit zweierlei nötig ist, der krankheitserregende Pilz und die Disposition, in diesem Falle die Jugend des Körpers; es sind die Pilze des Scharlachs, der Masern, der Diphtherie, des Krupp, des Keuchhustens, die entweder ausschließlich oder doch ganz vorwiegend Kinder befallen; einige von ihnen sogar meistens nur einmal im Leben. Die Säfte eines älteren Körpers sind fast oder ganz ungeeignet, ihnen als Nährboden zu dienen, und bei den Pilzkrankheiten, welche auch im jugendlichen Alter den Körper nur einmal befallen, muß man annehmen, daß die Pilze bei ihrem Wachstum während der Krankheit gewisse Stoffe verzehren, welche später nicht wieder ersetzt werden.

Kommt doch etwas Aehnliches auch bei den großen Pflanzen vor; der Landmann weiß, daß er dieselbe Frucht nicht wiederholt auf seinen Acker bringen kann; er muß einen Fruchtwechsel eintreten lassen, denn die eine Pflanze entzieht dem Boden gewisse Stoffe, die andere wieder andere, und auch in der freien Natur wechseln die Pflanzen auf einem und demselben Standorte.

Auf diesem Umstande beruht auch der Nutzen der Impfung, welche in dem künstlichen Hervorrufen einer Krankheit, der Kuhblattern, besteht, welche auch eine Pilzkrankheit ist, die mit den echten Blattern nahe verwandt ist und im menschlichen Körper die Stoffe verzehrt, welche auch die Pilze der echten Blattern zu ihrem Wachstum gebrauchen, so daß diesen der Nährboden verdorben wird; man sagt daher, die Geimpften hätten für die echten Blattern die Disposition verloren.

Hat man doch neuerdings versucht, die Pilze gewisser Infektionskrankheiten in ihnen zusagenden Nährflüssigkeiten zu kultivieren, mitunter durch hohe Temperaturen ihre Giftigkeit abzuschwächen, und dann Menschen und Tiere mit diesen Kulturen zu impfen, wodurch eine abgeschwächte, ungefährliche Krankheit hervorgerufen wird, die aber die Disposition zu der eigentlichen, ungeschwächten aufhebt; solche Versuche sind mit der Cholera und dem Milzbrande angestellt worden; ob dieses Verfahren sich bewähren wird, muß die Zukunft lehren.

Auf dem Verzehren des Nährstoffes seitens der Pilze beruht ja auch das Erlöschen einer Infektionskrankheit; im anderen Falle müßten die Pilze immer weiter wuchern und alle Infektionskrankheiten müßten zum Tode führen, was doch zum Glück nicht der Fall ist.

Unter den bereits genannten Krankheiten sind manche, die zwar jeden befallen können, aber doch mit Vorliebe diejenigen ergreifen, deren Körper durch irgend eine Schädlichkeit geschwächt ist; zur Erkrankung gehört also der betreffende Pilz und die Disposition, die S c h w ä c h u n g des Körpers, welche eine verminderte Widerstandsfähigkeit gegen die in den Körper gelangte Schädlichkeit bedingt.

Es ist bekannt, daß die Lungenentzündung häufig die Folge einer heftigen Erkältung ist; die Ruhr tritt oft nach einem groben Diätfehler und besonders gern im Kriege auf, der ja eine Menge schädlicher Momente mit sich führt, große Anstrengungen, unregelmäßige Lebensweise, Hunger, Durst, Durchnässungen, Erkältungen; dasselbe gilt vom Flecktyphus, der sich gern im Kriege zeigt, bei Hungersnot, auf Schiffen und in Gefängnissen, wo viele Menschen auf einen engen Raum zusammengedrängt bei mangelhafter Ernährung leben müssen, daher die Krankheit die Namen Kriegs-, Hunger-, Schiffs-, Gefängnistyphus führt; das gelbe Fieber tritt besonders nach Diätfehlern auf, ebenso wie die später zu erwähnende Cholera, und schon die bloße, wenn auch nicht gesundheitswidrige Aenderung der Lebensweise kann die Disposition zu Krankheiten bedingen; hat man doch beobachtet, daß unter Soldaten, welche in einer und derselben Kaserne, durch dieselbe Kost ernährt, zusammen lebten, nur die am Unterleibstyphus erkrankten, welche Rekruten waren und aus verschiedenen Orten her, an denen die Krankheit nicht herrschte, neu hinzugekommen waren, wo also in der gänzlichen Aenderung der Lebensweise das schwächende Moment zu suchen war. Auffallend ist die in Romanen immer und immer wiederkehrende Schilderung, daß jemand durch einen heftigen Schreck oder eine andere starke Gemütsbewegung in ein heftiges Nervenfieber (Unterleibstyphus) verfällt; ob sich etwas derartiges im wirklichen Leben ereignet, wissen wir nicht, das aber ist sicher konstatiert, daß es Personen gibt, besonders weibliche, die infolge einer heftigen Gemütsbewegung an der Rose erkranken können; die Rose ist eine typische Hautentzündung, welche durch mikroskopische Pilze hervorgerufen wird, und wenn es nicht etwa zwei Formen dieser Krankheit gibt, eine mit und

eine ohne Pilzbildung, so wäre dieses ein Beispiel, daß durch Gemütserregungen die Disposition zu Pilzkrankheiten geschaffen werden kann, was ohnehin für die Cholera feststeht.

Eine Pilzkrankheit, welche am Orte haftet und durch Ausdünstungen aus dem Boden entsteht, ist das Wechselfieber oder Intermittens.

Eine Krankheit, deren Pilz erst vor kurzem von Koch gefunden, ist in Gestalt der sogenannten Kommabacillen, welche aber in den Rahmen der Pilzkrankheiten scheinbar nicht hineinpaßt, ist die furchtbare Cholera; sie tritt bei uns zu Lande nie von selbst auf, sondern wird immer auf den menschlichen Verkehrswegen, entweder durch Cholerakranke selbst oder durch Stoffe, die mit ihnen in Berührung gewesen sind, verbreitet; sie befällt mit Vorliebe durch Entbehrungen, Anstrengungen, Excesse, Diätfehler, Gemütserregungen geschwächte Personen, ist aber bei alledem in ihrer Ausbreitung sehr launisch, da sie in einigen Städten furchtbar wütet, in anderen aber gar nicht um sich greift; kommen Cholerakranke aus anderen Orten hierher, so sterben sie entweder oder genesen, stecken aber von den Ortsbewohnern niemanden an. Wie ist das möglich? Wir begegnen hier einer dritten Form von Disposition; waren die beiden genannten Formen individuelle, so haben wir es hier mit einer *örtlichen* Disposition zu thun.

Die zur Cholera nicht disponierten Orte sind solche, welche eine gesunde Lage haben, und verdanken wir ihre Kenntnis besonders den Bemühungen Pettenkofers, welcher in Bezug auf die Entstehung der Cholera ein Gegner Kochs ist, aber, wie wir glauben, ohne Grund, denn sicher haben beide Forscher mit ihren Behauptungen recht.

Die Orte, deren Bewohner nicht zur Cholera disponiert sind, sind gesund gelegene und reinliche; es sind besonders solche, welche einen felsigen Untergrund und ein klares Trinkwasser ohne organische Beimengungen haben, während die entgegengesetzten Verhältnisse in den Städten zu finden sind, in welchen die Cholera heftig aufzutreten pflegt; je schlechter diese Verhältnisse sind, desto mehr Opfer fordert die Krankheit an solchen Orten. Statt daraus den Schluß zu ziehen, wie Pettenkofer es thut, daß ein Infektionsstoff überhaupt nicht nötig sei, was übrigens schon aus dem Grunde unwahrscheinlich ist, daß, die Richtigkeit dieser Ansicht vorausgesetzt, in den ungesunden Orten alsdann stets die Cholera herrschen müßte, oder doch jeden Sommer, — muß man nur die Wichtigkeit dieser örtlichen Disposition betonen, welche nach Pettenkofers Beobachtungen eine handgreifliche ist.

Wie hat man sich nun diese örtliche Disposition zu denken, infolge deren die Bewohner einiger Orte in hohem Grade, die anderen gar nicht zur Cholera neigen, nachdem der bestimmte Ansteckungsstoff, die Kochschen Kommabacillen, dorthin gelangt sind? Ohne diese entsteht in Europa keine Cholera, in den Choleraleichen werden sie stets gefunden, und schon früher war es unendlich oft beobachtet, daß die Krankheit von einem Menschen auf den anderen übertragen wird, und zwar in kurzer Zeit, in wenig Tagen, so daß an eine dazwischen liegende Entwickelung der Pilze im Erdboden nicht zu denken ist. Die Erklärung muß darin gegeben werden, daß völlig gesunde, unter normalen Verhältnissen lebende Menschen überhaupt nicht disponiert sind, an der Cholera zu erkranken, wohl aber solche, welche dadurch, daß sie an Orten leben, welche ein ungesundes Trinkwasser haben, ihre Gesundheit geschwächt haben, nicht in dem Maße, daß sie sich krank fühlen, wohl aber in der Weise, daß ihre Magen- und Darmsäfte, wie es bei völlig gesunden Menschen nicht der Fall ist, derartig krankhaft entartet sind, daß sie nicht mehr imstande sind, die Kommabacillen zu zerstören, sondern ihnen einen geeigneten Nährboden gewähren. Durch diese Anschauungsweise werden wir der Kochschen Bacillen- und der Pettenkoferschen Grundwassertheorie gerecht, welche beide auf sorgfältigen, gründlichen Beobachtungen beruhen; wir sehen ja, daß auch bei anderen Infektionskrankheiten zweierlei, die Pilze und die Disposition zur Erregung der Krankheit gehört.

Wie steht es denn nun mit der Kochschen Entdeckung der Tuberkelbacillen? Nach Koch entsteht die Lungentuberkulose oder Schwindsucht auch nur durch mikroskopische Pilze, und doch wissen wir, daß die Schwindsucht nicht regellos jeden befällt, sondern in gewissen Familien heimisch ist, in dem Grade, daß mitunter alle Kinder schwindsüchtiger Eltern in einem gewissen Alter sterben. Wie kommt es, daß die Tuberkelbacillen nur diese krank machen, da sie doch in die Lungen der übrigen Menschen ebenso häufig gelangen müssen? An eine augenblicklich wirkende Ansteckung wie bei Scharlach und Blattern ist hier nicht zu denken, denn die Eltern schwindsüchtiger Kinder sind oft schon lange tot, wenn diese erkranken; auch erkranken die Mitglieder schwindsüchtiger Familien oft sehr weit von ihren Verwandten entfernt. Hier finden wir eine vierte Form der Krankheitsdisposition, die *angeborene* Familiendisposition, und die Regelmäßigkeit, mit welcher die Mitglieder so veranlagter Familien erkranken, ist nur dadurch zu erklären, daß der Ansteckungsstoff, die Tuberkelbacillen, sich eben überall finden, überall als Staub in der Luft umherfliegen. Die Mitglieder schwindsüchtiger Familien bringen eine geringe Widerstandsfähigkeit gegen die Tuberkelbacillen mit auf die Welt; manche Mitglieder solcher Familien halten sich lange aufrecht, manche erliegen dem Feinde nie, bei einigen so veranlagten ist mitunter noch eine besondere Schädlichkeit notwendig, die den ohnehin disponierten Körper so schwächt, daß er von nun an unterliegt und die Schwindsucht zum Ausbruch kommt. So kannte Verfasser dieses einen Mann, dessen beide Eltern und sämtliche Geschwister an Schwindsucht gestorben waren, der sich selber aber einer guten Gesundheit erfreute und gesunde Kinder hatte; in einem Winter aber hatte er das Unglück, aus einem Boot zu fallen; durchnäßt, erkältet kam er ins Haus; am nächsten Tage schon stellten sich Husten und Fieber ein, eine floride Lungenschwindsucht brach aus, und nach einem Vierteljahre war er tot. Unmöglich kann man sich hier vorstellen, daß bei dem Inswasserfallen zufällig

zum erstenmal Tuberkelbacillen in die Lunge gekommen sein sollten; aber der ohnehin mit erblicher Disposition behaftete Mann wurde durch die heftige Erkältung so geschwächt, daß er von nun an widerstandslos wurde den Bacillen gegenüber. — Daß die Schwindsucht eine ansteckende Krankheit ist, war eine im Volke allgemein verbreitete, von den Aerzten früher aber nicht allgemein geteilte Ansicht.

Somit stimmen wir nicht überein mit der in dieser Zeitschrift Heft 7 des vorigen Jahrganges ausgesprochenen Ansicht: „Was als Disposition bezeichnet wird, der schwächliche Körperbau, die flache Brust, die geringe Muskelentwickelung, große Reizbarkeit, Neigung zu Erkältungen u. s. w. ist nichts anderes als eine Folge der Erkrankung.“ Diese Eigenschaften kennzeichnen allerdings die zur Schwindsucht Disponierten, aber schon lange Jahre bevor die Krankheit wirklich auftritt, und bei manchen so Disponierten kommt sie überhaupt nie zum Ausbruch; wie sollte auch eine flache Brust, also ein Zurückbleiben der Rippen im Wachstum, durch die Schwindsucht entstehen?

Der Aberglaube und das Gerichtszeugnis.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXV.)

Von

Ludwig Fuld.

Ungerechte historische Betrachtung bürdet die Hauptschuld der zahllosen Verurteilungen von Hexen, welche eine so traurige Epoche in der Geschichte des Mittelalters und sogar der neuen Zeit bilden, den damaligen Richtern auf. Wir stellen nicht in Abrede, daß in manchen Fällen die Richter von der Nichtigkeit und Lächerlichkeit der erhobenen Beschuldigungen überzeugt waren und gleichwohl ihr Schuldig sprachen, sei es, daß sie selbst unter dem Banne des Vorurteils standen, sei es, daß sie sich dem Einflusse der vox populi und ihrem ungestümen Drange nicht zu entziehen vermochten, jedenfalls sind diese Fälle als Ausnahmen zu charakterisieren und es darf wohl als sicher angenommen werden, daß die Männer, welche die Hexen dem Feuertode überlieferten, die Ueberzeugung von dem schlimmen Thun und Treiben dieser Personen durch Zeugenaussagen erlangten, an deren Glaubwürdigkeit sie nicht zweifelten. Auch diese Personen waren in der übergroßen Mehrheit der vollen Ueberzeugung, das gesehen, gehört und wahrgenommen zu haben, was sie als Gegenstand ihrer Wahrnehmungen bekundeten, sie vermochten sich nicht zu der Erkenntnis aufzuschwingen, daß sie diese Wahrnehmungen nicht gemacht hatten, weil sie dieselben überhaupt nicht machen konnten. Mag immerhin Böswilligkeit und Vernichtungslust Personen zu unwahren und geradezu erfundenen Aussagen bewogen haben, so geschah dies im ganzen doch nur selten und vereinzelt. Der Aberglaube, und nur er hat die Aussagen der Zeugen gefälscht, unter seinem Einfluß hat sich ihr geistiges Unterscheidungsvermögen und ihre Urteilskraft verdunkelt, er hat ihre Phantasie in Besitz genommen, ihre Gedanken gelenkt, so daß sie die gewöhnlichsten und natürlichsten Vorgänge nur so sich zu erklären vermochten, wie der abergläubige Wahn es eingab. Noch mehr, der Aberglaube ließ sie im besten Glauben von Wahrnehmungen berichten, die sie niemals gemacht hatten. Es ist traurig, bei einem eingehenderen Studium der Hexenprozesse aus den Zeugenprotokollen zu erfahren, daß ehrbare Männer und Frauen unter der eidlichen Bestätigung versichern, sie hätten gesehen, wie die Hexe von dem Schornsteine in den Stall gekommen sei, wie sie das Vieh angehaucht und hierdurch gelähmt habe, oder wenn Leute, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln sonst kein Grund ist, dem Richter erklären, sie hätten am späten Abend bei der Rückkehr nach dem heimischen Gehöfte diese oder jene als Hexe verdächtige Frau beobachtet, wie sie an der Ecke der Landstraße mit einem Bocke gesprochen, sich vor ihm geneigt und ihn geküßt habe, bekanntlich die Anschuldigung, welche die tiefste Entwürdigung enthält, die dem Weibe jemals zu teil wurde. Auf Grund dieser Aussagen war der Richter des Mittelalters formell im Recht, wenn er den Inquisiten der peinlichen Frage unterwarf und daß unter dem Eindrucke dieser alles gestanden wurde, braucht ein Jahrhundert nach der humanen Wirksamkeit des österreichischen Nationalökonomen und Juristen Sonnenfels nicht mehr erörtert zu werden. Im Jahre 1510 wurde in der Mark Brandenburg gegen eine große Anzahl von Juden eine Untersuchung wegen Hostienschändung und rituellen Mordes eingeleitet. Ein Berliner Gelehrter hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Prozeßakten dieses Falles neuerdings zu veröffentlichen. Es fehlte an jedem objektiven Momente, um den Verdacht des rituellen Mordes zu begründen, nur einige Zeugenaussagen lagen vor, welche in augenscheinlichster Weise durch das abergläubige Vorurteil hervorgerufen worden waren, da sie gleichfalls der Anlehnung an einen objektiv feststehenden Vorfall entbehrten. Das genügte, um über 100 Personen zu verhaften und der Folter zu unterwerfen. Da man in Anwendung der peinlichen Frage nicht sparsam war, so konnte es nicht fehlen, daß die sämtlichen Angeklagten den ihnen zur Last gelegten rituellen Mord und die Hostienschändung eingestanden. Das damalige Verfahren besaß ja in der Folter das Zaubermittel, stets mit einem Geständnis zu enden. Auf Grund des Geständnisses erfolgte das Urteil, 30 Juden wurden lebendig verbrannt, zwei, welche sich taufen ließen, wurden begnadigt und alle übrigen des Landes verwiesen. Man kann sich mit Leichtigkeit eine Vorstellung von der Glaubwürdigkeit dieses auf der Folterbank erzwungenen Geständnisses machen, wenn wir aus einem gleichzeitigen Prozeß erfahren, daß der Henker zu dem Inquisiten sagte: „Herr, ich bit euch umb Gotteswillen, bekennt was, es sey gleich war oder nit. Erdenkt etwas, denn ihr könnt die Marter nicht

ausstehen, so kompt ihr nicht hinaus, wann ihr gleich ein Graf wert, sondern fangt ein Marter wider auf die andere an, bis ihr sagt, ihr seit ein Truttner" (Zauberer, Hexenmeister). Die Zeugenaussagen bildeten nach der damaligen Prozeßordnung die Voraussetzung für die Anwendung der peinlichen Frage gegen den Inquisiten. Da man an dieser Bestimmung in Deutschland wenigstens mit einer gewissen Strenge festhielt, so ist der Einfluß klar, welchen diese vom Aberglauben und Vorurteil hervorgerufenen und verfälschten Aussagen auf die Myriaden der damaligen Straffälle ausübten. Wenn die albernste Denunziation eines wahnumnachteten Menschen genügt, um eine beliebige Person der schwersten Marter auszusetzen, dann kann die unendliche Zahl der Verurteilungen und Hinrichtungen jener Zeit kein Befremden mehr erregen. Der Aberglaube beeinträchtigte die Unbefangenheit und Objektivität der Menschen dermaßen, daß sie zu glaubwürdigen Gerichtszeugen nicht nur wenig geeignet, sondern geradezu absolut ungeeignet sein mußten. Oder darf der Richter wirklich seine Ueberzeugung und sein Urteil auf die Aussagen von Personen stützen, welche unfähig sind, Thatsachen und geistige Hallucinationen zu unterscheiden, welche selbst dann nicht die Kraft besitzen, des Spiels ihrer aufgeregten Phantasie und der Eingebungen ihres abergläubischen Vorurteiles Meister zu werden, wo es sich um die wichtigsten vitalen Interessen, um die höchsten Güter handelt, wenn Ehre, Freiheit und Leben auf dem Spiele steht! Kann und darf der Richter wirklich der Wahrnehmungsfähigkeit von Personen in vollem Maße trauen, welche in ihren delirienhaften Angaben hysterischen Frauen gleichen, von denen es bekannt ist, daß sie in ihrem krankhaften Zustande alle möglichen Wahrnehmungen gemacht, alle Mißhandlungen und Angriffe auf ihre Ehre und Schamhaftigkeit erduldet haben wollen? Der moderne Richter, welcher unter der leuchtenden Sonne der Aufklärung herangewachsen ist, welcher den Geist des Zweifels, der Kritik und Prüfung schon mit der Muttermilch eingesogen hat, wird dies nicht thun, er kennt die Unglaubwürdigkeit von Personen, die unter dem moralischen Drucke eines Aberglaubens aussagen, er würdigt den entstellenden und fälschenden Einfluß dieses Momentes, dessen Nichtbeachtung einen großen, sehr großen Prozentsatz jener Verurteilungen erklärt, die im Laufe der hinter uns liegenden Säkula zur Schande der Menschheit ergingen. Eine eigentümliche Erscheinung unserer Tage hat uns diese Reminiscenz nahegelegt und uns veranlaßt, den gründlichen Heppe-Soldan[1]) wieder einmal zur Hand zu nehmen. Es ist dies die Beobachtung, daß in den großen Strafprozessen, welche in den letzten Jahren gegen Personen jüdischen Glaubens unter der Behauptung angestrengt wurden, einen Mord zu religiösen Zwecken, einen rituellen Mord, begangen zu haben, der Aberglaube die Zeugen in sehr erheblicher Weise beeinflußte, wiewohl dank der Bildung und Einsicht des deutschen Richters in Deutschland wenigstens hierdurch kein weiteres Unheil angerichtet wurde. Sowohl in dem Tisza-Eslarer Blutbeschuldigungsprozeß wie während der Untersuchung, die sich an die Ermordung des Knaben Cybulla in Skurcz anlehnte, und durch das Urteil des Danziger Schwurgerichts einstweilen einen Abschluß erhielt, trat dieser Einfluß des abergläubigen Wahnes vom rituellen Mord deutlich hervor. Dank ihm suchte man alle Vorfälle bei der jüdischen Bevölkerung in der kritischen Zeit mit dem vorausgesetzten rituellen Mord in ursachlichen Zusammenhang zu bringen. Wir müssen es uns versagen, unsere Leser des eingehenderen damit bekannt zu machen, mit welcher Intensität in unserer Ostmark, in der Provinz Kants und dem Geburtsorte der reinen Vernunft, in der Gegend, welche einen Waldeck und einen Hoverbeck in die Volksvertretung schickte, der unvernünftige Aberglaube noch herrscht, Thatsachen werden zur Charakterisierung dieser Zustände genügen. Da war in der Mordnacht in dem Hause eines jüdischen Einwohners zu später Stunde ein ungewöhnlicher Lärm gewesen, welcher sich freilich recht einfach dadurch erklärte, daß der Hausknecht betrunken nach Hause kam und durch das Umstoßen von Gerätschaften Lärm verursachte. Der abergläubige Zeuge konnte sich aber den Vorfall nur dadurch erklären, daß er dem Richter sagte, der Lärm könne nur durch das mit der Verstümmelung einer Leiche verbundene geräuschvolle Hantieren entstanden sein. In dem Blutflecken auf einem Frauenkleide sah er ein Indiz für die Hilfeleistung bei der Verstümmelung und die doch so ungezwungene Angabe, derselbe sei durch den Stich mit einer Nadel entstanden, galt ihm als leere Ausflucht, wiewohl der Fleck gerade auf dem Teile des Kleides war, welcher beim Sitzen den Schoß bedeckt. Daß der Aberglaube in den erwartungsvoll gespannten Gesichtszügen der jüdischen Bevölkerung nur Schuldbewußtsein und Furcht vor Entdeckung wahrnahm, bedarf kaum der ausdrücklichen Hervorhebung. Die Gleichheit der Ursache bringt gleiche Wirkungen hervor; ob der Vorfall an der Ostmark des Reichs oder in den Marschen und Pußten spielt, ist gleichgültig, hier wie dort erzwingt er Aussagen, die nicht nur im allgemeinen, sondern auch im Detail, in den kleinen Nüancierungen miteinander übereinstimmen. Jede Aeußerung, jede unwillkürliche Bewegung deutet er in seinem Sinne und bekundet sie in einer Form, für welche das Wort ex ungue leonem nur eine ungenügende Qualifikation enthält. Er macht den Zeugen auch furchtsam; nicht nur einen Mörder, sondern auch einen Hexenmeister sieht der Zeuge in dem Juden, welcher, mit den finsteren Künsten bekannt, Verderben und Vernichtung über die ihm Mißfälligen herbeiführen kann. Dieses Gemisch von abergläubiger Furcht und abergläubigem Wahn bringt eine Fieberhitze, eine Hallucination im wahren Zustande hervor. Wären es lediglich rohe und jeder Bildung bare Personen, welche in dieser Weise durch den Aberglauben beeinflußt werden, so fände man dies immer noch erklärlich. Was soll man aber von einem Arzte, einem Doktor der Medizin und Naturwissenschaft sagen, wenn er sein wissenschaftliches Gutachten durch einen Aberglauben verfälschen läßt, welchen die Wissenschaft längst als böswillige Erfindung oder albernes Ammenmärchen bezeichnet hat. In einem in Galizien spielenden Prozeß, dessen Einzelheiten wenig

---

[1]) Geschichte der Hexenprozesse, bearbeitet von Heppe. Stuttgart 1880.

über den Kreis des Fachpublikums hinaus bekannt geworden sind, ist dies vorgekommen. Ohne auf diesen überaus interessanten und ein ganzes Dutzend Temmescher Kriminalromane aufwiegenden Straffall des näheren eingehen zu können, bemerken wir, daß es sich darum handelte, die Todesursache einer ledigen Frauensperson festzustellen, welche in schrecklich verfaultem und verwestem Zustande aufgefunden wurde; die Leichenöffnung hatte ergeben, daß die Verstorbene den Mutterfreuden entgegensah, und daß die Spuren dieser Hoffnung beseitigt waren. Die Gerichtsärzte gaben das Gutachten ab, daß nur ein Dieb oder ein Jude die Verstorbene, deren gewaltsame Todesart bejaht wurde, ermordet haben könne; ein Dieb, weil in der Gegend der Aberglaube herrsche, daß eine aus dem Körper eines ungeborenen Kindes verfertigte Kerze die Eigenschaft habe, ihren Träger unsichtbar zu machen; ein Jude, weil in den Ritualbüchern dieses Volkes die Vorschrift bestehe, daß auch das ungeborene Kind gleich wie ein geborenes zu bestatten sei und zu diesem Zwecke sogar gewaltsam vom mütterlichen Schoß entfernt werden müsse. Die erstere Alternative sei unwahrscheinlich, darum müsse die zweite als zutreffend angenommen werden und ein Jude, welcher mit der Verstorbenen bekannt gewesen, des Verbrechens verdächtig erscheinen. Dies Gutachten hat es in erster Linie verschuldet, daß drei Menschen 2 1/2 Jahre in Untersuchungshaft saßen, daß sie zweimal zum Tode durch den Strang verurteilt wurden, während nach der Ansicht des Kassationshofs in Wien kaum irgend ein positiver und vom vorurteilsfreien Standpunkte auch haltbarer Beweis für ihre Schuld vorliegt. Auch dies findet in den Hexenprozessen sein Analogon; wenn aber die damaligen Aerzte den unentwickelten Stand ihrer Wissenschaft zur Entschuldigung für den albernen und abergläubigen „Rat kluger Leute", wie man euphemistisch sagte, anführen können, so versagt doch auch jeder Schatten eines Rechtfertigungsgrundes für Männer, die bei dem heutigen Stande der Medizin ein Gutachten erstatten, dessen Schlüsse und Behauptungen vor der Kritik eines hervorragenden Fachmannes wie Spreu vor dem Winde auseinanderfallen und wie Seifenblasen vor dem Hauche zerstieben. Wie schwierig unter solchen Umständen die Aufgabe des Richters ist, die Wahrheit an den Tag zu bringen und das Beiwerk der Phantasie von der Wirklichkeit der Thatsachen zu scheiden, ist auch für den Laien ersichtlich. Es bedarf eines mehr als gewöhnlichen psychologischen Blickes, damit der Richter sich nicht durch die verfälschten Aussagen des Zeugen bei der Bildung seiner Ueberzeugung beeinflussen läßt, es bedarf vor allem absoluter Freiheit vom Vorurteil und Aberglauben, welche die Klarheit seines Blicks nur trüben und die Gefahr eines Justizmordes, sei es im wirklichen, sei es nur im übertragenen Sinne, vermehren und befördern würden. Dem Kenner der Geschichte und namentlich der Kultur- und Religionsgeschichte ist es nicht unbekannt, daß in zahlreichen Fällen fanatischer Aberglaube die Wahrnehmungen der Menschen über die Sitten und Gebräuche einer anderen Religion verfälschte und so zu den nichtswürdigsten Verleumdungen und schrecklichsten Verfolgungen der letzteren Anlaß gab. Sollen wir an die Zeugen erinnern, welche die Christen bei den römischen Provinzialstatthaltern des Genusses von Menschenfleisch, des Menschenmords und schwerer Laster beschuldigten; sollen wir der südfranzösischen Bauern erwähnen, welche von den Hugenotten angaben, daß sie der ärgsten Unsittlichkeit frönten; sollen wir auf die Zeugenaussagen hinweisen, welche unter Ludwig XIV. gegen die Reformierten gemacht wurden, worin man denselben Dinge imputierte, gegen welche der Dienst der sidonischen Aschtera Kinderei gewesen wäre? Oder sollen wir aus der tragischen Geschichte jenes Ritterordens, aus den Akten der Templer, die Zeugenaussagen zusammenstellen, sollen wir die Angaben reproduzieren, welche sowohl über sie als über bedauernswerte Vorläufer der Reformation, die Katharer und Waldenser, in der Form eigener Wahrnehmungen und unter Anrufung Gottes und aller Heiligen gemacht wurden! Die emsige und nüchterne Quellenforschung der modernen Geschichte hat uns belehrt, daß all diese durch zahlreiche, eidliche Zeugenaussagen erhärteten Anklagen und Verleumdungen der Wahrheit absolut entbehrten, die Prüfung des Beweismaterials, wie sie seitens der modernen Historiker, entsprechend dem Worte des größten Historikers aller Zeiten sine ira et studio erfolgte, hat ergeben, daß jene Verleumdungen der Templer und Reformierten nicht minder der soliden Basis entbehrten und lediglich einer vorgefaßten Meinung entsprangen, wie die Beschuldigungen, welche man gegen Hugenotten und Waldenser ausstreute. Die kritische Geschichtschreibung unserer Tage ist sich vollkommen der geringen Glaubwürdigkeit bewußt, welche die, sei es auch optima fide, abgegebenen Aussagen abergläubiger und vorurteilsvoller zeitgenössischer Zeugen besitzen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die öffentliche Meinung etwas von diesem kritischen Geist der modernen Geschichtsforschung und namentlich, wir sagen es mit Stolz, der deutschen in sich aufnähme, um nicht ohne weiteres ein verdammendes Urteil zu fällen, welches, wie in exakter Weise später nachgewiesen wird, jeder Berechtigung und Begründung entbehrt.

Es lag uns fern, in unseren vorstehenden Ausführungen nach irgend welcher Richtung hin Vorwürfe zu schleudern, am allerwenigsten gegen die Personen, welche unter der umnachtenden Fessel des Aberglaubens die Kontrolle über ihre Sinneseindrücke und Sinneswahrnehmungen verlieren. Gleichen sie in dieser Beziehung doch unmündigen Kindern, welche die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Phantasie nicht einzuhalten wissen, von denen das milde Wort geschrieben steht: „Vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun." Es ist freilich ein sehr betrübendes Zeichen für die Langsamkeit, mit welcher die Sonne der Erleuchtung die Eiskruste der Vorurteile und des Aberglaubens zerschmilzt, daß in der Zeit Darwins wir noch mit Faktoren zu rechnen und zu streiten haben, die für das Schicksal eines Galilei und Giordano Bruno, eines Vanini, Servet und der anderen Märtyrer der Wissenschaft, deren Zahl Myriaden ist, in erster Linie bestimmend waren. Wir sehen darin einen Beweis für die Macht des Trägheitsgesetzes im geistigen Leben der Völker. Die Social- und Völker-

psychologie muß mit diesem Faktor rechnen, will sie anders die alleinige Methode wahrhafter Erkenntnis dieser Erscheinungen des Völkerlebens, die exakte, nicht unberücksichtigt und unbeachtet lassen. Von einsichtsvollen Männern hört man sehr häufig bei Besprechung dieses Themas die Aeußerung, daß hier ein Rückfall in die Nacht des Mittelalters sich zeige. Wir sind nicht dieser Ansicht. Nicht ein Rückfall liegt hier vor, sondern wir haben es hier mit einer fortdauernden Herrschaft mittelalterlicher Faktoren zu thun, gegen die der Kampf noch lange währen wird, bis der Wächter von der Zinne der Humanität die beseligende Botschaft verkünden kann, daß der Aberglaube gebrochen, das Vorurteil besiegt ist, daß die Nacht dem Tag, die Finsternis dem Lichte, Ahriman dem Ormuzd, Hela der Berchta Platz gemacht hat, bis er der sehnsuchtsvoll der Befreiung harrenden Menschheit die Heilswahrheit zujauchzt: „Es ist Licht!"

Was die Vorzeit sang.

Von

F. Meister.

Der Tag an und für sich war ein Tag wie alle anderen gewesen, und dennoch weiß ich, daß ich mich gerade dieses Tages noch klar und deutlich erinnern werde, wenn auch der Nebel der Jahre längst grau und undurchdringlich auf der ganzen übrigen Vergangenheit liegen wird. —

Der Sonnenschein flutete heiß herein durch das geöffnete Fenster.

Draußen lag das blendende Licht hell und schimmernd über allem Lande — über der blanken Zinkblechkuppel des nahen Universitätsgebäudes, über der Stadt mit ihren dünnen Rauchsäulen und den spitzen Doppeltürmen der Kirchen, über den graugrünen Aehren der regungslosen Felder, und weiter in der Ferne über den Wiesen und Wäldern, wo der silberne Strom glitzerte und der bläuliche Duft zwischen Himmel und Erde hing.

Die Versuchung war stärker als meine Willenskraft; ich nahm mein Buch unter den Arm, schloß das Zimmer und ging hinaus in die warme, sonnige, unendliche Welt.

Durch die stillen Felder, über die weichen, feuchten, duftenden Wiesen, auf denen alles blühte, was blühen konnte, und wo Millionen schillernder, geflügelter Insekten ihr fröhliches, wirres Wesen trieben, dem kühlen Walde zu.

Das Schattendunkel des Gehölzes war lebendig von dem Gesumm der Käfer und Bienen und von dem vielstimmigen Gezirp und Gepfeife der Vögel. Unter einem alten, rauhborkigen Baume warf ich mich in das Moos. Hoch oben, verborgen von dem dunklen, glänzenden Laube, klopfte laut und schnarrend ein Specht an dem Stamme, und auf dem äußersten Ende eines jungen Zweiges zwitscherte ein Rotkehlchen und schaukelte sich in dem wechselnden Sonnenlicht.

Mit süßen, träumerischen Empfindungen lauschte ich den Tönen des Waldes und des murmelnden Flusses und wurde kaum gewahr, daß ich dabei in das Buch schaute, bis ich zu der Stelle kam:

„Da in der Oekonomie unserer Atmosphäre kein Partikelchen derselben jemals verloren gehen kann, so ist auch kein Ton, kein Schall verloren. Jeder entstandene Laut vibriert in der Luft für alle Zeit, nach feststehenden Gesetzen sich fortpflanzend und abschwächend. Wie Ringwellen in einem Teiche, so verbreitet er sich nach allen Richtungen, wenngleich unser Ohr nicht imstande ist, ihn über ein gewisses Maß hinaus wahrzunehmen. Es ist bekannt, daß einige Leute Töne zu vernehmen imstande sind, die anderen, unter genau denselben Umständen, gänzlich unhörbar bleiben. Es liegt dies mithin nicht an dem Tone, sondern an der größeren oder geringeren Schärfe unseres Gehörorgans. Sobald ein Laut zu existieren angefangen, existiert er auch für alle Zeit."

Das war mir keineswegs neu. Ich hatte dies schon öfter gelesen, ohne sonderlich darüber nachzudenken. Aber während ich jetzt dem Gesange des Rotkehlchens zuhörte, berührte es mich eigentümlich, zu erfahren, daß jeder Klang, jede Melodie, die jemals geboren, noch immer, in diesem Augenblick noch, im Weltall schwebten — Musik, Vogelsang, Menschenstimmen — alles — alles — daß wir Menschen aber nichts mehr davon hören könnten.

Plötzlich schoß ein seltsamer Gedanke durch mein Hirn.

Warum nicht? Wie? Warum können wir nichts mehr davon hören?

Menschenwitz und Menschenhand hatten schon Instrumente geschaffen, die dem Auge Fernen und Gebiete erschlossen, die vorher niemand erträumt — —

Ich blickte den Fluß hinauf und hinab, aber ich sah nichts, weder das Wasser, noch den Himmel, noch das Moos, auf welches meine Hand sich stützte.

Hämmerte der Specht noch immer dort oben gegen

den alten Stamm? Zwitscherte das Rotkehlchen noch immer sein einfaches Liedchen, und summten die Käfer und die Bienen noch wie vorher durch Laub und Halme und Blumen?

Ich erinnere mich dessen nicht mehr, ich erinnere mich nur noch, daß Mutter Flinse, das alte, taubstumme Weib, das immer bei den Studenten herumbettelte, mir auf dem Feldwege begegnete, als ich heimwärts schritt. Ich nickte ihr zu und trat auf ihren langen, dünnen Schatten, der auf dem Wege lag.

Ja, es war ein seltsamer Gedanke, der mir in den Kopf gekommen war, und den ich nun nicht mehr los wurde. Ich vermochte kaum etwas anderes noch zu denken. Wenn es nun möglich wäre? — Und warum sollte es nicht?

In den schlaflosen Stunden der langen Nacht fragte ich mich immer wieder — und ich rief es ganz laut: „Warum nicht?"

Und dann wieder lachte ich über den närrischen Einfall und versuchte mich der Gedanken zu entschlagen und einzuschlafen. —

Aber wenn es dennoch möglich wäre?

Ich konnte den Gedanken nicht mehr abschütteln. Er wühlte sogar während der Vorlesungen in meinem Gehirn und brachte Verwirrung in meinen Vortrag. Man sprach davon, daß der Professor noch so kurz vor den Ferien krank geworden sein müsse; nun, besonders gesund war ich allerdings nicht. Ich hatte keinen Schlaf mehr; ich grübelte und brütete nur über dem einzigen Gedanken — die Menschheit hatte sicherlich schon Größeres geleistet; das Ding war möglich, und vielleicht hatte das Schicksal mich dazu auserlesen, diese große Erfindung zu machen — warum nicht?

Und so beschloß ich, diesen König aller Instrumente zu konstruieren, ein Gerät zu schaffen, welches alle in dem unendlichen Raume vibrierenden Töne auffangen und dem Menschenohr vernehmbar machen sollte. Ja! Und ganz heimlich und im Verborgenen wollte ich daran arbeiten, damit die Welt nichts zu staunen und nichts zu lachen haben sollte.

Die Ferien begannen. Ich konnte mir gar keine gelegenere Zeit zum Anfang meiner großen Arbeit wünschen. Meine erste Aufgabe war ein sorgfältiges Studium der Lehre von der Akustik, und so vergrub ich mich denn zunächst unter den Druckwerken, die ich über die Philosophie der Töne auftreiben konnte.

Sodann kaufte ich ein gewöhnliches, großes Hörrohr. Mein eigenes Ohr war außerordentlich scharf, und jetzt gewahrte ich zu meiner großen Freude, daß ich mit Hilfe dieses Hörrohrs nicht nur Töne aus größerer Entfernung vernehmen konnte, als bisher, sondern daß auch die Laute in meiner Nähe an Stärke erheblich zunahmen. Ich hatte daher dieses Instrument eigentlich nur zu vervollkommnen; sorgfältiges Studium, sorgfältige Arbeit und sorgfältiges Experimentieren mußten mir zu dem gewünschten Erfolge verhelfen. Daran zweifelte ich nicht.

Mit einer Fülle der verschiedensten Werkzeuge schloß ich mich nunmehr in meinem abgelegenen Zimmer ein. Hier saß ich Tage und Wochen, und jeder Tag und jede Woche brachte mir nichts als Enttäuschungen. Mein neues Instrument schien die Töne eher abzuschwächen, als zu verstärken, aber ich arbeitete unverdrossen weiter, fest entschlossen, mich nicht entmutigen zu lassen.

Draußen strich der Wind über die Stoppelfelder. Das Getreide war gelb geworden, gemäht und in die Scheunen gefahren, ohne daß ich etwas davon gemerkt hätte.

Ich saß und starrte zum Fenster hinaus.

Plötzlich sprang ich mit einem Ausruf der Freude vom Tische auf.

Daß mir das auch nicht früher in den Sinn gekommen! Vielleicht war meine Arbeit doch nicht so ganz vergeblich, als ich gemeint. Wie hatte ich wohl daran denken können, das Instrument hier in dem kleinen, engen Zimmer mit dem einzigen schmalen Fenster zu erproben! Nur hoch oben, in der freien Luft, außerhalb des Bereiches des unausgesetzten, mannigfaltigen Getöns, in unmittelbarer Nähe der Erde und der Menschenwohnungen, konnten seine Eigenschaften geprüft werden. Aber welcher Ort eignete sich hierzu und zugleich zur Fortsetzung meiner Arbeiten?

Ich durchstöberte die umliegende Gegend und fand nichts; da fiel mir ein, daß ich vor einiger Zeit gehört, man habe die alte Kirche des nahegelegenen Dörfchens kürzlich ihrer Baufälligkeit und außerordentlichen Feuchtigkeit wegen geschlossen. Ich kannte diese Kirche genau; sie stand ungefähr einen Büchsenschuß entfernt außerhalb des Weichbildes der Stadt, inmitten dunkler, alter Linden, selber ein uralter Bau aus rauhem Gestein, das ungezählte Jahre dunkel gefärbt und mit Moos bedeckt hatten. Ein dichtes Gewebe von Epheu, dessen Ranken armdick waren, überzog den hohen, viereckigen Turm und auch die Schar verwitterter, verstümmelter Grabmonumente, welche das zerklüftete Fundament desselben umstand und umlagerte. Die Gräber des kleinen Kirchhofes waren eingesunken und verjährt, und niemand kümmerte sich mehr um sie.

Wenn ich zu diesem alten Turme Zugang erlangen konnte, dann war mir geholfen.

Die niederen, festen Kirchenthüren waren verschlossen; ich umkreiste das alte Gebäude wieder und wieder, aber ohne irgend ein Schlupfloch zu entdecken. Die hoch angebrachten Fenster konnte ich nicht erreichen, jedoch an dem hinteren Ende der Kirche, unter der Sakristei, befand sich ein altes Grabgewölbe mit einem Ausgang nach dem Kirchhofe. Die kleinen Thürflügel desselben mochten ihre Dienste nicht mehr gethan haben, denn man hatte sie, augenscheinlich schon vor langer Zeit, mit einigen querüber genagelten Brettstücken noch besonders befestigt und geschlossen. Ein Berberitzenbusch überwucherte das Pförtchen fast ganz mit seinem dünnen, langen Gezweig. Ohne große Schwierigkeit ließen sich die Bretter von den rostigen Nägeln reißen; ein Thürflügel sank nach innen zu Boden, und ich hatte meinen Eingang.

In den dunklen Ecken der Gruft gewahrte ich Getrümmer, wohl die Ueberreste alter Särge. Ich schenkte ihnen keine Beachtung. Ich tappte einige Stufen hinauf und kam zu einer Thür, die sich ohne weiteres öffnen ließ und auf einen Gang mündete, der innerhalb des Kirchenschiffes hinter dem Altar herumführte. Der

Turm erhob sich an dem anderen Ende des Gebäudes. Die Wände der Kirche waren mit grünem Schimmel, und an den Stellen, wo das Wasser herabgesickert war, mit schwärzlichem Schlamm überzogen. Die Sonne, die sich schon zum Niedergange bereit machte, erleuchtete die schmalen Bogenfenster der Westseite und legte gelbe Lichtstreifen über die andere Wand, über die bestaubten Bänke, über die niedere Kanzel und über die Stufen des Altars. Aber es war kalt in dem öden Gotteshause, kalt und tot; nicht einmal ein Insekt regte sich in der Luft, wo sie von der Sonne durchleuchtet war. Rechts vom Vestibule führte eine hölzerne Treppe zum Turme empor; sie endete in einem Gemach, dessen Fußboden ungefähr in gleicher Höhe mit dem First des Kirchendaches gelegen war. Vier spitzbogige, scheibenlose Fenster gewährten Ausblicke nach allen vier Himmelsgegenden.

Hier gehörte ich her! Hier, hoch über den Wipfeln der Bäume, in der Bahn der freien Winde, konnte ich ruhig arbeiten, ungehindert von der Menschheit und ihrem Getöse. Der frische Wind, der mein Gesicht fächelte, that mir wohl. Vor einer Stunde noch hatte ich mich bedrückt, erschöpft und krank gefühlt, jetzt aber füllte meinen Körper neue Kraft und meine Seele neues Hoffen — wenn irgendwo das große Werk gelingen konnte und mußte, hier war der Ort!

Die Sonne ging unter. Nicht auf den zerbrochenen Grabsteinen und umgestürzten Urnen dort unten in dem Schatten des Kirchhofes weilte mein Blick; er schweifte weit hinaus zu den purpurgoldenen Wolken am abendlichen Horizont, und dann wieder hoch hinauf in die dunkelblaue Luft, wo ein Flug Tauben seine flatternden Kreise zog und der Sonne letzte Strahlen auf den schimmernden Flügeln fing.

Dann verließ ich den Turm und die Kirche; die Thür des Grabgewölbes stellte ich sorgsam wieder an ihren Ort.

Am nächsten Tage wurden sämtliche Gerätschaften und Bücher, die mir bei der Arbeit nötig waren, in das Thurmzimmer geschafft. So stellte ich mir eine Werkstatt her, in der ich von nun an täglich viele Stunden zubrachte.

Und hier reifte nun Plan auf Plan. Mein ganzes Wesen war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ich eines Tages ganz sicher zum Ziele kommen mußte. Dennoch folgte anfänglich auch hier ein Mißlingen dem anderen, aber unablässig und mit verzweifelter Energie begann ich das Werk immer wieder von neuem.

Ab und zu war ich auch genötigt, eine Reise in die entfernte Hauptstadt zu machen, um daselbst verschiedene Materialien, wie Metalle, edle Holzarten und Elfenbein zu kaufen, deren ich in der kleinen Universitätsstadt nicht habhaft werden konnte. Ich wurde dann wohl aufgefordert, zu meiner Zerstreuung einmal ein Konzert oder eine Oper zu besuchen, aber das waren Ansinnen, denen ich niemals Folge leistete. Denn wartete meiner nicht Musik, wie noch kein sterblich Ohr je vernommen? Würden mir nicht gar bald alle Harmonien, jene ganze unendliche Tonfülle zu Gebote stehen, die seit Jubals Tagen im weiten Aether klingen? O, ich konnte wohl warten; ich wollte geduldig weiter arbeiten und ruhig warten.

In der letzten Zeit hatte ich meiner Arbeit eine ganz neue Theorie zu Grunde gelegt. Es war meine letzte Hoffnung; wenn auch sie mich im Stiche ließ, dann — doch diesmal mußte es gelingen. Auch wußte ich mich so zu beherrschen, daß ich das Instrument nicht eher an mein Ohr brachte, bis es ganz vollendet war. Holz war diesmal gar nicht zur Verwendung gekommen, auch hatte ich nur mit solchen Metallen gearbeitet, die, nach allen Erfahrungen der Wissenschaft, am besten den Schall zu leiten vermögen.

Endlich hielt ich das Instrument fertig in der Hand.

Ich hielt es krampfhaft — ich blickte hinaus nach Osten, und dann nach Westen — ich hatte alle Gewalt über meine Gliedmaßen verloren — ich fühlte mich wie ein steinernes Bild. Aber diese Empfindung ging vorüber.

Jetzt stand ich auf und brachte das elfenbeinerne Endstück des Instrumentes in mein Ohr —

Was?! Nichts?!

Es kam über mich, wie die Schatten einer Ohnmacht; es wirbelte mir im Kopfe und meine Schläfen pochten.

Ich konnte, ich wollte es nicht glauben. Ich wartete, bis die schwere Betäubung aus meinem Hirn gewichen war. Das Instrument zitterte in meiner Hand; das elfenbeinerne Ohrstück fiel herab und rollte über die Dielen; ich folgte ihm mechanisch mit den Augen, als wäre es ein rollendes Steinchen; ich dachte gar nicht daran, es wieder an seinen Ort zu bringen, und ganz maschinenmäßig hob ich das Instrument zum zweitenmal empor.

Ein krachendes, schmetterndes Donnergetöse brach mit einem ungeheuren Schlage über mich herein, und entsetzt zog ich das Rohr zurück.

O, ich Narr! Ich Thor! Daß ich das nicht rechtzeitig erwogen, was kaum dem Verstand eines Kindes hätte entgehen können!

Meine große Erfindung war keinen Pfifferling wert! Wohl hätte ich wissen sollen, daß das Instrument notwendig und naturgemäß zunächst die gegenwärtig in der Luft vibrierenden Töne auffangen und dieselben so übermäßig verstärken mußte, daß durch dieses tosende Donnergeräusch kein anderer Laut erkennbar werden konnte. —

Die Ferien waren zu Ende und ich nahm meine Berufsthätigkeit wieder auf; ich versuchte es wenigstens. Denn meine Vorträge, die Studenten, die ganze Universität, alles war mir widerwärtig geworden. Ich fühlte mich unglücklich, unzufrieden, ich hatte nirgends Ruhe.

Ich konnte meinen Mißerfolg nicht verschmerzen. —

Auf der Kuppel des Universitätsgebäudes, auf allen Dächern und rings auf den Straßen und Feldern lag die weiße Winterdecke. Noch immer grübelte und brütete ich über meine verlorenen Hoffnungen; als aber das Gras neben den Wegen und auf den Wiesen wieder zu sprossen anfing, da war ich gleichgültig geworden. Das war ein ganz anderer Mensch gewesen, der vor kaum Jahresfrist hier aus dem Fenster hinausgeblickt hatte über das junge Getreide in der sonnenhellen, sommerduftigen Landschaft. Eine mürrische Verschlossen-

heit, eine trübe Stumpfheit war über mich gekommen, ich haßte jetzt die Studenten, ich haßte meinen Beruf, ich haßte alle Menschen.

Doch das dauerte nur eine Weile; dann kam mir wieder meine Erfindung in den Sinn. Vielleicht war die Sache doch nicht so mißlungen, wie ich gemeint. Sollte das Instrument nicht in solcher Weise einzurichten sein, daß es, nach dem Belieben des Operierenden, schwache wie starke, nahe wie ferne Tonschwingungen, je für sich getrennt, festhielte und wiedergäbe? Es fiel mir ein, daß ohne das zufällige Abfallen des elfenbeinernen Ohrstückes das Rohr vielleicht gänzlich stumm geblieben wäre. Also von neuem an die Arbeit!

Gern hätte ich mein Amt an der Universität aufgegeben, wenn dies ohne Aufsehen und Verdacht zu erregen möglich gewesen wäre. Ich wußte ja nicht, daß man mir schon längst überall mit fragenden Blicken, mit Kopfschütteln und Achselzucken nachzusehen pflegte. Als wiederum die großen Ferien kamen, suchte man mich von verschiedenen Seiten zu überreden, doch zur Wiederherstellung meiner so wankend gewordenen Gesundheit eine größere Reise nach der Schweiz oder an die See zu unternehmen. Ich würde mich dann im Herbst sicherlich viel wohler fühlen, behaupteten die guten Kollegen.

Im Herbst sollte ich mich wohler fühlen — ja, das hoffte auch ich sehnlichst und inbrünstig — — aber ohne vorher auf Reisen gegangen zu sein.

Und wieder kamen die Mäher, und wieder wurde das goldene Korn in die Scheunen gefahren, und wieder merkte ich nichts davon. Tag für Tag mühte ich mich dort droben in dem alten Kirchturme ab, und in der Nacht besuchten mich tolle, phantastische Träume. So verging mir die Zeit wie im Fieber, und endlich war mein Instrument wieder so weit hergestellt, daß ich zu einem zweiten Versuche damit schreiten konnte. Ich hatte es diesmal so konstruiert, daß ich es nach Belieben adjustieren und jeder Zeitperiode entsprechend stellen konnte, so daß dann die Tonschwingungen aller anderen Zeiten nicht zur Wahrnehmung kamen.

Ich zog das Rohr bis fast zu seiner ganzen Länge aus.

Meine Hand bebte nicht; die Zweifel, die mich bisher wie Gespenster verfolgt hatten, waren verschwunden; mein Puls schlug ruhig und gleichmäßig.

Draußen schwieg jegliches Lüftchen. Kein Blatt flüsterte in der Stille, die atemlos auf meinen Triumph zu warten schien. Goldig und purpurn brannten die Abendwolken am westlichen Himmel, und unten über den moosigen Grabsteinen sammelten sich bereits die grauen, kühlen Schatten der Nacht.

Ich erhob das Rohr mit beiden Händen. —

Horch! — Das tausendfältige Gesumm und Getöse einer gewaltigen Volksmasse! Es wird lauter, dann wieder schwächer und schwächer; jetzt ein Rauschen ungeheurer Wasserfluten — auch das wird schwächer — und nun ein mächtig anschwellendes Triumphgeschrei, ein himmelan brausendes Halleluja von Millionen Lippen! Aus dem verhallenden Echo, aus der hinsterbenden Kadenz erhebt sich eine einzelne Frauenstimme. Rein, klar, voll schwingt sie sich aufwärts, und das Heer steht lautlos. Immer höher, immer süßer quillt der Sang empor in jubelnder Anbetung des Herrn der Heerscharen. — Mein Atem stockte und Schauer durchrieselten mich. War das die Stimme eines der Seraphim, die an des Himmels goldenen Thoren lagern? Und das rauschende Wasser, war es jener Fluß, so klar wie Krystall, der unter den Stufen des großen weißen Thrones hervorquillt? — Doch nein! Horch, das ist die Sprache der Kinder Israels:

„Lasset uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan; Mann und Roß hat er ins Meer gestürzt.“

Und wieder erhebt sich der Tumult des unzählbaren Heeres und tausend helle Zimbeln klingen darein.

Es war Mirjams Lied nach dem Durchzug der Israeliten durch das Rote Meer! — — —

Ich stand wie eine vom Körper befreite Seele. —

Wieder hob ich das Instrument.

Ein sanftes Rauschen, tief und hohl — das Atmen eines schlafenden Waldes. Klagend flötet eine sanfte Weise, lauter, und dennoch ruhiger, als das Wispern der Blätter. Die trauervollen Klänge zittern gleichsam verloren, schüchtern auf den Schwingen des Aethers, wie das leise Weinen einer zum Tode wunden Kreatur. Lauter wird der Sang. Klar, silberhell, schmetternd wirbelt's jetzt in vollem Chor, wie aus hundert Vogelkehlen. Die süße, wehevolle Melodie aber ist erstorben — und nun wird's auch im Walde wieder still; nur die Blätter flüstern noch miteinander in der Nacht.

Wie das Licht eines fernen Sternes erreichte mich dieses Lied einer einsamen Nachtigall, nachdem vor Jahrtausenden schon des Vogels Asche längst im Winde verflogen! —

So war meine Mühe und Arbeit also endlich belohnt worden. Und da jeder Schall in Ringwellen immer weiter und weiter hinaus in das All flutet, so konnte ich auch dieselben Töne in der gleichen Zeit niemals noch einmal vernehmen; sobald sie verklungen waren, traten andere an ihre Stelle.

Die ganze Nacht hindurch stand ich und lauschte. Ich hörte die Hornrufe der alten Germanen in den widerhallenden Eichenwäldern und die Opfergesänge ihrer Priesterinnen vor den Runensteinen. Millionstimmig redete die Vorzeit in Weltenfernen — eine kurze Verschiebung meines Instrumentes, und sie redeten in mein Ohr!

Die Vergangenheit hatte keine Geheimnisse mehr für mich.

Still! Ein leise schluchzendes Weinen. —

„Mutter, lege deine Hand hierher — ich fühle mich so schwach, und mein Kopf ist so wüst und heiß. Wie ist es so finster geworden, Mutter; ist denn die Nacht schon da? Laß mich ein wenig ruhen; mein Buch ist beinahe fertig; nun können wir bald zurückkehren in die liebe, liebe Heimat, wo die Sonne so warm vom Himmel scheint und die Bienen über dem Klee summen. Und dann werden wir auch nicht mehr arm sein, meine gute Mutter. Wohl weiß ich, daß auch du schwach und müde bist, denn deine Wangen sind bleich und deine Hände so abgezehrt; aber du sollst dann keine Nadel mehr anrühren; wir werden beide wieder gesund und froh werden und diese langen, bit-

teren Jahre vergessen. Dann schreibe ich nicht mehr bis in die Nacht hinein, dann sitzen wir wieder, wie früher, im Gärtchen vor der Hausthür und sehen den Mond aufgehen und lauschen dem Abendlied der Vögel und dem schlaftrunkenen Geschwätz der Frösche im nahen Weiher. Den Weiher habe ich in meinem Buche beschrieben, und auch den Waldbach, der jenseits des Hügels ins Thal hinabspringt. — Horch! War es mir doch, als hörte ich ganz deutlich sein Geplätscher! Halte meine Hand ganz fest, Mutter — ich bin sehr müde, aber wir sind ja nun bald zu Hause. Sieh nur, dort schimmert es schon weiß durch die Bäume — das ist unser Häuschen — auch der treue Storch steht wieder in seinem Nest auf dem Schornstein. — — O halte mich fest, Mutter — Mutter.“ —

Dann rang sich der Mutter Weheruf schneidend empor — „O mein Gott! mein Sohn!“ —

Allmächtiger! Nicht nur Musik allein sollte ich vernehmen. Gab es doch Sorge und Leid, Not, Entsetzen und Tod zu allen Zeiten in der Welt, mehr als Freude und Lust!

Und wieder lauschte ich.

Das Meer geht hohl, die Wogen stürzen brausend, und der Sturmwind heult über der Tiefe. „Ho! Dioho! Holioho!“ rufen die Seefahrer unverdrossen — die Blöcke kreischen, die Segel bersten krachend, das Tauwerk klappert gegen die Stengen — „Ho! Dioho! Holioho!“ — Vorbei! —

Spielende Kinder lachen und jubeln; sie singen ein einförmig Liedchen und stampfen im Tanz mit den Füßen; ihre Sprache aber verstehe ich nicht, sie gehören einer fernen Nation an. —

Was ist das aber? Glockengetön durchzittert vielstimmig, harmonisch, feierlich die Luft. — Wundervoll! Aber auch in diese herrlichen Accorde fährt der Sturm der Leidenschaft, der ewig rastlos hin und her über die Erde fegt; die Harmonie löst sich auf in ein wildes, zorniges Getöse, in schrille, kreischende Dissonanzen. Nur mit Mühe scheint des Meisters Hand die rebellischen Dämonen bändigen zu können, die in den ehernen Schlünden der Glocken wohnen — jetzt aber zwingt er sie, und die Töne verhallen, melodisch ausklingend in der hohen, stillen Luft. Das war das Glockenspiel des Carillonneurs Matthias van der Gheyn auf dem Turm der alten Kathedrale zu Louvain, am 1. Juli 1745.

Ja, meine Erfindung hatte sich glänzend, großartig bewährt. Mit eisernem, aufreibendem Fleiß hatte ich gearbeitet, um der Welt mit diesem Instrument ein Geschenk zu machen; jetzt war es vollendet — aber seltsam! mein Ehrgeiz, mein Verlangen nach Ruhm und Anerkennung hatten mich verlassen, statt deren war es fast wie Furcht vor Entdeckung über mich gekommen, und ängstlich und eifersüchtig, wie ein Geizhals seinen Schatz hütet, suchte ich mein kostbares Instrument vor allen menschlichen Blicken zu verbergen. Ich empfand eine unbeschreibliche, tiefinnerliche Freude darüber, daß außer mir niemand auf der ganzen Welt teilhatte an meinem köstlichen Gute, für welches sicherlich Könige gern ihre Kronen geboten hätten. Denn wer konnte sich selbst in seinen kühnsten Träumen zu den Wundern versteigen, die mir in jedem Moment zu Gebote standen? Mit höhnischer Lust betrachtete ich jetzt die Menschheit, in deren Dienst ich mich mühen mußte, wenn ich ein Stück Brot auf dem Tische haben wollte — wie wühlte sie taub im Staube! Ich aber, der zerquälte, der dienstbare Bücherwurm, schwelgte mit geöffneten Sinnen in den Sphärenklängen des Weltalls, in den Harmonieen der vergangenen Jahrtausende! Nein, für mich ganz allein nur sollte das wundervolle Instrument existieren, nicht um Königreiche wollte ich es hingeben, nicht um den Preis des Lebens selber.

Aber eine quälende Angst bemächtigte sich meiner Seele, eine Angst, daß man meinem Thun und Treiben in dem alten Turme nachspüren und alles entdecken könnte. Glaubte ich doch schon häufig bemerkt zu haben, daß die Leute mir mit eigentümlichen Blicken nachschauten, wenn ich vorüberging. Deshalb schlug ich nun nicht mehr den gewöhnlichen Fahrweg ein, der an dem Kirchhofe vorüberführte, sondern ich ging einen ganz entgegengesetzten Weg, bis ich außer Sicht war, und lief dann in Umwegen über die Felder, um zu meinem Turme zu gelangen.

Die Ausübung meiner Berufspflichten war mir inzwischen so zuwider geworden, daß ich mir einen langen Urlaub geben ließ und auch ernstlich daran dachte, gänzlich von meinem Posten zurückzutreten.

Ich bezog außerhalb der Stadt eine kleine Wohnung ganz in der Nähe des Kirchhofes, und dennoch konnte ich jene Furcht vor der Neugier der Leute nicht loswerden. Täglich schlich ich mich auf einem anderen Wege in die Kirche, aber täglich schienen mich auch die wenigen mir begegnenden Leute mit immer mißtrauischeren Blicken zu betrachten. Gelegentlich besuchte mich auch einer oder der andere meiner Studenten; die jungen Leute aber fühlten sich in meiner Gegenwart verlegen und gedrückt und hielten sich niemals lange auf.

Ich nahm kaum noch Nahrung zu mir, und mein Bett suchte ich fast gar nicht mehr auf.

Mein Leben, Fühlen und Denken war in der entlegenen Vergangenheit. Nach einem Chaos unverständlicher, wilder Gesänge, die vielleicht ihren Ursprung in den weiten Steppen Mittelasiens hatten, vernahm ich mit zitternder Freude die milden Reden des großen Sokrates und die verständigen Antworten seiner Schüler. Dann klang das Lied eines einsamen Alpenhirten in mein Ohr, gefolgt von dem vielfachen Echo aus den zerklüfteten Bergen. Dann Schlachtendonner und Todesgeschrei — nun wieder majestätisch daherbrausende Orgelklänge, die über den Köpfen einer lautlos knieenden Menge dahinwogten, und gleich darauf ein Chor von Stimmen, die ein jubelndes Te Deum gegen die Wölbungen des mächtigen Domes sangen. — —

Eines Tages traten zwei von meinen alten Kollegen in mein niederes Zimmer. Sie waren zufällig des Weges gekommen und mochten nun nicht vorübergehen, ohne sich nach meinem Befinden erkundigt zu haben, wie sie sagten. Ich empfand keine sonderliche Freude über ihr Erscheinen, und ich geriet thatsächlich in eine große Verlegenheit, als sie sich erboten, alles für mich zu thun, was in ihrer Macht stünde, denn ich hatte eine solche Liebenswürdigkeit nicht vorausgesehen und sicherlich auch gar nicht verdient.

Als ich mich einige Tage später einmal wieder in den Straßen der Stadt sehen ließ, blieben alle Bekannten stehen, um mir die Hand zu drücken und sich dabei eifrig nach dem Stande meiner Gesundheit zu erkundigen. Wenngleich mich dies in Erstaunen setzte, so nahm ich es anfänglich doch nur als eine gewöhnliche Höflichkeitsformel auf; dieselben Fragen wurden aber so gleichmäßig von allen wiederholt, mit denen ich in Berührung kam, daß ich endlich aufmerksam ward und nun meinerseits fragte, ob man denn der Meinung sei, daß ich erkrankt gewesen. Dies wollte allerdings niemand eingestehen, und dennoch mußte ich nach wie vor dieselbe Frage hören.

Zu Hause angekommen, suchte ich direkt aus einer Ecke meinen kleinen Spiegel hervor. Ich hatte seit vielen Wochen nicht hineingeschaut.

Gütiger Himmel! Jetzt konnte ich das Betragen der Leute wohl verstehen. Vermochte ich selber mich doch gar nicht wieder zu erkennen!

Ich stand vor Schreck erstarrt, wie versteinert. Wenn mich der heftigste Typhus wochenlang in seinen mörderischen Krallen gehabt, er hätte keine fürchterlichere Veränderung in meinem Gesichte hinterlassen können.

Das Haar hing mir in langen, wirren Strähnen um den Hals; meine Gesichtsknochen waren nur von welker Haut bedeckt; die Augen lagen in dunklen Höhlen tief im Kopfe, und die dichten, schwarzen Augenbrauen waren durch die Runzeln der Stirne ganz eng aneinander gezogen; die Wangenhaut lag fest an den Zähnen und war zum Teil von einem wild wuchernden, dichten Barte bedeckt.

Ich blickte mein Spiegelbild lange an, und endlich nicht ohne ein Lächeln.

Das also war die Wirkung meiner angestrengten Studien und Arbeiten, meiner schlaflosen Nächte und der Aufregung, die mich nun schon über ein Jahr lang noch keine Minute hatte zur Ruhe kommen lassen! Und dennoch war ich mir einer körperlichen Abspannung kaum bewußt geworden; doch immerhin, meine Arbeit war jetzt gethan, und nun mußte ja auch mein Körper seine frühere Verfassung wieder erlangen. Ich überlieferte mich den Händen eines nahe wohnenden Barbiers, kleidete mich mit außergewöhnlicher Sorgfalt um und stellte mich dann wieder vor den Spiegel. Jetzt sah ich fast noch jammervoller aus, als vorher. Mit einem unangenehmen, unbehaglichen Gefühl wendete ich mich ab und suchte auf einem neuen Umwege die verlassene Kirche wieder auf, da ich bisher noch nicht gewagt hatte, mein Instrument anderwärts unterzubringen.

Es war ein stiller, grauer Herbsttag: Die Welt lag recht öde und traurig unter dem kalten, einfarbigen, sonnenlosen Himmel. Die bereits halb entlaubten Bäume standen fröstelnd in ihrem arg zerzausten Blättergewand. Eine Katze ging oben auf dem Zaune entlang und blickte mich, auf drei Beinen stehend, mißtrauisch von der Seite an, als ich vorüberschritt. Gelegentlich versuchte ein mit gesträubten Federn kleinmütig im Gebüsch sitzender Vogel sich gewaltsam in eine bessere Stimmung hineinzuzirpen, brachte dann aber kaum etwas anderes, als ein scharfes, unzufriedenes Gepiepe hervor.

Auf der Seite des Weges vergnügten sich zwei Knaben mit Ballschlagen. Sie bemerkten mich, und ich hörte die unterdrückten Worte:

„Du, weißt du schon, bei dem Professor ist's hier oben nicht richtig."

Ich blieb stehen wie vom Donner gerührt. Dann drehte ich mich herum und rief wild und wütend:

„Wer hat sich unterstanden, das zu sagen!"

„Was denn, Herr Professor?"

„Was hast du hier soeben gesagt?" knirschte ich.

Die Jungen starrten mich noch einige Augenblicke ganz erschreckt an, dann aber ließen sie Ball und Ballholz im Stich und rannten querfeldein davon, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten.

Das also war das Geheimnis.

Nicht für krank hielten mich die Leute, sondern für verrückt!

Ich ging weiter, aber es wurde mir ganz eigentümlich ums Herz. Die Rede der Knaben hatte mich tief erschüttert; jedoch was focht es mich an, wenn mich die Welt für verrückt hielt?

Da aber schoß mir ein entsetzlicher Gedanke durch den Kopf. —

Woher wußte ich denn aber, daß ich nicht verrückt war?

Woher wußte ich denn, daß meine große Erfindung nicht nur eine Hallucination meines eigenen Gehirns war?

Arbeit, Grübeleien und Nachtwachen hatten meinen Körper bis zu dem Schatten seines früheren Selbst heruntergebracht; das in meinen Adern wühlende Fieber sagte mir, daß ich mich fortwährend in einer unnatürlichen Aufregung befände; seit Wochen hatte ich mich keines zusammenhängenden, traumlosen Schlafes mehr erfreut. Konnte da in den langen, langen Tagen und Nächten mein Geist nicht auch über sein Vermögen angestrengt worden sein? Konnte mein eiserner Wille, in seinem Verlangen nach endlichem Erfolge, das Gleichgewicht meiner Hirnkräfte nicht schließlich doch zerstört und über den Haufen geworfen haben? Und war dann nicht vielleicht alles doch nur Täuschung? Täuschung die Musik, die mich so hoch entzückt, Täuschung die Stimmen der vergangenen Jahrtausende, denen ich mit solcher Begeisterung gelauscht? — Und mein schönes Instrument totes, nutzloses Metall? — Fürchterlich!

Doch halt! Der Wert meiner Erfindung konnte ja mit Leichtigkeit durch eine zweite Person festgestellt werden. Aber dann würde ich auch mein Geheimnis preisgeben müssen. Unmöglich! Eher zerstörte ich das kostbare Instrument mit meinen eigenen Händen!

Aber die quälenden Zweifel an der Zuverlässigkeit meiner persönlichen Wahrnehmungen ließen mir keine Ruhe mehr, und immer wieder wendeten sich meine Gedanken dem einzigen Mittel zu, durch welches allein sie endgültig gehoben und zerstreut werden konnten.

In jener ersten Erschütterung, als die unseligen Worte der Knaben in mein Ohr gedrungen, hatte ich mich umgewendet und war denselben einige Schritte nachgeeilt. Dann hatte ich mechanisch diese Richtung

beibehalten und war wieder auf die Stadt zugegangen. Und so kam es, daß ich mich jetzt, plötzlich aufblickend, nicht ohne einiges Erstaunen dicht vor der Pforte des Universitätsgitters sah. Der weite Hof war ganz einsam, dicht innerhalb der Pforte aber stand die alte Mutter Flinse mit ihrem großen Korbe auf dem Rücken; sie legte gerade ihre Hand auf die Klinke, um herauszukommen. Schnell bog ich zur Seite ab und eilte meiner Wohnung zu, immer noch von jenem einzigen Gedanken erfüllt.

Da fiel mir ein, daß die Alte, die ich soeben gesehen, stumm sei. An ihr konnte ich meine Erfindung prüfen, ohne fürchten zu müssen, verraten zu werden, denn sie konnte weder sprechen noch schreiben, und ihre Zeichensprache würde nimmermehr einen solchen Gegenstand einem dritten deutlich machen können. Eine wilde Freude durchzuckte mich — dann aber lachte ich laut und bitter, denn Mutter Flinse war ja nicht allein stumm, sie war ja auch taub!

Ich blieb stehen und starrte auf einen Fleck nieder, ohne etwas zu sehen. Dann kam mir ein neuer Gedanke. — Sollte mein Instrument nicht vielleicht imstande sein, die Taubheit des alten Weibes zu überwinden? War doch auch ich selber vorher taub gewesen für alle die Töne im Aether, die mir erst durch seine Hilfe erschlossen worden. Wenn ich nun das Instrument auf die gegenwärtige Zeit und auf seine volle Kraft stellte? Ein Unglück konnte ich ja dadurch nicht anrichten, und wenn der Versuch mißglückte, dann war damit noch nichts zu Ungunsten meiner Erfindung bewiesen, während aber, wenn er glückte, mein Triumph unbestreitbar sein würde.

Kurz entschlossen kehrte ich um. Wenn ich die Alte nicht mehr einholen konnte, dann wollte ich sie in ihrer Hütte aufsuchen, an der ich einmal vor Jahren, auf einem meiner einsamen Spaziergänge, vorübergekommen war. Ich erinnerte mich jetzt plötzlich wieder ganz deutlich, wie die elende kleine Behausung und das dazu gehörige verwahrloste Anwesen damals meinen Blicken erschienen waren, wie einige zerlumpte Kleidungsstücke, darunter ein brennend roter Unterrock, im Winde an einer Leine geflattert, die zwischen dem zerbrochenen Knüppelzaun und einem abgestorbenen Baume ausgespannt gewesen. Dorthin lenkte ich jetzt meine Schritte, da die Alte auf dem ganzen Wege nicht mehr zu entdecken war.

Das schwarze Geäst des toten Baumes zeichnete sich scharf an dem düstergrauen Himmel ab. Innerhalb der zerfallenen Umzäunung gewahrte ich kein lebendes Wesen, nur eine magere, struppige Ratte schlüpfte bei meinem Nahen unter die morsche Thürschwelle Ich pochte kräftig gegen die niedere, schmutzige Thür, dann aber lächelte ich über dieses nutzlose Beginnen und trat ohne weiteres ein. In dem halbdunklen, elenden Raume stand Mutter Flinse, angethan mit dem zerrissenen roten Unterrock und einem alten kattunenen Mantel, wie ihn die Kinderwärterinnen jener Gegend tragen, vor einem Tische, auf dem sie in einem Haufen von Lumpen wühlte. Sie hatte der Thür den Rücken zugekehrt und gewahrte nichts von meinem Eintritt. Kaum aber setzte ich meinen Fuß von der Schwelle auf die schadhaften Dielen, da fuhr sie wie eine wilde Katze herum und starrte mich erschrocken mit ihren kleinen grauen Augen an. Wahrscheinlich aber erkannte sie mich sogleich, denn sie begann eifrig zu gestikulieren, indem sie mir vergnüglich grinsend zunickte. Die Alte war entsetzlich häßlich; wirres graues Haar hing unter dem schmutzigen Kopftuch hervor über ihr lederfarbenes Gesicht, dessen unzählige Runzeln alle in der Gegend des zahnlosen Mundes zusammenzulaufen schienen, und ihre dürren Hände waren so hart und trocken wie Geierklauen.

Ich machte die Gebärde des Ausfegens und deutete dann zur Thür hinaus, um ihr verständlich zu machen, daß sie eine derartige Arbeit für mich verrichten sollte. Sie begriff meinen Wunsch sogleich, nahm einen alten Reisigbesen aus der Ecke und lief mir eilfertig voran und aus der Hütte, um ohne Aufenthalt den Weg nach dem Universitätsgebäude einzuschlagen. Als ich sie jetzt aber bei der Schulter ergriff und ihr bedeutete, daß ich nicht dort, sondern an einem anderen Orte für sie zu thun hätte und daß sie mir zunächst nur folgen sollte, da drückte sie ihr Erstaunen wieder durch eine Reihe wilder, unheimlicher Grimassen aus. Die Alte war keineswegs stumpfsinnig, ihre kleinen Augen funkelten wie die einer Ratte und zeigten jene scharf beobachtende, blitzschnelle Beweglichkeit, die einzig und allein den Blicken taubstummer Personen eigen ist, deren Sehorgane ja zugleich die Funktionen der Zunge und der Ohren nach Möglichkeit ersetzen müssen.

Nach kurzem Gange konnte ich ihr die alte Kirche zeigen, die finster zwischen den Bäumen lag. Sie nickte befriedigt und beschleunigte ihren Schritt. Ich ging geradeswegs auf die Kirchenpforte zu, legte die Hand auf die rostige Klinke und drückte und schüttelte; dann fuhr ich schnell in meine Taschen, that, als ob ich vergebens den Schlüssel darin suche, und blickte dann die Alte ratlos und achselzuckend an. Mutter Flinse schlug ihre knöchernen Hände ineinander, bohrte scherzhaft und kichernd mit dem dürren Zeigefinger am Schlüsselloch herum und schien sich über unser Mißgeschick höchlichst zu amüsieren. Dann aber machte sie sich auf und lief um die Kirche herum, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein anderer Zugang offen wäre. Ich folgte ihr, und als wir zu der kleinen Thür des Grabgewölbes kamen, zeigte ich ihr dieselbe und begann dann, anscheinend mit großer Kraftanstrengung, daran zu rütteln. Sie gab nach, ich kroch hindurch, und Mutter Flinse folgte mir bereitwilligst. Die Sache machte ihr ohne Zweifel großen Spaß. In der Kirche angelangt, hieß ich sie den Mittelgang und den Platz um den Altar fegen, ich selber aber ging in das Turmzimmer hinauf, verbarg meine Werkzeuge und alle übrigen Zeichen meiner Arbeit in einer Wandnische und lehnte einige alte Bretter und Fensterflügel davor. Dann nahm ich das Instrument zur Hand, reinigte und adjustierte es sorgfältig und stellte es auf seine höchste Leistungsfähigkeit.

Nach einer halben Stunde ging ich hinunter und bedeutete Mutter Flinse, daß ich ihrer Dienste nunmehr oben im Turme bedürfe. Sie nahm ihren Besen und folgte mir ohne Zögern. In dem Turmzimmer angekommen, blickte sie sogleich zum Fenster hinaus, dann

nickte sie mir zu, wies in die Tiefe und dann nach oben, wahrscheinlich um mir mitzuteilen, daß sie sich hier in einer Höhe befände, die ihr ungewohnt sei. Ich machte eine zustimmende Gebärde, nahm dann mein Instrument zur Hand und führte es an mein Ohr. Ein schmetterndes, krachendes, ungeheures Musikgetön betäubte mich.

Die Alte beobachtete mich mit gespannter Aufmerksamkeit, als ich ihr aber winkte, näher zu kommen, da wich sie schnell zurück. Ich hielt ihr das Instrument entgegen und gab mir alle erdenkliche Mühe, ihr klar zu machen, daß dasselbe ihr nichts zuleide thun könnte, sie aber schüttelte hartnäckig abwehrend den Kopf. Endlich gelang es mir, sie zu bewegen, das schimmernde Metall wenigstens mit den Fingern zu berühren; sie sah mir zweifelnd in die Augen und dann streckte sie die Hände nach dem Instrument aus. Ich gab acht, daß sie dasselbe sicher faßte, und jetzt forderte ich sie pantomimisch auf, ihr Ohr an das dünne Ende des Tubus zu legen. Sie grinste und nickte.

Atemlos und mit hochklopfendem Herzen heftete ich meine Blicke auf ihr mumienhaftes Gesicht. —

Plötzlich zuckte dasselbe konvulsivisch, wie unter dem Einflusse eines starken galvanischen Stromes; die verschrumpften Züge schienen sich zu verjüngen, es war, als gösse sich ein mildes, schönes Licht über dieselben aus — die Augen blickten groß, leuchtend, selig — der Genius der Töne hatte mit rauschenden, klingenden Silberschwingen eine siebenzigjährige Taubheit gebrochen!

Da fiel es wie eine schwere Last von meiner Brust; meine Erfindung hatte die Probe bestanden. Nicht länger brauchte ich zu zweifeln an der Zuverlässigkeit meiner eigenen Wahrnehmungen, ein großer Friede zog in meine Seele ein, und es war mir, als sei ich aus einem bösen Traume erwacht.

Inzwischen verflogen die Stunden. Schon sammelten sich die Schatten unten über den feuchten Grabsteinen. Der graue Himmel hatte sein undurchdringliches Aussehen verloren, und hier und da glühten die Strahlen der Abendsonne rötlich durch die Risse im Wolkenschleier.

Die Alte hatte während der ganzen Zeit unbeweglich und wie unter dem Banne eines Zaubers gestanden. Vergebens bemühte ich mich jetzt, ihre Aufmerksamkeit zu erregen; sie schien meine Anwesenheit gänzlich vergessen zu haben. Ich trat dicht an sie heran, rüttelte sie an der Schulter, wies auf das Abenddunkel draußen und hielt meine Hand zur Rücknahme des Instrumentes hin. Sie sah mich einen Augenblick träumerisch und ungewiß an, noch immer fast überirdisch verklärt von ihren neuen, wundervollen Empfindungen; dann aber schnellten ihre Züge in die alte Häßlichkeit zurück, sie krallte ihre knöchernen Finger fest um das Instrument, und stieß ein Geschrei aus, das weder mit den Lauten der menschlichen Stimme, noch mit denen irgend einer tierischen Kehle Aehnlichkeit hatte, das mir das Blut erstarren machte und die Haare zu Berge trieb. Mit einem Schlage war in dem alten Weibe die wutschnaubende Bestie zum Vorschein gekommen; vornüber gebeugt, mit grünlich funkelnden Blicken und gefletschten Zahnstumpfen verteidigte sie ihre fest an sich gedrückte Beute, und dabei suchte sie, Schritt um Schritt rückwärts weichend, den Ausgang zu gewinnen.

Aber auch meiner bemächtigte sich ein wütiger Zorn, als ich erkannte, daß die Megäre mein kostbares Instrument nicht wieder herausgeben wollte, und ich stürzte auf sie zu, um ihr den Schatz mit Gewalt zu entreißen, den ich höher hielt als mein Leben, ja, und auch höher als das ihre; aber schnell wie eine gehetzte Katze floh sie die Treppe hinunter, und das Schiff der alten Kirche hallte wider von ihrem entsetzlichen unartikulierten Gekreisch. Angst und Wut verliehen mir Flügel; schon hatte die Alte den Eingang der Gruft erreicht, da erwischte ich ihren zerlumpten, flatternden Mantel, und am Ausgang des Gewölbes, unter dem Berberitzenbusch, stürzten wir ringend zur Erde. Sie hielt den Tubus wie mit eisernen Klammern, und ihr schreckliches, krächzendes Geschrei schallte weit hinaus in den stillen Abend; aber nicht lange; bald war es nur noch ein heiseres, gurgelndes Pfeifen und dann verstummte es gänzlich. Jetzt lösten sich auch ihre Finger und gaben mein Instrument wieder frei. Viel Anstrengung hatte es mich nicht gekostet — ihr Hals war nur dünn und mager, und meine Hände umspannten ihn wie ein stählerner Reif.

Der Körper der Alten streckte sich krampfig bebend aus und lag dann ganz still. Ringsum herrschte Schweigen in dem kalten Schatten des nächtlichen Kirchhofes; in dem nahen Nesselgestrüpp zischte eine ringelnde Schlange, und eine vorüberhuschende Fledermaus streifte mit ihrer feuchten Schwinge mein Gesicht. Die bleichen Monumente standen wie Gespenster, die den Gräbern entstiegen waren. Aber nicht alle Toten auf diesem Kirchhofe befanden sich unter dem grünen Boden; lag es doch hier zu meinen Füßen, in dem hohen, nassen Unkraut, starr, steif und kalt — etwas', dem auch das hellste Sonnenlicht nichts von seinem Grauen, von seiner Entsetzlichkeit nehmen konnte. Es mußte beiseite geschafft werden, damit meine Erfindung nicht verraten würde. Die Alte konnte vermißt werden, und wenn man sie dann hier fand, dann konnte nichts mein Geheimnis vor Entdeckung und mich selber vor dem Verderben schützen. Ich verbarg das Instrument in dem Gewölbe, nahm darauf den toten Körper in meine Arme und drang mit dieser grauenvollen Bürde in das Dickicht.

In einem entlegenen Winkel des Kirchhofes, dicht umwuchert von dornigem Gebüsch und giftigem Unkraut, lag ein altes, längst vergessenes Grab, eine jener gemauerten Grüfte, die mit einer Steinplatte verschlossen werden. Hierher schleppte ich den Leichnam. Der Grabstein war früher einmal geborsten, die schwarze Linie eines Risses zog sich quer über seine Oberfläche. Mit Riesenkraft hob und schob ich die eine Hälfte zur Seite; Eidechsen raschelten aus ihren Schlupfwinkeln und große Spinnen krochen über meine Hände. Und als der Stein endlich wieder an seinem Orte lag, da deckte er mehr als das Häuflein morscher Gebeine des alten Grabbewohners, und auch mehr noch als die Eidechsen und Spinnen in ihren finsteren Schlupfwinkeln. —

Der Tubus, das Kind meines fruchtbaren Geistes

und das Werk meiner Hände, übte eine unwiderstehliche, eine zauberhafte Gewalt über mich aus. Ich liebte ihn zärtlich, wie ein lebendes Wesen, und jetzt trug ich ihn in das Turmzimmer zurück wie einen Freund, den ich soeben mit Aufbietung aller Kräfte dem Tode entrissen. Mit vorempfundenem Entzücken legte ich mein Ohr an seinen Mund — Entsetzen! Nichts hörte ich, als das krächzende Gekreisch, welches das Echo des öden Kirchenraumes erweckt hatte und welches unten in dem langen, feuchten Kirchhofsgrase röchelnd erstorben war — jene Stimme, die doch keine Stimme war!

Frostgeschüttelt und bebend veränderte ich den Mechanismus des Instrumentes; vergebens, das krächzende Gekreisch ertönte lauter als zuvor. Es ließ sich nicht beseitigen.

Ich beherrschte mich; ich war nicht abergläubisch. Ich versuchte es immer von neuem, und immer von neuem hörte ich die entsetzlichen Töne, zuweilen laut und betäubend, zuweilen nur ganz schwach. War es die Seele der Taubstummen, die mich zu verfolgen gekommen war und jetzt für alle Zeit in dem Tubus kreischen würde?

Auch am nächsten Morgen hörte ich dasselbe Gekreisch. Von der alten Hexe, die mir meinen Schatz entreißen wollte, hatte ich mich allerdings befreit, ihres unsichtbaren Geistes aber konnte ich mich nicht entledigen. So trug sie, wenngleich tot und im Grabe, dennoch den Sieg davon; aus dem Jenseits war ihr Geist gekommen, um sich des Preises zu bemächtigen, um den sie ihr Leben gelassen.

Denn das Instrument war jetzt für mich wertlos geworden; ab und zu noch wagte ich es, mit klappernden Zähnen einen neuen, hoffnungslosen Versuch zu machen, aber ich vernahm nie etwas anderes, als dieses heisere, gespenstige Geschrei der taubstummen Seele — jener Seele, die ich aus ihrem Körper gewürgt, und die selber ich jetzt gern erdrosselt hätte, wenn solches in meiner Macht gelegen.

Endlich beschloß ich in düsterem, verzweiflungsvollem Groll, den Tubus zu vernichten. Ich nahm ihn in die Hand und wendete ihn zögernd hin und her; dann erhob ich ihn, um ihn zu Boden zu schmettern — da rollte ein kleiner, grüngoldener Käfer aus dem metallenen Rohr und fiel auf die Dielen.

Der Anblick des Insektes traf mich wie ein elektrischer Schlag. Es wurde plötzlich wieder Licht in meiner Seele. Der Käfer mochte in das Instrument geraten sein, als dasselbe auf dem Kirchhofe oder in dem Grabgewölbe gelegen, und das Geräusch, welches seine Flügel und seine rastlosen Füßchen verursachten, war mir, durch die Schallkraft des Instrumentes verstärkt, wie das seltsame, krächzende Schreien erschienen, welches die Taubstumme ausgestoßen hatte.

Eifrig und glückselig brachte ich den Tubus an mein Ohr. Ah! Da war sie wieder, die wunderbare Sprache der vergangenen Zeiten! Musik, Stimmengewirr, Blätterrauschen, Wassergebraus, alles redete zu mir in den wechselvollsten Tönen; jeder vorüberwehende Zephyrhauch war voll von melodischem Geflüster.

Und frei von allen Zweifeln, frei von Unruhe und Furcht suchte ich endlich mein Lager auf und schlief friedvoll und traumlos, wie ein Kind. Am nächsten Morgen erhob ich mich mit einem lange nicht gekannten Gefühl der Kräftigung und Frische. Die ganze Natur schien ein neues, schöneres Gewand angelegt zu haben; der Himmel war blau, Silberwölkchen segelten am Firmamente hin, und wenn auch die Blätter schon ein herbstliches Braun zeigten, so schimmerten dafür viele von ihnen in prächtigen roten und gelben Farben, und in dem raschelnden Laube auf dem Erdboden spielten muntere Eichhörnchen.

Plötzlich aber sah ich weder mehr den Himmel, noch das herbstliche Laub, noch die Eichhörnchen, dagegen sah ich — Mutter Flinse aus der Pforte des Universitätsgitters treten und langsam den Fahrweg hinuntergehen!

Der faltige, zerlumpte Kattunmantel hing ihr schief von den Schultern auf den roten Unterrock herab, und unter dem schmutzigen wollenen Kopftuch wehten die grauen Haarsträhnen hervor. Ich stand atemlos, wie angewurzelt, und beobachtete die Gestalt des alten Weibes, bis dasselbe um die Ecke eines entfernten Zaunes bog. War das ein Geist gewesen? Hatten die Gräber ihre Toten wiedergegeben? Ich mußte Gewißheit haben.

Die Dornengebüsche des Kirchhofes zerrissen mir Gesicht und Hände und Kleider, aber ich drang durch bis zu dem alten, vergessenen Grabe in dem entlegenen Winkel. Ich packte den flachen Grabstein, um ihn emporzuheben, aber ich vermochte ihn trotz aller Anstrengung nicht um einen halben Zoll zu bewegen. Mein Auge fiel auf den Riß im Stein; derselbe war mit grünem Moose ausgefüllt. Ich rannte zur Kirche, zu der kleinen Pforte des Grabgewölbes — dieselbe war unversehrt, fest vernagelt und mit alten, schweren Spinngeweben behangen.

Und mein Instrument? — —

Plötzlich hatte ich die Empfindung, als ob sich etwas in meinem Gehirn löse, als ob etwas darin aufbräche — das waren die Fesseln der Monomanie, in denen mein Geist befangen gewesen, seit jenem Abend, an welchem ich in dem Gehölze am Flusse gelegen und dem Liede des Rotkehlchens gelauscht hatte!

Es lastete kein Mord auf meiner Seele. Hinter mir aber lagen die schwarzen, unheimlichen Fluten des Wahnsinns; ich hatte dieselben passiert und stand nun unverletzt wieder auf dem sicheren Strande. Hochauf schwang sich mein Dankgebet zu dem allmächtigen Erhalter — schweigend, aber voll innigen Jubels, wie einst Mirjams Lobgesang am Strande des Roten Meeres.

Der Sammler

Zur Behandlung der Fettleibigkeit.

Von Dr. Otto.

Der Gegenstand dieser Abhandlung ist für den Leser nichts Neues, denn es ist in den letzten Jahren, angeregt durch die erfolgreiche Kur des deutschen Reichskanzlers, fast zu viel über alte und neue Methoden der Entfettung in volkstümlichen Schriften veröffentlicht worden. Der Fehler dabei lag darin, daß die meisten Leser nach der Haltung der Artikel den Eindruck bekommen mußten, als handle es sich um einen Wettkampf mehrerer Lehren, wobei schließlich eine den Sieg erringen und die Alleinherrschaft einnehmen werde. Diesen Irrtum zu benehmen ist der Hauptzweck unserer Abhandlung. Wenn es gelingt, so kann damit viel Segen gestiftet werden, denn der in medizinischen Fragen meist mit großer Sicherheit urteilende Laie wird vielfach seinen Arzt und dessen Vorschlag verwerfen, wenn sie nicht mit dem übereinstimmen, was er aus populären Artikeln herausgelesen hat — nur weil er die Berechtigung der anderen Methode nicht einsieht.

Wo fängt die Fettleibigkeit an? In mageren Familien wird in der Regel jeder für „zu dick“ erklärt, dessen Körperfülle ihre Magerkeit überragt. Obwohl solche Bemerkungen den Getroffenen nie erfreuen, gehören sie doch zu den häufigsten Beweisen des Interesses oder der — geheimen Abneigung, wie man jenes Fremdwort oft am besten übersetzt. Solche Kritiken sind übrigens oft direkt unheilvoll, denn manches junge Mädchen ist dadurch schon verleitet, Mineralwasser und — angeblich schlank machenden — Essig „kurmäßig“ zu gebrauchen und dadurch Magen und Gesundheit zu ruinieren.

Für den Arzt fängt die Fettleibigkeit dort an, wo der Ansatz von Leibesfülle die geistige oder körperliche Agilität im geringsten behindert. Wenn jemanden die Last, welche auf seinen Beinen ruht, zu schwer wird, wenn er — oder sie — bequem wird, lieber fährt als geht, bei kleinen Wegen, die man sonst mit Vergnügen zu Fuß zurücklegte, dann heißt es bereits einschreiten, damit nicht der Uebergang zu dem schwereren Grade, der wirklichen krankhaften Verfettung des Körpers, sich vollziehe. Die letztere äußert sich durch zahlreiche Beschwerden, unter denen die Störungen der Atmung und der Herzthätigkeit die qualvollsten sind und die Lebensverrichtungen auf das äußerste behindern und schädigen.

Die Störungen des Blutkreislaufes sind es, gegen welche die Vorschriften des Professors Oertel in München sich richten. Sie gipfeln darin, daß dem Körper möglichst wenig Wasser zugeführt und dabei viel Wasser entzogen wird, z. B. durch trocken heiße Luftbäder oder, was aus anderen Gründen oft besser ist, durch energische Bergsteigkuren. Es ist auch dem Laien klar, daß dem Herzen eine weit geringere Arbeit aufgebürdet wird, wenn auf die angegebene Art die vom Herzen zu treibende Flüssigkeitsmenge des Körpers um ein Wesentliches verringert wird. Dies ist die Methode, welche im großen und ganzen Professor Schwenninger beim Fürsten Bismarck angewendet hat, nach ihm gewöhnlich die Schwenningerkur genannt, aber schon vorher durch Professor Oertel wissenschaftlich begründet und publiziert, übrigens auch früher schon, namentlich von einem Franzosen Dancel erfahrungsgemäß empfohlen.

Treten die Kreislaufsstörungen, die Herzschwäche nicht so in den Vordergrund, so werden in Zukunft in der Regel die anderen Entfettungsmethoden ihre Wirkung zu entfalten haben, nämlich die Brunnenkuren und die rein diätetischen Kuren. Als den Hauptnamen der letzteren kann man die Ebsteinsche Vorschrift anführen, welche die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte zusammengefaßt hat und der Bantingkur weit vorzuziehen ist, weil sie gleiche Wirkung ohne Schädigung erreicht. Ihre speziellen Vorschriften sind in Ebsteins Schrift: „Die Fettleibigkeit und ihre Behandlung“ klar dargelegt, was freilich nicht gehindert hat, daß oberflächliche Leser die Auffassung gewonnen haben, es werde Fett zum Vertreiben des Fettes empfohlen. Ebstein beschränkt eben ganz allgemein die Nahrungszufuhr, verbietet aber dabei nicht, wie es früher wohl geschah, das Fett vollständig, sondern gestattet es in mäßiger Menge, weil Fett das Hungergefühl gut beschwichtigt und dadurch die Beschränkung der mehl- und zuckerhaltigen Nahrungsmittel leichter ertragen läßt. Uebrigens erfordert auch bei der diätetischen Behandlung jeder Fall eine selbständige Kostordnung; ein starres allgemein anzuwendendes Ges.tz gibt es nicht.

Welche Methode zur Entfettung zu wählen ist, kann nach dem oben Gesagten nur der Arzt entscheiden, aber es ist zu hoffen, daß unsere Auseinandersetzungen der Einholung und Achtung seines Rates den Weg bahnen und während der Kur das Verständnis derselben unterstützen werden. Die Einsicht in den Gedanken der Kur bewahrt den Patienten vielfach vor Mißverständnissen und Mißgriffen, die sonst gerade bei Gebildeten und Nachdenkenden leicht sich einstellen.

Es ist nicht unmöglich, daß das eine der Oertelschen Prinzipien, die Beschränkung der Flüssigkeitsaufnahme, vielfach dort mit Vorteil Anwendung finden wird, wo noch lediglich Schönheitsrücksichten eine Verminderung des Körperfettes wünschenswert erscheinen lassen. Morgens eine halbe Tasse Kaffee, zum Frühstück kein Getränk, mittags keine Suppe, kein Nachmittagskaffee und abends keine Suppe — das sind schon bedeutende Einschränkungen, die fast niemandem außer etwa an den ersten Tagen Beschwerden machen, die aber, auch wenn man etwa abends eine Stunde nach dem Essen das gewohnte Bier und mittags ein Glas Wein gestattet, einen Einfluß sicher nicht verkennen lassen werden.

Litterarische Jahresberichte.

(Schluß aus Heft 5, S. 1041.)

Kunst.

Die Kunstgeschichte hat ihren vollen Teil an dem Aufschwung und der Blüte aller historischen Disziplinen in unseren Tagen. Die Forschung schreitet rüstig vorwärts und zur Popularisierung des Gefundenen drängt die Anteilnahme, welche alle Gebildeten der Kunst und ihrer Geschichte entgegenbringen. An der Spitze der neuen kunstgeschichtlichen Erscheinungen dieses Jahres steht die **„Geschichte der deutschen Kunst“** (Berlin, G. Grothe). Sie soll die Aufgabe lösen, in populärer aber auf der Höhe der Forschung stehender Darstellung und unterstützt durch eine reiche, in den verschiedensten Techniken ausgeführte Illustration die Entwicklung der Kunst in Deutschland von ihren Anfängen bis auf den Beginn des 19. Jahrhunderts zu erzählen. In diese Aufgabe teilen sich Dohme (Architektur), Bode (Plastik), Janitschek (Malerei), Lippmann (Kupferstich und Holzschnitt) und Lessing (Kunstgewerbe). Bis jetzt sind sechs Lieferungen erschienen, von welchen drei der Architektur, zwei der Plastik und eine der Malerei gewidmet sind. Von Nebers **„Geschichte der neueren deutschen Kunst“** (Leipzig, H. Häessel), deren Schwerpunkt in der Schilderung des Zustandes der deutschen Kunst am Ende des vorigen und in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts liegt, ist die zweite, vielfach umgearbeitete Auflage erschienen. Ueber die Grenzen Deutschlands hinaus führt die **„Kunstgeschichte des Mittelalters“** (Leipzig, T. C. Weigel) desselben Verfassers, deren erste Abteilung vorliegt. Der Verfasser bietet nicht das Resultat neuer selbständiger Forschungen, doch gibt er ein abgerundetes Bild der Entwicklung der Baukunst und daneben vielfache Hinweise auf die Malerei und Plastik. Ein Werk von großer Bedeutung auch für die Kunstgeschichte verspricht zu werden Dr. Ad. Svobodas **„Kritische Geschichte der Ideale“** (Leipzig, Grieben), deren erster Band eben zur Vollendung gekommen ist. In solchem Umfange wie nie vorher werden hier die Kunstdenkmäler als geschichtliche Urkunden verwertet und von einem ganz unabhängigen und freien Geist gedeutet. Der vorliegende Band führt die Darstellung bis zum Beginne des Mittelalters. In die Gegenwart führt Ad. Rosenbergs **„Geschichte der modernen Kunst“**, deren erster erschienener Band (Leipzig, Grunow) die Geschichte der französischen Kunst behandelt. Besonnenes abgeklärtes Urteil, anregende Darstellung sind dem Verfasser eigen. Eine treffliche Ergänzung dazu bildet das von R. Dohme herausgegebene Sammelwerk **„Kunst und Künstler des neunzehnten Jahrhunderts“** (Leipzig, E. A. Seemann), das in abgerundeten Lebens-

bildern und Charakteristiken die hervorragendsten Träger der Kunstentwicklung unseres Jahrhunderts vorführt. Es sind der Mehrzahl nach bewährte Kräfte, die an dem eben zur Vollendung gekommenen Unternehmen sich beteiligt haben. Friedrich Pecht endlich, der sich gerne einen modernen Vasari nennen läßt, gibt eine vierte Reihe von Studien und Erinnerungen unter dem Titel **„Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts“** (Nördlingen, Beck). Man kennt den Verfasser als einen guten Erzähler und da er außerdem über reiche Kunsterfahrung und reiche Erlebnisse verfügt, so entbehren seine Studien nicht des zeitgeschichtlichen Interesses. Eine Reihe gediegener, in der Form anziehender Aufsätze hat Lübke unter dem Titel **„Bunte Blätter aus Schwaben“** (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) geboten. Ganze Kunstepochen und einzelne hervorragende Künstler und Kunstwerke werden in geistvoller und zutreffender Weise darin charakterisiert, wichtige kunstpädagogische Fragen erörtert und nicht zu den am wenigsten anziehenden Aufsätzen gehören jene, in welchen uns der Verfasser an seinen Ferienfahrten und seinen Entdeckungsreisen in der Heimat teilnehmen läßt. **„Die Kunstschätze Italiens“** (Stuttgart, Engelhorn) haben wieder einen geistvollen Cicerone in C. von Lützow gefunden und mit den **„Denkmälern des Mittelalters und der Renaissance in Ungarn“**, die ja fast durchwegs Werke deutscher Meister sind, sucht uns Myskovszky (Wien, Lehmann) vertraut zu machen. Aus der Kunstgeschichte in das Gebiet der Kulturgeschichte hinüber streifen die Bilder und Studien von Josef Baier **„Aus Italien“** (Leipzig, Schlicke). Das Buch ist von einem schönheitsfreundlichen und geschichtskundigen Mann geschrieben und wird sich bald in der Büchertasche jedes deutschen Italiafahrers finden. Wer nicht bloß für das Studium der deutschen Kunst, sondern der Kunst im Mittelalter überhaupt eine ernste Anleitung sucht, findet diese in dem **„Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters“** (Leipzig, T. O. Weigel), dessen fünfte Auflage eben zum Abschlusse gekommen ist. Wenden wir uns nun von solchen allgemeinen Darstellungen zu den Haupterscheinungen, welche die einzelnen Zweige der bildenden Kunst behandeln. Die Baukunst steht neben der Malerei im Vordergrund des Interesses. Lübkes **„Geschichte der Architektur“** (Leipzig, Seemann) erschien — ein Zeugnis für ihre Brauchbarkeit — in sechster Auflage; desselben Verfassers **„Geschichte der deutschen Renaissance und der französischen Renaissance“** (Stuttgart, Ebner und Seubert), die beide von bahnbrechender Bedeutung waren, in zweiter, gründlich umgearbeiteter Auflage. Dehios und Bezolds Werk **„Die kirchliche Kunst des Abendlandes“** (Stuttgart, Cotta), von dem die erste Abteilung vorliegt, wird durch den ungewöhnlichen Reichtum beigegebener Illustrationen und die instruktive Anordnung derselben für den kunstgeschichtlichen Unterricht hervorragende Bedeutung gewinnen. Von Erläuterungen einzelner Baudenkmale sei die, welche Adamy einem altehrwürdigen karolingischen Bau widmete — der **„Einhardsbasilika zu Steinbach im Odenwald“** (Hannover, Helwing) — und die baugeschichtliche Untersuchung R. Haupts über **„Die Vizelinskirchen“** (Kiel) hervorgehoben. Von wichtigen Denkmälerpublikationen sei genannt die von Dohme über **„Barock- und Rokokoarchitektur in Deutschland“** (Berlin, Wasmuth), welche sich ergänzend an die im gleichen Verlage erscheinende Lichtdruckpublikation **„Die Renaissancebauten Deutschlands“** anschließt. — Hier sei auch genannt G. Hirths **„Das deutsche Zimmer der Gotik und Renaissance, des Barock-, Rokoko- und Zopfstils“** (München, Hirth), das bereits in dritter Auflage erscheint. Die neue Auflage zeigt, daß der Herausgeber die Gunst, welche seine Propaganda für stilgemäße Zimmereinrichtung findet, hoch anschlägt. Die typographische und künstlerische Ausstattung des Werkes ist noch gediegener, der bildliche Inhalt durch Berücksichtigung der Gotik und des Barock und Rokoko noch reicher geworden. Zum Hause gehört der Garten und so sei an dieser Stelle nochmals an J. v. Falkes **„Garten, seine Kunst und Kunstgeschichte“** (Stuttgart und Berlin, W. Spemann) erinnert. Für die Geschichte der Plastik verspricht ein Werk wichtig zu werden, das eben zu erscheinen begonnen hat: **„Die mittelalterlichen Altäre Deutschlands“** von E. F. A. Münzenberger (Frankfurt a. M., A. Fösser Nachfolger). Jede Lieferung soll zehn Lichtdrucktafeln enthalten. Die, welche in der ersten vorliegen, lassen an sorgfältiger Ausführung nichts zu wünschen übrig. Der Text beginnt mit der Kunstgeschichte des Altars.

Um so größer ist die Zahl der Publikationen, welche der Geschichte der Malerei und der Nachbildung hervorragender Werke der Malerei gewidmet ist. Die **„Geschichte der Malerei“** (Leipzig, E. A. Seemann), von dem hochbegabten, zu früh verstorbenen Woltmann begonnen, schreitet, dank dem rastlosen Fleiße und der ungewöhnlichen Arbeitskraft des Fortsetzers, Galeriedirektors Wörmann in Dresden, rüstig vorwärts; der dritte (Schluß-) Band hat bereits zu erscheinen begonnen. Die **„Geschichte der holländischen Malerei“** erzählt A. v. Wurzbach im 40. Band des „Wissens der Gegenwart“ (Leipzig und Prag, Freytag & Tempsky) in ebenso knapper als geistvoller und anregender Weise. Ueber die verschiedenen Richtungen, welche in der modernen Malerei auftreten und nach der Herrschaft ringen, orientiert ganz gut das mit Radierungen, Heliogravüren und Holzschnitten vom Verleger reich ausgestattete Buch von Fritz Bley, **„Moderne Kunststudien zur Kunstgeschichte der Gegenwart“** (Leipzig, E. A. Seemann). Gesundes unbestochenes Urteil den einzelnen Kunsterscheinungen gegenüber entschädigt für etwelche recht schiefe Gedanken über die Züchtung historischer volkstümlicher Kunstwerke, welche in der Einleitung vorgebracht werden. Wenn hier die moderne Malerei mit Ausnahme der österreichischen, belgischen und amerikanischen Berücksichtigung findet, so läßt uns die **„Münchener bunte Mappe“** (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft) manchen Blick in die Ateliers der hervorragendsten Münchener Künstler machen. Aeußerungen krankhafter Phantasie fehlen nicht, aber es überwiegt doch das echte Talent und das Gesunde und Normale. Der Text, zu dem die tüchtigsten Kräfte beigesteuert, steht auf der Höhe der künstlerischen Beiträge. Das **„Album in Bild und Schrift“**, welches die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens auf den Weihnachtstisch legte (Wien, Lechner), führt die Handschrift der hervorragenden Künstler und Schriftsteller Oesterreichs vor Augen. Manches interessante Bild und manches interessante Gedicht fesselt; ist es im Wetteifer mit der Münchener bunten Mappe entstanden, so muß man ihm den Preis vor dieser zuerkennen — wenn auch die Wahl der künstlerischen Beiträge eine sorgfältigere und strengere Redaktion zeigt. Eine wertvolle Gabe sind die **„Elsäßischen Landschaften“** von J. Helmsdorf (Straßburg, J. H. Ed. Heitz), welche hier in neuer Ausgabe (die Blätter sind von 1824/26) geboten werden. Den Text, der von dem Künstler pietätvolle Kunde gibt, besorgte Dr. Schricker. Den Werdegang zweier großer und dem deutschen Volke besonders teurer Künstler schildern zwei Bücher, die verdienen, in dem Schrank, wo unsere Klassiker stehen, aufbewahrt zu werden, das sind das **„Vermächtnis“**, welches Anselm Feuerbach (Wien, Gerold) uns hinterlassen, dessen zweite Auflage mit dem Porträt des Künstlers ausgestattet worden ist, und die **„Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“**, welche der gemütstiefste Dolmetsch deutschen Lebens, Ludwig Richter, uns hinterlassen hat (Frankfurt a. M., Johannes Alt). Carsten, der große Erneuerer der deutschen Malerei, wird uns wieder lebhaft in das Gedächtnis gerufen durch die Ausgabe seines **„Argonautenzugs“** (als dritter Band der von H. Riegel herausgegebenen Werke Carstens; Leipzig, A. Dürr) und M. Schwind, der Romantiker, der durch seine Bildercyklen von der Melusine und den Sieben Raben in allen deutschen Herzen heimisch geworden, wird uns in einem seiner am wenigsten bekannten Werke vorgeführt, in seinen **„Wandgemälden im Schloß Hohenschwangau“** (Leipzig, A. Dürr). Auf seiner eigensten Domäne treffen wir ihn, als Dolmetsch schönster Sagen deutscher Vergangenheit. Als Gaben für den Weihnachtstisch waren zu nennen: B. Mannsfelds Radierungen **„Vom Rhein“** (Bonn, E. Strauß), von welchen die Mehrzahl der Nummern feine Naturempfindung, ein gutes Auge und eine geschickte Hand verraten; dann Albin Mettenheimers **„Tegernseer Skizzen“** (München, Mangelsdorf), die dem Freunde der bayerischen Alpen Landschaft und Leute und genossene Sommerlust in Erinnerung bringen. Die **„Malerische Verherrlichung von Frauennamen“** (Augusta, Viktoria, Luise, Maria, Martha und Lucie) von Rudolf Crell, zu welcher Portig den etwas schwülstigen Text geschrieben hat (Altona, A. Send) ist zu bunt und zu bombastisch ausgefallen. Die Schätze der Galerien werden immer eifriger durch Radierung, Stich, Photographie und Lichtdruck in weiten Kreisen bekannt gemacht. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst (Wien) tritt mit einer neuen Publikation auf den Plan: **„Bilderlese aus kleineren Gemäldesammlungen in Deutschland und Oesterreich“**, die von W. Bode mit bestem Verständnis getroffen und erläutert wird. Die erste Lieferung enthält in meisterhafter Radierung eine Madonna von L. Costa, eine norwegische Landschaft von Overdingen, ein Bildnis von Ravestein und ein anderes von Rembrandt aus der Galerie zu Oldenburg. Die **„Graphischen Künste“** dieses Jahres (redigiert von Berggruen) bringen in vorzüglichen Radierungen, Heliogravüren und Holzschnitten das Werk Munkaczys, des Bildhauers Zumbusch und Hugo Bürkners. Die Gediegenheit und Vornehmheit der künstlerischen Ausstattung dieser periodischen Publikation steht ohnegleichen da.

Im **Galeriewerk** derselben Gesellschaft wurden in diesem Jahre ein weibliches Bildnis von Holbein — gestochen von Pfrunder — und Rubens' Unterhaltung im Schloßpark — radiert von Greux — veröffentlicht. Auf dem Gebiete des photographischen Kunstverlags sind es wieder die **Publikationen der Weltfirma Braun** in Dornach, welche in erster Linie genannt werden müssen. Die Veröffentlichung der Nationalgalerie in London und der K. Galerie sind in bestem Gange; die Dresdener Galerie wird nicht weniger als sechshundert Blätter umfassen. Als neue Unternehmen treten nun hinzu die Publikationen der **vornehmsten Gemälde des K. Museums im Haag und der städtischen Galerie von Harlem.** Die erste Lieferung der Galerie von Harlem bringt eine Reihe der Meisterwerke des nach Rembrandt größten holländischen Bildnismalers: Frans Hals, die der Galerie im Haag Meisterwerke Rembrandts (darunter die Anatomie), Pitters, Ruysdaels, Rubens' u. s. w. Eine andere Publikation der Braunschen Firma, welche mit Recht großes Aufsehen erregt, sind die Heliogravüren nach hervorragenden Gemälden älterer und zeitgenössischer Meister. Die zwölf Blätter, die bisher erschienen, wetteifern an Reiz und Kraft der Farbe mit den Werken von Radierungen. Eine Publikation der **„Gemäldegalerie des Herzogl. Museums zu Braunschweig“** in Kupferdruck ist im Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin erschienen. Die taktvolle Auswahl ist durch den Direktor der Galerie Prof. Dr. M. Riegel getroffen worden. Von Publikationen von Handzeichnungen sind die von Dr. W. Schmidt in Lichtdruck herausgegebenen **„Handzeichnungen alter Meister im Königlichen Kupferstichkabinett zu München“** (München, Friedr. Bruckmann, Artistische Anstalt) hervorzuheben. Im Verlage von Mitscher und Röstell (Berlin) wurde Watteaus Werk: **„Gemälde und Zeichnungen“** nach der von Julienne ca. 1740 besorgten und von Boucher gestochenen Ausgabe in Lichtdruck reproduziert.

Auch die Werke des Formschnittes der Vergangenheit gewinnen von dem Aufschwung der Blüte unserer reproduzierenden Kunsttechniken. Lichtwark und Janitsch haben mit der Veröffentlichung der **„Stiche und Radierungen von Schongauer, Dürer und Rembrandt“** in heliographischer Nachbildung nach Originalen des K. Kupferstichkabinetts zu Berlin (Berlin, G. Grote) begonnen, und Soldan in Nürnberg hat die frühesten und seltensten Denkmale des Holz- und Metallschnittes aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert — leider von keinem wissenschaftlich zureichenden Text begleitet — publiziert. Die Geschichte des **„Italienischen Holzschnittes im fünfzehnten Jahrhundert“** (Berlin, G. Grote) hat Friedr. Lippmann in einem meister- und musterhaften Buche erzählt. Die ganze typographische und künstlerische Ausstattung des Buches der Vergangenheit wird uns aber vor das Auge geführt in den unter Leitung Scherers erscheinenden **„Deutschen Drucken älterer Zeit** in Nachbildu[illegible]n (Berlin, Grote) dessen dritter ausgegebene[illegible] Band das Passional Christi und Antichristi m[illegible] den Holzschnitten Lukas Cranachs enthält. [illegible] bescheidenen Mitteln wird ein gleiches Ziel [illegible] der von G. Hirth veröffentlichten **„Liebhabe[illegible]ibliothek alter Illustratoren“** (München, Hirth) verfolgt. Hervorragende Bedeutung [illegible]ie Holzschnitt-Illustration deutscher Zeitschrif[illegible] dürfte gewinnen die **„Mustersammlung [illegible] Holzschnitten“**, welche im Verlag von [illegible]pperheide in Berlin erscheint. Es liegen bis jetzt vier Lieferungen vor, in welchen Leistungen des englischen, nordamerikanischen, französischen Holzschnittes vorgeführt werden, die allerdings danach angethan sind, der Absicht des Herausgebers, die Technik des englischen Holzschnittes bei uns einzubürgern, das Wort zu reden. Was die Geschichte der Kunstindustrie betrifft, so sei er-

wähnt, daß in diesem Jahre der zweite Band der groß angelegten **„Geschichte der technischen Künste“** von Bruno Bucher (Stuttgart, Spemann), welche die Geschichte des Kupferstiches und der Goldschmiedekunst eingehend, klar und übersichtlich behandelt, zum Abschluß gekommen ist. Die **„Geschichte des Kunstgewerbes im Altertum“** hat der als ausgezeichneter Kenner dieses Gebietes bekannte Prof. Dr. H. Blümner in zwei Bänden des „Wissens der Gegenwart“ (Leipzig und Prag, Freytag & Tempsky) behandelt. Auf die Flut von Veröffentlichungen kunstgewerblicher Gegenstände aller Stilepochen einzugehen, ist hier nicht der Ort; höchstens sei angemerkt, daß der Geschmack der Zeit auch in Deutschland schon über die Renaissance hinauseilt und daß Barock und Rokoko sich gerade nicht mehr schüchtern in die Mustersammlungen eindrängen. Schließlich seien noch einige Publikationen angeführt, die in dieser Uebersicht nicht fehlen sollen, doch aber in keiner der besprochenen Gruppen unterzubringen waren. Von gleich großer Brauchbarkeit für den geschichtlichen wie kunstgewerblichen Unterricht ist der bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinende **„Kulturhistorische Bilderatlas“**, dessen erste Abteilung: Das Altertum, durch den tüchtigen Leipziger Archäologen Prof. Dr. Schreiber, die zweite: Das Mittelalter, durch den Direktor des germanischen Museums, Essenwein, herausgegeben worden ist. Wer sich schnell über die wichtigsten Sachen öffentlichen und privaten Lebens im Altertum und Mittelalter unterrichten will, findet hier einen trefflichen Behelf. Hieran schließt sich das umfangreiche **„Kulturgeschichtliche Bilderbuch“**, herausgegeben von G. Hirth (Leipzig und München, G. Hirth), dessen zweiter Band eben zur Vollendung gekommen ist. Von dem **„Allgemeinen historischen Porträtwerke“** (München, Bruckmanns Artist. Anstalt), das Woldemar v. Seidlitz mit zuverlässigen biographischen Daten versieht, hat nach Abschluß der beiden ersten Serien (Fürsten und Päpste) die dritte und vierte: Staatsmänner und Feldherren, zu erscheinen begonnen. Die Schwierigkeiten, welche hier oft vorliegen, zwingen zur Nachsicht, wenn die Authenticität nicht immer gesichert ist.

— l. — k.

Ornament aus Fächerpalmen (S. 1259).

Sport.

Die Prod[illegible]tion auf dem Gebiete der deutschen Sportlitteratur ist verhältnismäßig wenig umfangreich, zumal wenn man sie in Vergleich stellt mit den zahlreichen Zeitschriften, Abhandlungen, Mono[illegible]raphien, Romanen und Novellen, die der engli[illegible] Büchermarkt auf diesem Gebiete zu Tage förde[illegible] Immerhin sind wir indes imstande, in folgendem [illegible]f einige schriftstellerische Erzeugnisse sportlich[illegible] Natur hinzuweisen, die im Laufe des Jahres [illegible]chienen oder neu aufgelegt sind. An erster S[illegible] ist da ein fleißiges Sammelwerk zu erwähne[illegible] **„Die Stammmütter des englischen Vol[illegible]tpferdes“**. Nach offiziellen Quellen bearbeit[illegible] von Hermann Goos (Hamburg, F. W. Rad[illegible]acher). Bekanntlich übt die Zucht des edlen Vollblutpferdes einen durchschlagenden Einfluß aus auf die Verbesserung jeder Landespferdezucht. Die Abstammung fast sämtlicher Vollblutpferde wird in letzter Instanz auf die drei orientalischen Hengste Byerly Turk, Godolphin Arabian und Darleys Arabian zurückgeführt, und es sind demgemäß schon wiederholt drei Stammtabellen aufgestellt, aus welchen die direkte väterliche Abstammung der meisten Vollblutpferde ersichtlich ist. Da für den Vollblutzüchter die Kenntnis der direkten mütterlichen Abstammung eines Zuchtpferdes nicht minder wichtig ist als die der väterlichen, so hat der Herr Verfasser zum erstenmal es unternommen, den mütterlichen Stammbaum der berühmtesten Renn- und Zuchtpferde, insgesamt von 5485 Tieren zusammenzustellen. Er ist dabei zu dem Resultate gekommen, daß diese sämtlichen Pferde von 59 Stammstuten abstammen. Der Nachkommenschaft jeder derselben ist eine besondere, übersichtlich zusammengestellte Tafel gewidmet, deren Umfang nach der Bedeutung der Stammmütter natürlich sehr verschieden ausgefallen ist. Die Vollständigkeit, mit der das Material zusammengetragen, die Durchsichtigkeit, mit der dasselbe trotz seiner Massenhaftigkeit geordnet ist, und manch andere wertvolle Beigaben, Listen und Hinweise im begleitenden Vorwort gestalten die Tafeln zu einer für Züchter wie für alle Freunde des edlen Pferdes hochbedeutsamen Arbeit, und man darf um so mehr hoffen, daß die aufgewandte Mühe dem Herrn Verfasser, einem als fleißigen Forscher auf hippologisch statistischem Gebiete bekannten Schriftsteller, wenigstens durch guten Absatz gelohnt wird, als seine Arbeitsleistung in diesem Falle überhaupt kaum mit Geld aufzuwiegen ist. Wenn dieses Werk vorzugsweise für den Fachmann bestimmt ist, so wendet sich das zweite vor uns liegende albumartige Buch mehr dem Laienpublikum zu. Es nennt sich: **„Abbildungen vorzüglicher Pferderassen“**. Gezeichnet und lithographiert von Emil Volkers. Mit beschreibendem Text von Schwarznecker, Gestütsdirektor in Marienwerder, und W. Zipperlen, Professor in Hohenheim (Stuttgart, Schickhardt & Ebner). Auf 34 in Farbendruck kunstvoll ausgeführten Blättern führt uns der Künstler, welcher als Pferdemaler einen verdienten Ruf genießt, die charakteristisch aufgefaßten und mit feinem Verständnis durchgeführten Typen der hauptsächlichsten bekannten Pferderassen vor Augen. Zu einigen Bildern, die augenscheinlich sämtlich unmittelbar nach der Natur gezeichnet wurden, hat der Maler selbst den erläuternden Text geschrieben, der im übrigen von zwei in ihrem Fache als Autoritäten anerkannten Männern herrührt. Dieser mit vielfachem, in Holzschnitt ausgeführtem Bilderschmuck durchsetzte Text führt mit kurzen Angaben auf verständnisvolle Weise in die Kenntnis

der Rassenunterschiede ein, wenn auch über einzelne dort vertretene Ansichten, namentlich mit Bezug auf den Wert der Orientalen für europäische Gebrauchszwecke, vielfach andere Meinungen vorherrschen mögen. In einer späteren Auflage des Buches, das wir warm empfehlen, wird hoffentlich auch der Pferdezucht Nordamerikas, die neuerdings

Palmenkörbchen (S. 1259).

einen großen Aufschwung genommen hat, der ihr mit Recht gebührende Platz eingeräumt. In einer 103 Seiten Großoktav umfassenden Broschüre, betitelt: **„Ueber die Geschichte und die verschiedenen Formen der Reitkunst“** von B. v. Oettingen, Prem.-Lieut. im 1. Garde-Feld-Artillerieregiment (Berlin, E. S. Mittler & Sohn), bietet der bekannte Sportsman, der sein Interesse für alles, was mit dem edlen Pferde zusammenhängt, schon früher schriftstellerisch bethätigt hat, nach seinem eigenen Ausspruche kein abgeschlossenes Ganzes, sondern „zusammengewürfelte Gedanken“ eines Artilleristen über kavalleristische Sachen, wie er sich ausdrückt. Die interessanten und folgerichtigen, durch bildliche Darstellungen erläuterten Ausführungen in den die verschiedenen Reitformen behandelnden Kapiteln thun den ersten Schritt, und darin scheint der Hauptwert der kleinen Schrift zu bestehen, um den „erbitterten Streit der akademischen und militärischen Reiterei und den Kampf zwischen der sogenannten alten Reitkunst und der Anglomanie“ zu einem friedlichen Ende zu führen. Gleichfalls dem Boden der Praxis entwachsen, stellt sich das als 19. Band der landwirtschaftlichen Taschenbibliothek erschienene Heftchen dar: **„Der rationelle Hufbeschlag“**. In Wort und Bild dargestellt von C. A. Schmidt, Lehrer des theoretischen und praktischen Hufbeschlages ꝛc. (Breslau, Wilh. Gottl. Korn). Die von Jahr zu Jahr wachsende Pferdezucht und die damit Hand in Hand gehenden gesteigerten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Pferde sind als die Ursachen anzusehen, daß auch der Hufbeschlag sich zu einer früher nicht gekannten Bedeutung und Vervollkommnung aufgeschwungen hat. Der durch seine reiche Erfahrung — er hat bereits gegen 400 Schmiede ausgebildet — besonders dazu befähigte Verfasser gibt in kurzer und leicht faßlicher Darstellung dem Pferdebesitzer Winke und Ratschläge, um durch rationellen Hufbeschlag manchen Hufkrankheiten vorzubeugen, und wird gewiß, namentlich auf dem Lande, viele Freunde finden.

Großes Verdienst um die deutsche Sportlitteratur hat sich durch seine unermüdliche Arbeit der Besitzer und Herausgeber des größten auf dem europäischen Kontinente erscheinenden Fachblattes, der „Allgemeinen Sportzeitung“, Herr Viktor Silberer in Wien erworben. Sein im Verlage der Allgemeinen Sportzeitung (Wien und Leipzig) erschienenes **„Turf-Lexikon“** verdankt sein Entstehen den zahlreichen Anfragen über sportliche Dinge, die fortwährend an Herrn Silberer als Chefredakteur gelangten und den Mangel eines derartigen Nachschlagebuches fühlbar machten. Es enthält auf 296 Seiten lexikalisch geordnet alle gebräuchlichen Fachausdrücke aus dem Gebiete des Rennwesens, des Rudersports und der Athletik mit faßlichen Erläuterungen und gibt Aufschluß über viele thatsächliche Verhältnisse.

Das Turf-Lexikon ist in erster Linie auf österreichische Verhältnisse berechnet und bringt deshalb in einem Anhange außer einigen für den Rennmann besonders wichtigen Tabellen die österreichisch-ungarischen Totalisateurreglements und das Wettreglement; seine Brauchbarkeit reicht aber über das Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie hinaus. Den älteren Sporthandbüchern reiht sich würdig an: **„Handbuch des Athletik-Sports“** und des Trainings für alle Sportzweige von Viktor Silberer (Wien und Leipzig, Verlag der Allgemeinen Sportzeitung). Die Pflege der athletischen Uebungen, denen die Jugend unserer angelsächsischen Stammesbrüder jenseits des Kanals in ausgedehntem Maße huldigt, ist auf dem Kontinente noch ziemlich beschränkt, so daß unseres Wissens im gesamten Deutschen Reiche nur ein einziger Verein zu Hamburg besteht, der die Athletik systematisch betreibt. Doch das Interesse daran schlägt auch bei uns immer mehr Wurzel, und da darf denn das Handbuch mit freudigem Dank begrüßt werden, das eine übersichtliche Zusammenstellung dessen bringt, was jetzt in den verschiedenen Zweigen der modernen Athletik geleistet und auf welche Weise es erreicht wird. Der Herr Verfasser, ein intimer Kenner aller sportlichen Verhältnisse, läßt sich zunächst des weiteren über den Wert der Leibesübungen vom Standpunkte der Darwinschen Theorie aus, bespricht dann einzeln und eingehend die verschiedenen Zweige der Athletik, als da sind: der Lauf über verschiedene Distanzen, das Gehen, Springen, Werfen ꝛc., gibt eine Uebersicht über die besten Leistungen im Gehen, wie Ratschläge für angehende Athleten und schließt mit einer Abhandlung über das Training, d. h. die systematische Vorbereitung für die höchstmögliche Leistung, die bei allen Sportzweigen auf denselben Grundsätzen beruht. In zweiter Auflage bereits ist in ähnlich eleganter Ausstattung, wie die beiden vorgenannten Bücher, und, wie das letzte, mit zahlreichen Illustrationen erschienen das **„Handbuch des Bicykle-Sports“** von V. Silberer und G. Ernst (Wien und Leipzig, Verlag der Allgemeinen Sportzeitung). Die erste Auflage dieses Handbuches war rasch vergriffen. Das ist ein Beweis dafür, daß dasselbe thatsächlich einem vorhandenen Bedürfnisse Rechnung trug. Andererseits legt dieser Umstand Zeugnis ab von dem stetig sich steigernden Interesse, das dem Velocipedsport in Deutschland und Oesterreich entgegengebracht wird. Der Umfang der zweiten Auflage ist durch Neubearbeitung der wichtigen Abschnitte über die Erlernung des Zweiradfahrens, wie über den Ankauf einer Maschine, endlich durch die Erweiterung um das Kapitel: Das Tricykle, wesentlich vergrößert, auch zahlreiche neue und, teilweise sehr charakteristische, Illustrationen sind hinzugekommen, so daß das Buch in seiner jetzigen Form derselben günstigen Aufnahme sicher sein kann, die der ersten Auflage in so reichem Maße geworden ist. Aus demselben Verlage stammt endlich: **„Des Ruderers Freud und Lust“**, ein kleines Heft mit humoristischen Knüttelversen, die sich auf die Arbeit und die Erholung des Rudersportsman beziehen und deren ergötzliche Wirkung durch zahlreiche drastische Holzschnitte noch vermehrt wird. H. Ladebecks **„Schwimmschule“**, Lehrbuch der Schwimmkunst für Anfänger und Geübte (Leipzig, H. Bruckner), gibt eine durch bildliche Darstellungen anschaulich gemachte ausführliche Anleitung, nach welcher das Schwimmen in kürzester Zeit ohne Lehrer erlernt werden kann. Der beste Beweis für die Brauchbarkeit und Gediegenheit des Büchleins liegt darin, daß nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine dritte Auflage nötig geworden ist. **„Illustriertes Lehrbuch des Skatspieles“** für Anfänger und Geübtere von K. Buhle (Leipzig, Siegismund & Volkening). Dieses Unterrichtsbuch reiht sich den besten vorhandenen würdig an. Es steht an Gründlichkeit und Klarheit des Textes keinem anderen nach, und die deutlichen Illustrationen tragen das Ihrige zur Uebersichtlichkeit und zum

Palmenfüllhorn (S. 1259).

Verständnis der Musterbeispiele bei. Die Lösung der den Schluß bildenden interessanten fünfundzwanzig Skataufgaben wird selbst den geübten Spielern nicht auf den ersten Wurf gelingen; sie scheint uns ein gut Stück Nachdenken zu erfordern. Das Werkchen eignet sich auch zu Geschenken. Zum Schluß der gedrängten, die diesjährige uns zugänglich gemachte Sportlitteratur betreffende Uebersicht erwähnen wir noch eine Broschüre: **„Das Hauptgestüt Beberbeck unter preußischer Verwaltung“.** Mit einem Anhange: Ueber den gegenwärtigen Zustand des preußischen Gestütswesens von Dr. Paalzow (Berlin, C. Feicht). Der vielbeschäftigte Frauenarzt, welcher durch sein eingehendes Studium des preußischen Gestütsetats und durch seine daran geknüpften, wie auf eigene Anschauung sich gründenden öffentlichen Erörterungen in gewissen Kreisen das Gegenteil einer persona gratissima geworden ist, schleudert in diesen Blättern einen neuen scharfen Angriff gegen die Verwaltung des Hauptgestüts Beberbeck und gegen die gesamte preußische Gestütsverwaltung. Es liegt in der Natur der Sache, daß die ganze Schärfe dieser Angriffe sich gegen die leitenden Persönlichkeiten kehrt. Der Herr Verfasser, der besonders betont, daß er trotzdem lediglich ein sachliches Interesse bei seinen Enthüllungen habe, erklärt sich imstande, die von ihm gerügten Uebelstände jederzeit durch Zeugen und Urkunden zu beweisen, und so wird diese Arbeit in der Kammer wie bei der höchsten Verwaltungsbehörde noch von sich reden machen. v.

Naturgeschichte.

„Jean Jacques Rousseau als Botaniker“ von Albert Jansen (Berlin, Georg Reimer). Von demselben Autor wurde uns auch Rousseau als Musiker vorgeführt. Die vorliegende sehr verdienstliche Arbeit gibt eine Geschichte des Lebens Rousseaus von 1764 bis zu seinem Tode und zeigt uns, welche großen Verdienste dieser vielseitige Mann sich auch um die Botanik erworben hat. Es freut uns, an der Hand des Buches zu sehen, welch warme Empfindung Rousseau der Natur entgegenbrachte, welchen Trost ihm die Botanik in seinen letzten Lebenstagen geboten und wie der bedrängte und verfolgte Mann mitten in der Blumenwelt an dem Frieden und der Ruhe der Natur sich gleichfalls beruhigte. — **„Encyklopädie der Naturwissenschaften“** (Breslau, Eduard Trewendt). Dieses groß angelegte, von tüchtigsten Fachmännern geleitete Unternehmen schreitet auf der ganzen Linie rüstig vorwärts. Von dem **„Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie“**, dessen Redaktion jetzt Dr. Reichenow in Berlin in Händen hat, liegt uns die Lieferung 44, vom **Handwörterbuch der Chemie** die Lieferung 31, vom **Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie** die Lieferung 33 vor. — **„Charles Darwin und sein Verhältnis zu Deutschland“** von Dr. Ernst Krause (Leipzig, G. Günther). Diese von wärmster Verehrung für den großen Dahingeschiedenen zeugende Biographie Darwins gibt uns einen Einblick in den Zusammenhang der Werke Darwins mit seinen äußeren Erlebnissen und zeigt uns besonders, welche Aufnahme Darwins Forschungen in England und Deutschland gefunden und welcher Anteil an der Fortbildung der Darwinschen Lehre deutschen Forschern zukommt. Das Werk bringt zahlreiche noch ungedruckte Briefe Darwins, zwei Porträts und eine Handschriftprobe. — **„Die geistige Entwicklung im Tierreich“** von G. John Romanek (ebenda; aus dem Englischen). Eine umfassende, in hohem Grade anregende Arbeit über den Instinkt der Tiere, welche noch erhöhtes Interesse verdient, weil sie eine nachgelassene Arbeit Darwins über den Instinkt bringt. — **„Karl Friedrich Försters Handbuch der Kakteenkunde in ihrem ganzen Umfange“** von Theodor Rümpler (Leipzig, Jm. Tr. Wöller). Die zahlreichen Freunde der Kakteenzucht machen wir auf das Erscheinen einer neuerlichen Auflage dieses bekannten Kakteenwerkes aufmerksam. Zahlreiche treffliche Abbildungen, klare Schreibweise, übersichtliche Anordnung machen dieses Werk für Gärtner und Liebhaber in hohem Grade brauchbar. Es liegen bereits 12 Lieferungen vor. **„Das Süßwasseraquarium“** von Dr. Heß (Stuttgart, F. Enke). Für die jährlich sich mehrende Zahl der Liebhaber von Zimmeraquarien sei diese eben erschienene, recht sorgsam gearbeitete und gut illustrierte Anleitung zur Einrichtung und Instandhaltung von Süßwasseraquarien, Haltung der für dieselben passenden Tiere und Pflanzen u. s. w. bestens empfohlen. —r.

Fig. 1.

Fig. 7. Fig. 6 Fig. 8.
Fig. 9.

Die Palmen von Bordighera.

Im westlichen Teil der Riviera di Ponente, wie jener durch die üppige Fülle der Vegetation und den Reiz der Scenerie ausgezeichnete Küstenstrich zwischen Nizza und Genua genannt wird, liegt auf einem Vorgebirge (dem der Legende geheiligten Kap St. Ampeglio) am Ligurischen Meere, in einer malerischen Umgebung von Villen, Oliven- und Palmenhainen, das Städtchen Bordighera, das, noch vor wenigen Jahrzehnten den Touristen fast völlig unbekannt, heute eine der wichtigsten Winterstationen der am Golf von Genua hinführenden Corniche-Bahn und zugleich einen mächtigen Anziehungspunkt für Künstler und Naturfreunde bildet. Außer seinem köstlich milden und gleichmäßigen Klima und seiner wundervollen, gegen rauhe Winde geschützten, nur nach Süden hin offenen Lage, welche es als Luftkurort vorzüglich geeignet machen, verdankt Bordighera seinen Ruhm dem Reichtum an Palmen, welcher ihm den poetischen Beinamen „Die Palmenstadt der Riviera“ verschafft hat und der dem landschaftlichen Charakterbilde der Gegend einen überall hervortretenden Zug imposanter Schönheit verleiht. Der Fremde, der mit fast andachtsvollem Staunen zum erstenmal hier „unter Palmen wandelt“, glaubt sich in den Orient versetzt. Hier ist die Palme nicht das schmächtige, dürftige Gewächs, das in den Warmhäusern mit peinlicher Sorgfalt gehütet wird. Frei und kühn, ihre Wipfel in Luft und Sonnenschein badend, ohne ängstliche Wahl des Standortes finden wir sie dicht am Meeresufer, auf überhängender Klippe, am Fuß des Hügels oder auch auf Felsen thronend, einzeln, die luxuriöse Villa wie die elende Hütte beschattend, in Gruppen zusammenstehend oder zu Wäldern vereinigt, unter Orangen- und Citronenbäume gemischt, die Wipfel der Olivenbäume überragend, gleich unserer Pappel Alleen umsäumend, Hecken bildend, in den Gärten als Zierbaum oder für den Handelsbedarf reihenweise in Kübel gepflanzt. Wo sie uns in der vollen Pracht ihrer Erscheinung entgegentritt, wie edel, wie stolz ist Bau und Haltung, Anmut und Würde, die Elemente der klassischen Schönheit, in sich vereinigend! Unterhalb der Straße im Osten Bordigheras, steht am Strande, ein verfallenes Brunnengemäuer umgebend, eine einsame Gruppe von Dattelpalmen, von Einheimischen und Fremden die Scheffelpalmen genannt. Hier war es, wo vor nun drei Jahrzehnten Viktor v. Scheffel, der Liebling des deutschen Volkes, dessen lebensfrischer „Trompeter von Säckingen“ in aller Munde, dessen „Gaudeamus“ die Gesangswonne unserer akademischen Jugend ist, auf seiner Wanderung im Lande der Künste den Tod an sich herantreten zu sehen meinte.

Die Palmenhaine, in denen der königliche Baum in scheinbarer Verwilderung emporwächst, liegen größtenteils in der durch Olivenpflanzungen abgetrennten Oberstadt, wo die Villa Moreno Stämme besitzt, die gegen 700 Jahre alt sind. Unter den zahlreichen, das Klima vertragenden Arten, wie sie besonders in den nach San Remo zu gelegenen Winterschen Gärten in außerordentlicher Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen kultiviert werden, ist es vor allem die gewöhnliche Dattelpalme Phoenix dactylifera, die den Reichtum der Gegend auch im materiellen Sinne bildet. Die Früchte zwar kommen kaum jemals zur Reife, aber die prächtigen, langgefiederten Wedel werden durch ganz Italien und durch das ganze östliche Europa versendet. Namentlich sind es die gebleichten und geflochtenen Palmzweige, die sogenannten Palmorelli, welche Bordighera alljährlich um die Osterzeit in großer Menge nach Rom verhandelt, wo sie nach dem Ritus der katholischen Kirche zur Feier des Palmsonntags geweiht und an die Gläubigen verteilt werden. Für diesen Zweck bindet man die Krone, während die zarten Herzzweige, noch von wachsgelber Farbe, sich aus der Blättergruppe entwickeln, derart zusammen, daß kein Sonnenstrahl sie zu treffen vermag. Nach etwa sechs Monate langem Wachstum werden die Zweige ausgeschnitten, um in Bündel von je fünfzig verpackt und, meist in traditionelle Formen von barockem Geschmack geflochten, in den Handel gebracht zu werden. Die kurzgefiederten Zweige finden dagegen in ungebleichtem Zustande beim jüdischen Ritus Verwendung, wonach die Sprache des Volkes beide Arten schlechthin als Christen oder Juden bezeichnet.

Das Monopol, die Hauptstadt der katholischen Christenheit am Palmsonntag mit Palmzweigen zu versorgen, verdankt die Stadt Bordighera einer jener merkwürdigen Begebenheiten, die zuweilen im Privatleben und im Völkerleben vorkommen und, anscheinend kaum mehr als ein Spiel des Zufalls, auf die Geschicke einzelner oder vieler bestimmend einwirken. Drei Jahrhunderte sind jetzt verflossen, seitdem der eiserne Wille Sixtus' V., eines der gewaltigsten Herrscher, die zu irgend einer Zeit den päpstlichen Stuhl bestiegen, erzwang, was keinem seiner Vorgänger gelungen war, den sogenannten Obelisken des Vatikans, der halb unter Trümmern vergraben lag, auf dem Platze vor der Peterskirche aufzurichten. In dem Augenblicke, wo die den Steinkoloß umschlingenden Seile des Hebeapparats, zum Entsetzen des Baumeisters, dem der gefahrvolle Auftrag geworden war, den Dienst zu versagen drohten und ganz Rom, durch das Gebot des Kirchenfürsten bei Todesstrafe zum Schweigen verdammt, in angstvoller Spannung des Ausgangs harrte, ertönte aus der Volksmenge der Ruf nach Wasser, d. h. man solle die erschlafften Seile mit Wasser benetzen, ein Rat,

Fig. 2.

der die Riesenarbeit glücklich vollenden half und damit das Leben des Architekten rettete. Jener Mutvolle aber, welcher mit entschlossenem Geiste das Schweigen gebrochen hatte — es war der Kapitän eines ligurischen Küstenfahrers, Bresca mit Namen und aus San Remo gebürtig —, erhielt außer seiner Begnadigung für sich und seine Nachkommen das Privilegium, jeden Palmsonntag die Palmzweige in den apostolischen Palast zu liefern. Noch heute wird in seiner Familie das päpstliche Schreiben aufbewahrt und noch heute besteht das in demselben gewährte Vorrecht, doch nicht für das an Palmen arme San Remo, sondern für Bordighera, dem der Handel mit Palmorelli jedes Jahr die Summe von 60 000 Lire einbringt. — Abgesehen von dieser kommerziellen Verwertung für kirchliche Zwecke, hat der bei allen Kulturvölkern als Symbol von religiöser und ethischer Bedeutung geltende Palmzweig seit kurzem durch das Bestreben der heutigen Industrie, überall neue Materialien und neue Arbeitsweisen aufzusuchen, auch eine kunstgewerbliche Anwendung gefunden.

Fig. 4.

L. Winter, Besitzer der oben erwähnten Palmengärten, ist in jüngster Zeit auf den Gedanken gekommen, aus den gebleichten und getrockneten Wedeln künstlerisch geformte Gegenstände der Zimmerdekoration, Körbchen und Füllhörner zur Aufnahme von Bouquets aus frischen oder getrockneten Blumen und Gräsern, sowie ganze Tafelauffsätze, anfertigen zu lassen. Da diese Neuheit, namentlich auf seiten der nach Italien kommenden Fremden, denen die Palmorelli bis dahin nur als Kuriosität einiges Interesse boten, lebhaften Beifall fand, ist die Herstellung derartiger Gegenstände von L. Winter zum fabrikmäßigen Betrieb mit besonderer Rücksicht auf den Export ausgebildet worden.

Gegenwärtig werden diese zierlichen Arbeiten, welche für Blumenhandlungen und Bazare, namentlich auch als hübsche, nicht zu kostspielige Geschenke, ein gesuchter Handelsartikel zu werden versprechen, in mehreren Hauptformen hergestellt, wie sie in den beistehenden Abbildungen veranschaulicht sind. Die düten- oder kelchförmigen Körbchen (Fig. 2) sind nach stilvollen Zeichnungen je aus einem einzigen Wedel geflochten, dessen Enden, Federbüscheln ähnlich, in geschickter Weise zur Garnitur verwendet sind, und an der Vorderseite mit Schleifen und Rosetten, untermischt mit feinen Moos- und Blumenblättchen, verziert. Diese Körbchen, welche als Wandschmuck, oft mit zarten Farnen oder kleinen Ampelpflanzen gefüllt, sehr gefällig wirken, werden, wenn sie als Vase für frische Blumen dienen sollen, mit einem Blecheinsatz versehen. In mehr gebogener Form stellt sich das Füllhorn (Fig. 3) dar, das durch Anbringung eines Drahtgestells zur Ausschmückung von Büffetts, Konsolen ꝛc. verwendet werden kann. Drei oder vier Körbchen bilden in ihrer Zusammensetzung, auf einem graziösen Fuß ruhend, einen Tafelaufsatz, der den Eindruck vollendeter Eleganz macht. Fig. 1 zeigt ein reich wirkendes, zur Dekoration verwendbares Ornament.

Auf der vorjährigen Gartenbau-Ausstellung in Leipzig wurden die Winterschen Palmenkörbchen prämiiert, und in der That gehören dieselben zu den anmutigsten Erzeugnissen einer Industrie, welche den von der Natur dargebotenen Stoff mit den einfachsten Mitteln den Forderungen der Aesthetik entsprechend zu gestalten und durch die Verschönerung der Wohnräume den Geschmack zu verfeinern und zu veredeln sucht. u.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Balltoiletten.

Wiewohl der rauhe Nord über bereifte Felder, zu Eis erstarrte Ströme, entlaubte Wälder dahinfährt und die Sorge für wärmende Gewandung schon im Hinblick auf die unter Null stehende Quecksilbersäule ein Gebot der Zeit wäre, hört und spricht man in Kreisen Modekundiger von nichts als von ausgeschnittenen Tüll- und Gazekleidern, von kurzen Aermeln, Spitzenhandschuhen, duftigen Balltoiletten, denen die Wunderkraft eigen zu sein scheint, selbst über die Unbilden der Witterung hinweg zu täuschen.

Ja ein Wunder wirklich, daß unsere dem Ballsport huldigenden, von Fest zu Fest eilenden Sylphiden, an deren Tanzfreudigkeit man oft übergroße Zumutungen stellt, den Fasching durchmachen, ohne ernstlich Schaden an ihrer Gesundheit zu nehmen. Wie ist solch ein leichtes Ballfähnchen, eine lose umgeworfene Hülle, ein tief ausgeschnittener Schuh, eine leichte Spitzen-Capote wenig geeignet, beim Ein- und Aussteigen oder in zugigen Garderoben Schutz zu bieten! Aber mit dem der lieben Jugend eigenen Leichtsinn weiß man sich über die Gefahren, die die ungenügende Bekleidung im Gefolge hat, hinweg zu täuschen; man komponiert und dichtet weiter in Tüll, Spitzen, Gaze- und ätherisch-durchsichtigen Phantasiestoffen und findet, daß sie trotz der an den Fenstern glitzernden Brillantblumen sehr zeitgemäß und chic seien. Nun, wenn schon dem braven Hausmütterchen ein warm gefütterter Schlafrock, ein pelzverbrämter, großer Mantel, eine gut anschließende Capote lieber sind als jene Tanzpoëms, so wollen doch auch diese in ihrer modernen Eigenart gewürdigt sein!

Sie fragen, geehrte Leserin, woraus sie denn eigentlich bestehen? Das ist schwer zu sagen, denn dem zumeist aus leichter Seide gefertigten Rock gesellen sich drei- und viererlei Phantasiestoffe, die, mit Perlen durchstickt, mit Gold- oder Silberflittern benäht, mit exotischen Blumen durchwirkt, ein buntes Chaos bilden, das den Grundstoff kaum zur Geltung kommen läßt.

Fig. 1 zeigt uns solch eine aus gesticktem Tüll gearbeitete Toilette, deren lange Schärpenenden aus großblumigem Chiné gefertigt sind, während die kurz geraffte Tunique und die Shawldraperie der Taille aus Silberstoff bestehen; statt der Aermel Blätter aus Silberfiligran, längs des Taillenausschnittes gleichfalls Bordüren von Silberblättern; den Saum des Rocks begrenzt ein wenig hervortretendes Plissé aus Silbergaze.

Fig. 3.

— Sehr beliebt sind ferner die in Fig. 2 skizzierten Kleider à franze de fleurs. Ueber einen leichten, aus Tüll-Plissés bestehenden Rock, der nur seitwärts unter der gerafften Quetschfalte des aus Gaze-Iris bestehenden Oberrockes hervorsieht, eine mit handbreiter Blütenfranse abgegrenzte Tunique aus indischem Foulard; Taille aus Silberborden zusammengesetzt, längs des Ausschnitts ein wie die Tunique geraffter Foulardkragen, mit Blütenfranse umrandet. — Auch für die Schlepproben gilt die Parole: Möglichst bunt! — Das moderne Vielerlei würde unschön wirken, wenn unsere Kleiderkünstlerinnen es nicht verstünden, in dem Chaos eine Einheit zur Geltung zu bringen; die verschiedenartigen Ausputzstoffe müssen sich bescheiden einfügen, um die in dem Kleide repräsentierte Idee zur Darstellung zu bringen.

Die neue Toilette Czarine (Fig. 3) besteht beispielsweise aus fünferlei Stoffen, die aber, alle symmetrisch geordnet, ein hübsches Gesamtbild geben. Das Vorderteil wie die lange, eckig auslaufende Schleppe sind aus weißem, mit bunten Samtblumen durchwirktem Brokat gefertigt, über der Schleppe eine graziös drapierte Wolke von weißem Crêpe de Chine, aus dem auch die am unteren Rande in griechischen Zacken ausgebogte Taille gefertigt ist; unterhalb der Taille ein Puff von goldschillernder Gaze-Donna, längs der Seitenteile des Rockes vorn in Zacken ausgebogte Goldstickereien auf Tüll, nach rückwärts ca. zwölf übereinander fallende, gleichfalls spitz languettierte Volants von weißem Velours, die sich dem Schleppenteil anreihen.

Fig. 5.

Solid in der Ausführung ist die erst jetzt bei uns in Aufnahme kommende Toilette Theodora (Fig. 4), die, aus Samt gefertigt, mit handbreiten, in orientalischer Manier gestickten Goldborten besetzt ist; ein die Spitzentaille begrenzender Streif endet vorn in großen Maschen am Saum des Rocks, ein anderer umgibt den Ausschnitt der viereckigen Taille und bildet die Aermelspangen; zu beiden Seiten der Schleppe werden je drei Bordüren aneinander gereiht, die eine Art Hüftdraperie bilden.

Als neueste Gesellschafts- und Theatertoiletten empfiehlt man eine mit Gobelinstreifen abgepaßte Faille-Robe (Fig. 5), die auf der Taille und dem Vorderteil des Rockes einen geschickt arrangierten Spitzen-Shawl zeigt, der mit Gold- oder Silberperlen durchstickt auf dunkler Taille zu bester Wirkung gelangt.

Recht apart ist die Mode, statt der jetzt verbotenen Theaterhüte hübsch geschlungene, vorn mit großen Perlen bordierte Spitzenhäubchen (Fig. 6) zum Entree und auch im Theater zu tragen; sie kleiden trefflich und erweisen sich auch, da sie leicht gehalten sind, praktischer als die oft über Gebühr mit Samt und schweren Agraffen geputzten Hüte, die nach mehrstündigem Tragen wohl manche Migräne verursacht haben. — Eine der neuesten Hutformen ist in Fig. 7 skizziert; aus Filz oder Samt gefertigt, mit rollenartig gewundenen Samtlagen, zwischen denen Edelweißblumen eingestreut sind, garniert, nähert sich diese Façon der ehedem beliebten Rembrandt, die zum Frühjahr wieder eine dominierende Rolle spielen soll. — Capotes mit Vogelgesteck (Fig. 8) sind stark in Aufnahme; jüngere Damen tragen zumeist die wenig geputzten hohen Samthüte (Fig. 9), die, mit geputztem Rand garniert, vorn nur eine Schleifenrosette zeigen. (Fig. 6—9 sind dem „Grand magazin au prix fixe“ zu Wien entnommen.)

Die Webindustrie hat einige nennenswerte Erfolge mit den neu eingeführten Wollbortenstoffen, die, in Rohr- und Korbgeflechtmustern gehalten, sehr apart wirken, errungen; ein nobles Genre repräsentieren auch die dunkeln Gobelin-Imitationen, die man gern zu einfarbigen Plüschen verwendet; mehr dem soliden Geschmack entsprechen die krimmerartigen, fein gelockten Wollstoffe, die zu Röcken, Jacketts, Hüten, Muffs ꝛc. verwendet werden. — Wieder einmal neigt die

Mode dazu, die Pelz-Imitationen wie Sealskin, Kastor, Astrachan, in den Handel zu bringen; die wirklich elegante Dame zieht aber doch den echten Pelz dem nachgeahmten vor. — Besonderer Beliebtheit erfreut sich der ins Graue spielende Blaufuchs; nächst diesem sind Biber argenté und Chinchillah viel in Gebrauch. Einer sonderbaren Modelaune folgend, besetzt man jetzt sogar die eleganten Ball- und Gesellschaftsroben mit breiten Chinchillah-Streifen, denen oben und unten echte Spitzenrüschen angereiht sind. — Zwar soll es, wo das Strenge mit dem Zarten sich eint, stets einen guten Klang geben, die Vereinigung von Tierfellen und spinnfadenfeinen Blütenmustern ist aber abgeschmackt und unharmonisch.

Auf einem der letzten Elitebälle sah man einige tonangebende Modedamen in schwarzen, mit Silberperlen durchstickten Tüllkleidern. Ob diese „Königinnen der Nacht“ Schule machen werden? Wohl kaum! Man liebt in den Ballsälen das heitere Genre herrschen zu sehen, und namentlich jetzt, wo alles von Glühlicht durchflutet ist, sind diejenigen Toiletten die elegantesten, die Farbenschmelz mit glitzerndem Gold- oder Silberschein einen. Ist es auch nur Schein, was da flunkert, leuchtet und beim Strahlenfeuer der elektrischen Sonnen einen blendenden Glanz verbreitet, für das Traumleben einer Ballnacht genügt es. Die wenigen Glücklichen — und wer will sagen, daß sie es wirklich sind? —, die mit echten Bijoux ihre Toiletten durchgeistigen können, verschmähen es zumeist, mit ihrem Reichtum zu prunken, auch sie ziehen den billigen Goldstaub, der den Phantasiestoffen aufgelegt wird, den echten, aus Goldfäden gearbeiteten Goldspitzen vor; die Mode wechselt zu oft, um zu teuren Anschaffungen zu ermutigen. Erzählt man sich doch, daß Prinzessinnen von Geblüt, deren echte Geschmeide Hunderttausende wert sind, Imitationsschmuck bestellen und tragen. Alle Welt glaubt, daß derselbe echt sei, so täuschend versteht man es, das Strahlenfeuer, das den echten Steinen eigen, auch in den imitierten erstehen zu lassen. Juwelier Scharf in Wien, der bekanntlich ein Meister in diesem Fach ist, hatte jüngst einen aus Brillantrosen bestehenden Schmuck ausgestellt, der wenige Tage später die Reise nach Paris antrat. Madame Sarah Bernhard gefällt sich, nachdem sie in den Wechselfällen des Lebens ihre echten Bijoux eingebüßt, in der Behauptung, daß die Scharfschen Brillanten besser als die echten kleiden; gedachte Garnitur von Brillantrosen ist bestimmt, die gefeierte Künstlerin demnächst als Theodora zu schmücken. Vielleicht erzählt sie auch den auf ihre Industrie stolzen Parisern, daß man jenseits des Rheines ihnen zwar nicht ihre Erfolge neidet, aber zum mindesten Gleichwertiges zu schaffen weiß.

Salon-Magie.

Von Alexander.[1])

Die gehorsamen Karten. Der Künstler stellt eine mit Blumen gefüllte Vase auf den Tisch, läßt alsdann drei Karten aus dem Spiele entnehmen, legt diese in einen kleinen viereckigen Kasten und erklärt, daß dieselben daraus verschwinden und aus dem Blumenbouquet wieder zum Vorschein kommen werden. Wie er versprochen, so geschah es.

Auflösung: Das länglich viereckige Kästchen (Fig. 1), dessen Rauminhalt etwa so groß wie ein gewöhnliches Kartenspiel ist, kann man sich leicht aus kräftigem Karton oder aus dem Holze einer Cigarrenkiste verfertigen. Anderenfalls stellt es jeder Buchbinder mit Leichtigkeit her. Dasselbe hat einen separaten, freien, beweglichen Boden (Fig. 2), welcher, aus Karton oder Blech bestehend, genau mit der Farbe des Kästchens korrespondiert. Derselbe ruht im Deckel und fällt, wenn das Kästchen geschlossen wird, auf die in demselben befindlichen Karten. Die Herstellung des Kästchens ist so einfach, daß eine nähere Beschreibung desselben überflüssig erscheint.

Fig. 1.

Fig. 2.

Da es für den Dilettanten seine Schwierigkeit haben wird, drei Karten zu forcieren, d. h. Personen zu beeinflussen, bestimmte Karten zu ziehen, so wollen wir einen einfacheren Weg angeben, um zum Ziele zu gelangen. Man läßt ein ganzes Kartenspiel, aus welchem man eine Karte zurückbehalten, an ihrem Längsende um 1 mm bei dem Buchbinder beschneiden, so daß, wenn die zurückbehaltene Karte wieder hinzugefügt wird, diese etwas länger als die übrigen ist. Unter diese Karte legt man die drei erforderlichen Karten, mischt anscheinend das Spiel, hebt bei der langen Karte ab und läßt die darauffolgenden drei Karten von verschiedenen Zuschauern abnehmen und besehen.

Fig. 3.

Die Blumenvase (Fig. 3) ist größtenteils mit Sand gefüllt. In diesem befindet sich ein gewöhnliches Trinkglas eingestellt, welches bis an seinen Rand mit Blumen umstellt ist. Das Glas muß weit genug sein, um ein kleines offenes Futteral von Blech oder anderem geeignetem Material aufnehmen zu können, welches Raum genug für ein halbes Dutzend Karten bietet. Die in diesem Futterale bereits vorher untergebrachten Karten, welche mit den drei abgehobenen korrespondieren, sind folgenderweise arrangiert.

An die erste Karte, z. B. Coeur-Bube, wird vermittelst eines ganz kleinen Einschnittes ein entsprechend langer schwarzseidener Faden befestigt, welchen man über dem Rücken an der Karte hinaufführt und darauf eine beliebig andere legt. Ueber die letztere führt man den Faden wieder herunter, um die zweite Karte aufzunehmen. Von hier aus wird der Faden wiederum über eine andere beliebige Karte heruntergeführt, um die letzte der Karten in gleicher Weise unterzubringen. Die nebenstehende Zeichnung (Fig. 4) in vergrößertem Maßstabe wird den Gang des Fadens und die Lage der Karten am besten erläutern; a b c sind die zu erscheinenden, d e die willkürlichen Leitkarten, welch letztere dazu dienen, dem Faden den richtigen Gang zu geben.

Fig. 4.

Zieht man nun an dem Ende des Fadens (f), vorausgesetzt, daß sich die Karten in dem Futteral befinden, so steigt die Karte c zuerst, dann b und später a empor. Wird die letzte Karte wieder zurückgeschoben und der Faden mit einem raschen Ruck angezogen, so fliegt dieselbe hoch empor und löst sich von dem Faden ab.

Die auf diese Weise vorbereitete Blumenvase (Fig. 3), an welcher der schwarzseidene Faden herabhängt, wird nun so auf den Tisch gestellt, daß der Gehilfe in Besitz desselben gelangen kann. Anderenfalls kann der Faden eine kleine Schlinge haben, um auf dem Tische mit einem dort bereits vorhandenen Faden, mit welchem der Gehilfe in Verbindung steht, vermittelst eines Häkchens vereinigt zu werden. Nach Umständen kann auch der Künstler selbst den Faden anziehen, doch müssen wir der Erfindungsgabe des Lesers überlassen, wie dies am besten zu bew.rkstelligen.

[1]) Vergl. S. 432 ds. Bds.

Eine neue Schulbank.

Unter den vielen Schulbänken, welche jahraus jahrein das Licht der Welt erblicken, dürfte die Herrn H. Hölscher beziehungsweise der Chemnitzer Turngerätefabrik vor kurzem patentierte vielleicht eine gewisse Beachtung verdienen. Wie aus der beifolgenden Abbildung ersichtlich, ist die Höhe der Bank wie des Tisches verstellbar, so daß sie sich der Körpergröße des Kindes anpassen läßt. Hierzu dient die unten hinter der Bank sichtbare Kurbel, welche durch Gelenkstangen mit dem Sitze sowohl, wie mit der Tischplatte verbunden ist. Ferner läßt sich der Abstand der Lehne und der Tischkante von der Vorderkante der Bank nach Belieben verändern, ebenso die an der Lehne sichtbare Kreuzstütze. Wie aus der Abbildung zu ersehen, kann endlich die Tischplatte nach Belieben in schräger oder wagerechter Lage Verwendung finden; auch bietet sie die Eigentümlichkeit, daß ihr oberer Teil durch Knickung in ein Lesepult oder gar durch ganze Hochstellung in ein Stehpult sich verwandeln läßt. Hierzu dienen Federn und Lochstangen. Zum Schluß sei erwähnt, daß man einen Nähapparat in beliebiger Stellung an die Tischkante befestigen kann. G. van Muyden.

Der gestirnte Himmel im Monat März.

In diesem Monat kulminiert um Mitternacht der östliche Teil des großen Löwen und der westliche der Jungfrau. Nahe dem Scheitelpunkte steht der große Bär und unter dem Pole der Cepheus und die Kassiopeia. Am Tage steigt die Sonne mehr und mehr über den Horizont und geht am 21. genau im Osten auf und im Westen unter, während bis dahin ihr Auf- und Untergangspunkt mehr südlich lag. Merkur ist vom 15. ab abends auf kurze Zeit am Westhimmel nahe bei der Sonne sichtbar, verbirgt sich aber bald wieder in deren Strahlen, wie es überhaupt in unsern Gegenden nur sehr selten gelingt, diesen Planeten mit bloßem Auge wahrzunehmen. Venus ist unsichtbar. Mars und Jupiter können dagegen sehr bequem wahrgenommen werden. Anfangs März ist Mars in Opposition mit der Sonne, d. h. er steht ihr genau gegenüber und kulminiert um Mitternacht. Saturn wird nun weniger gut sichtbar und geht morgens 3 Uhr unter.

Am 2. März steht der Mond in Erdferne, am 13. ist erstes Viertel, am 18. kommt er in die Erdnähe, am 20. ist Vollmond, am 27. letztes Viertel, am 30. steht der Mond wieder in der Erdferne.

Am 5. März findet eine ringförmige Sonnenfinsternis statt, die jedoch bei uns nicht sichtbar ist. Sie wird im großen Ocean, in Centralamerika, sowie im südwestlichen Nordamerika zu sehen sein.

Kanarienvogelzucht.

Angesichts der Thatsache, daß die Kanarienvogelzucht in Deutschland von nicht geringer wirtschaftlicher Bedeutung ist, während sie eine solche offenbar in noch weit höherem Grade erreichen kann, beabsichtigen unser werter Mitarbeiter Dr. Karl Ruß als Redakteur und die Expedition der Zeitschrift „Die gefiederte Welt“ drei Preise a) 150 Mark, b) 100 Mark, c) 50 Mark auszusetzen für Abhandlungen, welche dazu geeignet sind, die Kanarienvogelzüchtung im weitesten Sinne zu fördern. Als Preisrichter sollen drei anerkannte Fachkenner nebst dem Herausgeber und Verleger der Zeitschrift thätig sein. Auch von den nicht prämiierten Aufsätzen wird die Redaktion die besten zur Veröffentlichung erwerben. Alle näheren Bestimmungen des Preisausschreibens sind vom Herausgeber der „Gefiederten Welt“, Dr. Karl Ruß in Berlin, Belleallianceстraße 81, zu erfahren.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Vokalrätsel.

Es sollen vier Worte gebildet werden, in welchen sämtliche Vokale, jeder nur einmal, vorkommen, und deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Gebirge in Deutschland ergeben. Die Worte bezeichnen: 1. ein freudiges Ereignis für jeden Feinschmecker, 2. einen Held aus den messenischen Kriegen, 3. ein wichtiges Ereignis in der Reformationsgeschichte, 4. einen kleinen Vogel.

Charade.

(Viersilbig.)

Zum Lernen dient mein erstes Paar,
Wie denn auch beim Dinieren;
3 4 ein großer Denker war
Und muß 1 2 oft zieren.
Das Ganze steht im Kartenbuch;
In Wirklichkeit grüßt's Jeden,
Wenn er nur einen Höhenzug
Bereist in den Sudeten.

Palindrom.

Ein kleines Wort, — Fünf Zeichen nur, — Lebt fort und fort, — Braucht keine Uhr. — So lang die Welt — Zusammenhält. — Räumt's nicht das Feld — Als kühner Held — Ganz gleich gebaut, — Ob ihr's beschaut — Vom ersten oder — Letzten Laut.

Skataufgabe Nr. 8.

(Kombinations-Aufgabe)

A, B und C spielen Skat. A (Vorhand) hat die folgenden Karten: Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-Aß, Pique-9, Pique-8, Pique-7, Coeur-Aß.

A sagt Treff-Solo an und gewinnt das Spiel, trotzdem nur 3 Points im Skat liegen.

Die beiden Gegner B und C erhalten zusammen nur 29 Points.

Was liegt im Skat? Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

B hat in seinen zehn Karten im Ganzen 13 Points.

Scherzfrage.

Wann lebte Gottfried von Bouillon?

Sternrätsel.

Im nachstehenden achteckigen Sterne sind an die bezeichneten 16 Endkreise die Zahlen von 1—16 derart zu setzen, daß die Summe von je 5 Zahlen, die vertikal untereinander und horizontal nebeneinander zu stehen kommen, 39 betrage

Silbenrätsel.

1.

Wenn das Ganze in dem Ersten liegt,
Weh dem Zweiten, drein's vom Ganzen fliegt.

2.

Der Erste strebt empor zum Licht,
Fehlt Sonnenschein und Regen nicht.
Trifft dich der zweite ins Gesicht,
Dann schiltst du billig: Grober Wicht!
Wer nicht das Ganze fertig bringt,
Ein Landschaftsbild dem nie gelingt.

Rätsel.

In meines Lebens Blütentagen
Hat man mich oft verliebt genannt,
Und doch, wie hatt' ich viel zu klagen,
Durft' ich bei Mädchen wenig sagen,
Wenn bei ihr war — das Rätselwort!

In einem Cirkus küßt' ich neulich
Der hübschen Bändigerin Hand,
Doch gab's ein Hindernis, abscheulich!
Nie war sie ganz allein und gräulich
Stand stets bei ihr — das Rätselwort.

Drauf klagt' ich einem Schriftgelehrten
Der Liebe großen Uebelstand.
Doch dieser sprach: „Daß dich beschwerten
Die Dinge, die wir nie begehrten,
Das ist ja ganz — das Rätselwort!

Rätselhafte Inschrift.

Wir bringen mit nachstehender Abbildung ein vor kurzem beim Abbruch eines Hauses in Berlin aufgefundenes Relief, welches den Altertumsforschern von größter Wichtigkeit zu sein scheint. Es stellt einen römischen Krieger vor, der anscheinend auf der Promenade einer Römerin nachschaut. Im Hintergrunde erblickt man eine Stadt, in der Luft ein Wappen, offenbar das Wappen der Stadt vorstellend, darunter ein fliegendes Band, auf welchem die Buchstaben R O L I N A noch deutlich zu lesen sind, während die beiden Anfangsbuchstaben leider so lädiert sind, daß man sie nicht mehr entziffern kann. Außerdem trägt die Platte eine lateinische Inschrift, deren Entzifferung zur Stunde noch nicht gelungen ist, da rechts und links derselben Buchstaben teils lädiert, teils durch Bruch verloren gegangen sind. Soviel ist sicher, daß der Krieger Metellus vorstellt, welcher Name deutlich zu lesen ist. Das Auffallendste des ganzen Reliefs ist unstreitig das Wappenschild mit darunter stehendem Band. Das Wappenbild, dem Anschein nach ein rechts aufsteigender Bär, ist unverkennbar das Wappen der Stadt Berlin, was um so sicherer zu sein scheint, als die Inschrift auf dem darunter stehenden fliegenden Bande kaum anders als Berolina zu deuten ist, wenn nicht etwa, wie Professor Schulzenmüller in Berlin meint, die beiden lädierten Buchstaben ein C und A gewesen sein möchten und somit das Band außer allem Zusammenhang mit dem Wappenschilde steht, in welchem Falle die Inschrift auf demselben also nicht Berolina, sondern Carolina zu lesen wäre, also der Name der weiblichen Figur.

Diese Ansicht scheint auch um deswillen die richtigere zu sein, weil unter dem Krieger der Name Metellus deutlich zu lesen ist und die im Hintergrund sichtbare Stadt durch das Wappenbild allein deutlich genug als Berlin gekennzeichnet erscheint.

Wir werden, nachdem die verschiedenen Ansichten sich geklärt haben, in einer unserer nächsten Nummern unsern verehrten Lesern das Ergebnis der Forschungen mitteilen.

Schachaufgabe Nr. 22.

Von Isidor Rosner in Lemberg.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XIV.

Von Isidor Rosner in Lemberg.

Weiß. Kg1. Dd7. Ld6. Bc2, h3.
Schwarz. Kf3. Sa7, d8.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 21.

1. Sb5 — d6   Ke5 — d6:
2. Df3 — e4   Beliebig
3. c4 — c5 matt.

1. . . . .   Ke5 — d4
2. Df3 — e2   Beliebig
3. Sd6 — b5 matt.

1. . . . .   h6 — g5:
2. Df3 — e4 +   K beliebig
3. Sd6 — e8 matt.

Lösung von Aufgabe XIII.

1. Th1 — g1   g5 — h4:
2. g3 — h4:   Kg4 — f4
3. Tg1 — e1   Kf4 — g4
4. Te1 — e4 matt.

2. . . . .   Kg4 — h4:
3. Kg2 — f3   Kh4 — h3
4. Tg1 — h1 matt.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 19 wurde ferner gelöst von H. Voltze in Potsdam, O. Erbendruth in Körner, O. Slavik in Teschen.

Nr 18 ferner von W. Ostrogge in Eving, C. Storch in Niemes, Paul Renner in Leipzig.

Schachbriefwechsel.

J. R. in Lemberg. Statt aller Antwort; bei Tf2: aber einfach Db8 ≠. Ihren ferneren ausgewählten Erzeugnissen sehen wir gerne entgegen.

L. M. in Wiesbaden. Lernen Sie nur erst richtig lösen!

E. H. K. in Hamburg. Nicht verwendbar.

Auflösungen zu Heft 5

(Seite 1053).

Homonym: Schlag. — **Buchstabenrätsel:** Weichsel, Wechsel. — **Rätsel:** Eisblumen. — **Rebus:** Karrarischer Marmor — **Silbenrätsel:** Marco Polo, Illimani, Chemnitz, Hagedorn, Editha, Lysimachus, Adrianopel, Natalie, Galba, Ederkopf, Leucothea, Othmar: Michel Angelo — Rafael Sanzio. — **Rätselhafte Inschrift:** Ah Vader e(ine) Mis-arli(e) is!

Die Lösung des **Rätsels** in Heft 3, S. 641 lautet: Schein; **Aufgabe** ebenda: Ezechiel, Ezel; **Charade** ebenda, S. 642: Tangente.

Ein neuer Rettungsapparat.

Karl Scherer in Karlsruhe hat einen neuen Rettungsapparat erfunden, von dem wir nachstehend eine Abbildung unter Beifügung des Gutachtens eines Fachmanns geben. Nach diesem besteht der Apparat aus einem im gleichseitigen Dreieck gestellten System von drei sogenannten „Nürnberger Scheren“, welche durch drei mittels Kegelräder miteinander verbundenen Schrauben in Bewegung gesetzt werden. Um den ersten Anhub zu unterstützen und damit auch die Zeitdauer des Hebens wesentlich zu verkürzen, ist eine besondere Mittelschraube in Anwendung gebracht. Der ganze Apparat mit Wagen, im Gewicht von ungefähr 70 Centnern, ist solide gebaut und kann durch zwei Pferde fortgeschafft werden. Um nicht allein dem Ganzen bei der Verwendung eine sichere Stellung zu geben, sondern den Apparat auch unabhängig von der Bodengestaltung vertikal zu stellen, sind vier kräftige Ausleger mit Schrauben drehbar am Gestell angebracht, durch welche rasch und sicher die Einstellung erfolgen kann. Für gewöhnlich liegen diese Ausleger am Gestell an. Zum Heben und Senken sind acht Personen erforderlich, von denen indessen zwei nur kurze Zeit, beim Anheben, in Thätigkeit zu sein brauchen. Zum vollen Heben der durch die Scheren getragenen Plattform war bei der Probe ein Zeitraum von zwei Minuten vierzig Sekunden erforderlich, wobei indessen in Betracht zu ziehen ist, daß nicht eingeübte Arbeiter in Thätigkeit waren. Belastet war dabei die Plattform durch eine Person. Die Verbindung mit dem Gebäude geschieht durch eine Art Fallbrücke, welche sich in ein Fenster einlegt und kann dann die Plattform bis zu zwanzig Personen aufnehmen.

Optisches Kunststück.

Man nehme ein Zweipfennigstück, schwärze dasselbe und schabe die Ziffer 2 glänzend ab. Dann gebe man dem Zweipfennigstück einen gehörigen Tupfer mit dem Finger, damit es sich im Kreise drehe. Man sieht dann in einer Kugel die Ziffer 2 unverändert stehen. Auch andere Metallplättchen verschiedener Größe mit glänzenden Figuren oder Tieren werden viel Unterhaltung machen. (S. untenstehende Fig.) L. M.

Stereoskopische Abbildungen.

Mit dem Doppelbild der vatikanischen Büste des jugendlichen Augustus bringen wir einen interessanten Versuch, die Grenzen des Illustrationsdruckes durch Einführung stereoskopischer Abbildungen zu erweitern.

Die Autotype-Company in München hatte schon früher versucht, Stereoskopbilder vermittelst des Meisenbachschen Verfahrens, durch welches auch unser Bild hergestellt ist, zu drucken. Der Erfolg war kein zufriedenstellender gewesen, weil die vergrößernden Linsen der Stereoskope auch die feine Körnung des Bildes so stark vergrößerten, daß das Bild unter dem Stereoskop zwar plastisch aber wie mit schwarzem Stramin überzogen erschien.

Die Verwendbarkeit derartiger gedruckter Stereoskopen für illustrierte Zeitschriften war teils hierdurch, teils durch den Uebelstand, daß stereoskopische Apparate nur für einzuschiebende Bilder eingerichtet sind, ausgeschlossen.

Beiden Uebelständen zugleich hilft der Vorschlag des Stabsarztes Hase in Hannover ab, das betreffende Bild mit dem verkehrt gehaltenen, mithin verkleinernden Opernglas zu betrachten.

Scherers Rettungsapparat.

Betrachtet man nämlich nach Dr. Hases Vorschlag umstehendes Doppelbild in der Weise, daß man die großen Gläser des weitausgeschobenen Operngucke rs als Okulargläser benutzt und die kleinen Gläser 15—20 cm vom Bilde entfernt hält, so erscheint das Bild stereoskopisch und das Korn des Bildes durch die verkleinernde Wirkung der Gläser überaus zart.

Bei der weiten Verbreitung der Operngläser und dem Umstande, daß ein Stereoskopbild auch mit freiem Auge betrachtet werden kann, fällt der Mangel eines Opernglases in der Hand eines einzelnen Lesers wohl nicht so stark ins Gewicht, um auf die plastische Anschaulichkeit stereoskopischer Abbildungen in Zeitschriften zu verzichten. Eine so ausgedehnte Verwendung, wie sie sie verdienen, werden derartige Bilder freilich erst dann finden, wenn ein in seinem Effekt der Photogravure gleichstehendes Verfahren entdeckt wird, welches sich zum Drucke mit der Buchdruckerpresse eignet.

Ein optisches Kunststück.

Unsere Kunstbeilagen.

Ein den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannter Künstler H. Kotschenreiter schmückt dieses Heft mit einem prächtigen Bilde „Preiskegelschieben“, das uns mitten in die frohe Luft eines Dorfes oder einer kleinen Gebirgsstadt versetzt. Die Mitglieder des Kegelklubs, der sich seit Wochen des nun vom schönsten Wetter begünstigten Festtages freute, haben bereits gute Würfe gethan und sehen mit Spannung der That des Herrn Pfarrers entgegen, dem sich ganz respektwidrig des Wirts Spitz in den Weg stellt. Währenddem zählt der Schulmeister, als der beste Rechner in dem kleinen Kreis, bedächtig zusammen, was auf jeden einzelnen fällt und berechnet vielleicht auch in Gedanken, zu wie viel Portionen „Kälbernem“ es heute abend reicht, denn wenn die Sonne hinter die Berge gesunken, hebt des Festes zweiter Teil an, auf dessen Schluß sich morgen so mancher nicht mehr besinnen kann. Atmet auf dem Kotschenreiterschen Bild alles Lust und Freude, so führt uns der Autor des „Schneesturm“ ein düsteres Bild aus dem Bereiche der Natur vor. Es ist einer jener Tage, an denen der Himmel von grauen Wolken bedeckt ist, die nur spärliches Licht zur Erde lassen. Der Sturm ächzt und fährt schneidend zwischen den Stämmen dahin, brechend, was er nicht biegen kann. Wohl dem Wanderer, der zu solcher Zeit auf gesichertem Pfad dem nicht zu fernen Ziele entgegeneilt! Nicht ohne wehmütige Empfindung läßt uns S. Dahls Schöpfung „Der Fehlschuß“, eine traurige Episode aus dem Tierleben in seiner Beziehung zu den Menschen. Nichts ahnend war das Tier dem frischsprudelnden Quell entgegengesprungen, als es von der Kugel des Jägers getroffen wurde. Der Schuß war freilich kein Meisterschuß gewesen, das getroffene Tier konnte seinem Verfolger noch entfliehen, aber todwund liegt es nun und blickt mit stummem Schmerz auf das herbeigeeilte Junge. — Von der ganzen Liebenswürdigkeit R. Beyschlagscher Kunst ist auch das diesem Heft beigegebene Blatt des genannten Meisters erfüllt. Die junge Mutter, in der kleidsamen Tracht unserer Vorvorderen, mit dem Attribut der Hausfrau: dem mächtigen Schlüsselbund an der Seite, ruft dem Töchterchen, nachdem sie ihm den Auftrag vorgesagt, ein „Fein nicht vergessen“ zu. Wohl hat die Kleine den besten Willen, aber ihre Gedanken wollen durchaus nicht bei der Sache bleiben, und wenn sich die Thür hinter ihr geschlossen und Nachbars Gretchen sich auf der Straße ihr anschließt, da wird gewiß dem Gedächtnis das Aufgetragene entfallen, trotz der Mutter eindringlichem „Fein nicht vergessen“. — Der Porträtgalerie der Zeitschrift wird heute das Porträt des Mitarbeiters dieser Blätter, Karl Reinecke, einverleibt, der erst vor kurzem mit Rücksicht auf seine Verdienste um die Musikpflege Leipzigs und seine wertvollen Kompositionen zum Ehrendoktor ernannt worden ist. Karl Reinecke ist ein Altonaer Kind und am 23. Juni 1824 geboren. Er wurde von seinem Vater in der Musik ausgebildet und machte dann größere Konzertreisen. 1816/48 lebte er als Hofpianist des Königs Christian VIII. in Dänemark, ging dann nach Paris und übernahm 1851 eine Lehrerstelle am Kölner Konservatorium, die er 1854 mit der eines Musikdirektors in Bremen vertauschte. Von 1859—1860 wirkte Reinecke als akademischer Musikdirektor und Dirigent der Singakademie in Berlin, seit 1860 als Kapellmeister der Gewandhauskapelle und Lehrer des Konservatoriums in Leipzig. In Reinecke vereint sich der vorzügliche Dirigent mit dem bedeutenden Komponisten und vorzüglichen Klavierspieler, und daß er als Schriftsteller mit der Feder umzugehen weiß, bewies sein Aufsatz „Was sollen wir spielen“, den diese Zeitschrift veröffentlichte.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Weinsuppe mit Schokolade. Man dämpfe zwei Eßlöffel feines Mehl in einem Stück frischer Butter hellgelb, gieße dann ein

Liter Wasser und zwei Liter weißen Wein daran und füge, wenn es kocht, 250 Gramm geriebene Schokolade und Zucker nach Geschmack hinzu, lasse, unter stetem Rühren, aufkochen, ziehe die Suppe mit sechs Eidottern ab und richte sie über in Butter geröstete Weißbrotwürfel an.

Fasten-Pastetchen. Man rühre 175 Gramm ganz frische Butter zu Schaum und dann drei Eier, vier Eidotter, 1/3 Liter dicken, süßen Rahm und zuletzt 175 Gramm feines Mehl, etwas Salz, Muskatnuß und abgeriebene Citronenschale hinzu; bestreiche nun kleine Förmchen gut mit Butter, bestreue sie mit geriebenem Weißbrot und fülle sie mit der Masse halbvoll, backe sie im Ofen (Röhre) bei ziemlicher Hitze, stürze sie und serviere recht heiß.

Abgekochte Seezungen. Man nehme große Fische, schuppe die weiße Seite und ziehe die graue vom Schwanze aufwärts ab und entferne Eingeweide und Flossen; bringe sie mit kaltem Wasser, Salz und einem Eßlöffel voll Essig zu Feuer und schnell zum Kochen, stelle sie dann an die Seite und lasse sie noch einige Minuten ziehen, richte sie auf erwärmter Schüssel an, garniere sie mit Petersilie und Citronenscheiben und weichen Salzkartoffeln, nebst folgender Sauce und Senf dazu. Man setze frische Butter in einer kleinen irdenen Kasserolle zum Weichwerden einige Minuten auf kochendes Wasser und rühre sie, bis sie Blasen wirft, gebe dann, unter fortwährendem Rühren, langsam nach und nach etwas von dem Fischwasser und ein wenig sehr fein gehackte Petersilie dazu und rühre noch fünf Minuten.

Schneidbohnen (aus Büchse) mit Häring-Klops. Man gieße sie auf einen Seiher und schüttle ihn leicht, daß die Brühe gut ablaufe, gebe reichlich recht frische Butter in eine flache Kasserolle und stäube ein wenig Mehl darüber, thue die Bohnen hinein, lasse sie eben durchkochen und füge vor dem Anrichten fein geschnittene Petersilie hinzu, kann auch, auf englische Art, unmittelbar vor dem Servieren den Saft einer Citrone darauf drücken.

Häring-Klops. Man wässere vier Häringe, häute und entgräte sie und hacke sie mit einer großen Zwiebel recht fein; verrühre dies mit drei Eiern, einem starken Eßlöffel sauren Rahm, ebensoviel geschmolzener Butter, ein wenig eingeweichtem Weißbrot, gestoßenem Pfeffer und soviel gestoßenem Zwieback, als der Teig annimmt, gut durcheinander; bestreue nun einen Kochlöffel mit gestoßenem Zwieback, drücke von der Masse hinein und streiche es oben ab, nehme

Stereoskopische Abbildungen (S. 1265).

die Klops mit dem Messer heraus und wenn sie alle geformt sind, so brate man sie mit Butter in einer flachen Pfanne auf beiden Seiten. — Auch sehr gut zu grünen und gelben Erbsen, weißen Bohnen und Kartoffeln.

Falscher Filetbraten. Man koche einen wohl gereinigten, in Stücke geschnittenen Karpfen in gesalzenem Wasser gar, entferne Haut und Gräten und wiege das Fleisch recht fein; weiche dann, auf ein Kilo davon, zwei abgeriebene, feine Weißbrötchen in einem kleinen Teil der erkalteten Karpfenbrühe, drücke sie wieder aus und gebe sie zu 125 Gramm zu Schaum gerührter Butter, nebst 125 Gramm gewässerten, fein gehackten Sardellen, einigen geriebenen Schalotten, ein wenig weißem Pfeffer und drei Eiern und verrühre dies alles mit dem gewiegten Karpfenfleische zu einer feinen Farce, die man auf einem mit geriebenem Weißbrot bestreuten Backbrette wie einen Filetbraten formt, ganz flache Einschnitte darüber macht und in diese Sardellenstreifen drückt. Dann brate man es, wie einen Filetbraten, mit Butter im Backofen (Röhre), begieße es fleißig und thue zuletzt sauren Rahm an die Sauce.

Reis-Auflauf mit Kruste. Man koche 50 Gramm abgebrühten Reis in einem Liter Milch mit 60 Gramm Zucker, an dem die Schale einer Citrone abgerieben worden, langsam gar und dick, rühre ihn mit vier Eidottern ab und ziehe den festen Schnee von vier Eiweiß vorsichtig durch die Masse. Zu der Kruste schlage man fünf Eiweiß zu festem Schnee, ziehe 250 Gramm fein gesiebten Zucker langsam darunter und streiche mit der Hälfte davon eine etwas tiefe Porzellanschale aus, stelle diese in einen nicht zu heißen Ofen (Röhre) und lasse die Schaummasse hellgelb und recht spröde backen, fülle nun den Reis hinein, streiche die andere Hälfte darüber, backe sie, in mäßig heißem Ofen, ebenfalls hellgelb und spröde und serviere dann gleich.

Fastenbretzeln. Man bereite aus einem Kilo Weizenmehl, einem Eßlöffel Salz und 30 Gramm in warmem Wasser aufgelöster Hefe einen dicken Teig, der noch steifer als ein Brotteig sein und ein wenig aufgehen muß und dann solange geknetet wird, bis er ganz glatt und klar ist. Hierauf rollt man ihn zu einer Wurst, schneidet Stücke davon ab, rollt sie mit den Händen fingerdick aus und formt Bretzeln, welche man in kochendes Wasser thut und solange darin läßt, bis sie, die anfangs untersinken, wieder in die Höhe kommen, worauf man sie in kaltes Wasser gibt und, aus diesem genommen, mit Salz bestreut und, am besten im Bäckerofen, jedenfalls aber nicht auf Backblechen, rasch backen läßt. Beim Verspeisen werden sie gespalten und mit Butter bestrichen, häufig auch noch mit geriebenem grünen Käse oder mit überzuckerten Aniskörnern bestreut.

Beliebter Fastnachtpunsch. Man lasse einen rohen, recht gesunden, zu dünnen Scheiben geschnittenen Selleriekopf mit einer Flasche weißem Wein, der abgeriebenen Schale und dem Safte von zwei Citronen und 750 Gramm Zucker mehrere Stunden ziehen, nehme dann den Sellerie heraus, gieße eine Flasche guten Rum und zwei Liter kochendes Wasser zu dem Wein und serviere am besten heiß, wiewohl er auch kalt wohlschmeckend ist.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

E. S. Welchen Unsinn man uns zumutet zu lesen, beweise der Anfang Ihres höchst albernen Gedichts:

Frühlingszauber.

Balsamisch weht die Luft mich an —
Was hat dies zu bedeuten?
Der Winter ist nun alt und lahm,
Wie läßt sich dies wohl deuten?

C. P. in W. Hier eine Blütenlese aus Ihren gesammelten Gedichten, welche die Eigentümlichkeit haben, daß einem immer das zuletzt gelesene als das schlechteste erscheint.

Es sind uns Leiden stets beschieden,
Auf unsrer Erdenbahn hienieden.
Sie sind bald klein, sie sind bald groß
Und jeden trifft sein eignes Los.

Doch weilt die Hoffnung noch im Herzen,
Und macht erträglich uns die Schmerzen,
Sie läßt uns harren auf bessre Zeiten,
Die stimmen uns in andern Seiten.

Und sind die Leiden nun geschwunden,
So hat das Glück sich eingefunden.

Ich kenn' ein Häuschen nett und klein,
Von außen schön, von innen fein,
Es wohnt darin ein Mädchen hold,
Das ich gar gerne küssen wollt'.

Das Häuschen steht so einsam hier,
Dort scheint die Sonn' am frühsten schier.
Und auch der Mond, der helle,
Bescheint's des Abends schnelle.

Die Sternlein klein und zart,
Bescheinen's auch nach ihrer Art.

Zitternd kauert dort ein armes Kind,
Traurig an der Mutter ödem Grab,
Hält die Händchen fest am Brüstchen,
Dämpfend seines blut'gen Herzens Schlag.
— Lassen Sie sich für Geld sehen!

Treuer Abonnent in W. Wenden Sie sich an die Direktion der Forstakademie in München, wo Ihnen die zuverlässigste Auskunft werden wird.

G. M. in Sch. Es handelt sich um einen Druckfehler, indem statt G. W., F. W. gesetzt wurde. An der Verlosung haben Sie trotzdem teilgenommen.

Kapitän Sch. in H. Ein Gesuch im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" würde sicher zum Ziel führen. Setzen Sie sich mit Scheibles Antiquariat in Stuttgart in Verbindung, das die nötigen Schritte veranlassen wird, Ihnen zu dem Werke zu verhelfen.

W. L. in R. Ihr Gedicht „Der Jungfrau Klage" ist so miserabel, daß es nicht der Mühe wert ist, davon auch nur ein Wort zu drucken.

R. M. in C. Diese Lösung der Frage ist von uns mehrfach versucht worden, aber ohne Erfolg, denn die Rätsellöser wollen den Beweis haben, daß sie auch an der Verlosung teilgenommen haben. Die Lösung selbst wird ja natürlich stets veröffentlicht.

K. v. E. in F. Ueber die diplomatische Carriere ist uns nach der angedeuteten Richtung nichts bekannt. Sie wenden sich am besten an das Ministerium des betr. Landes, in dem Sie Ihre Laufbahn beginnen wollen.

M. in R. Die Beantwortung dieser Frage würde zu weit führen. Wir empfehlen Ihnen jedoch zur Orientierung Hirths Parlaments-Almanach.

Abonnent in C. Ihr Wunsch wird erfüllt. Was Sie über den Preis sagen, beweist eine Unkenntnis der Verhältnisse, die der Fachmann belächeln muß.

A. St. in B., J. Sch. in A., B. B. W. 4, D. W. in K., H. B. in K. Ihre Anfragen trafen zu spät ein, als daß sie im Weihnachtsheft hätten berücksichtigt werden können. Sie wollen bedenken, daß wir stets einen Monat vor der Ausgabe des jeweiligen Heftes Redaktionsschluß eintreten lassen müssen.

B. T. in B. Das „Humoristische Deutschland" ist eine bei W. Spemann in Berlin und Stuttgart erscheinende Monatsschrift, die Sie zum Preise von 1 Mark pro Heft durch alle Buchhandlungen beziehen können.

P. E. in Sch. Holub lebt zur Zeit in Afrika. Für gewöhnlich ist sein Domizil Wien. Vielleicht erfahren Sie Näheres über ihn in seinem Geburtsort Holitz in Böhmen.

H. R. in L. Sultan ist das arabische Wort für Gewalthaber, Herr. Mit Walide-Sultane bezeichnet man die Mutter eines regierenden Sultans.

G. W. in M. Vielen Dank für Ihre Mitteilungen über den Totenkopf. Wir haben jedoch schon früher eine ähnliche zum Abdruck gebracht.

Weltpost.

H. F. in M. Das wäre wohl eher etwas für Lohmeyers „Deutsche Jugend", als für uns.

A. F. in St. Einbanddecken können Sie zu allen Bänden erhalten, der Preis für die älteren Bände ist nicht höher als der für die neueren.

H. Sch. in R. Wir haben keine Gelegenheit, die Wirksamkeit der Barttinktur zu erproben, halten es überhaupt für eine lächerliche Schwäche, da wo die Natur keinen Bartwuchs hervorbringt, ihn durch künstliche Mittel erzielen zu wollen.

F. F. in W. Lassen Sie das Dichten, Sie haben kein Talent dazu.

Sphinx. Sie hätten Ihre Sommerfrische auch besser anwenden können, als indem Sie während ihrer Dauer diesen Berg Gedichte fabrizierten. Die Menge thut's nicht und fünf Bogen voll dilettantischer Schmiereien auf einmal verträgt auch unsere Geduld nicht.

Wiener Abonnent. Nun wir meinen denn doch, daß man ein guter Dichter sein kann und dennoch den Unterschied von Bug und Kiel nicht zu kennen braucht. Die Redaktion wenigstens gesteht ihre Unkenntnis nach dieser Richtung hin ohne jedes Schamgefühl zu.

E. C. in G. Sie singen in Ihrem Fortschrittseifer „Die Wissenschaft wird siegen", schreiben aber „Gaugelei". Die Sprachwissenschaft scheint demnach bei Ihnen noch keine Siege errungen zu haben.

K. F. in G. Es handelt sich allerdings um den Dichter Eduard Paulus in Stuttgart.

R. E. in R. Den Vortrag zu bringen, können wir Ihnen nicht versprechen, dagegen verweisen wir Sie aber auf eine Ihnen gewiß willkommene Lektüre, auf Hellwalds Kulturgeschichte (Augsburg, Lampart), die schon in 3. Auflage vorliegt. Ausländisches bringen wir doch gewiß genug; Sie dürfen nicht vergessen, daß es zahllosen Lesern auch eine große Freude ist, von den Schönheiten Deutschlands zu hören.

J. B. in H. Vielen Dank für die freundliche Anerkennung aus Finnland.

M. F. in Ch. Schönen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ihre Erzählung in der Eisenbahnzeitung ist gar nicht übel, flott erzählt, launig und auch für den Nichtfachmann nicht ohne Reiz. Bleiben Sie in diesen Kreisen, Sie werden darin immer dankbare Leser finden.

Mr. J. R. P. in L. Whistaufgabe Nr. 5 richtig gelöst.

E. Sch. in **Sinsheim.** (Skatanfrage. Berechnung des Ramsch.) „Hat ein Spieler keinen Stich oder in seinen Stichen kein Point, so gilt er als Jungfer. Ist ein Spieler Jungfer, so zahlt der Verlierer 15, sind zwei Jungfern, 20 Points. Bei Point-Ramsch erhält derjenige, welcher die meisten Augen hat, die Zahl dieser Augen als Points schlecht geschrieben. Der Skat bleibt bei beiden Arten des Ramschens neutral." Hertefelds „Illustriertes Skatbuch" Seite 42. Breslau, Kerns Verlag.

Aerztliche Autoritäten werden gebeten, ihre Ansichten, auf wie hoch sich annähernd die Zahl der Scheintoten in Deutschland alljährlich beläuft, in diesem Blatte geneigtest kund zu thun.

Ph. in M. — G. F. in M. In Ihrer Lösung der Dominoaufgabe Nr. 2 sind die fünf Steine des C richtig angegeben. Bezüglich der vier Steine, welche A gesetzt hat, verweisen wir auf unsere Lösung.

Julius M. in Dortmund. Sie übersehen eine Bedingung der Skataufgabe Nr. 6: „Ohne ein Aß." Daher ist Ihre Lösung nicht richtig.

Würzburg (unleserl. Unterschrift). Ihre Kritik ist durchaus unberechtigt, wie wir Ihnen brieflich auseinandersetzen werden, wenn Sie uns Ihre Adresse mitteilen wollen. Sie sind der einzige, der diese Bemerkung macht.

X. N. 19. So leicht ist es nun doch nicht, Doktor zu werden, daß man neben dem Studium auch noch Volontär in einem kaufmännischen Geschäft sein kann. Wir verweisen Sie zu genauer Orientierung auf das Buch von Dr. Baumgart: „Ueber die Bedingungen zur Erlangung der Doktorwürde" (Berlin, Decker).

N. 20. Auch Sie scheinen ein wunderlicher Heiliger zu sein und wenig Respekt vor der Wissenschaft und desto mehr vor dem Titel zu haben. Es ist Ihnen gleich, ob Sie Philosophie, Jurisprudenz oder Chemie studieren und Sie fragen, bei welchem Studium Sie am raschesten zum Doktor kommen? Wir weisen Sie ebenfalls auf vorstehendes Buch, wünschen Ihnen aber, falls Ihre leichtfertigen Ansichten über die Wissenschaften die gleichen bleiben, einen gründlichen Durchfall im Examen.

Weltpost.

E. W. in W. Der Verfasser des den Weltpostlesern unvergeßlichen Heidebildes sendet uns nachstehendes Gedicht, das wir unverkürzt und ohne Kommentar zur Unterhaltung unserer Getreuen abdrucken.

Auf dem Schneeberge.

Als der Morgenwind mit feuchten Schwingen
Durch die Thäler strich im Schneeberg drein,
Hört' ich einer Hirtin Stimme klingen:
„O wie blau ist doch des Himmels Schein.“

Großer Blödsinn ist dem Schaf verliehn,
Auf dem Acker frißt das dumme Vieh,
Aber ach! um meinen Gram zu fressen,
Daran dachte dieses Tier noch nie.

Schwere Lasten trägt der Möbelwagen,
Trägt des Handelsmannes mächt'ger Buck'l,
Aber ach! um meinen Gram zu tragen,
Ist kein Mann, kein Wagen stark genug'l.

Unser Wildbach schäumt von Waldesstämmen,
Schäumt von jedem Blatt herab im Flug,
Doch um meinen Gram hinabzuschwemmen
Wäre selbst ein Doppelliter nicht genug.

Während ihre polychrome Herde
Grasend sprang und fraß den Wiesenhang
Tönt ein Möbelwagen auf der Erde,
Tönte fort ihr trauriger Gesang.

Tönt um acht Uhr früh ihr im Gemüte,
Tönte auch um zwölf Uhr zu Mittag,
Tönte selbst um vier Uhr noch zur Jause,
Abends acht Uhr war es noch nicht ause.

Ja, es tönt um halber neun noch schöne,
Selbst nach Thorsperr' noch, das ist um zehne,
Bis der Mond mir sanften Blicks vertraut
Die Süße des Genesungssauerkraut.

Das aus blindem Eifer sie gemieden,
Issit mit Hochgenuß sie jetzt hinein,
Und so wie mir scheint ist wieder Frieden:
„Woher jodeln sie denn jetzt zu zwei'n?“

Und fürwahr! als früh mit feuchten Schwingen
Wiederum die Morgenkühle strich,
Hört dieselbe Maid ich jubelnd singen:
„Wer macht noch so ein Gedicht wie ich?“

H. P. in NO. Ihre freundlichen Gesinnungen für „Fels“ gefallen uns sehr, Ihre Gedichte um so weniger. Wenn Ihr Leid einem Meer und Ihre Thränen Strömen gleichkommen, ist es kein Wunder, daß die Poeme so wässerig ausgefallen sind.

Th. Sch. Ohne näheren Anhaltspunkt Ihren Reisegefährten zu entdecken, ist sehr schwierig, indessen machen wir den Versuch und fragen hierdurch unsere freundlichen Leser, ob ihnen vielleicht die Adresse eines

Prof. M. Blümlein,

der sich einige Zeit in Würzburg aufgehalten hat und als Naturforscher reist, bekannt ist.

Komponist Wien. Das ist doch zu viel verlangt, einen Beitrag aus dem ersten Heft noch einmal zu drucken, weil er Ihnen verloren gegangen. Da ziehen wir es schon vor, Ihnen das Heft zu senden und bitten zu dem Zweck um Ihre Adresse.

F. v. O. auf W. Ueber Weidenzucht empfehlen wir Ihnen die Werke von Nöthlichs (1874), Krahe (2. Aufl.), Dochnahl (1881). Ueber Krebszucht ist uns nichts bekannt, vielleicht finden Sie etwas in dem Werk von Huxley, von dem 1880 eine deutsche Uebersetzung erschienen ist.

C. P. in W. 1) In einem der nächsten Hefte. 2) Ebenso. 3) Vorläufig nicht in Aussicht genommen, vielleicht später.

F. K. in A. Sie finden in diesem Heft einen ganzen Artikel über Sportlitteratur.

H. K. in L. Zur Beantwortung Ihrer ersten Frage ist es leider jetzt zu spät. Auf die Unmöglichkeit, die Hefte zu beschneiden, wurde schon mehrfach hingewiesen. Die statistische Tafel erscheint demnächst, resp. notwendige Daten konnten uns erst mit Beginn des neuen Jahres zugänglich gemacht werden.

C. F. in G. Mit Ihrer Lösung des Problems, einen lenkbaren Luftballon herzustellen, werden Sie wohl kein Glück haben. Es ist eine schnurrige Idee, dem Ballon ein Pferd vorzuspannen und ihn dadurch zu lenken. Warum sich dann nicht gleich in einen Wagen setzen?

R. D. in C. Wir empfehlen Ihnen zu Ihrer Orientierung die Broschüre: „Die 24-Stunden-Uhr. Ein Wort an das Publikum von einem Freunde des Fortschritts“ (Dresden, Warnatz & Lehmann).

A. M. in L-A. Eine Schilderung von Los Angelos läge uns doch zu ferne.

L. K. in M. Ein durchaus kompetenter Richter in dieser Sache ist Dr. R. Vorberger in Posen, an den Sie sich mit Berufung auf den Redacteur dieser Blätter wenden wollen. Er wird Ihnen dann sofort Auskunft geben.

Weltpost.

K. B. in W. Wir danken Ihne[n] bestens für das mit Rücksicht auf den Kotel[...]mannichen Aufsatz in Heft 1 eingesandte Ge[...]dicht eines dreizehnjährigen Blinden in de[r] Blindenschule zu Weimar, und drucken e[s] nachstehend ab.

Frühlingslied
von Friedrich Teichmüller.

Der Frühling ist erschienen
Mit seinen Blümelein;
Nun sammeln auch die Bienen
Den Honig wieder ein.
Die Vögel kommen wieder,
Geführt von Gottes Hand,
Und singen helle Lieder
In unserm Vaterland.

Die kalten Winterstunden,
Mit Sturm, mit Eis und Schnee,
Die oft sich eingefunden,
Sie sagen nun ade!
Den rauhen Winter wieder
Der Lenz vertrieben hat,
Und schöne Frühlingslieder
Hört man in Dorf und Stadt.

Die Sonne lieblich blicket
In unser Angesicht,
Sie alle uns erquicket
Mit ihrem hellen Licht.
Sie scheinet warm und milde
Auf Wiese und auf Wald,
Vom himmlischen Gefilde
Die glänzende Gestalt.

Sie ruft: „Ihr lieben Leute
Kommt! Kommt heraus zu mir;
Ich scheine ja doch heute
So warm und wonnig hier.
Die milden Strahlen schicke
Ich jedem grünen Feld,
Und mit ihm gleich erquicke
Ich überall die Welt.“

Der Baum mit seinen Aesten
Und mit dem frischen Duft,
Mit seinen kleinen Gästen
Den Vögeln in der Luft,
Die sich voll Jubel schwingen,
Er lockt auch uns heraus,
Wo seine Gäste singen
Und halten ihren Schmaus.

Wer ist's nun, der dem Baume
Viel Segen dargebracht,
Der in dem Waldesraume
Für jeden Vogel wacht?
Der jeder zarten Blüte
Die Nahrung immer gibt?
Das bist du Gott voll Güte,
Der alle Dinge liebt.

M. H. in W. Wenn Sie über kein[e] [b]esseren Gedanken verfügen, als in Ihre[m] Gedicht „Herbstgedanken“, so können S[ie] uns aufrichtig leid thun. Die Leser werde[n] uns beistimmen, wenn sie nachfolgende Pr[o]ben gelesen haben:

Schon fängt das Laub zu fallen an,
Die Bäume werden kahl,
Den Pelz ergreift so mancher Mann
Zur Kleidung sich als Wahl. —

Die schöne Zeit verrann so schnell,
Die Tage sind schon kurz,
Der Hirt in seinem Lammesfell
Empfindet auch den Sturz.

H. H. in C. Verf. schreibt uns: „A[uf] das Schreiben teile ich Ihnen mit, daß i[ch] die statistischen Notizen über die Zahl d[er] Blindenanstalten in den verschiedenen Län[...]dern einer medizinischen Zeitschrift, wenn i[ch] mich nicht sehr irre, der „Allgemeinen med[i]zinischen Central-Zeitung“ von Dr. H. Roser[...]thal entnommen habe. Aus mir selbst bi[n] ich natürlich außer stande, anzugeben, o[b] dieser oder Frau H. H. recht hat. Doch bi[n] ich geneigt, die Angabe der letzteren für di[e] richtige zu halten, da sie einerseits als Amer[i]kanerin besser mit den Verhältnissen vertrau[t] sein dürfte, andererseits in den Vereinigte[n] Staaten so viel Humanitätssinn herrsch[t], daß dort leicht 31 Blindenanstalten existiere[n] können.“

F. K. M. Ihre Gedichte sind zu[m] Teil sehr originell, besonders gefällt uns da[s] folgende:

Echt.

Nur keinen Lack!
Alles sei echt!
Lack ist fürs Pack,
Das selbst innen schlecht:
Sei's Holz, sei es Eisen, sei's Gold oder Stei[n],
Wie's innen beschaffen, laßt's außen auch sei[n],
Denn aller der Firnis, die Tünche, vergeh[t],
Das Wahre allein nur, das Tiefe besteht,
Und, fand erst das Auge am Echten Geschmac[k],
Bald schaut auch das Herze die Lüge, den La[ck].

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78 Friedrich-Strasse 78

Damen-Kleiderstoffe, Flanelle, Besatzstoffe etc.
liefert in beliebiger Meterzahl, in nur reellen Qualitäten an Private, zu **billigsten Fabrikpreisen** — Muster frei — [2027]
Paul Louis Jahn, Greiz,
Fabrik reinwollener Waaren u. Versandtgesch.
Garantie für reellste Bedienung: Im Fall Zurücknahme.

Bigotphones
komische Musikinstrumente in allen nur möglichen und unmöglichen Formen für **lustige Gesellschaften, Bälle, heitere Serenaden, komische Musik-Kapellen** ꝛc. Die Instrumente sind aus Carton gefertigt, machen viel Lärm und kosten sehr wenig. Jedermann kann darauf blasen und die schönsten Melodien hervorbringen.
Sortiment I B 6 verschiedene Instrumente ℳ 3.50.
" II B 12 " " " 6.—.
Meine **illustrirte Preisliste** über **Gesellschaftsspiele** im Freien ꝛc. (Nr. 71) steht auf Verlangen **franko** und **gratis** zu Diensten.
N. L. Chrestensen, Erfurt,
Kgl. Preuß. Hoflieferant. [1903]

Egyptische Cigaretten von Nestor Gyanaclis
empfiehlt, Wiederverkäufern mit entsprechendem Rabatt, der Generalvertreter für Deutschland
[2105] **Georg Krebs, Frankfurt a. M.**

Transparent-Placate in feinster Ausführung liefert billigst Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund. Muster auf Verlangen. [2121]

Robert Bockemüller, Hasselfelde im Harz
(Firma-Bestand seit 1860)
versendet franco jeder Poststation des Deutschen Reiches, der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie und der Schweiz per Postnachnahme:

Große fette Harzer Kümmel-Käse
fein und piquant, in Kistchen von 5 Kilo Brutto, enthaltend 90 Stück, M. 3. 60.
Feinsten Sahnen-Käse
in Stagniol-Verpackung in Kistchen von 4 Kilo Netto M. 4.—

Alten Nordhäuser Kornbranntwein
in Fäßchen à 4 Liter Inhalt, allgemein belobt und anempfohlen, M. 4. —
Feinen Rum
in Fäßchen à 4 Liter Inhalt M. 5. — [1937]

In größeren Posten bei Bahn-Versand wesentlich billiger.

Zu Fabrikpreisen
versenden wir jedes Maaß unserer beliebten, reinwollenen
Cottbuser Zwirnbuckskins, Cheviots u. Kammgarne
zu Herren- und Knaben-Anzügen von M. 3. 60 Pf. pro Meter ab, schwarze u. forstgrüne Tuche von M. 4. 50 Pf. ab. Muster frei.
Eberhardt & Co., Cottbus, [2178]
Fabrik-Lager.

Bad Thalkirchen bei München.
Wasserheil- u. diätetische Anstalt. — **Winterkuren für Nerven-, Unterleibs- und sexuelle Krankheiten. — Morphiumentwöhnungs-Kuren** (allmählig). Ausführliche Prospekte gratis und franco durch
[2103] *Dr. V. Stammler, Besitzer und Arzt.*

Bayerische Hypotheken- & Wechselbank in München.
Gegründet im Jahre 1836 mit einem baareingezahlten Garantiekapital von 20,000,000 Gulden.
Abtheilung für Lebensversicherung.
Die Bank versichert für den Todesfall auch mit Betheiligung der Versicherten am Geschäftsgewinn im Verhältniß der Summen der bezahlten Prämien, wodurch eine fortwährende Verminderung der Prämienzahlung bewirkt wird, indem sich die Dividende der Versicherten z. B. bei einem Gewinnantheil von 3% der Gesammtprämienzahlung für die 5. Jahresprämie 10. Jahrespr. 20. Jahrespr. 30. Jahrespr. 40. Jahresprämie auf 15% 30% 60% 90% 120% dieser Prämie stellt.
Günstige Bedingungen für die Aufnahme, für Beleihung und Rückkauf von Policen, für Veränderungen u. s. w.
Grundbestimmungen, Prospekte und sonstige Drucksachen, sowie weitere Auskünfte stehen kostenfrei zu Diensten.
[1909] **Die Direction.**

Preußischer Beamten-Verein.
Protector: Seine Majestät der Kaiser. [2188]
Sitz der Direction: Hannover.
Lebens-, Kapital- und Leibrenten-Versicherungs-Anstalt für den gesammten **deutschen** Beamtenstand.
Aufnahmefähig: Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Aerzte, Rechtsanwälte, Lehrer ꝛc.
Verwaltungsrath: Oberpräsident v. Leipziger, Exc., Vorſ.; Oberrendant Bode; Staatsminister v. Boetticher, Exc.; Ministerialdirector Bosse; Landgerichtsrath Bunsen; Oberbaurath Durlach; Geh. Kanzleirath Riechers; Präsident v. Stockhausen; Senator Wülbern.
Orientirende Drucksachen sendet auf Erfordern kostenfrei **die Direction.**

VAN BUSKIRKS SOZODONT
ist das angenehmste, beste und billigste Präparat (1 Carton reicht 4—5 Monate aus) zum **Reinigen d. Zähne, zur Erfrischung des Mundes, Verhütung von Zahnschmerz und Vertreibung von übelriechendem Athem.** Seit 26 Jahren mit steigendem Erfolg überall eingeführt und von Autoritäten der Zahnheilkunde empfohlen. Gegen werthlose Nachahmungen wird gewarnt und man verlange das **echte „Van Buskirks Sozodont" von Hall & Ruckel, New-York.** Durch jede renommirte Handlung der Branche in Europa wie in Amerika zu haben. [1774]

Ganz neu! Deutsche Typen-Schreibmaschine.
Preis nur 60 Mark.
Schreibt jeden Brief unmittelbar mit gedruckten Lettern, klar, deutlich, unzweifelhaft, arbeitet nach geringer Uebung sehr schnell, äußerst bequem, gestattet zugleich die Herstell. von 4 gleichlautenden Exempl. auf Briefpapier u. 10 bis 15 Copien auf Vervielfältigungs-Papier.
— **Preis 60 Mark.** —
Carl Fraenkel,
Berlin W., Französische Straße 33 d.

Kanarienvögel — Meine vorzüglich singenden vorjähr. **Kanarienvögel** werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren unmöglich i...
R. Maschke, St. Andreasberg, Harz.

Jede Dame ist
im Stande, **altdeutsche gepunzte Leder**-[arbe]iten als schöne Geburtstags- u. Weihnachtsgeschenke herzustellen. **Werkzeugkästen** mit Anleitung u. Vorlagen hierzu Preis M. 10. — u. M. 14. — versendet **Gustav Fritzsche,** K. Hoflief. **Leipzig.** Preisverzeichnisse franco und gratis.

Lebensgrosse **Portraits** in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. Prachtvollstes Festgeschenk. Schönstes Andenken an Verstorbene. Preisliste frei.
Artist. Institut v. **C. HOMMEL**
Bockenheim-Frankfurt a. M.

Stottern! [2209]
wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.**

Prämiirt mit 27. Medaillen
Stollwerck'sche Chocoladen.
ausgezeichnet mit 26 Hofdiplomen.
Niederlagen in allen Städten Deutschlands.
Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet. [1402]

Patentirt in Europa und Amerika
Ehrlichs Orchestrionettes
Preisgekrönt auf 6 Ausstellungen
sind gegenwärtig die vollkommensten mechanischen Musikwerke, auf denen man fortwährend neue Musikstücke nur durch Einspannen feiner Papp-Noten spielen kann. Dieselben eignen sich zur Unterhaltung, zu Tanzmusik und Begleitung von Liedern, und sind besonders Familien auf dem Lande — Vereinen, Gasthöfen, Restaurants und Cafés zu empfehlen. Preis der Instrumente und Noten **äusserst billig. — Lohnender Artikel für Wiederverkäufer und Export.** Illustrirte Preislisten u. Notenkataloge sind **gratis** u. franko zu beziehen durch jede feinere Instrumenten- u. Spielwaarenhandlung, sowie direkt durch die
Patent
[1908] **Fabrik Leipziger Musikwerke**
vorm. Paul Ehrlich & Co. zu GOHLIS-LEIPZIG.

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug *J. v. Liebig* in BLAUER FARBE trägt.